Vol XIII.

REALLEXIKON DER VORGESCHICHTE

DREIZEHNTER BAND

BIBLIOTECA CENTRALA
A
UNIVERSITAŢII
DIN
BUCUREŞTI

BIBLIOTECA CENTRALĂ
UNIVERSITARĂ
București

Cota III 467469
Inventar 74421



Inv. H. 26.057
03/3202

Reallexikon der Vorgeschichte

UNTER MITWIRKUNG
ZAHLREICHER FACHGELEHRTER

HERAUSGEGEBEN VON

MAX EBERT
ORD. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

13

DREIZEHNTER BAND

SÜDOSTBALTIKUM – TYRUS

MIT 178 TAFELN



74491

Berlin 1929

VERLAG WALTER DE GRUYTER & CO.

VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG — J. GUTTENTAG, VERLAGS-BUCHHANDLUNG — GEORG REIMER — KARL J. TRÜBNER — VEIT & COMP.

Biblioteca Centrală Universitară
BUCUREȘTI
Cot. III 467469
Inventar 74421

Printed in Germany
Copyright 1929 by Walter de Gruyter & Co., Berlin

S

(Fortsetzung)

Südostbaltikum (Estland, Lettland, Litauen; Tf. 1—15[F]).

A. Steinzeit.

§ 1. Geschichte der Forschung. — § 2. Estland. — § 3. Lettland. — § 4. Litauen.

§ 1. Geschichte der Forschung. Die ersten Hinweise auf Altertumsfunde finden sich bei älteren Geschichtsforschern von dem Ende des 18. und dem Anfang des 19. Jh.: A. W. Hupel, J. Chr. Brotze, L. A. Mellin, Ed. Ph. Körber u. a. Die Forschung begann aber erst mit der Gründung der Geschichts- und Altertumsvereine. Als erste ist die Gesellschaft für Literatur und Kunst in Mitau (1816) gegründet worden, dann die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde in Riga (1834) und bald danach die Gelehrte Estnische Gesellschaft in Dorpat (1838) und die Estländische Literärische Gesellschaft in Reval (1842). Kleinere Gesellschaften entstanden später auch in den Provinzialstädten (Fellin, Narwa, Arensburg, Pernau, Weißenstein, Wenden, Libau). Sämtliche Vereine haben Sammlungen angelegt, von denen sich die größten in Mitau, Dorpat und Riga befinden.

Den Anlaß zur ersten wissenschaftlichen Arbeit auf dem Gebiete der Vorgeschichte gab ein Naturereignis: die Düna-Überschwemmung im J. 1837, wodurch bei Ascheraden (unweit Riga) ein großes Gräberfeld bloßgelegt wurde. Prof. Fr. Kruse wurde vom Kaiser Nikolaus I. beauftragt, dasselbe zu untersuchen. Die Ergebnisse seiner Forschungsreisen sind in dem Werke *Necrolivonica* (1842) niedergelegt; seiner Meinung nach waren die bei Ascheraden entdeckten Altertümer skand.-warägischer Herkunft. Ihm gegenüber wies J. K. Bähr in seinem Buche *Die Gräber der Liven* (1850) diese Funde mit Recht den Liven zu. Die beiden Werke blieben jedoch ohne nachhaltigeren Einfluß auf die spätere Forschung.

Der erste namhafte Archäologe war Constantin Grewingk (1819—1887), Prof. der Mineralogie in Dorpat. Er interessierte sich hauptsächlich für die älteren Perioden der Vorgeschichte, vor allem für die StZ, aber auch für die BZ und röm. EZ. Als erster ging er über die engen Grenzen der Lokalforschung hinaus (vgl. seine Schrift *Zur Archäologie des Baltikums und Rußlands* I [1874], II [1877] in Archiv f. Anthr. 7, 10). Gleichzeitig mit Grewingk und durch ihn angeregt begann Graf C. Siewers (1814—1879) seine umfangreiche Ausgrabungstätigkeit, die sowohl die StZ (Rinnekalns; s. d.), wie auch die EZ (Ronneburg u. a. FO) umfaßt; er hat aber außer den Fundberichten keine größeren Untersuchungen veröffentlicht. In eine etwas spätere Zeit (nach 1880) fällt die Tätigkeit von Jaan Jung (1835—1900), der, durch Aspelin angeregt, die Registrierung der Bodendenkmäler Estlands durchgeführt und die Ergebnisse teilweise auch veröffentlicht hat.

Nach dem Tode Grewingks spielte auf dem Gebiete der balt. Vorgeschichte seit 1890 R. Hausmann (1842—1918) die führende Rolle. Seinerzeit ist er der beste Kenner der Vorgeschichte, besonders der nachchristl. Perioden des S., und der Verfasser des unentbehrlichen Handbuches für die Vorgeschichte Lettlands und Estlands, des *Kataloges der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896*, und vieler anderer Publikationen gewesen. Gleichzeitig mit ihm arbeitete eine Anzahl von anderen Forschern, Dr. A. Friedenthal, der noch jetzt tätig ist, in Reval und Dr. Ant. Buchholtz (gestorben) in Riga. Von einem modern-wissenschaftlichen Standpunkt aus ist die balt. Vorgeschichte von M. Ebert in der Arbeit *Die Baltischen Provinzen Kurland,*

Livland, Estland 1913 (Präh. Z. 5 [1913] S. 498ff.) behandelt worden; dadurch ist die lokale Forschung in engere Beziehung mit der fortgeschrittenen skand. und deutschen gesetzt worden.

Nach dem Weltkriege sind in den Landesuniversitäten Professuren der Vorgeschichte gegründet worden; als erste Dozenten sind Prof. Dr. A. M. Tallgren nach Dorpat (1920) und Prof. Dr. M. Ebert nach Riga (1922) berufen worden. Die arch. Forschungen werden jetzt in beiden Ländern mit staatlicher Unterstützung weiter gefördert: eine arch. Landesaufnahme ist in Estland beendet worden und wird auch in Lettland durchgeführt; für den Denkmalschutz ist durch Herausgabe von Gesetzen in beiden Ländern Sorge getragen.

A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I 1ff. (hier nähere hist. Daten); R. Hausmann *Überblick über die Entwicklung der archäologischen Forschung in den Ostseeprovinzen während der letzten fünfzig Jahre* Trudy X. sjesda II 1ff.; M. Ebert *Neue Beiträge zur Archäologie Lettlands* Elbinger Jahrbuch 4 (1924) S. 101ff.; M. Schmiedehelm *Einiges über den Stand der Vorgeschichte in Estland* Vorgesch. Jahrbuch 2 S. 306ff.; Fr. Balodis *Die archäologischen Forschungsarbeiten in Lettland 1920—1926* Eurasia Septentrionalis Antiqua 1 S. 110ff.

§ 2. Estland. Aus Estland kennt man im ganzen etwa 1000 steinzeitl. Steingegenstände und etwa 2900 knöcherne. Ziemlich ungleichmäßig über das Land verteilt, verdichten sich die Funde in den Gebieten der größeren Flüsse (Pernau, Embach) und Seen (N-Ufer des Wirtsjärw und O-Küste des Peipus) und auf den Inseln (Moon, Ösel). Das Material setzt sich meistens aus Einzelfunden zusammen, oft mit sehr dürftigen Fundangaben; eine erfreuliche Ausnahme bilden nur die von Dr. Bolz gesammelten Steingeräte. Da es bisher auch an systematischen steinzeitl. Forschungen fehlt, so läßt uns das Material über viele chronol., besiedelungs- und kulturgeschichtliche Fragen vorläufig noch in Unklarheit.

Als Siedelungsplätze dürften wohl diejenigen angesehen werden, an denen eine größere Anzahl oder zerschlagene oder halbfertige Gegenstände gefunden worden sind. Zahlreich sind solche Siedelungsfunde im Pernauschen Kreise. Mehrere Siedelungen kennt man auch von den Inseln; ursprünglich wohl am Ufer gelegen, finden sie sich jetzt, infolge der postglazialen Landhebung, in der Regel 12—13 m über dem Meeresspiegel (A. M. Tallgren).

In diesem Zusammenhange mag erwähnt werden, daß die Landhebung während der StZ, die in Estland recht beträchtlich gewesen ist — im NW −45 m, bei Pernau und Narwa nur — 10 m —, auch die Wanderung der großen Seen (Peipus und Wirtsjärw) nach dem S, infolge der ungleichmäßigen Hebung des Landes, hervorgerufen hat. Arch. wird diese Beobachtung dadurch unterstützt, daß die Funde am N-Ufer des Wirtsjärws auf 4—6 m h. Drumlins (estn. *Saare*-Insel) gefunden werden, während sie am Südende des Sees im Wasser liegen.

Die älteste Besiedelung ist durch die Knochenfunde von epipaläolith. Gepräge aus dem Mergellager von Kunda vertreten, über deren Zeitstellung (Ancylus [Tallgren] oder Litorina-Stufe [Ebert]) die Meinungen noch auseinandergehen (s. aber Kunda; Tf. 1a und Band VII Tf. 93). Neol. sind die Funde aus dem Pernau-Fluß (s. Pernau; SB. altertumsforsch. Ges. Pernau 8 [1914—1925] S. 283ff. Tf. 1—6 Indreko); ungefähr gleichaltrig wird auch die Woiseckesche Siedelung mit primitiven Steinmeißeln sein.

Die aus Estland bekannten Grabfunde gehören zwei verschiedenen Kulturen an. Der Wohnplatzkultur sind mehrere Gräber zuzurechnen, besonders in dem Ksp. Kolga-Jaani. Das Grab von Käo (Woiseck) enthielt ein Skelett in Rückenlage, mit 3 parallelen Steinreihen bedeckt; die einzige Beigabe war ein Messer aus Feuerstein. Auf dem Kivisaare sind mindestens 21 Skelette von Dr. Bolz aufgedeckt worden. Alle Skelette waren in Rückenlage, teilweise in einer Schicht zugeführter Torferde gebettet. Als Beigaben sind zu erwähnen: steinerne Grad- und Hohlmeißel, gezähnte Harpunen, durchbohrte Tierzähne, Feuersteinspäne und unverzierte Tonscherben. — Anders geartete Grabfunde sind aus Püha Kõljala bekannt: in einem von den 3 entdeckten Gräbern fanden sich 7 flache Tonringe und Tierzähne.

Die zweite Gruppe bilden die Gräber der Bootaxt-Kultur (s. d.). Das einzige bisher untersuchte Grab dieser Art ist dasjenige von Dorpat-Karlowa; es enthielt eine Bootaxt (Tf. 2^{A_0}) und eine Pfeilspitze aus Phyllit. Ähnliche, aber nicht wissenschaftlich untersuchte Gräber sind von mehreren FO bekannt, auch von den Inseln. Ebenfalls dürften



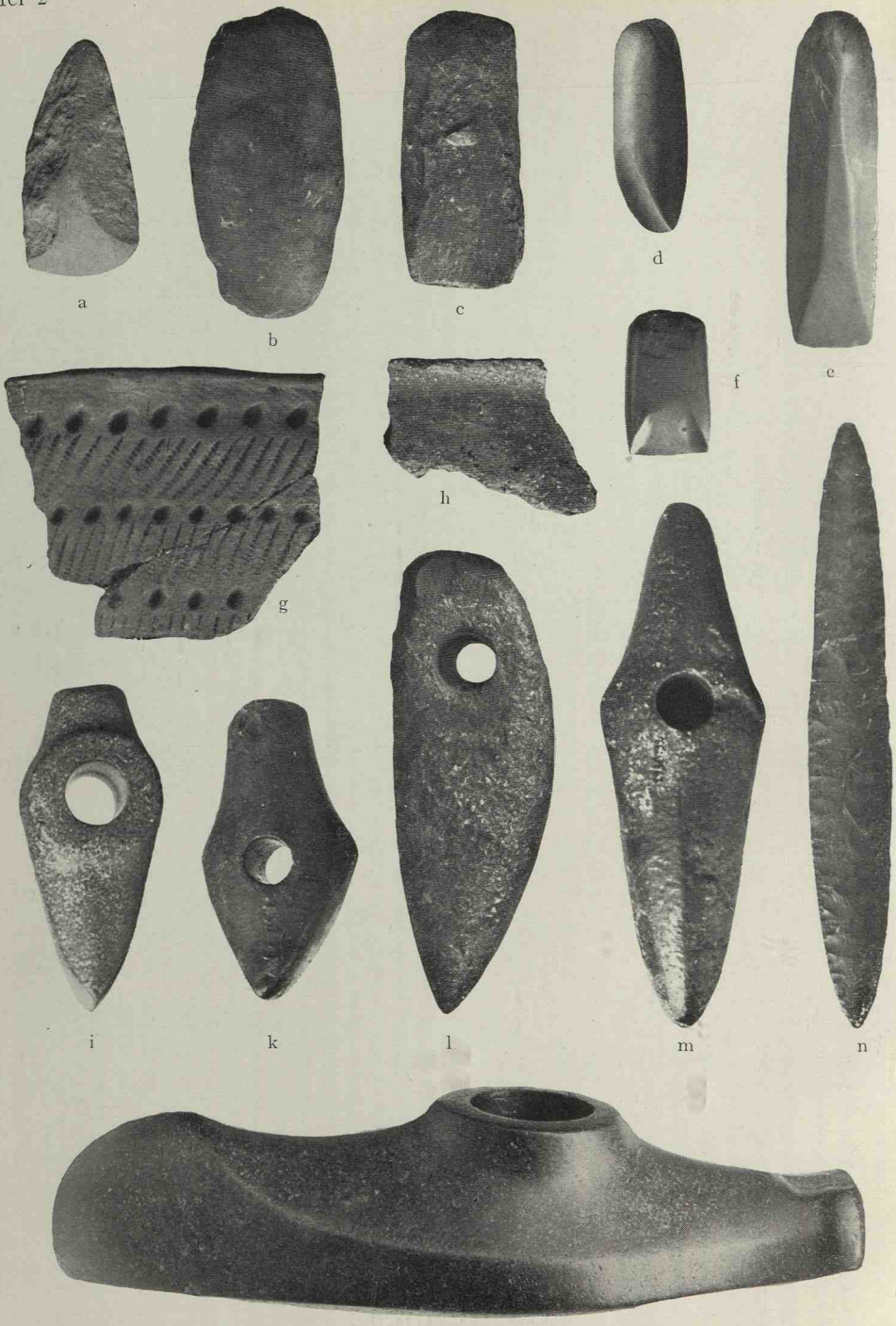
a



b

Südostbaltikum

a. Der steinzeitl. FO Kunda, Nord-Estland. — b. Grabhügel, wahrscheinlich aus der BZ, am hohen Meerufer beim Dorfe Kallaste, Insel Moon, Estland. (Der Hügel besteht aus Steinen, ohne Erde. Nicht ausgegraben.) — Nach Aufnahmen des Archäologischen Kabinetts der Universität Dorpat.



Südostbaltikum A. Steinzeit

Estland: a. Kolga-Jaani Lätkalu. — b. Põltsama Umbuse. — c. Otepää. — d, e. Torgel, Kr. Pernau. — f. Kihelkonna Undva. — g, h. Iõelehtme Jägala. — i. Muhu (Moon). — k. Saaremaa (Ösel). — l. Jüri Aruküla. — m. Ambla Põriki. — n. Viljandi. — o. Karlowa bei Dorpat. — Nach Photographien des Archäol. Kabinetts in Dorpat.

die meisten Einzelfunde von Bootäxten aus zerstörten Gräbern dieser Art stammen. Übrigens weist Europaeus auch sämtliche Gräber der Wohnplatzkultur der Bootaxtkultur zu.

Formen der Geräte. Aus Estland ist bisher kein Walzenbeil (s. d.; mit Ausnahme einiger Hohlmeißel [Tf. 2^A d]) und auch keine spitznackige Axt bekannt. Eine Ausnahme bilden die spitz- und breitnackigen primitiven Äxte und Meißel mit spitzovalem oder trapezoidem Querschnitt (Tf. 2^A a, b), die im Ostbaltikum eine ausgesprochen n. Verbreitung haben und z. B. in Lettland fast unbekannt sind. Auch die russisch-karelischen Meißel (Tf. 2^A e) sind in Estland nicht selten. Spärlicher erscheinen dagegen die südkarelischen und die Doppelmeißel (Tf. 2^A c). Die Hohlmeißel treten in zwei Formen auf: die flache, vierseitige Form (Tf. 2^A f) gehört an das Ende der StZ; eine frühe Form sind die „spulenförmigen" Meißel (Tf. 2^A d), die aber bis zum Ende der StZ fortleben. Der Urtypus dürfte aus Knochen gewesen sein.

Die meisten Grad- und Quermeißel Estlands haben aber einen vierkantigen Querschnitt und nicht selten gewölbte Breitseiten. Sie gehören der Bootaxt-Kultur an und stammen daher aus dem j. Neolithikum. Eine Gruppe für sich bilden die Meißel mit trapezoidem Frontal-Plan und schwach gewölbtem Rücken.

Fast ein Viertel der Gesamtzahl der Funde bilden die Schaftlochäxte. Sie treten zuerst als Streitäxte auf. Die Bootäxte (s. d.) sind durch zwei Formen vertreten: Europaeus-Typus I (Tf. 2^A k), der so gut wie auf dem ganzen Gebiete der Bootaxtkultur vorkommt, und die osteuropäische Bootaxtform, deren eine Variante der Karlowa-Typus (Tf. 2^A o) darstellt. Selten ist der Europaeus-Typus II, eine finnländische Form. Gut vertreten sind die spitznackigen Streitäxte mit Schaftloch (Tf. 2^A m), ein Typus, der dem Ende der StZ angehört. Eine ausgeprägt ö. Verbreitung haben die Äxte mit geradem Rücken und tüllenförmiger Verlängerung des Schaftloches (Tf. 2^A i), die aus Estland in 13 Ex. bekannt sind. Eine s. Form sind die schuhleistenförmigen Hacken, die in Estland durch 2 Ex. vertreten sind (Tf. 2^A l).

Die Streitäxte degenerieren gegen das Ende der StZ zu einfachen Arbeitsäxten; etwa die Hälfte der Streitäxte Estlands gehört zu dieser Gruppe. Zu erwähnen sind hier auch die einfachen Schaftlochhacken, die jedoch ziemlich selten sind.

Feuersteingeräte sind in Estland Ausnahme-Erscheinungen: die Abfallstücke und Späne nicht mitgerechnet, sind nur 6 Pfeil- und 7 Lanzenspitzen, 5 Meißel und ein Dolch (Tf. 2^A n; skand. Import) zu verzeichnen.

Die steinzeitl. Keramik Estlands ist z. Z. noch sehr wenig bekannt, die chronol. Stellung mancher Abarten unsicher. Ein Teil der Keramik ist unverziert (Tf. 2^A h). Ziemlich zahlreich sind die FO mit Kammkeramik (s. d.; Tf. 2^A g); die meisten kammkeramischen Scherben gehören sicher der StZ an, einige Funde sind aber an Grabstellen der röm. EZ gemacht. Es ist also mit einem Fortdauern dieser Verzierungsart bis in die nachchristliche Ära zu rechnen (vgl. hierzu Sibirien B § 7). Die Schnurkeramik ist in Estland aus sicheren steinzeitlichen Funden nicht bekannt, dagegen tritt sie in den Gräbern der ä. EZ auf.

Bernsteinfunde sind in Estland selten: eine Bernsteinperle aus Tagamõis und ein Anhänger aus Jõelehtme sind wahrscheinlich als Importstücke aus Ostpreussen (s. d. A) anzusehen.

M. Ebert *Die Baltischen Provinzen* Präh.Z. 5 (1913) S. 498ff.; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I 21ff. (hier auch Angaben über die wichtigste ältere Literatur).

§ 3. Lettland. Aus Lettland kennt man bis jetzt etwa 1000 steinzeitl. Steingeräte und etwa 1000 Knochengeräte. Ziemlich gleichmäßig über das Land zerstreut, sind sie anscheinend weniger zahlreich im n. Kurland, w. Livland und Lettgalen, was aber auf Zufälligkeiten der Sammlungstätigkeit beruhen kann. Das Material setzt sich fast ausschließlich aus Einzelfunden zusammen, Siedelungen sind nur wenige bekannt. Die älteste Besiedelung ist durch die knochen- und feuersteinführende Wohnplatzkultur vertreten. Die bekanntesten Siedelungen dieser Art sind die von Rinnekalns (s. d.; Band XI Tf. 25) und Sweineek am Burtnecksee, sowie die von Lösern und Lihzegall, alle im n. Livland; hierzu gesellt sich noch ein FO bei Kreslaw, am n. Düna-Ufer. Sweineek (Tf. 2^B a) hat außer der Kammkeramik zahlreiche Pfeilspitzen, Schaber, Späne und einen Widerhaken aus Feuerstein geliefert; dazu insgesamt etwa 200 Mikro-

lithen und über 1000 Abfallstücke. Lösern (Tf. 2^B d) ergab zahlreiche kammkeramische Scherben und einen kleinen Krummeißel; Lihzegall (Tf. 2^Bb) zahlreiche Feuersteingeräte neben der Kammkeramik. Die relative Zeitfolge und absolute Chronologie dieser Wohnplätze läßt sich auf Grund des einheimischen Materials nicht bestimmen. Funde aus der I. Per. fehlen in Lettland vollständig; auch die II. Per. ist mit Sicherheit nicht belegt; somit ist als die obere Grenze der Wohnplatzfunde das Ende der II. Per. anzusehen; die untere bleibt aber unbestimmt. Gräber der Wohnplatzkultur sind in Lettland nicht festgestellt worden.

Mitte der III. Per. erscheint, vermutlich aus dem SW, die Bootaxtkultur, bzw. die Kultur der Schnurkeramik. Bisher ist aber nur eine einzige zerstörte, nicht näher untersuchte Siedelung bei Zabeln in Kurland konstatiert worden. Es fehlen auch sichere Grabfunde; jedoch deuten die FU einiger Bootäxte auf das Vorhandensein derselben.

Der Formenschatz der StZ in Lettland weist bedeutende Unterschiede gegenüber dem estn. Material auf. Fast gänzlich fehlen hier die primitiven Äxte und Meißel. Von den übrigen nord. Formen sind der russ.-karel. Gradmeißel und der Krummeißel je durch 1 Ex., die Hohlmeißel durch 4 Ex. vertreten. Öfters treten die runden und die spitzovalen, durchbohrten Geräte auf. Die übrigen dünn- und dicknackigen Meißel (etwa 100 Ex.) gehören ausschließlich der Gruppe der Gradmeißel an. Eine in Estland unbekannte Form sind die Meißel mit stielartig verjüngtem Nackenteil (Tf. 2^B h); zahlreich, obwohl in anderen Varianten, treten sie in Litauen auf. Doppelmeißel finden sich äußerst selten.

Die Hälfte der Steingeräte Lettlands bilden die einfachen Schaftlochäxte, die in über 500 Ex. vertreten sind. Die Zahl der Streitäxte beträgt etwa 60 Ex., darunter 12 Äxte mit geradem Rücken, etwa 30 Bootäxte und einige Spezialformen. Unbekannt sind in Lettland die spitznackigen Streitäxte mit Schaftloch.

Die Gruppe der Bootäxte bildet eine einheitliche Gruppe: sämtliche gehören dem Europaeus-Typus I an (Tf. 2^Bf). Der Querschnitt bildet ein abgerundetes Rechteck, ein Trapez oder ist seltener vollständig oval; die eine Breitseite ist oft mit einer Gußnaht versehen. Europaeus-Typus II ist aus Lettland in 2 Ex. bekannt; Zwischenformen, die jedoch dem Typus I näherstehen, treten vereinzelt auf (Tf. 2^B e). Unter den Schaftlochhacken sind die einfache, die schuhleistenförmige und die ostpreuss. Form (Tf. 2^B g) in wenigen Exemplaren vertreten (s. Litauische Hacke).

Feuersteingeräte sind in Lettland nicht so selten wie in Estland; zahlreiche Fundstücke sind aus den Siedelungen bekannt; es treten noch hinzu die Einzelfunde: 1 dünnackige und 6 dicknackige Äxte, etwa 12 Pfeilspitzen, 1 Spanmesser, 1 Säge und einige Nuclei.

Knochengeräte sind fast ausschließlich aus Wohnplatzfunden bekannt, Einzelfunde äußerst selten.

Bernstein war bisher nur in Rinnekalns angetroffen worden; 1925 sind am Strande des Rigaschen Meerbusens bei Dubbeln einige Schmuckstücke ostpreuss. Herkunft gehoben worden (Tf. 2^Bc; s. a. Schwarzort).

Als Ganzes betrachtet, weist die StZ Lettlands starke Unterschiede gegenüber der StZ Estlands auf, die sowohl in der Zeit der Wohnplatz- als auch der der Bootaxtkultur hervortreten. Daraus für die ältere Zeit irgendwelche Schlußfolgerungen zu ziehen, wäre verfrüht; für das jüngere Neol. dagegen ist die engere Verbindung mit dem ostpreuss. Gebiet deutlich nachweisbar (s. Ostpreussen A).

Steinzeitliches Gepräge weist auch das Inventar einiger Burgberge auf, was in den Formen der Stein- und Knochengeräte, teilweise auch der Keramik, hervortritt, wie z. B. die Funde von Muhkukalns, Saarumkalns, Arraschsee, Lösern und von einigen Burgbergen Ostlettlands. Die Zeitstellung dieser Funde bleibt z. Z. unbekannt; vermutlich handelt es sich hier um ein Nachleben der StZ.

M. Ebert *Die Baltischen Provinzen* Präh. Z. 5 (1913) S. 498ff.; ders. *Neue Beiträge zur Archäologie Lettlands* Elbinger Jahrbuch 4 (1924) S. 101ff.; Ed. Šturms *Akmens laikmets* in Fr. Balodis *Latvijas archaiologija* Riga 1926 S. 13ff.

§ 4. Litauen. Da das zerstreute steinzeitl. (mesolith. und neol.) Material Litauens ohne umfangreiche Museumsstudien nicht zeitgemäß dargestellt werden kann, so sei hier nur auf die wichtigste Literatur hingewiesen.



Südostbaltikum A. Steinzeit

Lettland: a. Sweineek (Zvejnieki, Kr. Valmiera). — b. Lihzegall Gesinde (Līčagals, Kr. Madona). — c. Dubbeln (Dubulti, Kr. Rīga). — d. Lösern (Liezeris, Kr. Madona). — e. Petertal (Pētertāle, Kr. Tukums). — f. Wolmar (Valmiera). — g. Gramsden (Gramzda, Kr. Liepāja). — h. Warnowitz (Varnovičі, Kr. Ilūkste). — Nach Photographien der Denkmälerverwaltung in Riga.



a



b



c



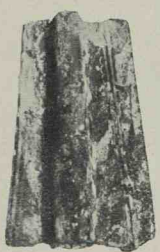
d



e



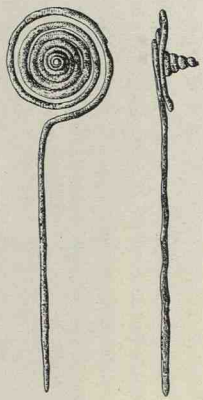
f



g



h



i



k

Südostbaltikum B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

Estland: a. Kaarma, Tahula. — b. Kolga-Jaani, Raidsaare. — c. Karksi, Tindi. — d. Keila, Tuula. — e. Viiraküla auf Moon. — f—h. Anseküla, Tehumardi. — i. Unbek. FO auf Ösel. — k. Kullama. — Nach Photographien des Archäol. Kabinetts in Dorpat.

Birkner *Steinzeitliche Funde aus Lithauen* München 1923; Dowgird *Wiadomości o wyrobach kamienia...* Pam. Fizyogr. 10; Gloger *Osady nad Niemniem...* Wiadom. Arch. 1873; ders. *Podróż Niemnem* Wisła 3; Kostrzewski *Neolithische Depotfunde aus Polen und Litauen* Präh. Z. 10 (1918) S. 157ff.; Krzivickij *Poslednije momenti neolitičeskoj epochi v Litve*; Pokrowskij Archäol. Karten der Gouv. Grodno, Wilna und Kowno (s. Südostbaltikum C 2 Literatur); Szykiewicz *Epocha kamienna w gub. Wileńskiej*; ders. *Poszukiwania archeologiczne w powiatach Lidzkim i Trockim* Światowit 3 (1901).

B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit.

§ 5. Estland. — § 6. Lettland. — § 7. Litauen.

§ 5. **Estland.** Aus der ä. BZ (I. und II. Per. Mont.) stammen 2 Randäxte vom nordd. Typus: eine aus Kolga-Jaani, Raidsaare (Tf. 3^A b), und eine ähnliche von Äksi. Der II. Per. gehören 2 nordd. Absatzäxte an; die eine stammt von Helme, Asuma, die andere von Karksi, Tindi (Tf. 3^A c).

Einen Sondertypus repräsentiert die Randaxt von Kaarma, Tahula (Tf. 3^A a), die nebst verwandten Formen aus Ost- und Westpreussen und Litauen (s. u.) wahrscheinlich in die III. Per. gehört. Funde der mittl. BZ sind aus Estland sonst nicht bekannt.

In die IV. Per. gehört der Tutulus von Keila, Tuula (vgl. Montelius *Minnen* Nr. 1156, das Ornament entspricht Nr. 1161, 1160), ein sicheres skand. Importstück (Tf. 3^A d). Aus der V. Per. stammt der vermutliche Depotfund von Anseküla, Tehumardi; er enthielt ein Griffangelschwert, eine große Lanzenspitze mit rillenverzierten Flügelrändern, das Verschlußstück eines Halsringes, wie *Minnen* Nr. 1273—1275, und einige Bronzefragmente, darunter auch ein Gußzapfen (Tf. 3^A f—h). Dieser Fund stammt, nach dem Typus des Halsringes zu urteilen, ebenfalls aus Skandinavien. Der j. BZ ist auch das Tüllenaxtfragment von Suure-Jaani, Toonoja, zuzuweisen; es gehört zu einer Axt westl. Form.

Der letzten, VI. Per. der BZ oder der vorröm. EZ gehört die Nadel mit Spiralscheibenkopf von Ösel an (Tallgren *Eesti* II 82 Abb. 109; hier Tf. 3^A i); Gegenstücke finden sich zahlreich in Ostpreussen (s. d. B; Bezzenberger-Festschrift 1921 S. 24f. Tf. 3, 2 Ebert). Auch die Lanzenspitze von Kullama (Tf. 3^A k) dürfte dieser Periode angehören; der Form nach erinnert sie stark an die 5 bronzenen Lanzenspitzen des Depotfundes von Nemmin in Pommern, welche zusammen mit eisernen, ähnlich gestalteten gefunden worden sind (ZfEthn. Verh. 8 [1876] S. 146).

Es folgt aus dieser Übersicht, daß die bronzezeitl. Funde Estlands hauptsächlich aus zwei Kulturzentren herstammen: aus Skandinavien und aus Ostpreussen, dabei sind die skand. Einflüsse bedeutend klarer, während die ostpreuss. unter den gemeinnord. Formen kaum hervortreten, besonders wenn man dabei noch in Betracht zieht, daß die spezifisch ostpreuss. Formen in Estland vollständig fehlen. Eine Ausnahme bildet nur die Nadel von Ösel (Tf. 3^A i), die sicher aus Ostpreussen herzuleiten ist.

Einem dritten, sö. Kulturgebiet entstammt die Lanzenspitze mit seitlicher Öse von Viiraküla auf der Insel Moon (Tf. 3^A e).

Die bronzezeitl. Gräber Estlands sind Steinhügel ohne Erdbedeckung mit oder ohne Steinkiste (Tf. 1 b, 5 a^1). Die Toten sind entweder verbrannt oder, häufiger, bestattet. Beigaben findet man äußerst spärlich, oder sie fehlen vollständig. Die Gräber finden sich auf den Inseln, längs der Nordküste des Festlandes, vereinzelt aber auch im Binnenlande. Außer den bei Tallgren (a. a. O. S. 76) angegebenen sind in den letzten Jahren neue entdeckt worden. In chronol. Hinsicht wichtig sind die Ausgrabungen von M. Schmiedehelm in Lüganuse Jäbara, weil hier zum erstenmal ein Steinkistengrab mit reicherem Inventar aufgedeckt worden ist. Die Funde stammen aus einem Steinhügel, der 11 Skelette enthielt; das bronzezeitl. Skelett (Orientierung NW—SO) lag am SO-Rand des Hügels in einer zerfallenen Kiste. Die Beigaben bestanden aus einem bronzenen Halsring (Tf. 5 c; vgl. *Minnen* Nr. 1467), einem bronzenen Armring (Tf. 5 b) und einem eisernen Messer (Tf. 5 d); der Halsring datiert das Grab in die VI. Periode. — Ein anderer inzwischen bekannt gewordener FO ist Jamaja Kaunispää auf Ösel. Neben mehreren bronzenen Fragmenten und Tonscherben enthielt die Steinkiste ein Spiralarmband und einen Halsring, vermutlich vom Typus Bezzenberger *Analysen* S. 55 Abb. 59. Auch dieser Fund wird dadurch in die VI. Per. datiert (vgl. SB. Gel. Estn. Ges. 1923 S. 62ff. A. M. Tallgren). — Zu

erwähnen wäre hier noch ein älterer Fund aus einer Steinkiste bei Ambla Moe (ebd. 1910 S. 125), eine mit 3 Buckelchen verzierte Pinzette, vermutlich der VI. Per. (vgl. H. Hansson *Gotlands bronsålder* Tf. 37, 164).

Bis vor kurzem herrschte über die Zeitstellung der Steinkistengräber eine gewisse Unklarheit; die Funde von Lüganuse Jäbara und Jamaja Kaunispää haben wenigstens einen sicheren Anhaltspunkt (VI. Per.) für die Datierung gegeben, wenn auch die obere und die untere Grenze vorläufig unbekannt bleiben. Die Herkunft der Grabform, in Estland und im n. Lettland (s. u.) verbreitet, ist noch nicht aufgehellt. Die ostpreussischen (s. d.) Hügelgräber mit Steinkisten kommen hier kaum in Betracht: die Bestattungsart (dort Verbrennung, hier hauptsächlich Leichenbestattung) und die Beigaben (viel Keramik, in den ostpreuss. Bronzen) sprechen dagegen. Ob die Beziehungen zu Schweden und Finnland enger gewesen sind, ist bis jetzt noch nicht untersucht worden.

M. Ebert *Die baltischen Provinzen* Präh. Z. 5 (1913) S. 524ff.; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I (1922) S. 71ff.; A. Friedenthal *Ein Gräberfeld der Bronzezeit in Estland* Beiträge zur Kunde Estlands 13 H. 1—2 S. 47 mit Abb.; [Martha Schmiedehelm *Grabfeld Lüganuse* Dorpat 1927].

§ 6. Aus Lettland sind 15 bronzezeitl. Gegenstände von 13 Funden bekannt. Die frühesten Funde stammen aus der II. Per.: die ostbalt. Randaxt von Altona (Tf. 3^B a), eine nordd. Absatzaxt von Zerrauxt (Tf. 3^B b) und eine Lanzenspitze von Ob.-Bartau (Tf. 3^B k) — alles Einzelfunde. In die III. Per. gehören ein Depotfund mit zwei Nortyckener Äxten von Ob.-Bartau (Tf. 3^B c,d) und eine Lanzenspitze, gefunden bei Schlock (1926; Tf. 3^B e), am Rigaschen Strande. Aus der IV. und V. Per. sind keine sicheren Funde bekannt; möglicherweise gehört in die jüng. BZ die Lanzenspitze von Neuhof (Tf. 3^B l), die in einem Hügelgrabe gefunden worden ist (vgl. SB. Riga 1895 S. 84). Dieser Zeit kann auch die Lanzenspitze von Schleck (Tf. 3^B n; ähnl. Montelius *Minnen* Nr. 1222) entstammen. Verhältnismäßig reich ist die VI. Per. vertreten; in diese gehören: eine ostbalt. Scheibenkopfnadel von Ziepelhof (Tf. 3^B m; wie *Minnen* Nr. 1472), 3 Tüllenäxte (Tf. 3^B f, h, i) mit gewölbtem Kopf — von Schlampen (*Rig. Katal.*), Durben und Kursiten, die letztere mit der Lanzenspitze (Tf. 3^B g) zusammen gefunden. Unbekannt bleibt die Zeitstellung einer verlorenen Lanzenspitze von Mesoten und einer anderen von Alt-Autz (Tf. 3^B o). Sämtliche Funde mit einer einzigen Ausnahme (Neuhof) stammen aus dem w. Kurland und repräsentieren Formen, die in Ostpreussen (s. d. B) zu Hause sind. Dagegen sind die für Ostpreussen typischen Grabformen in Lettland bisher noch nicht nachgewiesen. Gräber fehlen jedoch nicht ganz. Im w. Kurland, im Kreise Talsen und Tuckum, befinden sich sog. *vella laivas* (Teufelsboote), schiffsförmige Steinsetzungen, die auf Gotland (s. d. B § 16ff.) ihre Gegenstücke haben. Bisher sind elf Schiffsgräber aus sieben Orten bekannt geworden; leider sind sie fast sämtlich von Dilettanten ausgegraben. Auf Gotland gehören die Schiffsgräber in die IV.—VI. Per.; eine nähere Zeitbestimmung der kurländischen ist zur Zeit nicht möglich. Zum Bau der Gräber und für Beigaben (Aschenurnen) vgl. Tf. 5 f—k.

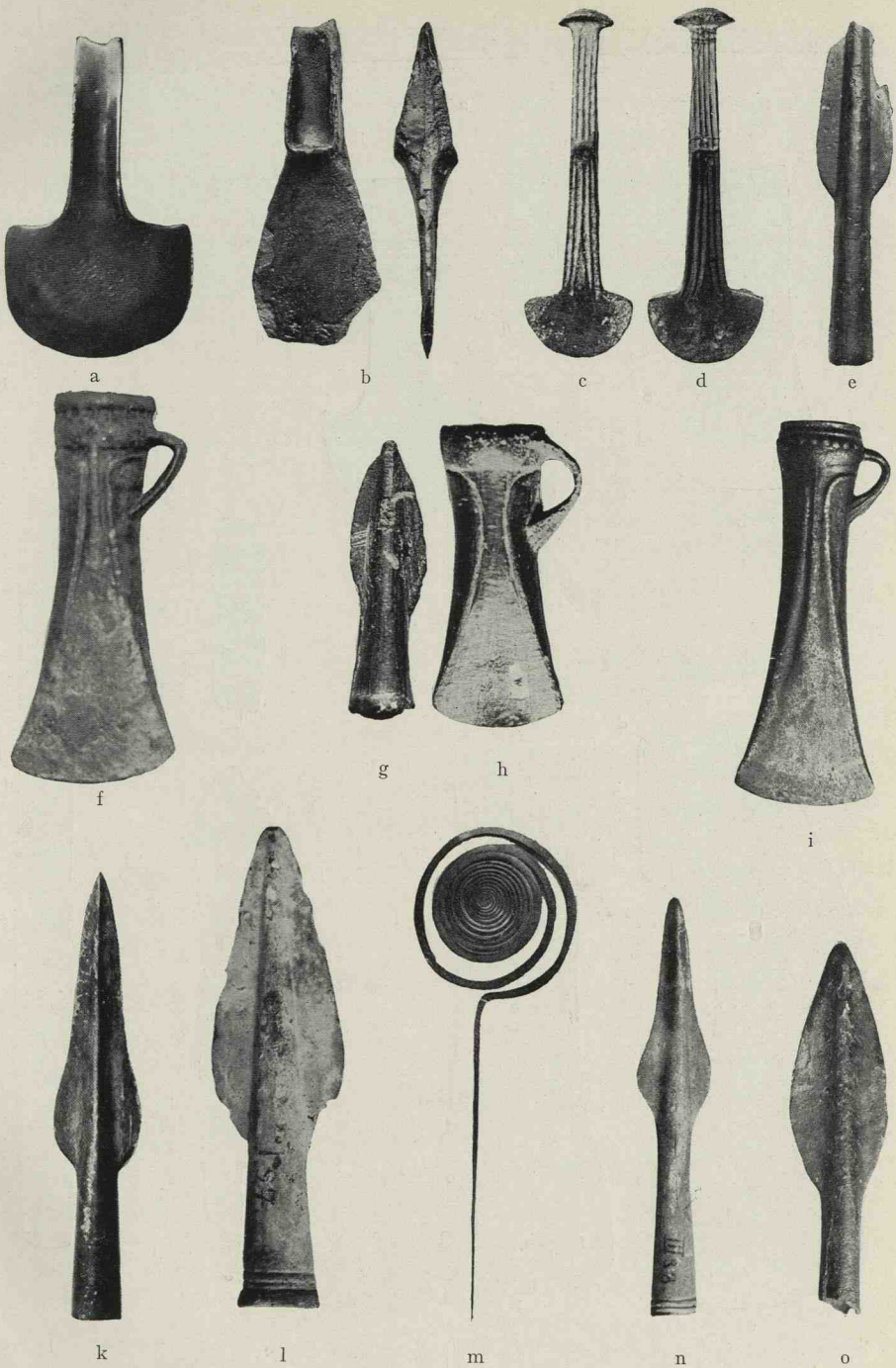
Eine andere eigentümliche Grabform — mannslange Steinkisten in Steinhügeln — wurde in der Umgebung von Wenden angetroffen (Tf. 5 a[2]). Da die meisten nicht fachmännisch ausgegraben sind, so bleiben der Grabritus unbekannt und ihre Zeitstellung unsicher. Höchstwahrscheinlich sind sie mit den estländischen Steinkistengräbern gleichzeitig. Von den Beigaben sind nur 2 Bernsteindoppelknöpfe (Tf. 5 e) und einige bronzene Ringfragmente bekannt geworden.

Aus der vorröm. EZ seien zwei Halsringe und eine Spätlatènefibel genannt (Ebert a. a. O. Abb. 25; *Rig. Kat.* Tf. 15, 12; 5, 15).

Präh. Z. 5 (1913) S. 498ff. Ebert; Götze-Festschrift 1925 S. 90ff. ders.

§ 7. Aus Litauen und den ö. angrenzenden poln. Gebieten stammen 21 bronzezeitl. Funde von 14 FO.

Äneolithische Funde sind hier unbekannt, da die von Montelius (*Chronologie ä. BZ.* S. 12 Anm. 1) erwähnte kupferne (?) Schaftlochaxt einer späteren Zeit angehört (s. u.). Verhältnismäßig zahlreich sind die Funde aus der ä. BZ. In die I. Per. gehören die zwei aus Litauen bekannten Axtdolche. Der eine stammt aus Wielona, Kr. Kowno (Tf. 4 a; nach Aspelin *Antiquités* Nr. 395, wahrscheinlich identisch mit dem von Grewingk [*Heidn. Gräber Litauens* S. 151, 199]



Südostbaltikum B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

Lettland: a. Altona (Altene, Kr. Jēkabpils). — b. Zerrauxt (Ceraukste, Kr. Bauska). — c, d. Ob.-Bartau (Bārta, Kr. Liepāja). — e. Schlock (Sloka, Kr. Rīga). — f. Durben (Durbe, Kr. Liepāja). — g, h. Kursiten (Kursīši, Kr. Kuldīga). — i. Schlampen (Slampe, Kr. Tukum). — k. Ob.-Bartau (Bārta, Kr. Liepāja). — l. Neuhof (Jaunā muiža, Kr. Rīga). — m. Ziepelhof (Sīpele, Kr. Jelqava). — n. Schleck (Zlēkas, Kr. Ventspils). — o. Alt-Autz (Vecauce, Kr. Tukum).

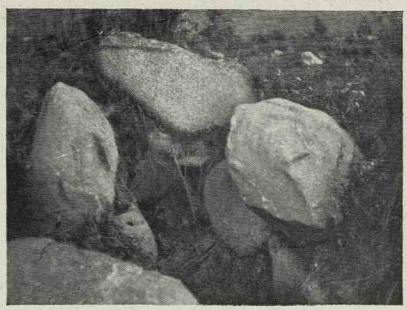


Südostbaltikum B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

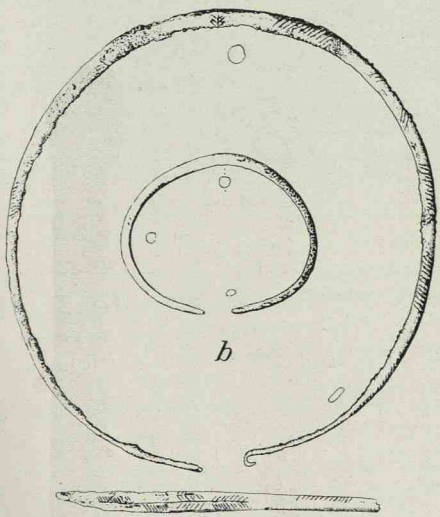
Litauen: a. Wielona, Kr. Kowno. — b. Kaszety, Kr. Lida. — c. Ringowiany, Kr. Kurschany. — d—f. Konstantinowo, Kr. Ponewesch. — g—i. Kr. Rossieny oder Telschi (?).



a¹



a²



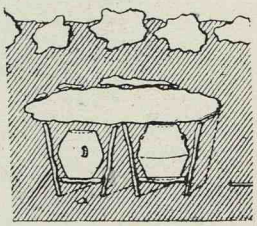
c



d



e



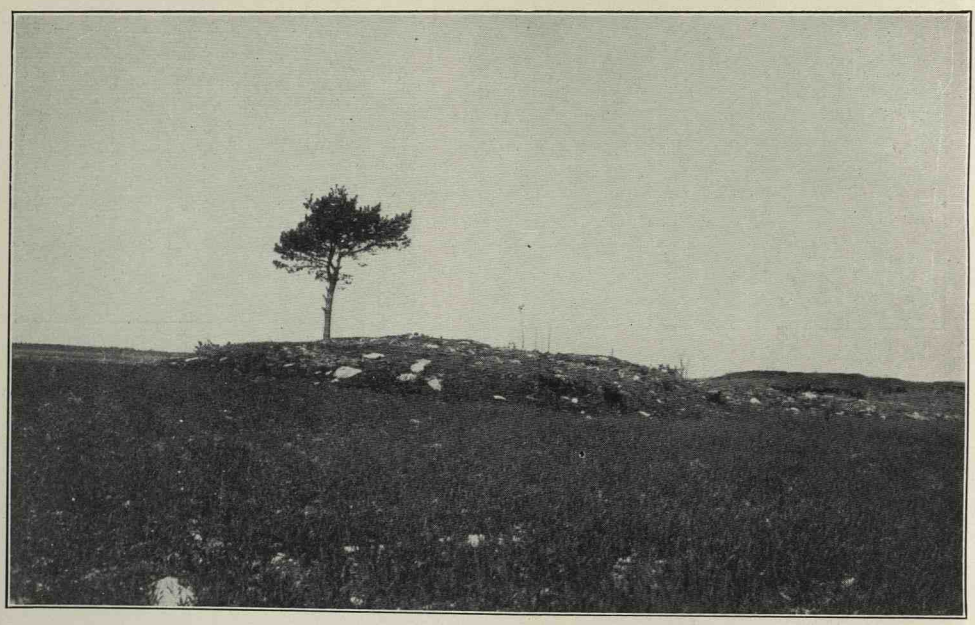
f



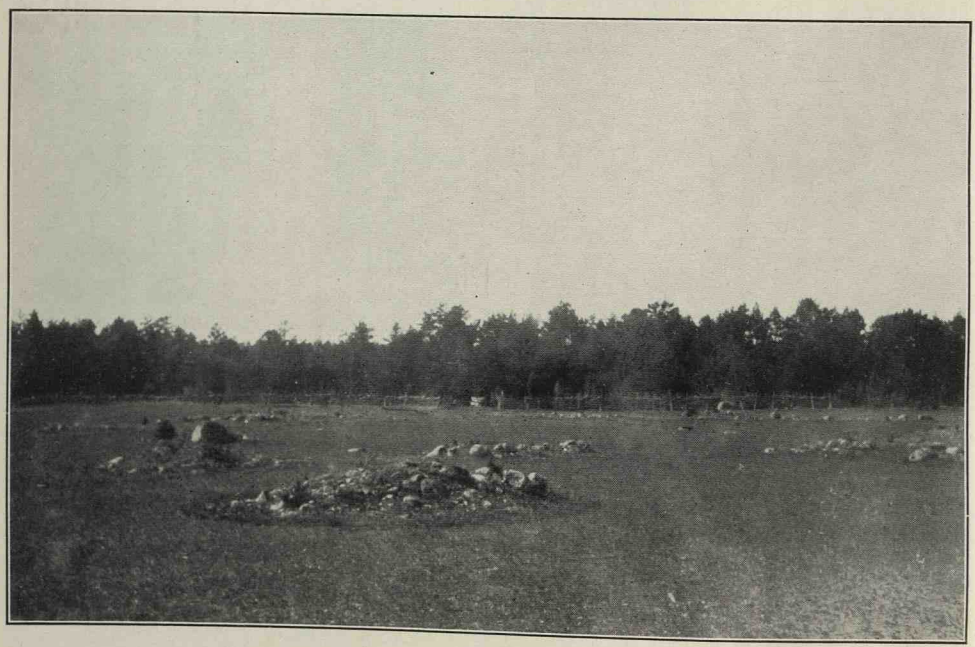
g h i k

Südostbaltikum B. Bronzezeit und vorrömische Eisenzeit

a¹. Neuenhof (Ussimägi), Ksp. Kusal. — a². Maz-Gaidēni, Kr. Valmiera. — c—d. Lüganuse Jäbara. — e. Auciems, Kr. Cēsis. — f—k. Musching Gesinde (Mušiņi, Kr. Talsi). — a¹, b—d. Estland; a², e—k. Lettland.



a



b

Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

a. Steinsetzung der älteren EZ bei Strandhof (Rannamois), Harrien, Nord-Estland. — b. Teil eines Gräberfeldes der jüngeren EZ. Odalatsi, Ksp. Kielkond, Ösel, Estland.

erwähnten), und gehört zur Posener Gruppe; der andere aus dem Kr. Ponewesch. Ein Depotfund, bestehend aus zwei nordd. Randäxten mit niedrigen Rändern, ist aus einem Hügel bei Kaszety, Kr. Lida (Tf. 4 b; Świątowit 1 S. 73 Abb. 52), gehoben. Als ein Depotfund der II. oder der III. Per. sind wahrscheinlich auch die zwei aus Kalwiszki, Kr. Schaulen, bekannten Randäxte zu betrachten (Mus. Mitau, Nr. 1748 a, b — jetzt verschollen). In die II. Per. gehören zwei aus unbekannten FO in Litauen stammende Armbergen (Mus. Krakau) und eine ostbalt. Randaxt (Tf. 4 c) von Ringowiany, Kr. Kurschany (Mus. Kowno). In diese oder in die III. Per. zu datieren sind drei aus dem Kr. Rossieny oder Telschi bekannte Bronzeschwerter: 1. Griffzungenschwert mit 2 Paar Nietlöchern in der Heftplatte und einem an der abgebr. Zungenbasis (Tf. 4 i; L. 36,4 cm); 2. Kurzschwert (Tf. 4 h; L. 24,3 cm) mit 3 Paar Nietlöchern in der Heftplatte; 3. Fragm. einer Schwertklinge mit 2 Nietlöchern in der Heftplatte (Tf. 4 g). Leider sind der FO und die FU dieser wichtigen Stücke nicht bekannt (Wilna, Mus. der Litauisch. Ges.). Aus der III. Per. stammt auch die Nortyckener Axt von Solomiesch, Kr. Ponewesch.

Weniger zahlreich sind die Funde aus der j. BZ. Wichtig, durch das Nebeneinander von rein skand. und ostruss. Formen, ist ein bisher unveröffentlichter Depotfund (Mus. Stockholm Nr. 6565: 14—16) aus Konstantinowo, Kr. Ponewesch. In einem Tongefäß wurden gefunden: eine bronzene Schaftlochaxt von Tallgrens „Galitscher Typus" (Eurasia Septentrionalis Antiqua 2 S. 172, Abb. 77: 14, 98: 6), eine bronzene Tüllenaxt vom Mälar-Typus und ein bronzener Miniaturdolch (Tf. 4 d–f). Durch die Mälar-Axt wird der Fund in die IV. Per. datiert; die Zeitstellung der „Galitscher" Schaftlochäxte ist nicht fest umgrenzt, nach Tallgren leben sie zwischen 1800 und 1200; die gegebene Fundkombination erlaubt aber eine noch weitere Verschiebung der unteren zeitl. Grenze. In die j. BZ gehören wahrscheinlich auch die zwei aus Litauen bekannten Lanzenspitzen. Die eine stammt aus der Gegend von Czasuki, Kr. Lida (hier Band X Tf. 89 b); die andere von Plenborg, Kr. Rossieny, ist ähnl. Montelius *Minnen* Nr. 1217. Tüllenäxte mit gewölbtem Kopf (ostpreuss. Typus; Band IX Tf. 219a, c, d) sind hier in 3 Ex. bekannt: die eine stammt aus der Gegend von Czasuki, Kr. Lida (hier Band X Tf. 89a), eine andere von Kroki, Kr. Kowno, eine dritte, nur in Bruchstücken erhaltene von Piekielko.

Bronzezeitl. Gräber sind m. W. in Litauen bisher nicht bekannt geworden. Die bronzezeitl. Funde dieses Gebietes zeugen von einer starken Abhängigkeit des Gebietes von Ostpreussen; daneben tritt in der ält. BZ der Einfluß der sw. gelegenen poln. Gebiete (Prov. Posen); eine Andeutung der weiten skand. und ostruss. Verbindungen gibt der Depotfund von Konstantinowo.

J. Kostrzewski *Z badań nad osadnictwem* Przegląd archeologiczny 2 S. 161ff., besonders S. 187, 198, 217. Ed. Sturm

C. Nachchristliche Eisenzeit.

1. Estland und Lettland.

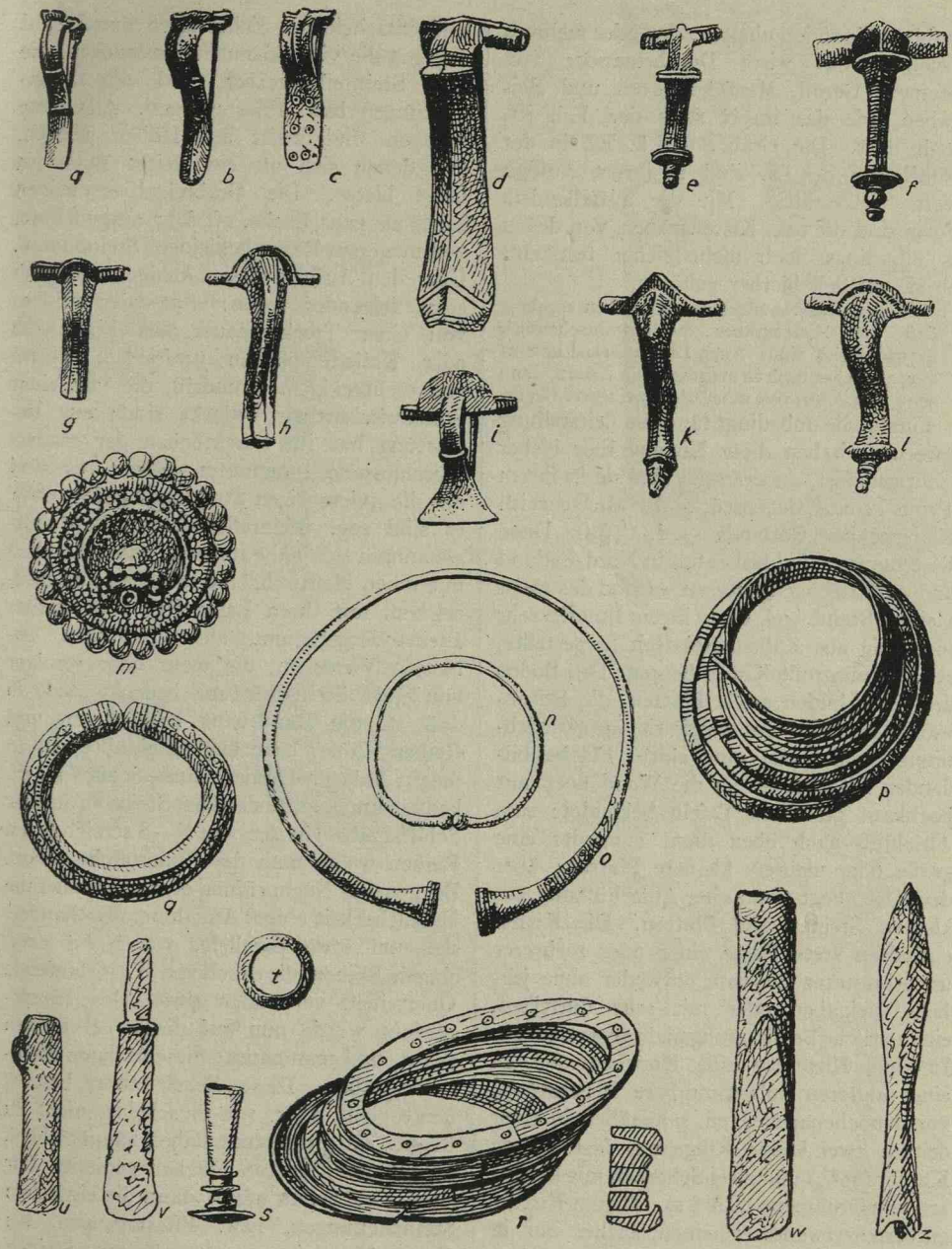
§ 1. Zeitliche Gliederung der Eisenzeit. — § 2. Allgemeine Übersicht. — § 3. Grab- und Bestattungsformen. — § 4. Stufe B. — § 5. Stufe C. — § 6. Stufe D. — § 7. Stufe E. — § 8. Stufe F. — § 9. Stufe G und H. — § 10. Gebiet der Esten. — § 11. Gebiet der Kuren. — § 12. Gebiet der Liven. — § 13. Gebiet der Letten. — § 14. Burgwälle. — § 15. Das ethnographische Problem.

§ 1. Zeitliche Gliederung der Eisenzeit. In dieser Übersicht soll der zeitlichen Gliederung der EZ des S. die von Tischler-Bezzenberger für Ostpreussen aufgestellte Periodeneinteilung, allerdings mit gewissen Abänderungen, zugrunde gelegt werden. Das Schema gestaltet sich demnach folgendermaßen: A = vorrömische EZ; es folgt die ält. EZ, bestehend aus den Stufen: B = 1.—2. Jh. (ält. RKZ), C = 3.—4. Jh. (jüng. RKZ), D = 4.—5. Jh. (frühe Völkerwanderungszeit); hierauf die mittlere EZ mit Stufe E = 5.—6. Jh. (späte Völkerwanderungszeit) und F = 7.—8. Jh., und endlich die jüngere EZ, gebildet von den Stufen G = 8.—10. Jh. (Wikingerzeit) und H = 10.—13. Jh. (jüngste heidnische Zeit). [Zur absoluten Chronologie s. a. C 2.]

§ 2. Allgemeine Übersicht. Die reine EZ beginnt für das S. nach unseren bisherigen Kenntnissen erst in der älteren RKZ, etwa um die Mitte des 1. Jh. n. C., und bietet von vornherein das Bild einer vollentwickelten Kultur, die mit einem Schlage in Erscheinung tritt, keine schüchternen Anfänge verrät, so daß der Schluß berechtigt erscheint, diese Kultur sei von

Einwanderern, die das Land besetzten, mitgebracht worden. Die örtliche Verbreitung der Funde aus der ält. RKZ zeigt nun ein sehr bemerkenswertes Verhalten: Von der Südküste des Finnischen Meerbusens, an dieser in einem verhältnismäßig schmalen Saum verbreitet, strahlt diese Kultur weiter nach S aus, in Süd-Estland um Weißenstein, dann in Livland um Dorpat und um Wenden ausgesprochene Zentren bildend, um etwa im Gebiet der Livländer Aa zu verebben. Estland, Nord- und Mittel-Livland bilden augenscheinlich ein geschlossenes Kulturgebiet, von dem Fäden zum S, d. h. Süd-Livland und Kurland, hinüberleiten; aber diese Gebiete sind im Vergleich zur n. Hälfte des S. fundarm zu nennen; nirgends finden sich dort derartige ausgesprochene Zentren; die spärlichen Funde liegen über das Land verstreut. Die j. RKZ bringt eine starke Zunahme der Funde und ihrer Formen; auch die s. Hälfte der balt. Provinzen nimmt an diesem Aufschwung teil, die Zahl der Funde, besonders aus dem Gebiet der Düna, mehrt sich, aber die führende Stelle gehört immer noch Estland und dem n. Livland. Merkwürdigerweise beteiligen sich die dem S. vorgelagerten großen Inseln Ösel und Dagö gar nicht an dieser Entwicklung, sie sind fundleer. Während der ält. Völkerwanderungszeit geht nur im S des S. die Kulturentwicklung kontinuierlich weiter und zeigt hier sogar gegenüber dem N eine gewisse Anreicherung, während dieser zum Schluß dieses Abschnittes immer fundärmer wird. Die späte Völkerwanderungszeit zeigt eine weitere Entwicklung in dieser Richtung, der N wird fundleer, dort klafft im Denkmälervorrat schließlich eine Lücke, während in der s. Hälfte des Landes die Funde reicher werden. Gleichzeitig beginnen dort — was besonders zu beachten ist — Skelettflachgräberfelder aufzutreten, die für die j. EZ Kurlands und Süd-Livlands so charakteristisch sind. Die Stufe F ist in Kurland und Süd-Livland gut vertreten, dagegen in Estland und Nord-Livland nur recht spärlich, aber die Lücke, die hier im N in der Kulturentwicklung klafft, beginnt sich immerhin allmählich zu schließen. Für die Wikingerzeit und jüngste heidnische Zeit, d. h. für den Zeitraum vom 8.—13. Jh., hat bereits Hausmann in seiner Einleitung zum *Rig. Katalog* das Fundmaterial mit einzelnen völkischen Gruppen identifizieren können. Vom Südufer des Finnischen Meerbusens südwärts bis etwa zur Linie Salismünde-Walk-Werro saßen Esten, ebenso auf den großen Ostsee-Inseln Ösel und Dagö, von denen nur Ösel ein sehr reiches Fundmaterial geliefert hat, während das estn. Festland bisher verhältnismäßig weniger, die Insel Dagö nichts beigesteuert haben. S. der estn. Sitze siedelten Letten und Letgallen in Süd-Livland, in Ost- und Mittel-Kurland Selen bzw. Zemgallen; mitten in das lett. Siedlungsgebiet schiebt sich vom Meer aus vom Nordufer des Unterlaufs der Düna etwa bis zum Mittellauf der Livländer Aa das Gebiet der finn. Liven, reich an schönen Funden. Die kurländische Halbinsel und die kurländische Westküste haben wieder finn. Stämme (s. aber Baltische Völker B § 6) inne, die hier Kuren heißen. Diese Gruppierung fanden auch die Deutschen vor, als sie um die Wende des 12. Jh. das Land kolonisierten und für das S. die geschichtliche Zeit begann.

§ 3. Grab- und Bestattungsformen. Die bereits oben angedeutete Annahme, daß das S. während der ält. EZ zwei Kulturkreise bildet, einen n., mit Estland, Nord- und Mittel-Livland, und einen s., bestehend aus Süd-Livland und Kurland, findet eine gewisse Stütze durch die Tatsache, daß die Grabanlagen hüben und drüben völlig verschieden sind. Im N sind alle Gräber Steinhügel, bzw. von Steinaufschüttungen bedeckte, regelmäßige Anlagen, während im S ausschließlich Erdhügelgräber vorkommen, die überall nur Inhumation kennen, während im N bereits in der ält. röm. Zeit Leichenbrand vorkommt. Ferner sind die Gräber im N in der Regel Sippengräber und durch längere Zeiträume benutzt worden. Durch die immer wiederholten Bestattungen und das Material der Hügel, d. h. Stein und Geröll, wird es bedingt, daß bei Aufdeckung dieser Hügel Scheidung nach Einzelbestattung mit entsprechenden Beigaben leider unmöglich ist, ein Umstand, der die Forschung wesentlich erschwert. Im S liegen die Verhältnisse dagegen weit günstiger: dort ruhen unter dem Hügel,



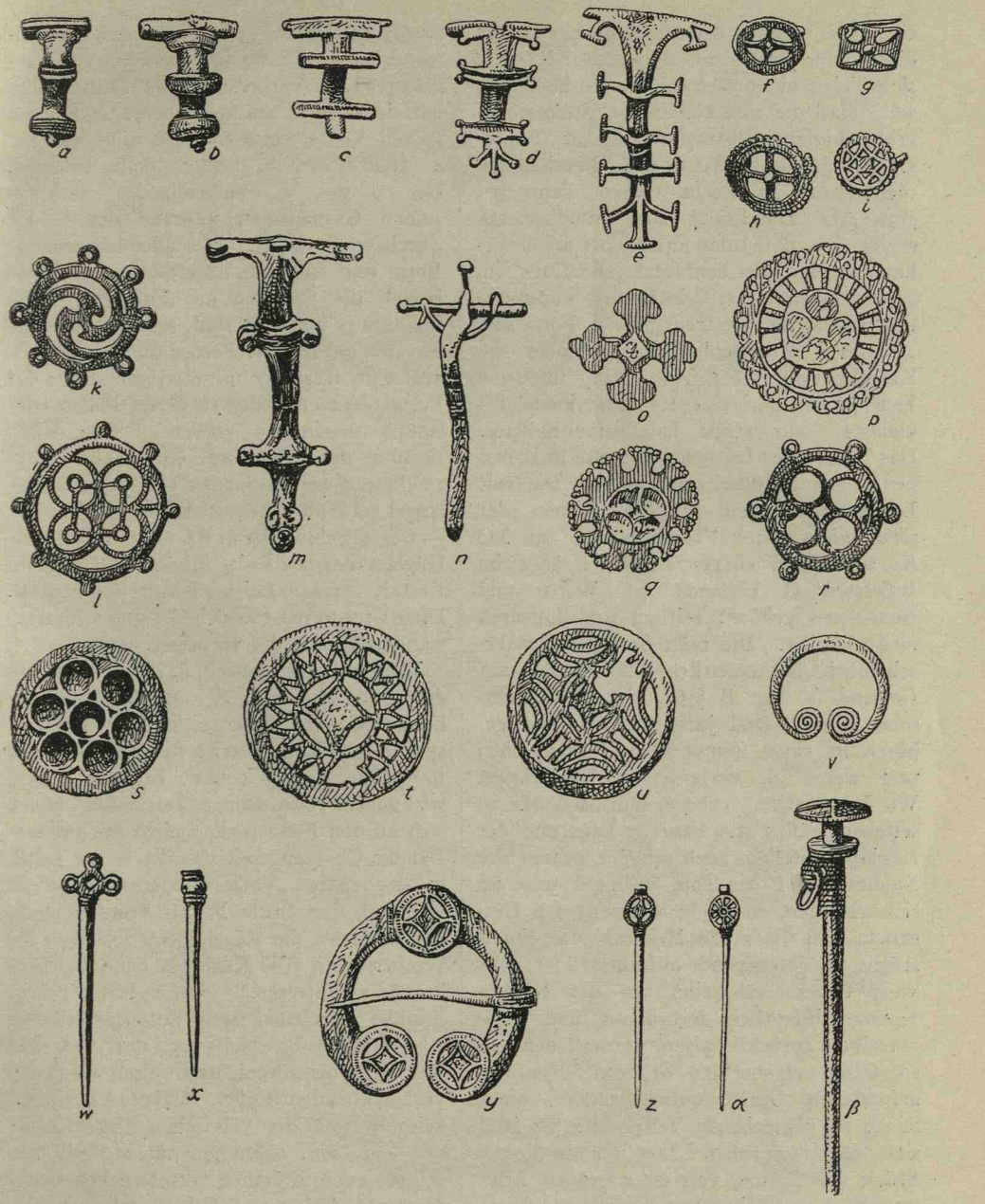
Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der Stufe B: a—m. Fibeln. a. Türpsal, Estland. — b. Pajus, N-Livland. — c. Rippoka, Estland. — d. Odsen, S-Livland. — e. Santen, Kurland. — f. Kurland. — g, h. Kuckers, Estland. — i. Slawek, S-Livland. — k. Kardis, N-Livland. — l. Türsel, Estland. — m. Ottenküll, Estland. — n. Armring. Ottenküll, Estland. — o. Halsring. Frauenburg, Kurland. — p. Armring. Ottenküll, Estland. — q. Armring. Ronneburg, S-Livland. — r. Armringe. Ronneburg, S-Livland. — s. Trinkhornende. Ronneburg, S-Livland. — t. Fingerring. Kuckers, Estland. — u. Tüllenaxt. Kardis, Estland. — v. Zapfenaxt. Ottenküll, Estland. — w. Tüllenaxt. Haakhof, Estland. — z. Lanzenspitze. Ronneburg, S-Livland.

wohl auseinanderzuhalten, eine oder mehrere Leichen; das wirre Durcheinander von Steinen, Geröll, Menschenresten und Beigaben, wie das im N stets der Fall ist, fehlt dort. Die Gräber der ä. EZ in der Nordhälfte des S. sind in ihrem Aufbau recht vielgestaltig. Mit die auffallendste Form sind die sog. Kistengräber, von denen es allerdings noch nicht sicher feststeht, ob sie zeitlich hierher gehören.

Neuere Ausgrabungen (1925) haben ergeben, daß die Kistengräber höchstwahrscheinlich bronzezeitlich sind. Auch Leichenbrand kommt vor, zunächst noch in mannsgroßen Kisten, dann aber in solchen von wesentlich geringerer Größe.

Funde, die unbedingt für diese Zeitstellung sprechen, haben diese Kistengräber bisher nicht geliefert, andererseits sind sie in ihrem Typus genaue Gegenstücke der alteisenzeitl. Kistengräber Gotlands (s. d. C § 4). Diese Kistengräber sind bisher nur in Nord-Estland und auf Ösel nachgewiesen, es sind das meist kleinere Steinhügel, die in ihrem Inneren sehr sorgfältig aus Kalksteinplatten hergestellte, etwa mannsgroße Kisten bergen. Den Boden der Kiste bilden große Platten, die Seitenwände bestehen aus sorgfältig aufgeschichteten, nach innen eine glatte Fläche bildenden Platten; oft ist die Wand noch mit hochkant gestellten Tafeln bekleidet; zum Abschluß nach oben dient entweder eine große oder mehrere kleinere Platten; über der Kiste liegt dann eine Aufschüttung aus kleinen Steinen und Platten. Die Kisten enthalten stets Reste einer oder mehrerer unverbrannter Leichen, entweder ohne jegliche Beigaben oder mit sehr dürftigen, eine zeitliche Bestimmung nicht gestattenden. In einer Kiste lag eine Knochennadel, in einer anderen unbestimmbare Bruchstücke von Knochenartefakten, schließlich in einer dritten zwei kleine Ringe aus fast reinem Kupfer (98%) und zwei Scherben mit kammartigem Ornament (s. A § 2). Diesen Kistengräbern verwandt scheinen, bisher nur in einem Fall bei Reval nachgewiesen, Steinhügel, die ebenfalls unverbrannte Leichen enthielten, gebettet in flachen, aus Feldsteinen hergestellten Mulden mit darüberliegender Steinschüttung. Die Beigaben bestanden im wesentlichen aus eisernen, offenen Armringen. Vermutlich gehören diese Gräber in die ältere EZ; in welche Stufe derselben, läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Sicher alteisenzeitl. sind dagegen die viereckigen Steinsetzungen, die sog. Steinreihengräber und die Steinpackungen bzw. Pflasterungen. Alle diese Anlagen sind meist auf Höhen gelegen, von denen sich oft ein weiter Blick ins Land bietet. Die Grabhügel erscheinen heute als ganz flache, oft sehr ausgedehnte, von magerem Rasen bekleidete Steinhaufen. Über den Aufbau dieser Anlagen läßt sich etwa folgendes sagen: Entweder sind es von einer Trockenmauer aus Findlingen oder Kalksteinplatten umfriedete Plätze von rechteckigem Grundriß, die von einer Steinaufschüttung bedeckt sind; zur Bestattung hat im wesentlichen der mauerumschlossene Innenraum gedient, es sind das die „viereckigen Steinsetzungen". Oder es sind sog. Steinreihengräber, den erstgenannten sehr nahe stehend, wahrscheinlich mit ihnen identisch. Sie bestehen aus zahlreichen, mit ihren Langseiten unmittelbar aneinandergefügten, aus Findlingen gebauten Vierecken, die mehr oder weniger von einer Steinschüttung bedeckt sind, so daß oft die Randsteine hervorlugen und Reihen bilden. Ursprünglich glaubte man in diesen Anlagen Umrisse eines Schiffs zu erkennen und nannte sie daher Steinschiffe oder Schiffsgräber; in den von N—S streichenden Reihen wollte man die Ruderbänke sehen. Bei genauer Nachprüfung ergab sich aber die Unhaltbarkeit obiger Annahme. Es handelt sich um etwa parallele, von N—S streichende Reihen, die durch von W—O laufende Querreihen verbunden sind. Das Hauptgewicht wurde nun auf die N—S-Reihen gelegt, und man nannte diese Anlagen Steinreihengräber. Diese Bezeichnung besteht heute noch, aber, wie es scheint, nicht zu Recht. Zur Bestattung haben hauptsächlich die steinumkränzten Flächen gedient. Der letzte Grabtypus wären dann die einfachen Steinpackungen, bzw. Pflasterungen, bei denen über einem aus größeren Steinen bestehenden, höckerigen Pflaster, auf dem bestattet worden ist, eine regellose Steinaufschüttung ruht. In diesen eben besprochenen Anlagen finden sich beide Bestattungsarten, entweder gleich häufig nebeneinander oder die eine bzw. die andere stark überwiegend. Das ausschließliche Vorkommen oder ausgesprochene Vorwiegen der

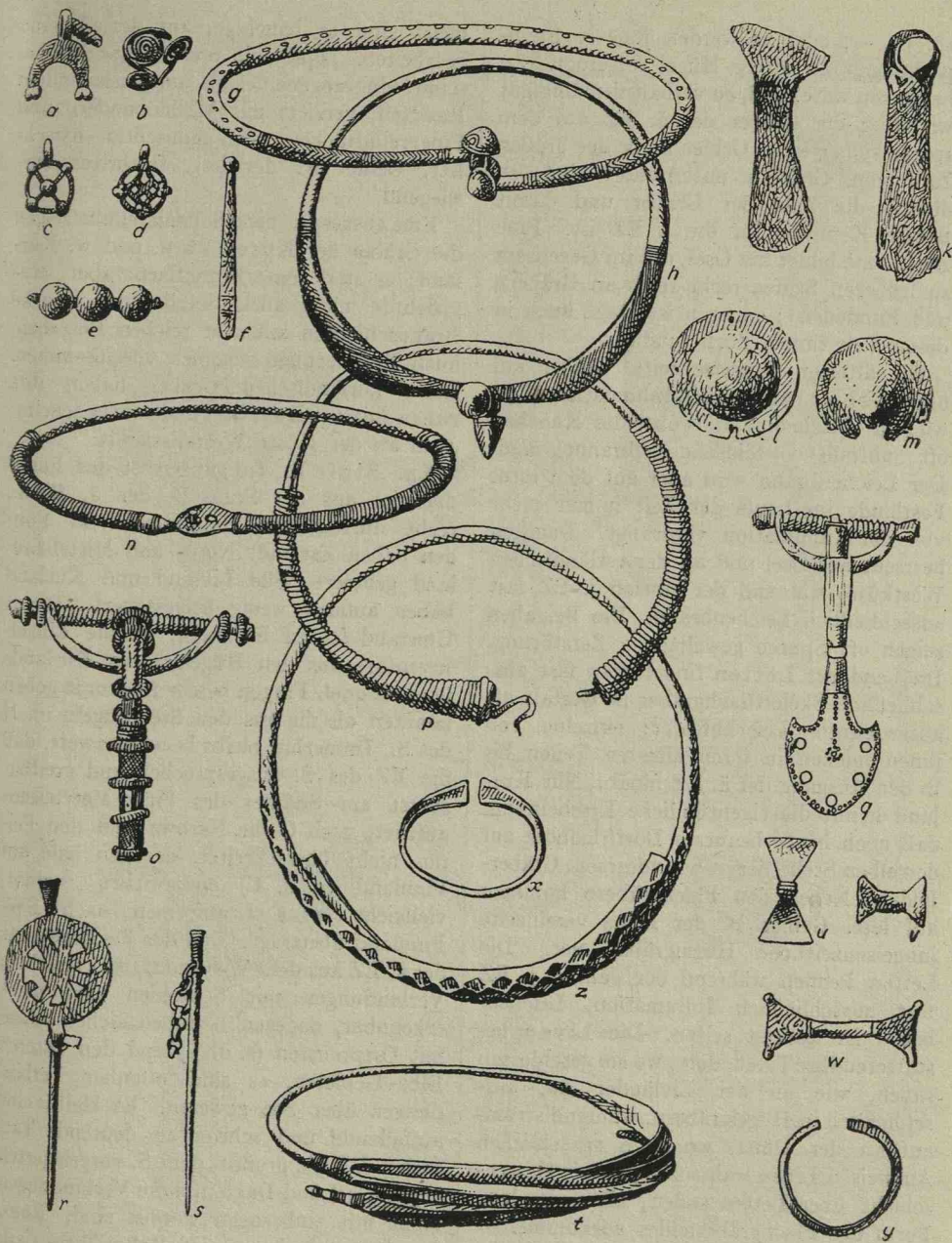


Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der Stufe C: a—v, y. Fibeln, o—q, dgl. mit Email, w, x, z, α, β. Nadeln. — a. Ayakar, N-Livland. — b. Camby, N-Livland. — c. Gertrudenhof, N-Livland. — d. Ronneburg, S-Livland. — e. Launekaln, S-Livland. — f. Ronneburg, S-Livland. — g. Ayakar, N-Livland. — h. Ronneburg, S-Livland. — i. Unnipicht, N-Livland. — k. Kuckers, Estland. — l. Rippoka, N-Livland. — m. Türsel, Estland. — n. Facht, Estland. — o, p, q. Ronneburg, S-Livland. — r. Türsel, Estland. — s. Ronneburg, S-Livland. — t. Langensee, N-Livland. — u. Selsau, S-Livland. — v. Kuckers, Estland. — w. Camby, N-Livland. — x. Türpsal, Estland. — y. Kuckers, Estland. — z. Renneberg, Kurland. — α, β. Selburg, Kurland.

einen oder anderen Bestattungsform während dieser oder jener Stufe der älteren EZ läßt sich bisher nicht nachweisen. Zu bemerken wäre, daß die sog. klassischen Steinreihengräber Livlands, die in der Literatur „Brandgräber" genannt werden, diese Bezeichnung nicht ganz zu Recht tragen, denn bei genauerer Durchsicht der Fundberichte ergibt sich, daß Inhumation dort auch vorkommt, der Leichenbrand allerdings im ganzen vorherrscht. Die Leichenbrandreste liegen entweder verstreut oder in Form sog. „Nester" (Knochenhäufchen), wobei die Knochenreste stets eine sehr intensive Feuereinwirkung zeigen; es sind kleine bis kleinste, sehr stark kalzinierte Splitter. Das Bergen der Leichenbrandreste in Urnen kennt das S. überhaupt nicht. Die mit Leichenbrandresten gefüllten Urnen der *vella laivas* (d. h. Teufelsboote) im NO Kurlands und einiger Erdhügelgräber im äußersten O Livlands bei Werro und Neuhausen gehören zeitlich und kulturell nicht hierher. Die *vella laivas* sind wahrscheinlich bronzezeitlich und weisen auf Gotland (s. hier B § 6), die Neuhausenschen Gräber sind jungeisenzeitl. und gehören in einen fremden, im Pleskauschen und weiter ö. verbreiteten Kulturkreis. Wo Inhumation vorliegt, läßt sich nur in seltenen Fällen die einstige Lagerung der Leiche feststellen, noch seltener gelingt der Nachweis, daß der Tote Schmuck usw. an sich getragen, es macht vielmehr den Eindruck, daß die große Mehrzahl der Fundstücke als Totenspende aufzufassen ist; sehr viele Gegenstände sind vor der Niederlegung absichtlich zerbrochen und Teile derselben zurückbehalten worden, denn in sorgfältig aufgedeckten Gräbern fehlen von gefundenen Gegenständen größere, nicht leicht zu übersehende Teile, so z. B. fand sich von einer großen Lanze nur ein kleines Stück der Spitze, von einer großen Armbrustfibel nur Sehne und Spirale. — Diese Auffassung der Beigaben als Totenspende wird auch durch die Befunde in Brandgräbern gestützt, denn auch hier zeigt die Mehrzahl der Fundstücke keinerlei Feuerspuren. Solche kommen allerdings vor und beweisen, daß der Tote nicht ganz ohne Schmuck den Flammen übergeben wurde, aber die überwiegende Anzahl der Beigaben wurde gleichzeitig mit den Leichenbrandresten mehr oder weniger beschädigt niedergelegt. Eine Verbrennung im Grabe selbst hat sicher nicht stattgefunden. Gräber der späten Völkerwanderungszeit sind aus der n. Hälfte des S. bisher nicht bekannt. Der S des S. unterscheidet sich in seinen Grabanlagen während der ä. EZ durchaus vom N. Die alleinherrschende Form sind aus Erde oder Sand aufgeführte Hügel, die zuweilen am Fuß von einem Steinkranz umgeben sind, selten auch einen Steinmantel tragen. Ferner finden sich bisweilen im Hügel in unmittelbarer Nähe der Bestatteten entweder zu deren Füßen oder Haupt vereinzelte größere Steine, auch Bettung der Leiche auf einer Schicht angefahrenen weißen Sandes, über der dann der Hügel getürmt wurde, ist beobachtet worden. — Gegen Schluß der ä. EZ verschwinden die Hügelgräber, und es beginnen Flachgräber in Gestalt ganzer Leichenfelder aufzutreten. Diese Grabform ist auch in der späten Völkerwanderungszeit die vorherrschende.

Während der ganzen ä. EZ kommt in der Südhälfte des S. ausschließlich Inhumation vor, anfangs in Hügelgräbern, später in Flachgräbern; die Leichen sind in vollem Schmuck usw. bestattet. Einwirkungen gewaltsamer Zerstörung lassen sich an den Fundstücken nicht nachweisen. Für die Übergangszeit von der ä. zur j. EZ, in der späten Völkerwanderungszeit und während der Stufe F ist Bestattung in Flachgräbern die Regel, doch scheint ganz vereinzelt im SW Kurlands auch Leichenbrand aufzutreten. Jedoch bedarf diese Angabe durchaus noch der Bestätigung. Absichtliche Beschädigung der Beigaben läßt sich ebensowenig nachweisen wie in den vorhergehenden Stufen. Während der j. EZ spiegeln sich die völkischen Unterschiede der einzelnen, oben genannten Siedlungsgebiete auch in örtlich verschiedenen Grabformen. Auf estn. Gebiet scheinen die ältesten Gräber, die vielleicht noch in die Stufe F hinabreichen, einfache Steinpackungen zu sein. Diese Steinhügelgräber weichen dann einfachen Flachgräbern. Daneben werden aber gerade im estn. Teil ältere Hügelgräber häufig zu Nachbestattungen benutzt, sogar bis in historische Zeiten hinein — bis ins 17.—



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der Stufen C und D: a, c, d. Anhängsel, 1/3. — a. Ayakar, N-Livland. — b. Fingerring. Rippoka, N-Livland, 1/3. — c, d. Ronneburg, S-Livland. — e. Bronzeperlen auf Eisendraht. Ronneburg, S-Livland. — f. Riemenzunge. Ayakar, N-Livland, 1/3. — g. Halsring. Gr.-Sonnaxt, Kurland, 1/3. — h. Desgl. Ilsenberg, Kurland, 1/3. — i. Schmalaxt. Selburg, Kurland, 1/6. — k. Hacke. Dobelsberg, Kurland, 1/6. — l, m. Schildbuckel. Hofzumberge, Kurland, 1/10. — n. Halsring. Ilsenberg, Kurland, 1/3. — o. Fibel, Silber und Gold. Plawnekaln, S-Livland, 1/3. — p. Halsring. — q. Fibel. Plawnekaln, S-Livland, 1/3. — r. Nadel. Peudhof, Ösel, 2/9. — s. Nadel. Dahlen, S-Livland, 2/9. — t. Halsring. Ronneburg, S-Livland, 1/3 (bisher unveröffentlicht). — u. Fibel. Ronneburg, S-Livland, 1/3. — v. Desgl. Rippoka, N-Livland, 1/3. — w. Desgl. Unnipicht, N-Livland, 1/3. — x, y. Armringe. Dobelsberg, Kurland, 2/9. — z. Halsring, Silber. Dorpat, N-Livland, 1/3.

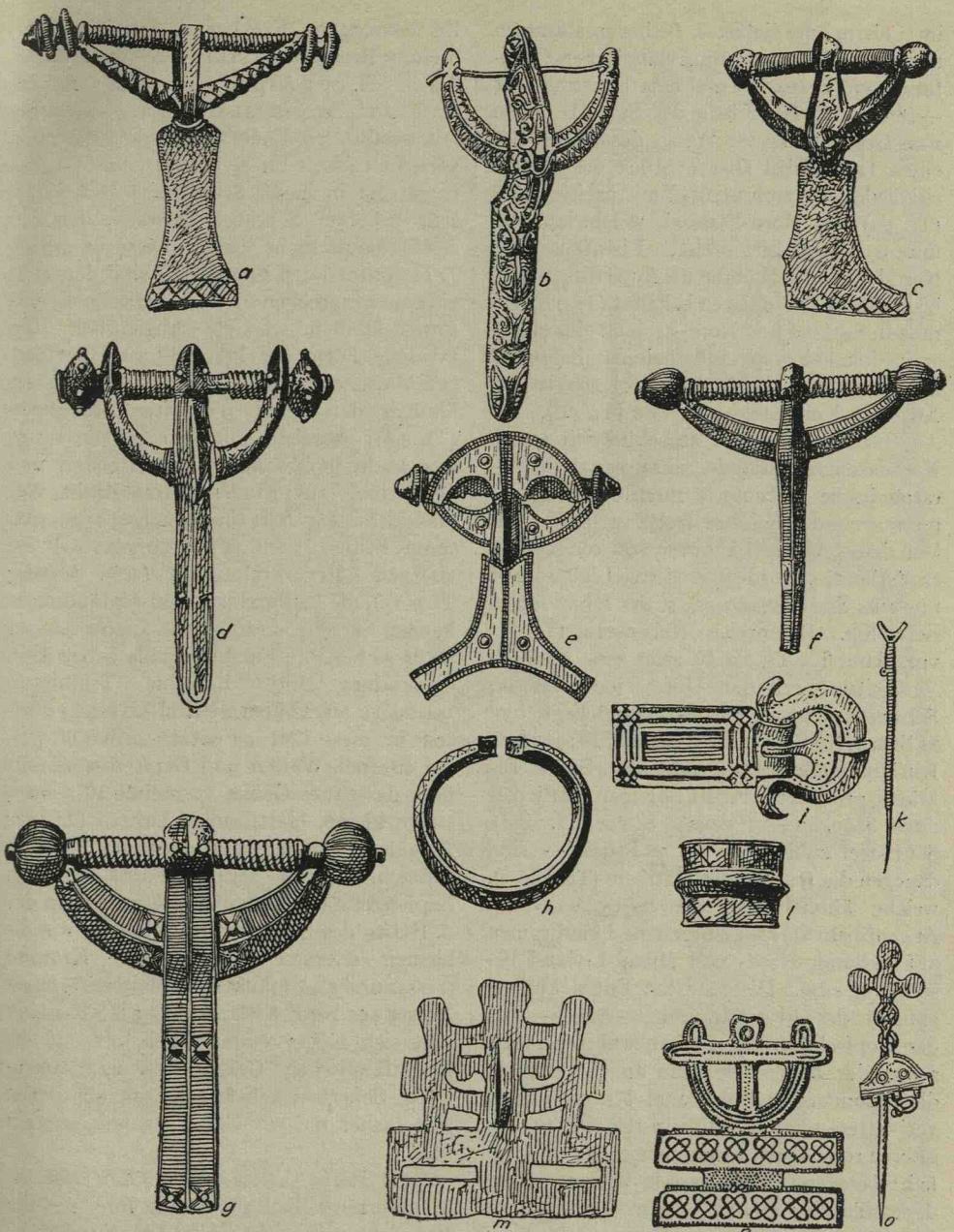
18. Jh. —, oder es werden jüngere Steinpackungen an ältere Hügel angefügt. Zu bemerken wäre, daß, so verhältnismäßig gut wir über die Gräber der ä. EZ auf dem später sicher estn. Gebiet dank der großen Zahl von Gräbern unterrichtet sind, so dürftig die Zahl der Gräber und damit unsere Kenntnis für die j. EZ ist. Eine Ausnahme bildet nur Ösel, das im Gegensatz zu früheren Stufen recht reich an Gräbern und Funden ist; dagegen ist Dagö auch in dieser Zeit immer noch fundleer.

Die ältesten jungeisenzeitl. Gräber auf estn. Gebiet haben neben Inhumation überwiegend Leichenbrand, wobei die Knochen oft auffallend schlecht gebrannt sind. Der Leichenbrand wird aber auf dem estn. Festlande im Laufe der Zeit immer mehr von der Inhumation verdrängt. Dagegen herrscht auf Ösel und an der estländischen Westküste während der ganzen j. EZ fast ausschließlich Leichenbrand. Die Beigaben zeigen oft Spuren gewaltsamer Zerstörung. Im Land der Letten findet man fast ausschließlich Skelettflachgräber in Gestalt oft ausgedehnter Leichenfelder; einzelne von ihnen reichen in ihren ältesten Teilen bis in den Ausgang der ä. EZ hinab. Nur Kurland kennt die eigentümliche Erscheinung, daß noch heute benutzte Dorffriedhöfe auf derselben Stelle liegen wie vorgesch. Gräberfelder. Neben den Flachgräbern kommen auf lett. Gebiet n. der Düna vereinzelte jungeisenzeitliche Hügelgräber vor. Die Letten kennen während der ganzen j. EZ fast ausschließlich Inhumation, Leichenbrand ist äußerst selten. Die Liven bestatteten ihre Toten, dort, wo sie geschlossen saßen, wie an der Livländer Aa, ausschließlich in Hügelgräbern, während stromauf an der Düna, wo nach sprachlichen Ausweisen Liven wahrscheinlich als Herrenschicht über Letten saßen, allein die lett. Form des Flachgräberfeldes vorkommt.

Das rein livische Gebiet an der Livländer Aa zeigt in seinen großen Hügelgräberfeldern überwiegend Bestattung, seltener Leichenbrand. Häufig finden sich in diesen reich ausgestatteten Gräbern Hundeskelette, seltener Pferdeskelette; der Hund war, wie historische Quellen lehren, den Liven heilig. Die livischen Gräber sind bisher die einzigen im S., welche Beigefäße geliefert haben, meist sind es bauchige, auf der Scheibe gearbeitete Töpfe mit breiter Standfläche, scharf eingezogenem Hals und ausladendem Randteil, verziert mit Wellenbändern und Fingereindrücken. Im gemischten livisch-lett. Gebiet ist der lett. Grabritus vorwiegend.

Eine ausgesprochene Sonderstellung zeigen die Gräber der Kuren im n. und w. Kurland; es sind reine Brandflachgräber, ausgedehnte, nicht allzu tief liegende, starke Brandschichten mit sehr reichen Beigaben, auch Brandgruben scheinen vorzukommen. Diese kurländischen Gräber haben ihre nahen Analogien auf Ösel und, wie es scheint, auch an der Küste West-Estlands.

§ 4. Stufe B. Im ganzen ist das Fundmaterial aus der Stufe B, der ä. RKZ., recht dürftig, die Hauptmasse an Funden haben Estland, Nord- und Mittel-Livland geliefert, Süd-Livland und Kurland haben äußerst wenig beigesteuert. Dieser Umstand ist zu bedauern, da die Einzelinventare aus den Hügelgräbern Kurlands über chronol. Fragen besser Auskunft geben könnten als die aus den Steinhügeln im N des S. Immerhin bleibt beachtenswert, daß die EZ des S. ausgesprochen und greifbar zuerst am Südufer des Finn. Meerbusens auftritt, nach O die Narowa und den Peipus nicht überschreitet, dagegen bald auf Finnland (s. d. C) einzuwirken beginnt, vielleicht sogar Grabformen nach SW-Finnland überträgt. Daß der Formenschatz der ä. EZ aus dem W stammt, ist zweifellos; Verbindungen mit Schweden sind nicht erkennbar, dagegen bestehen sicher solche mit Ostpreussen (s. d. C) und den unteren Elbe-Gebieten, es sind offenbar Verbindungen über See gewesen. Es bleibt eine auffallende und schwer zu deutende Tatsache, daß die großen, dem S. vorgelagerten Inseln Ösel und Dagö in diese Verbindungen nicht mit einbezogen worden sind. Röm. Import spielt kaum eine Rolle, Terra sigillata, Kasserollen, Gläser fehlen bisher, dagegen ist in Estland in einem Torfmoor bei Kawwast (Ksp. Marien-Dorpat) eine schöne ital. Bronzelampe des 1. Jh. n. C. gefunden worden (Präh. Z. 5 [1913] S. 529 Abb. 27), aus Nord-Kurland stammt ferner eine Email-Scheibenfibel (*Rig. Katalog* Tf. 8, 17). Röm. Münzfunde sind etwas häufiger, zahlreicher



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der Stufen E und F: a—g, h, m, n. Fibeln (d und g Silber, e und o silberpl., übriges Bronze). — a. Kaipen, S-Livland. — b. Grobin, Kurland. — c. Mesothen, Kurland. — d. Grobin, Kurland. — e. Lubahn, S-Livland. — f. Ascheraden, S-Livland. — g. Annenburg, Kurland. — h. Kerklingen, Kurland. — i. Schnalle. Kaipen, S-Livland. — k. Krückennadel. Aulenberg, S-Livland. — l. Armring. Ascheraden, S-Livland. — m. Kirchholm, S-Livland. — n. Lennewarden, S-Livland. — o. Kaipen, S-Livland.

im N als im S des Gebietes. Bisher entstammen nur zwei Münzen einem livländischen Grabfunde, ein Vespasian und eine Faustina (161—180 n. C.). Die Fibeln der Stufe B haben ihre Gegenstücke im W, so das nächst der einen Latènefibel älteste Stück des S., die eingliederige Armbrustfibel mit breitem Fuß (Tf. 7a) aus Nord-Estland, welche auf das untere Elbe-Gebiet weist. Ebenfalls nach Norddeutschland führen die Augenfibeln, die, bisher in 15 Exemplaren bekannt (Tf. 7b), gerade in Estland und Nord-Livland eine eigenartige lokale Entwicklung nehmen, indem sie zur sog. liv-estländischen Nebenserie der Augenfibel umgebildet werden (Tf. 7d). Die Augenfibel findet sich ausschließlich am n. Küstensaume Estlands, von wo auch die liv-estländische Nebenserie ihren Ausgang genommen und sich weiter nach S verbreitet hat. Von den 52 bisher bekannten Stücken gehören 42 Estland, 9 Nord- und Mittel-Livland und nur eins Süd-Livland an, s. der Düna fehlen sie völlig. Die preuss. Nebenserie (Tf. 7c; vgl. Band IX Tf. 226b) zeigt eine ähnliche Verbreitung, mit dem Unterschied, daß das Schwergewicht in Mittel-Livland liegt, hier 12 Stück, Nord-Livland 5, Estland 10; dagegen Kurland merkwürdigerweise nur 4 Stück. Die kräftig profilierten Fibeln kommen spärlich — nur 7 Stücke — im ganzen S. vor (Tf. 7e, f). Sehr viel zahlreicher — 50 Stück — sind dagegen die sog. Kopfschildfibeln (Tf. 7g—l), welche ähnlich wie die liv-estländischen Augenfibeln als ausgesprochene Lokalformen auf Estland, Nord- und Mittel-Livland beschränkt sind. Die jüngsten Entwicklungsstadien der liv-estländischen Augen- und der Kopfschildfibeln dürften wahrscheinlich schon der folgenden Stufe angehören. Ob die besonders in Nord- und Mittel-Livland verbreiteten Scheibenfibeln bereits in der älteren röm. Zeit vorkommen, erscheint fraglich; dagegen sind die zwei in Estland gefundenen Tutulus-Fibeln (Tf. 7m) sicher dieser Stufe zuzuweisen. Die Gegenstücke dazu finden sich in Ostpreussen (Band IX Tf. 227g). Die typischen Halsringe der Stufe B sind Ringe mit Trompeten-Enden, im ganzen S. verbreitet (Tf. 7o). Armringe sind recht häufig und dabei vielgestaltig; solche mit Knopfenden (Tf. 7n), flache Ringe, die offenbar zu mehreren vereint getragen wurden (Tf. 7r), offene, hohlwandige und als ganz vereinzelte Erscheinungen Kegelspiral-Armringe aus breitem Bronzeband kennt nur die n. Hälfte des S. (Tf. 7p; Aspelin 1797 Tf. 3, 16); in der s. sind dagegen massive, offene Armringe mit profilierten Enden verbreitet, die ganz vereinzelt auch im N auftauchen. Fingerringe sind in dieser Stufe im N des S. ein sehr beliebter Schmuck gewesen, den der S überhaupt nicht kennt. Diese in großer Zahl vorliegenden Fingerringe sind demnach eine ausgesprochene liv-estländische Lokalform, ähnlich wie die Augenfibel. Die typische Form der Per. „B" sind die sog. geschlossenen, hohlwandigen Fingerringe, ähnlich den heutigen breiten Eheringen (Tf. 7t); daneben kommen offene Ringe aus leicht hohlwandigem Bronzeband und Spiralringe aus rundem Bronzedraht vor. Nadelschmuck tritt im Gegensatz zu späteren Stufen noch ganz zurück. Ob die eisernen Hirtenstabnadeln (*Rig. Katalog* Tf. 9, 15), die Kurland und Süd-Livland nicht kennen, bereits dieser Stufe angehören, ist nicht sicher, die Fundumstände geben kein eindeutiges Bild. Einzelne Trinkhornbeschläge aus Gräbern Mittel-Livlands dürften in diese Zeit zu setzen sein (Tf. 7s). An eisernen Waffen und Geräten wären als über das ganze Gebiet verbreitet zu nennen einige kleine, blattförmige Lanzen (Tf. 7z; Aspelin 1830), ferner die eisernen Tüllenäxte (Tf. 7u, w), die seltene Form der sog. Zapfenkelte (Tf. 7v), die dagegen nur in der n. Hälfte des S. vorkommen, ebenso wie die kleinen eisernen Messer, kleine Krummmesser und als Unikum ein halbmondförmiges Messer aus Nord-Estland. Über die Keramik läßt sich nichts weiter sagen, als daß die liv-estländischen Gräber nur unornamentierte Scherben geliefert haben, aus denen sich bisher nie ein Gefäß zusammensetzen ließ.

§ 5. Stufe C. In der j. RKZ zeigt die ä. eisenzeitl. Kultur des S. ihre reichste Entwicklung, sowohl die Zahl der Fundstücke nimmt zu als auch der Formenreichtum. Neben den fortbestehenden Verbindungen mit dem W machen sich auch die Einflüsse des s.-n. Kulturstroms geltend. Die Übergänge von der ä. zur j. röm. Stufe sind durchaus fließend und sprechen für eine am Ort sich vollziehende, fortlaufende Entwicklung. Gegenüber der Vorliebe der ä.



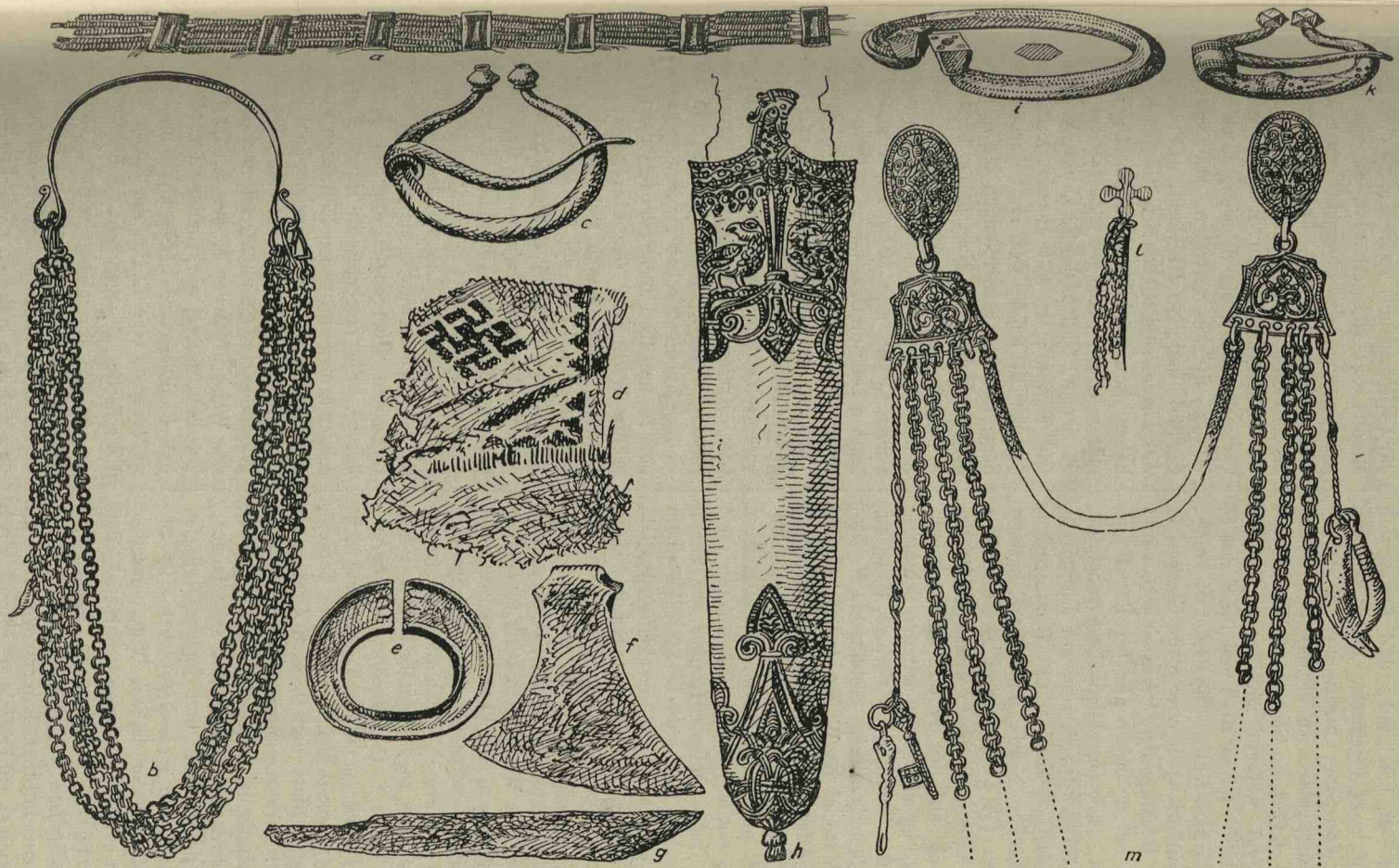
BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ BUCUREȘTI

I 4492/1

Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der jüngsten EZ: a. Anhängsel (Silber). Jess, Estland. — b. Kette. Liwadorf, Moon. — c, d. Nadel und „Spleißeisen". Allatzkiwi, N-Livland. — e. Halsring. Samhof, N-Livland. — f. Nadel. Fellin, N-Livland. — g. Lanzenspitze mit Silbertauschierung. Pajo, Ösel. — h. Halsring mit Sattelverschluß. Löser, S-Livland. — i. Halsring, Silber. Moik, Estland. — k. Armring. Inno, Estland. — l. Armring. Silber. Moik, Estland. — m. Halsring. Serben, S-Livland. — n. Lanzenspitze, (Breit- und Schmalseite). Hohenheim, Estland. — o. Fibel, Silber. Moik, Estland. — p. Armring, Silber. Moik, Estland.

RKZ für einfache, etwas schwere Formen macht sich eine Neigung zu leichterer Behandlung des Werkstoffes bemerkbar. Die Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß bildet die Leitform; sie ist über das ganze S. verbreitet, aber der Schwerpunkt liegt wieder in der Nordhälfte, der allein die Form mit Dorn am Kopf und die mit Doppelsehne angehören (Tf. 8 n). Eine spezifisch liv-estländische Form ist der zweite jungkaiserzeitliche Fibeltypus, die Sprossenfibel (Tf. 8 c, d, e, m), welche sich aus einer vielleicht aus Ostpreussen stammenden Vorstufe, der sog. Wulstfibel (Tf. 8 a, b), die dem Übergang von der ä. zur j. RKZ angehört, entwickelt hat. Diese Sprossenfibeln sind ausschließlich im N des S. verbreitet, wobei sich innerhalb dieses Gebietes noch lokale Zentren, wie Mittel- und Nord-Livland, unterscheiden lassen. Die Sprossenfibel zeigt eine einheimische Entwicklung, sie verfällt bald einer ausgesprochenen Degeneration und erlischt bereits in der folgenden Stufe. Die Scheibenfibeln (Tf. 8 f—l, o—u), die dritte dieser Stufe eigentümliche Fibelgruppe, erfährt ausschließlich in der Nordhälfte des S. eine sehr reiche Entwicklung. Das Hauptfundgebiet deckt sich etwa mit dem der Sprossenfibel, zeigt aber auch Ausläufer nach N und NO bis ans Meer. In dieser Stufe treten die ersten Hufeisenfibeln, darunter auch mit Email verzierte, auf (Tf. 8 v, y). Halsringe sind häufiger und vor allem vielgestaltiger als während der ä. röm. Stufe; am zahlreichsten und über das ganze S. verbreitet sind die Ringe mit Pilzkopfenden (Tf. 9 g; Aspelin 1880), daneben die Ringe mit Kapsel und Haken (Tf. 9 n; Aspelin 1874), beide Formen wohl aus dem sog. litauischen Kulturkreis im SW stammend (s. C 2). Eine ausgesprochene Lokalform des Düna-Gebietes sind die schönen Halsringe mit Kegelenden (Tf. 9 h). Ungemein groß ist das Material an Armringen und Fingerringen, allerdings nur in der Nordhälfte, der S ist im Gebrauch dieser Schmuckstücke weit zurückhaltender gewesen; Armringe kommen dort nur vereinzelt vor, Fingerringe dagegen garnicht. Eine Typologie der Armringe fehlt bisher; durchgehend sind es schmale, bescheiden mit Strichornament versehene, offene Reifen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Armringen aus der Süd- und der Nordhälfte des Landes läßt sich nicht nachweisen, nur gehören die hohlwandigen Armringe ausschließlich dem N an. Die Fingerringe, nur im N und hier in auffallend großen Mengen vorkommend, sind stets Spiralringe aus plankonvexem Bronzedraht mit geriefelten, zugespitzten oder hübsch profilierten Enden. Ob Ringe mit Brillenspirale (Tf. 9 b) bereits in dieser bzw. der folgenden Stufe auftreten, erscheint noch durchaus fraglich. Ein sehr beliebter Schmuck ist die Nadel, besonders in der Südhälfte des S., gewesen. Daraus erklärt sich vielleicht auch das auffallend spärliche Vorkommen der Fibel auf diesem Gebiet, die hier, wie es scheint, z. T. durch die Nadel ersetzt wurde. Als ausgesprochene Lokalformen treten uns hier entgegen die zierlichen Radnadeln (Tf. 8 z, α) und die charakteristischen Scheibenkopfnadeln (Tf. 8 β). Die ebenfalls im S verbreiteten kleinen, zierlichen Nadeln mit profiliertem Kopf (Tf. 8 x) kommen vereinzelt auch in Estland vor, wo Nadelschmuck überhaupt selten ist, aber dabei recht mannigfache Formen aufweist, so z. B. große Nadeln mit Ringkopf und profiliertem Hals, andere mit schaufelförmiger Scheibe oder rhombischem, mit Email verzierten Kopf und schließlich Nadeln mit Schleifenkopf (Tf. 8 w), in mehreren Stücken bekannt und von Tallgren als typologische Vorstufe der späteren spezifisch estn. Doppelkreuznadel aufgefaßt. Im ganzen tragen die Nadeln im N einen mehr zufälligen Charakter, ein verbreiteter Modeartikel, wie im S, waren sie nicht. Gürtel und Gürtelzubehör ist dem S des S. fremd, dagegen im N des Gebietes sehr häufig; die Schnallen sind fast ausschließlich eisern, eingliedrig, ganz schlicht. Reicher ausgebildet sind dagegen die Riemenzungen, meist mit profilierten Enden (Tf. 9 f). Vereinzelt kommen auch eiserne Gürtelbesatzplättchen vor. Kleinschmuck, wie Anhängsel, meist in Gestalt von Lunulae oder Rädchen (Tf. 9 a, c, d), ist im ganzen selten. Vereinzelt sind Zierscheiben aus gefaßten farbigen Glasflüssen aufgetaucht; ferner Bronzebuckel, augenscheinlich zum Aufnähen bestimmt; häufiger sind nur Bronze-Spiralröhrchen, vielleicht zum Gewandschmuck gebraucht. Alle diese Formen sind im wesentlichen auf die Nord-



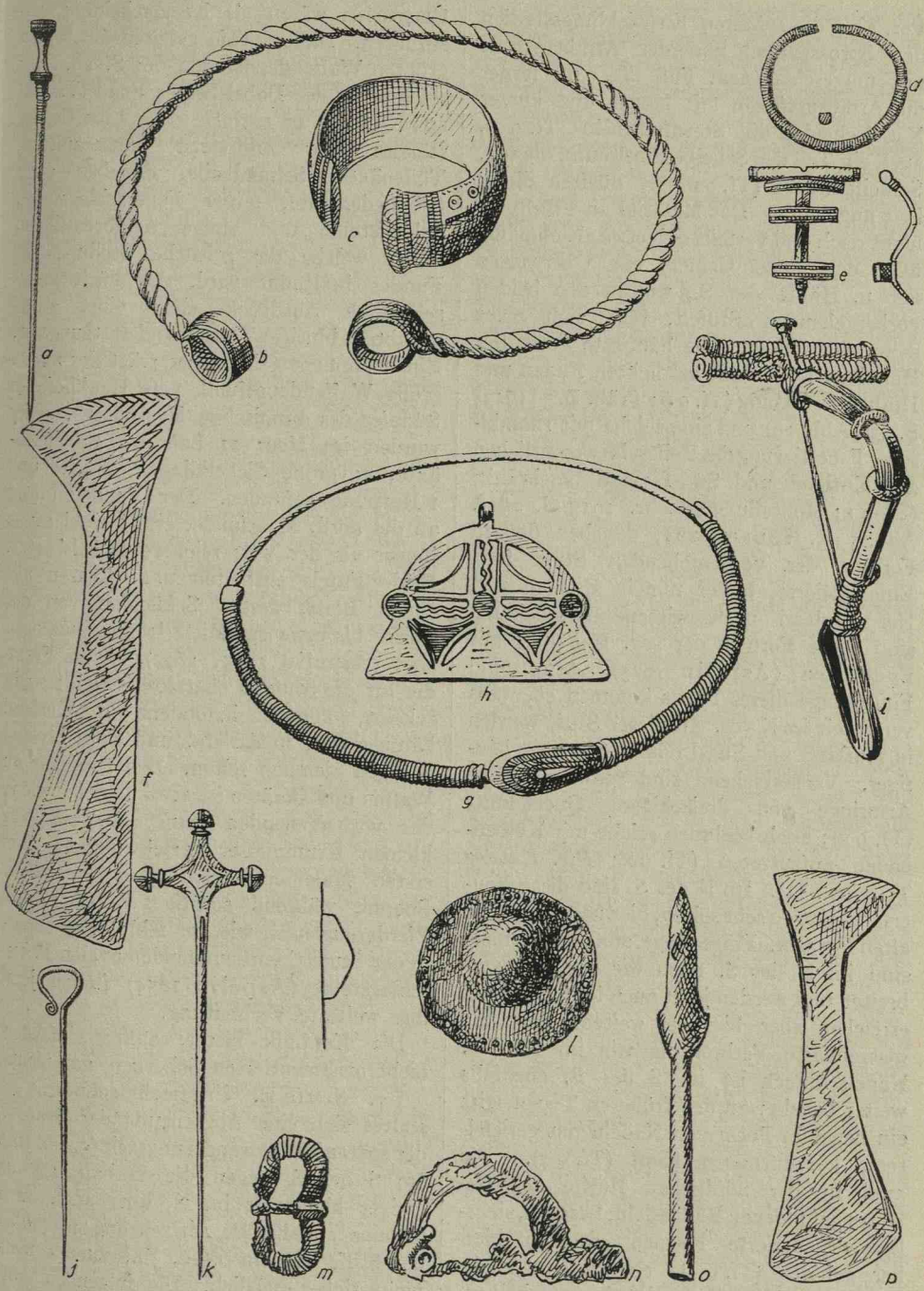
Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Typen der jüngsten Eisenzeit: a. Kopfbinde. Bersohn, S-Livland. — b. Nackenblech mit Gehänge. Bersohn, S-Livland. — c. Hufeisenfibel mit Mohnkopfenden. Sissegal, S-Livland. — d. Wollengewand mit eingewebter Bronze. Golgowsky, S-Livland. — e. Armring. Ascheraden, S-Livland. — f. Axt. Erwahlen, Kurland. — g. Hiebmesser. Kokenhusen, S-Livland. — h. Ortband, Silber. Treyden, S-Livland. — i. Hufeisenfibel. Paddern bei Goldingen, Kurland. — k. Desgl. Kremon, S-Livland. — l. Kreuznadel. Alt-Rahden, Kurland. — m. Schildkrötenfibeln mit Kettengehänge. Üxküll, S-Livland.

hälfte des S. beschränkt und finden sich im S nur ganz vereinzelt. Perlen scheinen erst in dieser Stufe aufzutreten. Ihr Hauptverbreitungsgebiet ist Mittel- und Nord-Livland, ferner die Gegend um Weißenstein und Reval, während sie in den Gräbern NO-Estlands selten sind und im S des S. so gut wie ganz fehlen. Die Perlen sind meist sog. goldüberfangene oder blaue Glasperlen, seltener Mosaikperlen; Bernsteinperlen sind äußerst selten, bisher nur bei Reval aufgetaucht. Eine ausschließliche Erscheinung der n. Hälfte des S. sind auf Eisendraht halsbandartig aufgereihte Bronzeperlen, vorzüglich in Nord- und Mittel-Livland verbreitet (Tf. 9 e). Import, wie die Glasperlen, sind auch die in dieser Stufe ausschließlich auf den N des S. beschränkten und hier nicht allzu seltenen Schmuckstücke mit Email, wie Halsringe, Hufeisenfibeln, Scheibenfibeln, Anhängsel, Nadeln.

Das Material an Waffen ist nicht allzu reich. Allein aus Kurland sind Schildbuckel bekannt geworden (Tf. 9 l, m). Diese, 10 an der Zahl, stammen aus einem Waffendepotfund. Ob Eisennieten mit großen, halbkugeligen Köpfen aus einem estländischen Grabe dieser Stufe zu einem Schild gehört haben, erscheint fraglich. Sonst fehlt jede Spur von Schutzwaffen. Schwerter sind bisher nicht gefunden worden, jedoch deutet ein wenig charakteristisches Ortband aus Nord-Estland darauf, daß diese Art Waffe nicht ganz unbekannt war. Tüllenäxte sind über das ganze Gebiet verbreitet, allerdings in der s. Hälfte weit häufiger, der ausschließlich auch ein anderer Axttypus, das sog. Schmalbeil (Tf. 9 i; *Rig. Katalog* Tf. 22, 8. 10), angehört; andere Axtformen kommen nicht vor. Lanzen sind nicht ganz selten, meist kleine Formen mit kurzem, spitzovalen Blatt und flachem Grat; ganz vereinzelte Erscheinungen, bisher nur an der estländischen Nordküste nachgewiesen, bilden schlanke Lanzen mit sehr langem, abgerundeten Blatt und hohem, scharfen Mittelgrat, die ihre Gegenstücke in den nord. Moorfunden haben. Von demselben Fundort stammt auch das Bruchstück einer in Tremolierstich verzierten Lanze. In nord-estländischen Funden kommen ferner große, einschneidige Klingen vor, die als Kampfmesser zu bezeichnen wären. Auch die Griffplatte aus Bronze eines derartigen Messers hat sich erhalten, dagegen fehlt jede Spur von den dazugehörigen Scheiden bzw. Teilen derselben. Zahlreich sind dagegen kleine Messer, allerdings nur im N, wo allein die kleinen Krummesser vorkommen. Auch die Scheren, durch einige wenige Stücke vertreten, stammen aus Estland und Nord-Livland. Geräte des Ackerbaues sind selten; sichelförmige Messer haben hauptsächlich kurländische Fundplätze geliefert, dagegen ist derartiges Gerät in der n. Hälfte des S. kaum vertreten. Die Keramik ist fast ebenso dürftig wie die der ä. RKZ; was an Scherben vorliegt, hat fast ausschließlich die n. Hälfte des S. geliefert. Nur in 4 Fällen ist es bisher gelungen, aus den verstreuten Scherben ein Gefäß soweit zusammenzusetzen, daß sich seine Form sicher erkennen ließ; dreimal waren es kleine, napfartige Gefäße, einmal ein kleines, bauchiges Töpfchen mit sehr scharfem Grat. Keins dieser Gefäße war ornamentiert. Dagegen sind vereinzelte, durch eingedrückte, kleine Ringel bzw. Kreise ornamentierte Scherben gefunden worden. Diese Ringel sind entweder zu geometrischen Figuren angeordnet, oder sie umgeben linear oder feston-artig die größte Weite oder den oberen Rand des Gefäßes; ferner finden sich Scherben mit umlaufenden Rillen am Halse des Gefäßes. Man hat den Eindruck, daß es sich bei diesen auffallend schwach gebrannten Gefäßen um speziell für den Totenkult angefertigte Stücke handelt.

§ 6. Stufe D. Die nun folgende Stufe, die ä. Völkerwanderungszeit, geht mit fließenden Übergängen aus der j. RKZ hervor. Sie erscheint in ihrem Formenschatz ärmer und neuen Einflüssen weniger zugänglich als ihre Vorgängerin. Zum Schluß dieser Stufe vollzieht sich eine eigenartige Wandlung im Fundmaterial, und zwar in der Weise, daß der N des S., der bisher kulturell führend war, fundarm und schließlich fundleer wird. Hier klafft im Denkmälervorrat eine Lücke, die Kultur der ä. EZ erlischt. Dagegen geht die Entwicklung im S des S. stetig weiter, unterhält lebhafte Beziehungen zum lit. Kulturkreis und hat auch das meiste zur Umschreibung dieser Stufe geliefert. Die Fibeln dieser



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Litauische Typen: a. Nadel. Pakalnischki, Kr. Ponewiesh. — b. Halsring. Mežany, Kr. Svenciany. — c. Armring. Mežany, Kr. Svenciany. — d. Armring. Pakalnischki, Kr. Ponewiesh. — e. Dreisprossenfibel. Hrynkiszki, Gouv. Kowno. — f. Axt. FO unbekannt. — g. Halsring. Mežany, Kr. Svenciany. — h. Anhängsel mit Email. Mežany, Kr. Svenciany. — i. Fibel. Mežany, Kr. Svenciany. — j. Nadel. Memelland. — k. Desgl. Szakarni, Kr. Ponewiesh. — l. Schildbuckel. Pomusie, Kr. Troki. — m. Schnalle. Kr. Svenciany. — n. Fibel. Kr. Svenciany. — o. Lanzenspitze. Pomusie, Kr. Troki. — p. Axt, Zasviry. Kr. Svenciany. a, b, c, g, h, i, m, n. $^1/_2$ n. Gr. — d, e, f. $^1/_3$ n. Gr. — j, k. $^1/_5$ n. Gr. — l, o. $^1/_5$ n. Gr. — p. $^1/_4$ n. Gr. Nach Trudy, Swiatowit und Museumsnotizen.

Per. sind die späteren Entwicklungsstadien der Sprossenfibel und der Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß (Tf. 9 o), ferner die Armbrustfibeln mit langer und kurzer Nadelscheide, die Sternfußfibeln (Tf. 9 q), auch ein Teil der Scheibenfibeln und die sog. Schleifenfibeln (Tf. 9 u—w) dürften dieser Zeit angehören. Das Material an Fibeln ist nicht reich und verteilt sich etwa gleichmäßig über das ganze Gebiet; ein Überwiegen der n. Hälfte des S., wie in den beiden vorhergehenden Stufen, läßt sich nicht mehr nachweisen. Die häufigste Form der Halsringe ist die mit verdickten Enden und Drahtumwicklung (Tf. 9 p; Präh. Z. 5 [1913] S. 536 Abb. 29) und eine solche mit rhombischer Facettierung des Reifes, im wesentlichen auf Kurland und Süd-Livland beschränkt (Tf. 9 z; Montelius-Festschr. 1913 S. 291 f. Abb. 5 R. Hausmann), daneben dauern Formen der vorhergehenden Stufe fort. Eine isolierte, bisher nur in Estland und Nord-Livland nachgewiesene Erscheinung sind späte Formen der sog. Halsringe mit Endplatten (Aspelin 1825). Arm- und Fingerringe dieses Typus kommen ebenfalls vereinzelt im N vor. In dieser Stufe werden in Kurland und Süd-Livland Armringe häufiger. Vorherrschend sind schwere, offene Armringe von dreieckigem Querschnitt (Tf. 9 y); auch beginnen solche mit Kolbenenden aufzutreten (Tf. 9 x; *Rig. Katalog* Tf. 3, 10. 11). Im N des S. sind diese Neuerscheinungen sehr selten, hier halten sich die alten Formen. Fingerringe, stets Spiralringe, sind im N des S. nach wie vor sehr verbreitet und werden jetzt auch im S häufiger, erreichen aber hier bei weitem nicht die massenhafte Verbreitung wie im Norden. Nadelschmuck ist im S des S. ebenfalls weiter beliebt; zu den früheren Typen tritt ein neuer in Form von Nadeln mit geriefeltem, kegelförmigen Kopf (Tf. 9 s). Die zwei in der nördlichen Hälfte des Gebietes gefundenen Radnadeln, barocke, sichtlich degenerierte Formen, dürften hierher gehören (Tf. 9 r), ebenso eine kleine Nadel aus Nord-Estland, deren scheibenförmiger Kopf mit einem gepreßten Silberbelag im Stil der Sternornamentik geziert ist. Der Kleinschmuck bietet keinerlei Formen, die als typisch für diese Stufe gelten müssen, allein die kubooktoëdrischen Glasperlen wären als Neuerscheinung anzuführen. Dieser Stufe gehören die beiden größten Waffendepotfunde des S. an. Der reichste ist der Dobelsberger Fund (Tf. 9 k) aus Kurland, er enthielt etwa 1200 Gegenstände: sehr zahlreiche Lanzenspitzen, Tüllenäxte, Schmalbeile, daneben auch Schmiedegeräte, ferner Feuerschlagsteine, Schleifsteine und einige Armbrustfibeln, durch welche die zeitliche Stellung des Fundes bestimmt wird, der höchstwahrscheinlich Ausdruck einer einst stattgehabten blutigen Auseinandersetzung ist. Einen ähnlichen Charakter trägt der zweite große Waffendepotfund von Haakhof am Südufer des Finnischen Meerbusens. Hier wurden im Moor 21 Lanzen, 10 Tüllenäxte, 14 große Sichelklingen, 2 Äxte und 1 Harpune gefunden. Der Fund erinnert an die nord. Moorfunde, er ist wohl etwas jünger als der weit reichere Dobelsberger. Beide Funde enthalten u. a. Lanzen mit einem Blatt, dessen Schneiden von der Spitze bis etwa zur Mitte leicht eingezogen sind (Aspelin 1735, 1872). Diese Form, die für die Stufe D charakteristisch zu sein scheint, kommt besonders in Kurland häufiger vor, in Estland und Nord-Livland dagegen ziemlich selten. Das Inventar an Waffen und Geräten ist etwa dasselbe wie in der vorhergehenden Stufe, nur sind die kleinen Krummesser verschwunden. Zum ersten Male erscheinen ganz vereinzelte Sporen, während sonstiges Zubehör vom Pferdezeug nach wie vor fehlt. Die bereits in der Stufe C vorkommenden ovalen Feuerschlagsteine (Aspelin 1854) finden jetzt ihre weiteste Verbreitung.

Die Keramik bietet, außer einfachen, nicht ornamentierten Scherben, gar nichts.

§ 7. Stufe E. Ungemein schwierig gestaltet sich eine Abgrenzung der Stufe E, der späten Völkerwanderungszeit (5.—6. Jh.). Im S des S. liegen die Verhältnisse um einiges klarer als im N, aber auch im S ist eine annähernde Abgrenzung gegenüber der Stufe F, dem 6.—8. Jh., zurzeit noch nicht sicher möglich. Die folgenden Aufstellungen sind daher durchaus als vorläufig und z. T. recht unsicher anzusehen. Besonders wichtig für die Kenntnis dieses Zeitabschnittes sind das Flachgräberfeld des Plawnekalns bei Riga und das von

Kaipen in Süd-Livland. Ersteres gehört im wesentlichen nach Stufe D, reicht aber auch in die Stufe E hinein. Ähnlich scheinen die Verhältnisse in Kaipen zu liegen, das aber etwas jünger ist; leider fehlt es gerade hier an brauchbaren Aufnahmen. Einige Flachgräberfelder in Kurland, die jahrhundertelang benutzt worden sind, gehen in ihren ältesten Teilen höchstwahrscheinlich ebenfalls auf die Stufe E zurück. In der Nordhälfte des S. fehlen die Übergänge von der ä. zur mittl. EZ so gut wie ganz. Kein einziger sicherer Grabfund dieser Zeit ist bekannt.

Der große 1923 in der Nähe Hapsals gehobene Fund von Kirimägi enthält zwar Leichenbrand, trägt jedoch in der Art seiner Niederlegung und durch seine Zusammensetzung — zahlreiche Waffen — mehr den Charakter eines Depots und wäre eher dem Dobelsberger oder Haakhofer Funde an die Seite zu stellen.

Nur drei Schatzfunde aus Dorpat, Pillistfer und Pölwe (alles nord-livländische Plätze) gehören hierher. Dieselben sind aber unzweifelhaft Import aus dem Süden. Bodenständige Typen fehlen. Die schon erwähnte Lücke im Denkmälervorrat macht sich deutlich geltend. Die Fibeltypen sind späteste Formen der Armbrustfibel. Neben ausgesprochenen Degenerationsformen (wie Tf. 10 a, c) findet sich auch ein hervorragendes Stück, wie die Prachtfibel von Grobin (Tf. 10 b). Merkwürdigerweise hat die Insel Ösel, wo sonst Funde aus den älteren Abschnitten der EZ ganz fehlen, ein hierher gehöriges Stück geliefert, eine Fibel mit schmalem Tierkopffuß und dreilappiger Kopfplatte. Die Halsringe sind solche mit verdickten, übereinanderliegenden Enden und solche mit breiten, facettierten Enden. Die Armringe sind durchweg offen, entweder mit kolbenförmigen Enden oder sehr massiv mit Grat. Gürtelschnallen mit Kreuzdorn dürften auch in diese Stufe zu setzen sein (Tf. 10 i). In diese im skand. N goldreichste Zeit fallen im S. nur 3 gold. Stücke: von der Insel Ösel stammen zwei byzantinische Gold-Solidi des 5. Jh., und im Schatzfund von Dorpat lag ein goldener Halsring mit tordierten Enden. Das sonstige Inventar in Typen zu gliedern, die unbedingt in diese Stufe zu setzen wären, ist bisher nicht durchführbar gewesen.

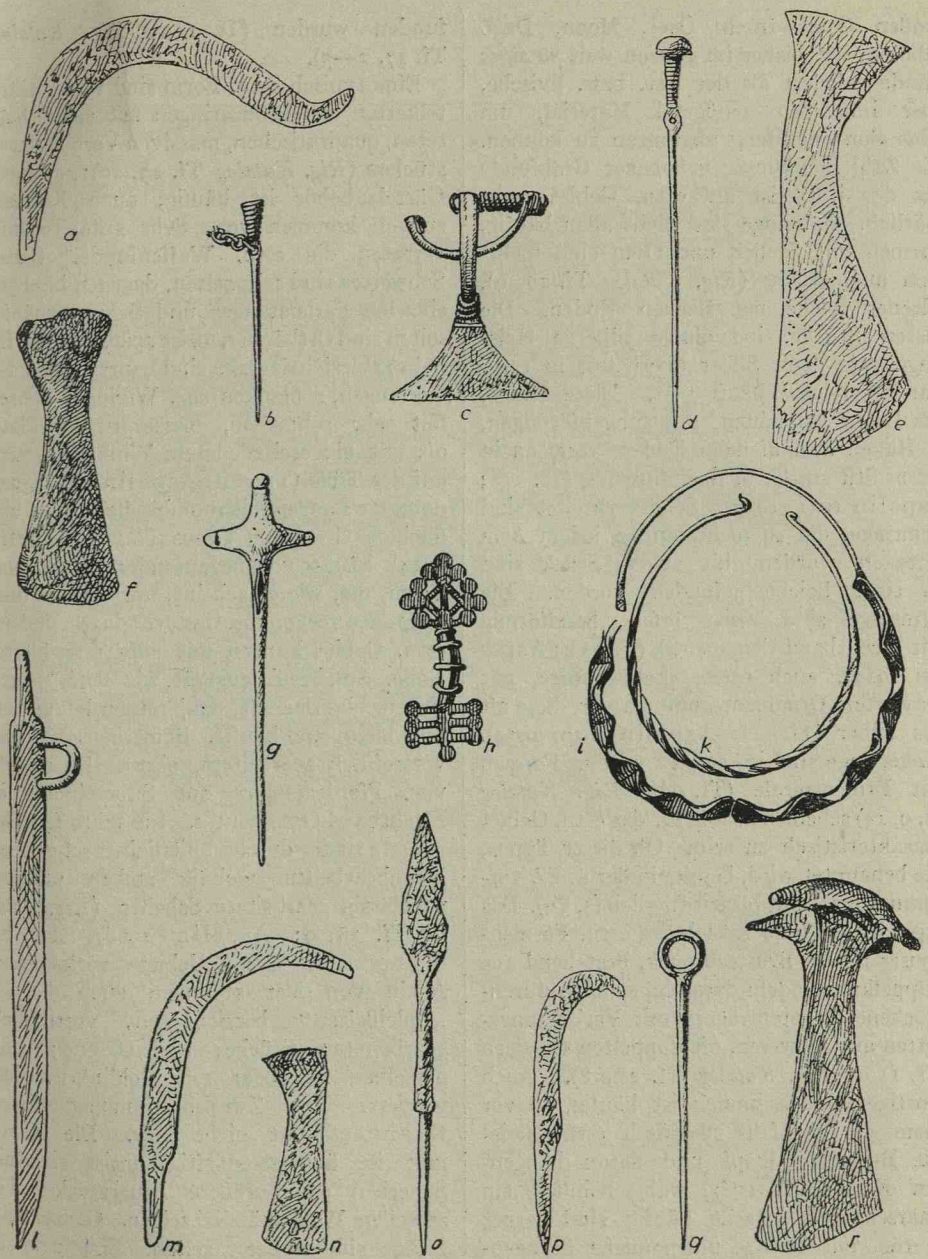
§ 8. Stufe F. Die Stufe F, das 7.—8. Jh. umfassend, hebt sich bereits deutlicher ab und ist auch in der Nordhälfte des S. greifbar, allerdings in weit weniger markanten Formen als im S, der das überwiegende Material zur Charakterisierung dieser Stufe geliefert hat. So erweist sich z. B. ein neuerdings in Nord-Estland, in Haehl, gehobener Fund, bestehend aus Fibeln, einigen Armringen und mehreren Schwertern, als zweifelloser Import aus dem S des Südostbaltikums. Die Fibeln dieser Stufe sind Armbrustfibeln mit Tierkopffuß (Tf. 10 d), aus denen sich über Formen wie Tf. 10 f die großen Armbrustfibeln mit breiter, gegossener Sehne wie Tf. 10 g entwickelten. Diese letzteren, wie auch die entarteten Formen der Armbrustsprossenfibeln (Tf. 10 m, n), gehören z. T. vielleicht schon in die folgende Stufe. Alle diese eben genannten Fibeltypen haben ihre Gegenstücke im lit. Kulturkreis (s. C 2). Im S. liegt ihr Schwerpunkt in Kurland und im Ufergebiet der Düna, weiter n. kommen diese Typen nur ganz vereinzelt vor, in Nord-Livland zwei, in Estland, abgesehen von dem genannten Fund von Haehl, und auf Ösel nur je eine derartige Fibel. Daneben hat die Südhälfte des S. auch einen sehr barocken Sondertypus, die sog. Eulenfibel (Tf. 10 e), deren Vorstufen vermutlich gewisse Fibeln aus der späteren Völkerwanderungszeit Ostpreussens, z. B. von Kellaren, sind. Das erneute Auftreten der Hufeisenfibel, die später alleinherrschend wird, dürfte in diese Stufe zu setzen sein. Nach Ausweis des genannten Schatzfundes von Haehl scheinen Formen mit gerollten Enden die ältesten zu sein (Tf. 10 h; *Rig. Katalog* Tf. 19, 8. 12).

Die Halsringe sind recht vielgestaltig; neben den jüngsten Formen der Ringe mit verdickten Enden bzw. mit Haken und Öse treten auch solche mit Sattel und Haken auf. Zu den fortlebenden Armringen mit Kolbenenden gesellen sich solche mit Tierkopfenden (*Rig. Katalog* Tf. 20, 24. 25) und breite, offene Armringe mit hohlem Grat, die zuweilen extrem breit — bis zu 14 cm — sind (Tf. 10 l), ferner Spiral-Armringe. Die Fingerringe, meist Spiralen, sind gegenüber früheren Stufen spärlich; als neue Form treten Spiralringe mit breiter Mittelplatte auf (*Rig. Katalog* Tf. 21, 6). Nadelschmuck ist sehr verbreitet: neben den eisernen Hirtenstabnadeln, die gerade im N des

S. häufiger werden, im S dagegen nach wie vor fehlen, finden sich dort sehr mannigfache Typen, so Nadeln mit Ringkopf (*Rig. Katalog* Tf. 26, 3), dieser häufig mit Silber umsponnen — ähnliche vereinzelt aber auch im N —, ferner Krückennadeln (Tf. 10 k), Kreuznadeln als Kettenträger mit Silberbelag des Kopfes, der in seiner Technik durchaus dem der Eulenfibeln und Armbrustsprossenfibeln entspricht (Tf. 100). Auch abnorm große Kreuz- und Dreiecknadeln kommen gerade in Kurland vor und weisen auf Ostpreussen (Andulln; *Rig. Katalog* Tf. 13, 12). Tierornamentik ist sehr selten, ein Kettenträger aus West-Estland und ein Beschlag aus dem Dünagebiet sind die einzigen Repräsentanten (*Rig. Katalog* Tf. 27, 11; 21, 21). Das Inventar an Waffen zeigt gegenüber früheren Stufen manche wesentliche Unterschiede, so z. B. sind die Tüllenäxte verschwunden, dagegen hält sich im S des S. das Schmalbeil. Die ältesten Schwerter gehören dieser Stufe an. Lanzen sind ziemlich häufig, meist schlanke, blattförmige Klingen, daneben kommen lange Ango-ähnliche Formen vor; viel seltener sind Formen mit vertieften Feldern neben dem Grat. Große und kleine Messer, Sichelmesser, Hacken bilden das übrige Inventar an Eisen. Ein in Estland gefundener Schildbuckel, wie Hackman *Ältere Eisenzeit Finnlands* Abb. 178, ist zweifellos Import aus Finnland, wie denn überhaupt in dieser Stufe sich besonders in Estland finnländische Einflüsse geltend zu machen beginnen. Manche hier gefundene Stücke, wie die Krebsfibeln (Band III Tf. 138 f), gewisse Armringe von finnländischem Typus, die Hirtenstabnadeln, schließlich auch die vielleicht auf Beisetzung eines Bootes deutenden, zahlreichen eisernen Nieten weisen auf derartige Einwirkungen, während umgekehrt in der älteren Zeit Finnland vom S., speziell Estland, beeinflußt wird (s. Finnland C § 2, 9). — Daß in dieser Zeit gelegentlich auch kostbare Stücke in den fernen N gelangten, beweist die am Peipus gefundene Silberschale, eine byzantinische Arbeit des 7. Jh., und eine zweite, der ersten ähnliche, aus der Umgegend Dorpats stammend.

§ 9. Stufe G und H. Mit der Stufe G, dem 8.—10. Jh., heben sich innerhalb des Denkmälervorrats des S. bereits deutlich umrissene Kultur- und Formenkreise ab, die mit bestimmten völkischen Gruppen zu identifizieren sind. Die Zusammenhänge dieser Stufe mit der vorhergehenden, ganz besonders aber mit der folgenden, der Stufe H, der jüngsten heidnischen Zeit, sind ungemein fließend, so daß bei sehr vielen Formen eine sichere Zuweisung zu dieser oder jener Stufe noch nicht möglich ist. Bei der Besprechung müssen daher beide Stufen zusammengefaßt werden. Ein Hauptgrund für diese Unsicherheit in der zeitlichen Festlegung ist der Umstand, daß die für frühere Stufen sicherste Leitform, die Fibel, von der Stufe G ab im ganzen S. durch die Hufeisenfibel ersetzt wird. Diese Hufeisenfibel ist bei größter Mannigfaltigkeit der Form in allen Kulturkreisen der j. EZ des S. sehr verbreitet, jedoch fehlt bisher eine Typologie derselben. Einflüsse von O und W machen sich stark geltend: erstere in Gestalt stilistischer Einzelheiten am Schmuck, des arabischen Gewichtsystems und vor allem der zahlreichen Funde kufischer Münzen; die anderen in der Einfuhr vereinzelter romanischer Bronzearbeiten, wie der Kaiser-Otto-Schale (Präh. Z. 5 [1913] Tf. 24), besonders aber dtsch. und angelsächsischer Münzen, die durch zahlreiche große Münzfunde, besonders im N des S., belegt wird. Das Küstengebiet Estlands scheint in jener Zeit ein ausgesprochenes Durchgangsland gewesen zu sein, in dem die Kulturbeziehungen aus O und W ihren reichlichsten Niederschlag gefunden haben. Neben diesen Münzfunden bekunden sich im Küstengebiet des S., besonders dem Kurlands, starke nach W weisende Einflüsse; vorzugsweise hier treten skand. Fibelformen auf. Auch frühhistorische Quellen jener Zeit berichten von Beziehungen zu den Ländern ö. der Ostsee. Die Zahl der Fundstücke im ganzen nimmt stark zu, ebenso die Differenzierung von Schmuck- und Geräteformen. Ob daraus auf eine ungleich dichtere Besiedelung gegenüber früheren Abschnitten zu schließen ist, muß noch dahingestellt bleiben.

§ 10. Gebiet der Esten. Der estn. Kulturkreis, der vom Finnischen Meerbusen südwärts bis etwa zur Linie Salismünde-Walk-Werro reicht, und zu dem auch die



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Litauische Typen: a. Sichel. Poszuszwie, Kr. Kowno. — b. Nadel. FO desgl. — c. Fibel. FO desgl. — d. Nadel. West-Litauen. — e. Axt. Poszuszwie, Kr. Kowno. — f. Desgl. Pomusie, Kr. Troki. — g. Nadel. West-Litauen. — h. Fibel, Silber. Jagmin, Kr. Schaulen. — i, k. Halsringe; i. Silber, k. Bronze. Poszuszwie, Kr. Kowno. — l. Einschneidiges Schwert. Weszeiten, Kr. Heydekrug. — m. Sichel. Dukszty, Kr. Novo-Alexandrovskij. — n. Axt. Kokenhusen, Livland. — o. Kaipen. Livland. — p. Ascheraden. Livland. — q. Nadel. Westlitauen. — r. Axt. Burdany, Kr. Svenciany. a, e. $^1/_4$ n. Gr. — b, c, d. $^1/_3$ n. Gr. — f. $^1/_5$ n. Gr. — g. $^2/_5$ n. Gr. — h. $^2/_7$ n. Gr. — i, k, m, o, p. $^1/_5$ n. Gr. — l. $^1/_{10}$ n. Gr. — q. $^1/_3$ n. Gr. — r. $^1/_4$ n. Gr. Nach Świątowit, *Rig. Katalog* und Museumsnotizen.

großen Ostsee-Inseln Ösel, Moon, Dagö gehören, hat bisher im ganzen weit weniger Funde geliefert als der lett. bzw. livische, aber immerhin genügend Material, um seine Sonderstellung abgrenzen zu können. Die Zahl sachkundig gehobener Grabfunde aus der j. EZ ist auf estn. Gebiet recht spärlich. Halsringe sind nicht allzu häufig, Formen mit Stollen und Ösen sind mehrfach aufgetaucht (*Rig. Katalog* Tf. 28, 9), seltener solche mit flachen Enden. Die besten Stücke sind einige silberne Halsringe, wie denn Silber überhaupt in estn. Funden relativ häufig ist. Diese Ringe, aus Draht geflochten, mit zungenförmigen, in Haken auslaufenden Enden, verraten in ihrem Stil starke ö. Beeinflussung (Tf. 11 i; Aspelin 1931, 1933). Sehr verbreitet sind Armringe, die zu mehreren an jedem Arm getragen wurden, bis zu 13 Stück sind an einer Leiche gefunden worden. Die Armringe sind meist offen, bandförmig mit Flechtband-Ornamentik (Tf. 11 k; Aspelin 1917), auch breite, hohlwandige, mit graviertem Ornament kommen vor, diese oft aus Silber (Tf. 11 l; Aspelin 1930, 1932). Fingerringe sind im ganzen selten. Formen mit Brillenspirale (Tf. 9 b; *Rig. Katalog* Tf. 9, 14) scheinen gerade für das estn. Gebiet charakteristisch zu sein. Ob dieser Typus, wie behauptet wird, bereits in der ä. EZ vorkommt, erscheint höchst fraglich (s. § 6). Das typischste Schmuckstück des estn. Formenkreises ist ein Brustschmuck, bestehend aus Doppelkreuznadeln, daran hängenden, durchbrochenen Kettenträgern mit Verbindungsketten aus schweren, oft doppelten Gliedern (Tf. 11 c; *Rig. Katalog* Tf. 28, 8). Auch sonstiger Nadelschmuck ist häufig, so vor allem die ebenfalls spezifisch estn. Nadel mit Brillenspiralkopf und daran hängenden Ketten (Tf. 11 f), wahrscheinlich ein Haarschmuck. Recht häufig sind ferner eiserne, mit Bronze umsponnene Stangenketten, die zuweilen ganze Geflechte bilden und wohl als Gehänge von Dolchscheiden, Gürteltaschen und Ähnlichem gedient haben (Aspelin 1964). Anhängsel sind selten. Die bemerkenswertesten Stücke, sicher ö. Import, sind 5 goldene Anhängsel mit Filigran, die zusammen mit einem gehenkelten, goldenen Sammaniden-Denar (894—968) in einem Torfmoor in Nord-Estland gefunden wurden (Tf. 11 a; *Rig. Katalog* Tf. 27, 2—5).

Eine typisch estn. Form sind weiter Gürtelketten aus Bronzeringen mit eingeschalteten, quadratischen, massiven Verbindungsstücken (*Rig. Katalog* Tf. 29, 20); sonstiger Gürtelzubehör ist häufig, auch Riemenzungen kommen vor. Sehr gute Technik verraten die estn. Waffenfunde. Ganze Schwerter sind sehr selten, dagegen häufiger einzelne Parierstangen und Schwertknäufe, selten sind Ortbänder, meist spät, 11.—12. Jh. Sehr zahlreich dagegen sind Lanzen, zunächst die langen, schlanken sog. Wikinger-Lanzen mit sehr schmalem, messerartigen Blatt, oft mit eingeschmiedetem Winkelornament auf der Tülle (Tf. 11 n; Aspelin 1938), und dann die Lanzen mit rhombischem Blatt und flachem Grat vom Typus Tf. 11 g (Aspelin 1954), häufig von bedeutender Größe; eine Form, die, wie es scheint, nur bei den finn. Stämmen vorkommt. Ganz vereinzelt sind auf estn. Gebiet Lanzen mit silbertauschierter Tülle. Anderes Eisengerät, wie Beile, Messer, Feuerschlagzeug, Sensen, Trensen, letztere oft sehr klein, sind häufig. Bemerkenswert sind vortrefflich gearbeitete, eiserne Besatzteile vom Pferdegeschirr mit Silbereinlage in Flechtband-Ornamentik. Im schroffen Gegensatz zu der durchschnittlichen sehr hohen Eisenbearbeitungstechnik stehen plumpe, nachlässig gearbeitete Schellen (*Rig. Katalog* Tf. 28, 9; Aspelin 1966), die im S. nur auf estn. Gebiet vorkommen. Allein von hier stammen auch die als „Spleißeisen" bezeichneten, vortrefflich gearbeiteten Stücke, wie Tf. 11 d; eins derselben ist sogar mit Goldinkrustation verziert. Die Zweckbestimmung dieser Gegenstände ist nicht klar. Die Keramik ist äußerst dürftig, meist einzelne Scherben oder größere Bruchstücke, die zuweilen Wellenbänder zeigen. Ganze Beigefäße sind äußerst selten. Eine gewisse Sonderstellung gegenüber dem estn. Festlande nimmt die Insel Ösel ein, die erst mit der jüngeren EZ fundreich wird. Die Insel Moon schließt sich darin Ösel an, während Dagö nach wie vor fundarm bleibt. Ösel ist ungemein reich an vielgestaltigen Hufeisenfibeln. Ferner kommt dort statt des auf dem Festlande üblichen Brustschmuckes aus Doppelkreuznadeln, die Ösel



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Der Burgberg von Paddas (Pada), Ksp. Maholm, Wierland, Nord-Estland. Nach Fliegeraufnahme.



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Der Burgberg „Tara Kallas", Ksp. Luggenhusen, Wierland, Nord-Estland. Nach Fliegeraufnahme.

nur in der sog. entarteten Form kennt, ein solcher aus Kettenträgern mit Ketten ohne Doppelkreuznadel vor. Sehr reich ist Ösel an schönen Waffen, besonders Lanzen und Schwertern, auch silbertauschierten. Zwei auf Ösel gefundene Ulfberth-Schwerter beweisen den damals in das S. stattgehabten Waffenimport aus dem W, der wahrscheinlich auch manche der vortrefflich gearbeiteten Lanzen und sonstigen Waffen ins Land gebracht hat.

§ 11. Gebiet der Kuren. Eine der Öselschen nahe verwandte Kultur, die aber durchaus einige Sonderzüge aufweist, findet sich während der j. EZ in Nord- und West-Kurland. Die Träger dieser Kultur sind zweifellos finn. Stämme gewesen, mit den Kuren (Kori) der frühgeschichtlichen Quellen identisch (s. aber auch Baltische Völker B § 6a). Aus Bronzedraht gewundene Halsringe sind hier häufig, ferner ähnliche, aber sehr große Ringe, die als Leibringe gedeutet werden. Die große Beliebtheit von Armringen, sehr oft mit Flechtornament, zeigt sich hier ebenso wie auf dem stammverwandten estn. Gebiet, Fingerringe sind dagegen recht selten. Überaus häufig und geradezu ein Charakteristikum dieser Gruppe sind die in Massen vorkommenden Trinkhörner, zu denen wohl auch die zahlreich gefundenen Stangenketten gehören. Sehr reich sind diese kurländischen Gräber ferner an Eisensachen, besonders an schönen Waffen. Bis auf Bruchstücke eines Helmes, bisher des einzigen seiner Art aus dem S., fehlen auch hier Schutzwaffen, dagegen sind Schwerter, vereinzelt mit Silberverzierung, häufig, ebenso Ortbänder. Sehr zahlreich sind Lanzen. Bemerkenswert sind große, geschweifte Äxte vom Typus Tf. 12 f, darunter auch einige mit Gold oder Silber inkrustierte, die sonst vereinzelt nur noch auf livischem Gebiet vorkommen. Messer, Trensen, Sporen, in Bandflecht-Ornamentik, silbertauschierte eiserne Beschläge vom Pferdezeug, die genau denen auf estn. Gebiet entsprechen, und zahlreiches Ackergerät, wie große Sensen und Sicheln, vervollständigen die Ausrüstung dieser reichsten Waffengräber des S., die im wesentlichen dem 11.—12. Jh. angehören.

§ 12. Gebiet der Liven. Der dritte finn. Volksstamm des S., die Liven, siedelten in der SO-Ecke des Rigaschen Meerbusens im sw. Livland, geschlossen im Stromgebiet der unteren Livländer Aa und am Nordufer des unteren Laufes der Düna, weiter stromauf an der Düna mit Letten gemischt. Nach N waren sie Nachbarn der Esten, während sie ö. und w. an lett. Gebiet grenzten. Demnach war während der j. EZ das gesamte für eine Besiedelung geeignete Küstengebiet des S. im Besitz finn. Stämme, die in Kurland und Süd-Livland als verhältnismäßig späte Eindringlinge aufzufassen sind, welche wahrscheinlich die Letten von der Küste abgedrängt haben. Das verhältnismäßig kleine livische Gebiet ist sehr reich an schönen Funden, die auf ein reiches, kriegerisches Volk schließen lassen. Der nationale Schmuck der Liven sind die Schildkrötenfibeln, je eine für jede Schulter, von denen reiche Kettengehänge herabfließen (Tf. 12 m). Auch kleine Gehänge an einer Schildkrötenfibel, wohl für eine Schulter bestimmt, kommen vor (*Rig. Katalog* Tf. 11, 9). Sehr zahlreich sind Anhängsel, meist an den großen Brustgehängen befestigt, auch Perlen verschiedenster Art finden sich häufig. Halsringe fehlen bei den Aa-Liven, treten dagegen an der Düna häufig auf, wohl als lett. Einfluß, der sich in diesem Gebiet, besonders in dem großen Gräberfelde von Ascheraden, sehr deutlich bemerkbar macht. Ascheraden dokumentiert sich arch. durchaus als livisch-lett. Nekropole. Arm- und Fingerringe sind zahlreich, ebenso Gürtelschmuck. Kämme kennt das S. nur aus livischen Funden. Ausgezeichnet charakterisiert wird das Gebiet der Liven durch prächtige Waffen; Schwerter, Lanzen, Äxte sind zahlreich; solche mit Silber-, vereinzelt sogar Goldeinlage sind hier häufiger aufgetaucht als je in einem anderen Kulturkreise jener Zeit des Südostbaltikums. Unter den Ortbändern sei besonders das Prachtstück von Treyden hervorgehoben (Tf. 12 h). Pferdezeug kommt in livischen Gräbern nur spärlich vor; Ackergerät fehlt gänzlich. Von den Beigefäßen ist bereits oben die Rede gewesen (zu Esten und Liven s. a. Finno-Ugrier).

§ 13. Gebiet der Letten. Das Gebiet der Letten erstreckt sich s. von den Siedelungen der Esten durch Mittel- und Süd-Livland über Ost-Kurland bis nach Mittel-Kurland. Die Düna scheidet das Land der

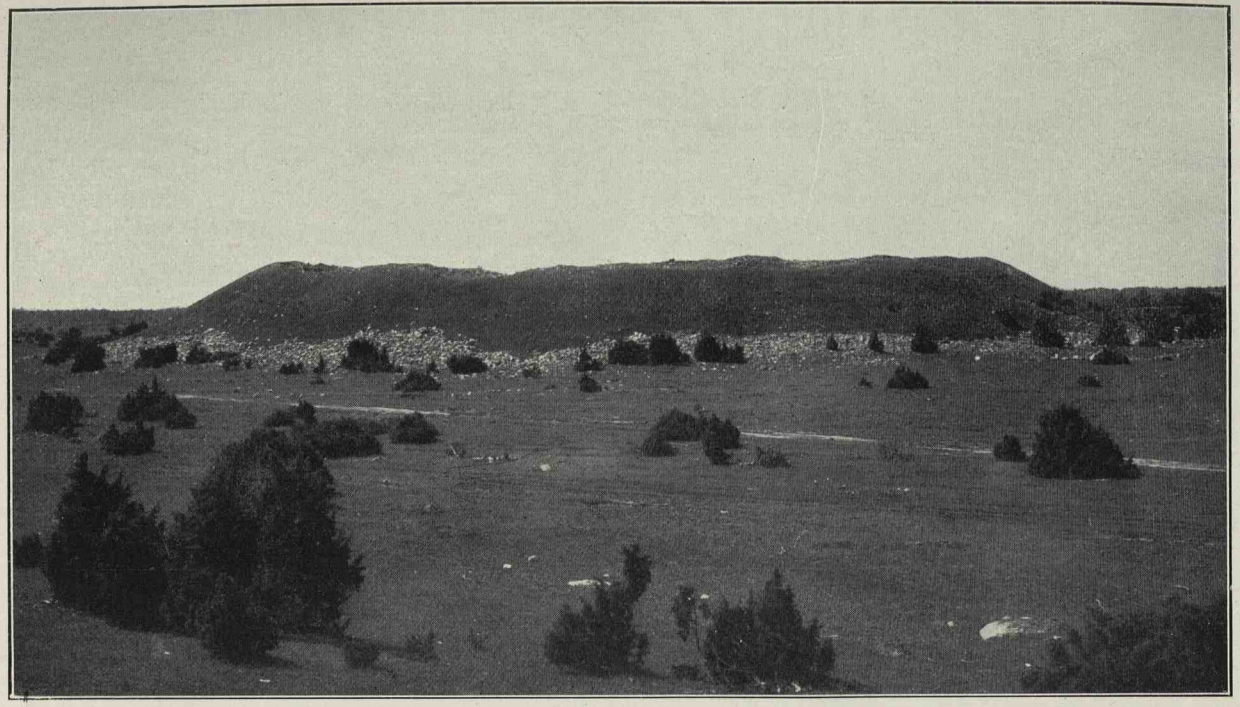
Letten in eine n. und eine s. Hälfte. Die sehr zahlreichen Funde aus diesen beiden Gebieten zeigen neben aller Einheitlichkeit in manchen Stücken doch gewisse lokale Unterschiede und Sonderformen. Die Kopfbinde (Tf. 12a), bestehend aus aufgereihten Bronzespiralen, die durch steg-artige Zwischenstücke auseinandergehalten werden, ist ein spezifisch lett. Schmuck, der n. der Düna besonders häufig ist; allein dort üblich war auch ein eigenartiger weiblicher Kopfschmuck aus dicken Wülsten von Wollfäden, auf welche Bronzespiralen gezogen waren (Aspelin 2179).

Halsringe sind sehr zahlreich, vorwiegend Formen mit Sattel und Schließe (Tf. 11h), auch kragenartige Formen kommen vereinzelt vor (vgl. Tf. 11p). Armringe waren beliebt, aber nicht in dem Maße wie bei den estn. Nachbarn. Die Armspiralen, n. der Düna ein häufiger Frauenschmuck, erscheinen in Kurland verhältnismäßig selten. Eine sehr merkwürdige, in ihrer Erscheinung ganz isolierte Form sind die nur den Letten eigentümlichen hochkantigen Armringe (Tf. 12e), ausschließlich Männerschmuck. Fingerringe, meist Spiralen, sind in Kurland weit seltener als in Livland. Nadelschmuck ist n. der Düna sehr selten, während er in Kurland in Gestalt des Brustschmuckes, bestehend aus einem Paar Kreuznadeln mit langen Verbindungsketten aus feinen Gliedern, national ist (*Rig. Katalog* Tf. 11, 15). Umgekehrt fehlt das spezifisch nordlett. Nackenblech mit daranhängenden Ketten (Tf. 12b) in Kurland völlig.

Anhängsel aller Art, die z. T. wohl Amulette waren, sind sehr verbreitet, Gürtel, oft in reicher Ausstattung, häufig. Vornehmlich aus dem Lande n. der Düna stammen zahlreiche, mit Bronzespiralen und -Perlen durchwirkte Gewebereste (Tf. 12d). An Waffen sind die lett. Gräber nicht allzu reich; eine typisch lett. Waffe ist ein Kurzschwert mit breit ausladender Spitze (*Rig. Katalog* Tf. 23, 20). Langschwerter und dazugehörige Ortbänder sind sehr selten; unter den Lanzen sind hier solche mit Angel relativ häufig. Die Form mit rhombischem Blatt, auf estn. und livischem Gebiet oft anzutreffen, fehlt hier ganz. Beile sind häufig, dagegen kommt Pferdezeug in den letzteren Funden nicht vor. Auch Ackergerät ist selten, am häufigsten sind noch, speziell in Kurland, sichelförmige Messer. Keramik fehlt so gut wie ganz. S. a. Baltische Völker.

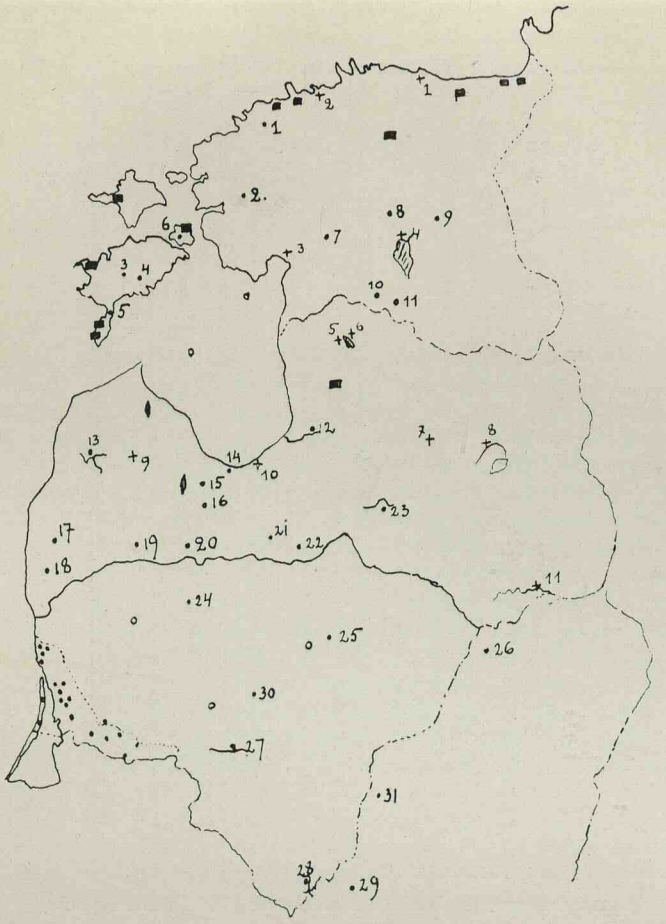
§ 14. Burgwälle (Tf. 15^A—15^C). Über die zahlreichen Burgwälle, im S. Burgberge genannt, läßt sich nichts arch. Gesichertes sagen, denn keiner von ihnen ist bisher umfassender systematisch untersucht worden. In Estland spiegeln sich die aus frühgeschichtlichen Quellen bekannten Landschaften in der örtlichen Verteilung der Burgwälle in der Art, daß die einzelnen Landschaften durch breite Gürtel voneinander geschieden sind, in denen Befestigungen fehlen, während in der Landschaft selbst die Burgwälle ein verhältnismäßig dichtes Netz bilden. Aus dieser Erscheinung könnte man vielleicht folgern, daß die Mehrzahl der Burgwälle der j. EZ angehört. Funde, welche über Siedelungsart, Hausbau usw. während der EZ Auskunft geben könnten, fehlen bisher im Südostbaltikum.

§ 15. Das ethnographische Problem. Das ethnographische Problem der j. EZ des S. kann im wesentlichen als gelöst gelten, das der ä. EZ harrt dagegen noch seiner Lösung. Daß germ. Kultureinfluß, besonders im N des S., während der ä. EZ tief eingewirkt hat, unterliegt keinem Zweifel. Die Kultur der ä. EZ ist eine germ., darin herrscht wohl nur eine Ansicht. Anders liegen die Dinge bei der Frage, wer die Träger dieser Kultur waren. Um die Annahme zumindestens germ. Kolonien oder einer germ. Oberschicht kommt keine der neueren Theorien herum. Dem Verfasser stellt sich auf Grund des bisher bekannten arch. Materials, das freilich noch sehr lückenhaft ist, der Sachverhalt etwa folgendermaßen dar: während der ä. EZ saßen im S des S., ähnlich wie im Memelgebiet Ostpreussens, bereits balt. Stämme, untermischt mit spärlichen germ. Kolonien, während der N des S. erst um die Mitte des ersten nachchristlichen Jh. durch Einwanderung eine germ. Bevölkerung erhielt, die vermutlich aus Ostpreussen, vielleicht auch z. T. aus Gotland, stammte. Im N des S. entstand damals, ähnlich wie früher im Samland, eine germ. Kolonie, die sich vom Finn. Meerbusen nach S, etwa bis Mittel-Livland, ausbreitete.



Südostbaltikum C. Nachchristliche Eisenzeit

Der Rundwall von Wolde (Valjala), Ksp. Wolde, Ösel, Estland. Nach Aufnahme des Archäologischen Kabinettes der Universität Dorpat.



+ Steinzeitl. Wohnplätze

1. Kunda
2. Jägala Joesu
3. Pernau
4. Woiseck
5. Rinnekalns
6. Sweineek
7. Lösern
8. Lihzegall
9. Zabeln
10. Värnaskrogs
11. Kräslava

▬ Steinkistengräber der jüng. BZ, bzw. vorchristl. EZ

⧫ Schiffsgräber der jüng. BZ

○ Kreisstädte zu den Funden der BZ, deren FO innerhalb des betr. Kreises nicht zu finden war

I. Telschi
II. Rossijeny
III. Ponewjesch

• Bronzezeitl. Funde

1. Keila Tula
2. Kullama
3. Kaarma Kuigo
4. Kaarma Tahula
5. Anseküla Tehumardi
6. Moon
7. Suure-Jaani Toonoja
8. Kolga-Jaani Raidsaare
9. Äksi
10. Karksi Tindi
11. Helme Asuma
12. Neuhof
13. Schleck
14. Schlock
15. Schlampen
16. Ziepelhof
17. Durben
18. Ob.-Bartau
19. Kursiten
20. Alt-Autz
21. Mesothen
22. Zerrauxt
23. Altona
24. Ringowiany
25. Solomieść
26. Kalwiszki
27. Wielona
28. Merecz
29. Kaszety
30. Kroki
31. Troki

• ohne Nr. = bronzezeitl. FO des Memelgebietes

Tafel 15 D

Südostbaltikum. Steinzeit und vorchristliche Metallzeit.

Nach E. Sturm.

Während der Völkerwanderungszeit verliert diese Kolonie ihren Zusammenhang mit dem Ausgangsland und ist damit zum Absterben verurteilt. Etwa um dieselbe Zeit beginnt von O und SO her das Eindringen finn. Stämme in ihr heutiges Siedelungsgebiet, die Kolonie wird aufgesogen.

J. R. Aspelin *Antiquités du Nord Finno-Ougrien* V Helsingfors 1884; T. Arne *Einige Schwert-Ortbänder aus der Wikingerzeit* Montelius-Festschr. 1913 S. 375—390; Nils Åberg *Ostpreussen in der Völkerwanderungszeit* Arbeten utgifna med understöd af Vilhelm Ekmans universitetsfond, Uppsala 24, Uppsala o. J. (1919); M. Ebert *Die baltischen Provinzen Kurland, Livland, Estland 1913* Präh. Z. 5 (1913) S. 498—559; ders. *Zu den Beziehungen der Ostseeprovinzen mit Skandinavien in der ersten Hälfte des 11. Jh.* Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Berlin 1914. Verlag von Georg Reimer S. 117ff.; ders. *Ein Schwert mit tauschierter Klinge von Lümmada auf Ösel* ebd. S. 147ff.; A. Hackman *Die ältere Eisenzeit in Finnland* Helsingfors 1905; R. Hausmann *Grabfunde aus Estland* Reval 1896; ders. *Übersicht über die archäologische Forschung in den Ostseeprovinzen im letzten Jahrzehnt* Vortrag gehalten auf dem Historikertag zu Riga 1908. Riga 1908; ders. *Einleitung zur Abteilung Archäologie* Katalog der Ausstellung zum X. archäologischen Kongreß in Riga 1896. Riga 1896; ders. *Der Depotfund von Dorpat* Montelius-Festschr. 1913 S. 291—298; A. Friedenthal *Das Gräberfeld Cournal Kirchspiel St. Jürgens, Harrien, Estland* Reval 1911; ders. *Ein Versuch zur Herstellung baltisch-archäologischer Typenkarten* Mannus 15 (1923) S. 113ff.; A. M. Tallgren *Zur Archäologie Eestis* I Dorpat 1922 (Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis Bd. III 6); [ders. *Zur Archäologie Eestis* II Dorpat 1925 (ebd. Bd. VIII 1)]; ders. *Ett viktigt estländskt fornfynd från slutet av mellersta järnåldern* . . . 1923 S. 1ff. Viel Einzelmaterial zur Archäologie der Eisenzeit des S. findet sich in: Sitzungsberichte der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, Mitau; Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen, Riga; Sitzungsberichte der Gelehrten estn. Gesellschaft, Dorpat; Verhandlungen der Gelehrten estn. Gesellschaft, Dorpat; Sitzungsberichte der Altertumforschenden Gesellschaft zu Pernau, Pernau; Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands, herausgegeben von der Estl. Literärischen Gesellschaft, Reval. [A. Spreckelsen *Das Gräberfeld Laakt (Lagedi)* Verh. Gel. Estn. Ges. 24 (1927).]

A. Friedenthal

2. Litauen.

§ 1. Kulturgruppen und Bestattungsformen. — § 2—6. Formenschatz (§ 2. Per. B. — § 3. Per. C. — § 4. Per. D. — § 5. Per. E. — § 6. Jüngere EZ). — § 7. Allgemeines. — § 8. Die ethnographischen Fragen.

§ 1. Das Fundmaterial außerhalb des Memellandes ist bisher spärlich.

Der Unterschied zwischen dem Küstengebiet und dem Hinterland deutet sich schon in der Per. B an: im ersteren sind vereinzelte Flachgräber, im letzteren seltene Hügelgräber, überall mit Leichenbestattung.

Seit der Per. C lassen sich wenigstens drei Provinzen unterscheiden. Die erste hat ihr Zentrum im Memellande und zieht sich nach West-Litauen und West-Kurland hinein. Die zweite Provinz liegt in Mittel-Litauen, etwa um Ponewiesh, und setzt sich in Süd-Ost-Lettland (Süd-Ost-Kurland, Süd-Ost-Livland, Süd-West-Lettgallen [?]) fort. Die dritte Provinz bildet sich in Ost-Litauen (Wilna-Gebiet) aus. Spuren von ihr finden sich in der Richtung gegen Pleskau. Leichenbestattung herrscht überall. Das Küstengebiet weist ausgedehnte Flachgräberfelder auf, während man im Hinterland gruppenweise angelegte, flache Hügel über die Toten schüttet, welche auf der Erdoberfläche niedergelegt werden. Jeder Hügel wird mit einem Steinkranz eingezäunt und birgt in der Regel mehrere Bestattungen in sich.

In der Per. D tritt eine vierte Kulturgruppe in West-Litauen zwischen Schaulen, Telschi und Rossieny deutlicher hervor, welche Verwandtschaft mit dem Kulturgebiet von Mittel-Kurland und West-Livland zeigt. Wie im Küstenland um die Memelmündung, übt man auch hier Leichenbestattung in Flachgräberfeldern. In der Gegend von Schaulen (Viekšniai; vgl. eine Notiz in der Slg. des Litauischen Wissenschaftlichen Vereins in Wilna) sind auch Brandgräber festgestellt worden.

Charakteristisch ist der Leichenbrand seit der Per. D für die Kulturgruppe des Wilna-Gebietes. Die Brandreste mit den Beigaben werden auf der Erdoberfläche niedergelegt und darüber der Hügel geschüttet. Wie bei den früheren Hügeln ist auch hier oft ein Steinkranz festgestellt worden.

In Mittel-Litauen werden während der Völkerwanderungszeit die Hügelgräber durch Flachgräber abgelöst.

Im Laufe der Wikingerzeit bürgert sich die Brandsitte im Küstengebiet ein. Wie im Samlande und in West-Kurland, findet man dort die flach liegenden „Aschenplätze", bei denen oft die Einzelbestattungen nicht auseinanderzuhalten sind.

§ 2. Die seltenen Funde aus der Per. B (1. und 2. Jh.) zeigen anscheinend überall dieselben Formen: Augenfibeln der preußischen Nebenserie (Tf. 7 c), kräftig profilierte Fibeln (Tf. 7 f), Halsringe mit Trompetenenden (Tf. 7 o), massive Armringe (Tf. 7 q, Tf. 13 d), Scheibenkopfnadeln mit weitstehenden Scheiben (Tf. 13 a), Halsringe mit kleinen, halbkugligen Pilzkopfenden (Tf. 9 g), unprofilierte Lanzenspitzen (wie Tf. 7 z) und Tüllenäxte. Im W sind noch vereinzelte dünne Schmaläxte zu nennen.

§ 3. Seit der Per. C (3. und 4. Jh.) wird der Unterschied zwischen West-Litauen einerseits und Mittel- und Ost-Litauen andererseits faßbar. Für ersteres Gebiet ist bis zur Wikingerzeit der Gebrauch der Tüllenaxt charakteristisch, während letzteres die Schmalaxt aufnimmt, die wir in der Per. B im W fanden, und entwickelt sie bis in die jüngere EZ hinein.

Der von Südrußland ausgehende Kulturstrom, der nach Ostpreussen, der Weichselmündung und Gotland geht, berührt hauptsächlich das Memelgebiet. Hier entwickeln sich die Fibeln m. u. F. und Ringgarnitur, die ostbaltischen Dreisprossenfibeln (Tf. 13 e), die Halsringe mit drahtumwickelten Enden (wie Tf. 9 p), die Kettengehänge mit durchbrochenen Haltern, durchbrochene Scheibenfibeln und Spiralarmringe. Röm. Kupfermünzen werden hier massenhaft in den Gräbern gefunden. Bemerkenswert ist die große Zahl (6 Stück) röm. Importfibeln aus dem wenig erforschten West- (und Mittel-) Litauen außerhalb des Memellandes. Zahlreich sind im Memelgebiet auch die Halsringe mit konischen Pilzkopfenden (etwa wie Tf. 9 h) und nicht selten die Nadeln mit Scheibenkopf (ähnlich wie Tf. 8 β).

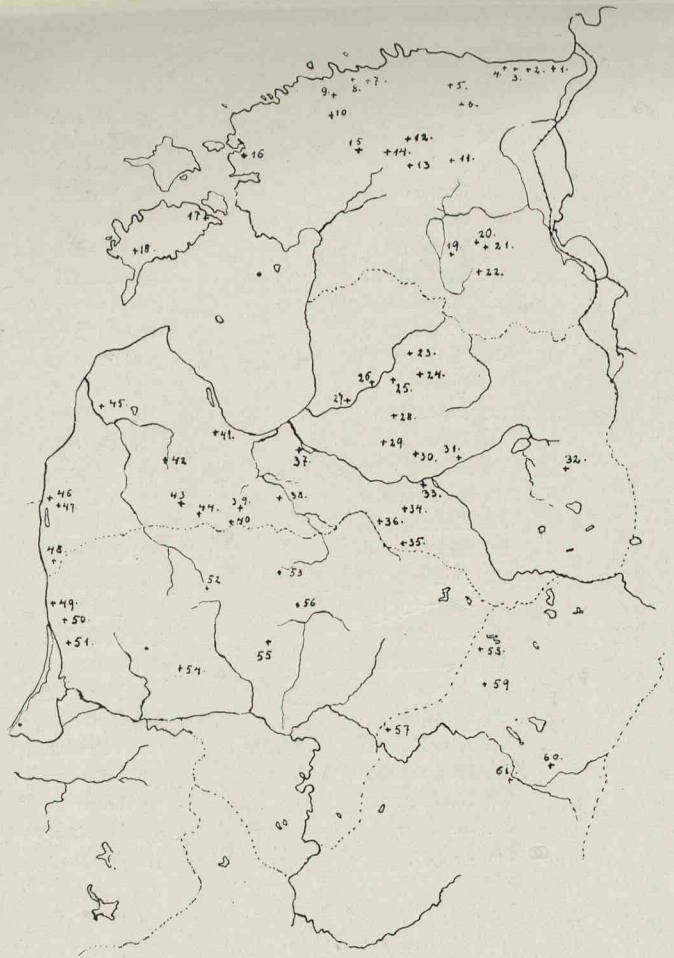
Die letzteren zwei Typen sind charakteristisch für Mittel-Litauen, wo sie nebst den Radnadeln (Tf. 8 z, α) zu kräftigen Typen ausgebildet werden. Als Begleitformen erscheinen massive und bandförmige Armringe (Aspelin 1893, 1895), an Waffen (Geräten?) die Schmaläxte von starkem Typus (Tf. 13 f). Direkte Spuren des südruss. Kulturstromes sind hier spärlich, die Fibeln gehören zu den Seltenheiten.

Die Fibel m. u. F. erscheint weiter ö. im Wilna-Gebiet, zusammen mit Halsringen mit birnenförmigem Verschluß (Tf. 13 g), mit Ring-Enden (Tf. 13 b) und breiten Armringen (Tf. 13 c). Die Email-Sachen (Ringfibeln [Tf. 8 y], Anhängsel [Tf. 13 h] u. a.) haben hier ihre Hauptverbreitung. Was das Wilna-Gebiet mit Mittel-Litauen verbindet, ist der Gebrauch der Schmalaxt und die gleiche Bestattungsform. Sonst erscheint das Wilna-Gebiet als ein Durchzugsland. Wohl auf diesem Wege sind die Email-Sachen und die Fibel m. u. F. vom S nach Mittel- und Nord-Livland, Estland und Finnland gewandert.

§ 4. Die Per. D (5. und 6. Jh.) ist im Memellande verhältnismäßig spärlich vertreten. Viele Formen sind den entsprechenden samländischen Typen gleich. Das sind die großen Armbrust-Fibeln m. u. F., die selteneren Sternfußfibeln, die Armbrust-Fibeln mit langem Nadelhalter und die vereinzelten Bügel-Fibeln mit halbrunder Kopfplatte und 3 Knöpfen. Verwandt den samländischen sind die Halsringe mit Haken- und Öse-Verschluß (Tf. 14 k). Außer Lanzenspitzen und Tüllenäxten sind Sensen gewöhnliche Grabbeigaben.

In West-Litauen zeigt sich jetzt eine selbständige Kulturgruppe. Ein Teil der Formen findet sich in Mittel-Kurland und West-Livland wieder: Armbrust-Fibeln mit Ringgarnitur, Nadeln mit konischem, geriefelten Kopf, Nadeln mit griffförmigem Kopf, Halsringe mit übereinandergreifenden, facettierten Enden (Tf. 14 i), Armringe mit Grat oder mit Kolbenenden, Tüllenäxte und Schaftlochhacken. Andere west-litauische Formen sind lokale Bildungen: Armbrust-Fibeln mit hochkantigem oder mit massivem Bügel und u. F., Sichelmesser mit aufgebogener Spitze (Tf. 14 a).

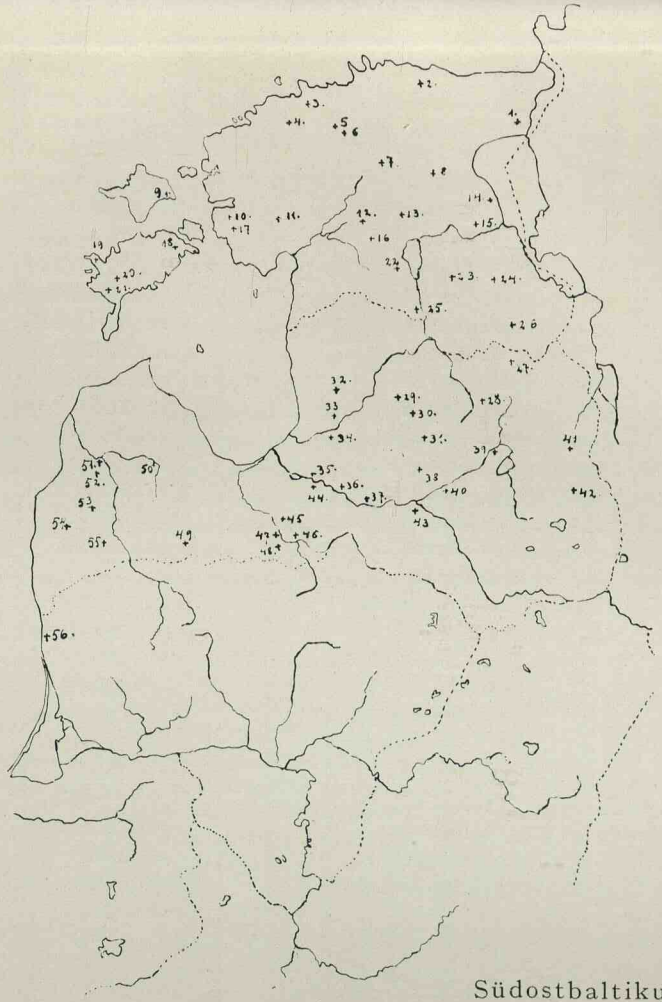
Die mittel-litauischen Hügelgräber scheinen verschwunden zu sein. Aber ihre Leitform — die Schmalaxt — ist etwas weiter nach dem W vorgedrungen und erscheint in Flachgräbern. Die Nadeln sind stark durch Fibeln verdrängt, die den west-litauischen gleich sind. Andererseits hat im W der Gebrauch der Schmucknadeln zugenommen,



1. Türsel
2. Kuckers
3. Türpsal
4. Haakhof
5. Jewe
6. Ottenküll
7. Saage
8. Laakt
9. Cournal
10. Haggers
11. Kardis
12. St. Petri
13. Eigstfer
14. Waetz
15. Kunilepa
16. Kirimäe
17. Peude
18. Lümmada
19. Ayakar
20. Unnipicht
21. Camby
22. Gertrudenhof
23. Libbert
24. Ronneburg
25. Strickenhof
26. Auzeem
27. Neuhof
28. Nitau
29. Kaipen
30. Hirschenhof
31. Kalzenau
32. Salenieki
33. Selburg
34. Sonnaxt
35. Ilsenberg
36. Herbergen
37. Plawnekaln
38. Kl. Feldhof
39. Hofzumberge
40. Fockenhof
41. Alt-Moken
42. Santen
43. Dobelsberg
44. Autz
45. Pilten
46. Kapsehden
47. Grobin
48. Rutzau
49. Andullen
50. Oberhof
51. Schernen
52. Wizdergi
53. Pokroje
54. Odachowo
55. Poszuszwie
56. Pakalnischki
57. Pomusie
58. Dukschty
59. Mežany
60. Woropnischkis

Südostbaltikum. Ältere und mittlere EZ [Per. B—E (F)].

Nach E. Sturm.



1. Püchtitz
2. Jess
3. Moik
4. Uxnorm
5. Palfer
6. Paunküll
7. St. Petri
8. Rippoka
9. Pühhalep
10. Karusen
11. Innis
12. Rattama
13. Pajus
14. Allatzkiwwi
15. Wesmershof
16. Kuda
17. Hanehl
18. Peude
19. Taggamois
20. Orriküll
21. Lümmada
22. Tarwast
23. Samhof
24. Neu-Koiküll
25. Hummelshof
26. Neuhausen
27. Fianden
28. Golgowski
29. Ronneburg
30. Aulenberg
31. Gulbern
32. Ikulsee
33. Treyden
34. Allasch
35. Üxküll
36. Lennewarden
37. Ascheraden
38. Bersohn
39. Lubahn
40. Sawensee
41. Baltenau
42. Ludsen
43. Stabben
44. Dünhof
45. Annenhof
46. Alt-Rahden
47. Zeemalden
48. Mesothen
49. Autz
50. Mattkuln
51. Passiln
52. Iwanden
53. Katzdangen
54. Durben
55. Backhusen
56. Andullen

Tafel 15 F

Südostbaltikum. Jüngere EZ

Nach E. Sturm.

also ein Austausch der Bräuche ist zwischen West- und Mittel-Litauen vor sich gegangen.

Im Wilna-Gebiet bringt die Per. D den Leichenbrand, die Fundsachen zeigen fast immer die Einwirkung des Feuers. Die Schmalaxt erleidet eine Umbildung (Tf. 13 p), es treten neue Lanzenformen auf (Tf. 13 o) und Schildbuckel (Tf. 13 l) in größerer Anzahl. Schmucksachen sind selten: Armbrust-Fibeln mit hochkantigem Bügel (Tf. 13 n) und nierenförmige Schnallen (Tf. 13 m). Neben Sensen erscheinen bogenförmige Sichelmesser (Tf. 14 m). Sind die zerschmolzenen Schmucksachenreste bisher den Ausgräbern nicht entgangen, so sind die Gräber überwiegend Männergräber. Sie bezeugen wohl einen fremden Einfluß auf diesem Verkehrswege.

§ 5. Die Per. E (7. und 8. Jh.) bedeutet eine neue Blütezeit des Küstengebietes, die bis in die Wikingerzeit hineinreicht. Die Armbrust-Fibeln werden weiter fortgebildet (Tf. 10 d, f, m).

Die Bügelfibeln sind selten, aber von mannigfaltigen Formen (z. B. Tf. 14 h); charakteristisch ist eine große Schmucknadel mit langem, vierkantigen Kopf. Die Armringe mit Kolbenenden werden verstärkt. Bei den Schmucksachen wird viel Silberplattierung verwendet. In Frauengräbern findet man zahlreiche Bernsteinperlen. Von Waffen sind einschneidige Schwerter (Tf. 14 l) und große Lanzenspitzen zu nennen. West-Litauen weist neue Nadeltypen auf (Tf. 14 g, q). Von Fibeln sind besonders charakteristisch die mit breitem umgeschlag. Fuß (Tf. 10 a).

Aus Mittel-Litauen sind wenige Funde bekannt. Außer den auch weiter im O bodenständigen Sichelmessern (Tf. 14 p) und Schmaläxten sind keine Typen nachzuweisen.

Das Wilna-Gebiet ist ebenfalls ärmlicher geworden, wenn nicht an Gräberzahl, so an Fundobjekten. Neben den eben erwähnten Äxten und Sichelmessern sind Lanzenspitzen mit Angel (Tf. 14 o) und Armbrust-Fibeln von Memellandtypen (z. B. Tf. 10 f, m) zu nennen.

§ 6. Die frühe Wikingerzeit (9. Jh.) entwickelt im Memellande die Typen der Per. E weiter (Tf. 10 g, m, n).

Die neue Zeit wird durch Ringfibeln mit niedrigen Stollen (Tf. 12 i) oder mit einmal eingerollten Enden (Tf. 10 h), durch massive Armringe und durch Kreuznadeln angekündigt. Zum neuen Stil gehören auch die Kettengehänge aus Doppelgliedern von Drahtringen. West-Litauen hat dieselben Formen wie das Memelland. Dazwischen mischen sich aber die ö. Typen wie Sattelringe (Tf. 11 h), entartete Schmaläxte und Sichelmesser.

Mittel- und Ost-Litauen halten am Gebrauch der Schmaläxte und der Sichelmesser fest. Als neue Typen sind die Sattelringe und die zylindrischen Armringe, wohl auch die Halsringe mit flachgehämmerten Enden anzuführen. Die Fibeln, welche wir im Memellande fanden, gehen über das ganze Land. Ins ö. Gebiet der Hügelgräber mit Brandbestattung gehört eine Schmalaxt mit seitlichen Lappen am Schaftloch (Tf. 14 r).

Die spätere Wikingerzeit (10 Jh.) zeigt ein nur sporadisches Fortleben der spätesten Armbrust-Fibeln. Das Feld wird von verschiedenen Variationen der Hufeisenfibel beherrscht: solche mit Stollen, mit eingerollten Enden, mit Mohnkopfenden, mit Tierkopfenden. Die Typen sind bisher von solchen der späteren jüngeren EZ nicht geschieden.

Für das Küstengebiet sind besonders Hufeisenfibeln mit Stollen und Querleisten auf dem Ring charakteristisch nebst Trinkhornrandbeschlägen, die schon seit der Per. E hier zahlreich werden.

Im O werden die Halsringe mit flachgehämmerten Enden weiterentwickelt (Tf. 11 m).

An der Ostgrenze des Wilna-Gebietes erscheinen den Slaven (s. d.) zuzuschreibende, ärmliche Hügelgräber mit Leichenbestattung.

§ 7. Die 4 Gebiete lassen sich zu zwei größeren Gruppen zusammenfassen: 1. das Küstengebiet und der W, 2. Mittel- und Ost-Litauen. Die Absonderung des äußersten W und des äußersten O erklärt sich durch den Einfluß zweier Handelswege. Das w. Emporium an der Memelmündung läßt auf einen die Memel abwärts kommenden süd-ost-, nord-westlichen Weg schließen. Der zweite Weg durch das Seenplateau nordwärts ist wohl nur eine Abzweigung des ersten Weges. Die beiden im Handel aktiven Gebiete sind im Verkehr miteinander (z. B. ist die ostbaltische Dreisprossenfibel [Tf. 13 e] auch im Wilna-Gebiet gefunden).

Abgesehen von fremden Einflüssen, die durch diesen Handel erklärbar sind, ent-

wickeln sich die Formen die ganze Zeit hindurch unbeeinflußt. Im W wird die Kontinuität durch die Armbrust-Fibeln, im O durch die Schmaläxte bewiesen.

Der O ist im Vordringen gegen W, wie das die sich immer weiter westwärts verbreitenden Schmaläxte und Sichelmesser zeigen. Andererseits nimmt der O Schmuckformen des W auf, der W solche des O.

§ 8. Nach der bisher herrschenden Ansicht gehört die ganze litauische EZ baltischen (lettisch-litauischen) Stämmen. Diese Ansicht steht im Widerspruch mit den neuen Ergebnissen der Ortsnamenforschung. Nach K. Buga (Streitberg-Festgabe 1924) gehört West-Litauen und fast ganz Lettland noch in der 1. Hälfte des nachchristlichen Jht. finnischen Stämmen. Danach müssen wir die west-litauischen Kulturen finn. Stämmen einräumen und den Balten Mittel- und Ost-Litauen zuschreiben. Der starke Formenaustausch zwischen beiden stammesfremden Völkern geht wahrscheinlich auf ein teilweises Durcheinander der Siedlungen zurück. Mit dieser Annahme würde sich das völlige Aufgehen der finn. Stämme in die Balten erklären, das wir in frühgeschichtlicher Zeit als vollzogene Tatsache feststellen können.

Eine Übersicht über die fast ausschließlich russische und polnische Literatur bis 1892 (bzw. 98) gibt Th. V. Pokrovskij: 1. *Archeologičeskaja karta Vilenskoj gubernii* (*Archäologische Karte des Gouv. Wilna*) Trudy vilenskago otdělenija moskovskago predvaritelnago komiteta po ustrojstvu v Vilně IX. archeologičeskago sъězda (Arbeiten der Wilnaschen Sektion des Moskauer vorbereitenden Komitees zum IX. archäologischen Kongreß in Wilna) Wilna 1893; 2. *Archeologičeskaja karta kovenskoj gubernii* (*Archäologische Karte des Gouv. Kowno*) Beilage zu Trudy X. archeologičeskago sъězda v Rigě III. Moskau 1900 (Arbeiten des X. archäolog. Kongr. in Riga). Die memelländischen Funde sind in den Sitzungsberichten der Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg Pr., veröffentlicht (Bibliographie dazu: E. Hollack *Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreussen* Berlin 1908).

Es gibt bisher nur eine Übersicht über die EZ in Litauen: A. Spicyn *Litovskija drevnosti* (*Litauische Altertümer*) Tauta ir Žodis 3 (Kaunas 1925) S. 112—171 (ohne Abb.) [vgl. dazu Vorgesch. Jahrbuch 1 (1926) S. 69 f.]. — Materialpublikationen: J. R. Aspelin *Antiquités du Nord Finno-Ougrien* V (1884) S. 349—51; Th. V. Pokrovskij *Über Ausgrabungen im Wilnagebiet* I (Trudy IX. archeol. sъězda v Vilně [Arbeiten des IX. arch. Kongreß in Wilna] II. Moskau 1897 S. 138—196 mit 4 Tf.), II (Trudy X. arch. sъězda v Rigě [Arbeiten des X. arch. Kongr. in Riga] I. Moskau 1899 S. 71—171 mit 4 Tf.). — Pamiętnik fizyograficzny, Warschau 6 (1886); ebd. 7 (1887); ebd. 8 (1888) J. Dowgird. — Lietuvių Tauta 1. Vilna 1909 V. Nagevičius. — Kleinere Fundnotizen befinden sich in den Zeitschriften: Materyały antr.-archeolog. i etnograficzne, Krakau; Światowit, Warschau; Otčetъ imperatorskoj archeologičeskoj kommissii St. Petersburg, Izvěstija imperatorskoj archeologičeskoj kommissii. St. Petersburg.

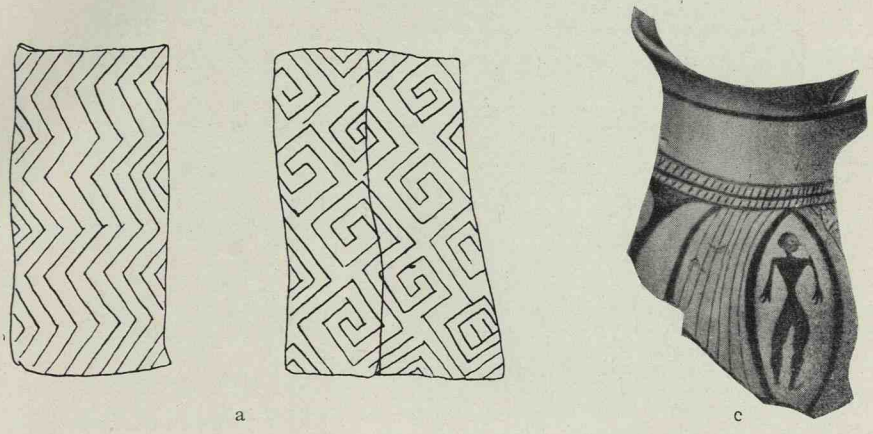
F. Jakobson

Südrußland. A. Paläolithikum (Tf. 16).

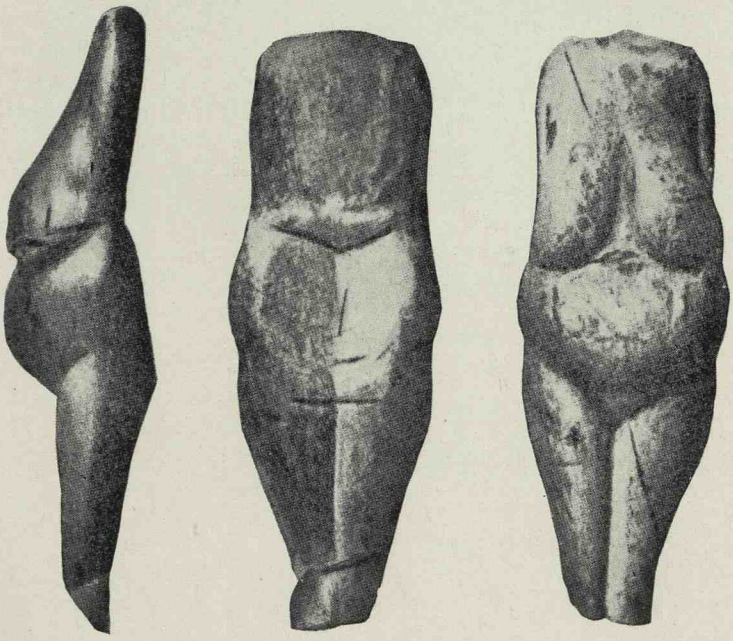
§ 1. Nördliches Rußland. Südrußland: Ukraine, Halbinsel Krim. — § 2. Kostjenki (Voronež), Nordkaspisches Gebiet.

§ 1. Keine sicheren Daten vermögen wir vorläufig über das Paläol. des noch unzulänglich erforschten nördlichen Rußland zu erbringen. Wohl wurden Funde von B. Peredolski aus der Gegend von Novgorod und des Ilmen-Sees, von Fürst P. A. Putjatin vom Bologoje-See, ferner solche aus Starica (Prov. Tver), aus dem Kreise Kozelsk (Prov. Kaluga) u. a. mit dem diluv. Menschen in Verbindung gebracht, doch bedarf das gesamte Material einer modernwissenschaftlichen Überprüfung. Immerhin steht R. R. Schmidt nicht an, die Funde von Karačarovo an der Oka (Prov. Vladimir) dem Aurignacien zuzuteilen.

So kommt denn vorläufig nur eine Reihe von FO Südrußlands in Erwägung, und zwar zunächst aus der Ukraine. Unveröffentlicht sind noch verschiedene Lößplätze aus Podolien (Kamenec Podolsk u. a.), welche, nach persönlichen Mitteilungen von H. Breuil, ein primitives Aurignacien vom Chatelperron-Stile bergen. In der n. Ukraine, und zwar im Kreise Černigov, liegt am rechten Desna-Ufer die wichtige Station von Mezine (Mizene, Melene). Die Kulturschicht lagerte nach Th. Volkov auf lößähnlichem Lehm, war von etwa 2,70 m Löß überdeckt und enthielt die faunistischen Reste von Mammut, wollhaarigem Nashorn, Wildpferd, Bison (?), Moschus-Ochsen, Ren, Bär, Eisfuchs, Vielfraß, Schneehasen usw. Das Silexmaterial ist ziemlich einfach und umfaßt auch geometrische Typen; neben bearbeiteten Knochen und Horn treten Gegenstände aus Elfenbein auf, so eine verzierte Nadel mit kleinem Öhr, ein durchlochter, massiver Pfriemen, Anhängsel, Stäbchen mit kugeligen Köpfen und ähnliches. Besondere Beachtung verdienen 8 Elfenbeingebilde,



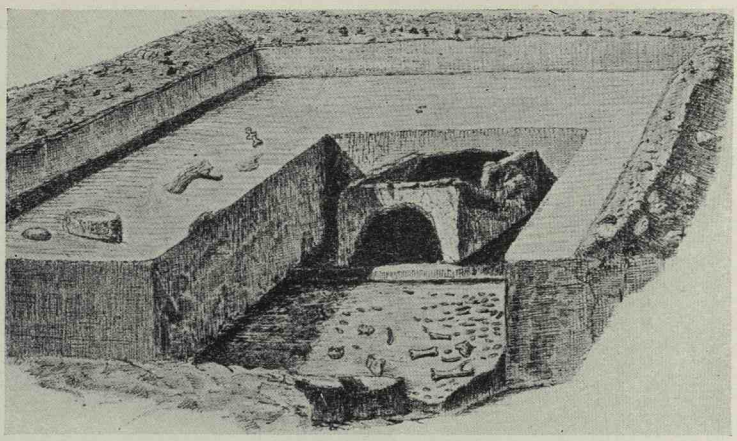
a c



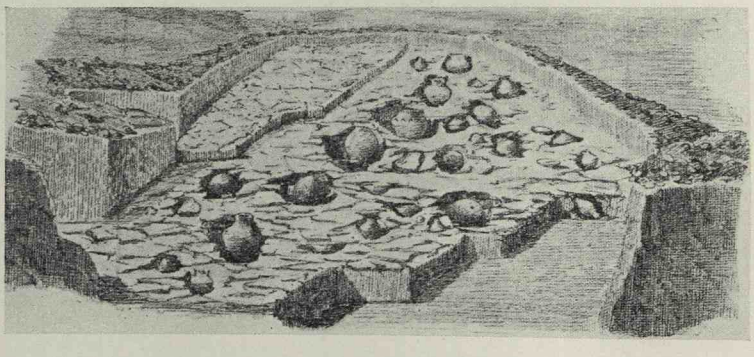
b

Südrußland A. Paläolithikum und B. Neolithikum

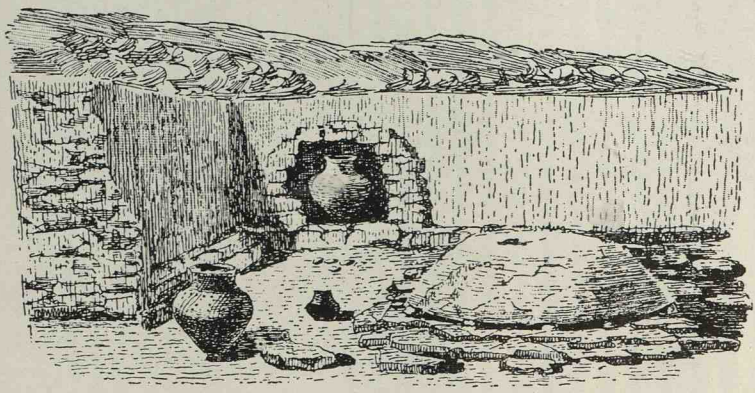
a. Verzierte Elfenbeinplatten von Mezine. — b. Elfenbeinstatuette von Kostjenki. — c. Bruchstück eines bemalten Tongefäßes mit figürlicher Darstellung aus der Zemljanka Nr. 8 von Ržiščevo, Bez. Kijev. Nach S. Reinach und Zapiski Arch. Ges. 5, 2.



a



b



c

Südrußland B. Neolithikum

a. Zemljanka. — b, c. Ploščadken. — Nach Chvojka.

welche gewöhnlich als „Phallusdarstellungen" interpretiert erscheinen. Wir hatten Gelegenheit, die Originale zu studieren: es handelt sich zweifellos um völlig „degenerierte" weibliche Statuetten. An einigen derselben sind Nase und Arme deutlich eingetragen und ist die Genitalregion durch ein Dreieck eingezeichnet. Außerdem existieren noch geometrische Gravierungen in der Hüftgegend, welche wohl als Tätowierungen oder Schmuck zu deuten sind. Eine einzige der Figuren ist schmalschlank und weist, in Gravierung, ein männliches Glied von übertriebenen Dimensionen auf. Nicht minder interessant sind die Bruchstücke eines Elfenbeinarmreifs mit sorgsamen Mäanderkombinationen und mehrere, noch unveröffentlichte Tierstatuetten aus Elfenbein (Tf. 16a).

Weiter s. befinden sich die fundreichen Mammutjäger-Lagerplätze der Sankt Kyrillstraße von Kijev, deren Erforschung sich hauptsächlich V. V. Chvojka widmete. Die von einer mächtigen Lößwand überdeckten Fundstraten lagerten in rund 18—19 m T. und bargen vor allem Mammutreste. Das lithische Inventar weist auf jüngeres Aurignacien, ein Stoßzahnfragment trägt tief eingeschnittene Zeichnungen, deren Deutung noch nicht gelang.

In der Prov. Poltava wurden mehrere FO aus der Gegend von Lubny bekannt. Es sind dies die von Theofilaktov und Kamenskij erschlossenen Stationen von Goncki und Kanev. An letzterem Platze liegt nach R. R. Schmidt Solutréen vor, so daß derselbe den östlichsten bisher bekannten FO dieser Stufe darstellt. An Mezine erinnert der Lößplatz von Honci, mit Mammut und Ren, feinem Silexmaterial, Elfenbeinpfriemen, Elfenbeinnadeln mit Kopf von Ringform und einem einfach gravierten Stoßzahnbruchstück.

Im Gegensatz zur Annahme älterer Autoren stellt R. R. Schmidt (Anthrop. Korr.-Bl. 50 [1919] S. 26f.) eine Besiedlung der Halbinsel Krim durch den Diluvialmenschen in Abrede, da dieselbe während des Quartärs vom Festlande abgeschnürt und unzugänglich gewesen wäre. Die menschliche Besiedlung würde ebenda erst mit dem Azilio-Tardenoisien einsetzen. Um so beachtenswerter ist es daher, daß im Jahre 1924 G. A. Bonč-Osmolovskij in der Felsnische Kiic-Koba, nahe beim Dorfe Kipčak, 30 Werst von Simferopol, auf ungestörtes Altpaläol. (anscheinend Alt-Moustérien), mit Mammut, Wollnashorn, Riesenhirsch, Saiga-Antilope, Bison usw., stieß. Die tiefste Strate ergab die altverwühlten Bestattungen eines Erwachsenen und eines Kindes, mit ausgesprochenen Neandertal-Charakteren.

§ 2. In die russ. Provinz Voronež führen uns die 3 Fundstellen von Kostjenki-Borchevo am Don, welche bereits im J. 1879 von Poljakov in Ausbeute genommen wurden. (Fauna: Mammut, Höhlenbär, Ren, Saiga-Antilope usw.) Kostjenki (Kostenki) lieferte im J. 1922 eine durch S. Reinach der weiteren Fachwelt bekannt gegebene Elfenbein-Statuette, von etwa 8 cm H. und ohne Kopf (Tf. 16b). Es handelt sich um einen durchaus realistisch-naturalistischen weiblichen Torso, von guter Übereinstimmung mit den aurignacienzeitlichen Idolen und Reliefs Mittel- und Westeuropas (s. Kunst A I). Nach R. R. Schmidt sind die gleichaltrigen Feuersteingeräte tatsächlich typisch für die La-Font-Robert-Kultur (Spät-Aurignacien).

Wie ersichtlich, stammen die bislang gehobenen Funde Südrußlands fast ausschließlich aus dem Jungpaläol., welches in Südosteuropa eine eigene regionale Fazies gebildet zu haben scheint, die ebensowohl Verwandtschaft mit dem zentraleurop. Aurignacien (s. d.) als auch mit dem mediterranen Capsien (s. d.) erkennen läßt. Die Mehrzahl der Plätze, welche zumeist auf oder nahe dem Rande der nord. Maximalvereisung liegen, dürfen wohl als aurignacienzeitlich bezeichnet werden; darauf weist neben ihrem Silexmaterial vor allem ihr Kunstinventar, welches sich mit dem dieser Stufe unverkennbar deckt, auch da, wo jene merkwürdigen Schematisierungen vorliegen, welche bekanntlich in Předmost (s. Böhmen-Mähren A II § 1) ihre Parallelen besitzen. Eine seltene Solutréen-Einsprenkelung bildet der FO Kanev, nichts berechtigt aber bis zur Stunde, von einem „Magdalénien" unserer Zone zu sprechen. Man gewinnt im Gegenteil den Eindruck, daß an seiner Stelle ein verlängertes, „evolutioniertes" Aurignacien vorliegt, welches, mehr oder minder im Sinne des Capsien sich entwickelnd, schließ-

lich zum Tardenoisien (s. d.) gelangt sein dürfte.

An diluv. Menschenresten liegen nunmehr die Funde von der Krim und die Schädelkalotte vom Podkumok-Flusse (Kaukasus; s. Podkumok) vor; letztere besitzt abgeschwächte Neandertal-Form.

Anhangsweise sei noch erwähnt, daß J. de Morgan ganz kurz von „rohen" (altpaläol.?) Steingeräten im N des Kaspischen Meeres spricht, speziell in den Schottern des Mazanderan (Lar-Tal und Schlucht von Abé-Pardöma). A. Rjabinin erwähnt endlich das Vorkommen von „Magdalénien-ähnlichen" Silex-Artefakten in der Steppe von Udjelnaja (Provinz Ufa), ö. von Kazan. Sie würden in einer oberflächlichen Schicht sandiger Tone lagern und wären von den Resten von Wildpferd, Wildrind, Saiga-Antilope u. ä. begleitet. S. a. Kaukasus A, Kleinasien A, Rumänien A.

M. Zaborowski *Du Dniestre à la Caspienne* Bull. Anthrop. 1895 S. 117ff.; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 (mit Beiträgen von R. R. Schmidt S. 19ff.); Th. Volkov *Nouvelles découvertes dans la station paléolithique de Mézine (Ukraine)* Congr. intern. préh. Genève 1912 I 415f.; L. Tchikalenko *Étude sur l'évolution de l'ornement géometrique à l'époque paléolithique* Prag 1923; V. V. Chvojka *Die Steinzeit des mittleren Dnjeprgebietes, Ausgrabungen in den Höfen Nr. 59 und 61 in der Stadt Kijev, „am Podol" in der Cyrillstraße* Verhandlungen des XI. Archäologenkongresses in Kijev 1899 (russisch); Th. Volkov *Découvertes préhistoriques de la rue de St. Cyrille à Kiev* Matériaux pour l'éthnologie ukraïno-ruthène Nr. 1 Lemberg 1898; ders. *L'art magdalénien en Ukraine* Lemberg 1902 (vgl. Bull. Anthrop. 1900 S. 478ff. und L'Anthrop. 1903 S. 326ff.); S. Reinach *Une nouvelle statuette féminine en ivoire de Mammouth* L'Anthrop. 34 (1924) S. 346ff. (Statuette von Kostjenki).

H. Obermaier

B. Neolithikum (Tf. 16c—20).

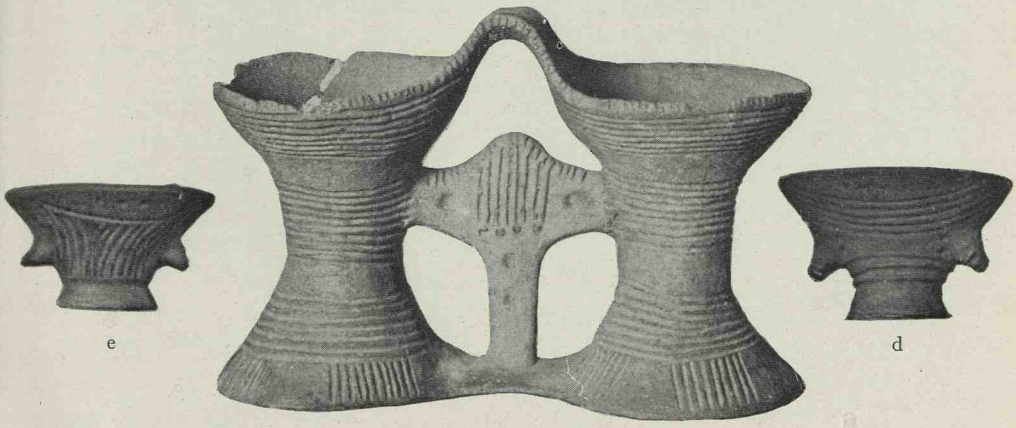
§ 1. Im J. 1898 erfuhren die arch. interessierten Kreise in Rußland (Zapiski Odessa 21 [1898] SB. 309 S. 42ff. Linničenko), daß der damalige Konservator des Kiewer Museums, Chvojka, im Kiewer Gouv. die Spuren einer bisher unbekannten neol. Kultur zutage gefördert habe. Auf dem Kiewer allrussischen Archäologenkongreß im August 1899 bildeten seine Ausgrabungen den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Die im Museum ausgestellten Fund-Objekte bestätigten die Richtigkeit der vorläufigen Berichte. Es war den Teilnehmern des Kongresses die Möglichkeit geboten, auf einem Dampfer einen Ausflug den Dnjepr hinab zu einem der Ausgrabungsfelder im Tripolje-Gebiet zu machen und dort auf einem steil zum Fluß abfallenden Hochplateau der Aufdeckung eines dieser flach unter der Ackerkrume liegenden Fundplätze beizuwohnen. Sie konnten sich persönlich davon überzeugen, daß unter der Humusschicht sich von der umgebenden Schwarzerde deutlich mit Lehmgeröll gefüllte, rechteckige Vertiefungen abzeichneten, in denen nach Entfernung dieser Reste von einstigem Bewurf an Rundhölzern auf dem geglätteten und gestampften Lehmboden sich, meist um einen erhöhten Stein rund gruppiert, in Menge dieselben Gegenstände fanden, die ihr Interesse im Kiewer Museum gefesselt hatten: große, birnenförmige, nach unten sich stark verjüngende Gefäße mit tief eingeritzten Spiralbandmustern, kleinere Näpfe und Schalen, mit Stichelornament, menschenförmige Idole aus Ton, Feuersteinmesser, Schleudersteine und mehr vereinzelt Fragmente von feinerer, besser bearbeiteter Tonware mit Ornamenten, die auf geglättetem, poliertem, gelbem oder braunem Überzug mit schwarzer, roter oder dunkelbrauner Farbe aufgemalt waren. Selbstverständlich wurde damals schon die Frage nach der Bestimmung dieser Anlagen lebhaft erörtert und verschiedene Hypothesen über Herkunft und Nationalität der Träger dieser Kultur aufgestellt; aber es galt zunächst, ehe diese Fragen spruchreif werden konnten, weitere und genauere Beobachtungen zu machen und nach neuen Fundplätzen zu suchen. Den Bemühungen von V. Chvojka ist es im Laufe der nächsten Jahre gelungen (Zapiski Arch. Ges. 5, 2 [1904] S. 1ff.; Arch. Jahrb. für Südrußland 4/5 [1904] S. 221ff.; Drevnosti Moskau 22, 2 [1909] S. 281), die Spuren der gleichen Kultur auf einem recht weiten Gebiet festzustellen; daran reihen sich die Grabungen von Beljaševskij (Arch. Jahrb. für Südrußland 3 [1904] S. 116ff.; ebd. 6 S. 396ff.; Trudy Jekaterinoslav 1905 Sitzungsber.), Domanickij (Arch. Jahrb. für Südrußland 1899 [1899] S. 174ff.), Jakimovič (Otčet für 1906 [1909] S. 106ff.), Spicyn (Isvestija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82ff.): angefangen vom Gouvernement



a



b



e

c

d



f



g

Südrußland B. Neolithikum

Keramik der Tripolje-Kultur aus der Gegend von Kijev. — Nach *Collection Chanenko* Tf. 6 und 8.

Černigov, im Gebiet der Drina, ziehen sich diese Spuren durch die Kreise Kijev, Vassilkov, Kanev, Čerkassy, Čigirin, Zvenigorodka und Lipovjec des Gouv. Kijev, greifen in die an das Gouv. Kijev angrenzenden Teile des Gouv. Cherson über und gehen dann durch das ganze Podolien — Volkov verzeichnet auf der Karte, die seinem Aufsatz *L'industrie prémycénienne dans les stations néolitiques de l'Ukraine* (Matériaux pour l'Ethnologie ukraïno-ruthène 6 [1905]) beigegeben ist, 18 Fundstellen; in Wirklichkeit ist die Zahl größer —, so daß die Brücke nach Galizien geschlagen ist, wo bekanntlich schon seit den 80er J. des vorigen Jh. eine neol. Kultur mit sehr analoger Keramik aufgedeckt ist (Trudy Moskau 13, 1 [1902] S. 75ff. v. Stern, woselbst die Publikationsnachweise; s. a. Polen B § 6). Eine zweite Brücke zum Balkan ist es mir vergönnt gewesen zu finden bei Ausgrabungen, die ich in den J. 1902 und 1903 im Kr. Bjelcy des Gouv. Bessarabien bei Petreny unternommen habe (Zapiski Odessa 25 SB. 343 S. 69ff.; Trudy Moskau 13, 1 [1902] S. 9ff. v. Stern). Außer in Petreny ist nach brieflicher Mitteilung von Demjanovič auch auf dem Gute Cargrad (Station Drokija) eine entsprechende Ansiedlung im J. 1905 entdeckt worden. Fundproben im Odessaer Museum. Die Keramik ist mit der von Petreny identisch. Ferner hat dann, unter sehr erschwerten Umständen, wie ich seinen Briefen entnehme, Česlav Ambrojevič in den Jahren 1913—1922 weitere 10 Fundplätze der gleichen Kultur im Kreise Chotin von Bessarabien, an den Ufern des Dnjestr, des Pruth und ihrer Nebenflüsse, des Lopatnik, der Pakovca u. a., ausgegraben, so daß der Kulturzusammenhang des bessarabischen, heute zu Rumänien gehörigen Gebietes mit den neol. Stationen in Rumänien (s. d. B § 1ff.; Cucuteni [s. d.], Sereth, Radaşeni usw.) und der Bukowina (Schipenitz im Pruth-Tal) außer Zweifel gestellt ist (Trudy Moskau 13, 1 [1902] S. 77ff. v. Stern). Nach mündlicher Mitteilung des jetzt in Prag lebenden Direktors des Poltavaer Museums, Ščerbakovskij, hat dieser in den letzten Jahren im Kreise Pereslav des Poltavaer Gouvernements an den Ufern der Nedra 9 Stationen dieser Kultur systematisch erforscht, und auch im Gouvernement Cherson beim Dorfe Ivanovka und im Kreise Uman in Podolien je eine interessante Fundstätte ausgegraben. Ob noch weitere Siedlungsanlagen der gleichen Kulturperiode in Südrußland inzwischen gefunden worden sind, habe ich bei der Schwierigkeit des brieflichen Verkehrs dahin nicht feststellen können; an sich halte ich es bei den heutigen Verhältnissen dort für höchst unwahrscheinlich. Überblickt man das Ausbreitungsgebiet dieser Kultur in Südrußland, so lassen sich zwei Beobachtungen machen: 1. Die Steppe im eigentlichen Sinne dieses Wortes ist von den Trägern dieser Kultur gemieden worden. 2. Die Stationen sind durchgängig in der Nähe von Flüssen oder Bächen, meist an den abfallenden Uferböschungen, angelegt worden. Daher erklärt sich, daß sie recht flach unter dem heutigen Niveau der Ackerkrume liegen, ja vielfach von der Pflugschar angerissen sind; die Schneeschmelze und die Regengüsse haben die sich ansetzende Humusschicht immer wieder abgespült. Diese über einen großen Rayon Südrußlands verbreitete Kultur habe ich auf dem Charkower Archäologenkongreß 1902 vorgeschlagen, „prämykenisch" zu benennen, um im Namen sogleich ihre zeitliche Einordnung und damit auch die Stellungnahme zur vielfach verbreiteten Anschauung über ihre Abhängigkeit von der Kultur der ägäischen Inselwelt zum Ausdruck zu bringen. Nur Volkov (Matériaux pour l'Ethnologie ukraïno-ruthène 6 [1905]) ist mir darin gefolgt: man hat sonst durchgehend die Bezeichnung „Tripolje-Kultur", nach dem ersten FO, bevorzugt, wofür ja allerdings die Analogie von Hallstatt, La Tène usw. spricht. So soll denn im folgenden auch die allg. angenommene Terminologie beibehalten werden.

§ 2. Auf allen den bisher aufgedeckten zahlreichen Fundplätzen der Tripolje-Kultur sind die Werkzeuge und Waffen — Messer, Beile, Hämmer, Schleuderkugeln — aus Stein gefertigt. Im Gegensatz zur entwickelten, von großer Kunstfertigkeit zeugenden Keramik ist die Herstellungstechnik dieser Steingeräte recht primitiv und roh. Durchbohrte Steinbeile sind selten; in Bessarabien fehlen sie ganz; von Politur und Schliff findet sich keine Spur. Die Knochenbearbeitung — Pfriemen und Hirschhornhämmer — ist im Vergleich zu den

Funden von Cucuteni (Vorgesch. Staatsslg. Berlin) dürftig. Kupfer fehlt im Gebiet von Bessarabien und Podolien vollständig; nur bei Tripolje hat Chvojka (vgl. Trudy 13, 1 [1902] S. 783ff.) einmal ein flaches Kupferbeil zusammen mit der Hälfte eines sog. Binokel-Gefäßes (s. Tf. 18c, 19g; Band X Tf. 52e) gefunden. Es kommen vielleicht noch ein paar Kupferperlen aus einer anderen Grabung im Gouvernement Kijev hinzu: sonst wird in keinem Bericht über Ausgrabungen in den Stationen der Tripolje-Kultur ein Kupferfund erwähnt. Wenn nach Ailio (*Fragen der russ. Steinzeit* 1922 S. 99) im Museum von Kijev angegeben worden ist, daß Kupfergeräte in Verbindung mit inkrustierter Keramik zum Vorschein gekommen seien, und er danach geneigt ist, die ganze Tripolje-Keramik als kupferzeitlich anzusehen, so muß ich demgegenüber bemerken, daß mir, wie früher, so auch bei meinem letzten Besuch des Kijever Museums im Herbst 1918 keine „Kupfergeräte" zu Gesicht gekommen sind, die in nachweisbarem Zusammenhang mit Funden von Tripolje-Keramik ständen. Sollte es sich aber um kein Mißverständnis handeln, und sollten in der Tat in der Gegend von Kijev außer dem Kupferflachbeil und den paar Perlen irgendwelche „Kupfergeräte" — die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit dieses Ausdruckes erregt schon berechtigtes Mißtrauen — gefunden sein, so dürfte man doch im Hinblick auf das vollständige Fehlen von Kupfer an den anderen Fundplätzen und das zweifellose Vorwiegen von Steinwerkzeugen auch im Kijever Gebiet die Tripolje-Kultur höchstens der Steinkupferzeit zuweisen. Aber selbst diese Konzession würde ich für bedenklich halten. Daß an dem uralten Handelsweg am Dnjepr ein Kupferbeil und sonst vielleicht noch irgend ein oder der andere Gegenstand aus diesem Metall zutage gefördert ist — offenbar ein weit aus dem SO gekommener, angestaunter und seltener Besitz —, beeinflußt und ändert den Charakter der Tripolje-Kultur nicht, die ihrem Gesamtbestande nach neol. und nicht äneol. ist. Da es nach den eingehenden, allg. bekannten Untersuchungen von Montelius, Sophus Müller, Much und vielen anderen als feststehende Tatsache betrachtet werden muß, daß die BZ in Südosteuropa um das Jahr 2000 v. C. beginnt, so ist damit für das absolute Alter der Tripolje-Kultur die unterste Grenze gegeben; bedenken wir, daß sie von der Steinkupferperiode, die so glänzend im Maikoper Kurgan (s. Maikop und Band VII Tf. 217, 218^A, 218^B) vertreten ist, fast unberührt erscheint, so wird man mit Ebert (*Südrußland im Altertum* S. 53ff.) geneigt sein, diese unterste Grenze um einige Jahrhunderte hinaufzurücken. Da wir andererseits in dieser Kultur mehrere Perioden oder Stufen unterscheiden müssen und ihr daher keine allzu beschränkte Dauer zuschreiben dürfen, so wird die Datierung um die Mitte des 3. Jht. v. C. wohl das Richtige treffen (vgl. auch Ed. Meyer *G. d. A.* I 2^2 S. 734ff.).

§ 3. Diese zeitliche Einreihung, die als durchaus gesicherte Tatsache betrachtet werden muß, ermöglicht es auch, eine andere, einst viel behandelte Frage zur endgültigen Entscheidung zu bringen. Als etwa ein Jahrzehnt vor der Entdeckung der Tripolje-Kultur im Donau-Gebiet — Ungarn, Bosnien, Rumänien, Galizien, Bukowina — neol. Stationen mit in Spiraldekoration bemalter Keramik gefunden waren und eine gewisse Verwandtschaft dieser Keramik mit der myk. unverkennbar erschien, suchte man das überraschende Auftreten dieser Keramik in der neol. Kultur des Donau-Dnjepr-Gebietes durch myk. Einwirkungen zu erklären. Mehr oder minder bestimmt haben sich in dem Sinne die Gelehrten ausgesprochen, denen wir die Veröffentlichung der Funde in den genannten steinzeitlichen Wohnplätzen verdanken — Butzureanu, Wosinsky, Ossowsky, Palliardi, Zaborovskij, Volkov, Teutsch (vgl. die näheren Nachweise Trudy 13, 1 [1902] S. 79ff.). Beim Bekanntwerden der ersten Funde von Tripolje, in denen die mit Ritzornamentik dekorierten Gefäße bei weitem überwogen und die mit Buntmalerei verzierten gleichsam eine Ausnahme-Erscheinung bildeten, lag der Gedanke nahe, diese selten sich findenden bemalten keramischen Produkte, die eine gewisse Verwandtschaft mit denen in Ungarn (s. d. C § 4ff.) und Galizien zutage geförderten aufwiesen, als Importware zu betrachten, und so habe auch ich eine Zeitlang die Ansicht vertreten, daß diese neol. Kultur von S aus beeinflußt war, daß wir es auch hier

mit Brechungen oder Ausstrahlungen der ägäisch-myk. Kultur zu tun hätten. Eine vergleichende chemische Analyse der bemalten und unbemalten Tonscherben von Tripolje, die Prof. Melikov die Freundlichkeit hatte, auf meine Bitte hin vorzunehmen, schien dieser Vermutung nicht ungünstig: der wesentliche Unterschied im Kalziumgehalt des Tones der bemalten und unbemalten Gefäße (6,27%: 12,22%) konnte als Stütze für die Hypothese angesehen werden, daß die bemalten Vasen und Schalen Einfuhrware seien. Meine bald darauf in Petreny begonnenen Grabungen, die das Resultat ergaben, daß dort umgekehrt die nicht bemalten Gefäße zu den Ausnahmeerscheinungen gehörten, haben mich davon überzeugt, daß meine Ausführungen über diese Frage (Zapiski Odessa 23 [1901] SB. 323 S. 14ff.) selbst in der bedingten und vorsichtigen Form, in der ich sie gegeben hatte, nicht aufrecht zu erhalten seien. Auf dem Archäologenkongreß zu Charkov im August 1902 habe ich in einem Vortrag meine von der bis dahin herrschenden Meinung über die Einwirkungen der myk. Kultur auf die neol. im Donau-Dnjepr-Gebiete abweichenden Anschauungen zu begründen gesucht; ganz unabhängig hiervon sind wenig später auch H. Schmidt (ZfEthn. 1903 S. 438ff.) und M. Much (*Die Heimat der Indogermanen*[2] 1904 S. 73ff.) der damals weitverbreiteten Meinung entgegengetreten. Eine Wiederholung der von mir in den Trudy 13, 1 S. 80ff. ausführlich dargelegten Begründung dürfte jetzt überflüssig erscheinen, seit wir gelernt haben, die kret.-myk. Kultur (s. Kreta B, Mykenische Kultur) in feste zeitliche Rahmen zu spannen. Die „Ausstrahlungstheorie" setzte voraus, daß das Neol. des unteren Donau-Gebietes und Südrußlands jünger sei als ein fortgeschrittenes Stadium der ägäischen BZ; daß diese Voraussetzung eine chronol. Unmöglichkeit ist, hat auch Ebert (*Südrußland im Altertum* 1921 S. 36) mit Recht betont. „Die steinzeitliche Kultur in den Balkanländern und an den Flußläufen des Schwarzmeerrayons ist älter als die Hauptmasse der Kykladenfunde und die frühminoische Kultur Kretas. Das kretische Neolithikum aber, dessen jüngere Schichten ihr annähernd parallel laufen dürften, hat nichts, was sich mit der Petrenykeramik Südrußlands vergleichen ließe, sie besitzt keine Spiralornamentik, und die Insel erreicht einen gleichen Stand künstlerischen Könnens erst am Ende der frühminoischen und am Anfang der mittelminoischen Stufe."

§ 4. Hiernach ist eine Beeinflussung der neol. Kultur von seiten der ägäischen Inselwelt ausgeschlossen; es fragt sich, ob eine solche von anderswoher festgestellt werden kann. Man hat auf die in den Ruinen des alten Susa aufgedeckte, in mancher Beziehung ähnliche polychrome Keramik hingewiesen (s. Mesopotamien B und Band VIII Tf. 45—47; Vase F und Band XIV Tf. 43); aber selbst wenn wir die Funde von Pumpelly in Transkaspien mit hinzuziehen (s. Anau, Turkestan und Tf. 92[B] f, g), läßt sich doch für die Zeit keine Verbindung zwischen Susa (s. d.) und dem Donau-Dnjepr-Gebiet glaubhaft machen. Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, bei Besprechung des erwähnten Hinweises darauf aufmerksam zu machen, daß bestimmte Gefäßformen und Dekorationsprinzipien bei ganz verschiedenen Völkern, in durch Welten getrennten Ländern ganz unabhängig voneinander nachweisbar sind — ich erinnere an die Gesichtsurnen in Troja (s. d. und Tf. 66a–c), Westpreußen, Mexiko (s. Gesichtsurnenkultur [Ostdeutsch-Polnische] und Band IV Tf. 112—118; Band VI Tf. 96, 97) — und glaube, daß wir unter diesem Gesichtspunkt die Analogien zwischen der Susischen und Tripolje-Keramik einschätzen müssen. Im übrigen hat Ailio (*Steinzeitfragen* S. 99) neuerdings mit Recht bemerkt, daß sowohl die Keramik von Susa als auch die transkaspische (s. a. Tuschpa § 6) nach ihrem Gesamtcharakter der von Tripolje so fremdartig gegenüberstehen, daß sie nicht als direkte Vorbilder für diese betrachtet werden können. Soweit unsere bisherige Kenntnis reicht, müssen wir also für diese neol. Kultur mit bemalter Keramik in Südosteuropa eine selbständige Entwicklung voraussetzen. Die Ausgrabungsergebnisse lehren, daß die Träger der Tripolje-Kultur seßhafte Leute gewesen sind, die einen wenn auch primitiven Ackerbau trieben. Chvojka (Zapiski Arch. Ges. 5, 2 [1904] S. 1ff.) betont mit Nachdruck die häufigen Funde von Hirse (s. d.), Weizenkörnern (s. Weizen)

und Handmühlen (s. Mühle A); eine Schale mit Panicum- oder Sorgumkörnern ist auch in Petreny zutage gefördert. Nach den Knochenfunden gehören die wichtigsten Haustiere — das Rind (s. d. A; *bos taurus* L.), das Schwein (s. d. A; *sus scrofa* L.), die Ziege (s. d. A; die domestizierte *capra aegragui*) und das Schaf (s. d. A; Muflon und Mähnenschaf) — ihrer Wirtschaft an. Die Darstellungen auf den bemalten Gefäßen bieten außer der Wiedergabe von Ziege und Rind — letzteres übrigens öfters Objekt der Tonplastik (Tf. 19a) — auch die Zeichnung von kleinen Hunden und eines Pferdes mit großem, länglichen Schädel. Daß also auch der sog. Torfhund (s. Hund A; *canis familiaris palustris* L.) und das Pferd (s. d. B) zum Haustierbestand dieser Kulturstätten gehört haben, darf als gesichert betrachtet werden (vgl. über die ganze Frage Trudy 13, 1 [1902] S. 9ff.). Für die Bestimmung des Kulturzustandes der Bewohner der Tripoljer Stationen sind die Funde von Schweineknochen und -kiefern von besonderer Bedeutung. Da man das Schwein nicht bei Steppenbewohnern findet und seine Zucht aus leicht verständlichen Gründen nirgends mit nomadischer oder auch nur halbnomadischer Wirtschaftsweise verbunden ist, so lehrt das Vorkommen von Schweineknochen in den Tripoljer neol. Stationen ein Doppeltes. Einmal dürfen wir annehmen, daß z. B. die jetzt ganz baumlosen Kreise Bjelcy und Chotin in Bessarabien einstmals ebenso bewaldet gewesen sind, wie es Nord-Bessarabien nachweislich in noch nicht allzu entfernter Vergangenheit war, und weiter dürfen wir folgern, daß die steinzeitlichen Inhaber der in Rede stehenden Wohnplätze nicht nur zeitweise und nebenbei Ackerbau betrieben haben, sondern zu ständig seßhaftem Leben übergegangen waren. Die Funde — die häufig vorkommenden Knochen von jungen Hirschen und die massenhaften Muschelschalen — lehren weiter, daß Jagd und Fischerei ergänzend neben Ackerbau und Viehzucht im Wirtschaftsleben der Bevölkerung eine Rolle gespielt haben. Endlich läßt sich auf Grund der Fundtatsachen feststellen: die Anlage und Bauart der Wohnhütten ist durchaus primitiv, die Bereitung und Politur der Steingeräte und Waffen sind noch wenig vollkommen, dagegen erreichen die Tonplastik und Keramik eine hohe Entwicklung, zwar nicht technisch — denn die Töpferscheibe ist, es sei gegen Ailio (*Fragen der russ. Steinzeit* 1922 S. 99) bemerkt, noch unbekannt —, wohl aber künstlerisch. Die Gefäßmalerei zeugt von langer Übung, einem bemerkenswerten Geschmack und hervorragenden Können und sichert dieser sonst rein neol. Kultur eine ganz eigenartige Bedeutung. Diese Keramik hat für Chvojka den Ausgangspunkt gebildet, um die Tripolje-Kultur in drei Entwicklungs- oder Stilstufen zu klassifizieren. Als erste Stilstufe unterscheidet er die Wohngrubenkeramik der Gegend von Kijev. Der Ton ist meist nicht sorgfältig bearbeitet, die Gefäßoberfläche ist oft ungenügend geglättet und selten poliert; es finden sich Kamm- und Schnurornamentik, mit dem Nagel eingedrückte Verzierungen, aber auch Ansätze von Bandornamentik, bisweilen plastische Figuren, wie Ochsenköpfe und Menschengesichter, die als Gefäßgriffe gedacht sind. Die zweite Stufe bilden dann nach Chvojka die sorgfältig bearbeiteten, dünnwandigen und gut gebrannten Gefäße verschiedener Form, die in vollendet ausgeführter Ritztechnik mit Banddekoration geschmückt sind (Tf. 18), während er der dritten und letzten Stufe die häufiger in den sog. *Ploščadki* (über die Bedeutung vgl. § 10) als in den Wohngruben (*Zemljanki*) sich findenden bemalten Gefäße zuzählt, deren Hauptdekoration die in breiten Bändern fortlaufende Spirale oder die Pseudospirale, der Mäander, der konzentrische und tangentierte Kreis in abwechslungsvollen Kombinationen bilden (Tf. 19, 20). Chvojka nennt diese dritte Stufe auch direkt den Ploščadken-Stil. Man wird es Ailio (a. a. O. S. 94) zugestehen, daß diese Einteilung reichlich schematisch ist und den FU nicht genügend Rechnung trägt; so fehlt z. B. in Petreny Stufe II, während Gefäße der sog. ersten Stilstufe (vgl. Trudy 13, 1 [1902] Tf. 1), wenn auch in beschränktem Maße, sich unter den Produkten der vollentwickelten bemalten Ploščadken-Keramik finden. Aber was Ailio an Stelle der Chvojkaschen Einteilung in Vorschlag bringt, scheint mir noch weniger annehmbar. Er faßt die Chvojkaschen Stufen zwei und drei unter dem Namen

Tripolje-Stil zusammen und bezeichnet die Stufe I als Mischstil; und zwar glaubt er aus typol. Gründen eine Entwicklung in absteigender Linie annehmen zu müssen; am Anfang stehe der vollentwickelte Stil der bemalten Tripolje-Keramik, die dann allmählich zu der des „Mischstils" degeneriert sei. Ich halte diese Konstruktion für ebenso unmöglich, als wie wenn jemand die Kamares-Vasen (s. Vase B) an die Spitze der keramischen Entwicklung in Kreta stellen wollte. Die typol. Gründe Ailios haben mich in keiner Weise überzeugt; ich sehe nicht ein, warum z. B. die halslosen Urnen (vgl. Ailio *Fragen* Abb. 30a und 30b) von kraterförmigen Gefäßen herzuleiten sind und nicht umgekehrt angenommen werden kann, daß die beim Gebrauch zutage getretene Unzweckmäßigkeit dieser technisch natürlich leichter herzustellenden halslosen Behälter auf den Gedanken geführt haben kann, die Öffnung zu verbreitern und zur Vermeidung des Überschüttens mit einem ausladenden Randstück zu versehen. Gegenüber den Aufstellungen von Ailio muß sowohl den FU nach als auch aus technischen und stilistischen Gründen daran festgehalten werden, daß die „Wohngrubenkeramik" Chvojkas — der „Mischstil" Ailios — an der Spitze der Entwicklung steht. Das Entscheidende ist, daß sich in ihr neben anders gearteten Dekorationsversuchen die für die ganze Tripolje-Keramik so typischen bandkeramischen Motive finden. Auch Ailio stellt ihr Vorhandensein auf dieser Stilstufe nicht in Abrede, spricht aber von „Reminiszenzen"; wenn wir statt dessen richtiger „Ansätze" sagen, so läßt sich ein genetischer Zusammenhang zwischen dieser Keramikart und den folgenden Stufen nicht verkennen. Daß in der entwickelten Tripolje-Keramik daneben neue Muster auftreten, die sich in die alte Linearteknik nicht mehr organisch einfügen lassen, habe ich mehrfach (vgl. z. B. Zapiski Odessa 23 [1901] SB. 323 S. 14ff.) betont und dabei hervorgehoben (z. B. a. a. O. S. 57ff.), daß ein größerer zeitlicher Abstand zwischen der in Ritztechnik und der in Buntmalerei ausgeführten Dekoration der Gefäße nicht anzunehmen sei. Die bemalte Keramik bedeutet, worauf auch die Brenn- und Tonbereitungs-Technik hinweist, allerdings ein weiteres Stadium der Entwicklung, sie erscheint wie eine neue Mode, die allmählich eindringt; schneller am Zentrum ihrer Erfindung, langsamer und zögernder an der Peripherie des gleichen Kulturkreises. Aber im ganzen laufen, wie die volle Übereinstimmung der Bau-Anlagen, der Stein- und Knochenbearbeitung und noch andere Momente beweisen, Ritzschmuck und Buntmalerei parallel nebeneinander her. Zieht man die Fundtatsachen in den weiter nach W und S gelegenen neol. Stationen mit in Betracht, so läßt sich feststellen, daß bei oft völliger Analogie in den Dekorations-Motiven die Dekorationsmittel verschieden sind, und daß an den einzelnen Fundstätten bestimmte Gefäßformen und Dekorationsarten vorherrschen, während sie an anderen nur selten angetroffen werden. Diese Beobachtungen sprechen für das Vorhandensein einer stark entwickelten lokalen keramischen Industrie, die sich dabei aber gegen den Einfluß benachbarter Zentren nicht abschloß. Unter diesem Gesichtspunkt erklärt sich wohl am ungezwungensten die gleichzeitige Verwendung von Mal- und Ritztechnik in der Tripolje-Keramik und das Vorherrschen der einen oder der anderen auf den einzelnen Siedlungsstätten. Es wäre demnach wohl richtiger gewesen, wenn Chvojka die beiden Dekorationsarten als im wesentlichen zeitlich zusammenfallend nur als Unterabteilungen einer Stufe, etwa IIa und IIb, unterschieden hätte, da durch die Rubrizierung unter gesonderte Ziffern unvermeidlich der Eindruck einer zeitlichen Abfolge erweckt wird. Aber trotz dieser Mängel des Chvojkaschen Systems der Stufenfolge möchte ich es doch beibehalten wissen: es hat sich, wie das auch an Schematismus leidende von Evans der kret. Kultur, in der Literatur durchgesetzt, und es würde nur Verwirrung stiften, wollte man die Stilstufen, mit denen sich nun mal ganz bestimmte Vorstellungen verbinden, durch ein anderes Einteilungsprinzip ersetzen.

§ 5. Da die wichtigste Erscheinung und das charakteristischste Merkmal der Tripolje-Kultur ihre Keramik ist, so erscheint es notwendig, ihre Eigenart, soweit das bisher noch nicht geschehen ist, kurz zusammenfassend nach der technischen und stilistischen Seite hin zu betrachten.

Bei den Gefäßen ohne Dekoration — auch solche gibt es — sowie bei denen mit Ritztechnik-Tiefornamentik der ersten Stufe ist

gelber oder gelbgrauer, nicht besonders feiner Ton verwendet; bisweilen, aber nicht an allen Fundstätten, sind Teilchen von Muschelschalen dem Ton beigemischt. Der Ton ist genügend hart gebrannt. Sehr viel sorgfältiger sind die Materialbereitung und der Brand der Gefäße der zweiten und dritten Stufe; namentlich in der letzteren gibt es schon verhältnismäßig dünnwandige Ware, soweit dies ohne die Verwendung der Töpferscheibe möglich ist. Denn auch die sog. Binokelvasen (Tf. 18c, 19g), bei denen man die Herstellung mit Hilfe der Drehscheibe angenommen hat (Ailio *Fragen der russ. Steinzeit* S. 99), sind nach fachmännischem Urteil ohne dieselbe angefertigt worden. Es wäre auch unverständlich, warum, wenn dies technische Hilfsmittel bereits bekannt gewesen wäre, von ihm nur bei einer Gefäßgattung Gebrauch gemacht sein sollte. Denn alle andere Ware ist handgeformt, mit Hilfe von Stäbchen oder Brettchen sorgfältig geglättet, die Oberfläche nachträglich oft glatt poliert. Die größeren Gefäße, die Prototypen der griech. Kratere und Amphoren, die sich alle nach unten birnenförmig verjüngen (Tf. 18a. b, 19c, 20a. b), sind deutlich zweiteilig gearbeitet; wenn auch nach außen hin durch die Politur und Bemalung die Nahtstelle meist verwischt ist, im Innern des Gefäßes läßt sie sich fast immer feststellen. Bei diesen beiden Hauptarten der größeren Gefäße ist auf den verjüngten Teil entschieden weniger Sorgfalt bei der Arbeit verwandt worden; er ist oft nur ungenügend geglättet, fast nie poliert und niemals mit einem Überzug oder Ornament versehen. Diese technischen Eigentümlichkeiten bestätigen vollauf die Richtigkeit, die Dragendorff (*Thera* II 152) hinsichtlich der analogen Gefäße aus Thera gemacht hat: diese dickbauchigen Gefäße waren dazu bestimmt, mit ihrem verjüngten, schmal verlaufenden Fuß, der den schweren Körper kaum im Gleichgewicht erhalten kann, in die Erde eingegraben zu werden. Die Henkel dieses Gefäßes sind, sofern sie überhaupt vorhanden (Tf. 20b) — an den krater-artigen fehlen sie durchgehend — meist vertikal, seltener horizontal aus der Gefäßwand herausgearbeitet; ganz selten, auch nur bei kleineren Krügen, findet sich das Beispiel eines angesetzten Henkels. Diese Art der Henkelbildung macht sie als Griffe ziemlich illusorisch; es können an diesen Henkeln nur Schnur-Handhaben befestigt werden, um an ihnen die Gefäße zu heben. Außer dem Henkel ist bisweilen bei den Amphoren an der Bauchung ein Buckel — von innen heraus mit dem Finger in den feuchten Ton gedrückt — oder ein aufgesetztes Knöpfchen oder Wärzchen als plastischer Schmuck angebracht. Eine große Anzahl von kleineren Gefäßen ist nach dem Muster dieser zwei Hauptarten geformt. Wenn sie der ersten Gruppe entsprechen, so haben sie häufiger als die großen Gefäße Henkel oder Schnurösen. Die zahlreichen kleinen Näpfe, die man mit der zweiten Gruppe in Parallele setzen kann, unterscheiden sich von den großen Krateren dadurch, daß der obere Teil nach innen, vielfach als Hohlkehle gewölbt erscheint, und daß der Rand weder abgesetzt noch ausladend ist, sondern gerade emporsteht. Die häufig sich findenden Schalen, ob groß oder klein, haben mit wenig Ausnahmen alle das gleiche Profil; der obere Durchmesser ist mindestens doppelt so groß wie der am Boden; die Schalen sind also nach dem gleichen Prinzip wie die großen Vorratsgefäße geformt. Von für die Tripolje-Kultur besonders charakteristischen Gefäßformen seien hier die sog. „Schwedenhelme" (Tf. 18f, 19b, f) und die „Binokelvasen" (Tf. 18c, 19g) oder richtiger gesagt Binokeltrichter hervorgehoben. Die ersteren sind halbkugelige Schalen mit abgesetztem, flach abstehenden Rande. Unten an der Außenseite ist diese Halbkugel in der Größe etwa eines Zweimarkstückes abgeplattet; an der Wölbung sind je zwei Warzen oder auch Schnurösen angesetzt (Tf. 19b, f). Noch heute werden der Form nach ähnliche Schalen gearbeitet, um Kletter- oder Schlinggewächse hineinzupflanzen und sie am oberen Fenstersturz oder an der Decke aufzuhängen. Da die Tripolje-Schalen dieser Art alle nur an der Außenseite dekoriert sind, so ist es wahrscheinlich, daß auch in der neol. Zeit diese Gefäße dazu bestimmt waren, aufgehängt und von unten gesehen zu werden; die Schnurösen an einzelnen Exemplaren bestätigen diese Annahme; wo sie fehlen, war wohl die Schnur um den horizontal abstehenden Rand geschlungen. Schwerer ist es, über den Zweck und die Verwendung der



a



b



c



d



e



f



g

Südrußland B. Neolithikum

a—g. Bemalte Keramik von Petreny. Nach E. von Stern.

„Binokeltrichter" ins reine zu kommen. Sie für Trichter im eigentlichen Sinne des Wortes zu halten, hindert ihre Binokelform, die für eine solche Verwendung wenigstens nicht gerade zweckentsprechend erscheint. Man darf vielleicht annehmen, daß sie als Untersatz für die kleinen, spitz zulaufenden Näpfe gedient haben (Trudy 13, 1 [1902] S. 9ff.). Im ganzen läßt sich sagen, daß der Formenreichtum der Gefäße nicht besonders groß ist: dafür zeichnet sich aber die Tripolje-Keramik auf ihrer höchsten Entwicklungsstufe durch ihre Ornamentik und die vollendete Handhabung ihrer Maltechnik aus.

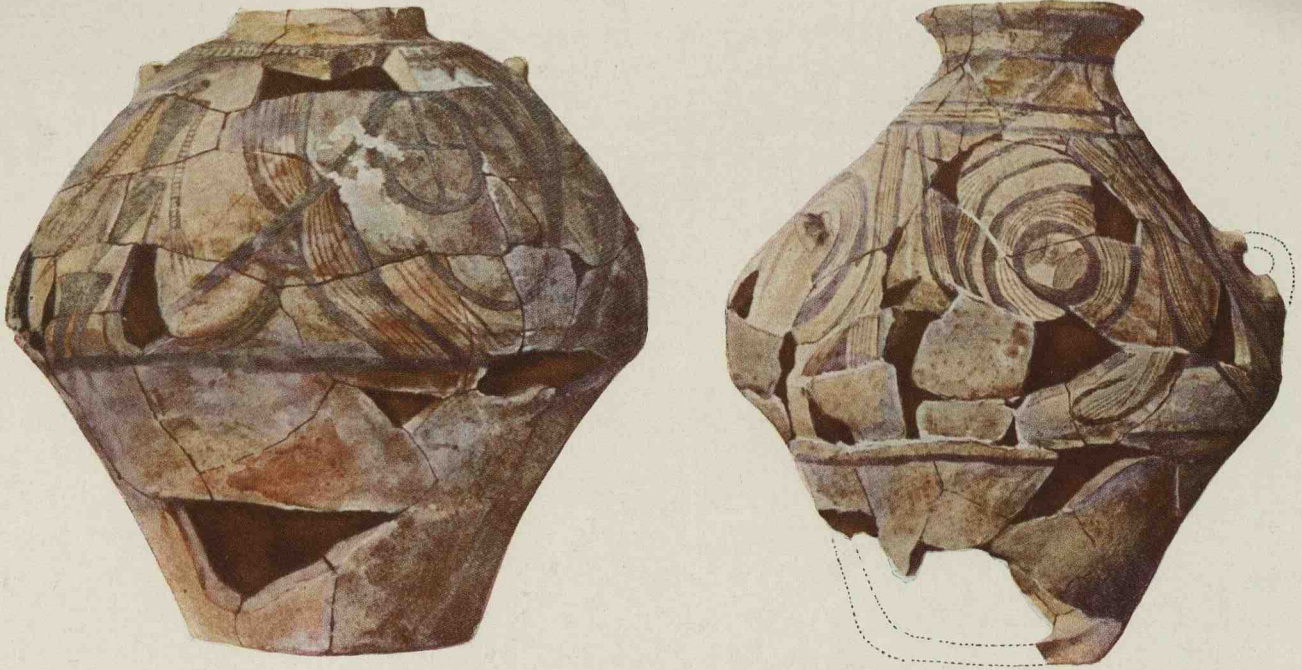
§ 6. Bei den in Ritztechnik dekorierten Gefäßen ist die Oberfläche sorgfältig geglättet und bei den besseren Exemplaren der Stufe II stets poliert (Tf. 18); bei den bemalten Gefäßen (Stufe III; Tf. 19, 20) ist entweder auf dem polierten Tongrund mit monochromer Erdfarbe, hauptsächlich Schwarz und Violettbraun, die Dekoration aufgetragen (Tf. 20 a, b), oder aber — und dies ist das häufiger sich findende Verfahren —, der Ton ist zunächst mit einem farbigen Überzug versehen, und die Ornamente sind auf diesem gelbweißen, roten, braunen, gelben Überzug ausgeführt. Gewöhnlich ist auch hierbei nur eine Malfarbe verwendet: Schwarz, Violettbraun, Gelb, Hellrot; als eine Ausnahme oder Abart hat zu gelten, daß die Dekorationsmuster zwei Farben aufweisen, z. B. Schwarz und Rot (Tf. 19 c). Berücksichtigen wir den farbigen Tonüberzug, der ja auch zum Schmuck der Gefäße dient, so dürfen wir von Buntmalerei nicht nur bei der Gefäßgruppe sprechen, bei der zwei Malfarben zur Herstellung der Dekorationsmuster verwendet sind, sondern auch bei all den anderen Gefäßen, bei denen diese Muster einfarbig auf den Tonüberzug aufgetragen sind. Als zusammenfassende Bezeichnung für die Tripolje-Keramik der Stufe III dürfte sich das Wort Buntmalerei besonders deshalb empfehlen, weil es ein charakteristisches Merkmal dieser neol. Kultur im Gegensatz zu der an analogen steinzeitlichen Fundstätten so häufig sich findenden Verwendung weißer Malfarbe auf monochrom polierter Gefäßfläche scharf hervorhebt.

§ 7. In dieser buntmalenden Technik also sind die Ornamente der dritten Stufe der Tripolje-Kultur ausgeführt. Diese Ornamente selbst sind es nun, die den Funden aus diesem Gebiet besondere Bedeutung verleihen. Es kann natürlich nicht verkannt werden, daß der Dekorationsstil dieser Gefäße in seinen Grundprinzipien geometrisch ist. Der Ausgangspunkt für die Stilentwicklung ist die einfache Linear-Ornamentik, sowohl die geradlinige wie die spiralige. Diese „alteuropäische" Horizontal- und Vertikalornamentik findet sich aber auf keinem Gefäß als gebundenes System, sondern stets in Verbindung mit neuen Ornament-Motiven. Zu diesen gehört häufig das Zick-Zack- und Winkelband, vielfach in einer Form, in der es uns beispielsweise auch in der ältesten Keramik von Troja wieder begegnet. Aber daneben treten nun auch neue Muster auf, die sich in die alte Linear-Ornamentik nicht mehr organisch einfügen lassen: der konzentrische und tangentierte Kreis, das Spiralband und das Bogenband, die als potenzierter Ausdruck der bandkeramischen Dekorationssysteme erscheinen. Diese neuen Elemente führen zu abwechslungsreichen Verbindungen. Das Zackenband, Füllzwickel und Dreiecke, komplizierte Verschlingungen der Spiralbänder, Schleifen- und Leitermuster, das in der griech. Keramik später so häufige Netzgitter, die für die myk. Kunst so charakteristische Wellenlinie, der in der Kreisfüllung ausgesparte Stern, der zu einem ovalen Schild verlängerte Kreis, der Rhombus und andere geometrische Formen finden sich zu einem Idealmotiv einer freien Dekorationsweise vereinigt, die uns mit aller Hochachtung vor dem künstlerischen Können der Meister in dieser neol. Frühzeit erfüllt. Aber so wichtig diese bandkeramische Buntmalerei, in der die Spirale gleichsam das Leitmotiv der ganzen Dekorationssymphonie bildet, für die richtige Würdigung der steinzeitlichen Keramik Südosteuropas und ihres Verbreitungsweges ist, von größerer Wichtigkeit ist noch ein anderes Moment. Wir finden auf den Gefäßen aus dem Tripolje-Kulturkreis zum erstenmal in der neol. Zeit Europas den Versuch, die von der geometrischen Dekoration frei gebliebenen Flächen mit Nachbildungen von Typen aus der organischen Welt zu schmücken. Das bisher herrschende Axiom, als habe sich „die steinzeitliche Gefäßdekoration in Europa ausschließlich in geo-

metrischen Formen bewegt in entschiedenem Gegensatz zu den alten Kulturländern am Euphrat und Tigris, in denen diese Dekoration der organischen Welt entnommen wurde" — wie die Formulierung noch bei Much (*Die Heimat der Indogermanen*[2] 1904 S. 23) lautet, der dabei der Überzeugung Ausdruck verleiht, daß die Ausbeutung neuer FO auch in Zukunft keine Änderung dieser feststehenden Ansicht herbeiführen werde —, dieses Axiom, wiederhole ich, läßt sich nicht mehr aufrecht erhalten. Welche weittragenden Folgerungen sich aus der Feststellung dieser Tatsache auch für die Entwicklungsfrage der Keramik und ihrer Dekorationsprinzipien in der ägäischen Kulturwelt ergeben, dies des weiteren auszuführen, ist hier nicht der Ort. Nur dies soll betont werden, daß es an der Zeit sein dürfte, zu diesem seit 1906 (Trudy 13, 1 [1902] S. 13ff.) klar formulierten Problem Stellung zu nehmen.

§ 8. Während die vollendete Ausführung der geometrischen Dekoration auf eine lange Übung schließen läßt, haben wir es hier auf dem Gebiet der Nachbildung aus der organischen Welt offenbar mit den ersten tastenden Versuchen zu tun. Diese Versuche finden sich auf den am vollendetsten geometrisch dekorierten und technisch sehr sorgfältig gearbeiteten Gefäßen — ein Beweis, daß gerade die besten Meister sich nicht an den hergebrachten Motiven genügen ließen, sondern neue Wege einzuschlagen trachteten. Die Menschendarstellungen auf den Gefäßen von Petreny sind freilich arg mißglückt; daß es den Malern jener Zeit aber auch möglich war, Besseres zu bieten, lehren ein paar Scherben, die Chvojka (Zapiski Arch. Ges. 5, 2 [1904] Tf. 3, 2 und 5) im Gouv. Kijev ausgegraben hat (vgl. hier Tf. 16c und 20a). Hier sind Kopf und Beine in Profilstellung, der Körper in der Vorderansicht wiedergegeben, ganz wie auf den ägypt. Bildwerken (vgl. Band I Tf. 15a); daß aber nicht an eine Beeinflussung aus den alten Kulturländern zu denken ist, zeigt die ganze Konzeption der Zeichnung; sie ist ein ganz selbständiges und eigenartiges Produkt. Die Kombination von Seiten- und Vorderansicht erklärt sich auch hier aus dem Bestreben einer noch auf erster Entwicklungsstufe stehenden Kunstauffassung, die einzelnen Körperteile möglichst vollständig zur Darstellung zu bringen. Die erste Beobachtungsart und die ersten Darstellungsmittel beruhen eben überall auf den gleichen Voraussetzungen. Aus diesem Gesichtspunkt begreift es sich, daß die Wiedergabe von Tieren, ganz wie in den alten Kulturländern am Euphrat und Tigris, auch in der Vasenmalerei der Tripolje-Kultur auf einer wesentlich höheren Stufe steht als die Menschendarstellung. Die Beobachtung der Natur setzte hier früher und unbefangener ein und führte zu entschieden vollkommeneren Ergebnissen. Auf einer Reihe von Gefäßen von Petreny (Trudy 13, 1 [1902] Tf. 8, 9) finden wir Zeichnungen von Haustieren: Rind, Pferd, Ziege und Hund, und es ist sogar schon der kühne Versuch gemacht worden, ganze Ornamentstreifen mit Tieren, die sich im Stadium der Bewegung befinden, zu schmücken. Es ist derselbe Grundgedanke, den wir später so häufig in der älteren griech. Vasenmalerei vom Dipylon-Stil an wieder begegnen (s. Vase B). Vornehmlich handelt es sich dabei um die Abbildung des Hundes in Lauf- und Sprungstellung. Mit Ausnahme einer bauchigen, henkellosen Amphore von Krutoborodincy in Podolien (Drevnosti 8 Tf. 8), deren oberer Teil einen Fries, bestehend aus einem Ziegenbock, einer Mutterziege, einem von einem Hund verfolgten Hirsch und einer kriechenden Schnecke, aufweist und zum Teil von ganz hervorragender Naturbeobachtung zeugt, sind all diese Versuche im großen und ganzen noch recht primitiv; aber nicht auf die größere oder geringere Vollkommenheit derselben kommt es an, auch nicht so sehr darauf, daß sich, wie der letztgenannte Fund lehrt, hierin eine Entwicklung in aufsteigender Linie konstatieren läßt, als vielmehr darauf, daß diese Versuche überhaupt unternommen sind. Dies ist das Wesentliche, und diese Tatsache sichert der Tripolje-Kultur im Rahmen der geometrischen Keramik der südosteuropäischen StZ neben und mit der Buntmalerei ihre ganz einzigartige Stellung und Bedeutung.

§ 9. Als drittes, nicht minder charakteristisches Moment dieser Kultur dürfen, ganz allg. zunächst ausgedrückt, die Bauanlagen der Siedlungsplätze betrachtet werden. Alle Fundstellen der Überreste der Tripolje-Kultur sind Gruppen von in



a b

Südrußland B. Neolithikum

a, b. Bemalte Keramik von Petreny. Nach E. von Stern.

die Erde geschnittenen, rechteckigen Vertiefungen verschiedener Ausmaße, deren Boden lehmgestampft oder gestrichen ist, und die sich bis dicht unter die jetzige Ackerkrume mit Lehmgeröll und Bewurfstücken an Rundhölzern gefüllt erweisen, so daß bei tieferem Pflügen die gelben Lehmflecken sich deutlich von der Schwarzerde des Feldes abzeichnen. Es ist von vornherein klar, daß nach der Zerstörung dieser Anlagen, ganz einerlei, ob sie durch eine Katastrophe oder die allmähliche Wirkung der Zeit erfolgt ist, diese Lehmmassen größer gewesen sein müssen als die jetzt in den eingeschnittenen Vertiefungen nachgebliebenen Reste; Schneeschmelze und Regengüsse haben auf den abfallenden Hochplateaus im Laufe der Jahrtausende diese Lehmhaufen in die Flüsse weggespült, den Boden abplaniert; eine dünne Humusschicht hat sich dann über diesen Bauanlagen gebildet. Ja, noch in jüngster Zeit haben sich diese nachgebliebenen Lehmmengen verringert, es hat in mehreren Fällen nachgewiesen werden können, daß die Bauern aus den solchen Fundplätzen benachbarten Dörfern dieses im Schwarzerde-Rayon nicht immer bequem zugängliche Material sich aus diesen zerstörten Bauanlagen geholt, sie als Lehmgruben benutzt haben. Es ist daher verfehlt, wie das geschehen ist, aus der Menge des jetzt noch vorhandenen Lehmgerölls irgendwelche Schlüsse bautechnischer Art zu ziehen, und z. B. feststellen zu wollen, wie hoch sich die betreffende Anlage über dem Erdboden erhoben habe, ob sie offen oder überdeckt gewesen sei, u. dgl. mehr. Da im ganzen Gebiet der Tripolje-Kultur diese Bauanlagen fast nirgends durch spätere Siedlungen überdeckt oder gestört worden sind — mir ist bei der großen Zahl derselben nur ein Fall bekannt, daß eine „Ockerbestattung" einen solchen Fundplatz durchschnitten hat —, so ist ihre systematische Durchforschung und Aufdeckung eine verhältnismäßig leicht zu lösende Aufgabe. Die Ausgrabungen haben denn auch schon im Laufe des ersten Jahres zu dem Ergebnis geführt, daß wir bei diesen Bauanlagen nach dem Grundriß und den Fundobjekten zwei Kategorien oder Typen zu unterscheiden haben. Der eine Typus (Tf. 17 a) weist eine Zweiteilung der Grundfläche auf: zuvorderst beim Eingang einen tiefer aus dem Erdreich ausgehobenen Vorraum mit einer Herdanlage; dahinter einen höher gelegenen Wohnraum mit einem sorgfältig lehmgestampften und gestrichenen Estrich. Im Vorraum um den Herd ist stets reichlich Asche mit Holzkohlenresten untermischt vorhanden sowie eine Menge von Küchenabfällen, Tierknochen und Schalen von Flußmuscheln, die fast niemals fehlen; daneben natürlich auch Gefäßscherben und Gebrauchsgeschirr, das meist durch den Einsturz der Bauanlage zerdrückt worden ist. Das Inventar des Hinterraumes besteht aus Handmühlen, allerlei Werkzeugen aus Stein und Horn und Tongefäßen verschiedener Form und Größe, deren Zahl im Vergleich zu der in den Anlagen vom zweiten Typus, von dem gleich die Rede sein wird, als beschränkt bezeichnet werden muß, an sich aber nicht unbedeutend ist. Daß die eben beschriebenen Bauten Wohnzwecken gedient haben, steht nach dem ganzen Inventar — Herd, Handmühlen, Küchenabfälle — außer allem Zweifel; die russ. Forscher haben sie *Zemljánki* (wörtlich: Erdhütten) genannt, mit dem Wort, mit welchem die primitiven, in die Erde gegrabenen, lehmgestrichenen und mit Erde überdeckten Hütten russ. Kätner bezeichnet werden. Den Beobachtungen Spicyns, des ord. Mitgliedes der weiland Kaiserl. Archäol. Kommission in St. Petersburg (Isvěstija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82ff.), der die Ausgrabungen Domanickijs (Arch. Jahrb. für Südrußland 1899 [1899] S. 174ff.) überprüft hat, verdanken wir die Erkenntnis, daß nicht alle *Zemljánki* in die Erde vertieft angelegt sind. Auf dem von ihm durchforschten Ausgrabungsfelde sind sie auf dem sog. Nullpunkt der Oberfläche erbaut: und zwar ist auf den ebenen Boden eine Unterlage von Rundhölzern gelegt, die mit einer mit zerkleinertem Stroh vermischten Lehmschicht überstrichen ist; diese Lehmschicht ist dann, wohl durch aufgelegtes und entzündetes Reisig, leicht hellrot gebrannt und nachher sorgfältig geglättet, z. T. poliert worden. Dieser Estrich ist mehrfach erneuert worden; es lassen sich von 2—7 Schichten feststellen; Spicyn ist geneigt, diese Erneuerungen mit dem Neu- und Umbau der Herdstellen, der sich fast ebenso nachweisen läßt, in Zusammenhang

zu bringen. Daß dieser durchaus nicht sehr haltbare Estrich auf seiner ebenfalls nicht widerstandsfähigen Rundhölzer-Grundlage sehr oft ausbesserungsbedürftig wurde, liegt auf der Hand. Im Vorraum fehlt diese Holzunterlage; da ist sie durch Tonscherben ersetzt, über denen sich dann der gestampfte und gestrichene Lehmestrich erhebt. Auch bei den in die Erde vertieften *Zemljánki* ist die Fußbodenherstellung eine gleich sorgfältige. Die Glättung der leicht gebrannten Lehmschicht ist wohl durchgängig anzutreffen. Wie der weitere Aufbau der Hütten zu denken ist, kann fraglich erscheinen; namentlich, ob die Wände aus Luftziegeln oder aus aufeinandergelegten, an den vier Ecken verdübelten und in den Fugen und Ritzen mit Lehm verschmierten Rundbalken bestanden haben. Sicher scheint nur nach den zu oberst und stets in Querlage gefundenen Bewurfstücken, daß die Überdachung durch die Schmalseite überspannende Rundhölzer gebildet ist, die dann einen Lehmbewurf erhielten, der, wie man nach den Resten vermuten darf, in der Mitte dicker aufgetragen war als an den Rändern, natürlich aus der praktischen Erwägung, um dem Regenwasser einen Abfluß zu ermöglichen. Diese zweiteiligen Wohnstätten mit der Herdanlage im Vorderraum sind charakteristisch für alle Stufen der Tripolje-Kultur; ja sie sind ihr gemeinsames und einigendes Element. Denn ohne die übereinstimmende Bauanlage wäre es nicht ohne weiteres klar, daß die Wohngruben-Keramik des ersten Stiles, trotz ihrer bandornamentalen Ansätze, als Vorstufe für die Entwicklung des sog. zweiten und dritten Stiles zu betrachten ist. Da aber diese entwickelte Keramik sowohl in Tiefornamentik wie in Buntmalerei in ganz analogen Wohnstätten gefunden ist, so darf an der Einheit dieser Kultur und der Gleichheit ihrer Träger nicht gezweifelt werden. Es ist gewiß auffallend, daß der Wohnungsbau nicht eine ähnliche Entwicklung in aufsteigender Linie erfahren hat wie die Keramik; aber bisher lassen sich dafür keine sicheren Anzeichen geltend machen als die Beobachtung Beljaševskijs (SB. des 13. Arch. Kongresses in Jekaterinoslav 1905), daß die *Zemljánki* mit Funden bemalter Keramik im allg. sorgfältiger hergestellt seien als die anderen. Aber von einer Änderung oder Erweiterung des Grundrisses und Bauplanes ist auch bei ihnen nicht die Rede; namentlich sind auch nicht die Spuren vertikal in die Erde getriebener Balken oder Pfähle zu entdecken, die von einer festeren und vollkommeneren Wand- und Dachkonstruktion zeugen könnten.

§ 10. Neben und außer diesen *Zemljánki* findet sich eine andere Art von Bauanlagen (Tf. 17b, c), die nach der russ., von Ailio und Ebert übernommenen Terminologie mit dem Wort *Ploščadki* (wörtlich: „geebnetes Plätzchen"; dann auch in der Bedeutung „ein Flächenraum" gebraucht) bezeichnet werden. Die Anlage ist denen der Erdhütten nahe verwandt, unterscheidet sich aber in folgenden Punkten: 1. Die *Ploščadki* sind nicht zweiteilig, sondern haben eine Grundfläche von gleichem Niveau. 2. Sie haben keinen Herd; es fehlen Handmühlen oder Mahlsteine, es fehlen die Reste von Muschelschalen; es gibt keine dicke Aschen- und Kohlenschicht — mit einem Wort, es fehlen die beweisenden Anzeichen, daß sie als Wohnraum gedient haben. 3. Das Inventar der *Ploščadki* ist erstaunlich reich an keramischen Produkten; manche sind mit Gefäßen aller Art und Größe derart angefüllt, daß fast gar keine Bewegungsfreiheit im Raume vorhanden gewesen sein kann; dagegen finden sich Stein- und Hornwerkzeuge und Waffen seltener als in den *Zemljánki*. 4. Nicht durchgängig in allen, aber doch in einer recht beträchtlichen Anzahl von *Ploščadki* ist ziemlich in der Mitte eine Erhöhung von runder Form aus Steinen zusammengesetzt, eine Art *Omphalos* (Tf. 17c), um den in größerer Menge Schalen und andere Gefäße gestellt sind.

§ 11. Diese *Ploščadki*, die meist in Gruppen nebeneinanderliegen — oft so eng, daß nur ein schmaler Streifen die einzelnen voneinander trennt —, sind an der einen Ausgrabungsstätte, z. B. in Petreny, bisher allein aufgedeckt, während an anderen nur *Zemljánki* gefunden sind. Aber die Regel ist das nicht. Schon in der Nachbarschaft von Petreny, in Cargrad, sind nach der Mitteilung von Demjanovič Gruppen beider Typen in nicht großer Entfernung voneinander entdeckt worden (Trudy 13, 1 [1902] S. 73), und das gleiche ist der Fall im Kreise Chotin (Bessarabien), wo in den letzten 9 Jahren Ambrozievič laut brieflichem Be-

richt (vom 20. Oktober 1922) eine ganze Reihe neol. Stationen der Tripolje-Kultur durchforscht hat, in denen durchweg beide Arten dieser Bauanlagen, und zwar in räumlich getrennten Gruppen, vertreten sind. Daß die *Ploščadki* und *Zemljánki* zueinander gehören, auf engste miteinander verbunden sind, lehrt auch die ausführliche Zusammenstellung und Aufzählung, die Chvojka in seiner letzten größeren Veröffentlichung (Drevnosti Moskau 22 [1909] S. 291ff.) gegeben hat. Wenn nun die *Zemljánki* nach den Fundtatsachen ganz unzweifelhaft und unbestreitbar die Wohnstätten der Träger dieser Tripolje-Kultur gewesen sind, was waren dann die *Ploščadki*? Auf Grund von Beobachtungen, die ineinandergriffen und einander ergänzten, sind die Leiter und Veranstalter der Ausgrabungen, z. T. ganz unabhängig voneinander, zur übereinstimmenden Schlußfolgerung gelangt, daß man sie als Opfer- und Beisetzungsplätze für Aschenurnen zu betrachten habe; mit den Columbarien hat neuerdings noch Rostovcev (*Iranians and Greeks* 1922 S. 16) sie in Parallele gestellt. Daß Opferhandlungen in diesen Anlagen vorgenommen sind, hat man aus den stark verbrannten, teilweise kalzinierten, stets in kleine Stücke zerschlagenen Tierknochen, die am Eingang und mehr noch zur Mitte der *Ploščadki* zu verstreut umherlagen, sowie aus dem Umstand erschlossen, daß die um die runde Steinsetzung, den Omphalos, gruppierten Gefäße an der einen, diesem altarähnlichen Aufbau zugekehrten Seite deutliche Einwirkungen von Feuer aufwiesen; in Petreny z. B. war von 7 ineinandergestellten Schalen die oberste, mit Hirsekörnern gefüllte an der nach innen gewandten Seite durch Brand deformiert, während die anderen intakt erschienen: wohl ein Beweis dafür, daß eine auf einer erhöhten Unterlage entzündete Flamme auf sie hinübergeschlagen war, während die tiefer stehenden von ihr unberührt geblieben sind. Es lag die Vermutung nahe, die längs den Wänden und regelmäßig in den Ecken stehenden größeren Gefäße, an deren Boden sich stets Spuren von Asche feststellen ließen, als Urnen aufzufassen, in denen die Reste der verbrannten Leichen beigesetzt waren. Die Richtigkeit dieser Vermutung wurde durch Funde bestätigt, die Chvojka in Tripolje und Konočka (Trudy 11 S. 794; Zapiski Arch. Ges. 5, 2 [1904] S. 1ff.) gemacht hat; in vier aus den *Ploščadki* zutage geförderten Gefäßen ließen sich Reste verbrannter Menschenknochen feststellen; an einer Fundstelle, in Veremje, wurden von Chvojka (Trudy 11 [1901] S. 786) die Reste eines halbverbrannten Skelettes angetroffen. Alle die hier angeführten Tatsachen haben mich veranlaßt, in eingehender Ausführung (Trudy 13, 1 [1902] S. 71ff.) die These zu begründen, die *Ploščadki* seien Bauanlagen zur Beisetzung von Aschenurnen und Darbringung von Totenopfern; ihre wechselnde Größe und die sehr verschiedene Zahl der beigesetzten Urnen in jeder dieser Anlagen erklärt sich bei der Annahme, daß es sich um Familien- oder Sippenbeisetzungsplätze handele, die je nach dem Bestand und dem Schicksal solcher Gruppen längere oder kürzere Zeit benutzt worden seien; das Vorhandensein weiterer Beigaben — von Schleuderkugeln, Steinhämmern und Äxten, Pfeilspitzen, Knochenpfriemen und anderen Hausgeräten, von Näpfen, Schalen und Bechern — stände zur Leichenverbrennung in keinem Widerspruch, ebensowenig wie der analoge Inhalt ionischer Brandgräber in den Schwarzmeerkolonien; es beweise nur, daß die bei der Totenbestattung geläufige Vorstellung noch lebendig gewesen sei, der Verstorbene bedürfe alle dieser Dinge auch nach seinem Tode, und daß folglich die Träger der Tripolje-Kultur in früherer Zeit die Leichenbestattung gekannt und geübt hätten. Daß dies nicht nur eine theoretische, wenn auch unzweifelhaft richtige Konstruktion sei, lehre die Tatsache, daß Chvojka in vereinzelten Fällen unter dem Fußboden von *Zemljánki* der offenbar ersten Stufe bestattete Skelette gefunden hat (Arch. Jahrb. für Südrußland 4/5 [1904] S. 223ff.). Diese Deutung der Zweckbestimmung der *Ploščadki* als Opfer- und Beisetzungsplätze für die Aschenurnen der Verstorbenen hat die Zustimmung nicht nur aller russischen Archäologen, sondern auch die von Minns, Ebert und vieler anderer gefunden. Widerspruch haben Kossinna, Schuchhardt und Ailio erhoben. Bei der Wichtigkeit der Frage erscheint es geboten, die geltend gemachten Gegengründe sorgfältig zu prüfen. Kossinna hat seine frühere

Annahme, daß die Brandbestattung ihre Heimat an der unteren Donau habe, auf Grund der abfälligen Beurteilung seiner galizischen Gewährsmänner über Chvojkas Beobachtungen und Schlußfolgerungen zurückgenommen. Daß Chvojkas Schlußfolgerungen verfehlt seien, der, wie viele andere Prähistoriker übrigens auch, arch. Ergebnisse zum Aufbau ethnol. und ethnographischer Hypothesen willkürlich benutzte und in den Trägern der Tripolje-Kultur durchaus die direkten Vorfahren der heute dort wohnenden slav. Bevölkerung erblicken wollte, habe ich bereits drei Jahre früher als Kossinna scharf betont (Trudy 13, 1 [1902] S. 46). Diese unglückliche Slaventheorie, die weiter keinen Schaden angerichtet hat, ist aber für den stillen und ernsten Forscher, der eine große und langjährige Ausgrabungserfahrung besaß, kein Hinderungsgrund gewesen, sorgfältig und exakt zu arbeiten und zu beobachten. Dem Verstorbenen, dessen Ausgrabungsfelder ich während seiner Arbeit mehrfach besucht habe, dieses Ehrenzeugnis auszustellen, halte ich für meine Pflicht. Worauf das abweichende und abfällige Urteil von Kossinnas galizischen Gewährsmännern beruht, weiß ich nicht; die Vermutung liegt nahe, daß es nicht unbeeinflußt durch Vorgänge ist, die sich auf dem Archäologenkongreß zu Kijev 1899 abgespielt haben, und die nicht wissenschaftlicher, wohl aber nationalistisch-politischer Natur waren. Doch wie dem auch sei, es kommt ja bei der Frage gar nicht auf die Wertung der Persönlichkeit Chvojkas allein an. Außer und neben Chvojka hat noch eine Reihe von Männern im Tripolje-Kulturgebiet gegraben; unter ihnen Museumsdirektoren (Beljaševskij und Ščerbakovskij), Universitätsprofessoren (Linničenko), Mitglieder der weiland Kaiserlichen Archäologischen Kommission (Spicyn, von Stern), also doch keine Neulinge und Dilettanten im Fach: sie alle haben, ebenso wie Domanicky, Jakimovič, Ambrozievič u. a. m. die Beobachtungen Chvojkas, wenn auch selbstverständlich in einzelnen Punkten ergänzt und erweitert, so doch in der Hauptsache bestätigt. Mit der Bemerkung, Chvojkas Beobachtungen wären unzuverlässig, ist also die Auffassung, die *Ploščadki* wären für Opferhandlungen und Aschenurnen-Beisetzung errichtet, noch nicht abgetan. Es müßte doch die gleiche Unzuverlässigkeit aller anderen Beobachtungen erwiesen, nicht nur behauptet werden. Schuchhardt (SB. Preuß. Akad. 26 [1920] S. 499 ff.) hat auf Grund seiner Grabungsergebnisse bei Černavoda (s. d.) in Rumänien im J. 1917 die Leichenverbrennung im Tripolje-Kulturgebiet kurzerhand in Abrede gestellt; auf meine Darlegung des Sachverhaltes und der Fundtatsachen (Festschrift für Bezzenberger 1921 S. 161 ff.) hat Schuchhardt (Präh. Z. 23—24 [1921—22] S. 168 ff.) seine Behauptung näher zu begründen gesucht. Er macht drei Momente geltend. 1. Die von ihm aufgedeckten Bauanlagen seien unzweifelhaft Wohnungen; sie entsprächen aber nicht, wie ich gemeint habe, den südruss. *Zemljánki*, sondern hätten nach Form und Funden den Charakter der *Ploščadki*: „nämlich einen einheitlichen Fußboden ohne Herd, keine großen Amphoren, viele Werkzeuge aus Tierknochen, dazu allerdings Mahlsteine". Folglich wären auch die ganz analogen Räume von Petreny Häuser und keine Grabanlagen. Ich kann die Bündigkeit dieser Schlußfolgerung in keiner Weise anerkennen. Die Analogie der Anlagen in Černavoda und Petreny beschränkt sich darauf, daß beide einen einheitlichen Fußboden und beide keinen Herd haben. Sonst ist alles verschieden: in Černavoda — Pfostenlöcher, in Petreny keine; in Černavoda viel Werkzeuge aus Tierknochen, in Petreny sehr wenige aus Knochen und Stein (im ganzen noch kein Dutzend); in Černavoda — Mahlsteine, in Petreny — keine; in Černavoda — keine großen Amphoren und Kratere, in Petreny — eine überraschende Fülle. Bei der lokalen Eigenart der Keramik in den einzelnen Zentren dieser Kultur im W und O ihrer Verbreitung kann es an sich nicht wundernehmen, daß auch der Bautypus abweicht, und daß in der einen Station der Grundriß mit einheitlichem Fußboden zum Häuserbau verwandt ist, der in anderen zur Errichtung von Grabanlagen benutzt ist. Ein Präzedenzfall dafür liegt beim Dorfe Tal'no vor. Spicyn (Isvěstija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82 ff.) beschreibt eingehend eine Bauanlage, die er irreführenderweise *Ploščadka* nennt (das Wort kann im Russischen ganz allgemein das Ausgrabungsterrain be-

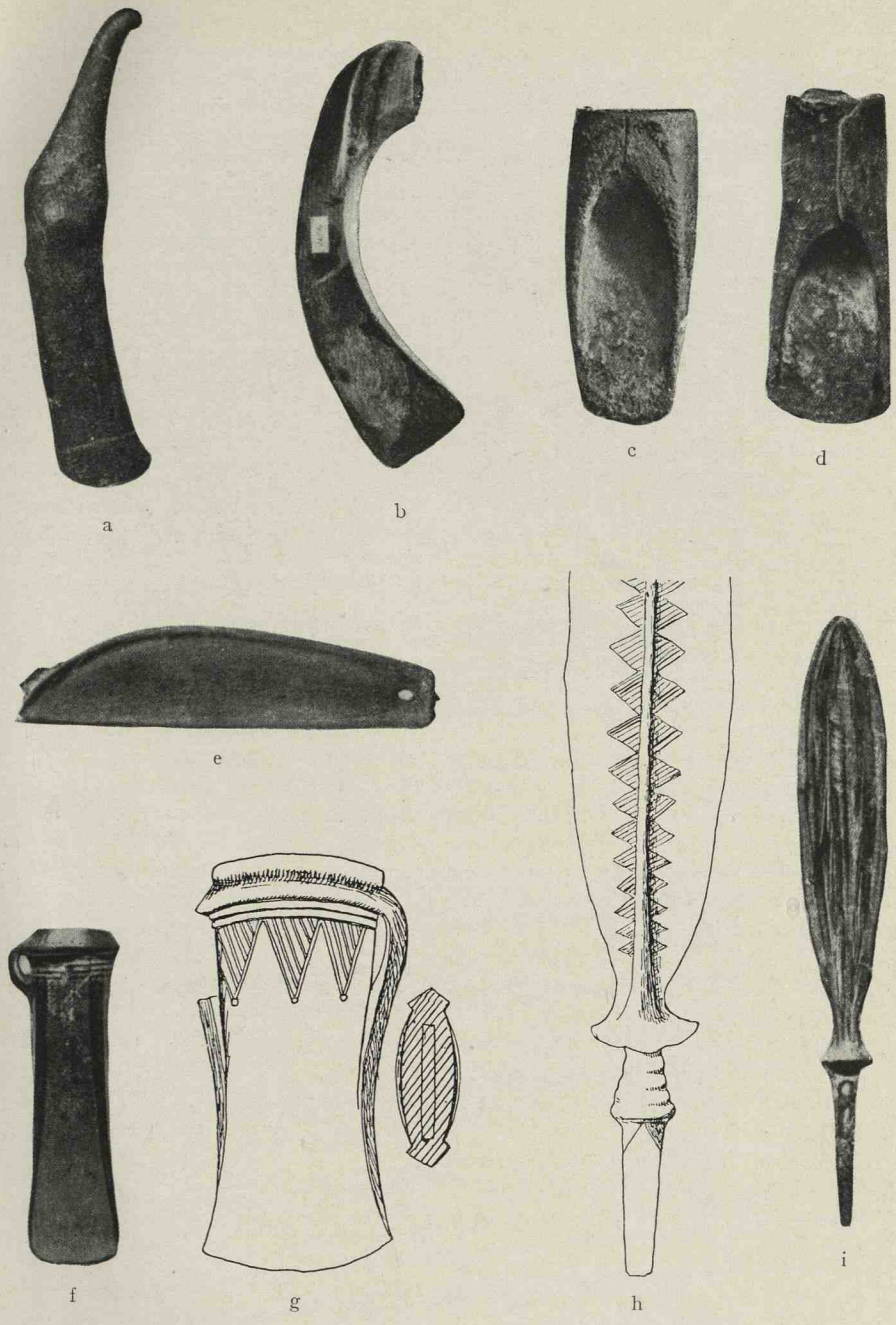
zeichnen, und in diesem weiteren Sinne hat Spicyn es leider angewandt), die aber in Wirklichkeit nach dem ganzen Fundbestand ein Wohnhaus ist. Das Haus hat einen im Niveau einheitlichen Fußboden; als Reminiszenz an die sonst übliche Zweiteilung der *Zemljánka* kann höchstens gelten, daß die Füllung unter dem Estrich im Vorderteil aus Tonscherben besteht, während sie im Hinterraum aus Rundhölzern gebildet ist. Es sind zwei Herde vorhanden, die mehrfach umgebaut sind, und auch sonst alle Anzeichen des Bewohntseins (Küchenabfälle, Werkzeuge, Mahlsteine und das übliche Gebrauchsgeschirr), so daß an der Zweckbestimmung des Baues kein Zweifel entstehen kann. Und auf den Komplex der Fundobjekte kommt es doch schließlich an. Wenn ich im Laufe einer Woche in Petreny auf 8 Fundplätzen eine solche Menge von Tonscherben gesammelt habe, daß ihr Abtransport 24 große Kisten erforderte und die aus ihnen noch zusammensetzbaren großen und kleineren Gefäße einen ansehnlichen Saal des Odessaer Museums in gedrängter Aufstellung ganz anfüllten, wenn ich dabei keine Herdspur, keinen Mahlstein, keine Küchenabfälle gefunden habe — die klein zerschlagenen, verbrannten und zum Teil ganz kalzinierten Tierknochen rühren nicht von Speisezubereitung, sondern klärlich von Brandopfern her —, und wenn schließlich die Zahl der zutage geförderten Stein- und Knochenwerkzeuge und Waffen verschwindend gering war, so hatte ich nach diesem Fundbestand nicht den Mut, die durchforschten Stätten als Wohnhäuser zu betrachten, sondern mußte und muß heute noch trotz Schuchhardt einen anderen Weg der Erklärung suchen. Bei der Fülle der im einzelnen Raum aufgestellten großen Urnen, bei den vielen Anzeichen, daß in diesen Räumen Brandopfer dargebracht sind, liegt die Annahme am nächsten, daß diese Bauanlagen Totenhäuser, Kapellen zur Beisetzung der Asche der Verstorbenen, gewesen sind. Aber, so wendet mir Schuchhardt 2. ein: „in den Dutzenden von Gefäßen sei kein einziger Menschenknochen gefunden". Ich habe diesen vorhergesehenen Einwand durch den Hinweis zu begegnen gesucht, daß es dafür eine schlagende Analogie gäbe. Daß die ionischen Griechen Leichenverbrennung übten, ist eine bekannte Tatsache. Auf der Schwarzmeer-Insel Berezan habe ich im Laufe einer sechsjährigen Ausgrabungskampagne in der dortigen milesischen Ansiedlung mehr als hundert flache, runde Gruben geöffnet, die ein Gefäß mit Aschenresten ohne irgendeine Knochenspur und daneben Fragmente von Schalen, Bechern, kleinen Fläschchen oder Tellern enthielten. Nur in ein oder zwei Fällen gab es verkohlte Menschenknochen darin. In der Nähe am Steilufer wurde eine sehr tiefe, große Grube gefunden mit seitlich in den Fels getriebenem Rauchabzug zum Meere hin, bis an den Rand schichtweise gefüllt mit Kohlen, Asche, kalzinierten Menschenknochen und sehr vielen Fragmenten von Schalen, Bechern usw. Da diese Fragmente oft direkt an die in den Beisetzungs-Gruben gefundenen anpaßten, ergab sich die Tatsache, daß die Leiche in dieser Krematoriums-Grube verbrannt und dort auch die Libation mit dem Zerschlagen der Trinkschalen und Becher usw. vollzogen, darauf die Asche nebst den Gefäßscherben, aber ohne Knochenreste gesammelt und in einer der flachen Gruben beigesetzt wurde (CR Pétersb. 1904 S. 44 ff.). Ich glaubte, was den Ioniern des 6. Jh. recht ist, dürfte auch den Trägern der Tripolje-Kultur billig sein, und nahm daher an, die Leichen seien außerhalb der *Ploščadki* verbrannt, die Asche dann in die Urnen gesammelt und diese in den Kapellen beigesetzt worden. Diese Annahme hat eine glänzende Bestätigung durch die Ausgrabungen von Spicyn erhalten (Isvěstija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82 ff.), die er im J. 1900 beim Dorf Kolodistoje ausgeführt hat; der Bericht darüber ist erst mehrere Jahre später erschienen und mir erst nach Drucklegung meiner Artikel über *Die prämykenische Kultur in Südrußland* zugänglich geworden. Spicyn teilt in diesem Bericht mit, daß er auf der *Ploščadka* II und IV (auch hier ist das Wort *Ploščadka* im Sinne von Ausgrabungsfeld gebraucht) auf zwei tiefe, mit einer starken Lehmschicht ausgestrichene Gruben gestoßen sei, die viel Asche und Kohlen, verbrannte Knochen, Geschirrfragmente und Statuetten enthielten; aus einer der Gruben sei ein großer Pithos, ganz mit verbrannten Menschenknochen angefüllt, zutage gefördert. Spicyn spricht, ganz unabhängig von meinem

Annahme, daß die Brandbestattung ihre Heimat an der unteren Donau habe, auf Grund der abfälligen Beurteilung seiner galizischen Gewährsmänner über Chvojkas Beobachtungen und Schlußfolgerungen zurückgenommen. Daß Chvojkas Schlußfolgerungen verfehlt seien, der, wie viele andere Prähistoriker übrigens auch, arch. Ergebnisse zum Aufbau ethnol. und ethnographischer Hypothesen willkürlich benutzte und in den Trägern der Tripolje-Kultur durchaus die direkten Vorfahren der heute dort wohnenden slav. Bevölkerung erblicken wollte, habe ich bereits drei Jahre früher als Kossinna scharf betont (Trudy 13, 1 [1902] S. 46). Diese unglückliche Slaventheorie, die weiter keinen Schaden angerichtet hat, ist aber für den stillen und ernsten Forscher, der eine große und langjährige Ausgrabungserfahrung besaß, kein Hinderungsgrund gewesen, sorgfältig und exakt zu arbeiten und zu beobachten. Dem Verstorbenen, dessen Ausgrabungsfelder ich während seiner Arbeit mehrfach besucht habe, dieses Ehrenzeugnis auszustellen, halte ich für meine Pflicht. Worauf das abweichende und abfällige Urteil von Kossinnas galizischen Gewährsmännern beruht, weiß ich nicht; die Vermutung liegt nahe, daß es nicht unbeeinflußt durch Vorgänge ist, die sich auf dem Archäologenkongreß zu Kijev 1899 abgespielt haben, und die nicht wissenschaftlicher, wohl aber nationalistisch-politischer Natur waren. Doch wie dem auch sei, es kommt ja bei der Frage gar nicht auf die Wertung der Persönlichkeit Chvojkas allein an. Außer und neben Chvojka hat noch eine Reihe von Männern im Tripolje-Kulturgebiet gegraben; unter ihnen Museumsdirektoren (Beljaševskij und Ščerbakovskij), Universitätsprofessoren (Linničenko), Mitglieder der weiland Kaiserlichen Archäologischen Kommission (Spicyn, von Stern), also doch keine Neulinge und Dilettanten im Fach: sie alle haben, ebenso wie Domanicky, Jakimovič, Ambrozievič u. a. m. die Beobachtungen Chvojkas, wenn auch selbstverständlich in einzelnen Punkten ergänzt und erweitert, so doch in der Hauptsache bestätigt. Mit der Bemerkung, Chvojkas Beobachtungen wären unzuverlässig, ist also die Auffassung, die *Ploščadki* wären für Opferhandlungen und Aschenurnen-Beisetzung errichtet, noch nicht abgetan. Es müßte doch die gleiche Unzuverlässigkeit aller anderen Beobachtungen erwiesen, nicht nur behauptet werden. Schuchhardt (SB. Preuß. Akad. 26 [1920] S. 499 ff.) hat auf Grund seiner Grabungsergebnisse bei Černavoda (s. d.) in Rumänien im J. 1917 die Leichenverbrennung im Tripolje-Kulturgebiet kurzerhand in Abrede gestellt; auf meine Darlegung des Sachverhaltes und der Fundtatsachen (Festschrift für Bezzenberger 1921 S. 161 ff.) hat Schuchhardt (Präh. Z. 23—24 [1921—22] S. 168 ff.) seine Behauptung näher zu begründen gesucht. Er macht drei Momente geltend. 1. Die von ihm aufgedeckten Bauanlagen seien unzweifelhaft Wohnungen; sie entsprächen aber nicht, wie ich gemeint habe, den südruss. *Zemljánki*, sondern hätten nach Form und Funden den Charakter der *Ploščadki*: „nämlich einen einheitlichen Fußboden ohne Herd, keine großen Amphoren, viele Werkzeuge aus Tierknochen, dazu allerdings Mahlsteine". Folglich wären auch die ganz analogen Räume von Petreny Häuser und keine Grabanlagen. Ich kann die Bündigkeit dieser Schlußfolgerung in keiner Weise anerkennen. Die Analogie der Anlagen in Černavoda und Petreny beschränkt sich darauf, daß beide einen einheitlichen Fußboden und beide keinen Herd haben. Sonst ist alles verschieden: in Černavoda — Pfostenlöcher, in Petreny keine; in Černavoda viel Werkzeuge aus Tierknochen, in Petreny sehr wenige aus Knochen und Stein (im ganzen noch kein Dutzend); in Černavoda — Mahlsteine, in Petreny — keine; in Černavoda — keine großen Amphoren und Kratere, in Petreny — eine überraschende Fülle. Bei der lokalen Eigenart der Keramik in den einzelnen Zentren dieser Kultur im W und O ihrer Verbreitung kann es an sich nicht wundernehmen, daß auch der Bautypus abweicht, und daß in der einen Station der Grundriß mit einheitlichem Fußboden zum Häuserbau verwandt ist, der in anderen zur Errichtung von Grabanlagen benutzt ist. Ein Präzedenzfall dafür liegt beim Dorfe Tal'no vor. Spicyn (Isvěstija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82 ff.) beschreibt eingehend eine Bauanlage, die er irreführenderweise *Ploščadka* nennt (das Wort kann im Russischen ganz allgemein das Ausgrabungsterrain be-

zeichnen, und in diesem weiteren Sinne hat Spicyn es leider angewandt), die aber in Wirklichkeit nach dem ganzen Fundbestand ein Wohnhaus ist. Das Haus hat einen im Niveau einheitlichen Fußboden; als Reminiszenz an die sonst übliche Zweiteilung der *Zemljánka* kann höchstens gelten, daß die Füllung unter dem Estrich im Vorderteil aus Tonscherben besteht, während sie im Hinterraum aus Rundhölzern gebildet ist. Es sind zwei Herde vorhanden, die mehrfach umgebaut sind, und auch sonst alle Anzeichen des Bewohntseins (Küchenabfälle, Werkzeuge, Mahlsteine und das übliche Gebrauchsgeschirr), so daß an der Zweckbestimmung des Baues kein Zweifel entstehen kann. Und auf den Komplex der Fundobjekte kommt es doch schließlich an. Wenn ich im Laufe einer Woche in Petreny auf 8 Fundplätzen eine solche Menge von Tonscherben gesammelt habe, daß ihr Abtransport 24 große Kisten erforderte und die aus ihnen noch zusammensetzbaren großen und kleineren Gefäße einen ansehnlichen Saal des Odessaer Museums in gedrängter Aufstellung ganz anfüllten, wenn ich dabei keine Herdspur, keinen Mahlstein, keine Küchenabfälle gefunden habe — die klein zerschlagenen, verbrannten und zum Teil ganz kalzinierten Tierknochen rühren nicht von Speisezubereitung, sondern klärlich von Brandopfern her —, und wenn schließlich die Zahl der zutage geförderten Stein- und Knochenwerkzeuge und Waffen verschwindend gering war, so hatte ich nach diesem Fundbestand nicht den Mut, die durchforschten Stätten als Wohnhäuser zu betrachten, sondern mußte und muß heute noch trotz Schuchhardt einen anderen Weg der Erklärung suchen. Bei der Fülle der im einzelnen Raum aufgestellten großen Urnen, bei den vielen Anzeichen, daß in diesen Räumen Brandopfer dargebracht sind, liegt die Annahme am nächsten, daß diese Bauanlagen Totenhäuser, Kapellen zur Beisetzung der Asche der Verstorbenen, gewesen sind. Aber, so wendet mir Schuchhardt 2. ein: „in den Dutzenden von Gefäßen sei kein einziger Menschenknochen gefunden". Ich habe diesen vorhergesehenen Einwand durch den Hinweis zu begegnen gesucht, daß es dafür eine schlagende Analogie gäbe. Daß die ionischen Griechen Leichenverbrennung übten, ist eine bekannte Tatsache. Auf der Schwarzmeer-Insel Berezan habe ich im Laufe einer sechsjährigen Ausgrabungskampagne in der dortigen milesischen Ansiedlung mehr als hundert flache, runde Gruben geöffnet, die ein Gefäß mit Aschenresten ohne irgendeine Knochenspur und daneben Fragmente von Schalen, Bechern, kleinen Fläschchen oder Tellern enthielten. Nur in ein oder zwei Fällen gab es verkohlte Menschenknochen darin. In der Nähe am Steilufer wurde eine sehr tiefe, große Grube gefunden mit seitlich in den Fels getriebenem Rauchabzug zum Meere hin, bis an den Rand schichtweise gefüllt mit Kohlen, Asche, kalzinierten Menschenknochen und sehr vielen Fragmenten von Schalen, Bechern usw. Da diese Fragmente oft direkt an die in den Beisetzungs-Gruben gefundenen anpaßten, ergab sich die Tatsache, daß die Leiche in dieser Krematoriums-Grube verbrannt und dort auch die Libation mit dem Zerschlagen der Trinkschalen und Becher usw. vollzogen, darauf die Asche nebst den Gefäßscherben, aber ohne Knochenreste gesammelt und in einer der flachen Gruben beigesetzt wurde (CR Pétersb. 1904 S. 44 ff.). Ich glaubte, was den Ioniern des 6. Jh. recht ist, dürfte auch den Trägern der Tripolje-Kultur billig sein, und nahm daher an, die Leichen seien außerhalb der *Ploščadki* verbrannt, die Asche dann in die Urnen gesammelt und diese in den Kapellen beigesetzt worden. Diese Annahme hat eine glänzende Bestätigung durch die Ausgrabungen von Spicyn erhalten (Isvěstija Arch. Kom. 12 [1909] S. 82 ff.), die er im J. 1900 beim Dorf Kolodistoje ausgeführt hat; der Bericht darüber ist erst mehrere Jahre später erschienen und mir erst nach Drucklegung meiner Artikel über *Die prämykenische Kultur in Südrußland* zugänglich geworden. Spicyn teilt in diesem Bericht mit, daß er auf der *Ploščadka* II und IV (auch hier ist das Wort *Ploščadka* im Sinne von Ausgrabungsfeld gebraucht) auf zwei tiefe, mit einer starken Lehmschicht ausgestrichene Gruben gestoßen sei, die viel Asche und Kohlen, verbrannte Knochen, Geschirrfragmente und Statuetten enthielten; aus einer der Gruben sei ein großer Pithos, ganz mit verbrannten Menschenknochen angefüllt, zutage gefördert. Spicyn spricht, ganz unabhängig von meinem

Fundbericht über Berezan, den er noch nicht kennen konnte, die Ansicht aus, daß diese Gruben mit dem Bestattungszeremonial in Zusammenhang ständen und als Verbrennungsplatz der Leichen gedient hätten. Der springende Punkt bei der ganzen Frage ist doch der durch die Funde von Chvojka und Spicyn unwiderleglich geführte Nachweis, daß die Bevölkerung der Tripolje-Kultur Leichenverbrennung gekannt und geübt hat. Die Forderung, daß in jeder Aschenurne ein Menschenknochen vorhanden sein müsse, um diese Leichenverbrennung nicht nur als vereinzelte Ausnahme-Erscheinung zu werten, entbehrt jeder Berechtigung; mit mehr Recht könnte man von den Verfechtern der Bestattungstheorie den Nachweis verlangen, wo denn die Gräber der Tripolje-Leute seien. Es wäre doch ein eigenartiger Zufall, daß in dem großen, eifrig durchforschten Gebiet dieser Kultur in Südrußland und der entsprechenden auf dem Balkan keine dazugehörigen Gräber gefunden sind, wenn solche vorhanden gewesen wären. Denn daß die oft zitierten Hockergräber bei Lengyel (s. d.) in Ungarn einer anderen Zeit angehören, brauchte eigentlich nicht noch gesagt zu werden. Als dritten Einwand gegen die angenommene Zweckbestimmung der *Ploščadki* macht Schuchhardt die Verbrennung der aufgefundenen Räume geltend. „Wo sind jemals wirklich absichtlich Grabkammern verbrannt worden?" Die Frage wirkt angesichts der Vorgänge bei unseren ö. Nachbarn in jüngst vergangener Zeit befremdend; ich mache mich anheischig, obwohl ich das Material nicht gesammelt habe, eine ganze Reihe von Fällen zu nennen, in denen während der Revolutionsjahre im Baltikum und in Rußland Erbbegräbnisse auf den Gütern nicht nur ausgeplündert, sondern auch zerstört und eingeäschert sind. Aber ich will annehmen, daß die Menschheit im 3. Jht. v. C. weniger verroht gewesen ist als heutzutage, und stelle nur die Gegenfrage, woher Schuchhardt von der absichtlichen Verbrennung der *Ploščadki* Kenntnis hat. Aus meinem Bericht, auf den er sich beruft, konnte er sie nicht entnehmen: dort ist wohl zu lesen (Trudy 13, 1 [1902] S. 71) „daß die bearbeiteten Mammutknochen, gleich einer Menge anderen Gerätes ein Raub der Opferflamme geworden sind", aber es ist nirgends gesagt, daß die Beisetzungs-Kapellen selbst verbrannt, und gar absichtlich verbrannt, seien. Im Gegenteil, aus den Ausführungen auf S. 55, „daß immer nur eine Seite der Schalen und Urnen vom Feuer gelitten hat", und zwar die der Mitte des Raumes zugekehrte, während die an den Wänden und in den Ecken stehenden Amphoren und Kratere keine Brandspuren zeigten, ist wohl der Schluß gezogen, daß Brandopfer im Grabbau dargebracht seien, ergibt sich aber andererseits die Folgerung mit Notwendigkeit, daß keine Einäscherung der ganzen Bauanlage stattgehabt hat: denn sonst müßten ja alle Gefäße die Einwirkung des Feuers aufweisen, und die einseitige Beschädigung der nicht intakt erhaltenen wäre ganz unerklärlich. Somit ist keine der von Schuchhardt geltend gemachten Einwendungen stichhaltig und geeignet, die Wage zugunsten seiner Anschauung zu senken.

§ 12. Was Ailio (a. a. O.) gegen die Leichenverbrennung in der Tripolje-Kultur und gegen die Zweckbestimmung der *Ploščadki* vorbringt, deckt sich zum Teil mit den Gegengründen Schuchhardts, wie dieser mit Befriedigung feststellt, und ist daher bereits durch die oben gegebenen Ausführungen erledigt, und beruht zum anderen Teil auf Mißverständnissen oder ist belanglos, ja direkt falsch. Ein Mißverständnis ist es, wenn er das bis zu fünfmal stattgehabte Neuüberziehen des Fußbodens der *Ploščadki* als Gegeninstanz gegen ihren Grabbaucharakter ins Feld führt — denn die dem Berichte Spicyns entnommene Tatsache bezieht sich, wie oben bereits dargelegt, auf ein Wohnhaus mit einheitlichem Estrich. Im übrigen ist es an sich sehr wohl denkbar, daß auch in einem Familien-Begräbnis das Bedürfnis sich geltend machte, den durch Brandopfer rissig gewordenen Fußboden vor einer neuen Beisetzung zu zementieren. Ein weiteres Mißverständnis ist es, wenn Ailio auf den Fund einer aus Ton geformten, als Kinderspielzeug gedachten *Miniaturploščadka* hinweist, den Frau Kozlovskaja 1906 in einer *Ploščadka* gemacht hat, und daraus den an sich berechtigten Schluß ableitet, man könne doch nicht annehmen, daß Beisetzungskapellen als Kinderspielzeug nachgebildet seien. Es handelt sich aber bei dem Funde der Frau Kozlovskaja — er

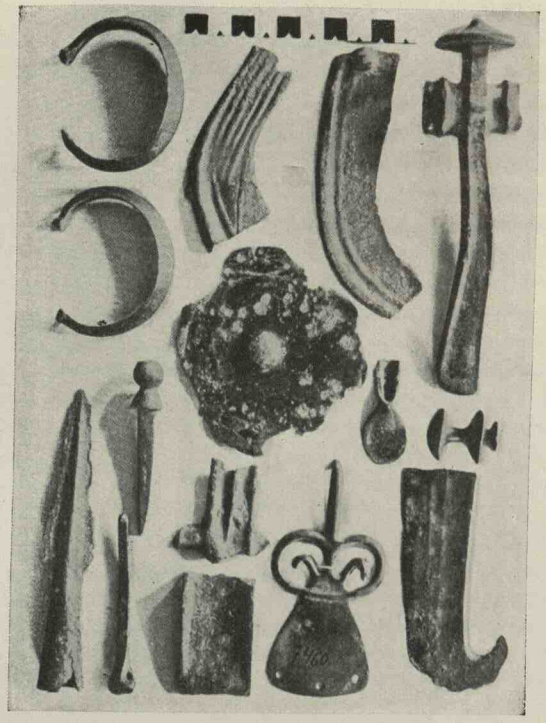


Südrußland C. Bronzezeit

Typen der nordpontischen Bronzezeit: a, c, d, f, i. Gouv. Kijev. — b. Gouv. Cherson. — e. Aus dem Schatzfunde von Sosnovaja Maza. — g, h. Gouv. Jekaterinoslav. Außer e. alles Einzelfunde. — Nach A. M. Tallgren.



a



b

Südrußland C. Bronzezeit

a. Gußformen-Fund von Kardašinka (Dnjepr-Ufer), Gouv. Taurien. Museum Moskau. — b. Gießerei-Fund von Nikolajev am Schwarzen Meer. Museum Kijev. — Nach A. M. Tallgren.

steht übrigens nach mündlicher Mitteilung des Direktors des Poltavaer Museums, Ščerbakovskij, nicht vereinzelt da — nicht um die Nachformung einer *Ploščadka*, sondern, wie die Zweiteilung und der Herd beweisen, um die eines Wohnhauses, einer *Zemljánka*; und daß eine solche, ganz wie in Petreny eine Tonpuppe, eine Kuh, ein Kalb, eine Kugel und Pyramide aus dem gleichen Material, zu einer Aschenurne gestellt wurde, ist als eines der häufigen *survivals* zu betrachten, die keiner weiteren Erklärung bedürfen. Wenn Ailio ferner betont, die Tatsachen, daß auf einer Ausgrabungsstelle 29 *Ploščadki* nebeneinander gefunden sind, daß die Anordnung der Gefäße regellos sei, daß einmal eine birnenförmige Urne umgestülpt gelegen habe, daß in Staraja Buda nach dem Lehmbefund der eine Teil nicht überdacht gewesen sein könne u. dgl. mehr, sprächen deutlich gegen den Grabbaucharakter der *Ploščadki*, so kann ich diese Einwendungen nur als belanglos bezeichnen. Warum eine größere Siedlung nicht einen Friedhof mit 29 Familienkapellen gehabt haben könne, ist schwer einzusehen; jedenfalls ist die Annahme wahrscheinlicher als die von Ailio, daß es 29 Schuppen und Töpferstätten gewesen seien, die doch offenbar entfernt vom bisher nicht gefundenen Dorf gelegen haben müssen; aus der Umstülpung von Gefäßen und dergl. lassen sich keine Schlußfolgerungen ziehen, da die gestörte Ordnung ebensogut auf die Betätigung von Grabräubern, die Einwirkung des Deckeneinsturzes usw. zurückgeführt werden kann, und ebensowenig läßt sich, wie schon oben bemerkt, die Quantität des jetzt noch vorhandenen Lehmgerölls als Grundlage für die Entscheidung verwerten, ob ein Bau als offen oder überdeckt anzusprechen ist. Falsch ist angesichts des Spicynschen Fundes die Behauptung, wir hätten keine Veranlassung, anzunehmen, die Verbrennung der Toten habe außerhalb der *Ploščadki* stattgefunden; ebenso falsch die weitere Behauptung, es ginge aus den Funden hervor, „daß man in den *Ploščadki* sich zur Sommerszeit aufgehalten, gegessen und getrunken, Tongefäße hergestellt und andere Arbeit verrichtet hat". Das Fehlen jeglichen Küchenabfalls (ungebrannte Knochen, Fischgräten, Muschelschalen), der Mangel einer Herdanlage, das Fehlen der in den *Zemljánki* stets vorhandenen Spinnwirtel und Netzbeschwerer zeugen vom Gegenteil. Im Gegensatz zu dieser Sommerwohnungstheorie, die doch ganz charakteristische Kulturbedürfnisse des modernen Städters schlankweg einer steinzeitlichen Bevölkerung des 3. Jht. v. C. zuschreibt, muß betont werden, daß die Annahme, die *Ploščadki* wären Bauanlagen zur Vornahme von Opferhandlungen und zur Beisetzung von Aschenurnen, nach den bisherigen Beobachtungen in allen Einzelheiten wohl begründet erscheint, und daß die Träger dieser eigenartigen Kultur in der Tat die Leichenverbrennung gekannt und geübt haben, — was freilich nicht hindern wird, daß die Vertreter bestimmter Theorien über die Anfänge und die Verbreitung der Leichenverbrennung sich weiter bemühen werden, diese ihnen unbequeme Tatsache abzuleugnen.

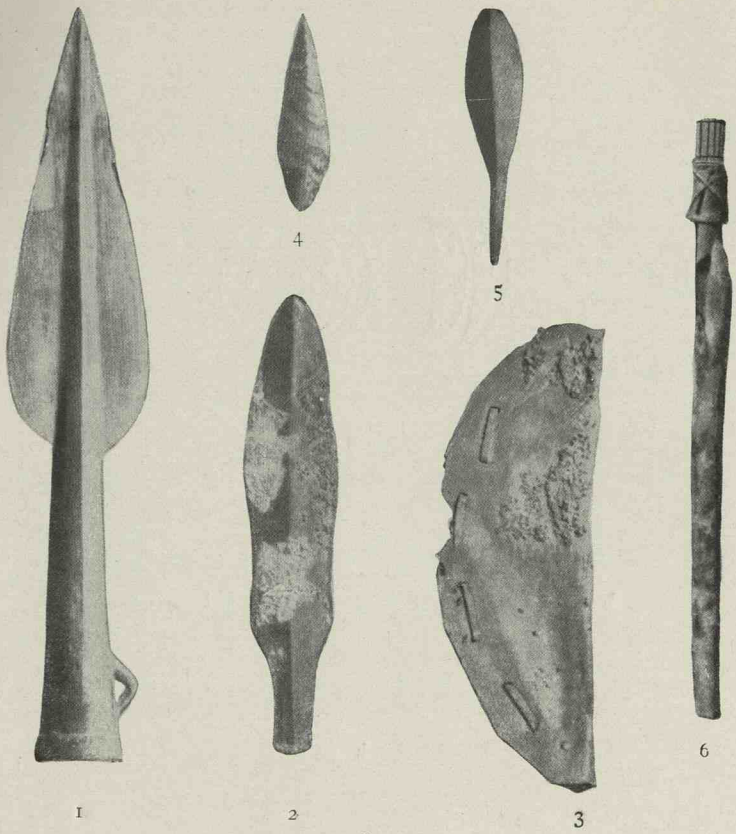
§ 13. Schon Zaborovskij (Bull. Anthrop. 1900 S. 451ff.) hat, freilich mit falscher Schlußfolgerung, darauf aufmerksam gemacht, daß die Tripolje-Kultur mit ihrer bemalten Keramik in Südrußland nicht über die StZ hinausreicht. Ich habe (Trudy 13, 1 [1902] S. 9ff.) für diese richtig beobachtete Tatsache, daß die bemalte Keramik nicht bis in die BZ und EZ fortlebt, als nächstliegende Erklärung die Annahme vertreten, die Stämme, denen diese bemalte Keramik eigen gewesen, hätten ihre Wohnsitze, freiwillig oder durch andere Völkerwellen gedrängt, am Ausgang der neol. Periode verlassen. Noch weitergehend hat Ebert (*Südrußland im Altertum* 1921 S. 27) die ansprechende These entwickelt, die Tripolje-Kultur sei einer von O kommenden Bewegung, den Nomaden der Ockergräber (s. hier C § 2), zum Opfer gefallen. Daß diese Steppennomadenzeit die Ploščadki-Kultur ablöst, läßt sich stratigraphisch beweisen, und dabei ist in einem, wenn auch beschränkten Zeitabschnitt ein Nebeneinanderleben der Nomaden und der Tripolje-Leute dadurch wahrscheinlich, daß nach den Untersuchungen von Gorodcov (Trudy 12 S. 226ff.) die Ockergräber-Keramik in ihren Ansätzen zur Spiralornamentik eine gewisse Beeinflussung durch die Tripolje-Kultur zeigt. Wie dem auch sei, als Tatsache betrachtet werden

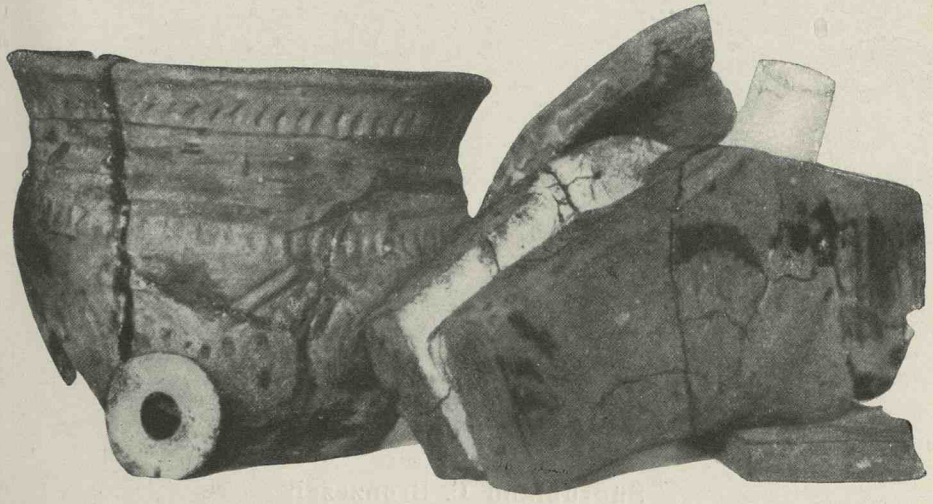
darf, daß die Tripolje-Kultur mit ihrer in Buntmalerei verzierten Keramik plötzlich, gleichsam auf einem Höhepunkt der Entwicklung, abbricht, und dies zu einem Zeitpunkt, wo in der ägäischen Welt die Anfänge einer analogen, in vieler Beziehung verwandten Keramik hervortreten. Daß hier von einer von N nach S gehenden Kulturwelle gesprochen werden darf, ist unabweisbar; wahrscheinlich auch, daß abgesprengte und abgedrängte Volksteile der Vertreter der neol. Kultur im Donau-Dnjepr-Gebiet die Träger dieser Welle gewesen sind. Aller näheren ethnographischen Bestimmungen wird beim Stand unseres Wissens vorsichtige Forschung sich enthalten müssen, — aber die zahlreichen Probleme über Kulturzusammenhänge, die sie stellt, die weiteren Ausblicke, die sie gestattet, sichern der eigenartigen neolithischen Tripolje-Kultur auch ohnedem das Interesse der arch. und historisch interessierten Kreise.

Ailio *Fragen der russ. Steinzeit* Helsingfors 1922 S. 88ff.; Arch. Jahrb. für Süd-Rußl. 3 S. 116ff. Beljaševskij; ebd. 6 S. 396ff. ders.; Sitzungsber. des 13. archäol. Kongresses in Jekaterinoslav 1905 ders.; Trudy 11 S. 765ff. (Moskau 1901) Chvojka; Zapiski Arch. Ges. 5, 2, S. 1ff. (Petersb. 1904) ders.; Arch. Jahrb. für Süd-Rußl. 4—5 S. 221ff. ders.; Drevnosti, Arb. der Moskau. Arch. Ges. 22, 2 S. 281ff. (Moskau 1909) ders.; Arch. Jahrb. für Süd-Rußl. 1899 S. 174ff. (Kijev 1899) Domanickij; Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 28ff.; Otčet der Arch. Kommission für 1906 (1909) S. 106ff. Jakimovič; Mannus 1 (1909) S. 227ff. Kossinna; Zapiski Odessa 21 (1898) Sitzungsber. 309 S. 42ff. Linničenko; Zapiski Odessa 23 (1901) Sitzungsber. 327 S. 75ff. ders.; ebd. S. 199ff. ders. und Chvojka; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 130ff.; Rostovtzeff *Iranians and Greeks in South Russia* 1922 S. 15ff.; SB. Preuß. Ak. 26 (1920) S. 499ff. Schuchhardt; Präh. Z. 13—14 (1921, 1922) S. 168ff. ders.; Izvěstija der arch. Kommission 12 (1909) S. 82ff. Spicyn; Zapiski Odessa 23 (1901) Sitzungsbericht 323 S. 14ff. von Stern; ebd. 25 (1904) Sitzungsbericht 343 S. 69ff. ders.; Trudy 13, 1 (1902) S. 9ff. ders.; Festschrift für Bezzenberger 1921 S. 161ff. ders.; Cong. intern. préh. Paris 1900 S. 401ff. Volkov. †E. von Stern

C. Bronzezeit (Tf. 21—24[B]). § 1. Die Kupferzeit und BZ Südrußlands umfassen die Zeit vom Anfang des 2. vorchristl. Jht. bis zur Skythenzeit. Ihr Gebiet bilden die Waldsteppe in der Umgegend von Kijev und die Pontischen Steppen n. vom Schwarzen Meer, von Podolien im W bis zum Ural im Osten. Nur das Kuban-Gebiet (s. Kuban, Maikop) nimmt z.T. eine Sonderstellung ein. Aus den Steppen (ohne das Kuban-Gebiet) kennt man wenigstens 1600 vorskythische Metallgegenstände. Sie werden vornehmlich aufbewahrt im Historischen und im Universitätsmuseum zu Kijev sowie im Museum zu Cherson. Beträchtliche Sammlungen besitzen auch das Museum in Dnjeprpetrovsk-Jekaterinoslav sowie die Saratover und Moskauer Museen.

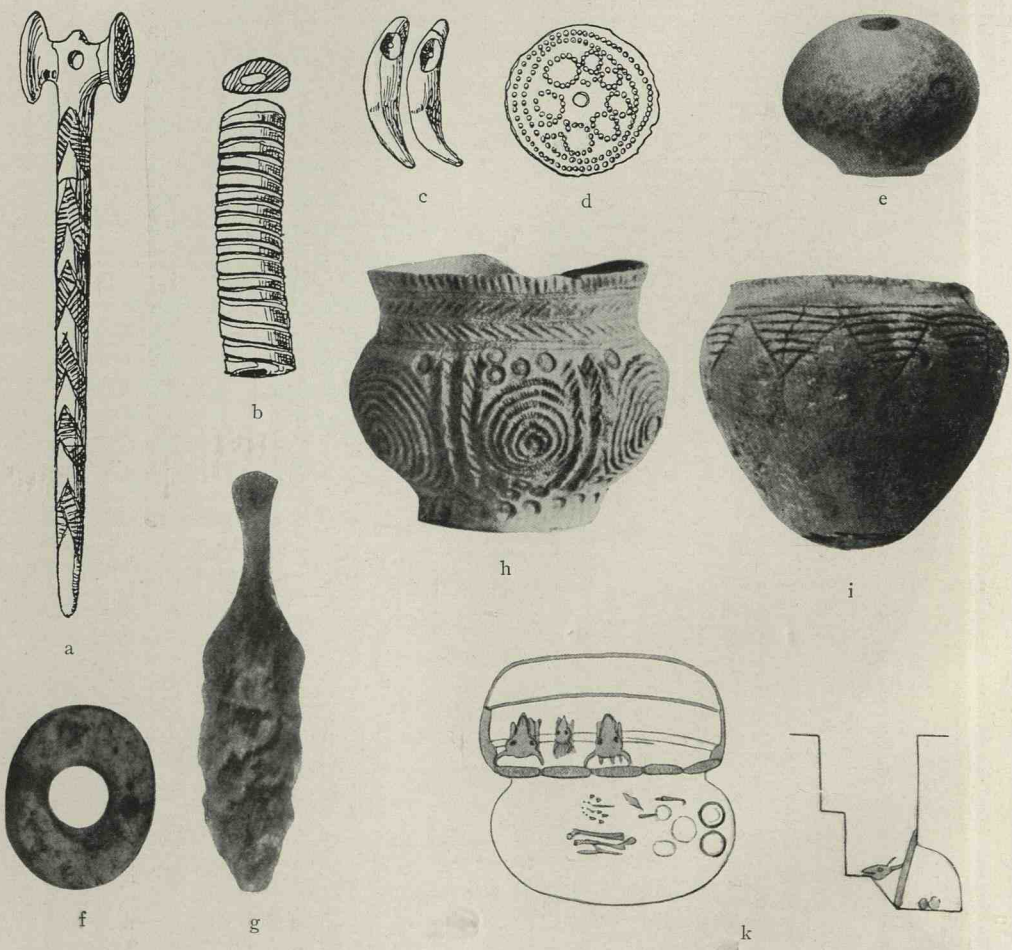
§ 2. Der ältere Teil der vorskythischen Metallzeit ist auf den Steppen durch zahlreiche Skelettgräber unter niedrigen Kurganen vertreten. Die Toten sind öfters in Hockerstellung begraben und mit rotem Ocker gefärbt. Diese Gräber dürften die ersten 6—8 Jh. des 2. vorchristl. Jht. umfassen. Die ältesten Gräber sind einfache Schachtgräber, aber recht früh treten Katakombengräber (Tf. 24[A] k) und Steinkisten auf der Oberfläche der Steppe auf, später die Holzgrabbauten. Der Zeitunterschied zwischen diesen Grabformen ist nicht sehr groß. Jedoch sind die letzteren erst in der Spätzeit vorherrschend. Auch lokale Eigentümlichkeiten können beobachtet werden. So sind z. B. die Steinkistengräber im W üblich, die Katakomben im Don-Bassin. In den allermeisten von diesen Gräbern ist das Inventar „kupferzeitlich": kleine Schmuckgegenstände, Ringe, Perlen, Spiralchen aus Kupfer oder Silber, Pfriemen und loorbeerblattförmige Dolchklingen (Tf. 24[A] g), Pfeil- und Lanzenspitzen aus Feuerstein, Mamorkugeln (in Katakomben; Tf. 24[A] e), halbeiförmige Schleifsteine (?) mit Rille (in Katakomben), Nadeln mit doppelhammerförmigem Kopf aus Knochen (oder Bronze, Kuban-Gebiet; Tf. 24[A] a), runde kleine Knochenscheiben mit einem großen Loch und Wulst in der Mitte und einem kleinen Loch in der Scheibe (besonders in den Holzgrabbauten; Tf. 24[A] f). Dazu kommt noch reiche Keramik. Bodenständig auf den Steppen — besonders in den w. Schachtgräbern — sind eiförmige Gefäße mit zugespitztem Boden und einfachen, in Kamm- oder Schnurtechnik ausgeführten geometrischen Verzierungen (Tf. 24[A] i). Eine gleichzeitige Gefäßform — z. B. in Jakowica — zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit den Glockenbechern (s.





Südrußland C. Bronzezeit

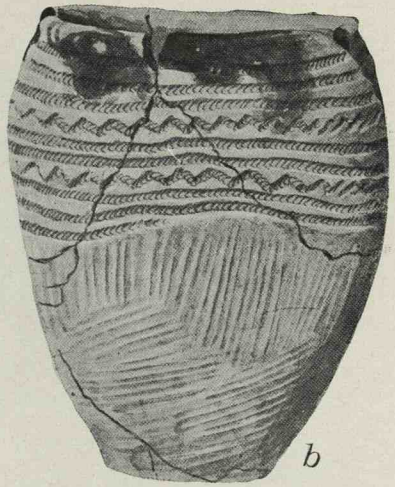
Grabfunde: a. Pokrovsk, Gouv. Saratov. — b. Kondratěvka, Gouv. Voronež (b_1. Gußform für Schaftlochaxt). — Nach A. M. Tallgren.



Südrußland C. Bronzezeit

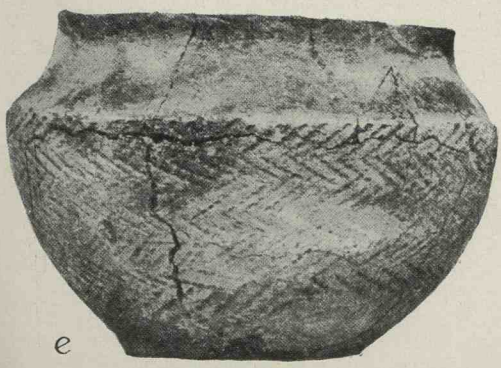
Typen aus den nordpontischen Steppengräbern: a. Knöcherne Hammerkopfnadel. — b. Gerippte Knochenperle. — c. Tierzähne (Anhänger). — d. Kupferplatte. — e. Steinerner Keulenkopf (Katakombengrab-Kultur). — f. Ringförmige Knochenscheibe. — g. Kupferdolch. — h. Tongefäß der Katakombengrab-Stufe. — i. Desgl. der Schachtgrab-Stufe. — k. Typisches Katakombengrab vom Doněc. — Nach A. M. Tallgren.













Südrußland. C Bronzezeit

Tongefäße der frühen Bronzezeit aus dem unteren Wolga-Gebiet (Poltavker Stufe). Nach Mitteil. des Zentralmuseums der Wolgadeutschen Republik 3, 1.

Glockenbecherkultur). Die eiförmigen Gefäße sind zusammen mit steinernen Hammeräxten und Knochennadeln gefunden worden, wodurch diese Kulturgruppen einigermaßen parallelisiert werden. Wie lange diese Keramik fortlebt, kann noch nicht bestimmt werden. — Die Keramik der Katakombengräber (Tf. 24^{A}h) zeigt Gefäße mit flachem Boden. Die Wände sind reich mit Schnur-, Kamm- oder Muschelabdrücken verziert, die Kreis-, Girlanden- und andere Muster bilden. — Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß sie mit der siebenbürgischen bemalten Keramik (s. Rumänien B § 2, Ungarn C § 4) in Verbindung stehen könnten. Große Ähnlichkeit zeigt auch die Laibacher und Mondsee-Keramik (s. Mondsee-Typus und Band VIII Tf. 103, 104). — In den Holzgrabbauten kommen flachgedrückte Krüge mit scharfer Seitenkante vor. Die Ornamente bestehen oft aus Hakenkreuzen (s. d.) und Mäandern (s. d.). Diese Keramik hat eine mehr ö. Ausbreitung, ist dagegen im Dnjepr-Tale sehr selten. — Daß diese jüngsten Gräber auf den Steppen z. T. tief in die eigentliche BZ hinabreichen, beweisen u. a. 3 Grabfunde (aus den J. 1924, 1925) im Distrikt Pokrovsk, Gouv. Saratov (Tf. 23 a), mit datierbaren bronzenen Lanzenspitzen mit Tülle (s. u.). Größere Bronzegegenstände kommen dagegen in den ukrainischen und w. Steppengräbern sehr selten vor (ein Armring mit zurückgebogenen Enden von Aunjetitzer Art: Bez. Skely, Krim; eine Gußform für eine Schaftlochaxt: Gouv. Voronež [Tf. $23b_1$] u. a.).

§ 3. Gleichzeitig mit den Gräbern scheinen aber einige Schatzfunde mit schweren Metallgegenständen zu sein: Adžiask, Privol'noje, Kolontajevo, Skakun (Gouv. Cherson, Stavropol, Charkov, Voronež), welche kupferne Flach- und Schaftlochäxte sowie Meißel enthalten. In den Ausgang dieser Zeit ist der Schatzfund von Borodino (s. d. und Band II Tf. 61) zu datieren. Er enthält Lanzenspitzen mit Tülle aus Silber, ähnlich den Lanzen in den jüngsten Saratovschen Steppengräbern (vgl. Tf. 23 a 1).

§ 4. Die Formen der kupferzeitl. Metallgegenstände der Steppen hängen eng mit den steinernen Formen zusammen, und wahrscheinlich waren Stein- und Feuersteingeräte gleichzeitig mit ihnen im Gebrauch. Noch in der zweiten Hälfte des 2. vorchristl. Jht. wurden kupferzeitl. Formen verwendet, aber sie waren selten und machen mehr und mehr späteren, in der BZ entstandenen Bronzeformen Platz. Eigentliche bronzezeitl. Gräber sind in den pontischen Steppen außerhalb des Kijever Gebietes nicht bekannt. Im Gouv. Kijev kennt man Kurgane mit verbrannten Knochen und Armbändern von Fokoruhallstattzeitl. Typen in Tonurnen (s. Michałków; Band VIII Tf. 56^{A}c). Dagegen besitzt man aus dem ganzen Steppengebiete mehrere große spätbronzezeitl. Schatz- und Gießerei-Funde, ähnlich denen aus Siebenbürgen und Ungarn. Unter ihnen seien erwähnt: Kardašinka (Tf. 22 a), Koblevo, Černjachovo, Nikolajev (Tf. 22 b), Voznesensk, Novopavlograd, Abramovka, Sosnovaja Maza (Tf. 21 e), Jampol, Kijev, Podgorca (s. a. D § 6) usw. (Gouv. Taurien, Cherson, Kijev, Jekaterinoslav, Don-Gebiet, Saratov, Podolien). Diese Funde enthalten Gußformen aus Stein, besonders für Tüllenäxte, Sicheln und Flachäxte (die hier noch in der Zeit der Tüllenäxte allg. in Gebrauch waren), Bruchstücke von Bronzegegenständen und ganze Tüllenäxte, Sicheln, Dolche, Speerspitzen, Meißel, Phaleren, Beschläge. Die meisten Typen zeigen Verwandschaft mit den ungarischen. Aber auch einheimische Formen, besonders schlanke Tüllenäxte mit einer Öse (Tf. 21 f) und Tüllenäxte mit zwei Ösen und Seitenschild, sowie auch Dolche mit Angel und hohem Mittelgrat, bisweilen mit schrägschraffierten Dreiecken ornamentiert (Tf. 21 h), weiter Armringe mit Spiralscheiben-Ornamenten, sind in großer Zahl bekannt. Das alles beweist nebst den zahlreichen Gußformen eine selbständige Bronzekultur, die nach den Donauländern orientiert ist. Auch myk.-kleinas. Kultureinflüsse sind stark gewesen. Sie sind in den Funden mit doppelschneidigen Bronzeäxten vertreten, die besonders im Gouv. Cherson nicht selten begegnen. Der Anteil Kleinasiens läßt sich aber leider noch nicht bestimmen, weil die

Spicyn *Kurgany s okrašen. kostjakami* Zapiski Russ. Arch. Ges. 11, 1—2 (1899) S. 53; Tallgren *Zur frühen Metallkultur Südrußlands* Götze-Festschrift 1925 S. 66; ders. *La Pontide préscythique après l'introduction des métaux* Eurasia Septentrionalis Antiqua 2 (1926).

Glockenbecherkultur). Die eiförmigen Gefäße sind zusammen mit steinernen Hammeräxten und Knochennadeln gefunden worden, wodurch diese Kulturgruppen einigermaßen parallelisiert werden. Wie lange diese Keramik fortlebt, kann noch nicht bestimmt werden. — Die Keramik der Katakombengräber (Tf. 24^{A}h) zeigt Gefäße mit flachem Boden. Die Wände sind reich mit Schnur-, Kamm- oder Muschelabdrücken verziert, die Kreis-, Girlanden- und andere Muster bilden. — Man hat die Vermutung ausgesprochen, daß sie mit der siebenbürgischen bemalten Keramik (s. Rumänien B § 2, Ungarn C § 4) in Verbindung stehen könnten. Große Ähnlichkeit zeigt auch die Laibacher und Mondsee-Keramik (s. Mondsee-Typus und Band VIII Tf. 103, 104). — In den Holzgrabbauten kommen flachgedrückte Krüge mit scharfer Seitenkante vor. Die Ornamente bestehen oft aus Hakenkreuzen (s. d.) und Mäandern (s. d.). Diese Keramik hat eine mehr ö. Ausbreitung, ist dagegen im Dnjepr-Tale sehr selten. — Daß diese jüngsten Gräber auf den Steppen z. T. tief in die eigentliche BZ hinabreichen, beweisen u. a. 3 Grabfunde (aus den J. 1924, 1925) im Distrikt Pokrovsk, Gouv. Saratov (Tf. 23 a), mit datierbaren bronzenen Lanzenspitzen mit Tülle (s. u.). Größere Bronzegegenstände kommen dagegen in den ukrainischen und w. Steppengräbern sehr selten vor (ein Armring mit zurückgebogenen Enden von Aunjetitzer Art: Bez. Skely, Krim; eine Gußform für eine Schaftlochaxt: Gouv. Voronež [Tf. $23b_1$] u. a.).

§ 3. Gleichzeitig mit den Gräbern scheinen aber einige Schatzfunde mit schweren Metallgegenständen zu sein: Adžiask, Privol'noje, Kolontajevo, Skakun (Gouv. Cherson, Stavropol, Charkov, Voronež), welche kupferne Flach- und Schaftlochäxte sowie Meißel enthalten. In den Ausgang dieser Zeit ist der Schatzfund von Borodino (s. d. und Band II Tf. 61) zu datieren. Er enthält Lanzenspitzen mit Tülle aus Silber, ähnlich den Lanzen in den jüngsten Saratovschen Steppengräbern (vgl. Tf. 23 a 1).

§ 4. Die Formen der kupferzeitl. Metallgegenstände der Steppen hängen eng mit den steinernen Formen zusammen, und wahrscheinlich waren Stein- und Feuersteingeräte gleichzeitig mit ihnen im Gebrauch. Noch in der zweiten Hälfte des 2. vorchristl. Jht. wurden kupferzeitl. Formen verwendet, aber sie waren selten und machen mehr und mehr späteren, in der BZ entstandenen Bronzeformen Platz. Eigentliche bronzezeitl. Gräber sind in den pontischen Steppen außerhalb des Kijever Gebietes nicht bekannt. Im Gouv. Kijev kennt man Kurgane mit verbrannten Knochen und Armbändern von Fokoruhallstattzeitl. Typen in Tonurnen (s. Michałków; Band VIII Tf. 56^{A}c). Dagegen besitzt man aus dem ganzen Steppengebiete mehrere große spätbronzezeitl. Schatz- und Gießerei-Funde, ähnlich denen aus Siebenbürgen und Ungarn. Unter ihnen seien erwähnt: Kardašinka (Tf. 22 a), Koblevo, Černjachovo, Nikolajev (Tf. 22 b), Voznesensk, Novopavlograd, Abramovka, Sosnovaja Maza (Tf. 21 e), Jampol, Kijev, Podgorca (s. a. D § 6) usw. (Gouv. Taurien, Cherson, Kijev, Jekaterinoslav, Don-Gebiet, Saratov, Podolien). Diese Funde enthalten Gußformen aus Stein, besonders für Tüllenäxte, Sicheln und Flachäxte (die hier noch in der Zeit der Tüllenäxte allg. in Gebrauch waren), Bruchstücke von Bronzegegenständen und ganze Tüllenäxte, Sicheln, Dolche, Speerspitzen, Meißel, Phaleren, Beschläge. Die meisten Typen zeigen Verwandschaft mit den ungarischen. Aber auch einheimische Formen, besonders schlanke Tüllenäxte mit einer Öse (Tf. 21 f) und Tüllenäxte mit zwei Ösen und Seitenschild, sowie auch Dolche mit Angel und hohem Mittelgrat, bisweilen mit schrägschraffierten Dreiecken ornamentiert (Tf. 21 h), weiter Armringe mit Spiralscheiben-Ornamenten, sind in großer Zahl bekannt. Das alles beweist nebst den zahlreichen Gußformen eine selbständige Bronzekultur, die nach den Donauländern orientiert ist. Auch myk.-kleinas. Kultureinflüsse sind stark gewesen. Sie sind in den Funden mit doppelschneidigen Bronzeäxten vertreten, die besonders im Gouv. Cherson nicht selten begegnen. Der Anteil Kleinasiens läßt sich aber leider noch nicht bestimmen, weil die

Spicyn *Kurgany s okrašen. kostjakami* Zapiski Russ. Arch. Ges. 11, 1—2 (1899) S. 53; Tallgren *Zur frühen Metallkultur Südrußlands* Götze-Festschrift 1925 S. 66; ders. *La Pontide préscythique après l'introduction des métaux* Eurasia Septentrionalis Antiqua 2 (1926).

BZ Kleinasiens sehr mangelhaft bekannt ist. Auch kaukas. Typen kommen, obwohl selten, vor: ein armenischer Bronzegürtel aus der Kijever Gegend, eine Flachaxt mit seitlichen Zapfen von Kerč (sog. Ärmchenbeil), 2 bronzene Schaftlochäxte des Kobaner Typus (Band VII Tf. 6e) von Poltava und 2 Bronze-Idole aus der Dnjepr-Gegend. Die südruss. BZ hat die ostruss. BZ (s. Ostrussische Bronzezeit) stark beeinflußt, so daß die meisten ostruss. bronzezeitl. Typen auf südruss.-ungar. zurückgehen.

§ 5. Die meisten Einzelfunde stammen aus dem Dnjepr-Gebiet. Sie haben das Inventar dieser BZ durch mehrere Typen bereichert. Insgesamt sind mir aus unserem Gebiet kupferne, bzw. bronzene vorskyth. Gegenstände in folgender Anzahl bekannt: 110 Schaftlochäxte und 4 ungar. Streitäxte (Tf. 22b), 102 Flachäxte, 16 Randäxte mit niedrigen und 1 mit hohen Rändern, 3 Schaftlappenäxte und 200 flache Dolchklingen, 40 Dolche mit Angel oder Griff, 240 Sicheln, darunter 95 Hakensicheln, 90 Lanzen mit Tülle, davon 13 mit zwei Ausschnitten im Blatt, 190 Tüllenäxte, von welchen 73 mit zwei Ösen und 35 schlanke einösige Äxte vom west-ukrainischen Typus, Armringe usw. Mit einer Ausnahme — eine Brillenspiralfibel aus der HZ — fehlt die Fibel gänzlich unter den Fundsachen. Die betr. Fibel ist aus den Donauländern importiert. Über Ungarn ist auch ein ital. (?) Bronzekessel gekommen.

§ 6. Die reichsten Funde gehören der HZ an, 1000—600 v. C. Diese bronzezeitl. Kultur scheint aber auf den pontischen Steppen nicht gleichmäßig verbreitet zu sein. Die eigentl. BZ mit entwickelten Typen ist nämlich nur in der Ukraine, besonders den Dnjepr entlang, reicher vertreten. Östlicher sind die Funde ziemlich selten, und vielleicht dauerte der „kupferzeitl." Kulturzustand dort länger als im Westen. Die jüngsten Steppengräber im Wolga-Tale enthalten nebst Kupfersachen eine eigenartige Keramik, die von der Keramik der Holzgrabbauten beeinflußt und vielleicht etwas jünger ist (sog. Chvalynsker Kultur). Es ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß diese ö. Steppenkultur der BZ die Vorstufe der späteren, über das ganze Steppengebiet verbreiteten, durch neue Kulturelemente beeinflußten skyth. Kultur bildet. Die bronzezeitl. Kultur der Ukraine dagegen dürfte den Kimmeriern zuzurechnen sein. Die Einwirkung dieser bronzezeitl. Kultur ist noch in dem Inventar der skyth. Gräber und Siedelungen der archaischen Zeit im Dnjepr-Tale bemerkbar.

Collection B. Chanenko I (1899) Chvojka; *Katalog der Sammlung A. Poll in Jekaterinoslav* I (1893); M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 56—81; M. Rostovcev *Ellinstvo i iranstvo na juge Rossii* 1918 S. 8—33; Tallgren s. die Lit. unt. § 3; dort Bibliographie; [Mitteilungen des Zentralmuseums Pokrovsk 3 (1928) P. Rau].

A. M. Tallgren

D. Skytho-sarmatische Periode (Tf. 25A—44B).

I. Einleitung. Geschichte der Forschung: § 1—4.

II. Skythische Periode (7./6.—3. Jh. v. C.): § 5—86.

A. Charakter der Periode (§ 5—37): § 5. Die griech. Kolonien. —§ 6. Kimmerier und vorskyth. Iranier in Südrußland. — § 7. Parallelismus der ältesten griech. und skyth. Entwicklung. — § 8. Älteste Ausbreitung. — § 9. Ethnische Zugehörigkeit der Skythen. — § 10—13. Zentralasiatische und iranische Gruppe. — § 14. Verfall. — § 15. Fundverhältnisse. — § 16. Chronologie der skyth. Funde. — § 17. Schwert, Bogen, Pfeil, Goryt, Köcher. — § 18. Lanze, Streitaxt, Zepter, Messer, Schleifstein. — § 19. Panzer, Helm, Beinschienen, Schild. — § 20. Männertracht. — § 21. Frauentracht. — § 22. Pferdeausrüstung, Wagen. — § 23. Keramik und Metallgeschirr. — § 24. Haus. — § 25—37. Der skyth. Tierstil.

B. Denkmäler-Gruppen der skyth. Periode (§ 38—86): a) Ältere Kuban-Gruppe: § 38—46. — b) Ältere Taman-Gruppe: § 47—49. — c) Ältere Krim-Gruppe: § 50—54. — d) Ältere Don- und Voronež-Gruppe: § 55—57. — e) Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: § 58—68. — f) Ältere Kijever Gruppe: § 69—77. — g) Ältere Poltavasche Gruppe: § 78—82. — h) Ältere Wolga- und Ural-Gruppe: § 83—86.

III. Sarmatische Periode (3. Jh. v. C. — ca. 200 n. C.): § 87—116.

A. Charakter der Periode (§ 87—96): § 87—89. Erstes Auftreten der Sarmaten. Ethnische Zugehörigkeit. Skythen und Sarmaten. — § 90. Charakter der sarmat. Funde. Kleidung. — § 91—92. Bewaffnung, Pferdeausrüstung. — § 93. Fibeln. — § 94. Keramik, Glas, Metallgeschirr. — § 95—96. Handel. Münzen.

B. Denkmäler-Gruppen der sarmat. Periode (§ 97—116): a) Orenburg-Gruppe: § 97—100. — b) Jüngere Untere-Wolga-Gruppe: § 101—106. — c) Jüngere Kuban-Gruppe: § 107—111. — d) Jüngere westukrainische Gruppen: § 112—116.

I. Geschichte der Forschung.

§ 1. Während die systematische Erforschung der in den vorhergehenden Ab-

schnitten behandelten ukrainischen Stein- und Bronzezeit, die durch die Entdeckung der Tripolje-Kultur durch Chvojka und die Grabungen Gorodcovs im Don-Gebiet ihre stärksten Impulse erhielt, erst auf ein Alter von wenigen Jahrzehnten zurückblickt, beginnt die wissenschaftliche Untersuchung der jüngeren Denkmälergruppen bereits um die Wende des 18. und 19. Jh., d. h. kurze Zeit, nachdem das Land in seiner Gesamtheit dem großrussischen Reiche einverleibt war.

Über die Geschichte der Ukraine und ihre Eroberung durch Rußland vgl. Jefimenko *Istorija ukrainskavo naroda* St. Petersburg 1906; *Ukrainskij narod* I, II (Petrograd 1916), darin Gruševskij *Istorija ukrainsk. naroda*; ders. *Istorija ukrainsk. naroda* I—VII (ukrainisch); Ljubavskij *Russkija istorija* Moskau 1914.

Schon vorher, im 17. (von Adelung Band II; älteres a. a. O. Band I) und 18. Jh., ist das Land von westeurop. und russ. Reisenden (Olearius, de la Motaye, Strahlenberg, Pallas, Guthrie, Reuilly, Güldenstedt, Tomilov, Sumarokov, Zouief u. a.) viel besucht und geschildert worden, und ihre Beschreibungen enthalten manche wertvolle Beobachtung und Feststellung arch.-histor. wie volkskundlich-ethnographischer Art.

Bis in das 19. Jh. hinein (Klaproth, Clarke, Sabatier, Dubois de Montpéreux, Macpherson, Démidoff, Koch, Zichy u. a.) bleibt diese Reiseliteratur berücksichtigenswert, z. T. wichtig.

F. von Adelung *Kritisch-literärische Übersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, deren Berichte bekannt sind* I, II (1846); Minclov *Obzor zapisok . . . i putešestvij, otnosjaščichsja k istorii Rossii i pečatannych na russkom jazyke* I—III (1911ff.); *Rerum Rossicarum scriptores exteri* I (1851), II (1868). — Zur Geschichte der Forschung: Zapiski Odessa 15 (1889) S. 61—149 (Kerčer Funde) Latyšev.

§ 2. Wie bei der kulturellen Förderung des neugewonnenen Gebietes überhaupt (Herzog von Richelieu, Graf von Langeron, Cousinéry), haben frz. Emigranten der großen Revolution eine bedeutende Rolle als Pioniere bei der arch. Erschließung des russ. S gespielt. Neben Blaramberg, Rochette und Sabatier ist der bekannteste Paul Dubrux, der Entdecker des Kul-Oba (s. d.), der Verfasser einer Topographie von Kerč und der Krim-Halbinsel und Begründer der ersten nichtöffentlichen größeren Sammlungen in Kerč und Odessa, der in dem Kerčer Stadthaupt Stempkovskij einen interessierten Förderer fand. Das Museum in Odessa wurde 1825, das in Kerč 1826 öffentlich gegründet (über das letztere vgl. J. Marti *Sto let Kerčenskovo Muzeja* Kerč 1926). Der erste Direktor des Kerčer Museums war Blaramberg (1826—1831). Schon damals begann die russ. Regierung Interesse an der Altertumskunde des S zu nehmen und entsandte den Petersburger Akademiker Keller als Vertrauensmann dorthin. Unter Ašik, einem geborenen Dalmatiner, von 1833—1852 zweiter Direktor des Kerčer Museums, und dem seit 1832 arch. tätigen Karejša begann eine zweite Per. intensiver Grabungstätigkeit in und um Kerč, deren bedeutendere Ergebnisse (z. B. Gräber von Familienmitgliedern Reskuporis II. bei Kerč, in den J. 1837 und 1841, Carskij Kurgan im J. 1837) an die Eremitage in Petersburg kamen. Die Museen in Odessa und Kerč, wie auch später gegründete, blieben Lokalsammlungen. Das Interesse bei alledem war fast ausschließlich auf die griech. Altertümer gerichtet und, dem Zuge der Zeit entsprechend, fast rein kunstgeschichtlich; die einheimischen Funde wurden nur so weit berücksichtigt, als sie durch besonderen Materialwert ins Auge fielen.

§ 3. Mit der Begründung der Archäologischen Kommission in Petersburg im J. 1859 und der von ihr periodisch hg. Veröffentlichungen beginnt eine neue Epoche der Forschung im ganzen Steppengebiet. Neben der systematischen Ausgrabung der griech. Städte und Nekropolen geht man jetzt auch an die Untersuchung der einheimischen Grabhügel im Küstengebiet wie in der Steppe, vornehmlich solcher, die durch ihre Größe und nach ihrem äußeren Erhaltungszustand sich als besonders lohnend im Sinne einer Erwerbung prunkvoller Museumsstücke empfahlen. Einer der ältesten unter den berühmten skyth. Funden stammt aus dem Litoj-Kurgan bei Jelisavetgrad, Gouv. Cherson, der schon im J. 1763 von dem russ. General Melgunov aufgedeckt wurde (s. Melgunov-Fund). Technisch wie wissenschaftlich genügend vorgebildete Männer dabei zu verwenden, wurde angestrebt. Jedoch ist es nur in wenigen

Fällen geglückt, vollständig intakte Grabhügel anzutreffen, und fast keine Grabung genügt modernen Ansprüchen. In diesen Abschnitt fällt die Ausgrabung der Kurgane von Čertomlyk (s. d.) und Alexandropol (s. d.) durch Zabjelin (1859—1863) und der „Sieben Brüder" (s. d.) durch Baron Tiesenhausen (1875ff.). Es ist diese Zeit, in der Stephani (geb. 1816), bis 1850 Professor an der dtsch. Universität in Dorpat († 1887 als Konservator an der Eremitage), in dtsch. und frz. Sprache der westeurop. Gelehrtenwelt von den neuen Funden und Entdeckungen im Pontus-Gebiet berichtete (über ihn vgl. Biographisches Jahrb. für Altertumskunde 1887 S. 258ff. E. Schulze).

§ 4. In den achtziger J. des 19. Jh. beginnt in Rußland unter dem Druck einflußreicher panslavistischer Kreise der Kampf gegen alles Fremdvölkische, d. h. Russifizierung und Zentralisierung, in schärfster Form, und mit ihm auch ein neuer Abschnitt in der Geschichte der arch. Forschung. Die Jahresberichte der Archäologischen Kommission erschienen seit 1889 nur noch in russ. Sprache, seit 1901 gab dieselbe Kommission eine besondere Zeitschrift neben den *Otčety* heraus, die *Izvěstija* (bis 1918), die das Zentralorgan für die arch. Forschung im russ. S wurde. Systematische Grabungen in Olbia (Farmakovskij), Berezan (v. Stern), Chersonesos (Kosziusko-Walužinicz und von Loeper), Pantikapaion (Kondakov, Gross, Dumberg, Škorpil) und an anderen Orten setzten ein. Seit 1884 bis zu seinem Tode (1918) grub Nikolaj Ivanovič Veselovskij (geb. 1848) unermüdlich und mit außerordentlichem Erfolge. Sein Hauptarbeitsgebiet (er begann mit Grabungen in Turkestan) war der Kuban-Rayon, wo sein Spaten die kupferzeitliche (Maikop; s. d.), die altskythische und die spätsarmatische Kultur entdeckte oder doch durch glänzende Funde neues Licht über sie verbreiten half, die Krim (Zolotoj-Kurgan; s. d.) und das untere Dnjepr-Gebiet (Dějev [s. Sěrogozy-Gruppe § 1ff.], Ogyz [s. d.]), wo ihm in den J. 1911/12 die Aufdeckung des Solocha-Kurganes (s. Solocha) mit intaktem Seitengrab gelang. Leider sind die Grabungsprotokolle Veselovskijs zum großen Teil unveröffentlicht (Zapiski vostoč. otdel. Russ. arch. obšč. 25 [1921] S. 337ff., mit Bibliographie, Farmakovskij). Einen hervorragenden Interpreten fanden diese neuen wie die alten Funde in dem früheren Professor der alten Geschichte an der Universität Petersburg M. Rostovcev, jetzt in Amerika lebend.

Eine selbständige lokale Forschung von Bedeutung, mehr oder weniger unabhängig von Petersburg, bildete sich außer in den genannten südruss. Plätzen nur in Moskau (Historisches Museum; Gorodcov) und Kijev aus, wo bereits gegen die Mitte des 19. Jh. Funduklej Arbeiten über die Funde in der Kivščina veröffentlichte, später Graf Bobrinskoj, Znosko-Borovskij, Mazaraki, Chvojka, Brandenburg, Samokvassov u. a. arbeiteten und Chanenko eine bedeutende, später in öffentlichen Besitz übergegangene Sammlung zusammenbrachte.

An die hier bestehende längere Tradition — denn einer solchen kann die Wissenschaft nicht entraten — knüpft die neubegründete Ukrainische Akademie der Wissenschaften an, in deren Obhut nach der Staatsumwälzung die Denkmalpflege des ukrainischen Bodens und die Erforschung seiner Altertümer mit gelegt ist (A. Fedorowsky *Instructions et Programme concernants la recherche et le classement des monuments archéologiques* [ukrain.] Charkov 1927).

Für jeden Nichtrussen ist das Studium der ukrainischen Denkmäler aus Gründen, die ich an mehreren Stellen dieser Übersicht angedeutet habe, mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn einem Gelehrten vom Range Rostovcevs, dem die Bibliothek der Leningrader Akademie und die Schätze der Eremitage (Kiseritzki, Pridik, Borovka) und anderer russ. Museen vorbehaltlos offenstanden, bei den Analysen der Typen und Formen gelegentlich elementare Versehen und Irrtümer unterlaufen (s. Ostraja Mogila I § 2, Sěregozy-Gruppe und hier § 91), wenn z. B. ein sehr fleißiger und um die osteuropäische Vorgeschichte verdienter Forscher wie der Finnländer Tallgren, der in diesem Werke die eurasische Bronzezeit behandelt hat, auch in Grundfragen beständig schwankt bis zur Unsicherheit, wenn alle Arbeiten zur osteuropäischen Vorgeschichte, die mehr sind als reine Deskription, meist schon nach kurzer Zeit veralten, so zeigt

dies, daß hier die Dinge anders liegen als etwa in Mittel- und Westeuropa. Man übersehe auch nicht, daß die ö. Grenzgebiete der Ukraine, der Kaukasus und Westasien, uns nur schemenhaft bekannt sind. Für sich geistreich gebärdende Schreibtischhypothesen, für Theorien von solchen, die niemals Land und Leute gesehen, niemals an einer Ausgrabung hier teilgenommen haben, ist dies ein Boden, spröder und undankbarer als jeder andere.

Aus mehrfachen Gründen behindert, in neuerer Zeit die russ. Museen zu besuchen, muß ich mich ausschließlich auf die vor 1914 in ihnen gemachten Studien und auf die ältere und neuere, oft schwer erreichbare russische u. a. Literatur stützen.

II. Die skythische Periode.

A. Charakter der Periode.

§ 5. Die griechischen Kolonien. Der Südsaum der Pontischen Steppe ist griech. Kolonialgebiet, zuerst von Klazomenai, Mytilene und Teos, dann vornehmlich von Milet seit dem 7. Jh. besiedelt. Von der Mündung des Dnjestr-Tyras bis zu den kaukasischen Bergvölkern ziehen sich die hellenischen Städte hin, vielfach aus älteren Anlegeplätzen und Faktoreien (solche z. B. erhalten und aufgedeckt in der alt-ionischen Siedlung auf der Insel Berezan vor dem Bug-Dnjepr-Liman) an handelspolitisch bedeutsamen Punkten entstanden, zuerst am kimmerischen Bosporus, die wichtigsten: Tyras, Olbia, Chersonesos, Theodosia, Pantikapaion, Nymphaion, Tanais, Phanagoria und Gorgippia. Wenn auch das politische Hoheitsgebiet dieser Stadtstaaten (wie auch des bosporanischen Königstums) örtlich beschränkt war und an einem schmalen Küstensaum und der Halbinsel Krim haftete und in mehr oder minder starker, beiderseits durch wirtschaftliche Opportunuität bestimmter Abhängigkeit von den Skythen und Sarmaten stand, so ist doch der Einfluß, den das Griechentum auf die Entwicklung der einheimischen Bevölkerung (die durchaus nicht nur aus Skythen und Sarmaten bestand) von der archaischen Periode bis in die RKZ und darüber hinaus geübt hat, auch dann noch bedeutend gewesen, als das hellenische Element in den Städten durch das von allen Seiten einfließende ungriechische stark verdünnt oder eliminiert war.

Jedoch haben die Überschätzung dieser Einwirkungen, die Unterschätzung der bodenständigen Entwicklung, die vielfach nicht aus ihr selbst, sondern von einseitig kunsthistorischen Gesichtspunkten aus beurteilt wurde (Polemik Rostovcevs gegen Farmakovskij und seine Schule), vielfach zu unrichtigen chronol. Ansätzen und Verzerrung der historischen Linien geführt. Hier wie überall gilt nicht die Hervorhebung irgendwelcher kunsthistorisch mehr oder weniger interessanten Einzelobjekte oder Serien, sondern die Herausarbeitung der geschichtlichen Entwicklung. Neuerdings scheint man allerdings hier und da geneigt, die Bedeutung des Griechentums zu unterschätzen.

Auf die Geschichte des griech. Kolonialreiches kann hier nicht eingegangen werden, ebensowenig auf die von dort her stammenden Denkmäler. Soweit sie für die skytho-sarmatische Altertumskunde in Frage kommen, sind sie zuletzt von Rostovcev behandelt worden (*Iranians and Greeks* 1923; wo auch die ältere Literatur). Über die literarischen und epigraphischen Denkmäler vgl. ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 1ff., über die Nekropolen von Pantikapaion und den Halbinseln Kerč und Taman ebd. S. 157ff.

L. Moisejev *Iz istorii zapadnovo poberežija Tavridy* Izvěstija Tavr. Uč. Arch. Kom. 54 (1918); K. E. Grinevič *Sto let chersonesskich raskopok (1827—1927)* Sevastopol 1927; J. Borozdin *Novejšije archeologičeskije otkrytija v Krymu. Raskopki na geraklejskom poluostrove* Moskau 1925. Die Grabungen in Olbia werden von russ., die in Tyras von rumän. Seite fortgesetzt. Allerneuestens wichtige Entdeckungen auf der Taman-Halbinsel.

§ 6. Trotz gewisser Einwände, die man dagegen erhoben hat, dürfte an der Existenz der Kimmerier als Vorläufer der Skythen in der Herrschaft über das nordpontische Küstengebiet von den Karpathen bis zum Kaukasus kein Zweifel bestehen. Sehr umstritten ist dagegen ihr Volkstum, und es ist nur eine Annahme, die nach unserer Meinung mehr für sich hat als andere und sich arch. (sonst Ephemeris Dacoromana 2 [1924] S. 223 Mateescu und die Literatur; s. a. Thraker B § 3) auf die stark w., vornehmlich ungar.-siebenbürgische Orientierung der j. ukrain. BZ stützt (auch Metall-Import von dort; doch sind jetzt auch Kupferminen aus dem Donec-Gebiet bekannt [Fedorovskij], wonach die Ausführungen von Rostovcev [Rev. archéol. 1920 S. 37] zu modifizieren sind), wenn wir sie als ein Glied der großen

thrak. Völkerfamilie ansehen. Repräsentative Funde des großen Kimmerier-Reiches Herodots und Strabos fehlen bisher fast vollständig (vgl. a. § 47). Es wird Aufgabe der rumän. Gelehrten sein, die kimmer. Fürstengräber am unteren Dnjestr aufzufinden. Soviel leuchtet aus der literar. Überlieferung deutlich hervor, daß das 8. und 7. Jh. in Vorderasien (s. Kimmerier und Skythen in Vorderasien) wie in der Ukraine eine Zeit heftiger Kämpfe war, aber wir wissen nicht, wann und in welcher Weise diese Kämpfe einsetzten, wann bereits iranische Wellen von O her anlangten. Mancherseits ist man geneigt, den Beginn der Kämpfe bis in das 10./9. Jh. v. C. hinaufzusetzen (Pârvan *Getica* 1926 S. 2ff., 726ff.), ja sie in Zusammenhang zu bringen mit den Bewegungen, die im 16. Jh. v. C. in Asien vor sich gingen. Die iranischen Namen der kimmer. Könige (s. Skythen B § 1) stützen bis zu einem gewissen Grade diese Hypothese.

Diese zurzeit schwebende Frage ist von grundlegender Bedeutung. Die in Südrußland einbrechenden Skythen, wie auch die späteren Eroberer des Landes, sind eine verhältnismäßig dünne Oberschicht, die allmählich mit den unterworfenen Kimmeriern verschmolzen. Deren Reste haben sich wie die unterworfener kaukasischer Stämme bis in das späte Altertum am „kimmerischen" Bosporus und anderswo behauptet.

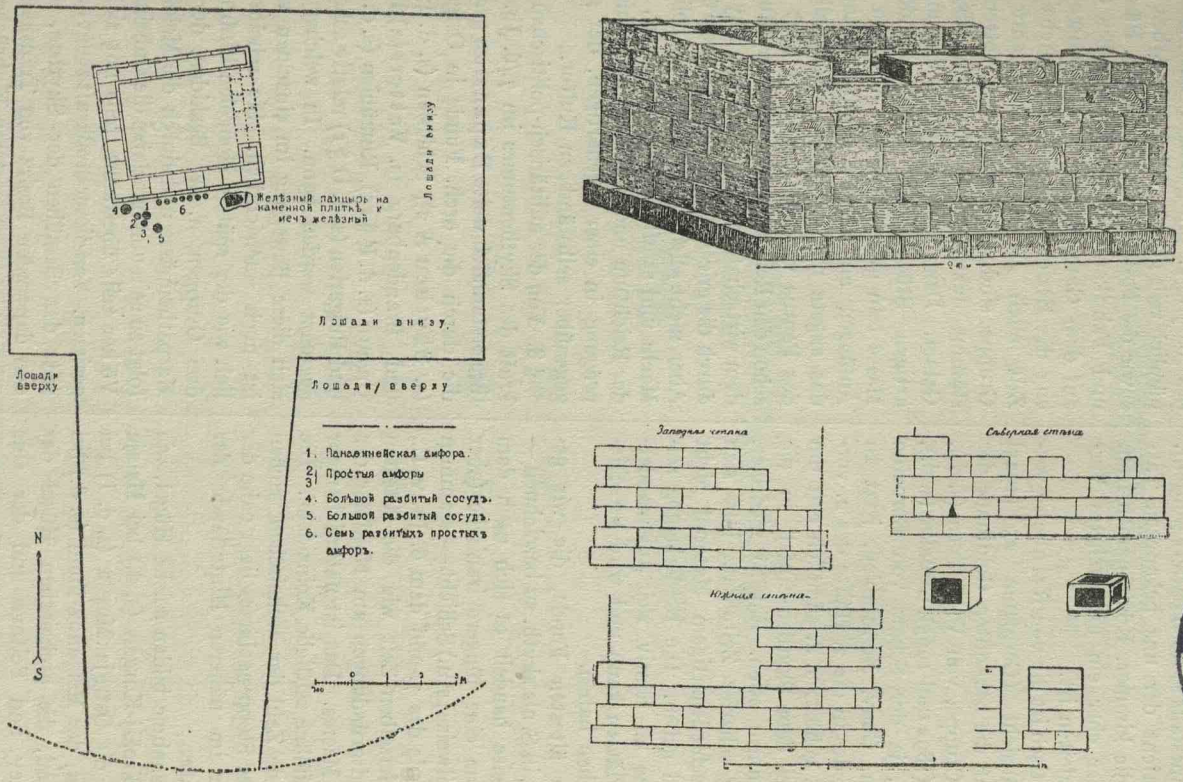
Ihre Stadt Kimmeris (Strabo XI 2, 5) lag auf der Halbinsel Taman, auf deren nw. Zunge in der Nähe des Dorfes Fontan. Leider sind hier bisher keine systematischen Nachforschungen betrieben worden (Rostovcev *Skifija* 1925 S. 300ff.).

Setzen diese Eroberung und Verschmelzung bereits am Anfang des 1. Jht. ein, so dürfte diese altiran.-vorskythische Schicht und ihr Formengut ein erheblich anderes Gesicht haben denn das, was wir gewöhnt sind, als „skythisch" zu bezeichnen.

Wie gesagt, besitzen wir kein ausreichendes Material, um diesem Problem beizukommen. In dem Fund von Michałków (s. d.) und verwandten erscheinen Stil-Elemente, die aus den gleichzeitigen örtlichen Fundkomplexen sich nur schwer ableiten lassen, so insbesondere die Tierfibeln von Michałków (Band VIII Tf. 53) und Dalj (Österr. Jahreshefte 1908 S. 260 Abb. 115), auf deren Verwandtschaft mit Darstellungen auf kaukasischen Bronzen, einer angeblich in Kerč gefundenen Sprossenaxt (über die Beziehung der Kerčer Ärmchenäxte zu den ostkleinasiat. wäre eine besondere Untersuchung am Platze) u. a. man schon häufig hingewiesen hat.

Vgl. auch die Arbeit von A. A. Miller *Izobraženija sobaki v drevnostjach Kavkaza* Izvestija Akad. Mat. Kultury 2 (1922) S. 287ff. und das südkaukas. Gürtelblech im Funde von Podgorca, Bez. Kijev, das Tallgren (*La Pontide préscythique* 1926 S. 160; vgl. Abb. 93) in die Zeit um 800 v. C., also in zeitl. Nähe mit der Michałków-Gruppe, setzt. Das Auftreten kaukas. Formen am mittl. Dnjepr in den verschiedenen Perioden ist wichtig und sollte näher untersucht werden. Ich mache noch aufmerksam auf die bronzenen in den Gouv. Kijev und Jekaterinoslav gefundenen „Flügelschalen" (Tallgren a. a. O. S. 213 Abb. 112, 6), die m. E. die Protypen der Goldschale von Michałków (Band VIII Tf. 52b) sind und auf keramische Modelle (kaukas.?) zurückgehen werden.

Man kann weiter hinzufügen, daß die eigentümliche Dekoration der Fibel von Dalj durch Wiederholung der figürlichen Kontur als Ornament ein Gegenstück z. B. in der Verzierung auf den schweren bronzenen Stangenköpfen von Ul (s. d. und Band XIV Tf. 3) hat, daß die ganz unskyth. anmutenden Armringe vom Kul-Oba-Typus (*ABC* Tf. 26, 3. 4), in der Dnjepr-Gruppe häufig, auf hallstattzeitliche Prototypen zurückgehen könnten. Man kann das Erscheinen steinerner und bronzener Keulenköpfe (Solocha; s. Band XII Tf. 82a) in älteren und jüngeren skyth. Funden und manches andere beachten, wird jedoch kaum mehr sagen können, als daß die skyth. Formenwelt Südrußlands einen gewissen Einschuß bodenständiger Tradition hat, auf den ich im folgenden an mehreren Stellen hingewiesen habe. Die These Tallgrens (*La Pontide préscythique* 1926 S. 223f.; s. a. hier C § 6) und Anderer, daß die Chvalynsker Kultur der j. BZ (unteres Wolga-Gebiet) bereits als skyth., d. h. als altiranisch, anzusehen sei (Schachtgräber unter Hügel mit Holzeinbauten und dreikantigen Pfeilspitzen), ist ansprechend (Eurasia Sept. Ant. 1 [1927] S. 51ff. Rykov; vgl. a. Rostovcev *Skifija* S. 433). Dagegen finde ich für seine Annahme einer vorkimmerischen skytho-iranischen Bevölkerung in der Ukraine, über die um 1200 v. C. sich die thrako-kimmerische gelegt habe,



РУССКОЕ АРХЕОЛОГИЧЕСКОЕ ОБЩЕСТВО ЦЕНТРАЛЬНАЯ БИБЛІОТЕКА

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: Grabanlage im Kurgan von 1913 der Jelisavetinskaja Stanica. Nach CRPétersb. 1913—15 S. 149.

Tafel 25 A

von welcher sich die Skythen um 700 v. C. befreit hätten, keine ausreichende Begründung (die iran. Flußnamen Südrußlands können, wie mir mein Kollege Prof. M. Vasmer sagt, keinesfalls so hoch datiert werden). Sie widerspricht der uns bekannten Tatsache, daß die kimmer. Königsnamen iran. sind, aus der eher ein umgekehrtes Verhältnis abzuleiten ist.

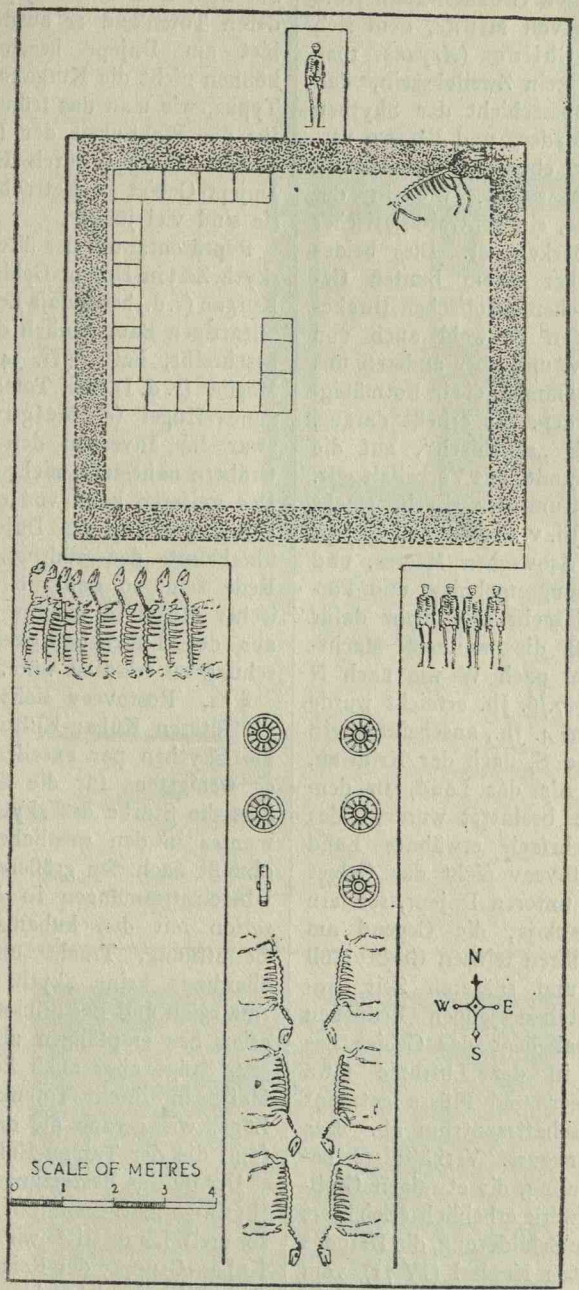
Problematisch ist die von Reinecke verfochtene Ansicht (Germania 25 [1925] S. 50ff.), daß die bekannten Goldfunde der Michałków-Gruppe, von Vɛlči Trɔn (s. d.), Angyalföld (1892 und 1925), Czófalva (s. d.), Bihár usw., ja der Schatz von Borodino (s. d.; ehem. Gouv. Bessarabien, jetzt zu Rumänien), der in die 2. Hälfte des 2. vorchristl. Jht. gehört, u. a. sämtlich erst um 700 v. C. bei dem Skythen-Einfall in die Erde gekommen seien. Ein so niedriger, gleichmäßig scharfer Zeitansatz läßt sich bei so verschiedenartigem Material nicht überzeugend geben. Die Niederlegung solcher Schätze an relativ weit auseinanderliegenden Plätzen kann und wird verschiedene Ursachen haben.

§ 7. Die ältesten Funde, die wir gewohnt sind, in S. als skyth. zu bezeichnen — möglicherweise handelt es sich nach dem Gesagten um eine jüngere iranische (aber auch nur teilweise; s. u.) Schicht —, stammen aus dem Ende des 7. und dem 6. Jh. v. C., d. h. aus derselben Zeit wie die ältesten griech. Stadtgründungen am Nordufer des Schwarzen Meeres. Das ist natürlich mehr als eine zufällige zeitliche Koinzidenz. Die überwiegende Zahl der archaischen reichen Kurgane des Steppengebietes liegt nahe der Küste oder im näheren Hinterlande der Handelsplätze.

Eine Ausnahme bilden solche Hügel, wie z. B. der Širokij-Kurgan (s. d.) bei Malaja Lepaticha, die Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka, der Melgunov-Fund (s. d.) bei Jelisavetgrad, die archaischen Hügel der Gouv. Kijev und Poltava und der eine Sonderstellung einnehmende Fund von Vettersfelde (s. d.), im Einflußgebiet von Olbia gelegen, das, in seiner exponierten Lage, wie auch sein Schicksal lehrt, die Gründung eines weitgehenden, kaufmännischen Opportunismus, bereits früh seine Fäden bis tief in das Hinterland hinein ausspann. Die Beobachtungen, die W. Ginters (*Das Schwert der Skythen* 1928 S. 12ff.) an den Scheiden der Kurzschwerter von Šumejko (s. d.) und Tomakovka (Ende des 6. Jh. v. C.) gemacht hat, daß sie nämlich teils griech., teils skyth. Arbeit sind, sowie die Feststellung einer skyth. Händler- und Fabrikantensiedlung nahe bei Olbia auf dem Gute Maricyn u. a. erweisen, wie eng die Beziehungen schon in archaischer Zeit auch zu dieser weiter entfernten Gruppe sind. Der Fund von Vettersfelde stammt unzweifelhaft aus dem olbischen Gebiet. Dazu kommen unter den andersartigen Stücken der skyth. Funde die Masse rein griech. Waren. Also von ihren Anfängen an ist die skyth. Kultur auf das engste mit der griech. Kolonialkultur des Pontus verknüpft, und es liegt nahe, schon den Reichtum dieser ältesten Stufe mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Skythiens durch die griech. Kolonisation zu begründen. Aber nicht allein damit. Nur wo politische Macht und straffe Konzentration ist, haftet der Reichtum und findet wie hier seine Ausprägung in einer eigenartigen, der griech. gegenüber selbständigen Kultur.

§ 8. Von der militärisch-politischen Stoßkraft des Skythentumes im 7./6. Jh. zeugt ihre erstaunlich weite Expansion gegen W, die durch die arch. Funde in Ostgalizien (s. Skythen A 2), Schlesien (s. d. E § 37) und Brandenburg (s. Vettersfelde), in Ungarn (s. d. F § 15), Rumänien (s. d. B § 7) und Bulgarien (s. d. D § 1) relativ scharf abgegrenzt werden kann. In welcher Weise sich diese Bewegung im einzelnen vollzog, ist noch unersichtlich. Sie scheint, ähnlich wie der spätere Mongolen-Einbruch, in drei Gruppen, n. der Beskiden, durch die Karpathenpässe und durch die Moldau, erfolgt zu sein und hat dabei die einheimischen Völker teils überrannt, teils mit sich fortgerissen. Von dieser Stoßkraft zeugt andererseits das Bemühen der Skythen, sich in den dauernden Besitz von Transkaukasien zu setzen. Diese letzteren Einbrüche gehen wohl von den im wesentlichen uniran. Trägern der eisenzeitl. Kuban-Kultur aus.

§ 9. Über die ethnische Zugehörigkeit der Skythen sind die verschiedenartigsten Theorien aufgestellt worden. Aus vielfach erörterten sprachlichen (s. Skythen B),



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: Grabanlage im Hügel von 1914 der Jelisavetinskaja Stanica. Nach Rostovcev.

arch. und historischen Gründen kann trotz des Widerspruches von Minns, dem sich neuerdings auch Childe (*Aryans* 1926 S. 38f.) anschloß, kein Zweifel sein, daß die herrschende Oberschicht der Skythen iranisch, mit den Medern und Persern verwandt war, aber ebensowenig, daß in dieser Oberschicht selbst, wie in der unterlagerten Masse, ein zentral-asiatischer Einschlag zu bemerken ist. Dies beides liegt wiederum über einem bunten Gemisch von kaukasischen, mäotischen, thrako-kimmerischen, gegen N wohl auch von finnischen und slav. und über anderen uns nicht bekannten Stämmen, die in Botmäßigkeit gehalten wurden. Es erhellt daraus, daß der Ausdruck „skythisch", auf die arch. Funde angewandt, mit Vorbehalt gilt.

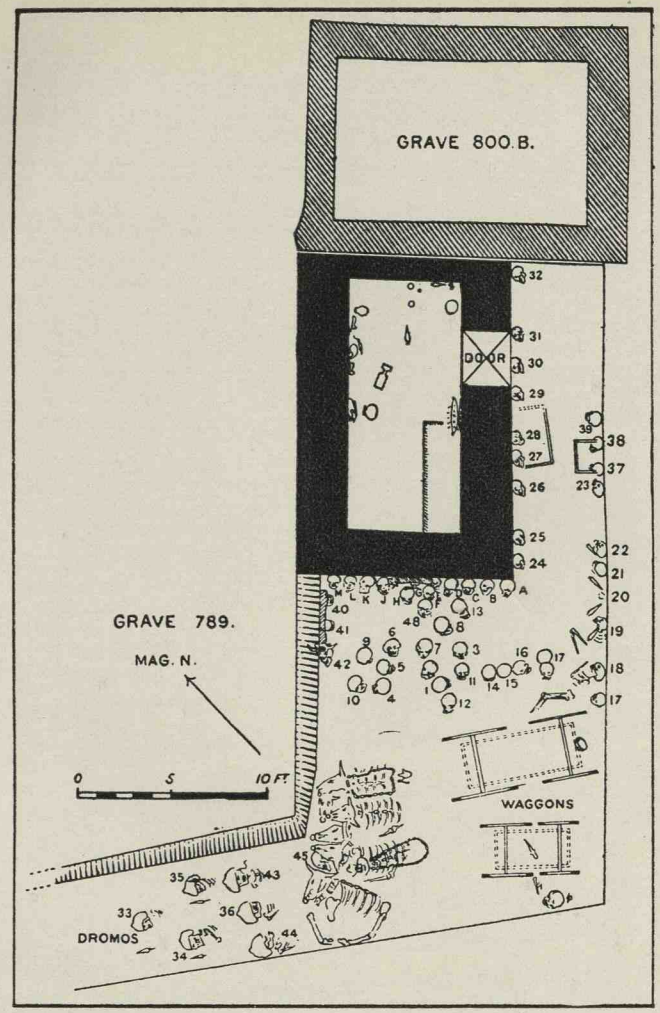
§ 10. Das Zentrum der skyth. Macht war vom 7./6.—4. Jh. v. C. zwischen Dnjepr und Don, n. des Asowschen Meeres, und die neuesten Grabungsergebnisse und Forschungen scheinen mehr und mehr dafür zu sprechen, daß die weiteste Machtausdehnung sowohl nach W wie nach N und NO schon im 7./6. Jh. erreicht wurde und sich später, im 4. Jh., anscheinend ein wenig nach W und S, nach der Krim zu, verschoben hat. Als das Land, in dem die skyth. Könige bestattet wurden, das von Herodot mehrfach erwähnte Land Gerrhos, hat Rostovcev nicht das Gebiet am mittleren und unteren Dnjepr, sondern das Land Veselovskijs, die Gegend am Kuban-Fluß mit ihren reichen Grabtumuli der archaischen und späteren Zeit, angesehen. Dem stehen jedoch Bedenken gegenüber. Einmal liegt das Gebiet des unteren Kuban in der Luftlinie etwa 400 km durch Meer und Flüsse getrennt vom skyth. Herrschaftszentrum ab. Das ist eine auch für russ. Verhältnisse beträchtliche Entfernung, die etwaigen Grabräubern ihr Handwerk erheblich erleichtert hätte. Dann ist die Schilderung, die Herodot in jenem berühmten Kapitel (IV 71) vom skyth. Totenkult entwirft, durchaus nicht so überzeugend durch den Befund in den Kuban-Kurganen illustriert, daß man nicht sagen könnte, der Grieche habe von besonders blutigen und merkwürdigen Bestattungsbräuchen im ö. Skythenlande gehört und sie irrtümlich auf die Skythen zwischen Don und Dnjepr übertragen, als deren Totenland er ausdrücklich das Gebiet am Dnjepr bezeichnet. Natürlich können nicht die Kurgane vom Čertomlyk-Typus, wie man das früher tat, als Beweis für die Richtigkeit der Identifikation des Landes Gerrhos durch Herodot mit dem Dnjepr-Gebiet in Betracht kommen, denn sie sind viel jünger.

Repräsentanten der ältesten iran. Kultur skyth. Zeit im Dnjepr-Gebiet sind der Širokij-Kurgan (s. d.) bei Malaja Lepaticha, der einen zeltartigen Bau, ähnlich dem, den Herodot beschreibt, hatte (Tf. 34[C]), die Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka, der Melgunov-Hügel (s. Melgunov-Fund), der zwar im Inventar den älteren Kuban-Gräbern nahesteht, nicht aber im Grabbau. Des weiteren kann von einer planmäßigen Durchforschung des Dnjepr-Gebietes, wie überhaupt der südruss. Steppen, keine Rede sein, so daß die Seltenheit archaischer Hügel in diesem Bezirk sehr wohl aus der Lückenhaftigkeit der Bodenforschung zu erklären wäre.

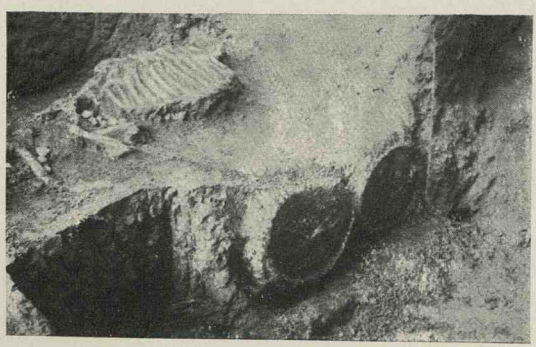
§ 11. Rostovcev sieht in den Trägern der älteren Kuban-Kultur die Altskythen, die Skythen par excellence, so sehr, daß er wenigstens für die älteste und ältere Zeit die Stärke des skytho-iranischen Elementes in den westlicheren Fundgruppen abmißt nach den größeren oder geringeren Übereinstimmungen in Form und Dekoration mit den kubanischen Typen. In Bewaffnung, Tracht und Schmuck hat allerdings keine skyth. Gruppe stärkere Analogien und Beeinflussungen von Vorderasien her empfangen als diese. Andererseits trägt aber auch keine in so hohem Maße in ihrem Totenkultus uniranische Züge, wie gerade die des Kuban-Gebietes (und die der Taman-Halbinsel).

Der blutige Bestattungsritus, der allg. den skyth.-sarmat. beeinflußt hat, aber nirgends so grell heraustritt wie in dieser älteren Kuban-Gruppe, der Reichtum der ins Grab mitgegebenen lebenden und toten Habe, ja sogar die Form der Grabanlage selbst (Jelisavetinskaja, Marjevskaja; Tf. 25[A, B]) haben ihre Vorläufer in den vor kurzem entdeckten Königsgräbern des altsumerischen Mesopotamiens. Ich bilde hier Tf. 26[A] a ein von L. Woolley aufgedecktes und beschrie-

a



b



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Zum Vergleich: a. Plan des altsumerischen Königsgrabes von Ur. Der Grabbau selbst mit breiter, schwarzer Grundrißkontur. Nach The Illustrated London News Nr. 4653 vom 23. Juni 1928. — b. Vierrädriger Wagen von Kiš, mit Skelett eines der Zugochsen. Nach The London Illustrated News Nr. 4650 vom 2. Juni 1928.

benes Königsgrab von Ur (s. d.) ab (The Illustrated London News Nr. 4653 vom 23. Juni 1928). In der einen Ecke des tief in die Erde eingeschnittenen rechteckigen Schachtes die gemauerte und mit einer gewölbten Decke versehene Kammer für den König, seine Frauen und Schätze (Band XIV Tf. 14^{A-D}). Nicht weniger als 59 Personen (59 + 1 = 60 mit dem König, dessen Skelett hier nicht gefunden wurde), Männer und Frauen, waren dem König in den Tod gefolgt, unter ihnen 6 bewaffnete Wächter im Dromos, dazu 6 Ochsen, die 2 vierrädrige Holzwagen (s. Wagen C und vgl. Band XIV Tf. 54^{B}) zogen.

Die Königsgräber von Ur (und Kiš [s. d.]; Tf. 26^{A} b) gehören in die 2. Hälfte des 4. Jht. v. C. In der ganzen babyl.-assyr. Literatur gibt es keine Hinweise auf diese Bestattungssitten (s. a. Grab G). Sie sind in der frühgeschichtl. Zeit im Zweistromland ausgestorben. Vgl. Antiqu. Journ. 8. (1928) 4 S. 415 ff. Woolley.

Dorthin haben sie die Sumerer, als sie spätestens im 4. Jht. v. C. nach Mesopotamien, aller Wahrscheinlichkeit nach von O oder SO her, einwanderten (s. Sumerer B § 3), mitgebracht. Es ist das Grabzeremoniell des mittelasiatischen Despotismus, zur Han-Zeit bei den Chinesen, später bei Mongolen und Türken nachweisbar. Im 7./6. Jh. v. C. erscheint es in der ö. Ukraine.

§ 12. Der Schluß von Childe (*Aryans* 1926 S. 38), daß diese Grabsitten entscheidend seien für das Nichtiraniertum der Skythen, ist verfehlt, sie sind nur entscheidend für das Nichtiraniertum der Kubangräber-Bevölkerung. Die These Rostovcevs von einem großen iran. Reich von den Vorbergen des Kaukasus bis zum Dnjepr läßt sich nicht halten. Iranisch ist nur das Gebiet um den Don und von da westwärts, und dies stimmt auch mit der Verbreitung der iran. Ortsnamen, die ö. von der Straße von Kerč, auf der Taman-Halbinsel und im Kuban-Land kaum vorkommen.

Noch auf eine Einzelheit sei hingewiesen. Bekanntlich spielt die Zahl 6 und 6 × 10 bei den Sumerern eine Rolle als heilige Zahl. Im Königsgrab von Ur sind 59 + 1 Person (König) bestattet. 6 bewaffnete Wächter schützen den Eingang zum Grabschacht, 6 Ochsen sind zusammen vor die beiden Wagen gespannt (vor jeden 3). Die Funde in den älteren Kubangräbern geben reichlich Gelegenheit, die Bedeutung der 6-Zahl im dortigen Totenritus zu beobachten. Bei der Besprechung der Ul-Kurgane (s. Ul § 2; vgl. a. Sieben Brüder) habe ich das bereits hervorgehoben. In dem Kurgan bei der Jelisavetinskaja Stanica von 1914 (s. § 41) wird jeder der Leichenwagen von je 6 Pferden gezogen, und jedes Rad hat 6 × 2 Speichen; im Aufschutt, im sw. Winkel zwischen Kammer und Dromos, lagen 6 × 3 Pferde (Tf. 25^{B}). Über das sechs- und zwölfspeichige Rad in Vorderasien s. a. Wagen C § 5.

In der Kostromskaja Mogila (Tf. 26^{B}) ist die Zahl der inneren Wandpfosten (ursprünglich waren es bei Herodot die Schäfte der zum Bau des Zeltes verwendeten Lanzenspitzen), zwischen den 4 Eckpfosten an allen 4 Seiten, je 6. Die Anordnung der Pferde um das Grabhaus herum ist in der Richtung auf eine Gruppierung von 4 + 2 = 6 angelegt, und die Zahl der am Grab geschlachteten Menschen beträgt 2 × 6 + 1. Diese Beispiele lassen sich häufen.

Nach Herodot und dem Pseudo-Hippokrates saßen ö. der Skythen, ö. des Tanaïs-Don, die Sauromaten. Man hat in ihnen die älteste sarmatische Schicht in S. gesehen. Das ist jedoch bestritten worden, besonders mit dem Hinweis darauf, daß die Schilderung, die uns die Schriftsteller der RKZ von den Sarmaten geben, sich ganz erheblich von dem unterscheidet, was wir über die sozialen Einrichtungen der Sauromaten erfahren. Das ist nicht zwingend, denn zwischen beiden Schilderungen liegt eine so lange Zeit, daß grundlegende politische und gesellschaftliche Umschichtung infolge neuer Einwanderungen durchaus möglich ist. Nach Herodot sind diese Sauromaten kein kleiner Stamm, sondern ein mächtiges Volk (ihr Land wird als Steppenland geschildert), um dessen Bundesgenossenschaft die Skythen sich bemühen. Wir können ihr Gebiet zwischen unterem Don und unterer Wolga (bis nach Saratov hin) annehmen.

§ 13. In Kleidung und Bewaffnung, in Schmuck und Kunstgewerbe, in der Staatsverfassung, den wirtschaftlichen Einrichtungen usw. sind zwischen den Zentralasiaten des Kuban-Landes und den Iraniern zwischen Don und Dnjepr und weiter w. viele gemeinsame Züge. Das Steppengebiet S. (und Westasiens) hat keine völkertrennenden Grenzen, überall ist starke Bewegung, und die geographisch-ökonomischen Verhältnisse fördern dies.

Und doch ist im W eine andere Atmosphäre. Das Griechentum greift schon im

7./6. Jh. tief in das Land hinein. Bis in das Kijever Gebiet und an die Nordgrenze Skythiens den Dnjepr hinauf (Ostraja Mogila) und gegen NO reicht der Einfluß Olbias. In seiner Nähe und den Unterlauf des Dnjepr hinauf siedelt eine mixhellenische Bevölkerung. An Stelle Olbias tritt im 4./3. Jh. Pantikapaion, die Hauptstadt des Bosporanischen Reiches, und pantikapäische Künstler schaffen jene berühmten Goldschmiedearbeiten mit Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Skythen (Vasen von Čertomlyk, Kul-Oba und Voronež, Goryt und Kamm von Solocha usw.), die nur aus genauer Kenntnis des Landes und seiner Bewohner entstanden sein können, ja, die ein Vordringen bis an die n. Grenzen Skythiens (Gipsform von Memphis; Band XI Tf. 21 b) bezeugen. Sie schaffen jene von Rostovcev analysierten und für die Religionsgeschichte fruchtbar gemachten skyth. Götterbilder — dem Formlosen Gestalt verleihend — und Darstellungen des skyth.-iranischen Kultus, von denen vielleicht keine so sehr durch das Eindringen in die feierliche Stimmung der kultischen Handlung (Ahuramazda) überrascht wie die Darstellung auf dem Rhyton von Karagodeuašch (Tf. 30[B]).

Izvěstija Arch. Kom. 49 (1913) S. 1ff. mit Anhang Rostovcev; Revue des études grecques 32 (1920) ders.; Mém. Acad. Inscriptions 36 (1923) S. 1ff. ders.; Recueil Kondakov 1926 S. 245 Anm. 1 ders.; Monuments Piot 28 (1927) S. 1ff. ders.; Festschrift für Paul Clemen 1926 S. 64ff. C. Clemen.

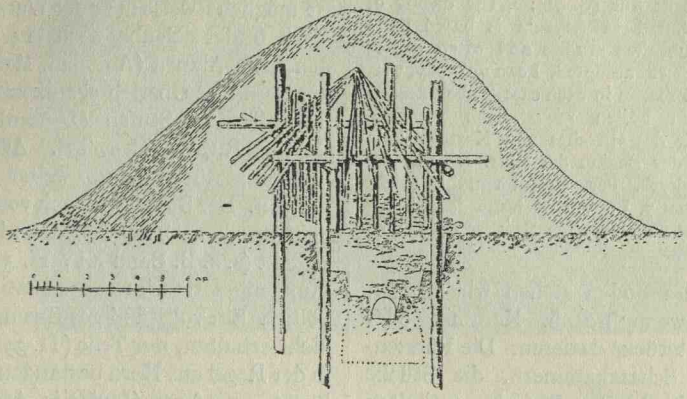
Bei den reicheren Gräbern geht diese Einwirkung des griechischen Kunsthandwerkes bis in die allerunbedeutendsten Teile von Tracht und Schmuck und in die Details der Ornamentik, bildet auch bei ihnen und den anderen eine schwer analysierbare Kettengliederreihe von Zwischenformen zwischen Griechischem und Einheimischem. Alles dies erklärt sich wohl dadurch, daß eben diese Bevölkerung ihrem Geiste und ihrer Blutmischung nach den Griechen näher stand als die des Kuban-Gebietes.

§ 14. Schon in jener Zeit, aus der die jüngeren Fürstengräber des Unter-Dnjepr-Gebietes stammen (4./3. Jh. v. C.), geht es mit der politischen Macht der Skythen bergab. Das Land gerät in Bedrängnis durch äußere Feinde von O (Sarmaten) und W (Geten, Galater, Germanen). Ebensosehr, wenn nicht mehr, scheint im Inneren der Wurm zu bohren. Die unterworfenen Völker, all die Kaukasier, Mäoten, Kimmerier, Finnen, Slaven usw., werden aufsässig, Teilfürstentümer im O (Voronež) und W (Ryžanovka, Novosiolka, Iljincy) entstehen. Die Waldgebiete im N sind an sich für das Zugreifen der skyth. Kriegführung unbequem. So bereitet sich allmählich der Zerfall des Skythenreiches vor, das schließlich im 3./2. Jh. dem Anprall der Sarmaten erliegt.

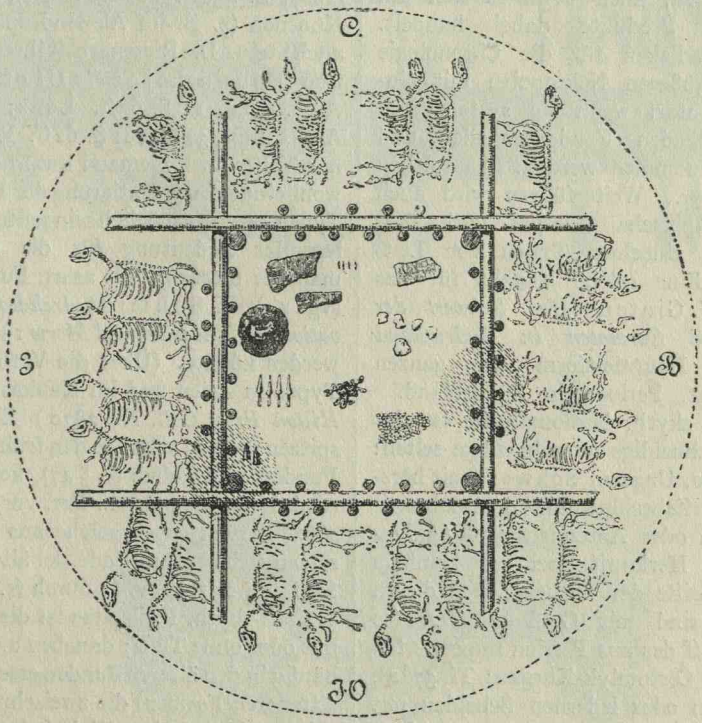
§ 15. Die Eigentümlichkeit der Fundverhältnisse in S. und das Vorhandensein literarischer und epigraphischer Quellen erlauben es, ein Bild von der Entwicklung Skythiens vom 7./6.—4./3. Jh. v. C. zu skizzieren, das Anspruch auf historische Realität erheben kann. Aber es liegt auf der Hand, daß dieses Bild notwendigerweise sehr einseitig ist, weil es sich vornehmlich auf die Hinterlassenschaft der herrschenden Schicht stützt, auf Reihen einzelner hervorragender Grabfunde, nicht auf größere, systematisch untersuchte Fundgruppen und siedlungsarchäologisch, nach großen Gesichtspunkten betriebene Bodenforschung (über das Dnjepr-Gebiet vgl. a. Rostovcev *Skifija* 1925 S. 308). Ganze Provinzen der Ukraine sind arch. fast völlig unerforscht, andere tauchen eben erst aus dem Dunkel auf (Wolga-, Ural-Gruppe). Die Siedelungen und Wehranlagen Skythiens sind noch nicht systematisch ausgegraben. Wie ausgeführt, bilden Skythen, Sauromaten und Sarmaten nur einen kleinen Teil des ethnischen Bestandes. Neben ihnen gibt es noch viele andere Stämme und Völker, die zu ihrem Recht kommen wollen. Interessante Überschichtungsprobleme können hier studiert werden. Die geographischen Verhältnisse des Landes sind verschieden genug, um die verschiedenartigsten Wirtschaftsformen und Siedlungsweisen zu bedingen. Aber nur in den weitesten Umrissen hat man dies bisher in Betracht gezogen.

§ 16. Die Chronologie der skyth. Funde und Fundgruppen bereitet Schwierigkeiten und ist umstritten.

Neue Daten für eine Anzahl skythischer Funde gab jüngst Borovka in *Scythian Art* 1928



a



b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: Grab von Kostromskaja Stanica. Nach CRPétersb. 1897 S. 11ff.

passim. Näher begründet hat er sie noch nicht, sondern bemerkt nur (S. 91): „The dating of the objects found in Scythia is based upon my own unpublished studies and often differs from what hitherto accepted. I can only say, that I have a good reason in each case." Sie scheinen mir in vielen Fällen recht hoch zu sein. Zur Datierung des Hirsches von Kostromskaja s. § 39. Daß der Beginn der sibir. EZ mit der archaischen skyth. Per. zusammenfällt (nicht später als das 7. Jh. v. C.), halte ich, bevor Borovka nicht überzeugende Beweise dafür vorlegt, für unannehmbar.

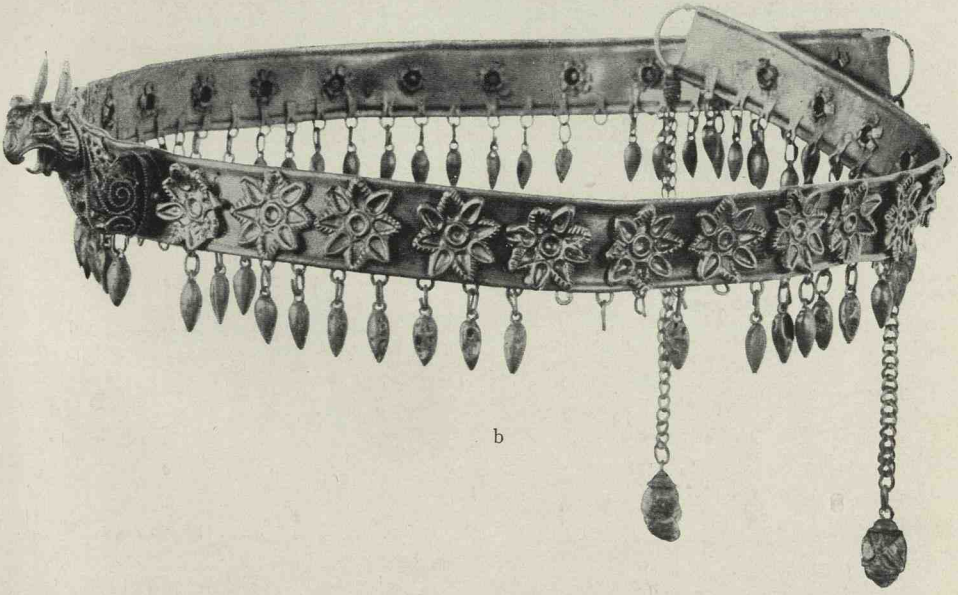
Auf festerem Boden stehen wir zumeist nur dann, wenn griech. Keramik oder andere Importstücke datieren. Die Fürstengräber sind Schatzkammern, die Stücke aus den verschiedensten Perioden enthalten können. Entscheidend für die Zeitbestimmung der Grabanlage sind natürlich die jüngsten Typen, auch wenn es sich um unscheinbare Produkte dabei handelt. Bessere Grundlagen für die Chronologie geben die größeren Nekropolen mit einfachem Inventar, wenn sie systematisch mit ausreichenden Fundprotokollen und Plänen aufgenommen werden. An solchen fehlt es aber. Weiterführen wird auch die monographische Analyse und Darstellung der einzelnen Typen von Leitcharakter. Eine solche besteht für das Schwert (W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* 1928), die Hauptleitform der ganzen skytho-sarmat. Periode in Südrußland.

§ 17. Die skyth. Nationalwaffe ist das kurze, zweischneidige (einschneidige selten: West-Ukraine, Ungarn) Schwert mit herzförmigem Griffabschluß und querstab-artigem, ovalem oder Antennenknauf (Akinakes), dessen Herkunft noch im Dunkeln liegt. Die Griffe der reicheren von diesen Schwertern sind mit Gold plattiert (so auch der Griff des aus Persien importierten Akinakes im Čertomlyk-Kurgan; Tf. 37[A]a), die hölzernen oder ledernen Scheiden mit reliefverzierten Goldbeschlägen versehen, die an der Seite einen Lappen (ausnahmsweise zwei: Solocha; Band XII Tf. 81b) zum Aufhängen rechts am Gürtel (Band IX Tf. 244a) haben. Ein besonderes Ortband besitzen die archaischen Schwerter, bei den jüngeren ist es selten (Ex. von Tur, Kr. Čigirin; Ginters a.a.O. Tf. 16d, e). Der von den w. Skythen berichtete Schwertkult (Herodot IV 62; vgl. Fragm. hist. Gr. IV 429) ist möglicherweise in seiner Wurzel hier thrakisch, findet sich aber noch im 4. Jh. n. C. bei den iran. Alanen (Ammian. Marcell. XXXI 2, 23) und ist Überlebsel anikonischer Hoplolatrie älterer Stufen (Lanzenkultus? vgl. Curtius Rufus VII 8, 17). Allgemeine Bewaffnungsstücke sind weiter Pfeil und Bogen. Der Bogen, vielfach von den antiken Schriftstellern beschrieben und häufig dargestellt (s. z. B. Band XIV Tf. 52), ist der zusammengesetzte, kurze der asiatischen Reitervölker. Ein vollständiges Exemplar ist m. W. nicht erhalten, nur Teile (Tf. 39[A]h). Er wird in der Regel aus Horn bestanden haben. Der kurze, gefiederte (Izvěstija Arch. Kom. 14 S. 31) Pfeil trug eine Spitze aus Bronze (über die kleinen Löcher Izvěstija Arch. Kom. 30 [1909] S. 456ff. Veselovskij), Eisen oder Knochen (z. B. im Alexandropol-Kurgan), auch Stein. Die Riesenarbeit ihrer Klassifikation (Bobrinskoj *Směla* III 9ff.; Izvěstija Arch. Kom. 14 S. 63ff. Lenz; Materialien Arch. Rußl. 37 [1918] S. 62ff. Rostovcev) hat bisher noch niemand unternommen, obwohl eine scharfe Datierung der Pfeilspitzen-Typen, wenn sie möglich sein sollte, von grundlegender Bedeutung für die Einordnung mancher osteurop. wie asiat. Fundschichten (vgl. z. B. H. Schmidt *Archaeological excavations in Anau and Old Merw* 1909 S. 183ff.) werden könnte. (Über die Verbreitung des Typus in Asien und im Kaukasus: Budge *Hilton Price Coll.* Nr. 2870.) Eiserne Pfeilspitzen werden schon in den frühesten skyth. Funden angetroffen (s. § 47), kommen während der ganzen skyth. Per. vor, treten aber stark zurück gegen solche aus Bronze und setzen sich erst am Ende der älteren sarmat. Stufe im 2./1. Jh. v. C. durch (s. § 101). Die typisch-skyth. Pfeilspitze ist die dreikantige mit oder ohne Tülle; daneben und besonders häufig in den älteren Funden erscheint (neben selteneren Formen) die zweischneidige Pfeilspitze mit und ohne Widerhaken. Die dreikantige bronzene Pfeilspitze (ebenso die zweischneidige) ist in S. auch bereits vorskyth., ihr Prototyp aus Knochen (Tallgren *La Pontide prèscythique* 1926 S. 79 Abb. 54, 8. 9, S. 210f.) begegnet schon in der BZ des unteren Wolga-Gebietes (s. a. § 6).

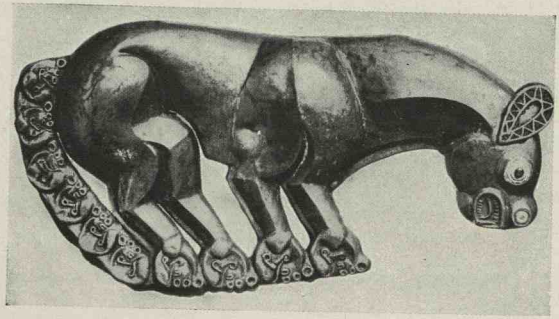
Zu Hunderten (3—400 nicht ungewöhnlich) stecken diese Pfeile im Goryt (s. d.),



a



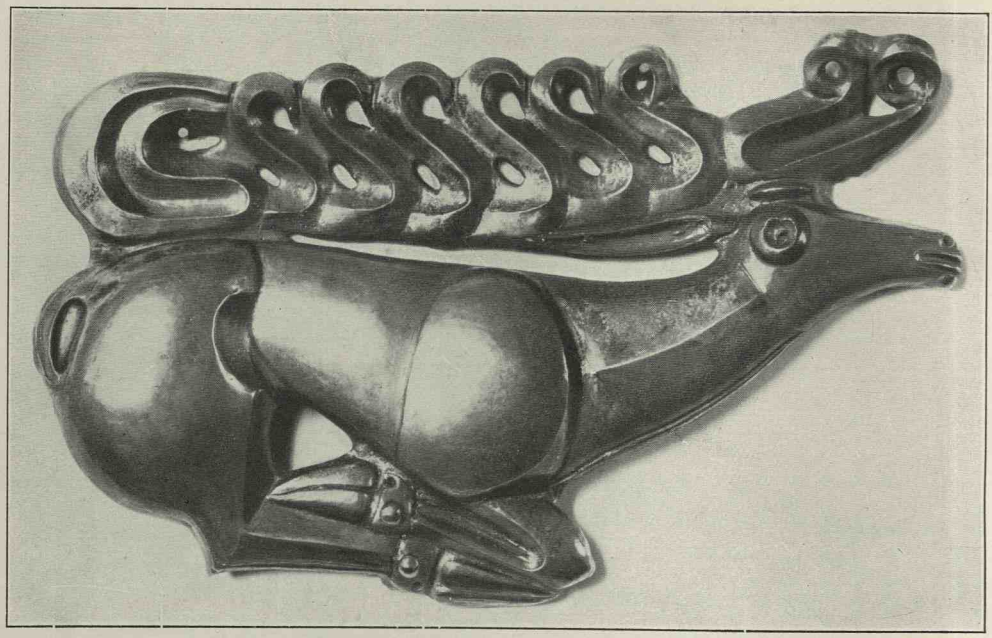
b



c

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

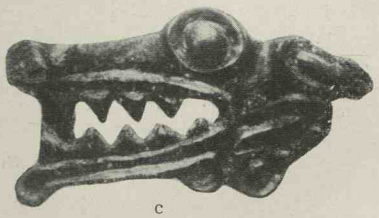
Ältere Kuban-Gruppe: Funde von Kelermes. a. Teil eines goldenen Gorytbelages. — b. Goldenes Diadem. — c. Felidenförmiges Goldblech. — Nach Arch. Anz. 1905 und Borovka.



a



b



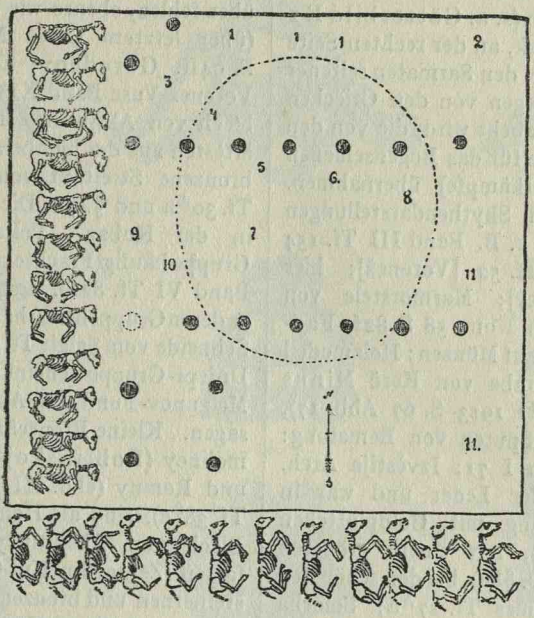
c

d

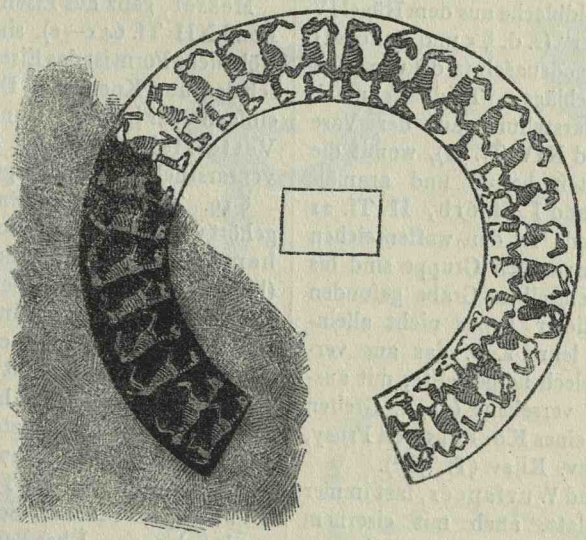


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban- und Taman-Gruppe: a. Goldener Hirsch (Schildzeichen) von Kostromskaja. — b. Kuban-Gebiet. — c. Jelisavetinskaja Stanica. — d. „Sieben Brüder". — b—d. Bronze. Vom Pferdegeschirr. — Nach Arch. Anz. 1926 S. 372 und Borovka *Scythian Art* 1928.



a



b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: a. Grabanlage im Kurgan von Kelermes Nr. 1 der Grabung Veselovskij 1904. Nach CRPétersb. 1904 S. 86. — b. Grabanlage bei der Voronežskaja Stanica (Kurgan 19 von 1903). Nach CRPétersb. 1903 S. 73 Abb. 139.

einer Verbindung von Köcher- und Bogenetui, einem iranischen (s. a. Götterbild E 1 § 7) Bewaffnungsstück, an der rechten Seite getragen, das aber bei den Sarmaten seltener zu sein scheint, dagegen von den Griechen (Kerčer Stelen) gebraucht wird, die von den Skythen die Vorliebe für das Bogenschießen (Olbische Bogenwettkämpfe) übernahmen. Er ist häufig auf den Skythendarstellungen wiedergegeben (vgl. z. B. Band III Tf. 154 [Kul-Oba]; XIV Tf. 52 [Voronež]; hier Tf. 39^{F}a [Aksjutincy]; Marmorstele von Olbia [Izvěstija Arch. Kom. 58 S. 82f. Farmakowskij], auch auf Münzen; Holzmodell aus einem Kindergrabe von Kerč Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 67 Abb. 17), bestand aus Holz (Spuren von Bemalung: Bobrinskoj *Směla* I 71; Izvěstija Arch. Kom. 14 S. 4) oder Leder und war in reicherer Ausstattung mit Goldplättchen (Volkovcy; s. § 81), mit einem größeren Blech (Aksjutincy; s. § 80), bei den schönsten Exemplaren (Kelermes Tf. 27^{A}a; Solocha Band XII Tf. 84b; Čertomlyk [genaue Replik Iljincy; s. d.] Band II Tf. 153) mit einer das Ganze überdeckenden Goldauflage versehen. Die dreieckigen Goldbleche aus dem Hügel IV der „Sieben Brüder" (s. d. § 5 und Band XII Tf. 19), von Karagodeuašch (s. d.) u. a. sind keine Köcherbeschläge. Troddelschmuck zeigt die Gorytdarstellung auf der Vase von Voronež (Band XIV Tf. 52), womit die troddelgeschmückten babyl. und aramäischen Köcher Band I Tf. 61b, II Tf. 21 zu vergleichen sind. In den waffenreichen Gräbern der Poltavaschen Gruppe sind bis drei Goryte in demselben Grabe gefunden (s. § 80). Daß dieser Typus nicht alleinherrschend war, lehrt z. B. das aus vergoldetem Bronzeblech hergestellte, mit ausgepreßtem Dekor versehene (Jagd, Greifen usw.) Belagstück eines Köchers von Prusy, Kr. Čerkask, Gouv. Kijev (Tf. 38^{A}).

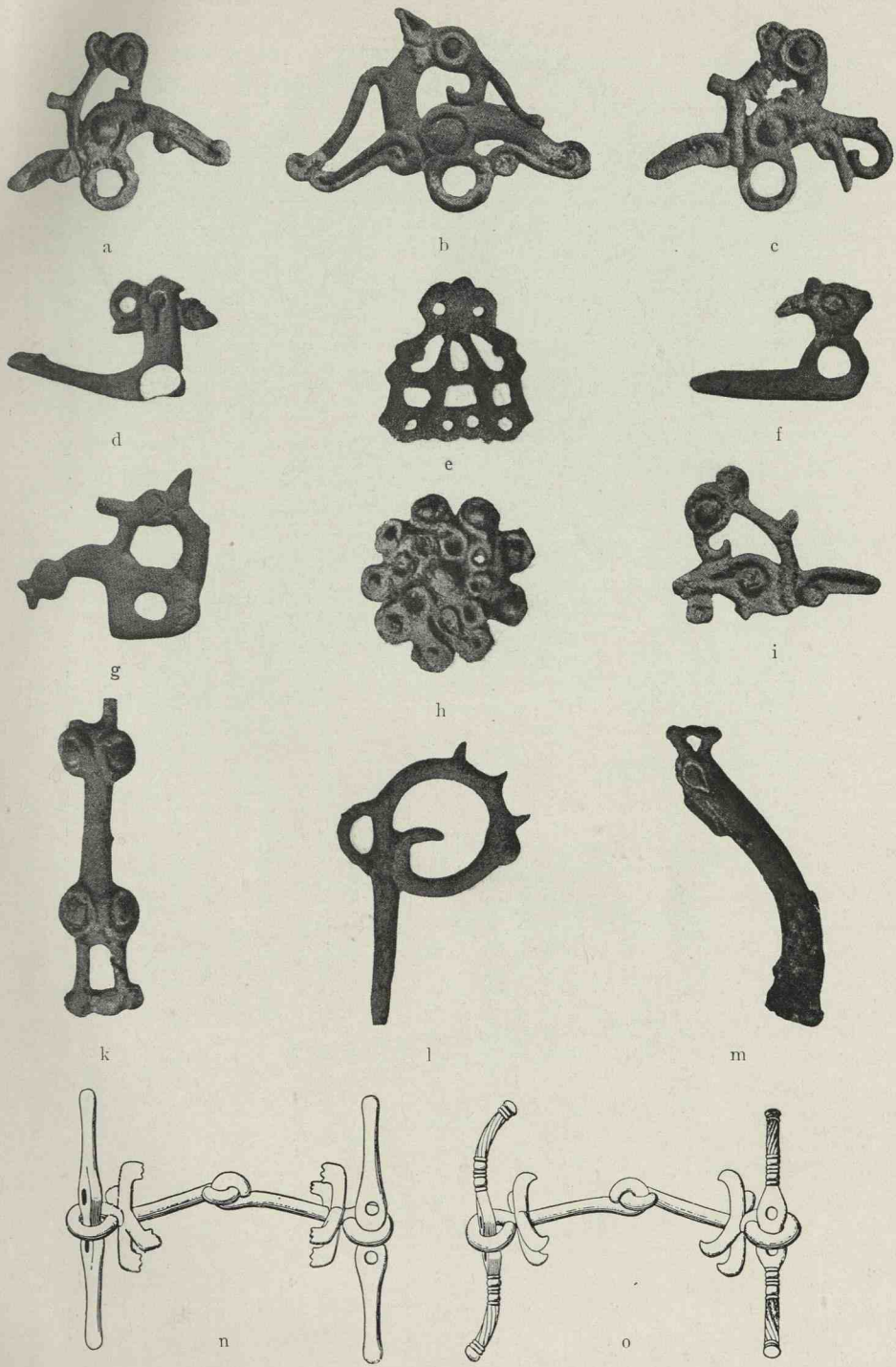
§ 18. Lanze und Wurfspeer, fast immer mit eisernem Blatt, auch mit eisernem Schuh, nicht selten auf Skythendarstellungen (z. B. Band VI Tf. 55 Kamm von Solocha; Kul-Oba-Vase; Goldblech mit hasenjagendem Skythen aus dem Kul-Oba *ABC* Tf. 20, 9; Voronež-Vase: Band XIV Tf. 52), erscheinen häufig in skyth. Gräbern (Čertomlyk, Krasnokutsk, Maricyn), namentlich in der n. Zone (Kijever, Poltavaer, Don-Gebiet). Eingehendere neuere Untersuchungen darüber fehlen, ebenso wie über die Streitaxt (über letztere Otčet Mus. Moskau 1906 S. 94ff. Gorodcov; Darstellungen: z. B. Voronež-Vase Band XIV Tf. 52, 2. 3; Goldblech von Aksjutincy Tf. 39^{F}a). Eine der ältesten aus der hier behandelten Per. ist die bronzene Streitaxt vom Cukur-Liman (s. Tf. 30^{A}a und § 47). Die Axt ist namentlich in der Kuban-, Poltavaer und Kijever Gruppe häufig (Prachtexemplar von Kelermes Band VI Tf. 82a), erscheint aber auch in anderen Gruppen (Axthammer mit halbrunder Schneide vom Salgir Tf. 32^{B}c). In der Unter-Dnjepr-Gruppe scheint sie zu fehlen. Ob im Melgunov-Fund eine Axt lag, läßt sich nicht sagen. Kleine Bronzeäxte, wie die von Jarmolincy (Bobrinskoj *Směla* II Tf. 24, 20) und Romny (ebd. III Tf. 11, 1; auch hier Tf. 38^{C}e), sind als Hoheitszeichen (vgl. das Blech von Aksjutincy Tf. 39^{F}a) aufzufassen (Zepter im Kul-Oba), ebenso wie die steinernen und bronzenen Keulenköpfe, und weisen auf die vorskyth. Zeit zurück. Hier und da Umwickelung des Schaftes mit einem spiraligen, breiten Goldband.

Messer, ganz aus Eisen oder Bronze (vgl. Band XII Tf. 64 c—e), sind selten, die gewöhnliche Form ist das Eisenmesser mit Griffschalen aus Knochen. Der Schleifstein, einfach oder in Goldfassung (s. Tf. 32^{B}b und Vettersfelde § 4), ist ein typisches Inventarstück der Männergräber.

§ 19. Zu den Schutzwaffen der Skythen gehört vor allem das ärmellose, kurze Panzerhemd (s. § 92), aus eisernen oder bronzenen (bisweilen vergoldeten) Schuppen (Tf. 38^{C}a) bestehend, die, anscheinend immer nach unten gerichtet, auf eine Leder- oder Stoffunterlage aufgenäht sind, am Halsausschnitt bisweilen mit halbmondförmigem Blech und mit aufgesetztem Brustschmuck (Tier von Kelermes Tf. 27^{A}c; Feliden-Figur aus dem Zolotoj-Kurgan Tf. 31^{A}c; s. Sieben Brüder § 6). Statt der Schuppen erscheinen auch Schienen. Über Panzer mit Knochenplättchen s. § 82.

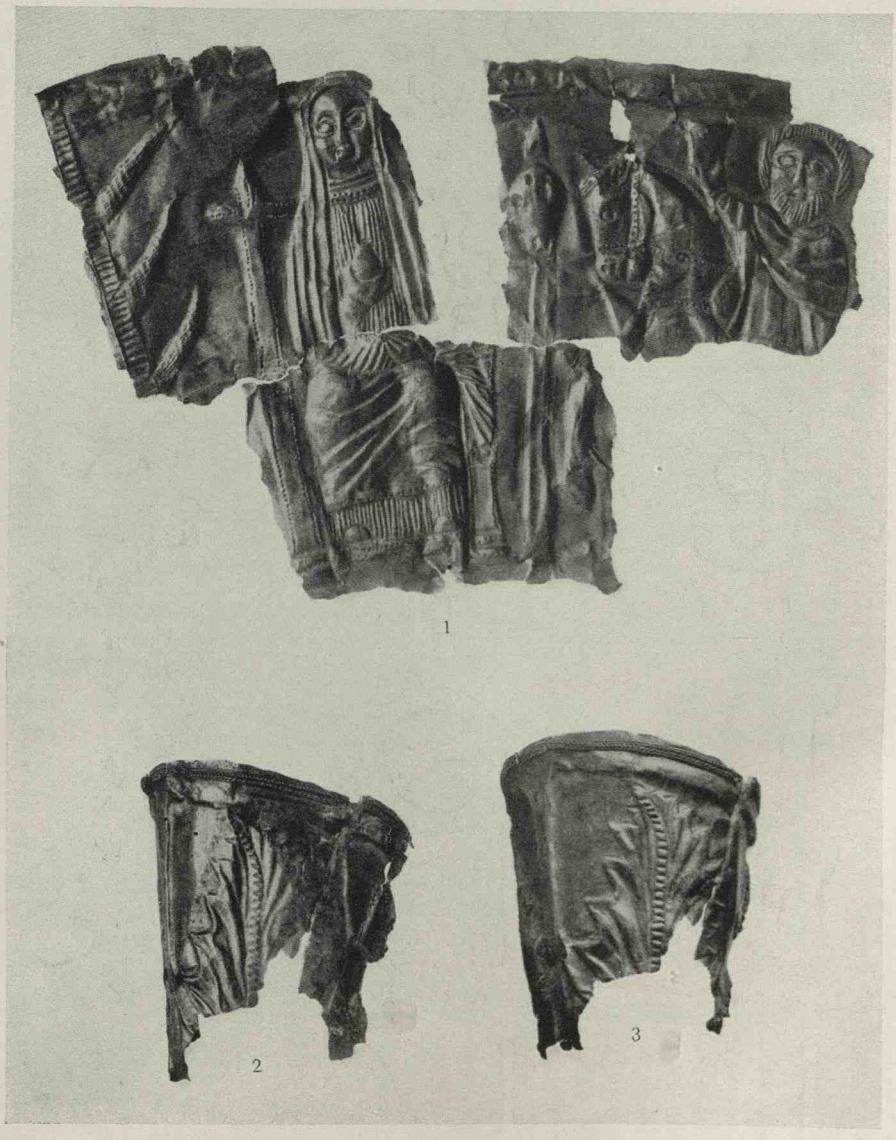
Bei den Assyrern finden sich, nach frdl. Mitteilung Prof. Ungers, auf den Darstellungen Schuppenpanzer nur bei Belagerungen, seit dem 9. Jh. (Band IV Tf. 78a, c), bei den Aramäern (Band XI Tf. 45a) um 800 bei der Jagd.

Helme (Tf. 29^{B} 10; Band XII Tf. 81c; Darstellung auf dem Kamm von Solocha



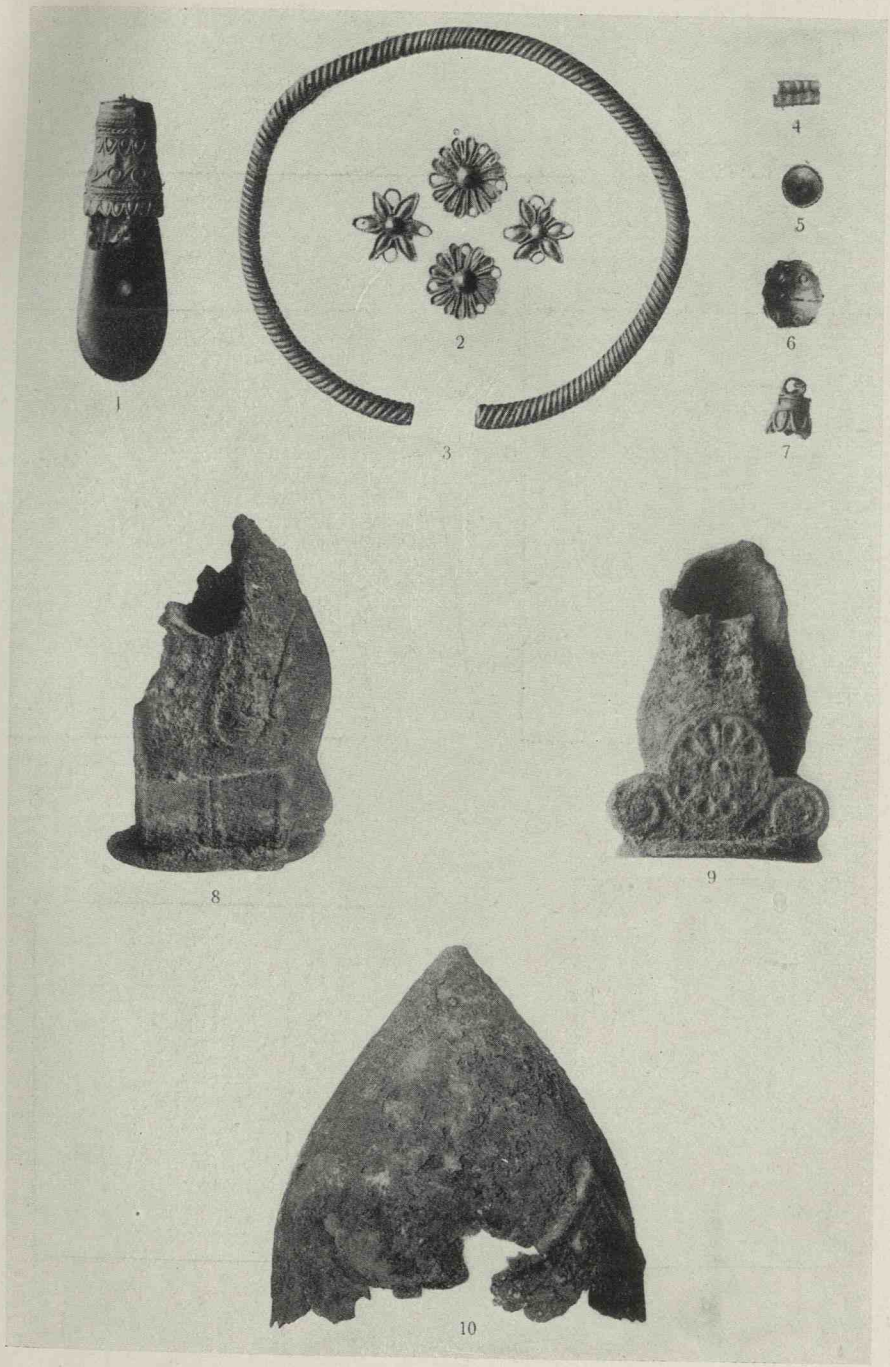
Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: Teile des Pferdegeschirres aus dem Kurgan 19 (1903) bei der Voronežskaja Stanica. Nach CRPétersb. 1903 S. 74/75.



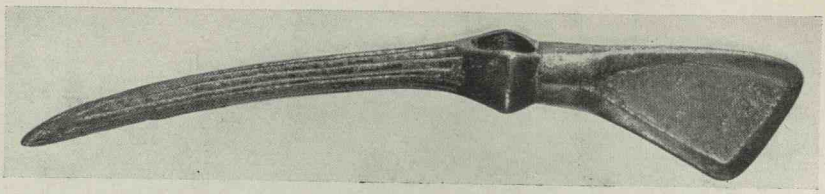
Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kuban-Gruppe: Rhyton von Merdžany. Nach Izvěstija Arch. Kom. 49 (1913) Tf. 10.

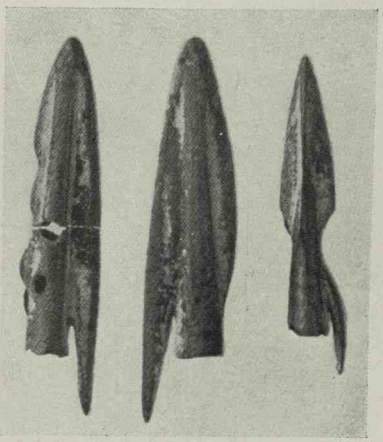


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

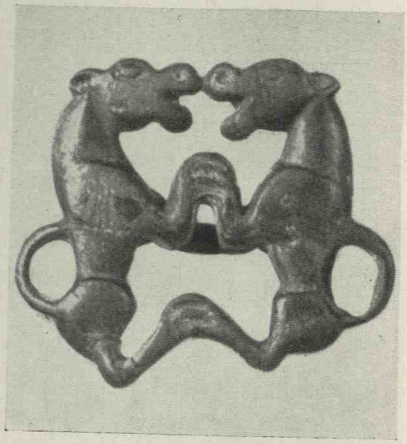
Ältere Kuban-Gruppe: Funde von Merdžany. Nach Izvěstija Arch. Kom. 49 (1913) Tf. 12.



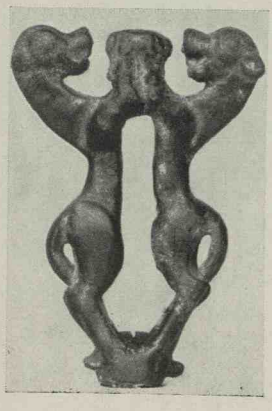
a



b



c



d



e

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Taman-Gruppe: a—c. Axt, Pfeilspitzen, Beschlag (sämtlich Bronze) vom Cukur-Liman. — d. Stangenknauf aus Kappodozien. — e. Bronze vom Pferdegeschirr. „Sieben Brüder". — Nach Rostovcev und Borovka.

Band VI Tf. 55) sind in reichen skyth. Funden nicht allzu selten (s. Pastyrskoje § 3), liegen schon in den ältesten Funden (Kelermes), bestehen immer aus Bronze und dürften sämtlich griech., aus den Küstenstädten eingeführte Fabrikate sein. Ebenso verhält es sich mit den Beinschienen (ebenfalls auf dem Kamm von Solocha; gegen Berl. Philol. Wochenschr. 1914 Nr. 14 S. 1311, aus Metall), die z. B. im Kuban-Gebiet, im Čertomlyk-Kurgan und in Funden des Kijever Gebietes erscheinen (bisher nicht zusammengestellt). Vereinzelt die Beinschutzplatten aus dem Kul-Oba (*ABC* Tf. 28, 9). Der Schild, länglich viereckig, mit abgerundeten Ecken (so auf der Kul-Oba-Vase und dem Solochakamm) oder rund, zumeist oval aus Holz oder Flechtwerk und mit Leder überzogen (Rentierleder nach Aelian, De Animal. II 16, das nach Plinius Hist. Natur. VIII 52 auch für die Lederkoller der Panzer verwendet wurde; vielleicht auch aus Leder vom Elch, den man, wie die Gipsform von Memphis zeigt [Band XI Tf. 21 b], mit dem Ren verwechselt; beides jedenfalls Handelsartikel; über die Südgrenze des Ren-Vorkommens vgl. Mindeskrift for Japetus Steenstrup 1913 S. 17 G. Sarauw), dürfte ein ganz allg. Ausrüstungsstück gewesen sein, obwohl er in den Funden selten ist. Ein eiserner Rundschild (Dm 0,33 m) lag im Kostromskaja-Kurgan, als Schildzeichen darauf der goldene Hirsch Tf. 27^{B}a, wodurch auch die Verwendung der Hirsche aus dem Kul-Oba (Tf. 32^{A}a), wie schon Furtwängler richtig erkannte, und von Tápió-Szent-Márton (s. d.; Band XII Tf. 66a) bestimmt wurde (über den Fisch von Vettersfelde dagegen s. Vettersfelde § 3).

§ 20. Die typischen männlichen Kleidungsstücke sind Rock, Hose und Schuhe. Der skyth. Rock ist ein engärmeliger Kaftan, aus zwei Stücken (Rückennaht), in die je ein Ärmelloch hineingeschnitten wurde, zusammengesetzt, über der Brust ausgeschnitten, unten in spitzen Ecken zusammenstoßend. Über den Hüften wird er durch einen Zeug- oder Ledergürtel (Gürtelhaken s. § 56, 65 und Tf. 35^{B}a, Tf. 36^{C}a, b) zusammengehalten. Am Halsausschnitt, an den Ärmelabschlüssen und am unteren Rande sind Aufschläge (aus Pelz; Voronež-Vase) aufgelegt, bisweilen ist er (Čertomlyk-Vase) seitlich geschlitzt. Die Fibel (Eltegen-Fund) tritt im allg. erst in skyth. Spätzeit auf. Der Winterrock war mit Stoff oder Pelz (ukrain. Bauernpelze) stark gefüttert. Durch bunte Stoffstreifen, Steppmuster und aufgenähte Goldbleche sind die reicheren Kaftane verziert. Die Beine stecken in langen, bis zu den Schuhen reichenden, faltigen Hosen, die lose herabhängen, durch Stege am Fuß festgehalten werden oder in niedrigen Stiefeln stecken. Die Hosen scheinen besonders reich mit Goldplättchen benäht zu sein (Hosen als wertvolle Weihgaben im Tempel der Athena Lindia zu Rhodos; Bulletin de l'acad. roy. Copenhague 1912 S. 396ff. Blinkenberg). Über die Funde „skythischer" Ärmeljacken und Pluderhosen aus der Nord-Mongolei s. Noin Ula § 5. Die in allen reicheren skyth. Gräbern zahlreich gefundenen Goldplättchen stammen meist nur teilweise von der Kleidung, andere dienten zum Benähen der an den Wänden der Grabkammer aufgehängten Teppiche, der Tücher usw. (vgl. das Kyros-Grab von Pasargadae; Sarre *Kunst des alten Persiens* 1925 S. 6, 66).

Meist werden die Skythen barhäuptig, mit langem Haar (und Bart) dargestellt. Der Fürst (Kul-Oba-Vase) trägt über der Stirn ein Diadem; in der Panoplie liegt dieses Würdezeichen über dem Helm (Kelermes; Stepanov a. a. O. S. 24), altzentralasiat. Sitte gemäß (vgl. die goldene Sturmhaube Meschkalamdugs [spätestens 3000 v. C.], wo das Diadem mit dem Helm in eins gearbeitet ist; Band XIV Tf. 14^{B}). Daneben erscheinen der Bašlyk (reich verzierte aus dem Kul-Oba [*ABC* Tf. 2, 1], von Karagodeuašch [Materialien Arch. Rußl. 13 ⟨1894⟩ S. 29 und Tf. 8, 2], aus dem Kuban-Gebiet [CRPétersb. 1895 S. 28]), die spitze Mütze mit über die Ohren greifenden Spitzen und die Kappe, mit Goldblechen und Bändern (Tf. 38^{C}c) geschmückt. Zu dieser oriental.-skyth. Tracht (vgl. die Darstellung der Perser auf dem Alexander-Mosaik) kommt in den reicheren Gräbern eine Fülle von Goldschmuck an Hals, Arm, Hand usw. (s. z. B. die Ausstattung des Fürsten im Solocha-Kurgan § 67).

. Über die Ableitung des kelt. Torques vom skyth.-iran. vgl. *British Museum. Guide Iron Age* 1925 S. 62; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1210.

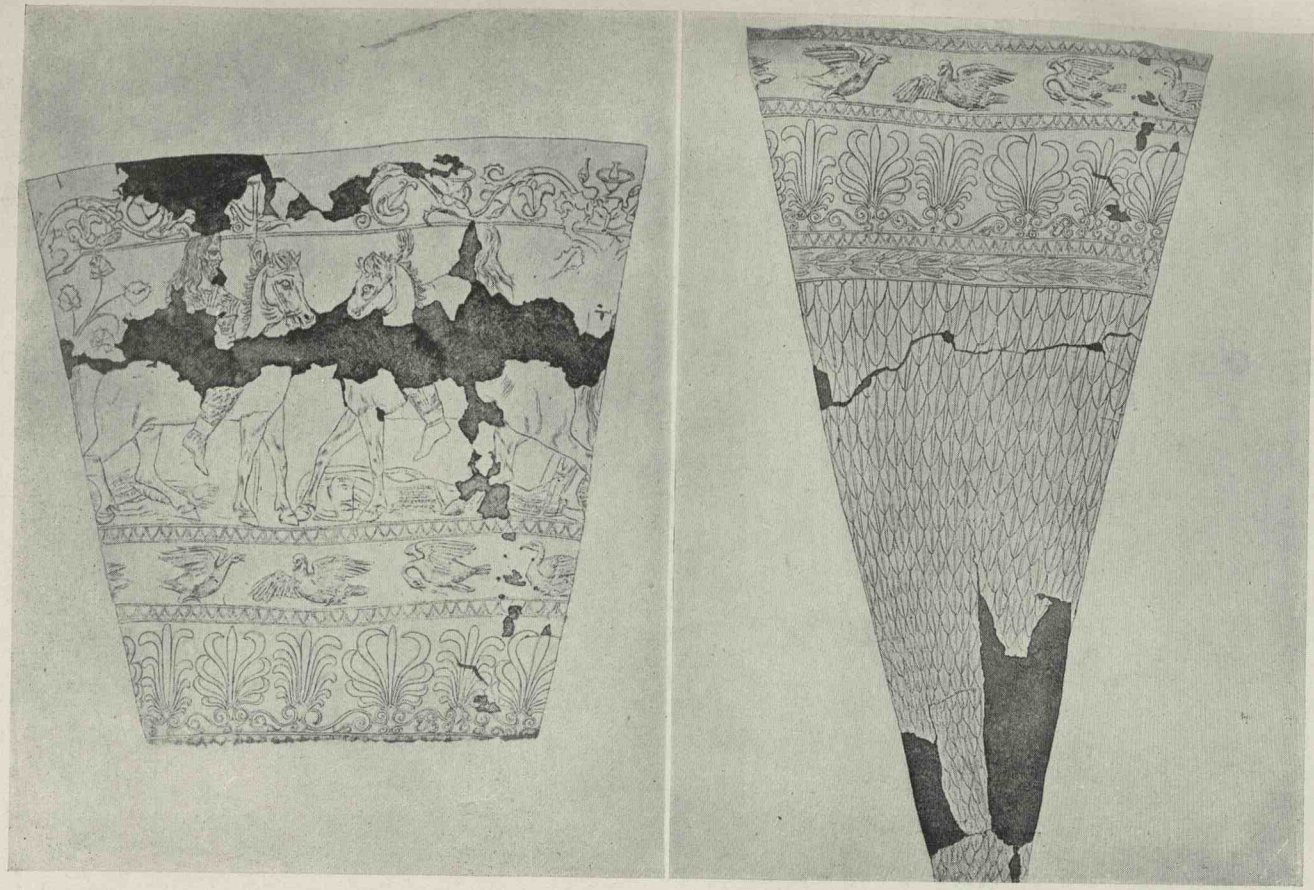
§ 21. Über die Frauentracht (wichtig für sie das dreieckige Goldblech von Karagodeuašch Band VI Tf. 63, das Rhyton von Merdžany Tf. 29[A], einige viereckige kleine Goldbleche aus dem Kul-Oba-, Čertomlyk-, Mordvinov- und Rogačik-Kurgan [Tf. 31[B]a], Stangenköpfe aus dem Alexandropol-Hügel [Tf. 35[D]c; vgl. auch g]; Stepanov a. a. O. S. 25ff.) sind wir weniger gut unterrichtet. Hauptbestandteile sind ein langes, faltiges Untergewand, ein mantelartiges Obergewand, Schuhe und Kopfschmuck verschiedener Form (Kalathos [Band XII Tf. 5a], Spitzmütze [Band XII Tf. 5c], Kappe, haubenartiges Kopftuch; s. Sĕrogozy-Gruppe § 3, Sinjavka), z. T. mit lang herabfallendem Schleier. Dazu kommen Ohr- und Schläfenschmuck, Halsringe, Brustschmuck, Gürtel, Arm- und Fingerringe, Amulette, Perlen u. a. (Kelermes, Karagodeuašch, Kul-Oba, Čertomlyk, Ryžanovka, Novosiolka), unter ihnen Goldschmiedearbeiten griech.-oriental., griech. und einheimischer Arbeit (im Čertomlyk trägt die eine Tote auf jedem der 10 Finger einen Ring). Ein Spiegel fehlt fast in keinem besser ausgestatteten Frauengrab (Tf. 31[B]d, 38[C]b; vgl. Band XII Tf. 64 a. b, 67 d; vgl. hier Tf. 31[B]a). In skyth. Zeit überwiegt durchaus die Form mit langem Griffstiel (sog. gräko-skyth. Typus; einer der ältesten Rundspiegel, alt-ionisch, von Kelermes Band VI Tf. 81a). Doch treten kaukas. und sibir. Formen schon früh daneben auf.

Zu den Spiegeln: *AuhV* 5 S. 77 Nr. 280 Reinecke; Bobrinskoj *Směla* passim; Mater. Arch. Rußl. 34 (1914) S. 15ff. Farmakovskij; ebd. 37 S. 71ff. Rostovcev; Béla Pósta a. a. O. II 55ff.; Richter *Greek, Estruscan and Roman Bronzes* 1915 S. 271ff.; Meringer *Der Spiegel im Aberglauben* WuS 8 (1923).

Eine Verteilung der einzelnen Schmucktypen auf die verschiedenen Stufen und Gruppen ist noch nicht unternommen. Über die für die Dnjepr-Gruppe charakteristischen Halsbänder (Band XI Tf. 40, 9), die Ohr- oder Schläfenringe (Band XI Tf. 40, 8, XII Tf. 3 d; vgl. a. hier Tf. 33[B]9. 10) s. Ryžanovka § 4.

§ 22. Unübersehbar groß ist das aus skyth. Gräbern, sei es aus Pferdebestattungen, aus dem Aufschutt mit den Resten der Totenfeier oder als symbolische Beigabe bei pferdelosen Gräbern, stammende Material an Teilen des Pferdegeschirrs und der Pferdeausrüstung. Ein umfassender Versuch zur Ordnung dieser Massen ist bisher nicht gemacht.

Wie das Schwert ist auch die Pferdeausrüstung typisch skyth.-national und am wenigsten vom Griechentum berührt. Es gibt keine griech. Schwerter in skyth. Gräbern, und auf das Pferdegeschirr ist der griech. Einfluß gering. Hier und da (Eltegen) scheint skyth. Pferdegeschirr von den Griechen übernommen zu sein. In den reicher ausgestatteten Pferdegräbern (in der älteren Kuban- und Taman-Gruppe ist die Pferdeausstattung relativ bescheiden; erst unter jünger-iran. Einfluß im 4. Jh. ändert sich dies, bezeichnenderweise am merkbarsten in der Dnjepr-Gruppe [Alexandropol, Čertomlyk, Krasnokutsk, Cimbalova Mogila usw.]) wetteifert die Ausrüstung der Tiere mit der auf assyr. Reliefs, auf pers. und sassanid. Skulpturen und Silbertellern dargestellten. (Über die Pferdeausrüstung der Massageten: Herodot I 215.) Das skyth. Reit- und Zugpferd (vgl. die Darstellungen auf der Vase von Čertomlyk Band II Tf. 154, 155a; *Equus Przewalski*?; vgl. die Elfenbeinplatte aus Susa: Mém. Délég. en Perse 7 S. 26 Abb. 15; älteste Equidendarstellungen von Ur s. Band XIV Tf. 54[A], 54[B]) scheint keine Hufeisen (s. d. § 3), nur ausnahmsweise (Hufzier von Alexandropol Band V Tf. 131c) anderen Hufbeschlag getragen zu haben. Über die skyth. Sättel s. Sattel A § 7 und Solocha § 4; sie waren offenbar mehr zweckmäßig als prunkvoll eingerichtet. Steigbügel scheinen erst in sarmat. Zeit (s. § 110) bekannt zu werden. Über die Aufschirrung der Pferde im ganzen, in den verschiedenen Stufen und Gruppen, bei der wir z. B. im 4. Jh. (Ende) das Eindringen neuer Moden sehen (s. § 65), läßt sich z. Zt. bei mangelnden Vorarbeiten in dieser Richtung, die sich auf die Fundprotokolle der reichen Pferdegräber zu stützen haben, nichts Erschöpfendes sagen. Nur die Verwendung einzelner Teile ist gesichert. Ich gebe hier nur einige Beispiele. Als Phalere, bereits in der ukrain. BZ bekannt, ist wohl die berühmte Platte aus dem Funde von Vettersfelde anzusehen (Furtwängler im 43. Winckelmannsprogramm 1883 Tf. 2, 1), wie die schönen Goldplatten



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Taman-Gruppe: Rhyton von Karagodeuašch.



a



b



c

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Krim-Gruppe: a. Knochenschnitzereien von Temir-Gora bei Kerč. — b. Bronze von der Krim. — c. Feliden-Figur aus dem Zolotoj-Kurgan bei Simferopol. Bronze und Gold. — Nach Borovka.



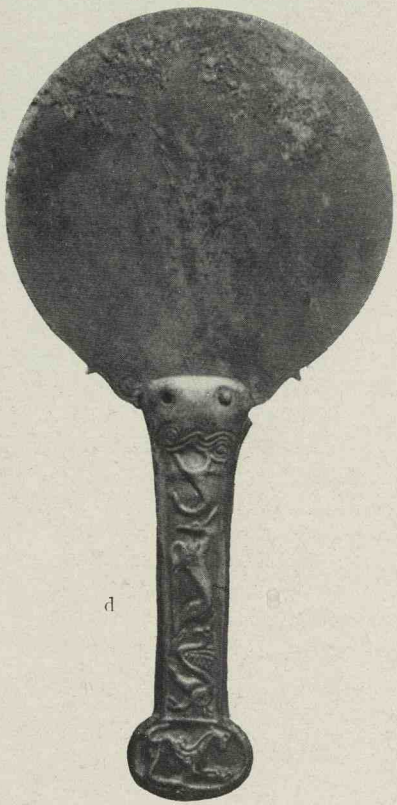
a



b



c



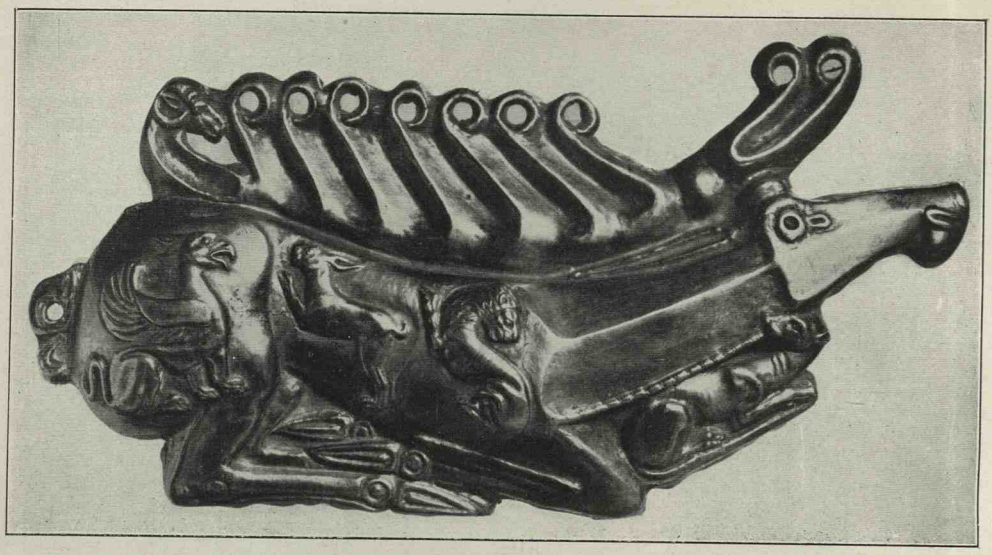
d



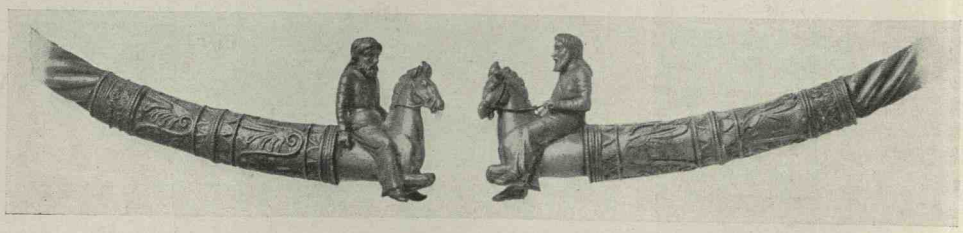
e

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Krim-Gruppe: a. Goldblech. Kul-Oba (und Čertomlyk). Nach Izvěstija Arch. Kom. 49 (1913) Tf. 2. — b. Goldblech vom Griff eines Holzgefäßes. Ak-Mečet. Nach Borovka *Scythian Art* 1928. — c. Schwertgriff aus dem Kurgan Mirza Kekuvatskij. — d. Spiegel. Kul-Oba. Nach Materialien Arch. Rußl. 34 (1914) Tf. 5. — e. Goldener Schwertscheidenbelag. Kul-Oba. Nach Ginters.



a



b



c d e

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Krim-Gruppe: Funde aus dem Kul-Oba: a. Goldener Hirsch. Nach Arch. Anz. 1926 S. 376. — b. Goldener Halsring. Nach Stepanov. — c—e. Goldbleche mit Skythendarstellungen. Nach Izvěstija 49 (1913) Tf. 2.

aus der Čmyreva Mogila (Band II Tf. 155b,c); Stirnplatten sind die goldenen Fische von Vettersfelde (Band XIV Tf. 44), Solocha (Band XII Tf. 80b), von der Kukova Mogila usw. (s. Vettersfelde), die kultische Bedeutung haben und ein langes Nachleben (röm. Augenschutzkörbe, Permische Platten) führen. Die schönste solcher Stirnplatten stammt aus der Cimbalova Mogila (Montelius-Festschrift 1913 S. 228 Abb. 4) mit der Darstellung eines Schlangenweibes mit Kalathos (Präh. Z. 18 [1927] S. 18 H. Schmidt gegen Rostovcev als Echidna gedeutet). Ein einheimisches Gegenstück aus Bronze ebenfalls aus der Cimbalova Mogila (Minns *Scythians* S. 166 Abb. 55) und vergleichbar ein Stück in der Berliner Vorgesch. Staatssammlung. Die gleiche Bedeutung haben Tierprotome, auf einer Platte aufsitzend, wie die Exemplare von Alexandropol (*Recueil Antiq. Hérod.* Tf. 12, 1; 13, 6. 7; hier Tf. 36Ba) und aus der Čmyreva Mogila (CR Pétersb. 1898 S. 27 Abb. 27), alle aus Gold, einfacher (Bronze) von Volkovcy (*Collection Chanenko* II Tf. 16 Nr. 316, „eselkopfförmig"). Als Halter der Quasten und Troddeln an diesen Stirnblechen und an anderen Teilen des Geschirrs (was H. Schmidt a. a. O. S. 30 bei Behandlung der Frage übersieht) kommen die Konusse vom Typus Band IX Tf. 184s (auch später; s. Stavropol und Band XII Tf. 95f) in Betracht. Als Wangenklappen dienen flügelförmige Platten wie im Solocha (Band XII Tf. 80b l. und r.), von Volkovcy (Tf. 39C,E), aus der Slg. Znosko-Borovskij (*Coll. Chan.* III Tf. 56ı), Typen wie das Silberblech von Krasnokutsk (Minns *Scythians* 1913 S. 167 Abb. 56) und Tierbeine wie z. B. das Exemplar der Slg. Znosko-Borovskij (*Collection Chanenko* III Tf. 56 ıı) und von Galuščino (ebd. II Tf. 19), aus dem Ogyz-Kurgan (Band IX Tf. 184n; vgl. dazu die Exemplare aus dem Čertomlyk- und Čmyrev-Hügel: Arch. Jahrb. 41 [1926] S. 176ff. und Beilage 3 und 4 Malkina) und andere. Beschläge vom Pferdegeschirr sind die interessanten Bronzen im älteren skyth. Tierstil (5. Jh. v. C.) aus dem Čigirinschen Bezirk, die ich auf Tf. 37C abbilde. Glöckchen und halbmondförmige Anhänger z. B. aus der Sěrogozy-Gruppe (Izvěstija 19 [1906] S. 164 Abb. 19 und 21). Über Eberzähne vgl. Eurasia Sept. Ant. 3 S. 33 und hier Tf. 39Kb.

In den einfacheren Gräbern beschränkt sich die Pferdeausrüstung meist auf das Kopfgeschirr. Hin und wieder ist das Leder, das die Teile zusammenhielt, erhalten, so aus einem Grabe von Šumejko (Tf. 39B) und Volkovcy sehr gut, z. T. aus anderen von ebendort (*Collection Chanenko* II Tf. 21 Nr. 401, Tf. 22 Nr. 402). Weitere Funde, die ein gutes Bild dieses einfacheren skyth. Geschirrs der n. skyth. Zone geben, von Volkovcy, Galuščino, Prusy vgl. *Collection Chanenko* II Nr. 316ff. Darstellungen aufgezäumter, von Skythen gerittener Pferde finden sich auf griech. Wollstickereien aus der Mongolei (s. Noin Ula und Band VIII Tf. 180). Der wichtigste Teil für die Leitung des Pferdes ist die Trense (s. d.). Bronzene Trensen mit zweiteiliger Gebißstange, die in Ringe oder Ösen ausläuft (vgl. Trudy Charkov 1 [1905] S. 207 Gorodcov; Tallgren *Collection Zaoussaïlov* 1916 Tf. 15, 7), auch Typen wie hier Tf. 62e (Kijever Gruppe; CR Pétersb. 1901 S. 99 Abb. 173 u. a.) kommen vor. Die typische skyth. Trense ist die mit zweiteiliger eiserner oder bronzener Gebißstange und beweglichem Seitenknebel, der aus Eisen, Bronze, Edelmetall (Band XIV Tf. 2, Ul; s. d.), im Gebiet der licht bewaldeten Steppe (zahlreiche Funde aus dem Kijever und Poltavaschen Gebiet) häufig aus Knochen ist (Tf. 37Df, 39Aa—c, 62b. c). Die Knebelstangen werden gern tierornamental umgebildet oder verziert, wozu Bronze und Knochen geeignetes Material boten, aber auch Eisen (Ul-Kurgan; Borovka *Scythian Art* 1928 Tf. 10B) durch Hämmerung geformt wurde, ebenso wie die Antennen der Kurzschwerter, Messergriffe und anderes. Schon in spätskyth. Zeit beginnt die „Geometrisierung" auch dieser bevorzugten Stücke der skyth. Tierornamentik (Tf. 28Bn, o).

Der Sporn fehlt in der skyth. Kultur vollständig. Dagegen ist die Peitsche (dargestellt auf der Voronež-Vase Band XIV Tf. 52; erwähnt Herodot IV 3) in reicheren Gräbern sehr häufig, erkenntlich durch die Goldband-Umwicklung derselben. Für den Belag eines Peitschengriffes halte ich das Stück Band XII Tf. 69, o aus einem skyth. Funde Ungarns (Nationalmuseum Budapest).

Der skyth. Wagen, oft beschrieben (vgl. besonders Hippokrates, De aere cap. 25; Modelle: Wiener Studien 24 [1902] S. 394 P. von Bieńkowski; Minns *Scythians* S. 50/51; Rostovcev *Dekorative Malerei* S. 49), beim Wanderskythen neben der Jurte zugleich das Haus, ist als ein Requisit der Totenfeier, bemalt, mit Knochenschnitzereien belegt, mit Stangenköpfen (s. Ul § 4) und Glöckchen versehen, in den großen Fürstengräbern häufig (Ul [Band XIV Tf. 3], Jelisavetinskaja, Karagodeuašch, Krasnokutsk, Alexandropol [Tf. 35 D a—c, g, h; vgl. a. Band XI Tf. 37 a, XII Tf. 67 a—c], Slonovskaja Bliznica usw. [s. a. Tf. 35 B c]). Eine Rekonstruktion ist noch nicht versucht. Über die assyr. Standarten-Wagen s. Feldlager B § 7 und Standarte C, über den Wagen in sarmat. Gräber s. § 89.

§ 23. Feinere griech. Keramik von der milesisch-rhodischen Gattung bis zu der späten Terrasigillata begleitet die Funde der skytho-sarmat. Periode als bestes Hilfsmittel ihrer Datierung (zu Unrecht von Minns bezweifelt; längere Erhaltung kann nur Ausnahme sein, Keramik hat kurze Lebensdauer; vgl. die geflickten Exemplare, z. B. von Ryžanovka). Sie war mitentscheidend in dem Streit über die Chronologie der Großkurgane des Dnjepr-Gebietes, Karagodeuašch usw. Daneben findet sich die gröbere, scheibengemachte griech. und einheimische Tonware, unter ihr die in ungeheuren Massen erscheinenden Spitz-Amphoren (mit oder ohne Stempel, Marken usw.) für Wein und Öl, im Küstengebiet geradezu als Baumaterial (z. B. Abschluß der Nischengräber; s. Maricyn) beim Grabbau verwendet, auch sie für die Datierung wichtig. Ein Formenkatalog fehlt, nur die Stempel (Pridik) sind bisher eingehender behandelt. Gläser (wenig veröffentlicht) werden erst seit dem 4./3. Jh. in den einheimischen Funden (Kurdžips; CRPétersb. 1896 S. 152 Abb. 505) häufiger, um dann in den Funden der sarmat. Periode eine große Rolle zu spielen.

Goldenes und silbernes Geschirr und Gerät, vorderasiatisch-persisches, vornehmlich in der älteren Kuban- und Taman-Gruppe (Melgunov-Fund; Sieben Brüder Band XII Tf. 18 A), griech. in sämtlichen Gruppen vom 7./6.—4./3. Jh. v. C. und bis in die Randzone (Ryžanovka; s. d. und Voronež; Band XIV Tf. 52), besonders reich in der Dnjepr-Gruppe (Čertomlyk Band II Tf. 154 b; Solocha Band XII Tf. 83—84) und auf der Krim (Kul-Oba Band III 154) vertreten, liegt in den Funden neben importiertem und einheimischem Bronzegeschirr, skythischen Kesseln und Holzgefäßen (nur in wenigen Stücken erhalten; Mordvinov-Grabhügel, Čmyreva Mogila), deren Wände und Griffhenkel mit tierornamental verzierten Goldblechen beschlagen sind (Ak-Mečet, Alexandropol, Solocha; Tf. 31 B b, 32 B a, 35 D d. e, Band XII Tf. 82 c, 85 e; griech. Nachbildung Band XII Tf. 2, 83 b. c), sowie einheimischer handgemachter Keramik (s. § 70). Rhyton und Kugelfläschchen vom Kul-Oba-Typus (Band III Tf. 154, XII Tf. 3 a) haben unter ihnen eine durch zahlreiche Darstellungen (Tf. 32 A c—e; Band X Tf. 18 III und IV) erläuterte rituelle Bedeutung. Die Kugelflasche wird einheimisch in Ton und Metall nachgebildet. Das Trinkhorn bestand gewöhnlich ganz oder in Teilen (Solocha; Band XII Tf. 85 b) aus Holz oder Horn (s. a. Band VI Tf. 64, XII Tf. 18, XIV Tf. 15 b).

§ 24. Das Haus des Skythen, die Nomaden-Jurte (Darstellung im Anthesterios-Grab; Rostovcev *Dekorative Malerei* Tf. 51) oder ein leichter, zeltartiger Holzbau, kann höchstens, soweit es sich im Grabbau abspiegelt (der hierfür allerdings nicht immer unbedingt zuverlässig ist; Kostromskaja; Tf. 26 B; vgl. dazu § 39), erfaßt werden. Im Küstengebiet ist die griech. Bauweise angenommen oder jedenfalls von starkem Einfluß gewesen (z. B. Maricyn, Nikolajevka). Zahlreiche Häuser sind in den Siedlungen und Burgen des Kijever und Poltavaer Gebietes angeschnitten. Grundrisse sind m. W. bisher nicht abgebildet. Eine Vorstellung von ihnen (z. B. viereckige Holzhäuser mit Satteldach) könnten die Grabbauten vom Typus Žurovka (Band XIV Tf. 69) geben.

Wie die Gräber werden auch die Zelte und Holzhäuser innen mit Stoffen und Teppichen behängt gewesen sein (Bobrinskoj *Směla* I 73).

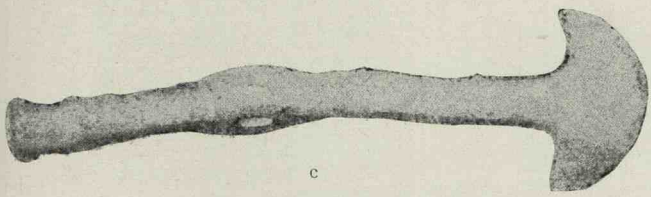
Auf die Sitten und Bräuche, die politischen, sozialen und religiösen Einrichtungen kann hier nicht näher eingegangen werden. (Es besteht vielfach die Neigung, die Nachrichten Herodots u. a. darüber als völlig unzuverlässig und kindlich hinzustellen; das



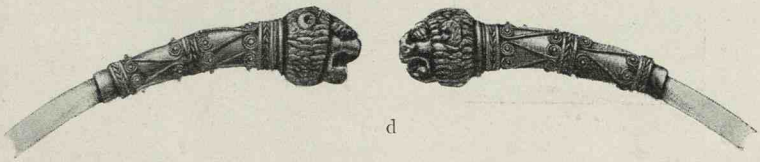
a



b



c



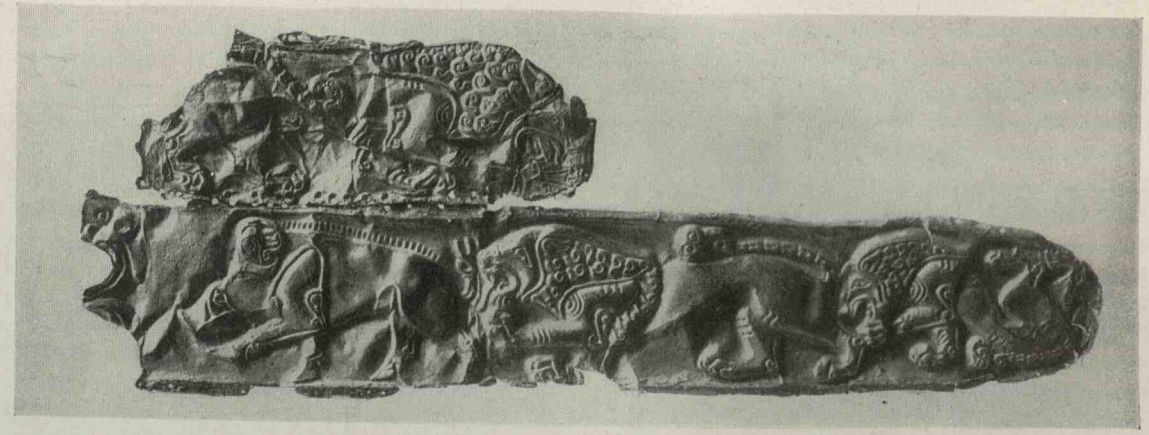
d



e

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode.

Ältere Krim-Gruppe: a. Goldbelag vom Griff eines Holzgefäßes. Ak-Mečet. — b—d. Funde vom Salgir-Fluß (b. Schleifstein, in Gold gefaßt; c. Eiserne Streitaxt; d. Goldener Halsring vom jüngeren gräko-iranischen Typus). Nach CR Pétersb. 1891 S. 78. — e. Zwei Skythen-Gruppen von der Kul-Oba-Vase (Band III Tf. 154).



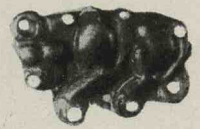
a



b



c



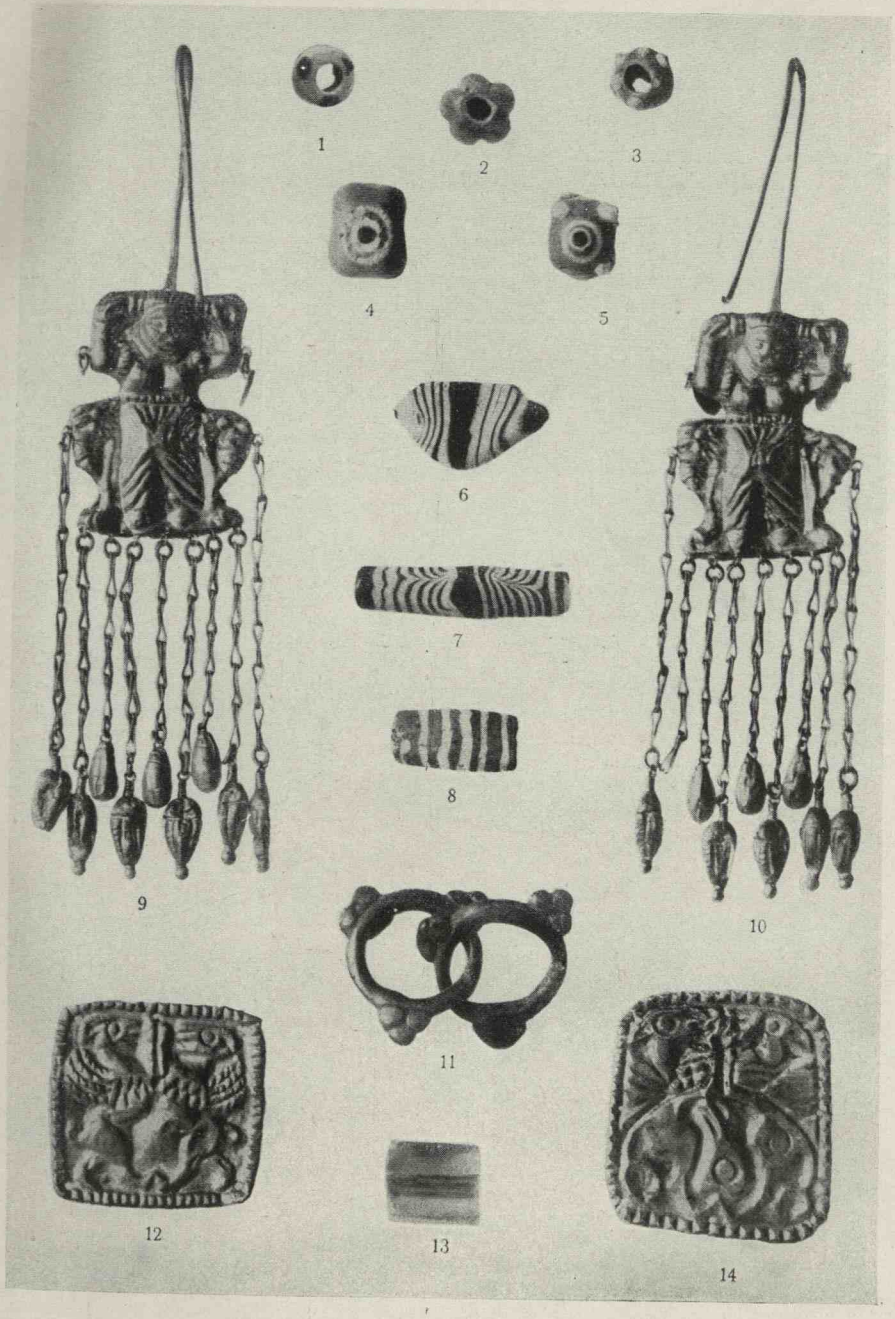
d



e

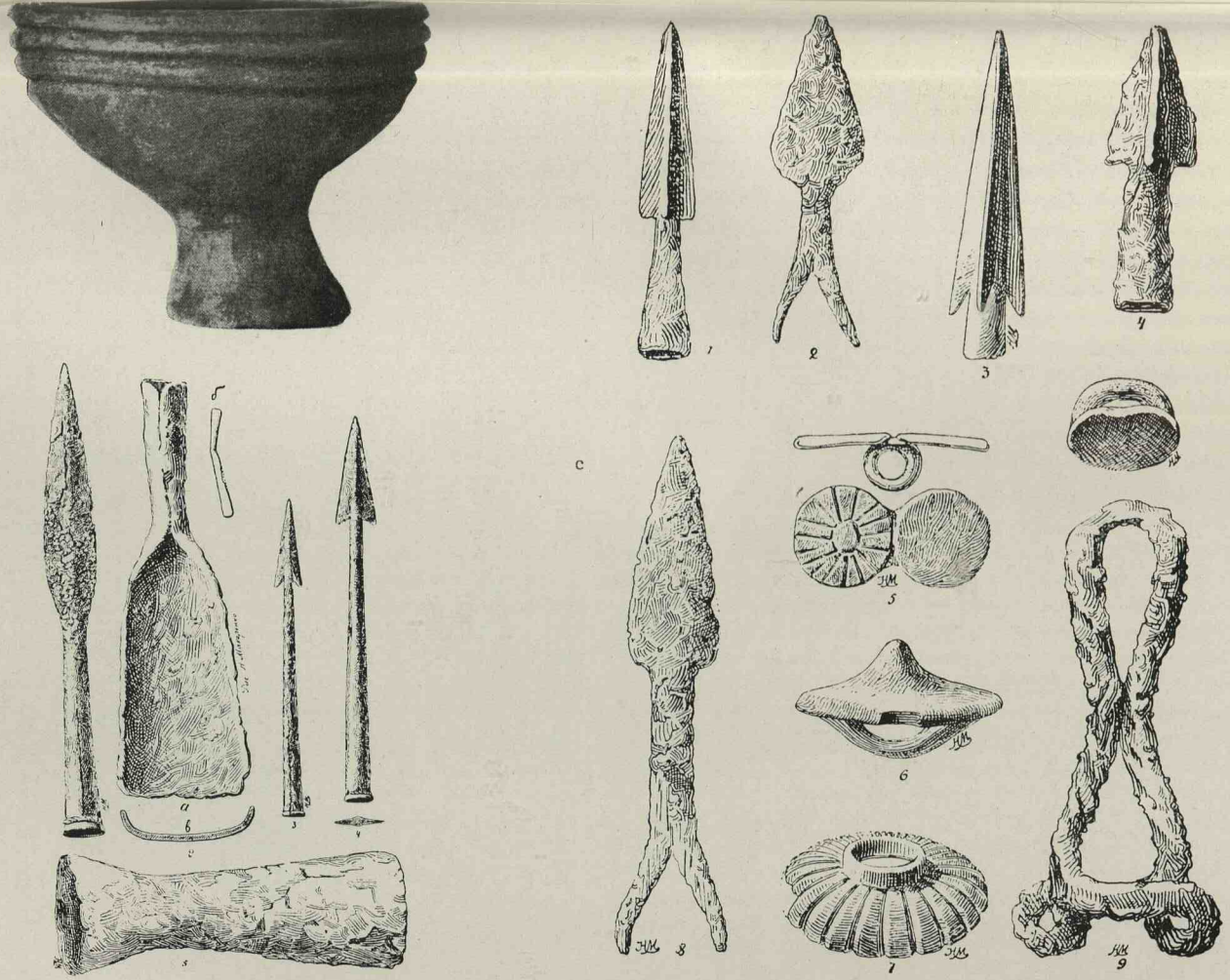
Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Don- und Voronež-Gruppe: a. Dolchscheide von Jelisavetovskaja Stanica. — b—e. Goldbleche (b, c. Donjec-Gebiet. [Zum Vergleich: d. Ul-Kurgan. — e. Bez. Čigirin]).



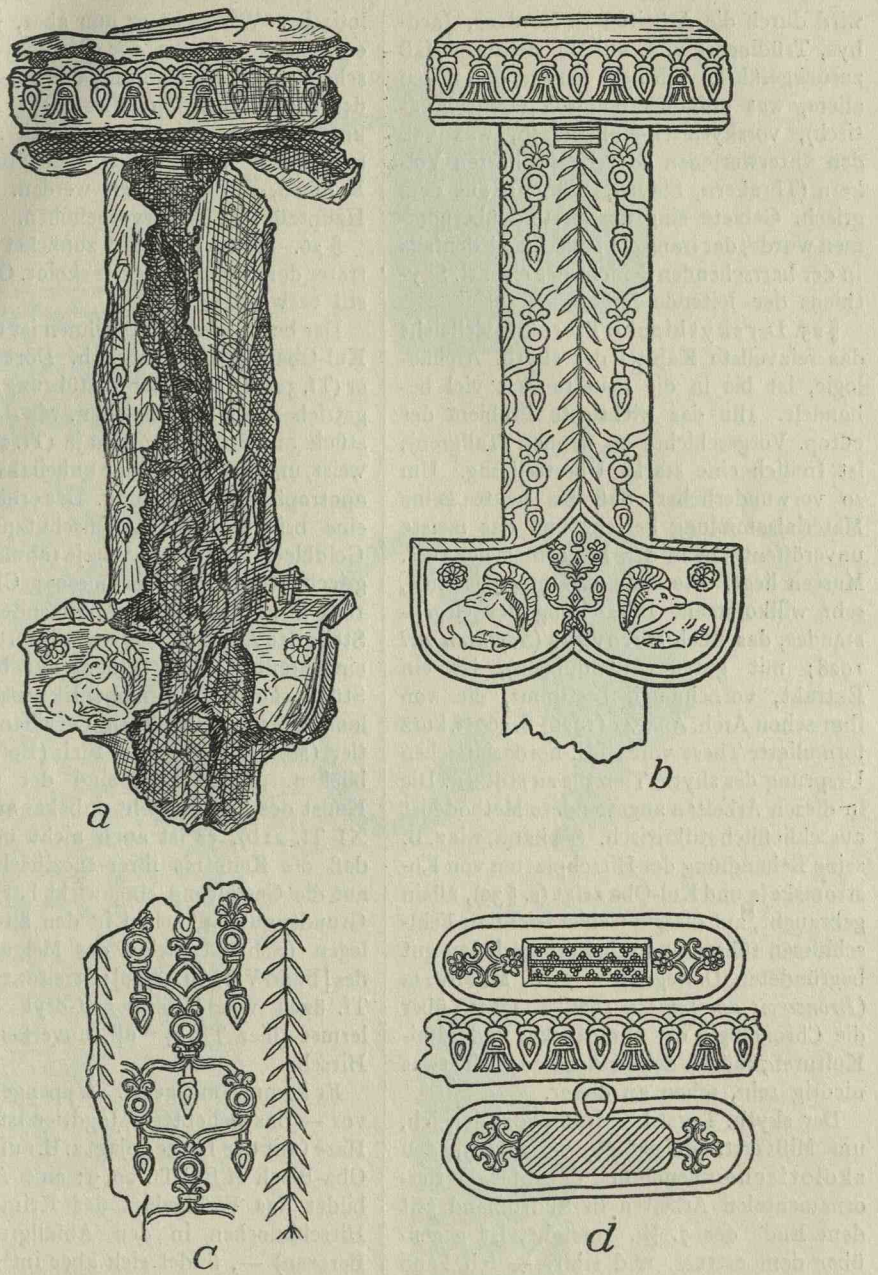
Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Don- und Voronež-Gruppe: Funde aus Kurgan 5 (Grabung 1907—1909) von Mastjugino. Nach Izvěstija Arch. Kom. 43 (1911) Tf. 1.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Don- und Voronež-Gruppe: Funde aus Kurgan 2 (Grabung 1907—1909) von Mastjugino. Nach Izvěstija Arch. Kom. 43 (1911) S. 50ff.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Der Griff des Kurzschwertes aus dem Melgunov-Fund („Litoj-Kurgan"): a. Erhaltungszustand. — b. Wiederherstellung. — c. Goldbelag der Griffstange. — d. Verzierung des Griffknaufes. — Nach Pridik.

wird durch die Arbeiten E. Nordens, Jacobys, Trüdingers u. a. auf ihr richtiges Maß zurückgeführt.) Ich hebe hervor, daß neben allem, was unindogermanisch (zentralasiatisch), vorskythisch-einheimisch, was von den unterworfenen oder benachbarten Völkern (Thrakern, Slaven, Finnen), aus dem griech. Gebiete eingeflossen und übernommen wurde, der iranische Einschlag jedenfalls in der herrschenden Schicht des eigentl. Skythiens der leitende ist.

§ 25. Der skythische Tierstil, vielleicht das reizvollste Kapitel der skyth. Archäologie, ist bis in die neueste Zeit viel behandelt. Ihn das wichtigste Problem der europ. Vorgeschichte zu nennen (Tallgren), ist freilich eine starke Übertreibung. Um so verwunderlicher, daß bis heute keine Materialsammlung besteht und das meiste unveröffentlicht in den Magazinen der russ. Museen liegt. Die erste zusammenfassende, sehr willkommene Darstellung des Gegenstandes, das Buch Borovkas (*Scythian Art* 1928; mit guten Abbildungen), ist ein Extrakt, vornehmlich bestimmt, die von ihm schon Arch. Anz. 41 (1926) S. 369ff. kurz formulierte These vom sibir.-nordasiatischen Ursprung des skyth. Tierstils zu stützen. Die in diesen Arbeiten angewendete Methode ist ausschließlich stilkritisch. Sie kann, wie z. B. seine Behandlung der Hirschplatten von Kostromskaja und Kul-Oba zeigt (s. § 39), allein gebraucht, auf diesem Gebiet leicht zu Fehlschlüssen führen und scheitert nach den gut begründeten Darlegungen von Merharts (*Bronzezeit am Jenissei* 1926 S. 176ff.) über die Chronologie der Minusinsker und Altai-Kulturen, mögen dessen Ansätze auch etwas niedrig sein, schon an dieser.

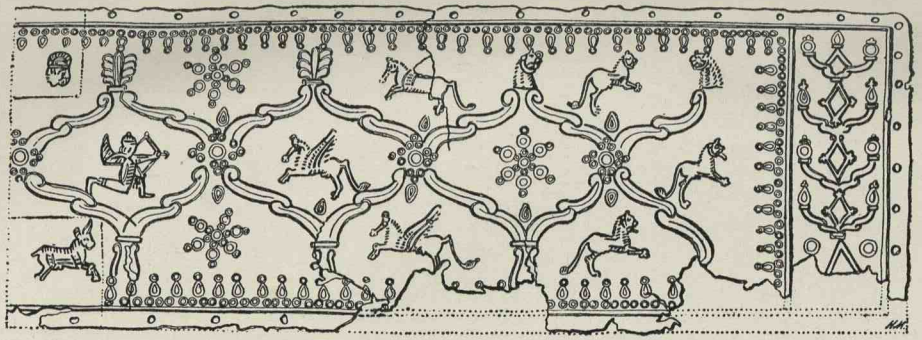
Der skyth. Tierstil Südrußlands, den ich, um Mißverständnisse zu vermeiden, den skolotischen nenne und darunter die tierornamentalen Arbeiten in Südrußland seit dem Ende des 7. Jh. verstehe, ist gegenüber dem ostruss. und sibir. — ich kann auf diese Fragen hier nicht näher eingehen — sui generis und von ihm unabhängig. Wieweit jener Lehngut aus Skythien enthält, wieweit er möglicherweise von anderswoher Anregungen erhielt, steht hier nicht zur Diskussion. Jedenfalls ist sein Typenschatz ärmer und in seiner Ausprägung viel geschlossener als der skolotische. Wie steht es nun aber, wenn der eurasische NO aus der Betrachtung ausscheidet, um die Herkunft und Entwicklung des skolotischen Tierstiles? Die Frage ist ungemein verwickelt. Anspruch auf Vollständigkeit kann, noch dazu in diesem Rahmen, nicht erhoben werden. Nur die Hauptzüge seien hervorgehoben.

§ 26. Betrachten wir zunächst die Vertreter der Tierwelt, die der skolot. Ornamentstil verwendet.

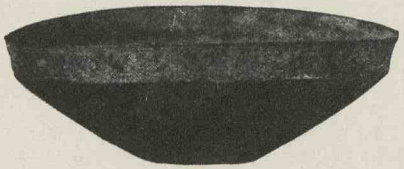
Der bekannteste unter ihnen ist durch den Kul-Oba-Fund der Hirsch. Dort erscheint er (Tf. 32 A a), in großer Ausführung, aus Gold getrieben, als Schildzeichen, wie das Gegenstück aus der Kostromskaja (Tf. 27 B a) beweist, und hat ohne Frage unheilabwehrende, apotropäische Bedeutung. Das erhärtet z. B. eine brillenförmige Augenschutzplatte aus Goldblech von Jaroslavskaja (ähnlich den in griech. Gräbern [Chersonesos; CRPétersb. 1891 S. 21 Abb. 10] vorkommenden), wo an Stelle des Augenrundes ein stilisierter Hirsch eingepreßt ist. In keinem mir bekannten Stück skolot. Tierornamentik aus Südrußland kann ich in diesem Cerviden ein Rentier (Minns) oder einen Elch (Borovka) erblicken. Beide Tiere sind der bildenden Kunst des Pontus nicht unbekannt (s. Band XI Tf. 21 b), es ist auch nicht unmöglich, daß die Kenntnis ihrer spezifischen Form auf die Gestaltung eingewirkt hat, aber der Grundtypus ist, schon in den ältesten Belegen (Schwertscheide des Melgunov-Fundes [Band VIII Tf. 39/40]; Streitaxt [Band VI Tf. 82 a] von Kelermes, Goryt von Kelermes [hier Tf. 27 A a]), unverkennbar der Hirsch.

Er kommt im eigentl. Steppengebiet nicht vor — das beliebteste Jagdtier ist hier der Hase (mit der Lanze gejagt z. B. auf dem Kul-Oba-Blech *A B C* Tf. 20, 9; eine Ausnahme bildet das Waldgebiet der Krim Hylaia; Hirschknochen in den Abfallgruben von Berezan) —, findet sich aber im Kaukasus und in der mittelrussischen Waldzone. Worin seine apotropäische Bedeutung begründet ist (Hirschopfer auf dem Wagen von Strettweg; Band XII Tf. 114; Hirschopfer im Iphigenien-Mythos), kann hier nicht näher verfolgt werden.

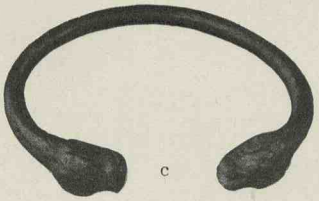
Die Verwendung gewisser Tiere auf Waffen im Orient ist sehr alt, vgl. z. B. die Heuschrecke



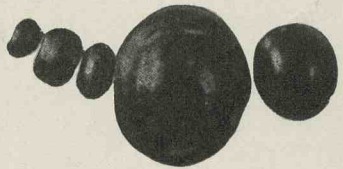
a



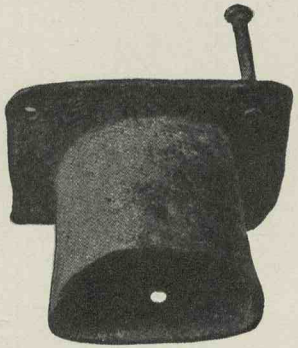
b



c



e



d

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe. Zum Vergleich: Fund von Zakim, Kars-Gebiet. 6. Jh. v. C. — a. Bronzenes Gürtelblech (vgl. Tf. 34A). — b. Bronzene Schale. — c. Bronzenes Armband. — d. Bronzener Beschlag. — e. Steinperlen. Nach CRPétersb. 1904 S. 131.

= Vernichtung auf dem goldenen Dolch von Ur Band XIV Tf. 14A, den liegenden „Spießbock" auf dem Krummschwert von Adadnirari I. Band XI Tf. 146d und E. Unger *Assyr. und babyl. Kunst* Abb. 28/29.

§ 27. Die Hauptvariante, der Hirsch mit gradaus gewendetem Kopf, in allen skyth. Gruppen vertreten, ist schon vorgeprägt in der älteren orient. Kunst (s. Vorderasien B § 7), wo er, wenn auch nicht häufig, erscheint (der hettit. Wettergott z. B. [um 1200 v. C.] steht auf seinem Symboltier, dem Hirsch; s. Göttersymbol E1 § 16 und Band VIII Tf. 41b). Bezeichnenderweise fehlt in Babylonien-Assyrien unter den Mischwesen (s. d.) der Hirsch vollständig. Der griech. Kunst scheint dieses Motiv fremd zu sein. In der Regel ist der Kopf des Tieres in Normallage gegeben, nach oben gerichtet wird er auf dem Goldblech des Holzgefäßes von Ak-Mečet (5. Jh. v. C.; Tf. 32Ba). Das Geweih endet hier in Vogelköpfe wie bei den Hirschen von Aksjutincy (Tf. 39Fc) und der sibir. Goldplatten. Seltener sind der Hirsch mit nach hinten gebogenem Kopf, der als sicher griech. Arbeit auf einem sog. skyth. Kessel von Ul (s. d. und Band XIV Tf. 1c) erscheint (6. Jh. v. C.; Beispiele Borovka a. a. O. Tf. 3C, G; G aus dem Solocha-Kurgan [= Tf. 35Bd, Band XII Tf. 82b oben]; Ende des 4. Jh. n. C.), und das stehende Tier Tf. 35Bb (5./4. Jh.), hochbeinig, mit sorgfältig behandelten Beinen, schmalköpfig, mit langem, spitzen Ohr, zweigeteiltem Gehörn, einem „Vogelkopf" auf dem Vorderblatt (Dubovaja, Gouv. Jekaterinoslav). Die Nachbildung einer Holzvorlage (das Stück saß an einem Holzgefäß) ist deutlich. Dieselbe Variante zeigt die silberne, z. T. vergoldete Brustplatte (5. Jh. v. C.) aus dem II. Kurgan der Sieben Brüder (s. d. § 3; CR-Pétersb. 1876 Tf. 4, 1), die unten mit einem Vogel mit Palmettenschwanz abschließt (halbgriech. Arbeit). Die Tamaner Hirschkuh (mit Geweih dargestellt) hat zwischen den Beinen ihr saugendes Junges, woraus sich die Haltung des Kopfes erklärt, und ist offensichtlich das Prototyp der Platte von Dubovaja. Von dem Kälbchen ist hier in verrückter Stellung, aber in derselben Richtung, nur der Kopf übriggeblieben. Von dem Hirschkopf als Beschlagstück des Pferdegeschirres haben wir prachtvolle Beispiele, z. B. aus der Čigirinschen Gruppe (Tf. 37Ch; Borovka a. a. O. Tf. 5A, C; 5. Jh. v. C.), aus dem Kuban-Gebiet (ebd. B; 5. Jh.) und als eines der besten das Stück der Slg. Massonneau in Berlin (Präh. Z. 18 [1927] Tf. 9, 2; 5. Jh. v. C.). S. a. § 39.

§ 28. Das Haupttier der Steppe ist das Pferd, oft auf den Skythenvasen abgebildet (beste Darstellungen auf der Vase von Čertomlyk Band II Tf. 154, 155a und auf dem Kamm von Solocha Band VI Tf. 55), der unentbehrliche Gefährte der Skythen, Perser, wie überhaupt der asiat. Reitervölker. Nichts ist so charakteristisch für die skolot. Tierornamentik — ein Punkt, der bisher vollständig übersehen ist —, als daß das Pferd im eigentl. skolot. Tierstil eigener Prägung eine untergeordnete Rolle spielt.

In ganzer Figur wird es höchst selten dargestellt, meist werden nur Teile, wie der Kopf, dieser häufig in ziemlich farbloser und vom Griech. abhängiger Ausführung, an Stangenköpfen (Kelermes; 6. Jh.; Borovka a. a. O. Tf. 26; sehr bezeichnend, wie hölzern und leblos dieses Stück ist), gern am Pferdegeschirr, so von Šumejko (Tf. 39Aa—c; hierbei z. T. gute Stücke, Knochenarbeiten), Prusy (*Collection Chanenko* II Tf. 20 Nr. 321; 4. Jh.?) und im Alexandropol-Kurgan (Band V Tf. 131c), oder Füße und Hinterteile mit Füßen gegeben (Čigirin Borovka a. a. O. Tf. 18A, 5. Jh.; Kerč ebd. Tf. 18C, 5./4. Jh.; Galuščino, Bez. Čigirin, *Collection Chanenko* II Tf. 19 Nr. 320d; vgl. auf derselben Tafel auch den Pferdefuß mit Raubtierkopf), wobei die Frage offen bleibt, ob es sich hier tatsächlich um Pferdefüße handelt oder um solche von anderen Huftieren, etwa des Hirsches. Offensichtlich haben es die Skythen gegenüber der Vorliebe, die die Griechen für die Darstellung des Pferdes hatten (es liegen ganz vorzügliche Pferdedarstellungen griech. Arbeit in skyth. Funden; vgl. *Collection Chanenko* VI Tf. 2 Nr. 402; hier Tf. 38Cd), nicht zu einer eigenen Ausbildung gebracht.

§ 29. Mit Vorliebe verwendet wird in der skolot. Kunst der Fisch. Ich sehe hier ab von jenen Fischdarstellungen, die ein Motiv Olbischer Münzen (Seeadler mit Fisch) replizieren. Ein prachtvolles Goldblech mit solcher Darstellung des skyth.-griech. Stiles des 5. Jh. v. C. befindet sich

im Berliner Antiquarium (unveröffentlicht), ein anderes jüngeres (4./3. Jh.) stammt von Galuščino, Bez. Čigirin (*Collection Chanenko* II Tf. 26 Nr. 439), ein Exemplar liegt im Britischen Museum (Marshall *Catalogue of the Jewellery Greek, Etruscan and Roman* 1911 Nr. 2104; M. nimmt an aus dem Kul-Oba). Exemplar von Petrikovka s. § 72.

Ich mache darauf aufmerksam, daß mit vielem anderen südruss. Gut auch dieses Motiv zu den Germanen des baltischen Gebietes gewandert ist. In einem mecklenburgischen Grabe der j. RKZ (Häven Nr. 5; Beltz *VAM* Tf. 63, 8a) lag eine Schmuckscheibe, die auf der einen Seite dieses Motiv zeigt, auf jedem der beiden Goldhörner von Gallehus (S. Müller *NAK.* II 154/5) findet man es (vgl. das Motiv auf dem Rhyton aus dem Hügel 9 von Jelisavetovskaja; Band XIV Tf. 15b).

Ich werde auf den Zusammenhang dieser beiden dän. Hörner mit südosteurop. an anderer Stelle zurückkommen.

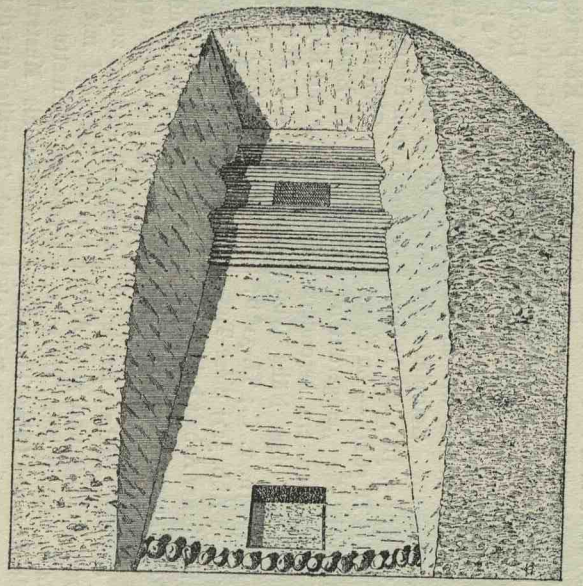
Die bekannteste Fischdarstellung ist die von Vettersfelde (Band XIV Tf. 44). Sie gehört zum Pferdegeschirr. Etwa ein Dutzend solcher Fischstirnplatten sind bekannt, und das älteste Stück stammt aus der Zeit um 500 v. C. (Vettersfelde). Soweit sich die Varianten mit einer bestimmten Spezies identifizieren lassen, stellen sie z. T. den kostbaren Fisch Südrußlands, den Stör (*accipenter Huso* Dnjepr-Liman, bei Kerč; *a. stellatus* Asovsches Meer), dar (vgl. den Fisch von Volkovcy; *Collection Chanenko* II Tf. 23 oben; hier Tf. 39^{E}). Dieser eben genannte Fisch ist wie der Vettersfelder in Seitenansicht gegeben und merkwürdig realistisch, ohne Füllung mit Tiermustern, wozu der ungegliederte Leib herausforderte (vgl. das Stück von Vettersfelde). Der Fisch von Solocha (Band XII Tf. 80b) bringt, wie es scheint, das Tier in Aufsicht, so daß beide Augen vollrund wiedergegeben sind, in der Längsrichtung in Zonen geteilt, die Schwanzpartie scharf abgesetzt; tatsächlich sind zwei Fische antithetisch zusammengestellt. Realistisch sind auch die Fischdarstellungen auf den Goldplättchen des Holzgefäßes von Solocha (Band XII Tf. 82c).

Eine andere Gattung, einen Raubfisch mit scharfen Zähnen, repräsentieren zwei Goldbleche aus der Cimbalova Mogila (4./3. Jh. v. C.), das eine griech. oder halbgriech. Arbeit (Tf. 36^{D}a), das andere einheimische Nachbildung (Tf. 36^{D}b).

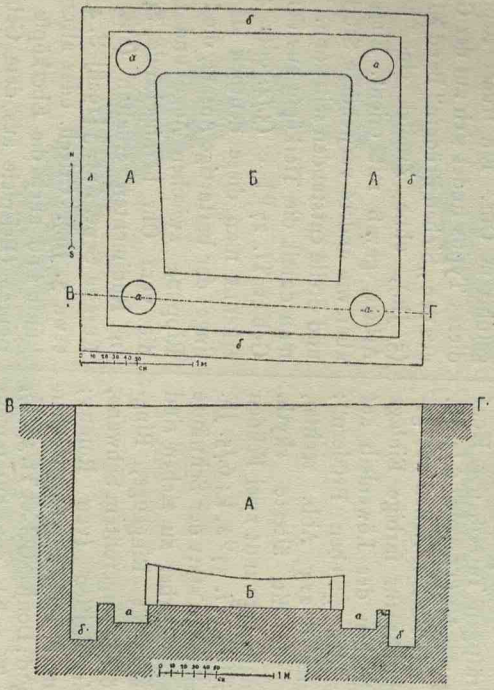
Die Fischdarstellung ist überall in der Welt verbreitet. Selbst der bildarme Norden der StZ und BZ (Brøgger *Den arktiske Stenalder i Norge* 1909 S. 104 Abb. 156; S. Müller *Bronzealderens Kunst* S. 7 Abb. 21 = hier Band IX Tf. 108d; H. Hansson *Gotlands Bronsålder* 1927 Tf. 2 Abb. 13) kennt ihn an Geräten, ebenso natürlich der alte Orient (s. Vorderasien B § 25) und Griechenland.

§ 30. Der auf den kleinen Goldblechen (liegend mit zurückgewendetem Kopf; vgl. den Kopfschmuck *Collection Chanenko* III Tf. 58T; hier Tf. 33^{A}c; 4. oder 4./3. Jh.), auf dem Rand der skyth. Kessel (stehend mit geradaus sehendem Kopf; Kelermes; z. B. Borovka a. a. O. Tf. 29; 6. Jh.; Čertomlyk; *Antiqu. Scythie Hérod.* S. 112; 4./3. Jh. v. C.) und sonst auftretende sog. Steinbock (wilde Ziege?; Bergziege) war kein Tier der skyth. Steppe, ist aber im Kaukasus zu Haus, wird auch in der altoriental. Kunst (älteste Darstellung, als Hausschaf gedeutet, von Ur; Band XIV Tf. 14c) frühzeitig und viel verwendet (s. Vorderasien B § 11), ebenso in der griechischen (Kinch *Vroulia* 1914 S. 264ff. Wildziege auf miles. Vasen). Ein steinbockartiges Tier (sitzend) ist auch auf der Goldplatte aus dem Kurgan II der Sieben Brüder (CRPétersb. 1877 Tf. 2, 3; 5. Jh. v. C.) wiedergegeben. Vgl. a. Tf. 34^{A}a, Band XIV Tf. 3b, 45b.

§ 31. Felidenartige Tiere (meist wohl Löwen) verwendet die skolot. Ornamentik gern. Löwen hat es (jedenfalls in postglazialer Zeit) in Südrußland niemals gegeben; die Darstellung der Skythen auf der Löwenjagd (Band XII Tf. 83c) ist eine heroische Idealisierung. Zu dieser Gruppe gehört das löwenartige (?) Tier von Kelermes (Tf. 27^{A}c; 6. Jh. v. C.; H. Schmidt in Präh. Z. 18 [1927] S. 80: „Panther? — Luchs?, aber jedenfalls nicht Löwe"; eine sichere Entscheidung über die Artzugehörigkeit des Tieres ist m. E. nicht zu treffen; Löwe ist mir immer noch am wahrscheinlichsten) in Schrägschnitt-Technik aus Goldblech, mit Inkrustation von farbiger Paste und Bernstein, die Tatzen und der Schwanz zusammen 10mal mit einem zusammengerollten Tier verziert. Die Einlagearbeit deutet auf altvorderasiat. Einflüsse.



a



b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Širokij-Kurgan bei Malaja Lepaticha: a. Schnitt in den Hügel. — b. Plan und Durchschnitt der Grabkammer. — Nach Soobščenija Akad. Mat. Kult. I (1926).

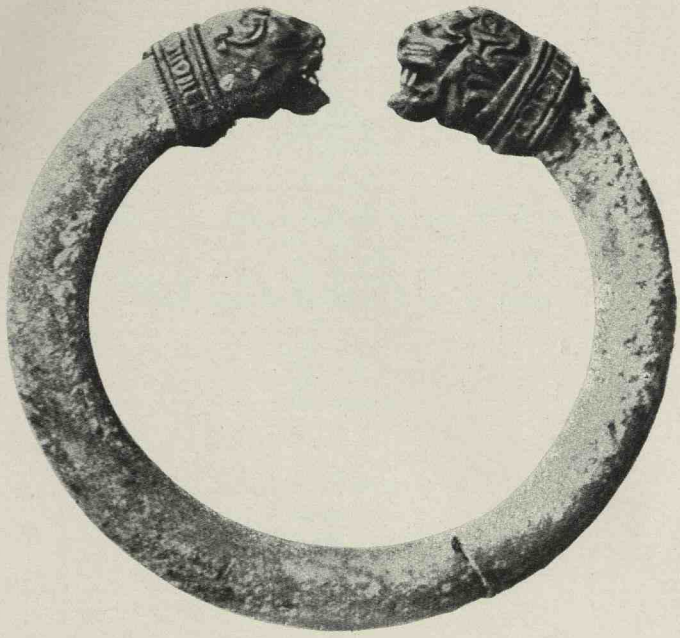
An eigenartiger Kraft steht ihm am nächsten die „Löwin" aus Bronze aus dem Zolotoj-Kurgan (s. d.) bei Simferopol, der Körper im Profil mit kräftigen Tatzen, der Kopf halb nach vorn gewendet (Tf. 31^{A}c; 6./5. Jh. v. C.), der Leib mit flachen Zellen aus gewundenem Golddraht für farbige Einlage (damit zu vergleichen der Löwenleib auf der Platte aus den „Sieben Brüdern"; Minns *Scythians* S. 213 Abb. rechts), charakteristisch für die älteste skyth. Gruppe, damit nahe verwandt zwei Feliden aus dem Bez. Čigirin (Tf. 37^{C}a, k; 6./5. Jh. v. C.), mit Vogelköpfen statt der Schwänze (vgl. a. Tf. 33^{A}a). Hierher zu ziehen sind wohl auch Tiere mit Ringauge, Ringfüßen und ringförmig eingerolltem Schwanz, z. B. an Spiegelgriffen (von Romny; Minns *Scythians* S. 178), auf Goldblechen (Ul, 6. Jh., Tf. 33^{A}d; Donjec-Gebiet Tf. 33^{A}b), auf Eberzähnen Tf. 39^{K}b, ganz zusammengekauert aus Bronze (Susly; Eurasia Sept. Ant. 3 [1928] S. 47 Abb. 27) und ähnliches.

Deutlich Löwenköpfe in Profilstellung nach altionischem Muster sind Bronzen, wie sie in Eltegen bei Kerč und im Bez. Čigirin (hier Tf. 37^{C}i; Borovka a. a. O. Tf. 16; vgl. die Holzschnitzerei aus dem Altai, Antiquaries Journal 6 [1926] S. 412 Abb. 4) gefunden wurden (eine Gußform für solche von Maricyn [s. d.]; Präh. Z. 5 [1913] S. 9 Abb. 6a; 5. Jh. v. C.). En face finden wir solche Löwenköpfe z. B. auf Goldplättchen (Tf. 33^{A}e; Bez. Čigirin; 5. Jh.; aus Bronze *Collection Chanenko* III Tf. 56M). — Zu dieser Gruppe werden auch die „eingerollten" Tiere gehören, von denen ein besonders schönes Spezimen aus der Nähe von Simferópol stammt (5. Jh. v. C.; Tf. 31^{A}b; CRPétersb. 1895 S. 38 Abb. 32); diese Tierfiguren in durchbrochener Arbeit haben ihre Prototypen in vollgegossenen Rundplatten, in die das Tier hineinzukomponieren war, z. B. das Stück aus den „Sieben Brüdern" (5. Jh. v. C.; erste richtige und gute Abb. Borovka Tf. 14B, danach hier Tf. 30^{A}e, oder der Gürtelhaken von Olbia Tf. 35^{B}a; 6. Jh. v. C.; zu diesen vgl. a. Fettich *Kunstgewerbe der Awarenzeit* 1926 S. 49 Anm. 2).

§ 32. Sehr zahlreich sind in der skolot. Kunst die Tierköpfe. Von den Löwen- und Hirschköpfen sprachen wir schon. Ein anderer sehr verbreiteter Typus ist der langgestreckte Kopf mit geöffnetem Maul, dreieckigen Reißzähnen und gut ausgeführtem Ohr. Ein früher Repräsentant dieses Typus findet sich auf der Goldplatte aus den „Sieben Brüdern" Band XII Tf. 19D (5. Jh.), ohne Zweifel eine halbgriech. Arbeit, gewiß mit orient. Einschlag, die aber wie andere verwendete Stücke an Ort und Stelle entstanden sein kann. Vergleicht man damit die Tierköpfe aus dem Kuban-Gebiet Tf. 27^{B}b, c (5./4. oder 4. Jh.), so erkennt man diese deutlich als Abkömmlinge: der bartartige Ansatz, die horizontale Rippung zwischen Auge und Ohr, selbst die vom Ohr herabgehende Spirale sind in Rudimenten erhalten (aus Knochen: Eurasia Sept. Ant. 3 [1928] S. 43 Abb. 24; etwa 3. Jh.). Griech. oder altoriental. Abkunft sind auch die Eberköpfe und Eberfiguren (Beispiele aus dem Gebiet beiderseits der Straße von Kerč; bei Borovka a. a. O. Tf. 17C—E; 5. Jh.; von Mastjugino Eurasia Sept. Ant. 3 [1928] S. 47 Abb. 29; 4./3. Jh.; vgl. a Tf. 33^{A}a, 35^{D}f).

Eine große Rolle spielen unter diesen Tierköpfen wiederum die sog. Vogelköpfe, entweder an Körperteilen anderer tierornamentaler Gebilde (Hirsch von Aksjutincy Tf. 39^{F}c; Dolchscheide aus dem Don-Gebiet Tf. 33^{A}a; Platte von Olbia Tf. 35^{B}a; u. a.), oder als mehr oder weniger selbständige Gebilde wie Endstücke z. B. an einem Knochenkamm des Gouv. Poltava (*Collection Chanenko* II Tf. 31 Nr. 511; 6./5. Jh.), als Beschläge aus Bronze aus dem Kuban- und Kijever Gebiet (Tf. 27^{B}d; Borovka a. a. O. Tf. 8 A—D; *Collection Chanenko* III Tf. 56Ж; 5. Jh.), auf Goldblechen (Ak-Mečet Tf. 31^{B}b; 5. Jh.; Slg. Znosko-Borovskij *Collection Chanenko* III Tf. 60X; 5./4. Jh; Solocha Band XII Tf. 85e; 4./3. Jh.). Bei fast allen angeführten Beispielen zeigt sich, daß der zugrunde liegende Prototyp ein Tierkopf mit am Hinterkopf ansetzender Palmette ist. Bei dem von Borovka als Musterbeispiel guten alten skyth. Tierstiles aus dem Kuban-Gebiet angeführten Stück (a. a. O. Tf. 8D; Arch. Anz. 1926 S. 377 ders.) ist diese Palmette zu einem zweiten, nach oben umgewendeten Vogelkopf umgebildet.

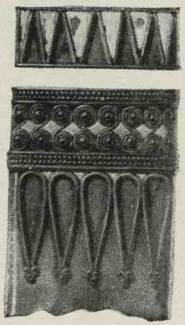
Die drei Hauptbestandteile dieser Tier-



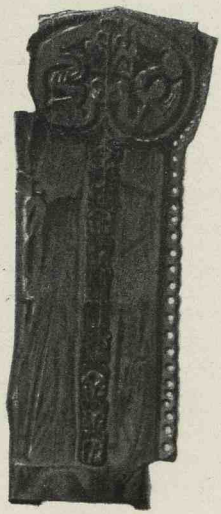
a



b



c



d

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: a. Armring vom älteren gräko-iranischen Typus aus dem Gouv. Kijev (Import aus Olbia oder Tyras). Nach Mat. Arch. Rußl. 34 (1914) Tf. 12. — b—d. Goldbeschläge von Griff und Scheide des Kurzschwertes aus der Ostraja Mogila bei Tomakovka. Nach *Antiq. Scythie d'Hérodote.*



a



b



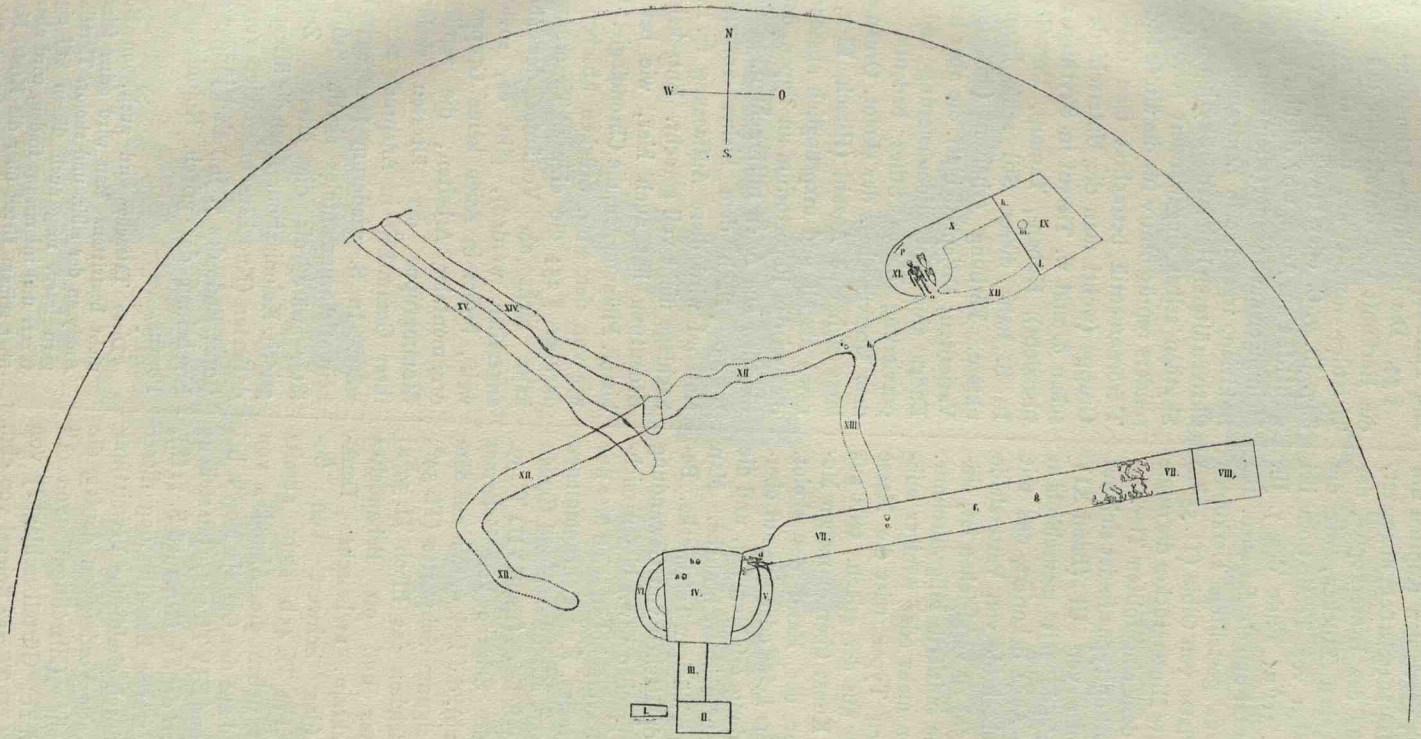
c



d

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: a. Bronzener Gürtelhaken. Olbia. — b. Goldblech von einem Holzgefäß. Dubovaja, Gouv. Jekaterinoslav. — c. Bronzener Stangenkopf. Melitopol, Gouv. Taurien. —



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Plan des Kurgans von Alexandropol („Lugovaja Mogila"). Nach *Antiq. Scythie d'Hérodote.*

Tafel 35 c

kopfart sind der kräftige, nach unten umgebogene Schnabel, gegen den Kopfteil um das runde Auge, das Mittelstück, abgesetzt, und die Bekrönung des Hinterkopfes, der schon in sehr frühen Stücken, wie die Knochenschnitzereien von Temir-Gora bei Kerč zeigen (Tf. 31[A]a; Ende des 7. Jh. v. C.), tierornamental umgebildet wird. Bei den drei ins Kreuz gestellten Tierköpfen der archaischen Platte von Olbia (Tf. 35[B]a) tritt an Stelle dieses Hinterstückes die runde Mittelplatte mit dem eingerollten Tier.

Ein anderer Tierkopftypus findet sich auf den Stangenköpfen von Ul (Band XIV Tf. 3), am Kopfende mit menschlichem (apotropäischem) Auge dekoriert, das mit dem an der Dolchscheide von Vettersfelde (Band XIV Tf. 45a) zu vergleichen ist, eingefaßt durch eine imitierte Filigranschnur.

§ 33. Zu diesen mehr oder weniger selbständig stilisierten Typen tritt die Masse von anderen teils aus der griech., teils aus der vorderasiat. Kunst übernommenen Motiven, die unter der Hand des skolot. Kunsthandwerkers keine oder eine nur oberflächliche Umbildung erfahren hat, und die ich hier nicht aufzuzählen brauche. Man vergleiche die einschlägigen Tafelwerke. Besonders die Goldplättchen von Gewandung und Stoffen (Teppichen usw.) bieten reichstes Material. Hervorgehoben seien hier nur die der altvorderasiat. Kunst entnommenen Motive: die Löwen, Mischwesen und Genien auf der Melgunov-Scheide (Band VIII Tf. 39, 40) und auf der Scheide von Kelermes (Band VI Tf. 82b), die Dekoration auf dem Griffteil des Melgunov-Schwertes (Tf. 34[A]; womit zu vergleichen das Blech Tf. 34[B]a) und Verwandtes und oft Behandeltes aus der ost-ukrain. archaischen Denkmälergruppe (das Schwert von Šumejko Band XIV Tf. 45b steht abseits davon und ist neben die Akinakes von Vettersfelde und aus der Ostraja Mogila bei Tomakovka [Band XIV Tf. 45a, c] zu stellen; Ginters *Schwert der Skythen* 1928 S. 11ff.), das auf eine starke Beeinflussung dieser Gruppe wohl durch chaldische Vermittlung (s. Tuschpa) aus Vorderasien deutet, die aber ebensosehr (Hirschfigur von Ul Band XIV Tf. 1c; Gürtelbeschlag[?] von Kelermes Band III Tf. 7a; Spiegel von ebd. Band VI Tf. 81a usw.) den Einfluß altionischer Kunst, genauer von Phanagoria und Pantikapaion her, erfahren hat.

§ 34. Die landläufige Lehrmeinung über die Herkunft und Entwicklung des skolot. Tierstiles nimmt an, daß er etwa im 8./7. Jh. v. C. oder etwas später voll ausgebildet aus Asien, wo? darüber gehen die Meinungen auseinander (Kleinasien, Sibirien, Baktrien, irgendwo in Zentralasien, in der fiktiven älteren Heimat der Skythen), mit den Skythen selbst eingewandert sei. Als besonders repräsentativ für die ältere südruss. Tierornamentik betrachtet man dessen ö. Gruppe (wobei man die Unterschiede zwischen ö. und w. Tierstil in Skythien nicht übersieht), Kuban-, Taman-, Don-Gebiet. In S. habe dieser Stil seine besondere ukrain. Färbung erhalten (mit lokalen Varianten; Dnjepr-Gebiet), die aber letzten Endes eine Entnationalisierung und Depravierung dieses Stiles bedeute. Aus dem Motivenschatz der skolot. Ornamentik lasse sich eine Anzahl (Hirsch, Elch, Bär usw.) als alt und ursprünglich aussondern, dies sei das Repertorium an Typen, das die Skythen aus Asien mitbrachten.

§ 35. Nach dem bisher vorliegenden Material wird diese Auffassung m. E. der Sachlage nicht voll gerecht. Entscheidende Bedeutung hat auch hier, wie bei allen histor. Phänomenen, die Chronologie. Wenn wir von den sibir. Stücken absehen (vgl. darüber § 25; die chines. Tierornamentik kann nicht als Vorläufer der südruss. angesehen werden), gibt es, soviel ich weiß, bisher in Asien keine Gruppe tierornamentaler Arbeiten, die zeitlich als Stammgruppe der ältesten skolot. in ihrer Gesamtheit in Anspruch zu nehmen wäre. In S. wiederum fand sich bisher kein tierornamentales skyth. Stück, das älter wäre als die ältesten Zeugnisse griech. Kolonisation. Auch die ältesten festdatierten (Knochenschnitzereien von Temir Gora; Ende des 7. Jh.) sind jünger als das Erscheinen der griech. Kolonisten am n. Pontus.

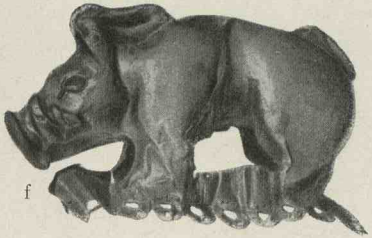
Diese Tatsache wird auch von Borovka nicht bestritten. Man wird seine feinsinnigen Analysen der sibir. und skolot. Tierstilarbeiten gern lesen, mag auch diesen Stil eigenartig, bizarr und interessant finden, wird aber gegenüber seinem Urteil über die Kraft, Naturnähe und Originalität dieser Arbeiten zurückhaltend


a

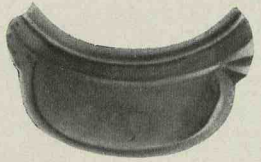

b

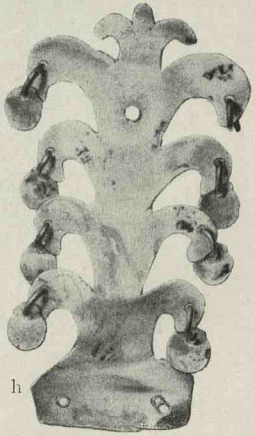

c


d


f


g


e


h

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Funde aus dem Kurgan von Alexandropol. Nach *Antiq. Scythie d'Hérodote.*

Tafel 35 D



a



b



c



d



e



f



g

Tafel 36[A]

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Durchbrochene Goldbleche aus dem Kurgan von Alexandropol. Nach *Antiq. Scythie d'Hérodote.*

sein. Das sind subjektive Wertungen, die keine festen Grundlagen abgeben.

§ 36. Man ist bei der Behandlung des skolot. Tierstiles meist von der Voraussetzung ausgegangen, daß die erste iranische Welle mit den aus Asien kommenden iran. Skythen S. erst im 8./7. Jh., d. h. zur selben Zeit wie die Festsetzung der Griechen am Nordufer des Schwarzen Meeres, erreichte. Ich habe oben ausgeführt (s. § 6), daß das Iraniertum in S. wahrscheinlich älter ist, vielleicht bis in das 2. vorchristl. Jht. hinaufgeht, daß sein Verbreitungsgebiet w. des Don bis zum Dnjepr und darüber hinaus liegt. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, daß der iranisch-skyth. Tierstil Komponenten enthält, die ihre Voraussetzungen in einer älteren arch. Schicht der Ukraine haben (Andeutungen darüber s. § 6). Ich habe weiter nachgewiesen (gegen Rostovcev), daß die Kuban-Gruppe nach ihrem Grabritus uniranisch und von der westskyth. Gruppe abzutrennen ist. Ihre Träger sind offenbar zuletzt in S. eingerückt, und mit ihnen kommt wohl jene Welle oriental. Formen und Motive, die (Melgunov-Fund) bis über den Dnjepr in altiran. Gebiet hinübergreift und sich mit anderen Elementen (Šumejko) mischt. Daß etwa sie den skolot. Tierstil fertig mitgebracht hätten, dafür gibt es nicht den geringsten chronol. Anhaltspunkt, dagegen haben die von ihnen mitgeführten Motive (Vorderasien) ihn stark beeinflußt.

§ 37. Die Musterung der Hauptelemente des skolot. Tierstiles hat erwiesen, daß sie fast ausnahmslos in Zusammenhang mit den Motiven der altionischen (nordpontischen oder kleinasiat.) und altoriental. Kunst oder in deren Nähe gebracht werden können, so daß an der ausschlaggebenden Bedeutung, die diese beiden Kunstkreise für die Ausprägung des skolot. Tierstiles als Ganzes gehabt haben, kein Zweifel besteht.

H. Schmidt (Präh.Z. 18 [1927] S. 1ff.) meint, ich hätte mich in meinem Urteil über den skyth. Tierstil zu sehr von Farmakovskij, den er in einem Atem mit Rostovcev als Autorität für die Chronologie der skyth. Archäologie nennt, beeinflussen lassen. Ich könnte darauf erwidern, daß Schmidts Kleinasien-Theorie nach meiner Meinung zu stark unter dem Einfluß Pridiks konzipiert sei, halte es aber für angemessener, Schmidt zuzugestehen, daß er sich ein eigenes Urteil, wenn auch ein nicht zutreffendes, weil sehr einseitiges, über diese Frage gebildet hatte. Farmakovskijs Aufsatz ist aus einem Kongreß-Vortrag hervorgegangen, und ich glaube nicht, daß dieser um die Erforschung der griech. Altertümer S. verdiente Gelehrte damit mehr als einige kurze, improvisierte Andeutungen hat geben wollen. Sehr befremdend ist, daß Schmidt ihn als Autorität in chronol. Fragen Skythiens betrachtet. Wenn Farmakovskijs Datierungen richtig wären, so würde das ganze mühsam errichtete chronol. Gebäude der skyth.-sarmat. Archäologie zum Teil umstürzen und mit ihm eine Anzahl von Schmidt selbst angenommener Datierungen skyth. Funde.

Ich habe mehrfach darauf hingewiesen, daß die skolot. Kultur S. gegenüber der griech. (wie auch der altoriental. Vorderasiens) selbständig ist. Sie hat ihre eigene, fest umrissene Prägung und unterscheidet sich von jener so grundlegend, daß sie ein Lieblingsthema der antiken Ethnographie war. Ebenso verhält es sich mit dem skolot. Tierstil. Gegenüber der Raumgebundenheit der griech. und klassischen oriental. Kunst und deren strenger Gliederung, der zweckbestimmten Einreihung jedes Formelementes, herrscht hier die zügellose, phantastische (nicht phantasievolle) Freiheit in der Verwendung der Stilelemente, grenzenlos und schrankenlos wie die weiten Steppen, auf denen diese Bildungen entstanden. Die Übereinstimmungen zwischen dem skolot. und dem kret.-myk. Stil (S. Reinach *La représentation du galop* Paris 1925) sind m. E. Konvergenz-Erscheinungen, aus verschiedener Wurzel (dort formal, hier dynamisch) hervorgegangen. Der Nachweis von Abhängigkeiten und Beeinflussungen, mögen sie noch so in die Augen fallen, erklärt die Entwicklung dieses Stiles noch nicht, der, wenig selbständig in der Wahl seiner Motive, in deren Gestaltung eine unverkennbare Eigenart besitzt. Möglich, daß uns neue Entdeckungen und Untersuchungen in Asien dem Verständnis dieser merkwürdigen Schöpfung näher führen. Den skolot. Tierstil freilich wird man dort nicht finden, denn dieser ist ein histor. Produkt, das nur einmal und an einer Stelle entstehen konnte.

B. Denkmäler-Gruppen der skyth. Periode.

a) Ältere Kuban-Gruppe.

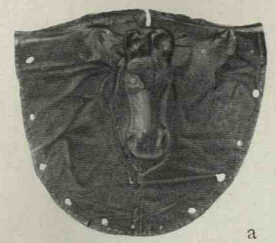
§ 38. Das durch seine reichen kupferzeitlichen Grabhügel bekannte Gebiet um

den Lauf des Kuban-Flusses, n. des Kaukasus (s. Kuban, Maikop), hat auch aus der skyth. Per. hervorragende Funde aus Grabhügeln beim Aul Ul (s. d.), von Kelermes (s. d.) und bei den Kosakenstationen Kostromskaja (s. d.), Voroneżskaja (s. d.), Urupskaja, Marjevskaja und Jelisavetinskaja geliefert.

Untersucht wurde in d. J. 1898, 1908 und 1909 von Veselovskij eine Hügelgruppe bei Ul (s. d.), deren Grabbau in dem Einzelartikel näher geschildert ist. Insbesondere ist der imposante Hügel I von 1898, mit seiner interessanten Anlage für die Pferdebestattung um das Hauptgrab herum (Band XIV Tf. 1a), hervorzuheben. Im großen und ganzen scheinen alle diese Kurgane, für die die hölzernen Zelte oder Steinkammern (Nachbildungen nicht der kaukas. Dolmen, sondern der Lehmgrabhäuser des alten Asiens), die Pferde-Hekatomben, die bei der Totenfeier geopfert wurden bzw. mit ins Grab folgten, und der stark östliche Einschlag in den Fundstücken charakteristisch sind, dem 6.—4./3. Jh. v. C. anzugehören.

§ 39. Einen zeltartigen Holzbau hat auch die Kostromskaja Mogila (s. d.), die in der Bauart der Bestattungsanlagen etwas abweicht (Tf. 26^{B}) und bei sonst weniger reicher Ausstattung an lebendem und totem Grabgut 13 Skelette der mitbestatteten Dienerschaft und den bekannten, hier als Schildzeichen durch die FU gesicherten goldenen Hirsch (Tf. 27^{B}a) enthielt. Über die Zeit, in der das Grab angelegt wurde, gehen die Ansichten auseinander. Borovka (Arch. Anz. 1926 S. 372; ders. *Scythian Art* 1928 S. 91) setzt den Hirsch von Kostromskaja ins 7./6. Jh., Fettich will ihn mit dem von Kul-Oba und Tápió-Szent-Márton (Band XII Tf. 66a) in die sarmat. Zeit datieren. M. E. kann man die Stücke zeitlich nicht weit auseinanderziehen, dazu sind sie zu gle chartig in der Grundanlage. Die Datierung gibt, unter der Voraussetzung, daß das Stück nicht aus einer älteren Grabanlage (s. Kul-Oba § 2) stammt oder älterer Familienbesitz war, das Exemplar aus dem Kul-Oba (Tf. 32^{A}a), Ende des 4. Jh. v. C., allenfalls allg. 4. Jh. v. C., die Bestimmung, als Schildzeichen, die Kostromskaja Mogila. Die Schrägschnitt-Technik geht auf Holzvorlagen zurück. Die Skythenschilde waren in der Regel aus Holz, auch wohl in reicheren Gräbern (der Kostromskajaer Eisenschild ist eine Ausnahme), sicher auch die Schildzeichen. Der skyth. Verfertiger des Kostromskajaer Hirsches (gegen Borovka) steht der Originaltechnik näher als der Grieche, der im skyth. Auftrage arbeitet; so können sich die Stilverschiedenheiten und der anscheinend überzeugendere Eindruck, den das Stück aus dem Kuban-Gebiet macht, wohl erklären. Die imitierte Filigran-Technik und die Einlage von Email an dem Stücke aus Ungarn sind ein westskyth. Zug (z. B. Fisch von Vettersfelde [Band XIV Tf. 44], Schwert aus der Ostraja Mogila [ebd. Tf. 45c] u. a.), zeigen den Einfluß von Olbia (und Tyras) und trennen es von den beiden andern Exemplaren. Die Stilisierung des Schwanzes rückt die Hirsche von Kostromskaja und Kul-Oba dicht zusammen, der unter dem Einfluß der Filigran-Technik bei dem Stücke aus Ungarn anders gebildet ist. Sehr bemerkenswert ist bei allen dreien die Form des Ohres, das nicht in der Verlängerung des Auges, sondern höher sitzt und an den Geweihansatz anschließt (vgl. auch den Hirsch des Stangenkopfes aus der Gegend von Melitópol; Tf. 35^{B}c, 4./3. Jh. v. C.). Auch das Auge des Hirsches von Kostromskaja (Ring mit Punkt in der Mitte) spricht nicht für ein hohes Alter. Bei den größeren Metalldarstellungen von Hirschen älterer Zeit (die Knochenarbeiten, wo die Zirkeltechnik mitspielt, anders) ist das Auge meist voll gegeben und nicht wie bei den Stücken von Kostromskaja und Kul-Oba durch einen Ring (mit oder ohne Punkt); bei dem Hirsch von Tápió-Szent-Márton ist die Einlage-Technik im Spiel Man beachte auch bei dem Hirsch von Kostromskaja die verwachsene, schematische Wiedergabe der Maulpartie, die am besten von den drei Stücken bei dem ungar. Tier ist, und vergleiche damit z. B. die des Hirsches im Dresdener Albertinum (Tf. 39^{F}b).

Die zwischen den J. 1912 und 1917 ausgegrabenen Hügelgruppen bei der Jelisavetinskaja und Marjevskaja Stanica bieten, da über sie genauere Aufnahmen existieren, besonders gute Grundlagen für die Be-



a





b



c



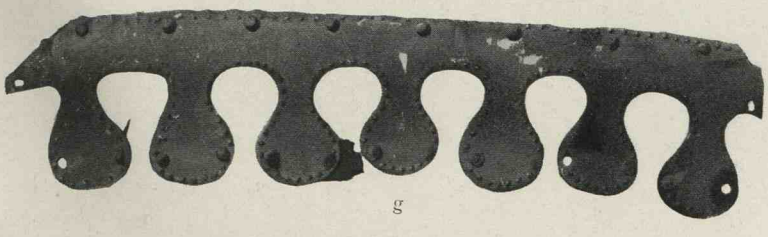
d



e



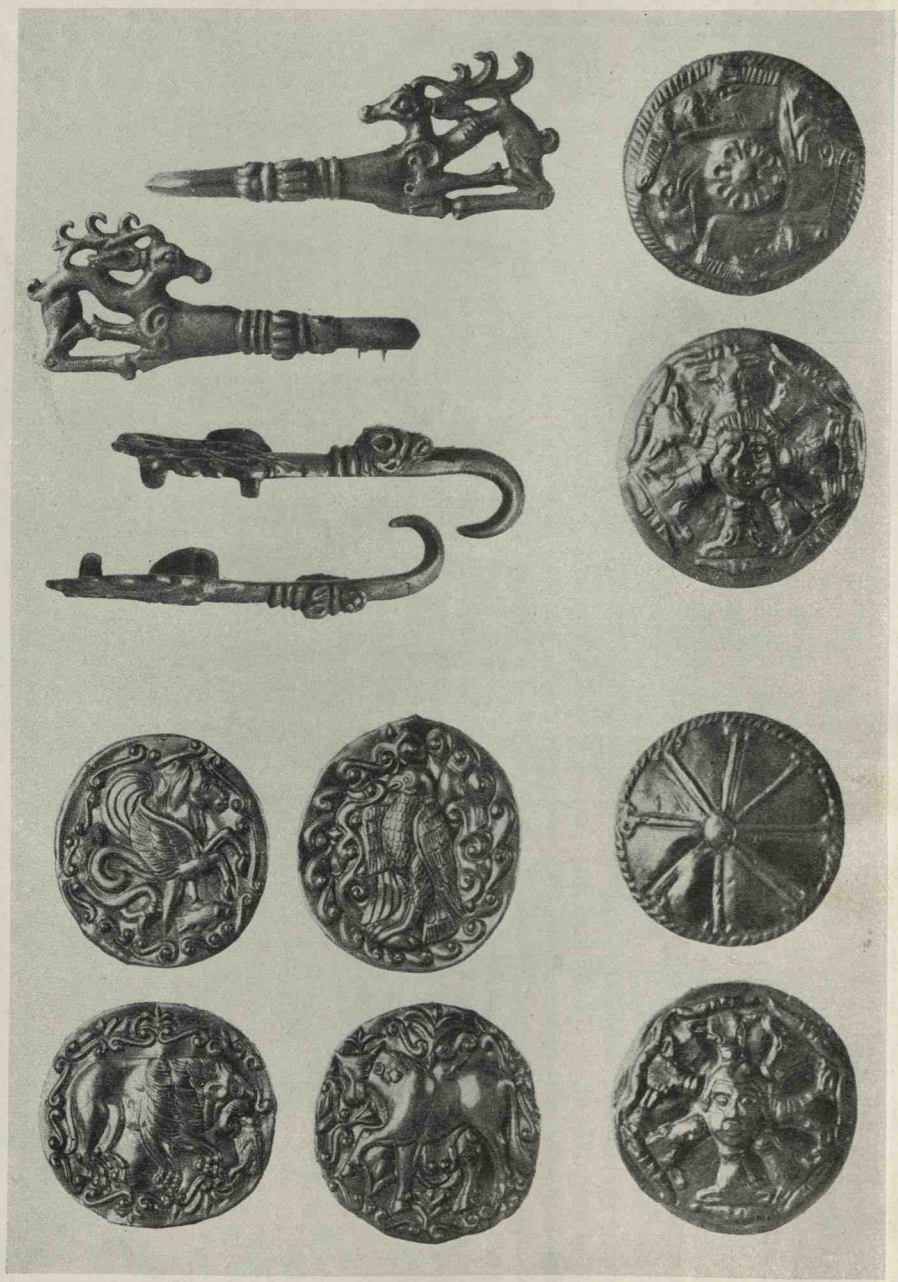
f



g

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Funde aus dem Alexandropol-Hügel. Nach *Antiq. Scythie d'Hérodote.*



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Goldene Gürtelhaken und Phaleren aus dem Alexandropol-Hügel. Nach Recueil Kondakov 1926.

urteilung der ganzen Gruppe, obwohl sie sämtlich schon im Altertum geplündert waren.

Die Jelisavetinskajaer Hügel (6 große und viele kleine) liegen etwa 18 km von Jekaterinodar am r. Ufer des Kuban-Flusses.

§ 40. Im Hügel von 1913 (CRPétersb. 1913—1915 S. 148ff.) war ein mächtiger, viereckiger Schacht von 8,50 m T. (L. 12,80 m; Br. 9,65 m) in den gewachsenen Boden eingeschnitten. Darüber ein Holzdach, das auf starken Pfählen ruhte. Auf dem Boden des Schachtes (Tf. 25A) in dessen nw. Teile eine Steinkammer aus wohlbearbeiteten Kalksteinplatten, die anscheinend gleichfalls eine Holzdecke hatte, und deren Eingang gegen O lag. In den Schacht führte von S ein sich nach unten verbreiternder Gang. Viele Pferdeskelette (beobachtet etwa 200). Die Hauptbestattung in der Steinkammer war gestört. Von dem Inventar fanden sich an ihrer Südseite: eine panathenäische Preis-Amphora (CRPétersb. 1913—1915 S. 152 Abb. 234), ein Panzer aus Eisenstreifen, zwei Gefäße aus grauem Ton, abwechselnd mit weißen und roten Kreisen bemalt, ein hölzernes Kästchen, 7 kleine Amphoren, auf einer Steinplatte ein eisernes Schwert und ein eiserner Schuppenpanzer (beide weder abg. noch beschrieben!). Dazu kommen außerhalb der Steinkammer Scherben eines griech. rotfigurigen Gefäßes, einheim. Keramik, eiserne und bronzene Pfeilspitzen, Lanzenspitzen und eiserne Schwerter. Auch menschliche Skelette mit Perlen und kupfernen Armringen wurden beobachtet.

§ 41. Der Hügel von 1914 (CRPétersb. 1913—1915 S. 151ff.) war in den Hauptzügen der Grabanlage identisch (Tf. 25B), doch ließen sich bei ihm viele Einzelheiten besser beobachten. Der Dromos (L. 25 m, Br. 3,55 m) war ebenfalls mit dicken Holzbrettern abgedeckt. Fast seine ganze Länge nahmen zwei Leichenwagen (der eine mehrfarbig bemalt) ein, deren Räder eiserne Reifen und je zwölf Speichen hatten. Bei dem einen war die Vorderseite mit Knochenknöpfen verziert. Jeder dieser Wagen wurde von 6 Pferden, die eisernes und bronzenes Geschirr trugen, an langer, hölzerner Deichsel gezogen. Im Aufschutt, im w. Winkel zwischen Kammer und Gang, 9 Pferde, — im ö. Winkel 4 Menschenskelette, die Halsketten aus Perlen trugen. Der Schacht (8,85 × 8,85 m) war hier nicht so tief (3,20 m) und ebenfalls von einer Holzdecke, die durch Holzpfeiler gestützt wurde, abgeschlossen. Längs den Rändern des Schachtes lief ein Streifen von gelbem Sand (Br. 0,70 m), der oben mit Kohle bedeckt war. In der NW-Ecke, ganz an sie angelehnt, die Steinkammer mit Holzdecke. Vom Grabinventar wurden nur einige Goldbleche (Medusenkopf, Palmetten, bisweilen in Kreuzform und Lotosblüten), ein Kurzschwert u. a. gefunden. An der Nordwand war ein Grabschacht eingeschnitten für einen Mann mit eisernem Panzer und Schwert an der r. Seite. Hier fanden sich noch Leichenwagen-Reste und Scherben rotfiguriger Gefäße.

§ 42. Der dritte Hügel (von 1915) der Jelisavetinskajaer Gruppe (CRPétersb. 1913—1915 S. 155ff., Plan ebd. Abb. 236; 7 mitbestattete Frauen; die Steinkammer liegt hier fast zentral im Schacht) ist bekannt durch das bronzene Bruststück eines Panzers mit archaisierendem Medusenkopf (Izvěstija Arch. Kom. 65 [1918] S. 1ff. Veselovskij), der vierte Hügel von 1917 (Rostovcev *Skifija* S. 323f.) unterscheidet sich von den andern dadurch, daß die zentrale, mit Holz bedachte Steinkammer umgeben ist von einem viereckigen Umgang mit je einem Durchlaß an der Nord- und Südwand. Dieser Umgang entstand dadurch, daß man die Schachtwände mit einem Steinbelag verkleidete. Der Goldschmuck und die Reste einer schwarzlackierten Pyxis sprechen für ein verhältnismäßig spätes Datum dieses Grabes (4. Jh. v. C.).

Drei im J. 1912 ausgegrabene Hügel bei Jelisavetinskaja, von denen der eine (Nr. I, H. 6,40 m) trotz zweimaliger Ausplünderung noch leidlich erhalten war (CRPétersb. 1912 S. 57ff.), zeigen, daß im Kuban-Gebiet die massenhafte Mitgabe von Pferden sich auch in die jüngere Zeit (4./3. Jh. v. C.) gehalten hat (s. a. Voronežskaja Stanica). Im Hügel I lagen die Pferde (29) zum größten Teil nebeneinander und die Köpfe nach innen gerichtet auf einem besonderen Absatz im Grabe selbst (vgl. den Plan ebd. S. 59 Abb. 85) an der N-, W-, S-Seite und

in der SO-Ecke. Der Schacht hatte die L. von 9,58 m, Br. 7,50 m. Holzpfeiler an den Rändern und im Zentrum stützten die Decke.

§ 43. Vom selben Typus ist die im J. 1912 untersuchte Anlage in einem Hügel (H. 6,40 m) bei Marjevskaja Stanica (CRPétersb. 1912 S. 50ff.). Er war von einem ziemlich beträchtlichen Graben eingefaßt. Möglicherweise diente der Grabbau, der nach Annahme des Ausgräbers später erweitert wurde, wiederholter Bestattung von Mitgliedern einer Familie (vgl. die Pläne ebd. S. 52 Abb. 67, 68). Sehr reich war die Ausstattung mit einfachem griech. und einheimischen Tongeschirr (ebd. S. 54 Abb. 71—77) aus dem 4./3. Jh. v. C.

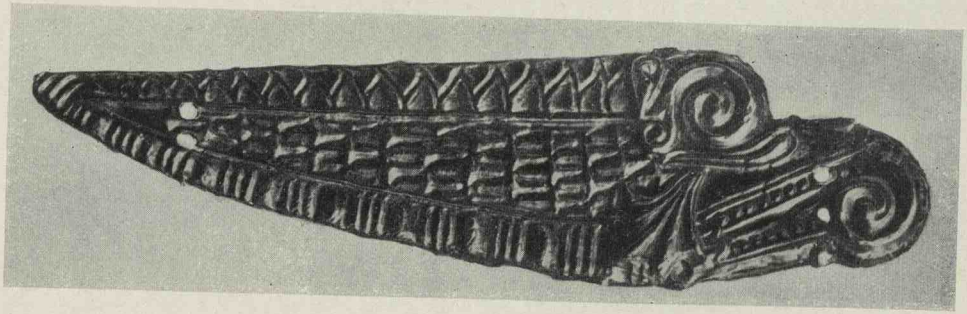
§ 44. Weiter wären hier noch die Hügelgruppe bei der Voronežskaja Stanica (s. d. und Tf. 28^{A}b, 28^{B}) und die Funde von Kurdžips (CR Pétersb. 1896 S. 1ff.; Izvěstija Arch. Kom. 65 [1918] S. 45ff. Grinevič), Abadzechskaja Stanica (CRPétersb. 1905 S. 70ff.) und Merdžany (Merčany) zu nennen, meist nicht fachmännisch untersucht. Die Funde von Merdžany bei Anapa sollen aus einem Männer- und Frauengrabe stammen (Izvěstija 49 [1913] S. 133ff. Rostovcev). Es gehören dazu die Teile eines silbernen und goldenen Rhytons (Tf. 29^{A}) mit Adorationsszene (Göttin auf Thron und reitender Fürst mit Rhyton), ein goldener gewundener Armring (Tf. 29^{B}3), 27 rosettenförmige, filigranverzierte Goldbleche (Tf. 29^{B}2), ein in Gold gefaßter Anhänger aus Bernstein (Tf. 29^{B}1), zwei konische Helme (Tf. 29^{B}10), ein bronzener Stangenkopfabschluß (?) in Form eines Vogelkopfes, unten mit ionischem Kapitäl und Rosette (Tf. 29^{B}8, 9), u. a. Die nahe Verwandtschaft dieser Stücke mit denen von Karagodeuašch (s. d.), denen sie auch zeitlich gleichlaufen (4./3. Jh.), liegt auf der Hand.

§ 45. Die meistgenannten, arch.-histor. wie kunstgeschichtlich wichtigsten Funde der älteren Kuban-Gruppe stammen von Kelermes. Leider sind sie schlecht ausgegraben und bisher nicht zulänglich veröffentlicht. Über die Grabformen geben Anhaltspunkte die Untersuchungen von Veselovskij, der im J. 1904 zwei größere Hügel durchforschte (CRPétersb. 1904 S. 85ff.). Der Hügel I (H. 2,25 m) hatte einen fast quadratischen Schacht (10,70 × 10,65 m) und war 2,20 m in den gewachsenen Boden eingeschnitten, und zwar in zwei Absätzen. Durch zwei Reihen von Holzpfeilern war er in drei Teile geteilt (Tf. 28^{A}a). Der zentrale Teil war vielleicht mit einem Dach versehen; die Seitenteile, von denen der s. 4, der n. 2 Stützen hatte, besaßen wohl besondere Dächer. Von der Ausstattung war wenig erhalten: Scherben von vier verschiedenen Tongefäßen, teils einheimisch, teils griech. (nach Farmakovskij wahrscheinlich ein rhodisches und ein sog. samisches, beide aus der 1. Hälfte des 6. Jh. v. C.; vgl. Rostovcev *Skifija* S. 313 Anm. 1), Stücke eines skyth. Kessels, Perlen, kleinerer Goldschmuck und anderes. Außerdem fand sich eine große Kalksteinplatte mit quadratischer Vertiefung in der Mitte. Unter den zahlreichen Pferdeskeletten im Grabe bei zweien Wangenstücke, die mit Steinen inkrustiert waren (a. a. O. Abb. 138). Eine Pferdehekatombe wurde an der Südseite des Hügels aufgedeckt, von denen einzelne sehr reich aufgeschirrt waren (a. a. O. Abb. 141—144; darunter Goldbeschlag von einem Peitschengriff). Hier auch Stangenköpfe, u. a. in Form eines Pferdekopfes (a. a. O. Abb. 139). — Ein ähnliches Bild gibt auch die Anlage im zweiten Hügel, aus dem zwei griech. Bronzehelme und ein mit Gold inkrustiertes Bronzezepter (?; a. a. O. Abb. 152/3 Helme; Abb. 154 Zepter [?]) stammen.

§ 46. Aus nicht fachmännisch gehobenen und noch immer nicht im Zusammenhang publizierten Funden von 1903 und 1904 (CRPétersb. 1903 S. 168ff. [die Veröffentlichung der Funde aus der Slg. Schulz wird hier „für die nächste Zeit" in Aussicht gestellt]; Arch. Anz. 1904 S. 100; ebd. 1905 S. 58; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 222ff.) stammen der Akinakes mit goldener Scheide und goldplattiertem Griff (Band VI Tf. 82b), die Axt mit aufgelegtem Goldblech an Griff und Kopf (ebd. Tf. 82a), das Diadem Tf. 27^{A}b, der wohl als Brustschmuck verwendete Felide Tf. 27^{A}c, in Schrägschnitt-Technik, mit eingerollten Tieren als Ornament und Cloisson-Verzierung, ein goldener Gorytbeschlag (Tf. 27^{A}a), das Gürtelzierstück (Band III Tf. 7a) mit Bernsteineinlagen,



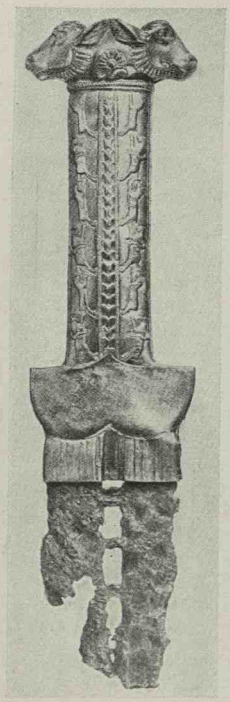
a



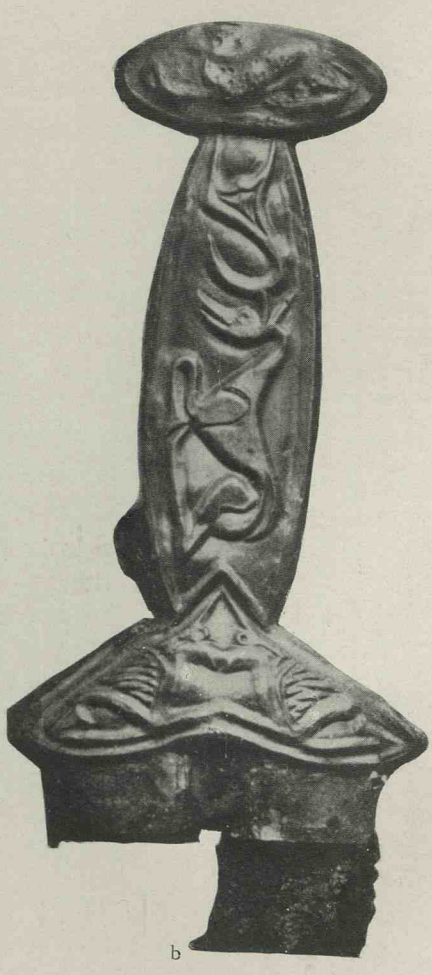
b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: a, b. Goldene Wangenstücke vom Pferdeschmuck in Fischform aus der Cimbalova Mogila. Nach Borovka *Scythian Art* 1928.



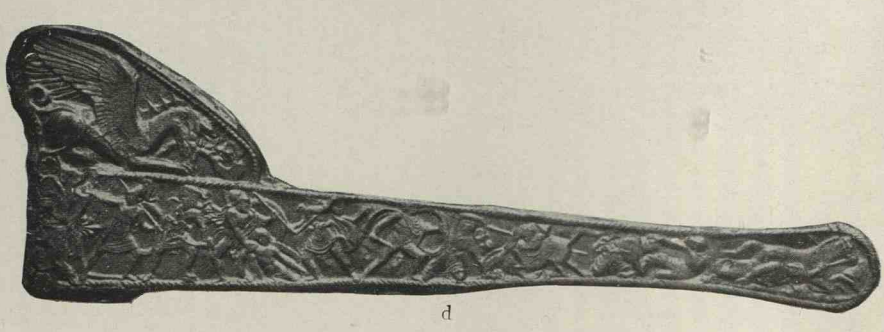
a



b



c



d

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe: Schwerter und Schwertscheidenbelag. a, b, d. Čertomlyk. — c. Maricyn. — Nach Mater. Arch. Rußlands, Ebert und Minns.

ein silbervergoldeter Spiegel (Band VI Tf. 81a) ionischer Arbeit und anderes. — Diese Gruppe gehört ins 7./6. Jh. v. C.

b) Ältere Taman-Gruppe.

§ 47. Die ältesten eisenzeitl. Gräber auf der mit dem ö. Ausläufer der Krim das Asovsche Meer s. abschließenden Halbinsel Taman — von der Krim durch die Straße von Kerč (Kimmerischen Bosporus) getrennt — liegen in Teilen der griech. Nekropole des alten Taman. Im J. 1913 wurde am w. Ufer des Cukur-Liman ein Grab aufgedeckt, das möglicherweise zu einer von Baron Tiesenhausen (CRPétersb. 1868 S. XIII) untersuchten Gräbergruppe gehört und neben einer rhodischen Oinochoë vom letzten Viertel des 7. Jh. (Izvěstija 63 [1917] S. 32ff. und Tf. 3 [farbig] E. Pruševskaja) Scherben einer einfachen Schale, eine bronzene Streitaxt (Tf. 30^{A}a; ebd. S. 54 Abb. 11), zweischneidige bronzene Pfeilspitzen mit Widerhaken (Tf. 30^{A}b), eine eiserne zweischneidige Pfeilspitze (ebd. S. 56f. Abb. 17,18) und ein bronzenes Blech, das aus zwei antithetisch gestellten Raubtieren gebildet wird (Tf. 30^{A}c; ebd. S. 48 Abb. 6), enthielt.

Die eiserne Pfeilspitze dürfte die älteste fest datierte in Südrußland sein. Sie werden erst seit der älteren sarmatischen Stufe häufiger. Das Bronzeblech hat sein Gegenstück in kappadokischen Funden (ebd. S. 50 Abb. 8; British Museum Babylon. Room 25 Nr. 546; hier Tf. 30^{A}d). — Leider ist das Grab nicht fachmännisch untersucht. Rostovcev (*Iranians* S. 40) ist geneigt, mit Hinblick auf die kappadokischen Stangenköpfe und den Kimmerier-Einfall in Kleinasien zusammen mit der rohen Bronzestatuette eines Reiters aus dem Kuban-Gebiet (ebd. Tf. 5, 5) es für die vorskyth. thrako-kimmer. Schicht in Anspruch zu nehmen.

§ 48. Sonst sind aus der im Kuban-Gebiet so reichen Frühstufe (7.—6. Jh.) von der Taman-Halbinsel einheimische Funde nicht bekannt. Dagegen wird die Entwicklung während des 5.—4. Jh. außer durch einige skyth. Gräber in der griech. Nekropole von Phanagoria (Rostovcev *Skifija* S. 262ff., 349ff.) ausgezeichnet repräsentiert durch eine Gruppe von 7 Kurganen, nahe bei Temrjuk (s. Sieben Brüder), in denen sich einheimische Fürsten mit reicher Aussteuer an Totengut bestatten ließen. (Dicht neben sie zu stellen ist das Material aus 7 [größtenteils ausgeraubten] Grabhügeln ö. von ihnen [CRPétersb. 1878/79 S. VIIff.].) Der griechische Einschlag in dieser ganzen Gruppe ist stark. Die Keramik ist ausschließlich griech. — einheimische Tonware fehlt —, ebenso das Metallgeschirr, die meisten Schmucksachen und die zum Aufnähen auf die Bekleidung bestimmten Goldbleche. Die nach skyth. Geschmack hergestellten berühmten Goldbleche (Band XII Tf. 19) zeigen doch, trotz ihres ungriechischen Gesamteindruckes, deutlich den Einfluß des altionischen Stiles. Skyth. ist die Bewaffnung (Schuppenpanzer), aber ihre wichtigsten Teilstücke, die Schwerter, sind entweder nicht erhalten oder nicht publiziert; skyth. sind vor allem die zahlreichen Stücke des Pferdegeschirrs. Skyth. Kessel fehlen. Auch Grabbau und -einrichtung sind kaum von griech. Sitte berührt: in den Boden eingetiefte Schächte, deren Wände mit Lehm verkleidet und die mit Holzbalken abgedeckt waren, oder in den Schacht gestellte Steinkisten, mit Steinplatten bedeckt (s. Sieben Brüder § 4, Hügel III). Auch hier zahlreiche Pferde-Bestattungen, aber nicht mehr jene gewaltigen Hekatomben von Pferde-Opfern und besonderen Vorrichtungen für sie, wie in der älteren Kuban-Gruppe. Überreste von Leichenwagen werden nicht gemeldet, sind aber möglicherweise übersehen. S. a. Tf. 27^{B}d, 30^{A}e, Band XII Tf. 18.

§ 49. Weiter gehören in diese Gruppe eine Anzahl von Gräbern, die im Bau und Inventar stark griech. gefärbt sind, und bei denen das einheimische nur in vereinzelten Zügen hervortritt. Es gehören dazu ein reiches Kriegergrab auf dem Gute Pivneva, dicht bei der Nekropole von Phanagoria (CRPétersb. 1870/71 S. XV), dessen Inhaber bei sonst rein griech. Ausrüstung (Beinschienen) den skyth. Bogen mit Zubehör und einen Schleifstein bei sich hatte. Es wird durch eine rf. Vase in die Zeit um 400 datiert. Weiter die Bolšaja Bliznica (s. d. und Izvěstija 35 S. 45ff.; CRPétersb. 1907 S. 84ff.; ebd. 1913—1915 S. 146ff.), der Vasjurin-Berg (s. d.), beide um 300 v. C., und der Kurgan von Karogodeuašch (s. d.; hier Tf. 30^{B} und Band VI Tf. 62—64), bei dem die sehr reiche Ausstattung überwiegend einheimischen Charakter hat, aus derselben Zeit.

c) Ältere Krim-Gruppe.

§ 50. Merkwürdig genug ist das Kleinod Rußlands, die Halbinsel Krim, bisher sehr ungleichmäßig erforscht. Nur im Küstengebiet, namentlich bei Kerč, und in seiner weiteren Umgebung sowie bei Chersonesos-Sevastópol, ist umfassender gegraben, das Steppengebiet n. des Jaila-Gebirges dagegen nur wenig bekannt. Von Temir-Gora, nö. von Kerč, stammt ein Grabfund, der neben einer milesischen Vase (Trudy Mock. Arch. Obšč. 25 Tf. 8 und 9 Farmakovskij) vom Ende des 7. Jh. Knochenarbeiten enthielt, die zu den bisher ältesten Repräsentanten des skyth. Tierstils in S. gehören (Tf. 31^{A}a). Wenig jünger sind Funde aus dem Zolotoj-Kurgan (s. d.) bei Simferopol, die frappante Übereinstimmungen mit Arbeiten der Kijever Gruppe und aus dem Funde von Vettersfelde (s. d.) zeigen. Die vielleicht als Köcherbeschlag (?) dienende Felidenfigur Tf. 31^{A}c ist zu vergleichen mit dem Feliden Tf. 27^{A}c.

Etwas jünger (5. Jh.) ist ein Grabfund von Ak-Mečet (beim Dorfe Kara-Merkit), unweit Eupatoria, über den wir leider nur schlecht unterrichtet sind (CRPétersb. 1882—1888 S. XCI; Kondakov-Tolstoj *Antiq. Russie mérid.* S. 283ff.); aus ihm stammen Goldbleche, die als Beschläge an Holzgefäßen dienten, von denen der eine (mit liegendem Hirsch; Tf. 32^{B}a) an solche aus den „Sieben Brüdern" (s. d.), der andere (Tf. 31^{B}b), ein Tierkopf, an Griffbeschlagdekoration im Solocha-Kurgan (s. d. § 9 und Band XII Tf. 85e) erinnert.

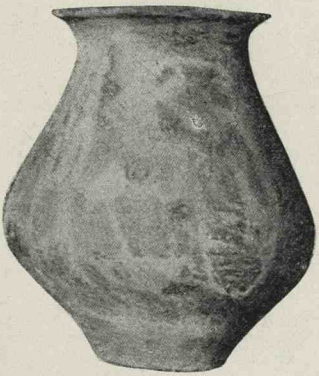
§ 51. Ins 4. Jh. zu setzen ist eine kleine Hügelgruppe beim Dorfe Kara-Kiat (CRPétersb. 1892 S. 7ff.) auf der Besitzung Pastaka, „Dört-Oba" (tartar. = 4 Grabhügel) genannt, von denen einer ein reich ausgestattetes Kriegergrab enthielt. Der Bau des Grabes selbst (Balken an den Ecken, darüber Holz- und Filzverkleidung, die Seiten mit Filz verhängt, der Tote auf einem Nischenlager) ist altertümlich (s. § 10, 58). Der Tote trug eine Mütze (mit silbernen Nägeln befestigte Goldauflagen), über deren Typus (s. Sěrogozy-Gruppe, Sinjavka) leider nichts beobachtet ist, und hatte die typischen Ausrüstungsstücke: den eisernen Schuppenpanzer, ein eisernes Kurzschwert, Goryt aus Leder, mit großen Goldblechen bedeckt (CRPétersb. 1892 S. 9 Abb. 4 und 5) und mit Pfeilen gefüllt, bei sich. Das Gewand war vom Gürtel bis zur Schulter reich mit Goldblechen benäht. Fünf griech. Weinamphoren mit dem Stempel ΑΡΓΕΙΟ (Pridik *Inventarnyj katalog klejm* 1917 S. 120 Nr. 13) standen an den Wänden der Kammer.

§ 52. Endlich gehört hierher auch ein im J. 1891 am l. Ufer des Salgir von Veselovskij aufgedecktes Grab, dessen Inventar leider durch den Einsturz schwerer Steine, die die Holzdecke des Schachtes beschwerten, stark beschädigt war. Auch dies eine Kriegerbestattung. Zur Ausrüstung (CRPétersb. 1891 S. 76ff.) gehören ein bronzener Helm (?), 5 eiserne Lanzenspitzen mit Lanzenschuhen, eine eiserne Axt mit halbmondförmiger Schneide (Tf. 32^{B}c), um deren hölzernen Stiel ein goldenes Band lief — ein Abkömmling der Goldhülsen vom Schafte der Kelermes-Axt (Band VI Tf. 82a) —, Bogen, Köcher und Pfeile. Dagegen fehlt der Panzer. Ein in Gold gefaßter Schleifstein (s. Vettersfelde § 4) gehört zu den prächtigsten Stücken seiner Art (Tf. 32^{B}b). An den Füßen zwischen 2 Amphoren ein Rhyton aus Horn mit Silberbeschlag (nur in Bruchstücken und vermutet), ein eisernes, rituelles Messer mit Knochengriff (s. z. B. Solocha) und Knochen vom Hinterteile eines Ochsen. Unter den Schmucksachen seien zwei Fingerringe und ein Halsring vom jüngeren gräko-iranischen Typus (Tf. 32^{B}d), wie er z. B. im Kul-Oba (s. d.), Patiniotti-Fund (s. d. und Band X Tf. 18 Abb. VI) und Solocha-Grabhügel (s. Solocha und Band XII Tf. 81d) erscheint, hervorgehoben. Dies Grab gehört ins 4. Jh. v. C.

§ 53. Weiter zählen zu dieser Gruppe eine Anzahl von reichen Bestattungen im Rayon der griech. Küstenstädte, unter ihnen der im J. 1830/31 von Dubrux aufgedeckte Kul-Oba (s. d. und Band III Tf. 154, VII Tf. 90, 90^{A}, XI Tf. 55a, hier Tf. 31^{B}a, d, e, 32^{A}, 32^{B}e) bei Kerč, der zusammen mit dem Solocha-Kurgan und dem Grabhügel von Čertomlyk (s. d.) ein gutes Bild gibt von der vollständigen Ausrüstung eines skyth. Fürsten vom Ende des 4. Jh. v. C., denn in dieser Zeit (spätestens in den ersten Jahrzehnten des 3. Jh. v. C.) ist nach Ausweis der



a



b



c



d



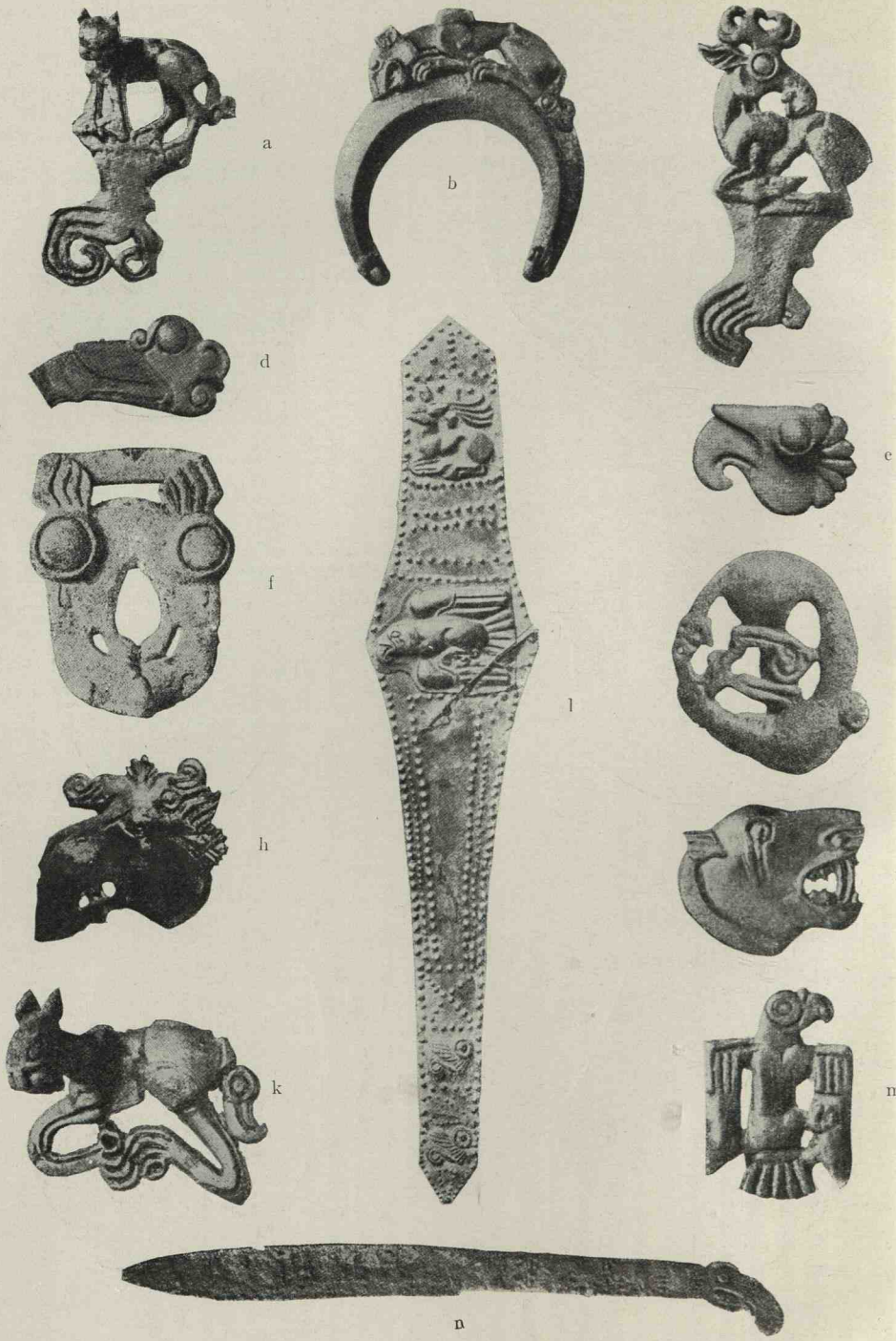
e



f

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe: Keramische Typen des Žurovkaer Gebietes.
Nach Izvěstija Arch. Kom. 14 und 17.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe. Typen aus Grabfunden des Čigirinschen Bezirkes (Žurovka): a—c, m. Kurgan Γ; d, e, h—l. Kurgan 401 (s. Band XIV Tf. 69). — f. Kurgan B. — g. Kurgan 398. — n. Kurgan 402. — Nach Izvěstija Arch. Kom. 14 und 17.

jüngsten Stücke das Grab angelegt worden. Seine Architektur, die kunstvoll aus Steinen erbaute Kammer, ist durchaus griech., ebenso die Sarkophage (Watzinger *Griechische Holzsarkophage* 1905 S. 44 Nr. 24, S. 56 Nr. 41; vgl. Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 204), und Meisterwerke griech. Kunsthandwerks sind auch eine Anzahl der Schmucksachen, mit denen der Fürst und seine Gemahlin geschmückt waren, wie das Athena-Medaillon (ein Gegenstück veröffentlicht Eos 29 [1926] S. 201ff. Bulanda), der Halsring, in reitende Skythen endend (Tf. 32^{A}b), Goldbeschläge vom Kopfschmuck des Königs (*ABC* Tf. 2, 1. 2). Daneben erscheinen gräko-iranische Typen, wie die goldenen Halsringe *ABC* Tf. 8, 1 (vgl. Tf. 32^{B}d, Band X Tf. 18 Abb. VI; Band XII Tf. 81d); ferner Stücke, in denen einheimischer und griech. Geschmack zusammenfließen, wie die Omphalos-Schale (*ABC* Tf. 24), die Akinakes-Scheide (Tf. 31^{B}e), der Spiegel (Tf. 31^{B}d), der als Schildzier verwendete goldene Hirsch (Tf. 32^{A}a), und solche rein einheimischer Art, wie die bronzenen Opferkessel, das Schwert (*ABC* Tf. 27, 10), die Messer (ebd. Tf. 30, 9. 10), die glatten Armringe mit hoher Mittelrippe (ebd. Tf. 26, 3—4). Skyth. sind auch die Bestattungssitten selbst.

§ 54. Dem Kul-Oba-Grab nahe verwandt ist der schon 10 J. früher (1820) entdeckte Pationiotti-Fund (s. d. und Band X Tf. 18), über den wir nur dürftige Nachrichten besitzen. Außerdem wären noch hervorzuheben einige skyth. Gräber aus der griech. Nekropole von Nymphaion (Eltegen; s. Sieben Brüder § 9), ein von Ašik auf dem Gute des Mirza Kekuvatskij bei Kerč (*ABC* S. LXIX) untersuchtes Grab aus der ersten Hälfte des 4. Jh., das bei sonst griech. Inventar ein skyth. Schwert vom Čertomlyk-Typus (Tf. 31^{B}c) sowie skyth. Pfeilspitzen enthielt (Rostovcev *Skifija* S. 192f.), das im J. 1875 aufgedeckte Grab bei Ak-Burun (CRPétersb. 1876 Beil. S. 5 und Tf. 4; vgl. Minns *Scythians* S. 391), datiert durch eine Goldmünze Alexanders des Großen und eine panathenäische Preis-Amphora u. a., mit einer kugligen Kappe aus Goldblech auf einer Leder- oder Zeugunterlage (Minns a. a. O. Abb. 287) ungriech. Arbeit, und eine Grabanlage beim Dorfe Baksy am Jenikale-Majak, nö. von Kerč (CRPétersb. 1882—1888 S. IV, XXXI; Kondakov-Tolstoj *Antiq. Russie mérid.* S. 24, 113), bei der, so nimmt man an, drei Pferde, lebend im Grabgewölbe eingesperrt, alles Geschirr in der Todesangst zertreten hatten und schließlich im Dromos erstickt waren (nicht voll geklärt; vgl. Rostovcev *Dekor. Malerei* S. 109 Anm. 1 und dagegen ders. *Skifija* S. 395). Die Funde zum größten Teil unveröffentlicht, im Aufschutt griech. Keramik des 4. Jh.

d) Ältere Don- und Voronež-Gruppe.

§ 55. Das große Gebiet nö. des Asowschen Meeres, um den unteren Don und zur Wolga hinüber (Don-Gebiet, Gouv. Voronež und Saratov) ist arch. zum größten Teil unbekanntes Land. Nur wenige skyth. Fundplätze sind von dort gemeldet. Der bisher älteste skyth. Fund ist ein im J. 1901 bei der Jelisavetovskaja Stanica (Don-Gebiet; s. Ušakov-Fund) aufgedeckter Hügel, von dem jedoch nur die Goldbleche einer Schwertscheide (Tf. 33^{A}a) veröffentlicht sind, mit einem Fries stilisierter Tiere (Eber, zwei Löwen), aus dem 6.—5. Jh. v. C. Der Hauptteil des von A. A. Miller sorgfältig untersuchten Hügelgräberfeldes (s. Ušakov-Fund und Band XIV Tf. 15, 16), das in seiner Anlage an die um ein Gorodišče sich gruppierenden Hügelgräberfelder der Kijever und Poltavaschen Gruppe, in seinem Inventar auch an die einheimischen Nekropolen des Unter-Dnjepr-Gebietes (s. Maricyn) erinnert, gehört ins 4.—3. Jh. v. C.

§ 56. Aus dem Gouv. Voronež sind zwei Gruppen skyth. Hügelgräberfelder bekannt, die eine in der Nähe von Voronež selbst, die andere s. davon, im Bez. Korotojak, beim Dorf Mastjugino. In Mastjugino handelte es sich um eine Nekropole von gewaltiger Ausdehnung, die durch Raubgräberei nahezu zerstört war, ehe die Russ. Arch. Kommission eingreifen konnte (CRPétersb. 1905 S. 82ff.; ebd. 1906 S. 109; Izvěstija Arch. Kom. 43 [1911] S. 47ff. Makarenko). Fünf Hügel wurden dabei systematisch untersucht. Der Bau der Grabanlage ist überall derselbe: eine in den gewachsenen Boden eingesenkte vier-

eckige Kammer (vgl. den Plan Izvěstija 43 S. 51 Abb. 56), die Wände aus behauenen Holzbalken zusammengesetzt und Holzpfosten in der Mitte, um das (nicht beobachtete) hölzerne Satteldach zu tragen, also derselbe Typus, wie er auch sonst im nw. Skythenlande verbreitet ist (s. Band XIV Tf. 69). Der Hügel 2 barg ein Kriegergrab, zu dessen Aussteuer eiserne Lanzen- bzw. Wurfspeerspitzen (Tf. 33^{C}b), bronzene und eiserne Pfeilspitzen (Tf. 33^{C}c), bronzene getriebene Bleche mit figürlicher Darstellung (Izvěstija 43 Tf. 2—4) vom Goryt (?), ein Goldband von der Peitsche, Gürtelbeschläge (Tf. 33^{C}c), eine eiserne Hacke (Tf. 33^{C}b), Holzgefäße (zerdrückt) mit Blechen am Mündungsrand, ein einheimisches Tongefäß (Tf. 33^{C}a) u. a. gehören. Im Hügel 5, der drei Erwachsene (Frauen?) und ein Kind barg, erinnern eine Anzahl Typen (Ohrgehänge Tf. 33^{B} 9, 10; Goldbleche Tf. 33^{B} 12, 14) an verwandte Stücke im Kul-Oba, Dějev-, Čmyrev- und Ryžanovka-Kurgan. Wie sie sind diese Gräber ins 4./3. Jh. zu setzen.

Von Mastjugino stammen auch Gürtelhaken, aus Edelmetall oder Bronze verfertigt, deren Haken aus einem Raubvogelkopf besteht, und die z. T. hinten in einen liegenden Hirsch (CRPétersb. 1905 S. 96 Abb. 121/2; ebd. 1906 S. 109; Eurasia Septentrionalis Antiqua 3 [1928] S. 47 Abb. 31—34) endigen. Gegenstücke dazu (aus Olbia CRPétersb. 1901 S. 19 Abb. 42) sind z. B. aus dem gleichzeitigen Kurgan von Alexandropol (Tf. 36^{C}a, b) bekannt. Über sie und ihre Verbreitung in Ostrußland, Sibirien und China vgl. Recueil Kondakov 1926 S. 242f. Rostovcev; von Merhart *Bronzezeit am Jenissei* 1926 S. 167.

Von Mastjugino auch der mit Silber plattierte Unterkiefer eines Wildschweines mit Hauern (CRPétersb. 1906 S. 110 Abb. 153).

§ 57. Ein Gräberfeld mit Grabanlagen genau desselben Typus von ähnlichem Inventar und gleicher Zeitstellung ist in den J. 1910 und 1911 bei der Örtlichkeit „Častyje Kurgany" nahe Voronež untersucht (Žurn. Vojenno-ist. Obščestva 1912 S. 203ff.), aber nur z. T. veröffentlicht (Materialien Arch. Rußl. 34 [1914] S. 79ff. Rostovcev). Die bekanntesten Stücke daraus sind die Skythenvase (s. Voronež und Band XIV Tf. 52) und ein eiserner Akinakes später Form mit goldelattiertem Griff vom Čertomlyk-Typus (vgl. Tf. 31^{B}c). Auch hier drängt sich die enge Verwandtschaft mit den Formen des Unter-Dnjepr-Gebietes auf, andererseits ist das Auftreten des stehenden Tieres vom Minusinsker Typus auf dem Henkelbelag des Holzgefäßes (Arch. Anz. 28 [1913] S. 224 Abb. 71) bemerkenswert.

Über einige kleinere Funde im Gebiet von Voronež vgl. Izvěstija Arch. Kom. 65 (1918) S. 133.

e) Ältere Unter-Dnjepr-Gruppe.

§ 58. N. der Nogaischen Steppe, zu beiden Seiten vom Unterlauf des Borysthenes-Dnjepr, von der Gouv.-Stadt Cherson beginnend bis in die Nähe von Jekaterinoslav, in Teilen von den Gouv. Cherson, Taurien und Jekaterinoslav, liegen die zahlreichsten der großen skyth., reich ausgestatteten Grabhügel. Die meisten sind schon im Altertum ausgeraubt, eine Anzahl ist in neuerer Zeit untersucht und ihr Inhalt mehr oder weniger vollständig geborgen. Methodisch erforscht ist fast kein einziger. Sehr auffallend bei dieser Gruppe ist, daß die ältesten „skythischen" Grabanlagen hier (wie auch z. B. auf der Krim) als Nachbestattungen in älteren Hügeln mit Hockerbestattung erscheinen (handelt es sich wirklich um Nachbestattungen, oder ist der Befund noch anders zu deuten?). Den Skythen in dem Sinne, wie sie Rostovcev sieht, mit ihrem feierlich-blutigen Totenkultus, sind diese Grabanlagen kaum zuzuschreiben. Ich halte sie für die der alteingesessenen Iranier (s. § 10), die unmittelbar mit der älteren einheimischen Tradition von S. verknüpft sind.

Zu den ältesten von diesen Gräbern gehören der Širokij-Kurgan (s. d.) bei Malaja Lepaticha (Tf. 34^{C}) und der schon im 18. Jh. von dem russ. General Melgunov ausgegrabene Litoj-Kurgan bei Jelisavetgrad (s. Melgunov-Fund) aus der 1. Hälfte des 6. Jh. v. C. Die FU sind nicht gesichert, von der Aussteuer nur wenige Stücke, darunter das Kurzschwert und das Diadem (Tf. 34^{A}, Band VIII Tf. 39, 40), gerettet. Doch liegt zweifellos ein Grabfund vor, der in seinem Inventar denselben Charakter wie die Anlagen der ältesten Kuban-Gruppe (Kelermes u. a.) zeigt.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe: Plättchen aus Gold (a) und Knochen (b, c), eingeritzte Knochenplatten (d, e) und knöcherne Psalie (f) von Žabotin, Bez. Čerkask. Nach *Collection Chanenko* III Tf. 61.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe: Vergoldeter Köcherbeschlag aus Bronze von Prusy, Bez. Čerkask. Nach *Collection Chanenko* II Tf. 8.

§ 59. Etwa aus derselben Zeit stammt die „Ostraja Mogila" (s. d. I) beim Dorfe Tomakovka, am gleichnamigen Flüßchen im Gouv. Jekaterinoslav (*Antiq. Scythie Hérod.* II 62ff.). Dies skyth. Grab war hier als Nachbestattung in einem älteren Hügel mit Ockergräbern angelegt. Nur wenige Stücke sind erhalten, darunter das Band XIV Tf. 45c (vgl. hier Tf. 35^{A}b—d) in richtiger Wiederherstellung (vgl. W. Ginters *Schwert der Skythen* 1928 S. 12ff.) abg. Schwert mit Scheide, halb griech., halb skyth. Arbeit, die Scheide ein Gegenstück zu denen von Šumejko (s. d.) und Vettersfelde (s. d. und Band XIV Tf. 45a, b).

In die 1. Hälfte des 6. Jh. gehört auch der Grabfund von Martonoža (s. d.; Martonoša, Gouv. Jekaterinoslav) mit einem schönen archaischen Bronzegefäß (jetzt in Leningrad, Eremitage), ins 6. Jh. ein Grabhügel nahe bei der Stadt Cherson auf dem Wege nach dem Gute Rožnova (CRPétersb. 1896 S. 82ff.) und ein weiterer beim Gute Anovka im Bez. Odessa (ebd. 1897 S. 79), in beiden arch.-griech. Bronzespiegel bzw. die Griffe (Mat. Arch. Rußlands 32 [1907] S. 36ff.) von solchen.

Ebenfalls noch in archaische Zeit fällt ein Grab auf dem Gelände des Gutes Maricyn (s. d.; Gouv. Cherson), datiert durch eine swf. Vasenscherbe und einen griech. Bronzespiegel, dadurch besonders interessant, daß dem Toten Arbeitsgerät (Mühlstein, Sense) mitgegeben war (Präh. Z. 5 [1913] S. 2ff.), und nicht viel jünger ist ein zweites (ebd. S. 5f.), das unter dem Inventar ein Sichelmesser und eine zweiteilige Gußform aus Gips für Bronzen vom Typus Tf. 37^{C}i enthielt.

Aus dem 5. Jh. v. C., zeitlich den älteren „Sieben Brüdern" (s. d.) parallel laufend, stammen in dieser Gruppe zwei (gestörte) Grabhügel vom Gute Michajlovo-Apostolovo (s. d.), „Babý-Kurgan" und „Raskopana Mogila", sowie ein reich ausgestattetes Kriegergrab von Maricyn mit einem Akinakes mit Antennenknauf (Tf. 37^{A}c) und reichem griech. Bronze- und Tongeschirr (Präh. Z. 5 [1913] S. 11ff.).

In diesem Grab ein großes, einschneidiges Bronzemesser (a. a. O. S. 15 Abb. 12), offenbar von ritueller Bedeutung, mit dem z. B. das einschneidige eiserne Messer aus dem Bez. Čigirin (Borovka *Scythian Art* 1928 Tf. 10C) zu vergleichen ist. Diese Typen gehen wohl auf die vorskyth. Zeit zurück, allerdings sind sie auch in der ukrain. BZ im Gegensatz zur Minusinskischen relativ selten.

§ 60. Von der jüngeren Gruppe des Unter-Dnjepr-Gebietes (4. und 3. Jh. v. C.) sind die wichtigsten die Kurgane von Solocha, Čertomlyk und Alexandropol. Der letztere, auch Lugojava Mogila („Wiesen-Grabhügel") genannt, obwohl fast alle seine Grabanlagen geplündert waren, von hervorragender Bedeutung dadurch, daß er einmal aus sich selbst fest datiert ist (1. Hälfte des 3. Jh. v. C.), daß zweitens nicht nur die Grabkammern, sondern auch der Aufschutt des Hügels untersucht wurden, und drittens, daß durch einen glücklichen Umstand (im Korridor VII) ein Teil der ungemein reich ausgerüsteten Pferdebestattungen intakt blieb.

Recueil Antiq. Scythie I 1ff. Tf. A und 1—15; Kondakov-Tolstoj *Antiq. Russie mérid.* S. 238ff.; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 154ff.; Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 428ff.; Borovka *Scythian Art* 1928.

§ 61. Der Alexandropol-Kurgan hatte die außerordentliche Höhe von etwa 21 m. Auf seiner abgeplatteten Oberfläche stand ehemals eine *Kamennaja baba* (s. Steinmütterchen). An der Basis war er von einem Graben und einer niedrigen Mauer eingefaßt, durch die im O und W je ein Zugang führte (*Recueil Antiq. Scythie* I 1 und Tf. A 4). Nachdem von Landleuten und Liebhabern eine Anzahl von Funden an seiner Oberfläche gemacht waren, wurde er im Auftrage der Regierung in den J. 1852—1854 von Tereščenko, 1855/56 von Lucenko ausgegraben. Der Hügel war in drei Aufschüttungen, die den drei Grabanlagen seines Innern entsprechen, aufgeführt. Welcher dieser Aufschüttungen und welchen Gräbern die im Hügel gefundenen Gegenstände angehören, ist leider nicht beobachtet worden (Vermutungen darüber Rostovcev *Skifija* S. 429).

An der Südseite wurden im Herbst 1851 (vgl. *Recueil* S. 2) u. a. gefunden: 2 geflügelte Frauenfiguren (πότνια θηρῶν; a. a. O. Tf. 1, 1. 2; Eisen, oben mit Gold, unten mit Silber plattiert; hier Tf. 35^{D}g), ein silberner und ein goldener Gürtelhaken (a. a. O. Tf. 1, 3. 4; hier Tf. 36C), ein silberner Griff (a. a. O. Tf. 1, 5), zwei bronzene Stangenknäufe mit Frauenfigur

(a. a. O. Tf. 1, 8; hier Tf. 35D c), ein Stangenknauf, dreizackartig geteilt, auf den Enden Vogelfigürchen mit Glocken in den Schnäbeln (a. a. O. Tf. 2, 1—3; hier Tf. 35D b), mehrere Glöckchen und Klapperbleche (a. a. O. Tf. 2, 4. 5). „Des témoins oculaires racontent que ces objets gisaient entre quatre pierres placées debout et couvertes d'une cinquième." Zum größten Teil Zubehör zum Leichenwagen. An derselben Stelle im August 1852 (*Recueil* S. 4) u. a. Bronzebeschläge in Form von Tierprotomen (a. a. O. Tf. 5, 1. 3—5), gebuckelte Silberplättchen (a. a. O. Tf. 5, 10), dreieckige Plättchen (a. a. O. Tf. 5, 9), dreieckige Pfeilspitzen, Tongefäßscherben und Tierknochen.

„En 1853 l'exploration de la ‚Lougovaïa-Moguila' fut entreprise presque simultanément de tous les quatre côtés, en sorte qu'à l'automne le tumulus se trouvait partagé en quatre segments." Hierbei fand man im Aufschutt an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Schichten Pferde-, Rinder- und Schafknochen sowie Tongefäßscherben. An einer dieser Scherben Reste einer harzigen Masse. Bei der Durchschneidung des Aufschuttes von O nach W fand man im O (wo ?) u. a. eine eiserne Pfeilspitze, zwei eiserne Wurfspeerspitzen (a. a. O. Tf. 1, 6. 7; Nr. 7 ein sehr altertümlicher Typus, der in der j. BZ Ostrußlands aus Bronze auftritt), einen eisernen Haken, einen bronzenen Knopf, eine Plakette aus demselben Metall und einen menschlichen Unterkiefer. Auf der W-Seite dieses Schnittes, nahe dem Rande des Hügels, auf einem Raum von ca. 4 qm, lagen Bruchstücke von Eisenreifen und Eisenplatten (zerrostet), daneben und darunter 2 Stangenknäufe aus Bronze in Vogelform (a. a. O. Tf. 2, 6—8), 4 Stangenköpfe mit Greif in durchbrochenem Viereck (a. a. O. Tf. 3, 1—4; hier Tf. 35D a), 5 Beschlagplatten aus Silber, in Form eines stilisierten Baumes mit Klapperblechen an den Enden (a. a. O. Tf. 5, 2; hier Tf. 35D h), 18 Bronzeglöckchen, 60 Bronzeplatten in Form von Tierprotomen (a. a. O. Tf. 5, 3—5), drei derselben Art in Greifenform (a. a. O. Tf. 5, 6), 318 leicht konkave Bronzeplatten, 510 Bronzeplättchen in Rosettenform (a. a. O. Tf. 5, 7. 8), 244 Teile von Bronzeschellen, 67 Bronzetuben verschiedener Größe u. a. Man sieht, daß es sich größtenteils um Metallteile vom Wagen handelt. — Endlich wird von Funden im Zusammenhang mit dem N-S-Schnitte berichtet: im S u. a. dicht unter der Oberfläche die Hälften einer Bronzetasse und eine eiserne Wurfspeerspitze (a. a. O. Tf. 1, 9), im N, ca. 4,25 m vom Fuß des Hügels, u. a. ein silberner Löffel mit Schwanenkopfende, ein goldener Pferdehufschutz (Band V Tf. 131c; s. a. Hufeisen § 3), ein Eberfigürchen aus dünnem Gold (a. a. O. Tf. 6, 3; hier Tf. 35D f), eine Reihe von Goldbeschlägen (a. a. O. Tf. 6, 4—7; hier Tf. 35D d, e), entweder vom Sattel oder von Holzgefäßen, und eine Anzahl kleiner Goldnägel.

So unbefriedigend die Angaben und Beobachtungen über die FU dieser Objekte im Aufschutte auch sind, geben sie doch wertvolle Anhaltspunkte über den Aufwand an lebendem und totem Material während der Aufschüttung der Erdmassen und bei der Totenfeier sowie über das, was im Hügel niedergelegt wurde.

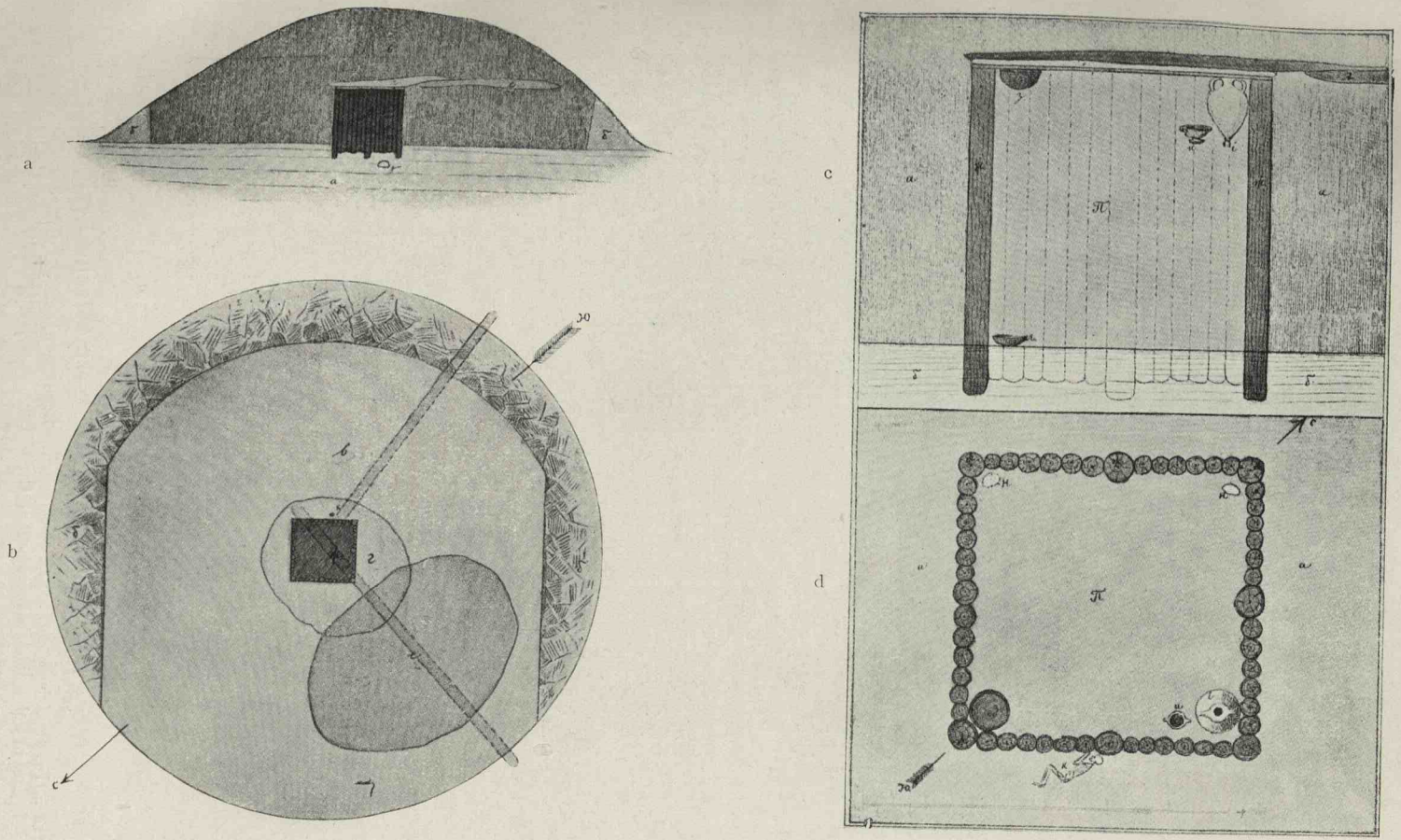
§ 62. Die Grabanlagen im Alexandropol-Kurgan (Tf. 35C) sind typisch für die ganze Gruppe: ein Zentralgrab unter der höchsten Stelle des Gipfels und ein Seitengrab nach der einen Seite des Hügelrandes zu. Alle Gräber waren geplündert, und zwar nicht allzu lange nach ihrer Vollendung, wie die zielsichere Anlage der Miniergräben erweist. Das Zentralgrab bestand aus einem Einsteigeschacht, einem Gang und der eigentl. Bestattungskammer (s. Solocha und Band XII Tf. 77, 78), nach den Schädeln zu schließen für zwei Tote.

Am Eingang des Dromos war die Grabanlage etwa 6 m t., nach N stieg der Boden etwas und die Seitenwände gingen auseinander, so daß ein trapezförmiger Grundriß entstand.

Zwei niedrige, unterirdische Gänge umliefen im O und W die Kammer in der Höhe des Boden-Niveaus; in der Westwand der Kammer war eine Nische eingetieft. Alle Gegenstände von Materialwert fehlten. Immerhin war die Kammer noch reich an Fundstücken: Teile eines eisernen, goldplattierten Schuppenpanzers (a. a. O. Tf. 11, 13. 14), bronzene und knöcherne dreikantige Pfeilspitzen (a. a. O. Tf. 1, 11—22; 11, 11. 12), Reste des Sarkophages, mit Elfenbeinplättchen belegt, Bruchstücke von spätrf. Vasen, darunter eine Scherbe mit vergoldetem Relief-Ornament (a. a. O. Tf. 11, 22), und eine große Zahl von gestanzten Goldblechen zum Aufnähen auf Kleidung oder Decken, darunter die für die jüngere Dnjepr-Gruppe charakteristischen Rosetten, Palmetten, Kreuzchen und Sterne.

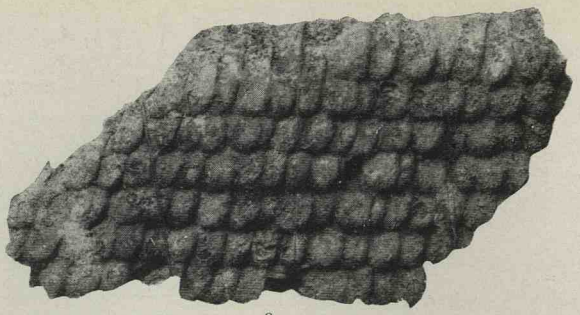
Neben dem Einsteigeschacht lag ein Pferdegrab (s. Solocha und Band XII Tf. 77a) von viereckigem Grundriß, ca. 2,50 m l., 0,40—0,80 m br., 0,60 m t. (s. Tf. 35C bei I). Das Pferd war auf den Knien liegend eingescharrt, der Kopf ruhte auf einer kleinen Stufe. Er war beim Einsturz der hölzernen Decke zerdrückt worden.

„A droite comme à gauche se trouvait une couple de plaques rondes en or, ayant vraisembla-

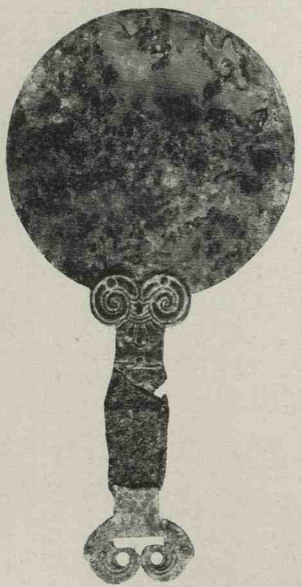


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe: Ostraja Mogila beim Dorfe Jablonovka, Bez. Kanev. Nach Samokvassov. (Zur Grabanlage s. Ostraja Mogila II.)



a



b



c



d



e

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Kijever Gruppe: a. Stück eines eisernen Schuppenpanzers. Prusy, Bez. Romny. — b. Bronzener Spiegel mit eisernem, bronzebelegten Griff. Ebd. — c. Kopfschmuck aus Goldblech. Ositnjažka, Bez. Čigirin. — d. Pferdekopf aus Bronze. Mošny, Bez. Čerkask. — e. Zeremonialwaffe aus Bronze. Pastyrskoje, Bez. Čigirin. — Nach *Coll. Chanenko* III und IV.

blement servi à orner la bride près de la bouche et des oreilles, là où se croisent les courroies. Des plaques posées à droite, celle de la bouche portrait l'empreinte d'un lion, tourné à droite, et d'un oiseau indistinct (hier Tf. 36C h; a. a. O. Tf. 7, 3); celle de l'oreille offrait un oiseau du même genre . . . (hier Tf. 36C f; a. a. O. Tf. 7, 4). Les plaques de gauche représentaient: celle de la bouche — un hippocampe ailé, tourné à droite, avec un petit poisson au bas, tourné également à droite (hier Tf. 36C e; a. a. O. Tf. 7, 1); celle de l'oreille — un quadrupède ressemblant à un boeuf (hier Tf. 36C i; a. a. O. Tf. 7, 6) . . . Les deux premières plaques sont munies par derrière d'oreilletes en or, les deux autres d'oreillettes en argent, probablement destinées à recevoir des courroies." Das eiserne Zaumzeug (a. a. O. Tf. 7, 7. 9) lag im Maule des Pferdes. An den Enden war es mit einer rosettenförmigen Goldplatte verziert (a. a. O. Tf. 7, 12). „Près du crâne, à gauche, entre l'oeil et l'oreille, on a trouvé une petite figure en or mince représentant le buste d'un cheval, avec une petite corne au front (a. a. O. Tf. 7, 2. 5)." Neben dem Hals des Pferdes lagen 5 kleine, runde Bronzeplatten, 6 Bronzeglöckchen, 5 halbmondförmige Anhänger aus Bronze (a. a. O. Tf. 7, 11), bronzene Kettenteile, „qui avaient servi à suspendre tous ces objets. On voyait encore à près ces chaînes des restes de peau putrefié", — 8 Silberperlen, 4 Silberknöpfe, ein Silberring (a. a. O. Tf. 7, 10), 2 oben geöffnete Goldbuckelchen.

Das Pferd trug einen ca. 50 cm br. Sattel (s. d. A § 7). An den Holzresten wurden rote Farbspuren beobachtet. „L'arçon de devant était orné de deux garnitures en or mince, longue chacune d'environ 10 pouces et large d'environ $2^1/_2$; elles représentent des dents, bordées de points au repoussé (hier Tf. 36B g; a. a. O. Tf. 12, 8). Deux garnitures analogues, chacune avec six enroulements . . . ornaient également l'arçon de derrière."

Rechts vom Sattel lagen die Reste eines Köchers aus Holz und Leder, mit Bronze beschlagen, in ihm 45 Pfeile. Links vom Sattel eine eiserne Schnalle. Das Pferd war nicht mit Hufeisen beschlagen, der Sattel hatte keine Steigbügel.

Diese Beobachtungen sind für die Wiederherstellung der skyth. Pferde-Ausrüstung grundlegend.

§ 63. An der Westecke der Kammer IV lag eine Dienerin (?; s. Solocha) mit bescheidener Ausstattung. Sie deckte den Eingang zu einer Galerie (Tf. 35C VII), die, anfänglich ca. 1,5 m in Br. und H., sich allmählich bis zu ca. 3 m in beiden Dimensionen erweiterte. In Freilegung dieses Ganges stieß man (bei f—g des Planes Tf. 35C) auf gestörte Pferdebestattungen. Eine Anzahl der bekanntesten Stücke vom Geschirr und den Sätteln der Alexandropoler Pferde stammt von hier: die große, halbkreisförmige, à jour gearbeitete Goldplakette mit zwei gegeneinandergestellten Fabeltieren (Tf. 36B e; a. a. O. Tf. 12, 6), zwei stilisierte Löwenfiguren aus Goldblech (Tf. 36B c, d; a. a. O. Tf. 12, 4. 5), die runde Goldplakette mit einer Rosette in der Mitte, umgeben von Eberköpfen (Tf. 36C c; a. a. O. Tf. 13, 1) u. a.

Nö. von g, am Ende der Galerie VII, traf man auf eine ganze Reihe weiterer Pferdebestattungen mit reicher Aussteuer.

Die hier gemachten Beobachtungen (*Recueil Antiq. Hérod.* I 18ff.) und Funde ergänzen die beim Pferdegrab I angestellten vortrefflich. Vom Zaumzeug eines völlig intakten Pferdes stammen 4 goldene Phaleren mit einer von Stierköpfen umgebenen Maske in der Mitte (Tf. 36C k; a. a. O. Tf. 13, 3), der Stirnschmuck (a. a. O. Tf. 13, 6. 7), die beiden Wangenbleche (a. a. O. Tf. 13, 5. 8), das silbervergoldete trapezförmige Stirnblech mit Volutenmustern (a. a. O. Tf. 13, 4), viereckige silberne und goldene Riemenbeschlagbleche (a. a. O. Tf. 13, 2. 10. 11), darunter das Motiv des reitenden Skythen auf der Hasenjagd wie im Kul-Oba (s. d.). — Von einem anderen Pferd stammen die Silberplaketten mit Athena-Kopf, Greif usw. (a. a. O. Tf. 14) und die durchbrochenen Goldplaketten mit Greifen und Tierkampfszenen (Tf. 36A; a. a. O. Tf. 15).

Der mit der Gallerie VII durch eine Öffnung verbundene Schacht VIII (ca. 3—3,50 m bei etwa 6 m T.) ergab keine Spuren einer Bestattung. Jedoch wurden verrostete Eisenteile und Holz festgestellt.

§ 64. Zuletzt wurde von Lucenko im J. 1856 die Nebenbestattung im nw. Teil des Hügels untersucht. Man ging dabei von dem Schacht (Nr. IX des Planes Tf. 35C) aus, auf dessen Boden die Reste eines Wagens (vgl. *Recueil* a. a. O. S. 25 unten) und einiger Goldschmuck lagen. Zwischen Wagen und Westmauer führte von diesem Boden ein ca. 4 m langer, runder Schacht von ca. 1 m Dm bis in das Grundwasser hinab. Durch eine Öffnung in der W-Wand gelangte man in die Galerie (Nr. X), die in eine gewölbte Kammer führte. Hier hatten die Raubgräber gründlich aus geräumt. Außer Goldblechen für Kleidung und 2 Weinamphoren fand man noch zu Häupten eines Skelettes ein silbernes Zepter (?; *Recueil* a. a. O. S. 24).

§ 65. Alle Anlagen sind ungefähr gleichzeitig. Zuerst dürfte aber das Zentralgrab

angelegt und möglicherweise (der Korridor VII trifft nicht genau auf IV) die Anlage VII + VIII zu einer späteren Nachbestattung benutzt sein. Beweisen läßt sich das aber nicht. IX + X + XI sind wiederum jünger als das Zentralgrab. Die Raubgräber kamen zunächst durch den Gang XII nach XI, und durch XIII nach VII. Hier gelangten sie nö. bis etwa nach *g*, so daß VII + VIII intakt blieben, und dann sw. in das Zentralgrab. Das Pferdegrab I ließen sie ebenfalls unberührt. — Der Alexandropoler Kurgan gehört durch diesen Umstand neben den Pferdegräbern von Cimbalka (CRPétersb. 1867 S. XIXff.; ebd. 1868 S. XIVff.), Krasnokutsk und Solocha (s. d.) zu den für unsere Kenntnis von der skyth. Pferdeausrüstung wichtigsten.

Unter den Funden aus dem Alexandropol-Kurgan erscheinen auch öfter genannte Gürtelhaken und gebuckelte Scheiben, vom Pferdegeschirr (Tf. 36C). Die Darstellungen auf letzteren (geflügelter Hippokamp, Stier, Löwe usw.) sind in der skyth. Kunst fremdartig und neu und deuten, wie Rostovcev gezeigt hat (Recueil Kondakov 1926 S. 239ff.), auf den spätachämenidischen Kunstkreis (s. Oxus-Schatz) als Ursprungsgebiet, im Zusammenhang mit den ältersarmat. Funden von Siverskaja, Staroběl, Jančokrak, Taganrog, Uspenskaja, dem bulgar. Fund von Galiče u. a., und sind nach seiner Ansicht als die erste (sakische?) Welle neuer iran. Völkerschübe anzusehen, die S. vom 3. Jh. v. C. ab überfluten.

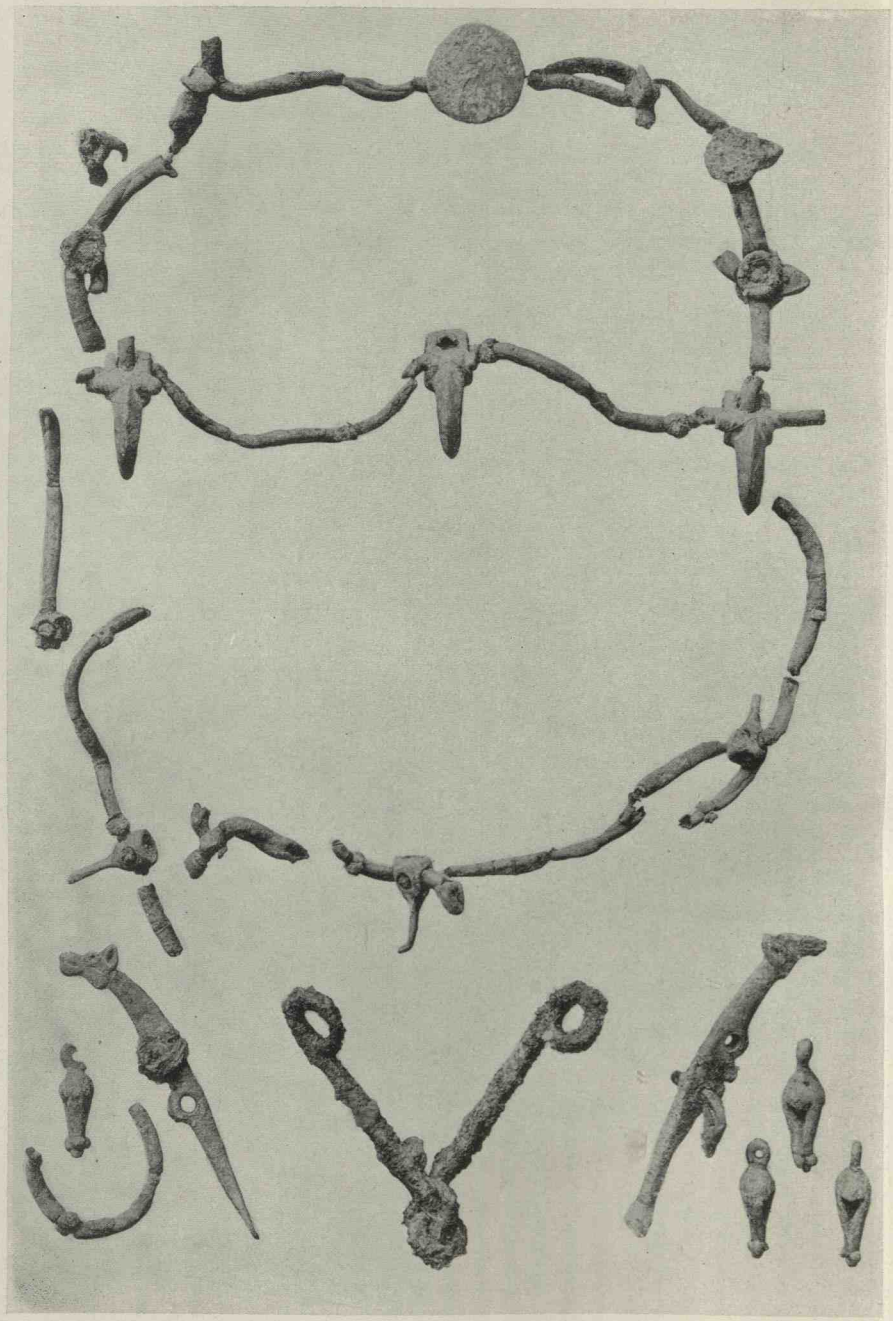
§ 66. Denselben Typus der Grabanlage zeigen auch die berühmtesten Kurgane dieser Gruppe, der von Čertomlyk (s. d. und den Plan Band II Tf. 152) bei Nikopol und der von Solocha (s. d.). Bei dem Čertomlyker ist ein möglicherweise vorhandenes Seitengrab (a. a. O. bei V) durch die Raubgräber zerstört. (Dazu kommen Nebengräber für Pferde und Dienerschaft.) Aus seinem Aufschutt sind ebenfalls zahlreiche Überreste der Bestattungsfeier (vgl. *Recueil Antiq. Scythie* II 81ff.) geborgen, doch liegen über die FU nur summarische Bemerkungen vor. Eine neue Veröffentlichung der Grabungsergebnisse durch die Leningrader Eremitage steht zu erwarten. Der Reichtum der Ausstattung war enorm: die Silber-Amphora mit den pferdebändigenden Skythen (Band II Tf. 154, 155a), der goldene Gorytbeschlag (ebd. Tf. 153), die goldene Scheide eines Kurzschwertes (hier Tf. 37A d), der pers. Akinakes (Tf. 37A a), Kurzschwerter des jüngeren Typus mit goldplattiertem Griff (Tf. 37A b) wie im Kul-Oba (s. d.), in dem Grab mit der Skythenvase von Voronež (s. d.) und in dem Funde vom Gute des Mirza Kekuvatskij (vgl. Tf. 31B c), goldene Hals- und Armringe, unter letzteren solche mit glattem Reif und Mittelrippe wie im Kul-Oba in mehreren Exemplaren, reicher Frauenkopfschmuck (s. Sěrogozy-Gruppe und Band XII Tf. 5a, c), zahlreiche Goldplättchen u. a. — Zeitlich steht der Čertomlyk-Kurgan in seinen jüngsten Typen dem Kul-Oba gleich, gehört also in die Zeit um 300 v. C. oder wenig später. Das älteste Stück des Grabes ist der Griff des pers. Akinakes (Tf. 37A a), der ins 5. Jh. zu datieren ist. Der Solocha-Kurgan wird in der 2. Hälfte des 4. Jh. v. C. angelegt sein.

§ 67. Die Bedeutung des Seitengrabes im Solocha (Band XII Tf. 77, 79) besteht vor allem darin, daß uns in ihm, völlig unberührt und einigermaßen zulänglich beobachtet, die volle Ausrüstung eines reichen skyth. Fürsten mit Waffen und Gerät entgegentritt. Einen goldenen Halsring (ebd. Tf. 81d) und 5 goldene Armringe (zu drei und zwei auf beide Arme verteilt) trug der Tote. Längs der Beinknochen lagen dicht gestreut Goldplättchen. Am Gürtel rechts das Kurzschwert mit goldplattiertem Griff und goldener Scheide (ebd. Tf. 81a, b). Nahe dem Kopf der eiserne Schuppenpanzer, ein bronzener Helm (ebd. Tf. 81c) und für die Pflege des Haares ein goldener Kamm (Band VI Tf. 55). Rechts vom Arm eine Keule mit bronzenem Knauf und Beschlag (Band XII Tf. 82a), Pfeile und ein Ersatzschwert. In besonderer Nische ein Goryt mit 180 Pfeilen (ebd. Tf. 84b). Dazu kommen 7 rituelle Gefäße, 6 aus Silber (ebd. Tf. 83, 84a), eines aus Holz, mit Gold beschlagen, sowie eine tönerne, schwarzlackierte Kylix. Nahe dem Fürsten der Gefolgsmann mit drei Lanzen, (Köcher), Pfeilspitzen, Kurzschwert, eisernen Schuppen eines Panzers (und vielleicht dem aus Holz oder Leder gemachten Schild). Nahe dabei ein Pferdegrab mit 5 Pferden. Diese Bewaffnung erscheint typisch für alle reicher ausgestatteten skyth. Kriegergräber und zeigt, daß die konventionelle Vorstellung von den Skythen als ἱππο-



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: a—c. Knöcherne Psalien. — d. Tongefäß. — e. Goldblech. (a—e. Šumejko, Bez. Romny.) — f. Eiserne Streitaxt. Bez. Romny. — g. Stangenkopf (Bronze und Eisen). Volkovcy, Bez. Romny. — h. Bogenende aus Knochen. Volkovcy, Bez. Romny. — Nach *Collection Chanenko* II und III.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: Bronzenes Pferdegeschirr aus dem Kurgan von Šumejko. Nach *Coll. Chanenko* III Tf. 40.

τοξόται, als leicht bewaffnete berittene Bogenschützen, zu berichtigen ist (Ginters *Schwert der Skythen* 1928 S. 3).

§ 68. Die übrigen bedeutenderen jüngeren Grabfunde dieser Gruppe, zumeist in Einzelartikeln behandelt, sind die Kurgane in der Nähe des Dorfes Sĕrogozy im Steppengebiet s. des Dnjepr (Kr. Melitopol), Ogyz (s. d.) mit steinernem Grabbau (Band IX Tf. 183, 184), die Čmyreva Mogila (s. d.; Band II Tf. 155 b, c), der Dĕjev-Hügel und die Cimbalova Mogila (s. Sĕrogozy-Gruppe, Tf. 36D und Band XII Tf. 2—4), letztere besonders wichtig für die Frage der Pferdebeschirrung; n. davon bei Znamenka der Mordvinov-Grabhügel (s. d.), der Rogačik-Kurgan (s. d.), Bolšaja und Malaja Lepaticha, auf dem r. Dnjepr-Ufer die Hügel von Krasnokutsk (s. d.) und Geremesov; im Kr. Melitopol der Kurgan Šulgovka (über diesen vgl. CR Pétersb. 1889 S. 19ff.; ebd. 1890 S. 14ff.; ebd. 1891 S. 69ff.; wichtig die Goldbleche, darunter Skythe mit Kapuze und ein einen Löwen würgender Mann). Die von Raubgräbern fast vollständig ausgeplünderten Kurgane bei Malaja Lepaticha sind interessant durch ihre Grabanlagen (CR-Pétersb. 1913—15 S. 137 Abb. 222). Im Kurgan Nr. 2 bestand das Zentralgrab aus zwei nebeneinanderliegenden Schächten von birnenförmigem Grundriß mit gemeinsamem Einsteigeschacht. Sie waren aber in verschiedener Höhe angelegt (T. des w. unter dem Niveau des gewachsenen Boden 5,28 m; des ö. 3,83 m). Bei dem w. zwei, dem ö. ein kleines „Versteck" (Nische). Nö. davon zwei Nebengräber in Nischenform, das eine mit einem Steinpfeiler als Stütze der Decke. Im Aufschutt vier bronzene Stangenköpfe von der Form eines geschlitzten Konus mit Vogelfigur darauf (ebd. S. 222 Abb. 275), zwei kleine Tische und 15 runde Bleche vom Pferdegeschirr.

Von dem gewöhnlichen Grabtypus weichen auch die Anlagen in den Lemešev-Hügeln (Kr. Melitopol) ab (vgl. den Plan CRPétersb. 1911 S. 33ff.), wo in einem Pferdegrab Reste des hölzernen Sattels gefunden wurden.

f. Ältere Kijever Gruppe.

§ 69. Man faßt hierunter zusammen die Funde und Fundgruppen am r. Mittellauf des Dnjepr, im S von der Einmündung der Sula gegenüber Čigirin und vom Nordrande des Gouv. Jekaterinoslav bis zur Einmündung der Desná bei Kijev im Norden. Gegen W dehnt sie sich in vereinzelten Ausläufern aus in das Gebiet von Lipovjec (Kurgan von Iljincy) und bis zum Oberlauf des ukrainischen Bug (Gorodišče von Nemirov). Das ungemein reiche und vielseitige Material stammt leider nur zum kleinsten Teil aus fachmännisch gut beobachteten Grabungen und bedarf dringend der Durcharbeitung.

Neuere Vorarbeiten: Spicyn *Kurgany skifovъ pacharej* Izvĕstija Arch. Kom. 65 (1918) S. 87ff. und Rostovcev *Skifija i Bospor* 1925 S. 467ff. (beide ohne Abb.). Insbesondere ist die Chronologie vielfach ungeklärt, ebenso Alter und Entwicklung der Brandsitte, die im eigentl. Steppengebiet fehlt, dagegen an der Küste sehr früh, z. B. in Berezan und Olbia, erscheint.

§ 70. Die Kijever Gruppe hat viele Züge mit der Poltavaer, Don- und Wolga-Gruppe wie auch mit der ostpoln. (s. Skythen A 2) gemein. Ihr besonders eigentümlich ist die Ausbildung einer charakteristischen Tonware örtlicher Entstehung (doppelkonische Gefäße, Schalen mit inkrustiertem geometr. Ornament und hohem Henkel mit Horn [vgl. Band XII Tf. 63a], Schalen mit hohem Standfuß, Zwillingsgefäße [s. d.], Töpfe mit Buckeln bzw. imitierter Buckelverzierung, spitzbodige Fläschchen ähnlich denen der Billendorfer Art [s. Billendorfer Typus], unechte Schnurverzierung u. a.), die aber natürlich auch bei den anderen Gruppen nicht fehlt (gute Abb. bei Chanenko; s. a. Tf. 37B). Ihre zusammenfassende Bearbeitung wie überhaupt die der skyth. Keramik ist noch nicht in Angriff genommen. Man wird gut tun, bei ihrer Behandlung die einheimische Tonware in den ältesten griech. Faktoreien und Städten, wo sie mit datierter griech. Keramik zusammen erscheint, zu berücksichtigen. So in den frühesten Abfallgruben von Berezan (Klio 9 [1909] S. 142f. v. Stern), den ältesten Schichten von Olbia usw. Über solche Keramik aus den gräkogetischen Schichten Istrias und anderer Plätze der rumän. Küste V. Pârvan *La pénétration hellénique . . . dans la vallée du Danube* Académie Roumaine. Bulletin de la section historique 10 (1923) S. 11f.; Histria 5 ders.

Ob diese Keramik sich bodenständig entwickelt hat oder von außen (Balkan, Ungarn,

Ostalpengebiet, Kaukasus) beeinflußt wurde, ist noch völlig zweifelhaft. Eine Berührung mit der jüngeren Lausitzischen Keramik ist jedoch sehr möglich.

Troja — wenn hier an die früher den Kimmeriern zugeschriebene Buckelkeramik der Schicht VIIb gedacht ist (Rostovcev) — kommt schwerlich in Frage; vgl. F. Schachermeyr *Materialien zur Geschichte der ägäischen Wanderung in Kleinasien* Ath. Mitt. 41 Heft 4 (1928 [für 1916]).

Daß der im Kijever Gebiet häufige Akinakes mit Antennenknauf durch das Hallstattschwert beeinflußt sei, wie häufig behauptet wird, ist nicht erweislich. Wahrscheinlich liegt eine selbständige Entwicklung vor.

In S. ist bisher, soweit mir bekannt, nur ein Hallstatt-Antennenschwert (vgl. Band X Tf. 88a), angeblich von Romny, Gouv. Poltava (Tallgren *La Pontide préscythique* 1926 S. 203), gehoben, doch ist auch von diesem Stück der FO nicht sicher verbürgt.

Sehr stark unterscheidet sich diese Kijever Gruppe von den südlichen und östlichen. Sie kennt nicht die massenhaften Pferde- und Tieropfer, die Abschlachtung des Gefolges wie in den Kuban-Gräbern, der Grabbau ist ein anderer als dort und im Unter-Dnjepr-Gebiet, auf der Krim und Taman, es fehlen die reichen Grabbeigaben von östlichem Charakter. Ihr deshalb aber den skyth. Charakter völlig abzusprechen, in Konsequenz jener Ansicht, die die skyth. Kultur identifiziert mit dem Formenkomplex, den eine Reihe reich ausgestatteter Fürstengräber der Ost-Ukraine geliefert haben, geht nicht an.

Andererseits ist es klar, daß sich die skyth. Schicht im Kijever Gebiet wie überhaupt in der ganzen licht bewaldeten Nordzone der Steppe vom Dnjestr bis zum Ural über eine nicht-nomadische, ackerbautreibende, bodenständige Bevölkerung (Finnen, Thraker, vielleicht auch Slaven) von ganz anderer wirtschaftlicher und sozialer Haltung als die Herrenschicht gelegt hat.

§ 71. Die älteste Schicht (Siedlungen und Gräber) des 7.—5. Jh. wird bestimmt durch Funde mit sog. milesischer, spätsamischer und älterklassischer Importware.

Insbesondere ist es eine Gruppe im Kr. Čigirin bei den Orten Žurovka (s. d.), Kapitanovka, Krivorukovo, Gorjačevo, Turji (s. d.), Zlatopolje u. a., die diese älteste Stufe des Kijever Gebietes eindrucksvoll vertritt. Unter dem meist ziemlich hohen Aufschutt des Hügels (4—8 m H.) liegt entweder ein mit Balken überdeckter Schacht, zu dem ein Gang hinabführt, oder in dem Schacht findet sich auch (s. Žurovka § 2) ein aus Holz errichtetes, mit einem Dromos versehenes Totenhaus (Band XIV Tf. 69). Ins 6. Jh. v. C., datiert durch spätsamische Gefäße, gehören der Kurgan Γ (Izvěstija 14 S. 26ff.) mit tierornamentalen Bronzen des archaischen Stiles (Tf. 37^{C}a—c, m) und die Kurgane 418 (Izvěstija 17 S. 81ff.), 423 (ebd. S. 83ff.), 429 (ebd. S. 86ff.) und 447 (ebd. S. 92ff.). In diesem u. a. zwei skyth. Gefäße (Tf. 37^{B}e, f), ein bronzener Griffspiegel (am Griffansatz ein liegender Hirsch, am Abschluß ein Tierkopf; Izvěstija 17 S. 93 Abb. 27), eine bronzene Scheibenkopfnadel (ebd. S. 93 Abb. 26) und zwei goldene Ohrringe mit konischer Scheibe (ebd. S. 92 Abb. 23/24).

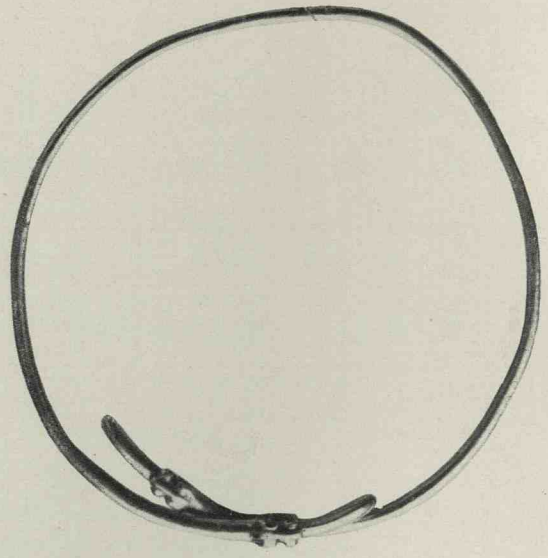
Etwas jünger der Kurgan 401 von Žurovka (s. d.) mit einem Trinkservice griech. Herkunft (Izvěstija 14 S. 15f. Abb. 34ff.), Bronzen gleichen Stiles (Tf. 37^{C} d, e, h—k) und dem Goldband Tf. 37^{C} l sowie der Kurgan 400 (Izvěstija 14 S. 8ff., 44ff.), von dessen reichem Inventar eine greifenkopfförmige Bronze (ebd. S. 9 Abb. 9), ein Goldblech mit liegendem Hirsch von einem Holzgefäß (ebd. S. 9 Abb. 10; vgl. damit das Stück von Ak-Mečet Tf. 32^{B}a), ein rhombischer Anhänger aus Gold derselben Art, wie er z. B. im Funde von Vettersfelde (s. d.) erscheint (ebd. S. 11 Abb. 14), Trensen mit S-förmig geschwungenen Psalien, die beiderseits in einen stilisierten Tierfuß auslaufen (ebd. S. 10 Abb. 12), die rotfigurige Kylix mit der Inschrift ἰητρῶ Δελφινίο ξυνή (Olbischer Apollon-Kultus; Izvěstija 14 S. 44ff.) u. a. hervorgehoben sein.

§ 72. Aus dem Bez. Zvenigorod gehören in die älteste Zeit (6./5. Jh. v. C.) einige Hügel bei Špola (s. d.) und beim Dorfe Petrikovka (Funduklej *Obozrěnije* S. 13; griech. Helm; Goldblech mit Seeadler, der Fisch hält, olbisch); aus dem Bez. Čerkask sind besonders einige meist von Chvojka und Bobrinskoj untersuchte Grabhügelgruppen bei Prusy (Tf. 38^{A}, 38^{C} a, b), Rajgorod (s. d.), Tripolje und Žabotin (s. d.) zu nennen. Aus zwei Kurganen bei Žabotin, von denen



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: Pferdegeschirr aus Kurgan 2 (Grabung Mazaraki) von Volkovcy. Nach *Collection Chanenko* II Tf. 16.



a



b



c



d



e



f



g

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: a. Halsring. — b—f. Bleche zum Aufnähen. — g. Röhrchen. — Sämtlich aus Gold. — c. Budki, sonst Volkovcy, Bez. Romny. — Nach *Collection Chanenko* II Tf. 24 und 25.

der eine eine mächtige, wohl erhaltene Holzkammer enthielt (*Collection Chanenko* III Beil. S. 6 Tf. 61), prachtvolle Teile vom Pferdegeschirr: drei liegende Vierfüßler, einer aus Goldblech (Tf. 37 D a), zwei aus Knochen (Tf. 37 D b, c), Knochenplatten mit eingeritzten Tierfiguren (Tf. 37 D d, e) und Knochenpsalien mit Tierköpfen an den Enden und geometrischen Ornamenten in Kerbschnittmanier (Tf. 37 D f), kaum viel jünger als das 6. Jh. v. C.

Einen sehr altertümlichen Charakter zeigt ein von Bobrinskoj untersuchter Kurgan (Nr. 524) bei Žabotin (s. d.), in dem u. a. zwei Goldbleche mit liegenden Vierfüßlern (Izvěstija Arch. Kom. 60 [1916] S. 2 Abb. 2 und 3, ähnlich wie das Tf. 37 D c abgebildete), bronzene zweischneidige Pfeilspitzen mit und ohne Widerhaken (ebd. S. 2 Abb. 4) und ein steinerner Keulenkopf (ebd. S. 2 Abb. 1) gefunden wurden. — Auf eine sehr frühe Zeit hat man auch den Kurgan von Perepjatichi bei Marjanovka (Bez. Vasilkov) bezogen (Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 151; Izvěstija Arch. Kom. 65 [1918] S. 105 Spicyn; vgl. dazu Rostovcev *Skifija* S. 481), bereits im J. 1845 ausgegraben (Kohn-Mehlis *Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa* I 367ff. Tf. 3—11; Kondakov-Tolstoj *Antiq. Russie mérid.* S. 289). Über der Holzkammer soll eine mächtige Schicht von Granitsteinen gelegen und diese 14 Skelette geborgen haben (Kohn-Mehlis a. a. O. Tf. 3—5). Auch von Urnen mit Leichenbrand ist die Rede. Es fragt sich, ob zuverlässige Beobachtungen vorliegen.

§ 73. Dem jüngeren Abschnitt der skyth. Periode im Kijever Gebiet (4.—3. Jh.) gehören einige Kurgane an, die sich aus der Masse durch ungewöhnlich reiche Ausstattung herausheben und unter dem starken Einfluß der Gruppe des Unter-Dnjepr-Gebietes stehen, die Grabhügel von Ryžanovka (s. d.; Band XI Tf. 40), Novosiolka (s. Ryžanovka § 6f.), beide, insbesondere letzterer, wichtig für die Frage des Frauenkopfschmuckes (s. a. Sěrogozy-Gruppe), und von Iljincy (s. d.), mit einem goldenen Gorytbeschlag, der zu dem aus dem Čertomlyk (s. d.) das vollkommene, aus derselben Werkstatt hervorgegangene Gegenstück bildet (Band II Tf. 153), und reichem Pferdeschmuck (fischförmige Stirnplatte, flügelartige Wangenbleche [Ohrenklappen]; s. Solocha).

Charakteristische Funde des Bez. Kanev haben Grabhügel bei Berestnjaga, Sinjavka (s. d.), das Bobritzasche Gräberfeld und Kurgane beim Dorfe Jablonovka geliefert. Unter den von Znosko-Borovskij untersuchten Hügeln Nr. 4 und 5 bei Berestnjaga (Bobrinskoj *Směla* III 94ff.) enthielt Kurgan 4 ein unberührtes Zentralgrab, das aus einem stufenförmig abgesetzten Schacht, der von Rundhölzern als Decke verschlossen war, bestand und die Bestattung von Mann, Frau und einem jungen Pferde barg. An der r. Seite des Mannes lag ein 86 cm l. Akinakes mit Antennenknauf, dessen Holzscheide Spuren einer Umkleidung mit farbigem Stoff zeigte (*Coll. Chanenko* III Tf. 55a und d); weiter fanden sich 10 bronzene Bleche am Gürtel und ein Goldblech vom Köcher (?), Pfeilspitzen, Pferdegeschirr und drei schwarzlackierte griech. Gefäße (Bobrinskoj *Směla* III Tf. 20, 1 und 2). Beim Kurgan 5, mit ähnlichem Grabbau (Frauenbestattung fehlte), war oben auf der Decke der Kammer ein Scheiterhaufen abgebrannt und die dadurch verkohlte Decke z. T. in das Grab gestürzt. — Der Kurgan Nr. 100 von Sinjavka (s. d.), ausgegraben im J. 1897 ebenfalls durch Znosko-Borovskij (Bobrinskoj *Směla* III 138ff.; *Collection Chanenko* III 1ff.), lieferte einen interessanten Frauenkopfschmuck.

§ 74. Aus dem am r. Steilufer des Dnjepr in der Umgegend von Kanev liegenden Bobritzaschen Gräberfelde, wo sich der stufenweise Übergang der Erdbestattung zur Leichenverbrennung verfolgen läßt, hebe ich die Kurgane 35, 36 und 63 hervor.

Im Kurgan 35 (Bobrinskoj *Směla* III 112ff.) war der Scheiterhaufen nach Niederlegung der Toten im Grabe abgebrannt, dann eine Holzdecke darübergelegt und der Hügel aufgeschüttet. Bestattet waren zwei Menschen und ein Pferd. Auf dem Kopf des einen Toten ein Kopfschmuck ähnlich wie der von Sinjavka (s. d.), hier Goldbleche in Form eines liegenden Steinbockes und in Form von drei ins Dreieck gestellten Goldbuckelchen (*Collection Chanenko* III Tf. 58 T). Auf der r. Seite ein hölzerner Köcher mit Pfeilen. Ferner ein

bronzener Spiegel, scheibenförmig, auf der Rückseite mit hochstehenden Rändern und in deren Mitte ein Griff, der aus zwei eine Scheibe (darauf Tierfigur in rohem Relief) tragenden Stäben besteht (*Collection Chanenko* III Tf. 57O; Bobrinskoj *Směla* III 113; Minns *Scythians* S. 193 Abb. 85). Gegenstücke zu diesem Typus aus dem Kijever Gebiet bei Bobrinskoj *Směla* III Tf. 12, 3 (= Minns *Scythians* S. 193 Abb. 85 links oben) und aus Grabungen Samokvassovs (*Mogily russk. zemli* 1908 S. 111ff.; Kurgan II von Gerasimov) im Gouv. Poltava bei Borovka *Scythian Art* 1928 Tf. 30 A und B (auf A Vogelkopf, zur Technik ebd. S. 65), der diese dort ins 6.—5. Jh. setzt. Im Kurgan 36 wurde Leichenverbrennung in der in zwei Abteilungen getrennten Kammer festgestellt, im Kurgan 63 Beisetzung der Asche des außerhalb des Grabes verbrannten Toten. Durch das Pferdegeschirr (Typen wie im Alexandropol-Kurgan [s. Alexandropol] und zweiten Kurgan von Vasjurin [s. Vasjurin-Berg]) und griech. Keramik ist der Hügel in die erste Hälfte des 3. Jh. v. C. datiert. — Leichenverbrennung neben Leichenbestattung kennzeichnet auch eine spätskythische, von Samokvassov untersuchte Gruppe beim Dorfe Jablonovka, von denen die ins 3./2. Jh. gehörende Ostraja Mogila (s. d. II) als Beispiel angeführt sei (Tf. 38B).

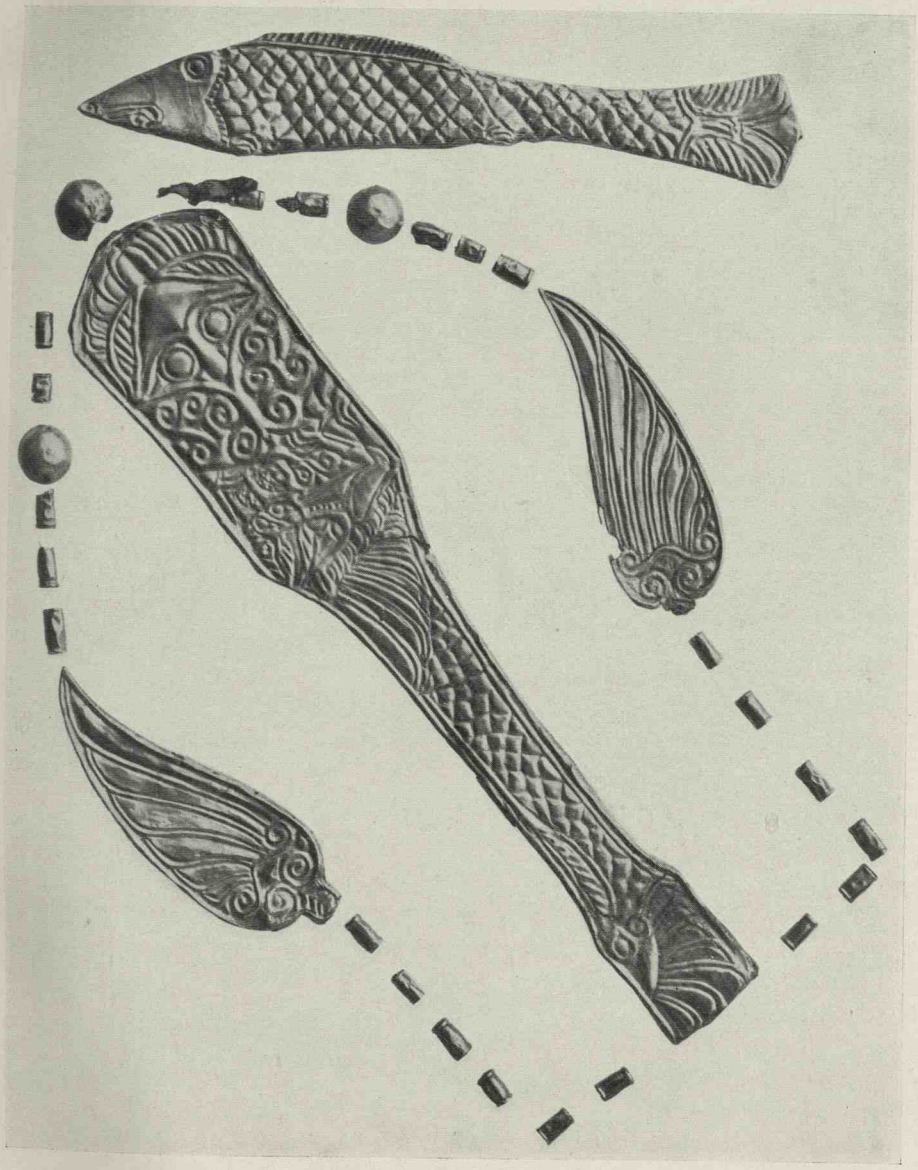
§ 75. Beim Dorfe Pastyrskoje (Kr. Čigirin) liegen an der Südseite der Burg eine Reihe von Grabhügeln (19), die von Chvojka untersucht wurden (Trudy Charkov 1 [1905] S. 96ff.). Die anscheinend größere Zahl enthält Kammergräber mit Leichenbestattung und ist in dem Artikel Pastyrskoje behandelt. Daneben findet sich aber noch ein zweiter Typus mit Leichenbrand, den Chvojka so charakterisiert: niedriger Hügel (H. 1—1½ m); unter dem Aufschutt, gewöhnlich auf der alten Erdoberfläche, eine Schicht von gebranntem Ton; darauf zerbrannte Menschenknochen, und herum Scherben von 2—3 Tongefäßen, Schleifstein, bronzener und eisener Schmuck und Gerät. Bei einer von diesen Bestattungen ein viereckiger Schacht (T. 1—1,50 m; L. 12 m), dessen Wände rotgebrannt waren. Auf seinem festgebrannten Boden Reste des verbrannten Skelettes und Asche. Dabei ein kleines Tongefäß und Scherben von drei anderen. Im Schacht selbst und im Hügel zahlreiche Stücke von gebranntem Lehm mit Holzabdrücken. Im Bestattungsbrauch wie auch im Charakter des Fundinventars leiten diese Gräber über zur Urnenfelderkultur der sarmat. Periode. Vgl. a. Samokvassov a. a. O. S. 201ff. S. a. Tf. 38Ce.

§ 76. Im Kijever (wie auch im Poltavaschen) Gebiete lehnen sich die Hügelgräberfelder in vielen Fällen an befestigte Plätze an. Eine Anzahl dieser Burgen sind untersucht. Den Veröffentlichungen darüber fehlen Pläne und Abbildungen, auch die Angaben über die Anlagen sind z. T. recht vag. Sehr reiches Fundmaterial, namentlich an einheimischer und griech. Keramik, stammt aus ihnen, und ohne Zweifel gehen eine Anzahl der Plätze bis in die älteste Zeit der skyth. Besiedlung (milesische Scherben) zurück (Spicyn scheint ihre älteste Anlage sogar noch höher hinauflegen zu wollen), sind aber auch in der nachrömischen (gotische Funde) und altslavischen Zeit wieder benutzt worden (s. Pastyrskoje). Auf die Bedeutung, die die Untersuchung dieser wie anderer Plätze ähnlichen Charakters am unteren Dnjepr, Don und Kuban für die Siedlungsarchäologie und Geschichte S. haben kann, hat niemand unter den russ. Gelehrten nachdrücklicher hingewiesen und sie einsichtiger beurteilt als Rostovcev (vgl. z. B. *Skifija* S. 158f.).

Trudy Charkov 1 (1902) S. 93ff. Chvojka; Bobrinskoj *Směla* II 52ff.; M. Hruševśkyj *Geschichte des Ukrainischen Volkes* I (1906) S. 369ff.; Bobrinskoj-Festschrift 1911 Spicyn; Izvěstija Arch. Kom. 47 (1913) S. 87ff. Goškjevič; ebd. 65 (1918) S. 141ff. Spicyn; Rev. des études slaves 2 (1922) S. 19ff. Rostovcev.

§ 77. Der griech. Import in den Gräberfeldern und Siedlungen des Kijever und Poltavaschen Gebietes, insbesondere die für die Chronologie so wichtigen Vasen, stammt zum allergrößten Teil aus Olbia. Die Kijevščina ist kulturelles Hinterland der großen Handelsstadt am Bug-Liman, von der der Weg etwa 250 km weit bis zum mittleren Dnjepr in n. Richtung verläuft. Bis ins 4. Jh. hinein überwiegt hier durchaus der olbische Einfluß.

Eine Mittlerrolle als Händler und Handwerker spielen die in der nahen Nachbar-

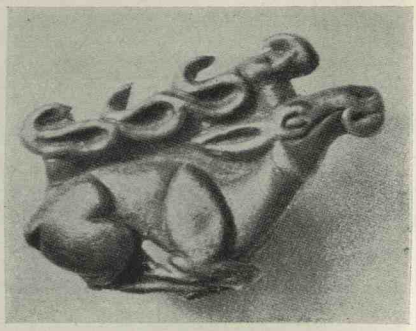


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: Goldener Kopfschmuck vom Pferdegeschirr von Volkovcy, Bez. Romny. Nach *Collection Chanenko* II Tf. 23.



a



b



c

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: a. Goldblech mit Skythendarstellung. Aksjutincy. — b. Goldener Hirsch. Südrußland. — c. Goldblech mit Hirsch. Aksjutincy. — Nach Izvěstija Arch. Kom. 49 (1913), Präh. Z. 18 (1927) und Bobrinskoj.

schaft der griech. Stadt angesiedelten Skythen. Eine Nekropole von ihnen lag z. B. sw. Olbia bei der russ. Festung Očakov auf dem ehem. Gute Maricyn bei den Dörfern Adžigol und Pětuchovka. Sie beginnt mit dem 6. Jh. v. C. und dauert durch die ganze skyth. Per. hindurch. Die älteste Grabform sind tiefe Schachtgräber mit Holzdecken, dann folgen flache, viereckige Bassins, Nischen- und Kammergräber. In ältester Zeit, 6./5. Jh. v. C., sind die Grabausstattung und die Grabform noch ausgesprochen „skythisch": Schuppenpanzer, Schwert, Lanzenspitzen, Köcher und Pfeile sowie reiches Bronzegeschirr werden dem Toten ins Grab mitgegeben, Pferdemitbestattung ist zu beobachten. In dieser ältesten Stufe finden wir auch Handwerksgerät im Grabe (Kurgan 1 U), darunter Gußformen aus Gips zur Herstellung solcher Bronzen, wie sie in den frühen Gräbern des Bez. Čigirin (s. § 71) häufig erscheinen (Tf. 37 C). Dann treten die Waffen mehr und mehr zurück, und einfaches griech. Geschirr überwiegt. Die Grabform wird die der jüngeren Nekropolen von Olbia. Pferdebestattungen fehlen nun gänzlich.

Präh. Z. 5 (1913) S. 1ff. M. Ebert.

g) Ältere Poltavasche Gruppe.

§ 78. Im Nordzipfel des Gouv. Poltava, am Oberlauf der Sula, bei dem Orte Romny (Romnysche Gruppe), liegen, angelehnt an mächtige Burgberge, nahe den Dörfern Popovka, Aksjutincy, Budki, Pustovojtovka, Volkovcy u. a. große Hügelgräberfelder, in denen jedoch niemals mehr als gelegentliche Grabungen vorgenommen sind. Die Funde sind zerstreut. Nur über einen Teil der Untersuchungen liegen Aufzeichnungen vor.

Collection Chanenko II 5ff., III 7ff.; Bobrinskoj *Směla* II 162ff., III 61ff.; CRPétersb. 1886 S. 146ff.; ebd. 1882—1886 S. CXLVIff.; *Ukasatelь Pamjatn. Istorick. Muz. Moskva* 1893 S. 350ff.; Otčet Mosk. Ist. Muz. für 1906 S. 14ff.; Kibalčič *Drevnosti. Ukasatelь kъ arch. nachodkamъ 1875/76 g.* Kijev 1876; Samokvassov *Mogily russkoj zemli* 1908 S. 96ff.; Zapiski Odessa 22 Protokoll 10 (312. Sitzung); N. E. Brandenburg *Žurnal raskopok* 1908 S. 142ff.; Rostovcev *Dekorative Malerei* I 511ff.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 505ff.; Makarenko *Gorodišča i kurgany Poltavskoj gubernii* Poltava 1917; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 180ff.

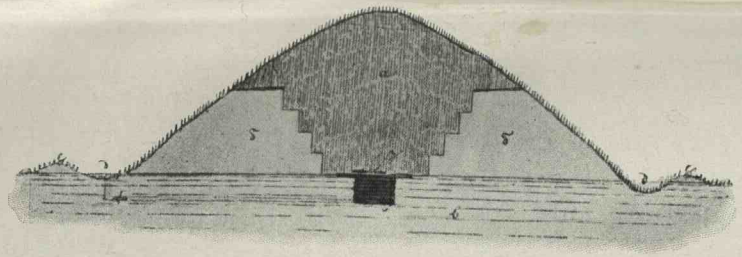
§ 79. Die bisher ältesten Funde dieser Gruppe stammen aus dem im J. 1899 aufgedeckten Grabhügel beim Bauernhof Šumejko (s. d.), datiert durch eine schwarzfigurige Scherbe (vgl. Rostovcev *Skifija* S. 508) vom Ende des 6. Jh. v. C. Das Schwert (Band VI Tf. 82c, XIV Tf. 45b), in der Grifform den Schwerten von Kelermes (Band VI Tf. 82b) und aus dem Melgunov-Fund (Tf. 34 A, Band VIII Tf. 39, 40) verwandt, hat im übrigen seine Gegenstücke in den Kurzschwertern von Vettersfelde (s. d. und Band XIV Tf. 45a) und aus der Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka (Band XIV Tf. 45c; über Verwandtschaft der Dekoration [Tiere mit Ringaugen und Ringfuß] mit der auf einer Minusinsker Dolchscheide von Merhart *Bronzezeit am Jenissei* 1926 S. 125, 136, 143; Beispiele für Zusammenhänge zwischen Dnjepr-Sula-Gebiet und Minusinsk; Hirsch von Aksjutincy [Vogelkopf mit Ohren]). Ein Goldblech, vielleicht vom Gürtel, in Form eines liegenden Vierfüßlers (Tf. 39 A e), steht den Goldblechen aus dem archaischen Grabe von Žabotin (s. d.; Izvěstija Arch. Kom. 60 [1916] S. 2 Abb. 2 und 3; s. a. o.) nahe, ist aber feiner ausgeführt. Von den drei im Grabe gefundenen eisernen Äxten ist die eine (vgl. Tf. 39 A f; *Collection Chanenko* III Tf. 38 Nr. 170) vom Typus mit schmaler, abwärts des Schaftloches stark gebogener und zur Schneide verbreiteter Klinge mit knaufartigem Abschluß. Vorzügliche Beispiele des skyth. Tierstiles bieten aus Knochen geschnitzte Psalien (*Collection Chanenko* III Tf. 49, 50 Nr. 529—530; hier Tf. 39 A a—c), sowie bronzenes bzw. eisernes Pferdegeschirr (Tf. 39 B). Wichtig auch das einheimische Tongefäß (Tf. 39 A d) mit je einem Ornamentstreifen um den Hals und am Schulterabsatz und kleinen Warzen am oberen Rande des unteren Streifens. — Etwas jünger (5. Jh. v. C.) dürfte ein Frauengrab vom Dorfe Basovka sein (*Collection Chanenko* III 8), von demselben Typus wie die Anlage in dem Šumejko-Hügel, mit einer griech. Spitz-Amphora älterer Art (ebd. Tf. 54 Nr. 840), Perlen aus Serdolik, Bernstein und Bergkristall (ebd. Tf. 44 Nr. 598/99), einem Spiegel (vgl. Tf. 38 C b; das Mittelstück des Griffes aus Eisen, sonst Bronze), halb altionische, halb skyth.

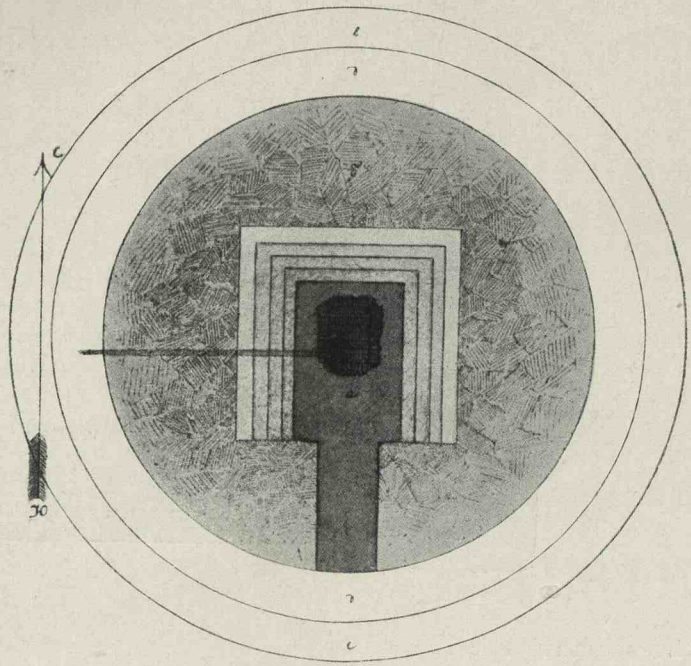
Arbeit, ebenso wie die Scheide des Schwertes von Šumejko. — Ins 6.—5. Jh. v. C. zu setzen ist auch der Kurgan 2 von Volkovcy der Grabung Mazaraki (*Collection Chanenko* II 5ff.), ein Kriegergrab (gestört), zu dem die auf Tf. 39^{C} abg. Teile des Pferdegeschirres gehören (*Collection Chanenko* II Tf. 16). Die Wangenbleche (Tf. 39^{C}) sind geometrisch umgebildet und verziert, die Schmuckstücke Tf. 39^{C} erinnern an Bronzen der ältesten Kijever Gruppe und von der Krim, das kreuzförmige Pferdestirnschmuckstück Tf. 39^{C} (Mitte) zeigt merkwürdige Verwandtschaft mit dem Gürtelhaken aus der archaischen Nekropole von Olbia (Tf. 35^{B}a) und von anderen Orten.

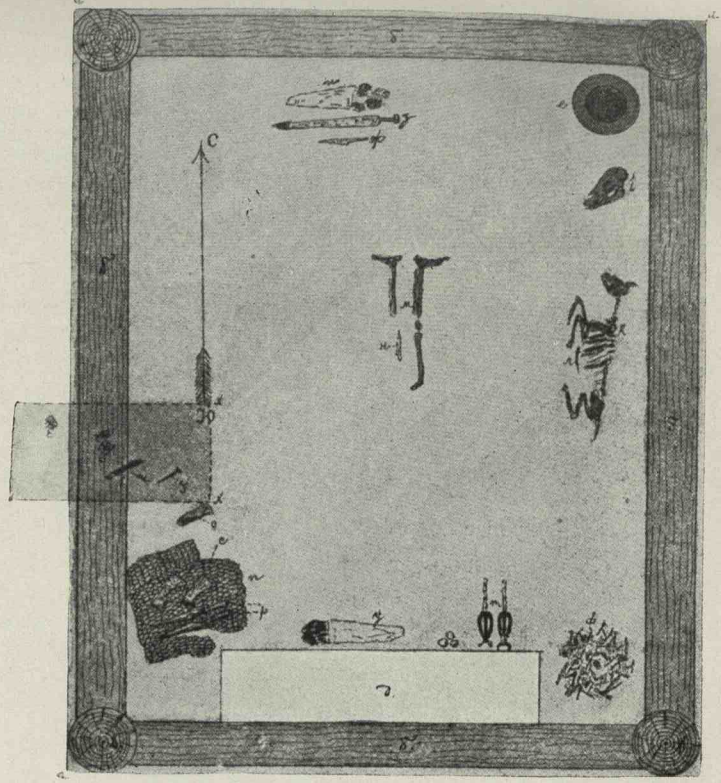
§ 80. Repräsentative Vertreter der jüngeren Stufe dieser älteren Poltavaschen Gruppe sind einige inhaltreiche Kurgane bei Aksjutincy (s. d.) und Volkovcy (s. d.). Ein im J. 1885 von Mazaraki untersuchter Hügel bei Aksjutincy (H. 10 m) enthielt anscheinend zwei übereinanderliegende Holzkammern. In der unteren war ein bis an die Zähne bewaffneter Krieger bestattet (Bobrinskoj *Směla* II 163ff.). Zu seiner Ausrüstung gehören zwei lederne Köcher mit etwa 400 bronzenen Pfeilspitzen, zu einem dritten wahrscheinlich das bekannte Goldblech mit einem liegenden Hirsch (Tf. 39^{F}c; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 181 Abb. 75), dessen Geweihenden usw. in Tierköpfe umgebildet sind, 5 Lanzen- und 1 Wurfspeerspitze aus Eisen, ein eisernes Kurzschwert mit goldbelegtem Griff (Bobrinskoj *Směla* Tf. 22, 4), ein Schuppenpanzer und fünf Schleifsteine.

Am Hals trug er einen schweren, goldenen Reif (Bobrinskoj *Směla* II Tf. 22, 1). Weiter fanden sich in dem Grabe Goldbleche (ebd. Tf. 22, 2. 3), Pferdegeschirr (ebd. Tf. 23), ein skyth. Kessel, eine bronzene Schüssel, eine schwarzlackierte Kylix (ebd. Tf. 8, 2) u. a. Es wird in das 5.—4. Jh. v. C. zu setzen sein.

§ 81. Noch reicher ausgestattet ist ein 1897/98 von Mazaraki untersuchter Kurgan bei Volkovcy (H. 13 m). Die eichene Kammer war auf den gewachsenen Boden aufgesetzt, ihr Boden mit einem Estrich von Ton belegt und von einem Gräbchen eingefaßt. Auf der Decke eine Lehmschicht von mehr als 1 m Dicke, mit Flußmuscheln vermengt, und darüber eine Kohlenschicht vom Scheiterhaufen (Bobrinskoj *Směla* III 82ff.; *Collection Chanenko* II 6ff.). Auf der s. Schmalseite der Kammer, zu Häupten des Toten (vgl. den Plan bei Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 183 Abb. 76) eine eiserne Streitaxt, 9 Lanzen- und 3 Wurfspeerspitzen, 4 bronzene Stangenköpfe (mit je 2 Glöckchen) an eisernem Stiel, ein skyth. Kessel und eine vergoldete Bronzeschale (*Collection Chanenko* II Tf. 10 Nr. 222). Auf der n. Schmalseite zu Füßen des Toten eine Amphora, ein weißtoniges Schälchen (ebd. II Tf. 35 Nr. 807), ein schwarzlackierter Kantharos (ebd. II Tf. 34 Nr. 797), zwei Gefäße einheimischer Arbeit und etwa 200 Goldbleche von einem diese Wand bedeckenden Teppich, darunter ein springender Löwe (Tf. 39^{D}b), Frauenköpfe en face (Tf. 39^{D}d, f), antithetische Tiergruppe mit Palmetten (Tf. 39^{D}c), Skythe im Ringkampf mit Tier (Tf. 39^{D}e). An dem l. Unterarm des Toten ein lederner Köcher, mit etwa 250 Pfeilen gefüllt und mit 5 Goldblechen bedeckt (*Coll. Chanenko* II Tf. 24 Nr. 410, 413, 417), nahe der l. Hand ein kugliges Silberfläschchen (ebd. Tf. 30 Nr. 451), am l. Fuß ein griech. Bronzehelm (ebd. Nr. 219), ein bronzener Brustschutz (ebd. Nr. 220), sowie Teile eines bronzenen und knöchernen Schuppenpanzers und eines Gürtels. Am Hals des Toten ein massiv goldener Halsring mit übereinandergreifenden Enden, die in Tierköpfe auslaufen (Tf. 39^{D}a), am l. Schlüsselbein ein goldenes Röhrchen (Tf. 39^{D}g), an der r. Hand die Goldblechumwicklung der Peitsche (*Coll. Chanenko* II Tf. 25 Nr. 425) und ein Kurzschwert ungewöhnlicher Form mit schmaler Klinge, hohem Mittelgrat, sehr breitem Klingenabschluß. Das Griffende scheint gegen den Griff nur wenig abgesetzt zu sein (*Coll. Chanenko* II Tf. 2 Nr. 64). Unter dem reichen Pferdegeschirr auf der r. Seite des Toten in Beckenhöhe seien der goldene Kopfschmuck, insbesondere der Fisch, hervorgehoben (Tf. 39^{E}). — Von einem anderen reichen Grab bei Volkovcy, im J. 1905 von Mazaraki untersucht (Otčet Istor. Muz. Mosk. 1906 S. 14ff.), stammen Goldbleche mit der Darstellung eines sitzenden Skythen, der einen Goryt am



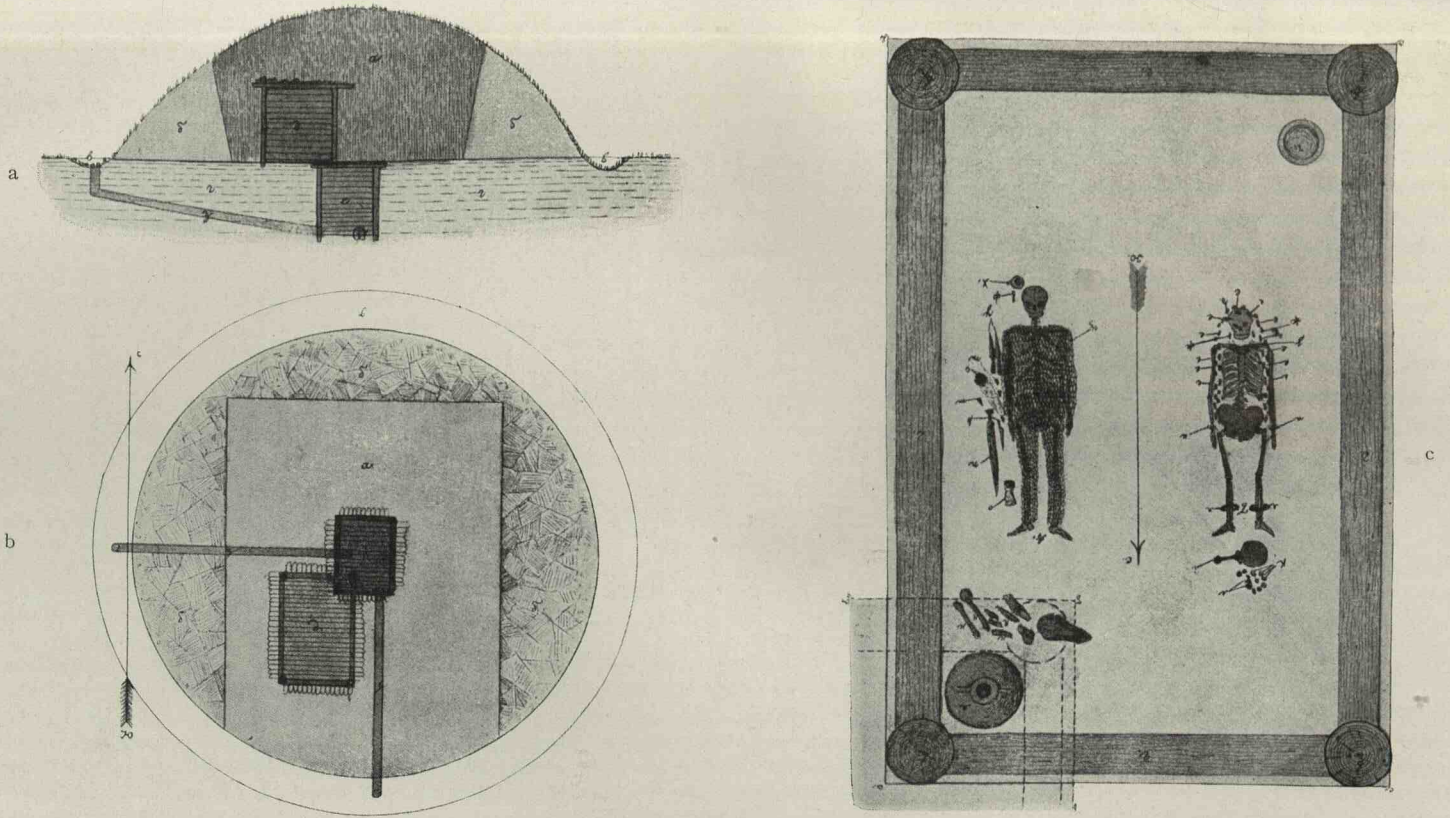




Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: Die „Staršaja Mogila“ bei Aksjutincy. Nach Samokvassov *Mogily* S. 97/98.

Tafel 39 G



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Poltavasche Gruppe: Grabhügel bei Aksjutincy (Samokvassov Nr. III) mit zwei übereinanderliegenden Holzkammern. Die untere ist durch einen Miniergraben (*z* bei a) ausgeraubt. Die Doppelstattung (c) aus der oberen Kammer. Nach Samokvassov *Mogily russk. zemli* 1908 S. 102/3.

Gürtel trägt (sie sind anscheinend bisher in Originalen in der Poltavaschen Gruppe nicht gefunden) und ein Rhyton in der l. Hand, eine Axt von einer Form, wie sie hier häufig begegnet, in der r. hält (Tf. 39[F]a). — Von dem Bau eines ebenfalls hierher gehörigen, mächtigen, mit Wall und Graben umzogenen Grabhügels, der „Staršaja Mogila" bei Aksjutincy (Samokvassov *Mogily russk. zemli* 1908 S. 95ff.), leider gestört, datiert durch ein schwarzlackiertes griech. Gefäß, gibt die Tafel 39[G] ein Bild.

§ 82. Von demselben Charakter im Bau der Grabanlage und im Inventar wie der eben besprochene Kurgan von Volkovcy sind eine schon im J. 1885 von Mazaraki untersuchte Kurgan-Gruppe beim Dorfe Popovka (Bobrinskoj *Směla* II 168ff., III 83) und eine andere beim Dorfe Jarmolincy (ebd. II 174ff.).

Aus Kurgan 3 von Popovka stammt ein knöcherner Panzer (210 Plättchen), wie ihn Pausanias (I 21, 5; vgl. Amm. Marcell. XVII 12, 2) im Äskulap-Tempel zu Athen als sarmat. Bewaffnungsstück sah (vgl. Bobinskoj *Směla* III Tf. 8, 16—21 u. a.; *Collection Chanenko* II Tf. 29 und Nr. 501 Bez. Romny; wichtig ihr Auftreten in Ostrußland: Samarajevskoje, Gouv. Perm; Béla Pósta *Archäol. Studien* II [1905] S. 363; B. Lauffer *Chinese Clay figures* Field Museum of Natural History 177 Anthrop. Ser. 13, 2 [1914] S. 274ff. über die Plättchenrüstung). Die charakteristischen Züge der Romnyschen Gruppe: Überfluß an Eisenwaffen, insbesondere an Streitäxten, Zurücktreten von Edelmetallgeräten und -schmuckstücken sowie feinerer griech. Keramik (meist nur Wein-Amphoren), machen sich in diesen späten Funden besonders bemerkbar. — Endlich nenne ich hier noch einen von Samokvassov (a. a. O. S. 102ff.) untersuchten Grabhügel (Nr. III) bei Aksjutincy (Tf. 39[H]), der zwei Grabkammern übereinander enthielt: eine in den gewachsenen Boden eingesenkte und eine zweite in der Höhe des alten Niveaus. Die untere war durch einen Miniergraben ausgeraubt, die obere enthielt die intakte Doppelbestattung von Mann und Frau (Tf. 39[H]c). Auch hier ist der Krieger schwer ausgerüstet, ebenso fehlt die eiserne Axt nicht. Die Frau trägt reichen Schmuck (viel Perlen, Kopfhaube wie im Grabe von Sinjavka; s. d.); Pferdeknochen und griech. Amphoren (eine fragm.).

h) Ältere Untere-Wolga- und Ural-Gruppe.

§ 83. Grabungen des Historischen Museums in Moskau nahe dem Dorfe Blumenfeld (Deutsche Wolga-Republik; sö. von Saratov) in jüngster Zeit haben auch hier zur Herausarbeitung einer älteren skyth. Gruppe geführt, die sich z. Zt. vom unteren Stromgebiet der Wolga nö. bis Verchnij-Uralsk, Biš Oba (Tf. 39[L]a, d) und zu dem Bez. Orsk erstreckt, mit dem Zentrum um Orenburg (Eurasia Septentrionalis 3 [1928] S. 25ff. Grakov). Ausgangspunkt der Untersuchung waren drei Grabhügel (A 12, B 4, B 5) zweier verschiedener Gruppen, die im wesentl. der nachchristl. sarmat. Kultur angehören und nur in diesen drei Hügeln eine ältere Zeitstufe mit sich führen. Die gewaltigen Ausmaße, wie sie z. B. die Kurgane des Kuban- und Dnjepr-Gebietes haben, fehlen hier. Selten erreichen sie bei den Blumenfelder Hügeln 2 m H., durchschnittlich erheben sie sich nicht mehr als 0,60—0,20 m über das Bodenniveau bei einem Dm von 10—40 m. Nur in Pokrovka trifft man Kurgane dieses Typus, die höher als 4 m sind.

§ 84. Die Hügel-Basis umläuft bisweilen ein flacher Graben. Der in den gewachsenen Boden eingetiefte Schacht (2,40—5,20 m L., die Br. gewöhnlich $^1/_3$ der L., doch auch annähernd ihr gleich; 1,50—4 m T.) hat ein flaches oder auch sattelförmiges Holzdach, ausnahmsweise (Pokrovka) von Pfeilern gestützt. In einzelnen Schächten ist Holzverschalung der Wände beobachtet. Auf Gras, Holz oder Gewebe ist der Tote gebettet. Zerteilte Hammel-, Rinder- oder Pferdekörper sind ihm als Wegzehrung mitgegeben. Pferdebestattungen fehlen, dafür (symbolische) Mitgabe von Trensen. Bisweilen Beigabe von Farbklümpchen (gewöhnlich roter Schwefel-Arsen). Die Ausstattung ist meist ärmlich. Auf dem Dach des Schachtes wurden Spuren der Totenfeier (Scheiterhaufen, Tier- und bisweilen auch Menschenknochen) beobachtet, ebenso Stücke von Kreide, Schwefel, auch Ocker. Also Grabanlage und Bestattungsritus sind dieselben wie in der ganzen n. Steppenzone (Voronež-, Poltavasche und Kijever Gruppen).

Auf die Orientierung scheint vielfach ein zu großes Gewicht gelegt zu werden.

§ 85. Zu dieser Gruppe rechnet Grakov eine Anzahl Fundplätze in den Gouv. Saratov und Samara, von denen der chronol. wichtigste der von Gmelinskaja bei Charkovka wäre, da hier im Hügel 25 der Gruppe III ein Bruchstück einer griech. Vase („mit Spuren von Firnis, vielleicht ionisch, 5. Jh. v. C."), die in diesem Gebiet selten erscheinen, gefunden wurde. Leider ist das Stück nicht näher beschrieben und nicht abgebildet. Hierher gehören zwei Bestattungen in den 1926 von P. Rau aufgedeckten Hügeln D 4, D 17 beim Chutor Schultz (Mitteil. Pokrovsk 2 [1927] S. 17ff., 40ff.), einer Gruppe zuzurechnen, deren Inventar durch Akinakes, bronzene und knöcherne dreikantige Pfeilspitzen, Goldbleche, durchbohrte Eberhauer, glatte Tonbecher u. a. charakterisiert wird, sowie Funde aus dem Jelga-Hügel bei Ljubimovka, darunter eine mit Tierornamentik verzierte Platte aus Stein, auf drei kurze, kräftige Füße gestellt (Tf. 39^{L}b).

Steingefäße gibt es in Südrußland bereits in der älteren Metallzeit; z. B. Exemplar in einem Funde aus dem Gouv. Cherson (abg. bei Tallgren *La Pontide préscythique* 1926 S. 163 Abb. 97, 4; vgl. ebd. S. 162, 212). Über Steingefäße im Kijever Gebiet: Bobrinskoj *Směla* I 100 (Kurgan 38 des Hügelgräberfeldes von Guljaj-Gorod; aus Kalkstein, dabei rote und gelbe Farbstücke), II 118ff., II 135; in Polen s. Skythen A 2 und Band XII Tf. 63b.

Ferner gehören dazu eine Reihe von Funden aus dem Steppengebiet ö. der Wolga bis zum Ural. Weiter eine Anzahl von Trensen, Kesseln, Schwertern u. a. aus Raubfunden in den Mus. Moskau, Saratov, Leningrad usw. Ich verweise u. a. auf die Schwerter von Omuškino, Kr. Buzuluk (Ginters *Schwert der Skythen* Tf. 19b), Magnitnaja Stanica (ebd. Tf. 19c), Orenburg-Gebiet (ebd. Tf. 21e, g). Grakov nimmt das 6.—4. Jh. (Anfang) v. C. für diese Gruppe in Anspruch. Dieser Ansatz scheint mir zu hoch zu sein. Die allermeisten Stücke gehören wohl ins 5./4. Jh. v. C. Er sieht in ihren Trägern „Reste der skyth. Wanderung", deren Siedlungsgebiet damit nach O bis an den Ural erweitert würde. Diese Frage bedarf wohl noch weiterer Untersuchung.

§ 86. Das typische Inventar eines wohluntersuchten Grabes (Blumenfeld, Kurgan A 12) ist auf den Tf. 39^{I}, 39^{K}b, 39^{L}c abgebildet, von dem das Kurzschwert, zwei- und dreikantige Pfeilspitzen (Bronze und Eisen), Trensen mit S-förmigen Seitenstangen, radförmige Anhänger, tierornamental gestaltete Bronzen und ein mit eingeschnitzten Tierornamenten verzierter Eberhauer hervorgehoben seien. Knochenschnitzereien (Tf. 39^{K}, 39^{L} a, c, d) sind in dieser Gruppe in besonders prächtigen Stücken vertreten.

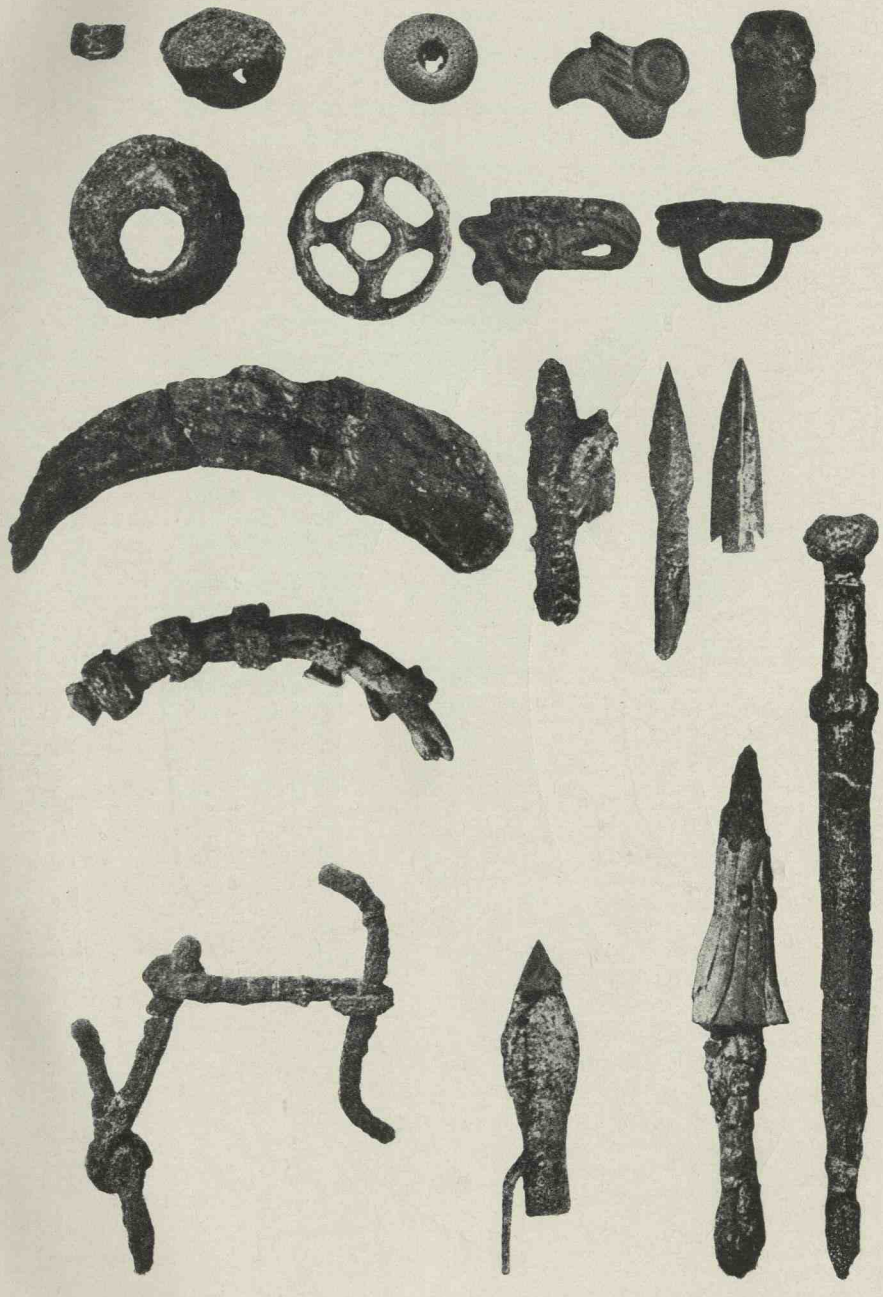
III. Die sarmatische Periode.

A. Charakter der Periode.

§ 87. Die erste sichere Erwähnung der Sarmaten in Europa (über ihr Verhältnis zu den Sauromaten s. § 12) stammt von Polybios (25, 2; 26, 6) unter dem J. 179 v. C.; mindestens aber seit der 2. Hälfte des 3. Jh. werden sie das Unter-Dnjepr-Gebiet besetzt haben. Rund 500 J. waren sie die Herren der ukrainischen Steppe, auf dem Balkan und in Ungarn später gefährliche Nachbarn der Römer, die nur vorübergehend in S. selbst zum Gegenstoß (Plautius Silvanus, Nero) vorgingen, im allg. eine Defensivtaktik befolgten. Die Namen ihrer Stämme, die uns die Schriftsteller der RKZ nennen, und die sie in Bewegung gegen W kennen: Jazygen, königliche Sarmaten, Urgi, Roxolanen, Siraken, Aorsen, Alanen, sind z. T. Eroberer-Wellen gewesen, die sich vom Don zur Donau ergossen.

Vermutungen über den Zusammenhang dieser sarmatischen (Jazygen, Roxolanen, Alanen) Bewegungen (seit dem 1. Jh. n. C. Jazygen, seit dem 3. Jh. n. C. Alanen in Ungarn) mit solchen in Zentralasien (Saken, Yüeči) und Erklärung des Auftretens neuer Stilarten (zuerst im Alexandropol-Kurgan; s. § 65) durch diese Völkerwellen in Recueil Kondakov 1926 S. 239ff. Rostovcev; ders. *Iranians and Greeks* 1923 S. 143ff. über ihre Ausbreitung im Don-, Kuban- und Taman-Gebiet.

§ 88. Die Skythen wurden zum größten Teil unterworfen; nur auf der gegen einen nicht im Besitz des Meeres befindlichen Gegner leicht zu verteidigenden Halbinsel Krim (hier wohl vermischt mit Taurern; Kämpfe mit den Bosporanern; Einmischung des Mithradates Eupator; s. Tavelj) und in der Dobrudža (Kleinskythien) behaupteten sich selbständige skyth. Herrschaften.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Wolga- und Ural-Gruppe: Funde aus dem Kurgan A 12 von Blumenfeld, Deutsches Wolga-Gebiet. Nach Eurasia Sept. Ant. 3 (1928).



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Wolga- und Ural-Gruppe: a. Knochengerät von Černaja Gora (Abramovka), Orenburg. — b. Geschnitzter Eberzahn. Aus dem Kurgan A 12 von Blumenfeld. — Nach Eurasia 3 (1928).

§ 89. Wie die Skythen sind auch die Sarmaten (s. Skythen B) nach Ausweis ihrer Sprachreste Iranier, ebenfalls wie jene stark vermischt mit anderen asiatischen Volkselementen, wie jene ein Reitervolk auf nomadischer Grundlage, in Tracht, Sitte und Religion von jenen nicht stark unterschieden. Die Bewaffnung der südruss. Skythen ist nicht so leicht, wie es die gangbare, von der antiken konventionellen Tradition beeinflußte Meinung will — neben Bogen, Goryt und Kurzschwert erscheinen sehr häufig eiserne Lanzen und Wurfspeere, Äxte und Schuppenpanzer in den Gräbern —, und von der sarmatischen nur graduell verschieden, so etwa wie die germ. Bewaffnung der Völkerwanderungszeit von der der Karolingerzeit. Die sarmatische dient aber einer ganz anderen, von den antiken Historikern mehrfach beschriebenen Kriegstaktik, welche jener der Parther ähnlich war. Offenbar handelt es sich dabei um eine die ganze iranische Welt umfassende Entwicklung.

Man hat das Fehlen von Holzkonstruktionen in den sarmat. Gräbern S., das Fehlen von Leichenwagen, Pferde- (dafür Pferdegeschirr-Teile und Stücke von Pferdefleisch; s. § 92) und Menschenopfern als einen kennzeichnenden Unterschied zwischen skyth. und sarmatischer Bestattungsweise angesehen (Rostovcev). Der Befund in 4 jazygischen Kurganen des 3. Jh. n. C. von Jász-Alsó-Szent-György (Arch. Ertesitö 1901 S. 120ff.; A. Alföldi *Der Untergang der Römerherrschaft in Pannonien* II [1926] S. 7ff.; vgl. a. Arch. Ertesitö 41 [1927] S. 138ff. Fettich mit nicht annehmbaren Datierungen für die Hirsche von Kostromskaja, Kul-Oba und Tápió-Szent-Márton) widerlegt dies. Von vier gleichzeitig aufgeworfenen Hügeln bedeckte der Hauptkurgan eine nach skyth. Art gebaute Kammer aus Baumstämmen, in der ein sarmat. Fürst mit seinen Schätzen, dem Leichenwagen und den Pferden ruhte; in den drei Nebenhügeln lagen seine Gefolgsleute: im ersten 4 enthauptete Krieger, im zweiten ein Krieger mit Schild, im dritten zwei solche. Man wird daraus folgern, daß die Aufdeckung solcher Grabhügel auch in S. zu erwarten ist, und darf dies um so mehr, als den Altertümern dieser Periode bisher von der Bodenforschung nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Damit fällt auch die Begründung, die Childe (*Aryans* 1926 S. 39) seinem Einwurf gegen das Iraniertum der Skythen gibt, zusammen.

§ 90. Die Aussteuer der sarmat. Gräber ist im allg., an denen der skyth. Per. gemessen, viel bescheidener und weniger in die Augen fallend. Gegenstände aus Gold werden seltener, an seine Stelle tritt mehr und mehr das Silber; die Bronze, als Werkstoff für Geräte und Schmuck aller Art bei den Skythen viel gebraucht, wird durch das Eisen ersetzt. Denn der wirtschaftliche Wohlstand des Landes, ganz gleichgültig, welches auch die Haltung der Sarmaten gegen die griech. Städte und ihre Kultur war, ist im Rückgang begriffen, an Stelle der für den Export arbeitenden Landwirtschaft älterer Perioden gewinnt wieder die vornehmlich nur den Eigenbedarf versorgende Viehwirtschaft Raum.

Wir kennen sarmat. Gräberfelder genauer und im größeren Umfang nur aus dem O (Orenburg-, Wolga-, Kuban-Gebiet). Hier herrschen vornehmlich Einzelgräber unter flachen Hügeln, die z. B. im Kuban-Gebiet, vielleicht angelehnt an befestigte Plätze, sich zu hunderten und tausenden zusammenschließen und auf dichte Besiedlung deuten. Dieser Grabtypus erscheint, soweit wir bisher wissen, zuerst im 5. Jh. v. C. im Orenburger Gebiet.

In der Kleidung herrscht bei den Vornehmeren noch immer die orient.-persische Mode, die Gewänder mit Goldplättchen zu benähen (Tf. 42^{B}, 42^{D}n—q, 43^{A}h—m; Eindringen in die griech. Städte etwa im 2. Jh. n. C.; Kerč: CRPétersb. 1875 S. 19, *ABC* IV_1). Doch sind diese Plättchen (auch aus Silber, Weißmetall u. ä.) einfacher, „geometrisierend" geworden, eine Neigung, die überhaupt diese Gruppe neben Vorliebe für farbige Inkrustation, Pseudo-Filigran und einfaches Pflanzenornament kennzeichnet, und der Stoff wird mit Goldfäden (Tf. 42^{D}f) durchwirkt. Das Auftreten der Fibel (Scheibenfibeln gräko-orient. Art [Tf. 42^{A}f], Spätlatènеformen [Tf. 42^{C}a], röm. und halbröm. Typen [Tf. 40^{C}g], Fibel mit umgeschlagenem Fuß [Tf. 40^{D}g, h]) deutet auf Veränderungen der Tracht. Röm. Email-Fibeln (Tf. 40^{C}f) sind im 2. und 3. Jh. n. C.,

wie überhaupt Email-Sachen, in S. und im Kaukasus sehr verbreitet (Fabrik des Antheus). Schöne Gürtelplatten (Band III Tf. 7 b).

§ 91. Der alte skyth.-pers. Goryt scheint nach den bisherigen Grabfunden stark zurückgedrängt zu sein (häufig dagegen auf Kerčer Stelen der RKZ; Band XI Tf. 56 a). An Stelle des kleinen skyth. Pfeiles mit bronzener dreikantiger (auch zweischneidiger) Spitze setzt sich in den letzten Jh. v. C. der größere mit dreiflügliger eiserner Spitze durch, tritt aber hinter Lanze, Wurfspieß und Schwert zurück. Die Streitaxt ist bisher selten gefunden.

Der Akinakes wird abgelöst durch ein Schwert mit gerader Parierstange und sichel- oder antennenförmigem Griffabschluß. Schon der Akinakes zeigt die Neigung, sich zu strecken, namentlich im skyth. W-Gebiet (das Schwert von Aldoboly [Band XII Tf. 66 b] ist auf jeden Fall beträchtlich jünger; auffällig, daß die Längsgliederung des Griffes, die durch die skyth. Periode hindurchgeht [vgl. z. B. Solocha Band XII Tf. 81 a], aber besonders kennzeichnend für die alten Typen ist, sich hier wie auch sonst [sibir. Greifenkopfdolche] gehalten hat). So auch die sarmat. Schwerter dieser Form, bei denen es Stücke von 0,80—1 m L. und mehr (Schwerter aus der Bujerova-Mogila, von Prochorovka [s. d.; I, III], Borisovsk) gibt, daneben aber auch Kurzschwerter derselben Art von 0,30—0,40 m L. (Krasnogorsk, Prochorovka II). Beide Typen charakterisieren die frühsarmatische Stufe (A; 3. Jh. — um C. Geb.) und dürften als jazygisch-roxolanisch anzusehen sein. S. a. Band X Tf. 112^{B}.

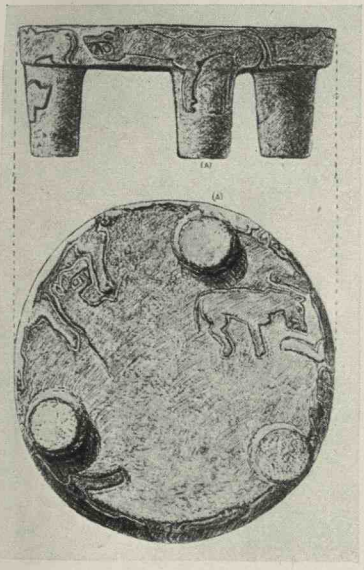
Um C. Geb. tritt ein neuer, dem vorigen verwandter Typus auf, der aus Nordsyrien (Nemrud Dagh; Reliefs auf dem Grabmal Antiochos I. von Kommagene) bereits aus dem 1. Jh. v. C. bekannt ist. Es sind Kurzschwerter (L. 0,40—0,55 m) mit gerader Parierstange und Ringknauf (Tf. 40^{C} h), nicht zu verwechseln mit ähnlichen spätrömischen, bei denen der Ring oben mondsichelartig verdickt ist (vgl. z. B. Schranil *Vorgeschichte Böhmens und Mährens* 1928 Tf. 60, 6), während er hier gleichmäßig rund bleibt. Durch die Untersuchungen im Wolga-Gebiet und Darstellungen solcher Ringknaufschwerter auf Kerčer Stelen wird er in die frührömische Zeit (Stufe B; 1. und 2. Jh. n. C.) datiert und dürfte als alanische Waffe zu gelten haben. Wie ein Fund aus Ungarn zeigt (s. Ust-Labinskaja § 2), ist er noch im 4. Jh. weiter w. im Gebrauch. Im O findet er sich in Sibirien (zusammen mit Greifenkopfdolchen aus Eisen, Kupfer und Bronze, seit dem 1. Jh. n. C.; von Merhart *Bronzezeit* 1926 S. 173) und bei den Chinesen der späteren Han-Zeit, was auf gemeinsame westasiat.-iranische Herkunft (vgl. a. die sibir. Ringmesser) deutet.

Ebenfalls in der RKZ erscheinen eiserne Lang- und Kurzschwerter (mit oder) ohne Parierstange und mit knopfartigem Knauf, der aus einem Halbedelstein besteht oder mit solchen verziert ist (Tf. 41^{B}, 43^{B} c). Sie sind zahlreich von Kerč (Glinišče, Mithradates-Berg) und aus der Kuban-Gruppe erhalten und gehören in ihrer Masse (gegen Rostovcev und Ginters) der spätröm. Stufe (C; 3. und 4. Jh.) an. Darauf deutet der Befund im Kuban- (Grabungen Millers) und Wolga-Gebiet, wo die eisernen zweischneidigen Langschwerter (ohne Parierstange) erst jünger-kaiserzeitlich sind und die Ringknaufschwerter ablösen (vgl. a. das Schwert von Borisovo; Izvěstija 56 [1914] S. 126 Abb. 17). Ein gut beobachteter Grabfund von Alt-Weimar (Wolga-Gruppe) hat auch Aufschluß über die Tragweise dieser Schwerter und die Bedeutung eigenartiger Jadeit-Arbeiten gebracht, die, vereinzelt aus Rußland bekannt, dorthin aus China importiert wurden und als Tragschlaufen an der hölzernen Scheide dienten (Tf. 40^{D} b—e und f). Auch ein Schwert von Kerč (sog. Messaksudi-Fund [Tf. 40^{D} a]; 2. Hälfte des 3. Jh. n. C.) erhält dadurch (gegen die Zusammensetzung Monuments Piot 25 [1923] S. 99ff. Rostovcev) seine richtige Deutung (Ginters *Schwert der Skythen* 1928 S. 66ff.; danach ist auch zu berichtigen Zeitschr. Finn. Altertumsges. 35: 2 [1924] S. 23 Tallgren).

Chinesischer Import in das sarmat. Rußland beginnt spätestens in frühröm. Zeit, wie ein im J. 1927 von P. Rau aufgedecktes sarmat. Grab im Gebiet der wolga-deutschen Republik erwies, das nebst Kurzschwert und Messer mit Ringknauf, eisernen dreiflügligen Pfeilspitzen, Alabastergefäßen und anderem typischen Inventar der älteren RKZ einen gut erhaltenen chines. Spiegel (Tf. 40^{C} b) enthielt.



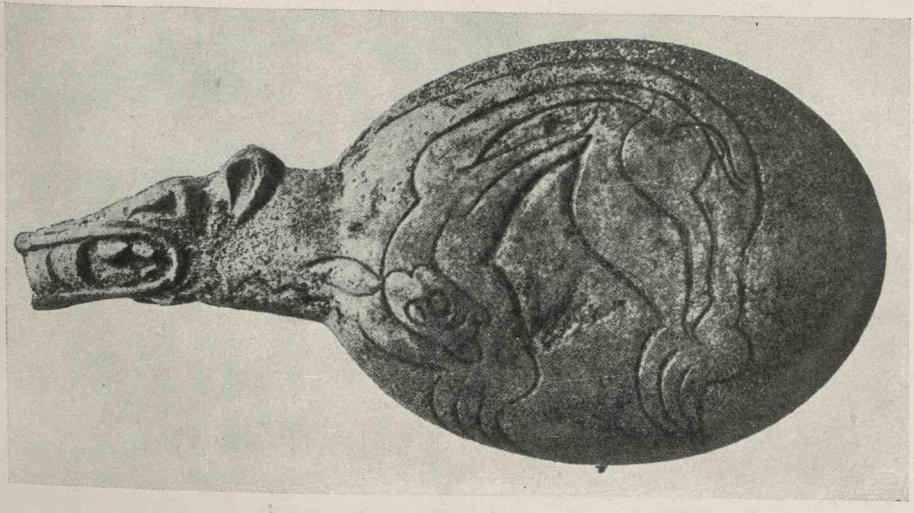
a



b



c



d

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Ältere Wolga- und Ural-Gruppe: a, d. Knochengeschnitzter Tierkopf und Knochenlöffel von Biš Oba. — b. Steinplatte von Ljubimovka. — c. Geschnitztes Knochenstück. Blumenfeld (Kurgan A 12). Nach Eurasia Sept. 3 (1928).

§ 92. Helme (s. d. A), in skyth. Gräbern relativ selten und aus Bronze (s. Pastyrskoje § 3), werden in sarmat. Funden häufiger, sind nun meist aus Eisen, oft von spitzkonischer oder rundlich konischer Form (Tf. 42A a). Letztere, aus 4 dreieckigen Lappen zusammengesetzt, bilden (Präh. Z. 1 [1909] S. 65ff.) eine Vorstufe der germ. Spangenhelme der Völkerwanderungszeit. Zwischenglieder und Verwandtes: ein Stück aus Ägypten (Präh. Z. 1 S. 163ff.), der in einem fränk. Grabe, zusammen mit Spatha, Ango, Franziska u. a., gefundene Helm von Trivières in Belgien (Annales de la société d'archéol. de Bruxelles 23 [1909] S. 469ff. de Loë), die Stücke von Weisenau bei Mainz (Mainzer Z. 3 [1908] S. 139 Lindenschmit; ebd. 14 [1919] S. 6 Behrens) sowie von Leckhampton bei Cheltenham (Fornvännen 1925 S. 229 Lindqvist) und ein bei Bremen gefundener Eisenhelm mit Stachelnieten (Präh. Z. 16 [1925] S. 196f. und Tf. 8).

Lindqvist (a. a. O. S. 230) wollte beobachten, daß alle (meßbaren) entwickelten Spangenhelme für ausgesprochene Kurzköpfe hergestellt sind. Was S. angeht, so mache ich darauf aufmerksam, daß dort in den germ. wie sarmat. Grabfunden häufig Schädeldeformation beobachtet ist (s. § 106).

Neben dem eisernen, bronzenen, auch knöchernen (s. § 82) Schuppenpanzer älterer Art, einem ärmellosen, kurzen Panzerhemd (Rekonstruktion nach einem Funde Samokvassovs bei Rostovcev *Dekor. Malerei* S. 336; vgl. auch die Darstellung auf den beiden Goldblechen von Geremesov ebd. Tf. 85), erscheinen die Ringbrünne und ausnahmsweise der Plattenpanzer (s. § 99).

Das Auftreten von Ringbrünnen seit dem 2. Jh. n. C. im unteren Elbgebiet, in Schleswig und auf den dän. Inseln (Moorfunde) und das Erscheinen des genannten Spangenhelmes in Bremen sind bemerkenswert. Über die oriental. Technik und mögliche Herleitung dieser in Germanien gefundenen Ringpanzer aus dem SO durch Vermittlung der südruss. Germanen vgl. Zeitschr. f. histor. Waffenkunde 4 (1906) S. 1ff., 40ff. Rose und die Bemerkung Salins über den Vimose-Fund in *Altgerm. Tierornamentik* 1904 S. 193.

Zahlreich sind auch in den sarmat. Funden Teile der Pferdeausrüstung.

Mitbestattung von Pferden ist aus sarmat. Funden Rußlands bisher nicht bekannt, wohl aber aus Ungarn (s. § 89). Dagegen werden Teile des Pferdegeschirrs oder -körpers, wie auch in einer Anzahl skyth. Gruppen (Kijev, Poltava, Don-Gebiet u. s.), mitgegeben.

Insbesondere die Kuban-Gruppe hat viel davon, doch sind diese Stücke zum größten Teil unediert. Auch hier ist die Ausstattung einfacher, und statt Gold und Bronze wird in der Regel Eisen und Silber (z. T. vergoldet) verwendet. Neuartig in ihrem Stil sind die großen, silbervergoldeten Phaleren (hier Tf. 41C; Izvěstija Arch. Kom. 29 [1909] S. 18ff.; Odobesco *Le Trésor de Pétroassa* 1889—1900 I 293, II 217; Recueil Kondakov 1926 S. 239ff. Rostovcev). Ringtrensen und Trensen wie die des Zubov-Fundes (Band XIV Tf. 68e) gehören der RKZ an (Monuments Piot 23 [1926] S. 137ff. Rostovcev). Radtrensen, die schon im alten Ägypten vorkommen (G. Möller *Metallkunst* 1925), werden z. B. durch ein Grab von Ust-Labinskaja (s. d.; Soobščenija Akad. Materialnoj Kultury 1 [1926] S. 92 und Abb. 17) in die frühröm. Zeit datiert. Über den Steigbügel s. § 110 und über Steigbügel auf sassanid. Silberschalen vgl. Aréthuse 1, 4 (1924) S. 151f. Lefebvre des Noëttes, der zu Unrecht annimmt, daß sie im 6. Jh. n. C. von den Chinesen ausgeführt und von ihnen nach Vorderasien gebracht seien. Sie sind hier jedenfalls in Vorstufen viel älter (s. Steigbügel).

§ 93. Die Fibel, in Mesopotamien seit neubabylon. Zeit sicher belegt (s. Fibel E; vgl. a. ZfEthn. Verh. 1893 S. 387 von Luschan und ebd. 1899 S. 344), ist kein Requisit der skyth. Kleidung (s. § 20); erst seit sarmat. Zeit dringt sie von O und W herein. Dem hellenistisch-oriental. Kulturkreis entstammen die mit Halbedelsteinen, Email, Paste und Filigran verzierten Scheibenfibeln (Tf. 42Af), eine der ältesten in S. aus einem griech. Grabe (Zelenskij Kurgan; um 300 v. C.) auf der Halbinsel Taman, besonders zahlreich in der j. Kuban-Gruppe (Zubov-Fund [s. d.], Achtanizovskaja [Tf. 42Af], Siverskaja [s. d.], Vozdviženskaja [s. d.] u. a.; Monuments Piot 26 [1923] S. 155ff. Rostovcev; Recueil Kondakov 1926 S. 239ff. ders.).

Die Fibel aus dem Zelenskij Kurgan (Izvěstija Arch. Kom. 60 [1916] S. 22ff.; Arch. Anz. 1912 S. 334; ebd. 1913 S. 178ff.) ist auf der Außenzone in Filigran-Technik mit Mäandern und Palmetten verziert, das Innere der Palmetten mit blauer Glaspaste gefüllt, die mittleren

Blätter jeder zweiten Palmette werden aus mandelförmigen Granaten gebildet. Am äußeren Rande ist ein Streifen ebenfalls mit blauer Glaspaste gefüllt. In der Mitte ein Almandin in Form eines Satyr-Kopfes mit goldenem Blattwerk auf dem Kopf. Auf der Rückseite zwei Nadeln.

Diese Scheibenfibel ist ein im hellenistischen Vorderasien weit verbreitetes Schmuckstück, in S. wird sie seit dem 2. Jh. v. C. häufiger. Eine der ältesten südruss. Darstellungen findet sich auf einem Rhyton des Kuban-Gebietes aus dem 3./2. Jh. v. C., dort zur Befestigung des Mantels dienend (Stepanov *Istorija russkoj odeždy* o. J. [1916] Tf. 8).

Die älteren got. Gräber der Krim, z. B. von Gursuf und Suuk Su, enthalten solche Scheibenfibeln, scheint es, nicht. Erst später wird die Bügelfibel von der Scheibenfibel in der germ. Tracht verdrängt.

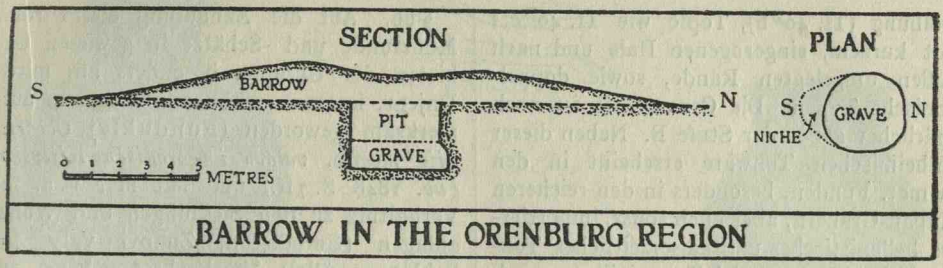
Viel bedeutungsvoller ist das Auftreten der Fibeln des Latène-Schemas und seiner Derivate (Tf. 42^{C}a) aus dem benachbarten germ.-kelt. und kelto-dak. Gebiet, z. T. wohl getragen durch einbrechende germ. und kelt. Stämme, sowie provinzialrömischer und halbrömischer Typen (Tf. 40^{C}f, g). Schon Varianten der Frühlatèneform (Zaljesie, Bez. Radomysl, Gouv. Kijev) fehlen nicht, jedoch gewinnen erst Mittel- und Spätlatène-Schemata größere Bedeutung.

Aus einem Mittellatène-Schema entwickelt sich hier in S. die Fibel mit umgeschlagenem Fuß (Tf. 40^{D}g, h), die Stammutter der spätrömischen und völkerwanderungszeitlichen Bügelfibel (Präh. Z. 3 [1911] S. 232ff.). Leider ist diese für die Chronologie der sarmat. Stufe überaus wichtige Gattung noch nicht Gegenstand eingehender Untersuchung durch die russ. Gelehrten gewesen (die Arbeit von Kalitinskij *Seminarium Kondakovinarium* 1927 S. 193ff. erschöpft das Thema nicht und ist in mehreren Punkten verfehlt). Die Voraussetzung hierfür ist freilich die planmäßige Aufdeckung größerer Nekropolen der sarmat. Stufe, in denen die Fibel zum beständigen Grabinventar gehört. Sehr wertvoll sind auch in diesem Punkte die Grabungen Raus und Rykovs im Gebiet der deutschen Wolga-Republik gewesen, indem sie den Nachweis erbrachten, daß hier die Fibel m. u. F. einfachster Form erst der spätrömischen Stufe (3. Jh. n. C.) angehört.

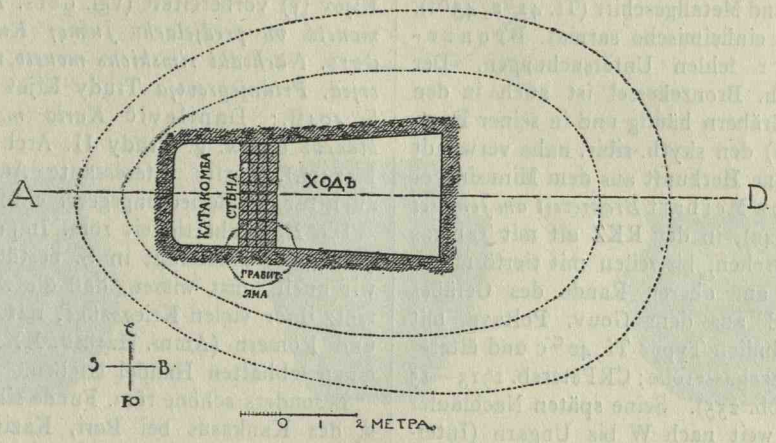
Vgl. Mitteil. Pokrovsk 2, 1 (1927) Kurgan D 15 und 16, D 32 S. 35 Abb. 27A (mit sarmat. Fläschchen), S. 38 Abb. 31c (mit dem obengenannten Schwert mit Nephrit-Tragschlaufe), S. 67 Abb. 61; ebd. 1, 1—2 (1926) S. 9 Abb. 1G, S. 46 Abb. 71B, S. 53 Abb. 83B. — Gut datiert ist z. B. eine kleine goldene Fibel m. u. F. einfachster Form in Kerč, wo sie auch in den Gräbern der Reskuporis-Gruppe auftreten, durch den Messaksudi-Fund (Monuments Piot 26 [1923] S. 113ff.) in die 2. Hälfte des 3. Jh. n. C.

§ 94. Von der einheimischen sarmat. Keramik ist uns nur die alanische, auch diese durch die Grabungen im Wolga-Gebiet, sowie durch neuere Untersuchungen A. A. Millers im Kuban-Rayon, besser bekannt. Über ihre Entwicklung, ihr Verhältnis zur skyth., zur jüngeren ostruss.-kaukasischen und transkaukasischen sowie zur einfacheren griech. Gebrauchsware können wir noch nicht viel sagen, die Forschung darüber steht in den Anfängen, wohl aber sind wir in der Lage, eine Reihe von Typen für die verschiedenen sarmat. Zeitstufen dort als Leitformen zu erkennen. Die älteste Stufe (A; 3. Jh.—C. Geb.) hat bis vor kurzem (s. § 101) wenig Tonware geliefert. In sie gehört, wohl in die RKZ übergreifend, eine Form wie Tf. 40^{B}a. In der frühröm. Zeit (Stufe B; 1. und 2. Jh. n. C.) sind sehr häufig Henkelkrüge, schlank (Tf. 40^{B}b) oder mehr gedrückt (Soobščenija 1 S. 89 Abb. 14, 2), vielfach am Hals, auch am Baucheinbruch mit eingedrehten Rillen; ferner kuglige Töpfe in verschiedenen Varianten (Tf. 40^{B}c, d) und niedrige Schüsseln mit einwärtsgezogenem Rand (Mitt. Pokrovsk 1, 1—2 [1926] S. 10 Abb. 3B; Soobščenija 1 S. 89 Abb. 14, 3).

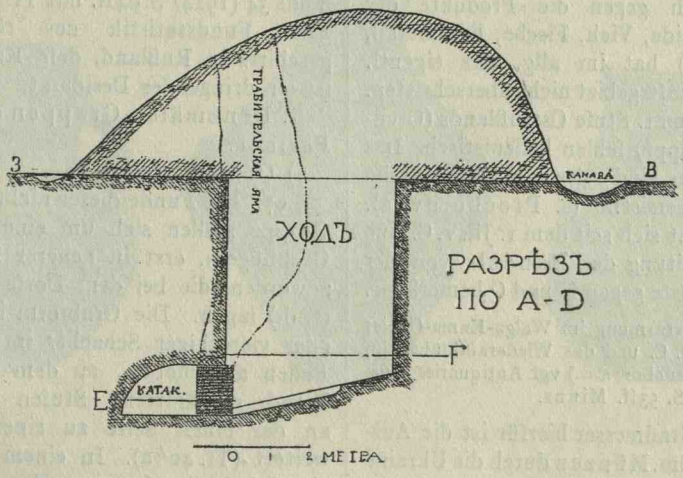
Den kugligen Vasen in der Form verwandt sind die Alabastergefäße mit tierförmigem Henkel, bzw. Griff (Band XIV Tf. 68g). Sorgfältig gearbeitete Scheibenarbeit erscheint neben roher Handarbeit. In spätrömischer Zeit (Stufe C; 3.—4. Jh.) wird die scheibengemachte Ware in den ärmer ausgestatteten Gräbern seltener, nicht in den reicheren. Die Henkelkrüge erhalten statt des geschwungenen Bandhenkels einen oft geknickten Stabhenkel (Tf. 40^{B}g), der sich auf den Bauch des Gefäßes verschiebt und am oberen Henkelumbruch ein paar Knubben hat (Tf. 40^{B}i). In diese Stufe gehören auch eiförmige Gefäße mit engem, zylindrischen Hals und zwei Henkeln an der Bauch-



a



b



c

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

a. Typische Grabform der Orenburg-Gruppe. Nach Rostovcev. — b, c. Typische Grabform der jüngeren Kuban-Gruppe. Nach Trudy Charkov 1 (1905).

wölbung (Tf. 40^{B}h), Töpfe wie Tf. 40^{B}e, f mit kurzem, eingezogenen Hals und nach außen umgelegten Rande, sowie doppelkonische Typen. Die Ornamentik ist noch spärlicher als in der Stufe B. Neben dieser einheimischen Tonware erscheint in den sarmat. Funden, besonders in den reicheren Kuban-Gräbern, aber auch sonst, importiertes hellenistisches und kaiserzeitliches Tongeschirr, darunter viel Terrasigillata, auch die jüngeren Typen der Spitz-Amphoren, Glasgefäße (Tf. 41^{D}b, 43^{A}a, Band XIV Tf. 68h) und Metallgeschirr (Tf. 41^{D}a, 43^{A}f). Über das einheimische sarmat. Bronzegeschirr fehlen Untersuchungen. Der sog. skyth. Bronzekessel ist auch in den sarmat. Gräbern häufig und in seiner Form (Tf. 43^{B}d) den skyth.-sibir. nahe verwandt (gegen seine Herkunft aus dem Minusinsker Gebiet von Merhart *Bronzezeit am Jenissei* 1926 S. 149), in der RKZ oft mit Tamgas (s. d.) versehen, bisweilen mit tierförmigen Henkeln am oberen Rande des Gefäßes (Grabfund aus dem Gouv. Poltava mit Spiegel ähnlich Typus Tf. 40^{C}c und älterer röm. Bronzekasserolle; CRPétersb. 1913—15 S. 201 Abb. 255). Seine späten Nachläufer wandern weit nach W bis Ungarn (Intercisa) und Schlesien (Höckricht).

§ 95. Der griech. Import vom 7.—3. Jh. (im Austausch gegen die Produkte des Landes: Getreide, Vieh, Fische, Edelmetall, Sklaven u. a.) hat im allg. das eigentl. skyth. Herrschaftsgebiet nicht überschritten. In der frühsarmat. Stufe Ostrußlands (Orenburg-Ural-Gruppe) fehlen hellenistische Importwaren oder sind selten, an ihrer Stelle finden sich persische (s. Prochorovka). Dagegen macht sich seit dem 1. Jh. v. C. eine starke Ausbreitung des Handels von der pontischen Küste gegen N und O bemerkbar.

Über die Verarmung im Wolga-Kama-Gebiet seit ca. 250 v. C. und das Wiederaufblühen im 1. Jh. n. C. (Pianobor; s. d.) vgl. Antiquaries Journal 3 (1923) S. 53ff. Minns.

Ein guter Gradmesser hierfür ist die Ausbreitung der röm. Münzen durch die Ukraine in die n. russ. Gouv. und bis in das Ostseegebiet (Polen, Litauen, Ostpreußen, Lettland, Estland, Finnland, Skandinavien), sowie nach Sibirien, der Mongolei, Turkestan, China, hierhin natürlich nicht allein und geradwegs von der russ. Schwarzmeerküste.

§ 96. Auf die Anhäufung dieser röm. Münzfunde und -Schätze in gewissen Gebieten der Ukraine, besonders am mittl. Dnjepr, ist man schon seit längerem aufmerksam geworden (Funduklej *Obozrjenije mogilъ, valovъ i gorodiščъ Kijevskoj gub.* 1848 S. 7ff.) und hat hier u. a. ihr Verhältnis zu den Siedlungen und Wohnanlagen (Gorodiščen, Zmiovi valy [= Schlangenwälle]) beobachtet. Eine zusammenfassende Behandlung der röm. Münzen in der Ukraine, die B. Laskoronski-Kijev (†) vorbereitete (vgl. ders. *Rimskaja moneta vъ predjelachъ Južnoj Rusi* 1920; ders. *Nachodki rimskichъ monetъ vъ oblasti srjed. Pridnjeprovbja* Trudy Kijev 1 [1899] S. 404ff.; Danilevič *Karta monetnychъ kladovъ Chark. g.* Trudy II. Arch. Kongr. I 374ff.), dürfte interessante Aufschlüsse auch für die Besiedlungsgeschichte bringen.

Die Massenhaftigkeit röm. Importartikel (Tf. 43^{B}b) überhaupt in S. bestätigt, was wir auch sonst wissen, daß die Sarmaten, trotz ihrer vielen Kriegszüge, mit Griechen und Römern (Amm. Marcell. XXVII 5, 7) einen lebhaften Handel trieben.

Besonders schöne röm. Funde sind n. und s. des Kaukasus bei Bori, Kazinski und Usachelo gehoben und mit guten Abb. veröffentlicht in Materialien Arch. Rußlands 34 (1914) S. 94ff. mit Tf. 1—6 Pridik. Eine Fundstatistik des röm. Bronzegeschirrs in Rußland, dem Kaukasus usw. ist ein dringendes Desiderat.

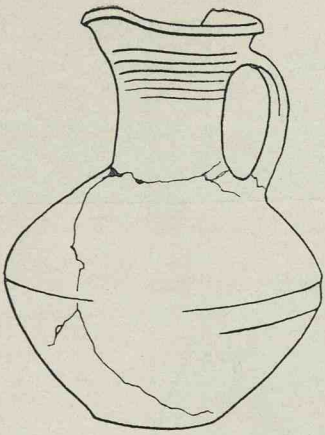
B. Denkmäler-Gruppen der sarmat. Periode.

a) Orenburg-Gruppe.

§ 97. Die Funde dieser nicht eben großen Gruppe stellen sich um eine Anzahl von Grabhügeln, erst in neuerer Zeit bekannt geworden, die bei dem Dorfe Prochorovka (s. d.) lagen. Die Grabform ist ein ovaler oder viereckiger Schacht, im gewachsenen Boden ausgehoben, zu dem einige in die Wand geschnittene Stufen hinabführen, an der einen Seite zu einer Nische erweitert (Tf. 40^{A}a). In einem Falle wurde ein Scheiterhaufen von der Leichenfeier, doch ohne Fundstücke, beobachtet. Die Gräber wurden anscheinend in der Regel nur mit einem Bewohner belegt, wie die sarmat. Kuban-Gräber; wie dort fand sich partielle Beigabe von Pferd oder Rind und,



a



b



c



d



e



f



g



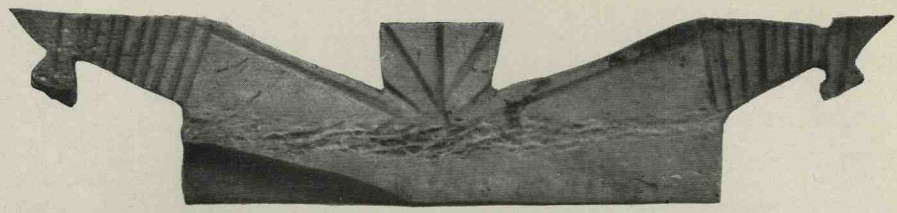
h



i

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Wolga-Gruppe: Keramische Typen. a. Vorrömische Zeit. — b—d. Frührömische Zeit: b. Scheibenarbeit. c, d. Handgemacht. — e—i. Spätrömische Zeit: e. Handgemacht. f. Handgemacht. g. Handgemacht. h, i. Scheibenarbeit. — Nach Aufnahmen des Museums Pokrovsk.



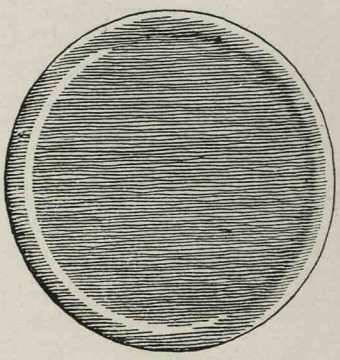
a



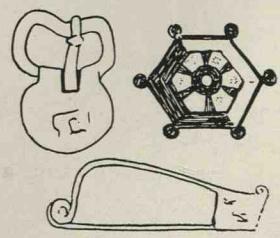
b



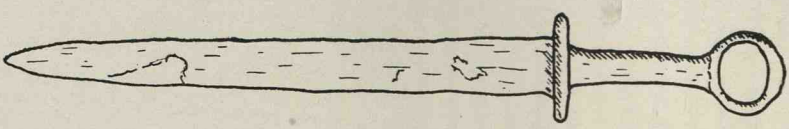
c



d



e—g



h

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Wolga-Gruppe: Typen der frührömischen Zeit. a. Griffteil eines Knochenkammes (Kurgan D 4: 8; wohl noch Stufe A [vorröm.]). Ca. $^1/_1$ n. Gr. — b. Chinesischer Bronzespiegel. $^1/_1$ n. Gr. (Kurgan E 25: 19). — c. Bronzespiegel von Friedenberg (Kurgan A 1). $^1/_2$ n. Gr. — d. Bronzespiegel (Kurgan B 4). $^1/_4$ n. Gr. — e—g. Schnalle und provinzialrömische Fibeln. $^1/_2$ n. Gr. — h. Ringknaufschwert von der Vozdviženskaja Stanica, Kuban-Gebiet.

wie in der Wolga-Gruppe (s. § 84), auch vom Schaf. Die Ausrüstung besteht aus dem Panzer (im Kurgan I von Prochorovka ein schwerer eiserner Plattenpanzer); Schwertern (Band X Tf. 112B) mit langer, sich gleichmäßig verjüngender Klinge, gerader Parierstange und geradem oder sichelförmig gebogenem Stangengriff, mit Holzscheiden, die z. T. mit Goldblech belegt sind; Dolchen von ähnlichem Typus; (Bogen, Köcher und) dreikantigen Pfeilspitzen (mit und ohne Tülle), aus Bronze oder Eisen (die ersteren scheinen zu überwiegen); eisernen Lanzen- und Wurfspeerspitzen, Schleifsteinen, bronzenen (häufig goldplattierten) Arm- und Halsringen (ebd. Tf. 112A b), Ohrringen, Perlen (Glas, Lignit, Serdolik, Amethyst u. a.), Spiegeln, Knochenlöffeln, silbernen Schalen pers. Arbeit (ebd. Tf. 112A c), wenigen Gefäßen aus Ton oder Stein.

§ 98. Eine größere Zahl von Grabhügeln wurde im Orenburger Gouv. 1894 und 1909 untersucht (CRPétersb. 1904 S. 219ff.; ebd. 1909 S. 192ff.) bei den Dörfern Sineglasova, Beršina und Isakovskij und im J. 1903 ein Kurgan im Bez. Orsk bei Krasnogorsk (ebd. 1903 S. 126ff., Abb. 257). Letzterer gehört zu einer Gruppe von Grabhügeln, die sich etwa 2 km von Krasnogorsk am r. Ufer des Ural befindet. In ihm lag ein von bronzenen Pfeilspitzen getöteter Mann. Im Aufschutte sollen auf einem Scheiterhaufen ein sog. skyth. Kessel und drei eiserne Schwerter gefunden sein. Bei dem Toten lag u. a. ein Kurzschwert mit gerader Parierstange, sichelförmiger Knaufstange und goldplattierter Scheide (Band X Tf. 112Be) vom Typus der Bujerova- und Prochorovka-Schwerter (s. Prochorovka und Band X Tf. 112Ba, b, d). Hierher zu ziehen sind auch 10 Kupferstatuetten, die bei Bolšaja Kizylova, Kr. Jekaterinburg, im Gouv. Perm, zusammen gefunden wurden (CRPétersb. 1914 S. 86ff.). Sie tragen Kurz- und Langschwerter vom älteren sarmat. Typus (gerade Parier- und sichelförmige Knaufstange), auch den iran. Goryt.

§ 99. Ein sehr markanter Zug dieser ostruss. Gruppe ist das Fehlen griech. Importes. Dafür erscheinen spät-achämenidische bzw. parthische Einfuhrstücke, wie z. B. die Silberschalen von Prochorovka (s. d. und Band X Tf. 112A c) und ein Siegelzylinder von Pokrovka im Ural-Gebiet. Der alt-iranische Akinakes mit herzförmigem Griffabschluß ist allg. verdrängt durch andere Schwertformen. Es sind Lang- und Kurzschwerter derselben Art (die Langschwerter erreichen nun beträchtliches Ausmaß) mit gerader Parierstange und antennen- oder sichelförmiger Knaufstange. Die Scheide der Schwerter ist aus Holz oder Leder und auf der Vorderseite mit dünnem Goldblech belegt (Band X Tf. 112B).

Die in der Kuban-Gruppe so typischen Panzer und Helme scheinen hier sehr selten zu sein. Der eiserne Plattenpanzer von Prochorovka ist bisher isoliert; Schuppenpanzer aus Knochen, wie sie beiderseits des mittleren Dnjepr auftreten (s. § 81 f.), sind auch im Gouv. Perm (Béla Pósta *Archäol. Studien* S. 311ff.) nachgewiesen. Statt des in den skyth. Gräbern häufigen, wenn auch nicht allein herrschenden schweren Bronzespiegels (Tf. 31Bd, 38Cb) mit langem, meist angegossenen Griff treten eine Spiegelart aus goldgelber Legierung mit glatter Scheibe (10—17 cm Dm) und kurzem, zapfenartigen, flachen Stiel (Tf. 40Cc), der wohl als Angel für einen Holzgriff diente, und (bis zu 26 cm im Dm fassende) dünne Spiegel, teils mit aufgehöhtem Rand (wie bei den kaukasischen Typen), sowie kleinere, mit kurzem, kreisförmig abschließenden Griff (Tf. 40Di).

§ 100. Im ganzen sind diese sich über ein riesiges Gebiet verteilenden, größtenteils schlecht beobachteten Funde noch allzu dürftig, um sie für viel mehr als vorläufige, allerdings sehr wertvolle Anhaltspunkte für die Entwicklung der frühsarmatischen Kultur in Ostrußland zu nehmen.

b) Jüngere Untere-Wolga-Gruppe.

§ 101. Die sarmat. Kultur des unteren Wolga-Gebietes (Wolgadeutsche Republik, Gouv. Saratov) ist erst durch Untersuchungen allerneuester Zeit näher bekannt. Im J. 1895 fand A. A. Spicyn (CRPétersb. 1895) die ersten Gräber der RKZ im Gouv. Saratov bei Norka, Lebjašja, Guselki und Maševka. Vorher und bis zum J. 1920 wurden Funde bei Bolšaja Dimitrijevka (provinzialröm. Im-

port), Gusevka, Možary, Čerbakovka und anderenorts gemacht. Im J. 1924 deckte Rykov am Großen Karaman bei Herzog ein großes kaiserzeitl. Hügelgräberfeld auf (*Suslovskij kurgannyj mogilnik* Učenyje Zapiski Sarat. Gosud. Universiteta 4, 3 [1925]), und im deutschen Wolga-Gebiet hat P. Rau seit 1924 eine größere Zahl sarmat. Nekropolen methodisch ausgegraben und vortrefflich publiziert.

P. Rau *Die Hügelgräber römischer Zeit an der unteren Wolga* Mitt. des Zentralmuseums Pokrovsk 1 (1926); ders. *Prähistorische Ausgrabungen auf der Steppenseite des deutschen Wolgagebietes* ebd. 2 (1927).

Die vorröm. sarmat. Stufe (Stufe A) ist im Wolga-Gebiet bisher nur dürftig vertreten. Ihrem älteren Abschnitt gehören die Bestattungen unter Beifügung eines zerteilten Schafskörpers (dem meist nur Kopf und Klauen fehlen) an.

Für den jüngeren Abschnitt der vorröm. sarmat. Per. (2.—1. Jh. v. C.) ist der Grabhügel D 17 von Alt-Weimar (linke Flußseite) wichtig (Mitt. Pokrovsk 2 [1927] S. 40). Die älteste „Bestattung mit Hammelskeletten" überlagern drei(?) übereinanderliegende vorrömische Nachbestattungen (D 17 V ist ein Kammergrab). Es sind ebenfalls Schachtgräber, deren Boden mit Kreide bestreut ist. Der Tote ist in Baumrinde eingehüllt und mit dem Kopf gegen S orientiert. Leitformen sind eiserne Kurzschwerter mit gerader oder sichelförmiger Knaufstange (Mitt. Pokrovsk 2 [1927] S. 45 Abb. 35), eiserne und bronzene dreikantige Pfeilspitzen, große bronzene Rundspiegel und 8-förmige bronzene Schnallen (a. a. O. S. 44 Abb. 36 A). In die Stufe A gehören auch die Kugelflaschen der Form Tf. 40^{B}a (von Preus a. d. Wolga; Kurgan E 14/15).

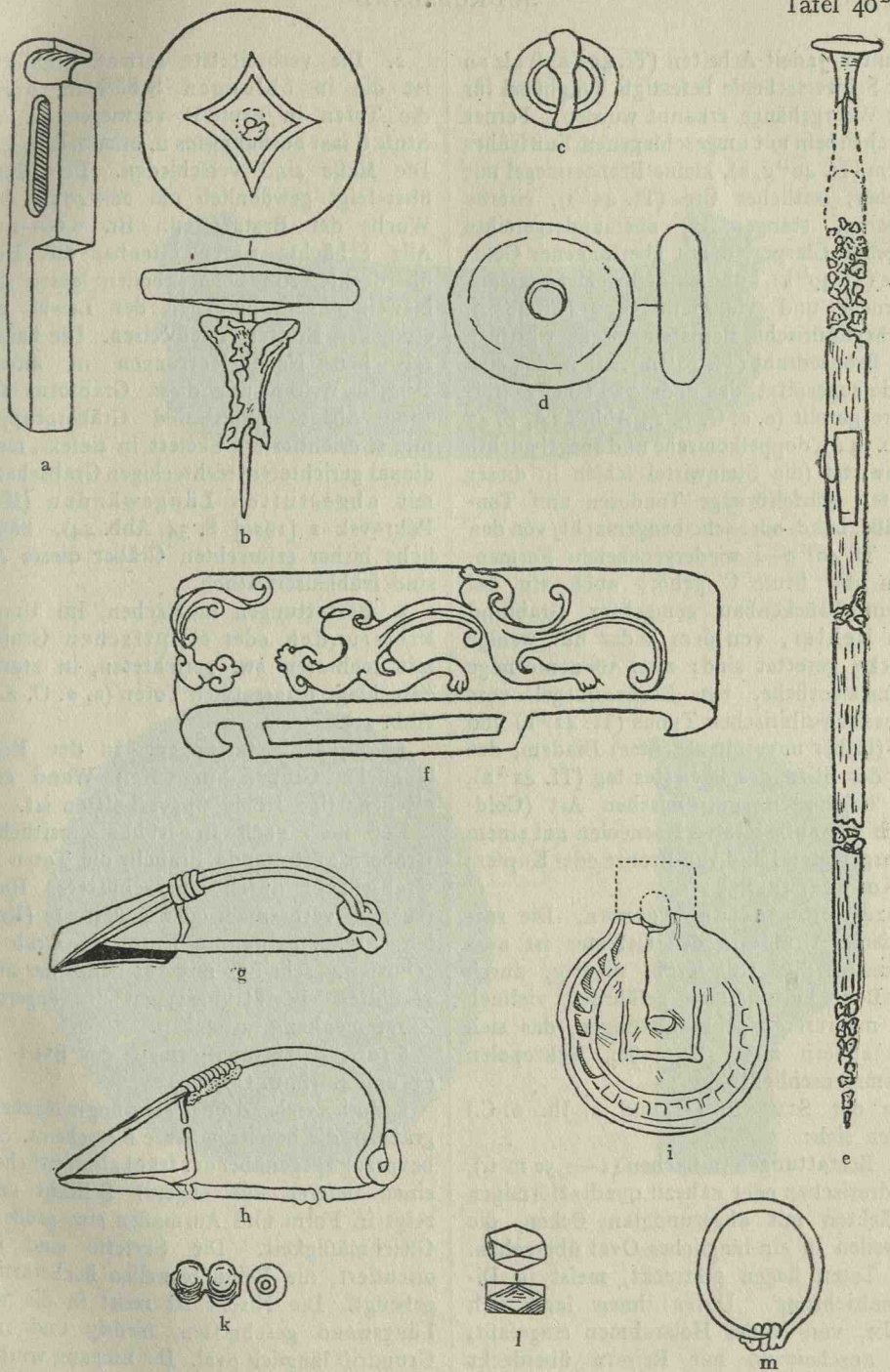
[Korrekturzusatz.] In den Sommermonaten 1928 hat sich das sarmat. Material der vorröm. Zeit durch systematische Grabungen stark vermehrt: Bestattungsformen vom Typus E 17 : 3 und E 17 : 5. Die Männergräber enthalten Schwerter mit sichelförmiger Knaufstange und bronzene, dreiflüglige Pfeilspitzen, die Frauengräber viel Perlen, kleine, offene Ohrringe aus Golddraht, Kammaufsätze mit „geometrisierten" Terköpfchen (Tf. 40^{C}a). Keramische Leitformen sind der gen. Kugelflasche Tf. 40^{B}a verwandte Typen.

§ 102. Verhältnismäßig groß ist auch das Material aus der RKZ, und zwar stammt es glücklicherweise aus gut untersuchten Gräbern, so daß diese Gruppe für die Datierung der jüngeren sarmat. Epoche von grundlegender Bedeutung ist.

Für den frühkaiserzeitlichen Abschnitt (Stufe B; 1. und 2. Jh. n. C.) sind charakteristisch: eiserne Kurzschwerter mit gerader Parierstange und Ringknauf; dreiflügelige eiserne Pfeilspitzen mit Schaftdorn (bis zu 90 Stück in einem Grabe); Alabaster-Gefäße (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 11 Abb. 4 B, S. 12 Abb. 6, S. 17 Abb. 12, S. 57 Abb. 87 k) von kugeliger Form, z. T. mit vertikalem, leistenförmigem oder tierförmigem Griff, typische Inventarstücke der frühkaiserzeitl. Frauengräber, wohl als Parfümfläschchen benutzt (s. Zubov-Fund und Band XIV Tf. 68 g); eiförmige Spinnwirtel, meist aus Alabaster oder Steatit (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 11 Abb. 4 A), wie sie auch in kaiserzeitl. Gräbern des Gouv. Charkov und Transkaukasiens (CRPétersb. 1899 S. 86 Abb. 176) häufig vorkommen (seltener aus Ton); kleine Bronzespiegel vom Typus Tf. 40^{C}c und 40^{C}d; schwere Kasserollen vom Typus Willers *Bronzeeimer* 1901 S. 85 Abb. 35, 3 mit Sieb (Fund von Bolšaja Dimitrijevka, Gouv. Saratov; Béla Pósta. a. O. II 519); Amulette in Form von Skarabäen und Löwenfigürchen; Perlen in den verschiedenartigsten Formen, vorzugsweise aus Glas, Gagat, Karneol, Fayence und Bergkristall; zylindrische Tondosen, am Rand durchlocht (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 9 Abb. 2 B), und Tongefäße wie Tf. 40^{B}b—d.

Ein Unikum bisher ist ein chines. Spiegel (Tf. 40^{C}b), m. W. das älteste bisher aus S. bekannte datierte ostasiatische Importstück, vor kurzem in einem frühröm. Kurgan bei Staraja Poltavka gefunden (unveröffentlicht).

§ 103. Die jüngerkaiserzeitliche Per. (Stufe C; 3. und 4. Jh. n. C.) wird gekennzeichnet durch eiserne zweischneidige Langschwerter und Dolche ohne Parierstange (Ex. aus Grabhügeln von Čerbakovka, Kano, Beresnjaki im Gouv. Samara, von Herzog im Deutschen Wolga-Gebiet), von denen das auf Tf. 40^{D}b—e wiedergegebene von Alt-Weimar besonders interessant ist, weil dadurch zum erstenmal die in mehreren Stücken aus Rußland, zahlreich aus China (woher sie importiert wurden) be-



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Wolga-Gruppe: Typen der spätrömischen Zeit. [Zum Vergleich: a. Tragbügel aus Jadeit. Messaksudi-Fund. Kerč]. — b—e. Schwert von Alt-Weimar, Wolga-Gebiet. — [Zum Vergleich: f. Tragbügel aus Jadeit. Kerč]. — g, h. Fibeln mit umgeschlagenem Fuß. — i. Bronzespiegel. — k. Goldüberfangene Glasperlen. — l. Kubo-oktaedrische Perlen aus violettem Glas. — m. Ohrring aus Bronzedraht.

kannten Jadeit-Arbeiten (Tf. 40^{D}a, f) als an der Schwertscheide befestigte Tragbügel für das Wehrgehänge erkannt wurden. Ferner durch Fibeln mit umgeschlagenem Fuß früher Form (Tf. 40^{D}g, h), kleine Bronzespiegel mit flacher, seitlicher Öse (Tf. 40^{D}i), eiserne Scheren, stangenartig aneinandergereihte kugelige Glasperlen mit überfangener Goldfolie (Tf. 40^{D}k), kubo-oktaedrische Perlen aus Karneol und violettem Glas (Tf. 40^{D}l), flachzylindrische Bernsteinperlen, Ohrringe aus Bronzedraht (Tf. 40^{D}m), offen, das eine Ende zugespitzt, das andere zu einer Spiralröhre gerollt (a. a. O. S. 23 Abb. 22A, S. 47 Abb. 74A), doppelkonische und ausgebauchte Tonwirtel (die Steinwirtel fehlen in dieser Stufe), würfelförmige Tondosen und Tongefäße, hand- oder scheibengemacht, von den auf Tf. 40^{B}e—i wiedergegebenen Formen.

In die Stufe C gehört auch ein bei einem Brückenbau gemachter Grabfund von Dehler, von dem leider nur wenige Stücke gerettet sind: zwei tonnenförmige Bernsteinstücke, ein Bronzespiegel vom chinesisch-sibirischen Typus (Tf. 41^{A}b) und ein (bisher unveröffentlichtes) Diadem, das auf der Stirn des Skelettes lag (Tf. 41^{A}a), der bekannten spätrömischen Art (Goldblech mit aufgesetzten Karneolen auf einem untergelegten Band von Bronze oder Kupfer; s. Novočerkask § 2).

§ 104. Bestattungsformen. Die sarmatische Grabform des Gebietes ist ausnahmslos das Hügelgrab, niedrig, durch die Bodenkultur stark gefährdet, vielfach mit mehreren Nachbestattungen, das sich mit andern z. T. zu großen Nekropolen zusammenschließt.

In der Stufe B (1. und 2. Jh. n. C.) finden sich:

1. Bestattungen in flachen (1—1,50 m t.), quadratischen oder nahezu quadratförmigen Schächten mit abgerundeten Ecken, die bisweilen in ein längliches Oval übergehen. Die Toten liegen gestreckt, meist in Diagonalrichtung. Unter ihnen fand sich Borke, von einem Holzrahmen eingefaßt, der anscheinend mit Reisern überdeckt war. Den Schacht verschloß eine Bretterdecke auf Bodenniveau. Dieser Bestattungstypus kommt, wenn auch seltener, noch in der Stufe C vor (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 54 Abb. 84).

2. Die verbreitetste sarmat. Grabform ist die in oblongen Schächten, worin die Toten in Stufe B vorwiegend s., in Stufe C fast ausnahmslos n. orientiert liegen. Die Maße sind verschieden. Die Länge übersteigt gewöhnlich um 20—40 cm den Wuchs der Bestatteten. Br. 0,60—1 m. Alle Schächte waren offenbar mit Holz überdeckt. Am Schachtboden lassen sich bisweilen Einrahmungen der Leiche mit einfachen Brettern nachweisen. Die kaiserzeitlichen Nachbestattungen in älteren Hügeln weisen nur diese Grabform auf. Eine Abart davon sind Gräbergruppen mit s. orientiertem Skelett in tiefem, meridional gerichteten, rechteckigen Grabschacht mit abgestuften Längswänden (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 34 Abb. 44). Sämtliche bisher erforschten Gräber dieser Art sind frühkaiserzeitlich.

3. Bestattungen in flachen, im Umriß kreisrunden oder elliptischen Gruben mit mehreren sw. gerichteten, in starrer Strecklage beigesetzten Toten (a. a. O. S. 16 Abb. 10).

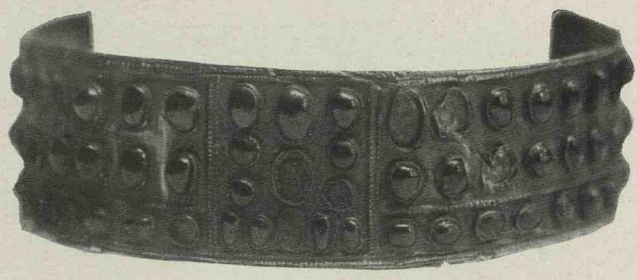
4. Nischenbestattungen. In der Regel längliche Gruben, in deren Wand eine nischenartige Höhle eingeschnitten ist.

Der hier noch in frühkaiserzeitlichen Gräbern auftretende Brauch, die Toten im Grabschacht durch eingeschüttetes Holzfeuer zu verbrennen oder Feuerreste (Kohlen, Asche, gebrannte Erde) ins Grab zu schütten, scheint mit keinem der aufgezählten Bestattungstypen in engerem Zusammenhang zu stehen.

§ 105. Bestattungsformen der Stufe C (3. und 4. Jh. n. C.):

1. Vorherrschend die Bestattung in Nischengräbern, die bereits in Stufe B erscheint. Sie bevorzugt gegenüber der frühkaiserzeitlichen einen tieferen und engeren Schacht und zeigt in Form und Ausmaßen eine größere Gleichmäßigkeit. Die Skelette sind n. orientiert, die Beine bisweilen hockerartig gebeugt. Die Nische ist meist in die w. Längswand geschnitten, niedrig und im Grundriß länglich oval. Ihr Eingang wurde durch Bretter verschlossen (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 22 Abb. 21).

2. Neben den Nischenbestattungen sind in Stufe C Bestattungen in länglichen Gruben mit n. Kopfrichtung der Skelette am



a



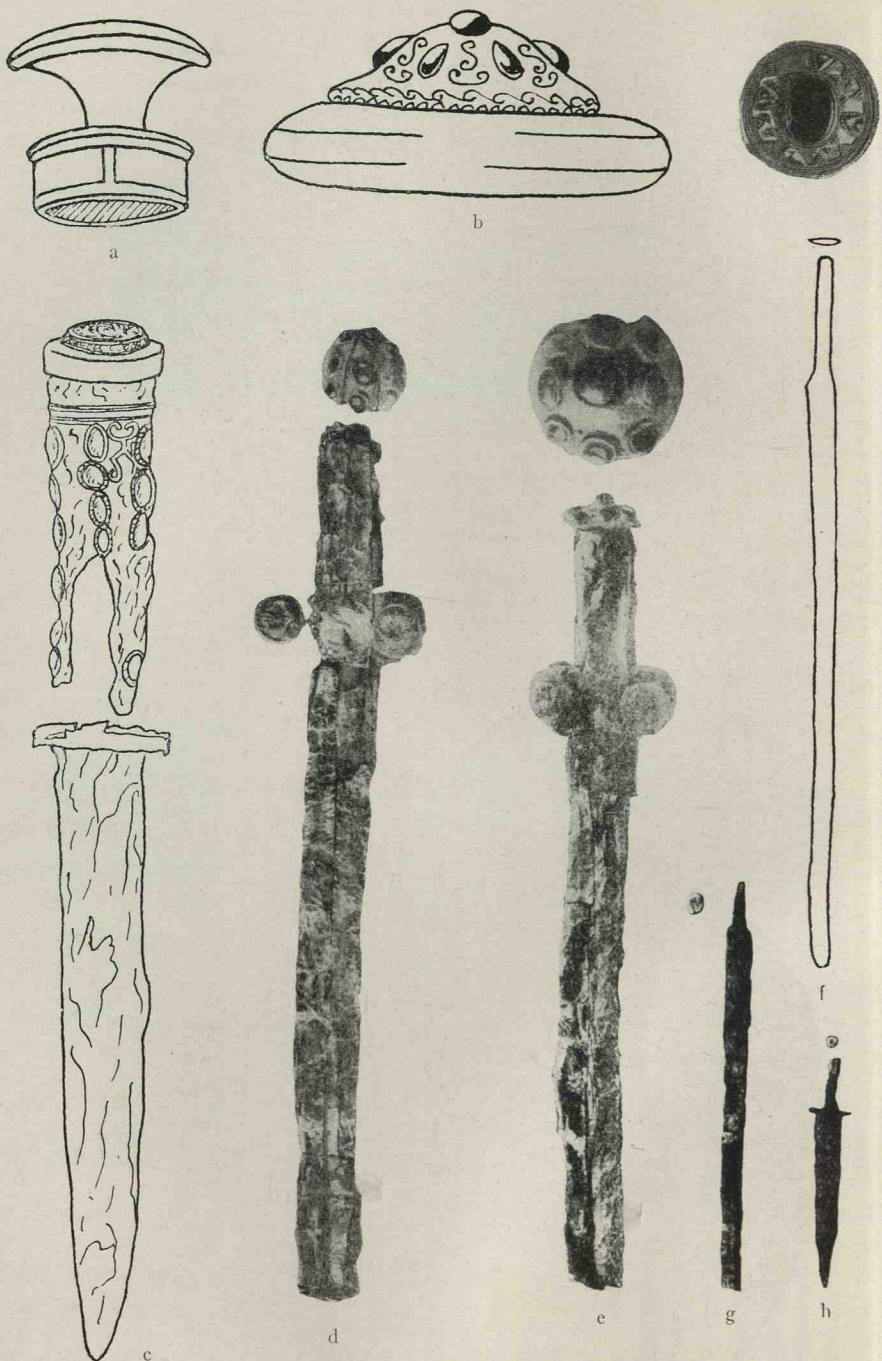
b



c

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Wolga-Gruppe: Typen der jüngeren Kaiserzeit: a, b. Fund von Dehler (a. Diadem; Kupfer mit Goldauflage und Steinen. $^1/_2$ n. Gr. — b. Bronzespiegel. $^1/_1$ n. Gr.). Nach Photographien des Museums Pokrovsk. — c. Dolchscheidenfragment aus Südrußland (Gold, Almandine). Nach M. Ebert.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Schwerter und Dolche mit knopfförmigem Knauf. Spätrömische Periode: a—d. Kerč. — e. Gurzuf. — f. Novokorsunskaja Stanica, Kuban-Gebiet. — g, h. Kuban-Gebiet. — Nach W. Ginters.



a



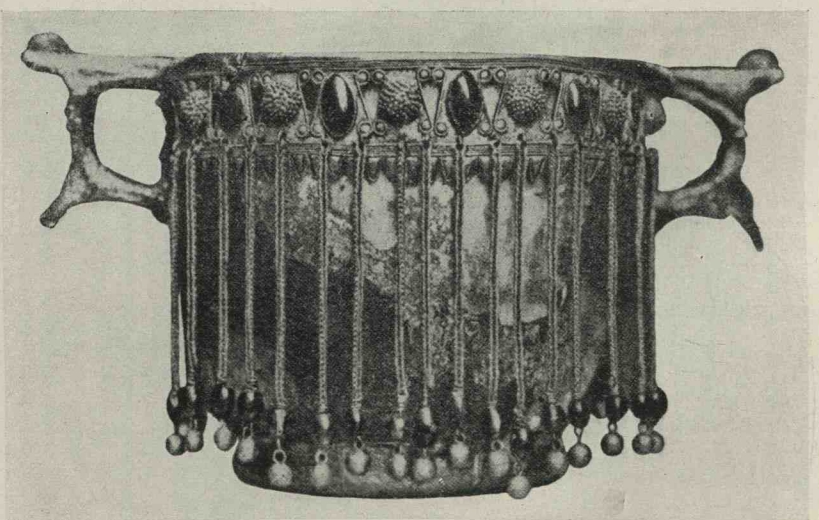
b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

a, b. Zierscheiben aus Silber (vergoldet): a. Jančokrak, Bez. Melitópol, Gouv. Taurien. — b. Siverskaja Stanica, Kuban-Gebiet. Nach Rostovcev.



a



b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Goldgefäß (wiederhergestellt) und Glasgefäß (b) von Siverskaja Stanica. Nach Izvěstija Arch. Kom. 29 (1909) S. 37.

zahlreichsten vertreten (a. a. O. S. 40 Abb. 60).

3. Es erscheinen auch jetzt noch Bestattungen in viereckigen Gruben mit nö. oder überhaupt n. orientiertem Skelett. Die alte Einrahmung mit Brettern und die Kreidebestreuung (s. § 101) werden nicht mehr angetroffen, wohl aber die Mitgabe von Schafknochen und Ockerklumpen (a. a. O. S. 25 Abb. 26).

§ 106. Sehr zu vermerken ist die bisher in Osteuropa hauptsächlich aus der Krim und dem Kaukasus bekannte Sitte der künstlichen Schädeldeformation, die im Wolga-Gebiet (wie am Ural) erst in spätrömischer Zeit aufzutreten scheint, sich aber hier bei etwa 70% aller beobachteten Fälle findet. Anscheinend bildete das Gebiet zwischen unterer Wolga und Ural damals das Zentrum ihrer Verbreitung, und die hier ansässigen Alanen waren die Träger dieser Sitte, die im 5.—8. Jh. bei den dorthin verdrängten Alanen der Gräberfelder von Borisovo, Komunta, Vladikavkas, Sadalisk, Čegem (vgl. V. Miller *Terskaja oblastj* Materialien Arch. Kaukasus 1 S. 120ff.) sich wiederfindet.

Die wichtige Nekropole von Borisovo (Izvěstija Arch. Kom. 56 [1914] S. 75ff. Sachanev) kann als eine direkte Fortsetzung der spätkaiserzeitl. Wolga-Kultur angesehen werden (Mitt. Pokrovsk 1 [1926] S. 103 Anm. 3 Rau). Hier erscheinen auch (a. a. O. Tf. 1, 11) die P-förmigen Schwertscheiden-Beschläge vom Typus Tf. 41 A c; über dieses Stück Montelius-Festschrift 1913 S. 271ff. Ebert; weitere Literatur Ginters a.a.O. S.85f.).

Weiter w. erscheint Schädeldeformation z. B. in zwei spätkaiserzeitlichen Gräbern, das eine im Bez. Alexandrovsk, Gouv. Jekaterinoslav (Hügelgrab; frühe Fibel mit u. F., Bernstein- und fazettierte Sardonyx-Perlen; CRPétersb. 1891 S. 87), das andere im Bez. Kanev, Gouv. Kijev (Zeitstellung nicht ganz sicher; Trudy XI. Arch. Kongr. I. Beilage Grab 37), ferner bei Skeletten der Romaški-Gruppe (s. § 115) im Gräberfeld von Černjachóv und bei den sog. krimgotischen Gräbern. Bei den Germanen Anzeichen für Vermischung mit alanischen Elementen.

c) Jüngere Kuban-Gruppe (und Benachbartes).

§ 107. Über die sarmat. Zeit des Kuban-Gebietes sind wir außer durch mehr vereinzelte Funde und Grabungen vor allen Dingen orientiert durch die Untersuchungen von Veselovskij (seit 1895), die er vornehmlich in den J. 1901—1903 am r. Kubanufer bei den Stationen Kazanskaja, Ust-Labinskaja und Voronežkaja vornahm, und über die er summarisch (fast ohne Abb. und ohne nähere Beschreibung der Typen in den Arbeiten des Charkover Kongresses I (1905) S. 341ff. berichtete. Im Zusammenhang veröffentlicht sind die Funde bisher nicht. Es handelt sich dabei um große Felder von verhältnismäßig niedrigen, meist in Gruppen zusammenliegenden Hügeln. Der Aufschutt hat in der Regel einen eiförmigen Grundriß, ist an seinem Fuße von einem flachen Graben eingefaßt und sw. orientiert (Tf. 40 A b, c). In den gewachsenen Boden führt ein viereckiger (ca. 4 × 3 m) Schacht etwa 4 m t. hinab. Sein Boden senkt sich nach W zu einer viereckigen Nische, die meist mit Ziegeln von ungebranntem Lehm verschlossen ist. Von diesem Schema gibt es verschiedene Variationen. Seltener sind einfache Schachtgräber ohne Nische. Fast ausnahmslos findet sich in den Gräbern nur ein Skelett.

§ 108. Die Ausstattung der Männergräber war sehr reich. Bronzene und eiserne Helme (Tf. 42 A a; CRPétersb. 1896 S. 61ff.; Izvěstija Arch. Kom. 4 S. 120ff.), eiserne (bzw. bronzene oder messingene) Ring- oder Schuppenpanzer mit eisernem (z. T. goldplattiertem) Gürtel, Lang- und Kurzschwerter (von den Langschwertern hat das von der Novokorsunskaja [Tf. 41 B f] die L. von 0,94 m; vgl. Ginters *Schwert der Skythen* 1928 S. 65 und Tf. 27f), meist mit in Gold gefaßtem und mit Halbedelsteinen besetztem Knauf oder mit Ringknauf (Tf. 41 B f—h, 43 B c), lange eiserne Lanzen und Wurfspeere, (überwiegend) eiserne, daneben bronzene und knöcherne Pfeilspitzen, meist kleine eiserne Messer werden genannt. Bogen sind in keinem Fall erhalten, aber anzusetzen. Die eiserne Streitaxt war nur einmal nachzuweisen (Trudy Charkov 1 [1905] S. 353ff.). Als Schmuck gewöhnlich Hals- und Armringe (Tf. 42 A b, g), offen, vielfach aus Golddraht (Tf. 43 A d, 43 B g). Der lederne Gürtel, an dem Schleifstein (Tf. 42 A c), Dolch und „Amulette" hingen, war mit silbernen und goldenen Blechen und mit Buckeln (Goldplattierung, Halbedelsteine, jüngere Tierornamentik; Trudy Charkov 1 [1905] S. 352f.) besetzt und durch Schnallen geschlossen.

Dazu kommen goldene Fingerringe, Perlen und anderer einfacher Schmuck.

§ 109. Die Frauengräber enthalten Schmuck und Toilettengegenstände: Halsringe, Armringe, meist aus Gold, bisweilen sehr schwer (Armavir), mit figürlich geformten Schlußstücken, Ohrringe, selten Haarnadeln, Tier- (vgl. Tf. 42^{C}e, 43^{A}g) und andere Fibeln, Perlen, Anhänger, Amulette, Parfümflaschen aus Gold und Silber, mit Steinen besetzt (Tf. 43^{A}n, Ust-Labinskaja; s. d. und Novočerkask § 3), auch aus Lignit (Kurgan bei Charin), Büchschen aus Knochen, einmal auch aus vergoldetem Silber (Tf. 42^{D}a—c), Muscheln u. a. In den Kindergräbern wären goldene Medaillons (vgl. Tf. 42^{C} i), Perlen und Figürchen aus Fayence, sowie Glöckchen hervorzuheben.

Sonst werden noch silbernes und bronzenes Geschirr (kampanische Einfuhr), gröbere und feinere Tonware (Terra sigillata), Glasgefäße verschiedenster Größe und Form (Tf. 41^{D}b, 43^{A}a), Alabastervasen, tierförmige Tongefäße, sog. skyth. Kessel (z. T. mit Tamgas [s. d.], die auch auf den Blechen, Schnallen, Fibeln der RKZ häufig), Spiegel (Tf. 42^{C}h) u. a. genannt. Überaus reich ist diese Kultur an Perlen (Gold, Silber, Glas, Email-Paste, Halbedelstein, Lignit u. a.).

§ 110. Die Toten scheinen stets in hölzernen Särgen, an denen aufgemalte geometrische Ornamente beobachtet wurden, bestattet zu sein. Erhalten ist keiner davon. Spuren der rituellen Feier wie in den skyth. Kurganen sind nicht beobachtet worden (dagegen hier und da zerbrochener Frauenschmuck im Aufschutt über Männergräbern), auch keine besonderen Pferdebestattungen, nur Teile von Pferdeskeletten im Grabschacht und Pferdegeschirrstücke (s. § 89).

Bei diesen spricht Veselovskij auch von eisernen Steigbügeln. Es wäre besonders interessant, diese Stücke durch eine genaue Beschreibung und Abbildung mit Angabe der FU näher kennenzulernen.

Eine schärfere Datierung dieser Gruppe wird erst möglich sein, wenn das ganze Material in extenso vorgelegt ist. Jedenfalls gehört sie in die späthellenistische und röm. Zeit; wie weit abwärts, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen.

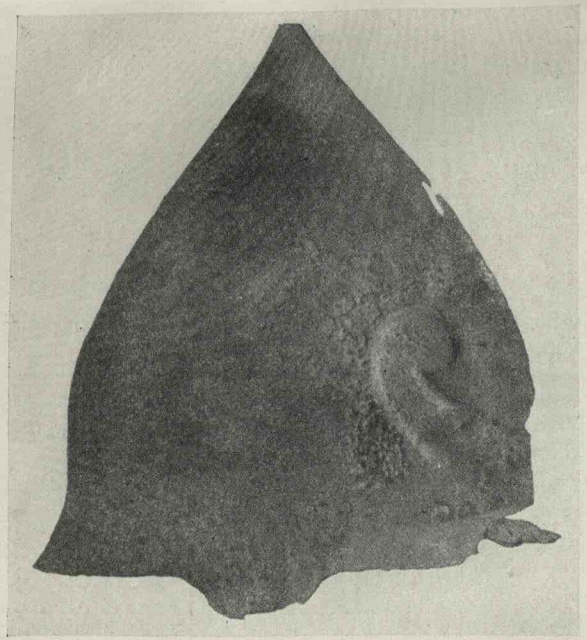
§ 111. Hieran schließen sich eine Reihe von mehr vereinzelt und zufällig gehobenen, z. T. sehr reichen Funden beiderseits des Kuban-Flusses von Siverskaja (s. d. und Tf. 41^{C}b, 41^{D}), Ust-Labinskaja (s. d. und Tf. $43^{A,B}$), Tiflisskaja (s. d.), Vozdviženskaja (s. d.) und der Zubov-Fund (s. d. und Band XIV Tf. 68), über die ausführlich in den Einzelstichwörtern gehandelt ist. Dazu kommen noch Funde aus Hügelgräbern bei Achtanizovskaja (Tf. 42^{A}; CRPétersb. 1900 S. 104ff.), Nekrassovskaja Stanica (Tf. 42^{B}; CRPétersb. 1905 S. 73ff., ebd. 1906 S. 92f.), bei Gejmanovskij (ebd. 1900 S. 44) nahe der Tenginskaja Stanica und Zubovs Farm (der Tote mit einer dicken Decke bedeckt, auf die über Kopf und Füßen Goldbleche aufgenäht waren; auf der Schulter eine ovale Scheibenfibel aus Gold, mit Steinen besetzt [ebd. S. 44 Abb. 103]; an der l. Seite nebeneinander Kurz- und Langschwert, wie in den pantikapäischen Gräbern der RKZ, wohl mit Knauf, etwa wie Ginters *Schwert der Skythen* Tf. 27b), von Timoševskaja (CRPétersb. 1894 S. 37ff.; Béla Pósta *Archäolog. Studien* S. 375ff.), Jaroslavskaja (CRPétersb. 1896 S. 56ff.), Armavir u. a.

In Armavir (CRPétersb. 1903 S. 61ff.), in einem im J. 1903 untersuchten Hügel, handelt es sich um ein besonders reiches Frauengrab (Tf. $42^{C,D}$), das, wie z. B. das von der Vozdviženskaja (s. d.) Stanica, in einen für ältere Ockergräber angelegten Kurgan eingeschnitten war.

Zahlreiche Goldbleche verschiedenen Musters, zwei Tierfibeln, eine Scheibenfibel, ein Löwenfigürchen aus Bernstein, Glasgefäße, einheimische Tonware u. a. gehören zu dem Inventar.

Aus dem Gouv. Charkov, von Starobjelsk, sei ein reicher, im J. 1892 gemachter sarmat. Fund (Depot?), von dem fast 200 Stücke in die Eremitage-Leningrad kamen, hervorgehoben. Am wichtigsten ein buckelförmiges Silberblech mit Rosette in der Mitte und einem Tierkampffries herum, drei große, gleichgeformte Bleche mit schöner Rosette in der Mitte und eine Menge kleinerer, z. T. vergoldeter und verzierter Silberbleche. Um.C.Geb. (Izvěstija Arch. Kom. 29 [1909] S. 29ff., S. 43 Abb. 58—69 Spicyn).

S. a. Novočerkask, Salamatino, Stavropol, Svatovaja Lučka.



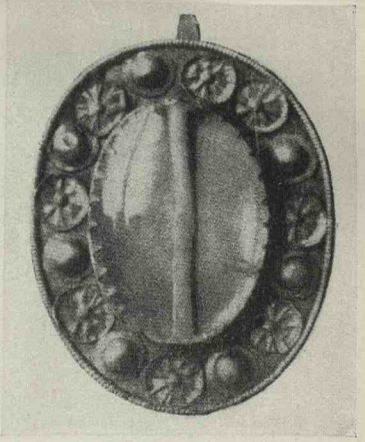
a



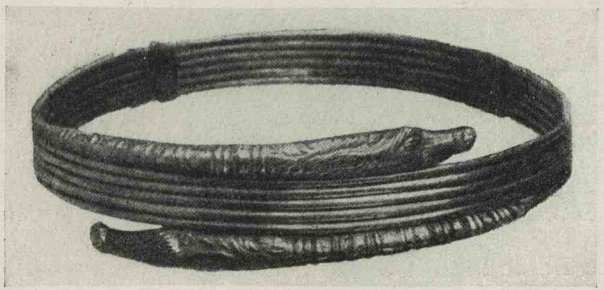
c



d



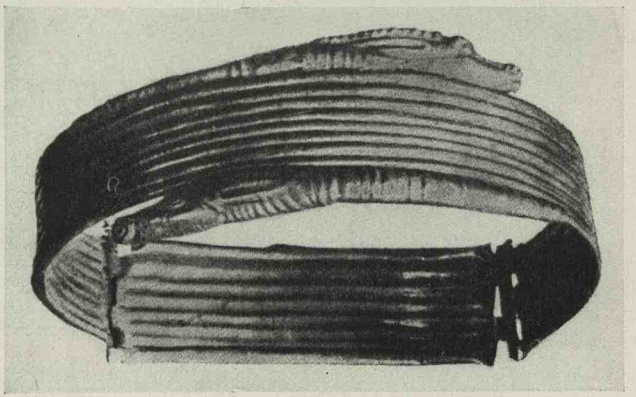
f



b



e

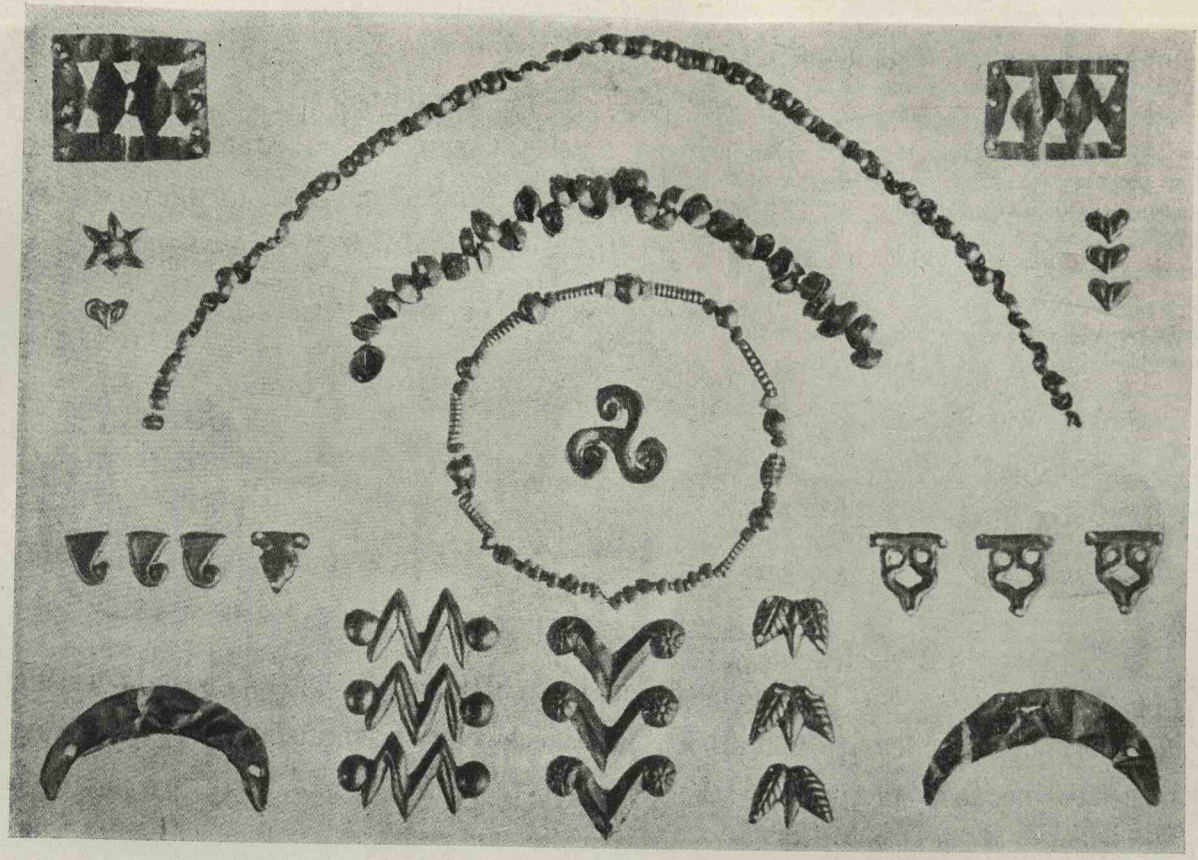


g

Tafel 42[A]

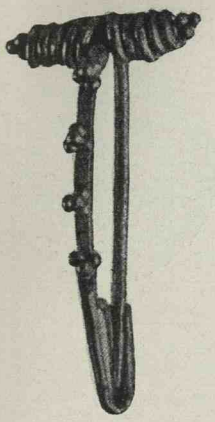
Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus einem Grabhügel bei der Achtanizovskaja Stanica. a. Bronzener Helm. — b. Goldener Halsring. — c. Goldgefaßter Schleifstein. — d, e. Silberbleche. — f. Goldene Scheibenfibel mit Einlagen. — g. Goldenes Halsband. — Nach CRPétersb. 1900 S. 104ff.

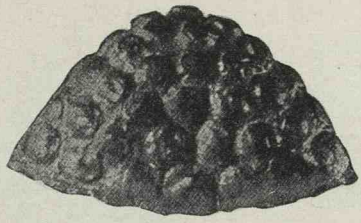


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus einem Grabhügel der Nekrassovskaja Stanica. Goldbleche und Hängeschmuck. Nach CRPétersb. 1906 S. 92.



a



b



c



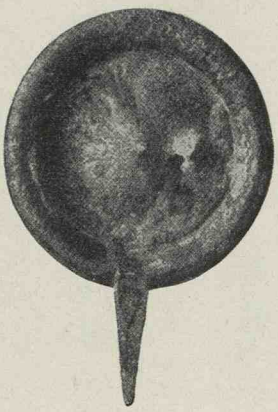
e



d



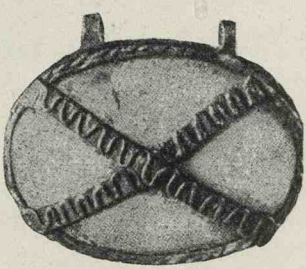
f



h



g



i

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus einem Grabhügel (Nr. 4 der Gruppe, 1903) bei Armavir. a. Goldene Bügelfibel vom Latène-Schema. — b. Gürtelschmuck aus Goldblech (über Holz). — c. Tierfigur aus Bernstein. — d. Goldener Ohrring mit Glas- und Emaileinlage. — e. Goldene Tierfibel. — f. Goldener Ohrlöffel. — g. Tierkopfförmiger Anhänger. — h. Bronzener Spiegel. — i. Goldener Anhänger mit Chalzedon. — Nach CRPétersb. 1903 S. 62ff.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus einem Grabhügel (Nr. 4 der Gruppe 1903) bei Armavir. a—c. Beschlagstück und Deckelchen (b, c) von kleinen, silbervergoldeten Büchschen. — d, r. Bleifigürchen. — e. Tonklapper. — f. Goldspirale. — g. Tongefäß ($^1/_3$ n. Gr.). — h—q. Bleche zum Aufnähen. — Nach CRPétersb. 1903 S. 63f.

Über die bisher so gut wie unbekannten Burgen des Kuban-Gebietes vgl. A. Zacharov *Pervyje šagi sistematičn. izučenija Kubanskich gorodišč* Sbornik statej 26 Sev.- Kavk. ass. naučn. izsled. instit. Krasnodar 1927.

a) Jüngere westukrainische Gruppen.

§ 112. Es gibt sarmat. Funde auch im Gebiet zwischen Don und Dnjepr und w. von diesem Fluß (mehreres bei Bobrinskoj, *Collection Chanenko*, Béla Pósta usw.), aber es ist eine Arbeit, die wir der russ. Lokalforschung überlassen müssen, sie zu sichten und vor allem durch weitere Bodenforschung das Vorwärtsdringen der Sarmaten gegen W hin zu verfolgen. Über die Steinkistengräber des Baidar-Tales (Krim) s. Tavelj. Zur Keltenfrage (und kelto-iranische Gruppe) in S. vgl. Rostovcev *Iranians* S. 116ff., 213ff. (dort Literatur; 1928 neuer Fund dieser Gruppe aus Württemberg, unveröffentlicht). Sie ist eng verknüpft mit dem Keltenproblem in den Balkanländern, Polen und Südostdeutschland. In Betracht kommendes Fundmaterial noch äußerst dürftig (Auftreten von Helmen des Jockeimützen-Typus [s. Helm A § 13] in einem Funde des Gouv. Cherson [Eurasia Septent. Ant. 1 ⟨1927⟩ S. 100ff. L. Jakunina-Ivanova] und im Wolga-Gebiet).

§ 113. Die den ost-ukrainischen Gruppen parallel laufende Stufe im Gebiet beiderseits des mittl. Dnjepr hat ein sehr reiches, durch die verschiedensten russ. Sammlungen verteiltes Material geliefert, sowohl aus Siedlungen wie Gräberfeldern. Leider ist es von der russ. Forschung bisher recht stiefmütterlich behandelt worden, obwohl es in der Ukraine wenige Gebiete gibt, die siedlungsarchäologisch so interessant sind wie dieses, und obwohl hier die Brücke zu den latènezeitl. und kaiserzeitl. Kulturgruppen Polens, Ungarns und Ostdeutschlands (Bastarnen-Frage) liegt.

Die in der russ. Literatur häufig verwendete Bezeichnung „Hallstattkultur", „hallstattlich" u. ä. für Erscheinungen, in denen man Einflüsse aus dem W und NW sieht, sollte besser vermieden werden. Die wenigen Stücke von reinem Hallstatt-Charakter (z. B. Bronzeschale mit angenietetem Bandhenkel von Pavlovka, Bessarabien, abg. bei Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 80 Abb. 23; Hallstattfibel Bobrinskoj *Směla* III Tf. 2, 9; Helm vom Typus Band V Tf. 87c, italischer Import, abg. Tallgren *La Pontide préscythique* 1926 Abb. 112, 5, aus Podolien [über die ital. Handelswege in der frühen EZ nach NO vgl. Ephemeris Dacoromana 3 ⟨1925⟩ S. 58ff. E. Dunăreanu-Vulpe]), die man bisher aus der Ukraine kennt, liegen zeitl. entweder vor der skyth. Periode oder in deren ältestem Abschnitt. Die w. Nachbargebiete S. haben keine eigentl. Hallstattkultur besessen, sondern nur mehr oder weniger starke Einwirkungen von ihr erfahren. Der ältere Abschnitt der ukrain. Urnenfelderstufe fällt, soweit wir bisher wissen, mit der mittl. und j. Latènezeit des ö. Mitteleuropas zusammen.

Nicht in der Lage, zurzeit die betr. Museen und Fundplätze zu besuchen, muß ich mich auf einige kurze Andeutungen beschränken. Im 3./2. Jh. v. C. scheint im mittl. Dnjepr-Gebiet generell das alte Hügelgrab mit Leichenbestattung abgelöst zu werden durch Urnenfelder mit Leichenbrand. Die Übergangserscheinungen von einem zum andern Ritus lassen sich schon in den jüngsten Hügelgräberfeldern beobachten (s. § 73ff.) und würden eine Spezialuntersuchung lohnen. Schrittweise ist das Eindringen der Brandsitte zu verfolgen. Ebenso wie in den ältesten sarmat. Gruppen des O wird die Verwendung der Bronze für Gerät und Schmuck zurückgedrängt durch das Eisen, selbst Schmuckgegenstände, wie Armbänder und Nadeln, werden aus diesem Material hergestellt. Die reichliche Niederlegung von eisernen Waffen und Geräten war schon ein besonderes Kennzeichen der Romnyschen (Aksjutincy, Volkovcy) und der Voronež-Gruppe.

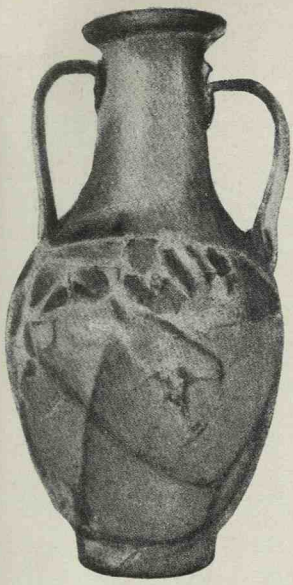
§ 114. Allem Anschein nach geschah der Übergang zur neuen Bestattungssitte so allmählich, finden sich zwischen den jüngsten „skythischen" Hügelgräbern mit Leichenbrand und den Gräbern der Urnenfelder so viele Analogien, daß ein Bevölkerungswechsel radikaler Art unwahrscheinlich ist. Jedenfalls tut man gut, beim derzeitigen Stand der Vorarbeiten ethnographische Hypothesen (Slaventheorie Chvojkas, Annahme einer altslavisch-germ. Mischbevölkerung, Germanen) vorläufig aus dem Spiel zu lassen. — Die Urnengräberfelder dieser Art beginnen etwa im 3./2. Jh. v. C. und scheinen größtenteils bis in den Anfang der spätröm. Zeit fortzudauern. Ob die Körperbestattung in jener Zeit vollständig verschwunden ist, bleibe dahingestellt. Das etwas besser bekannte

Gräberfeld von Sarubinjec (Bez. Kanev; Zapiski russ. arch. Gesellschaft Moskau 12 [1901] S. 182ff. Chvojka; Mainz. Z. 1 [1906] S. 42ff. Reinecke) mit Brandgräbern umfaßt in der Hauptsache wohl einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt, die Zeit um C. Geb. Auch hier beobachtet man bei den flach unter dem Boden liegenden Schächten (L. 70—80 cm), in denen gewöhnlich 3 (!) Gefäße stehen, bisweilen Brandspuren auf dem Boden und Stücke von gebranntem Lehm wie z. B. in Pastyrskoje (s. § 75). Das größte, immer henkellose Gefäß dient als Ossuarium, doch werden die Leichenbrandreste auch neben die Tongefäße gelegt. Die Beigaben sind Nadeln, sowie Fibeln von meist Mittellatène-Charakter (Tf. 43^{C}a). Die Gefäße (Tf. 43^{C}b) selbst erinnern an Spätlatène-Vasen der w. Gebiete, weisen aber auch den Einfluß hellenistischer Keramik auf.

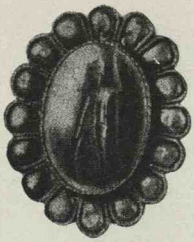
§ 115. Einen anderen Grabritus zeigen die kaiserzeitl. Nekropolen des Unter-Dnjepr-Gebietes, die sich an große Siedlungen mit Burgen anlehnen. Die nichtgriech. Bevölkerung derselben stand unter starkem Einfluß der griech. Küstenkultur und bestattete ihre unverbrannten Toten in Schacht-, Nischen- und Kammergräbern, auch das mitgegebene Geschirr (Keramik und Gläser) stammt z. T. von dort. Auf dem ehem. Gut Kazáckoje des Fürsten Trubeckoj oberhalb von Cherson sind 16 Gräber freigelegt worden, die z. T. der frühröm., z. T. der späträm. Zeit angehören (Präh. Z. 5 [1913] S. 80ff.; die dort von mir angesetzte Datierung ist zu hoch; von mir richtiggestellt Balt. Studien Riga 1914 S. 91). Mindestens bei den jüngeren von diesen Gräbern ist im Inventar der Formen der ostgerm. Einschlag so groß, daß man bei der Bevölkerung dieser recht umfangreichen Siedlung (annähernd 1 km l. zogen sich die steinernen [Kalkstein] Hausfundamente in der Steppe am Flußufer entlang) wohl mit starkem germ. Bevölkerungseinschuß zu rechnen hat.

Ganz sicher ist dies bei den spätkaiserzeitlichen Gräberfeldern der nw. Ukraine vom Romaški-Typus. Eine ganze Reihe solcher Nekropolen sind w. des Dnjepr aus den Bez. Kijev, Vasilkov, Čerkassy, Čigirin (CRPétersb. 1911 S. 80ff.), Kanev, ö. desselben am l. Ufer der Sula von Ermolincy, Bez. Perejaslav, bei Chocki, Bez. Ostersk, am l. Ufer der Desna u. a. O., sowie aus den Gouv. Volhynien, Podolien, Černigov, Cherson bekannt. Näher unterrichtet sind wir über die Gräberfelder von Romaški, Bez. Vasilkov, Černjachóv, Bez. Kijev, beide von Chvojka untersucht (Tf. 43^{C}b, 44$^{A, B}$), und von Maslova, Bez. Čerkassy (untersucht im J. 1926). Bei „gemischtem" Bestattungsritus scheint die Brandsitte zu überwiegen (doch ist die in Maslova gemachte Beobachtung zu berücksichtigen, daß die höher liegenden Skelette schlecht erhalten sind).

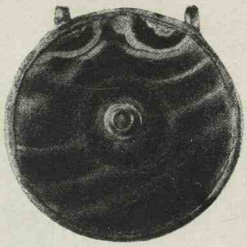
In Černjachóv fanden sich auf einem Gebiet von 7000 qm 5—600 Gräber. Die Brandgräber (Tf. 44^{B}a) bestehen aus Schächten (T. von der Erdoberfläche 0,20—1 m; ausnahmsweise bis zu 3 m), auf deren Boden in der Regel drei Gefäße, ausnahmsweise mehr (bis zu 12, in einem Falle 15), stehen, von denen das eine die Asche enthält. Bisweilen sind die Leichenbrandreste auch auf dem Boden des Schachtes niedergelegt und die Gefäße um sie gruppiert, daneben vom Scheiterhaufen zerbrannte Bronze, Glas u. a. Auch die Skelette liegen in (gewöhnlich tiefer eingesenkten) Erdschächten (Tf. 44^{B}b), in einigen sind aber auch Holzkammern beobachtet worden. Sie haben neben Keramik (Tf. 44^{A}; stets Scheibenarbeit; ostgerm. und provinzialröm.-hellenist. nach Form und Technik) und Gläsern eine Menge typischer Kleinfunde (Tf. 43^{C}b), insbesondere Fibeln mit umgeschlagenem Fuß (nicht die ältesten Formen) und deren jüngere Varianten (Bügelfibel mit halbrunder Kopfplatte), Schnallen, Perlen, Muschelschmuck, Knochenkämme, Tonwirtel, Eisenmesser u. a., doch keine Waffen geliefert und gehören etwa in die Zeit von 250—350 n. C. Münzen erscheinen nur vereinzelt (von Černjachóv 2 röm. Silberdenare, der eine von der Kaiserin Faustina, sowie eine Goldmünze). Wir haben es offenbar mit einer durch die ganze w. Ukraine und das ö. Ungarn (Maros-Szent-Anna; Dolgozatok 3 [1911] S. 250ff. Kovacs) gehenden, vielleicht auch auf den Balkan übergreifenden, großen Denkmäler-Gruppe zu tun, die, bis an das griech. Kolonialgebiet am Nordufer des Schwarzen Meeres heranreichend und nach O ausstrahlend (ältere



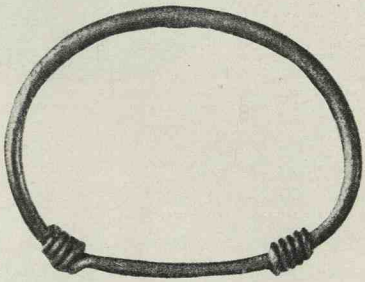
a



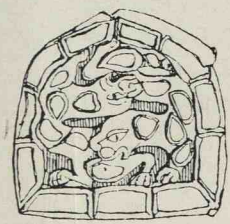
b



c



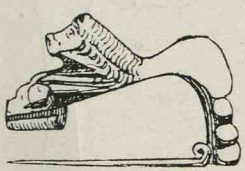
d



e



f



g



h



n



i



k



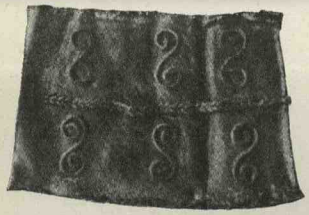
l



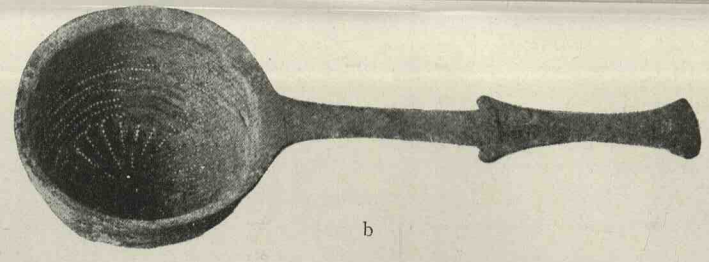
m

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus den „Neun Brüdern" bei der Ust-Labinskaja Stanica. a. Glasamphore. — b, c. Goldmedaillons. — d. Goldener Armring (a—d. Kurgan 32). — e. Goldene Schnalle mit Tierornamentik (Kurgan 35). — f. Silberne Schale (Kurgan 32). — g. Bronzene Tierfibel (Kurgan 32). — h. Rosettenartiges Goldblech (Kurgan 38). — i—l. Goldbleche (Kurgan 41). — m. Rosettenförmiges Goldblech mit Emaileinlage (Kurgan 42). — n. Goldenes Fläschchen (mit Deckel), dekoriert mit aufgesetzten Steinen (Kurgan 42). — Nach CRPétersb. 1902 S. 80ff.



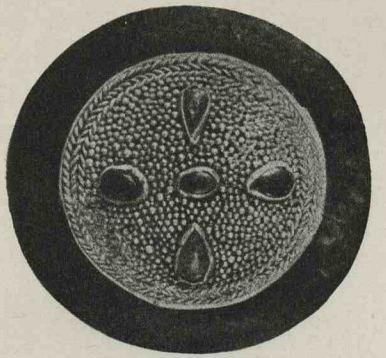
a



b



e



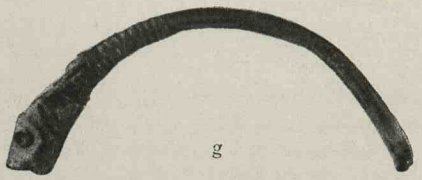
c



d



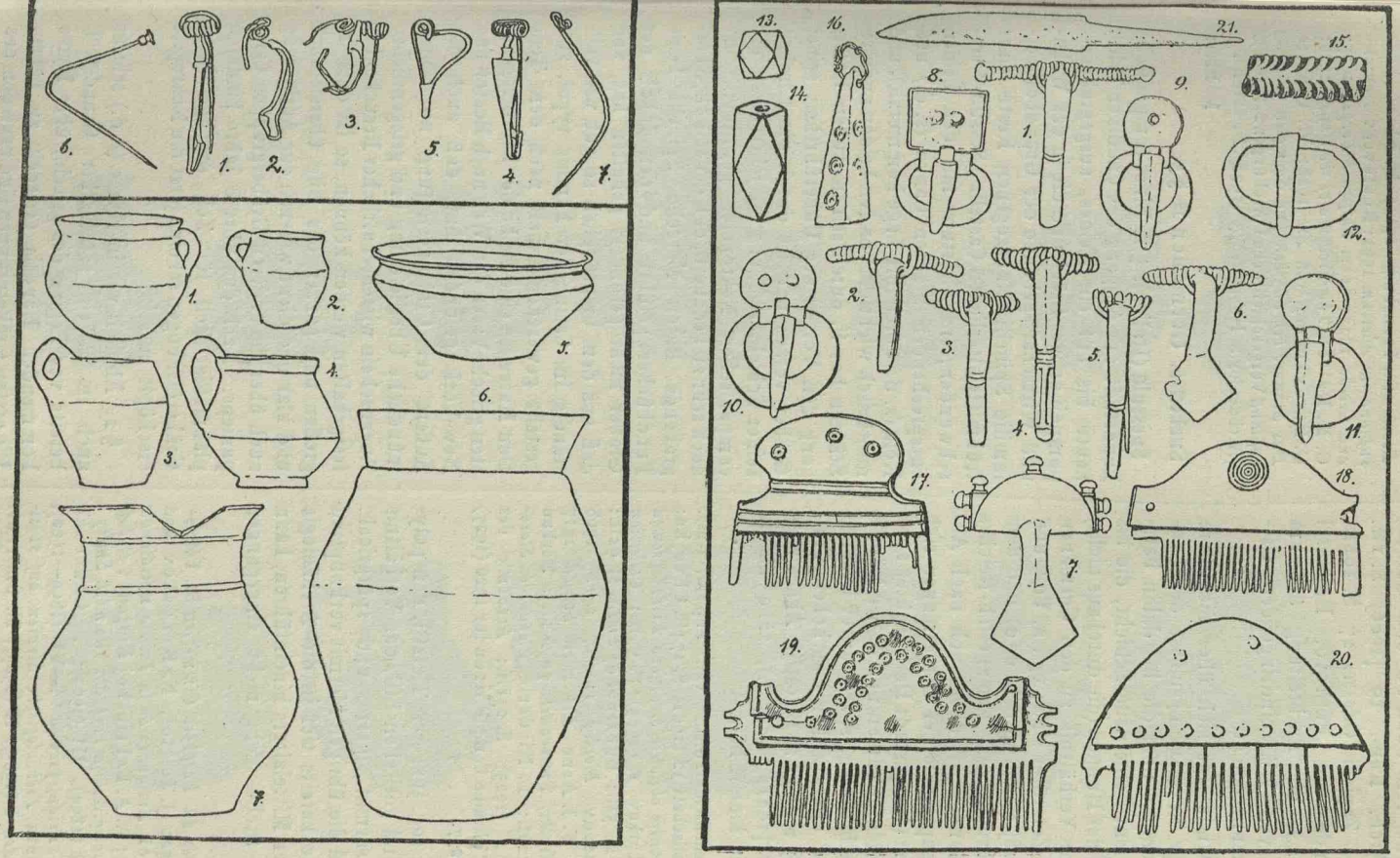
f



g

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Kuban-Gruppe: Funde aus den „Neun Brüdern" bei der Ust-Labinskaja Stanica. a. Goldener Reif (Kurgan 43). — b. Bronzenes Sieb (Kurgan 41). — c. Schwertknauf (Bernstein mit aufgesetzten Steinen; Kurgan 45). — d. Sog. skyth. Kessel (Kurgan 42). — e, f. Tierfiguren aus goldplattierter Bronze (Kurgan 46). — g. Bruchstück eines bronzenen, goldplattierten und mit Glas und Steinen inkrustierten Armringes (Kurgan 43). — Nach CRPétersb. 1902 S. 83ff.



Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Westukrainische Gruppen: a, b. Typen aus der Nekropole von Sarubinjec. — c. Typen aus den Nekropolen von Romaški und Černjachov. Nach Mainzer Zeitschrift 1 (1906) S. 43 und 44.

Gräberschicht von Suuk-Su und Gurzuf; Izvěstija Arch. Kom. 19 [1906] S. 1ff. Rěpnikov; Zapiski Odessa 27 S. 101ff. ders.; Funde von Borisovo, Halbinsel Taman, u. a.), die Ausbreitung der um 200 n. C. von NW eindringenden Ostgermanen kennzeichnet.

§ 116. Damit legt sich über die ältere vielschichtige Bevölkerungsmasse des Landes, insbesondere über die bis dahin herrschende sarmat., eine neue Schicht, die bis zum Einfall der Hunnen (die durchaus nicht, wie z. B. ihr Verhältnis zu den Germanen zeigt, reine Zerstörer sind; vgl. a. Volk und Rasse 1 [1926] S. 248 von Lecoq) und dem Zusammenbruch des Ermanerich-Reiches Herr des Landes ist, aber auch nach Abzug der Hauptmasse der Ostgermanen sich auf der Krim (Hauptstadt Dori), später auch auf der Halbinsel Taman und ö. der Mäotis, zunächst selbständig, später unter byzantinischer und chazarischer Oberhoheit (Vasiljev *Goty v Krymu* Izvestija Akad. Mat. Kultury 1 [1921] S. 265ff.), zähe bis in neuere Zeit hinein hält.

Zur Urnenfelderkultur vgl. Zapiski Russ. Arch. Gesellschaft 12 (1901) S. 174ff. Chvojka; ders. *Drevnije obitateli srednjavo Pridnjeprovija* Trudy Charkov 1 (1905) S. 93ff.; *Collection Chanenko* IV 5ff.; Bobrinskoj *Směla* II 91ff.; Samokvassov *Mogily russkoj zemli* 1908 S. 171ff.; F. I. Arne *Det stora Svitjod* 1917 S. 8ff.; *Kratkij Putevoditeľ po Muzeju* Moskau 1923 S. 120f.; L. Niederle *Slovanské Starožitnosti* I 4 (1925) S. 231ff.; Académie des sciences d'Ukraine Compte rendu für 1926 (1927) S. 154ff., 237.

Auf den sog. jüngeren Tierstil, den polychromen und gotischen Stil, das Verhältnis zwischen sarmat., germ. und spätgriech. Kultur und die übrigen hiermit verknüpften Fragen, die bereits tief in die Archäologie des früheren Mittelalters hineinführen, kann an dieser Stelle nicht mehr eingegangen werden.

Antiquités du Bosphore Cimmérien St. Pétersbourg 1854; J. Tolstoi, N. Kondakov und S. Reinach *Antiquités de la Russie méridionale* Paris 1891; A. A. Bobrinskoj *Kurgany i slučajnyja archeologičeskija nachodki bliz měst. Směly* I (1887), II (1894), III (1901); B. Chanenko *Drevnosti Pridnjeprovija* I—VI (1899—1900); Béla Pósta *Archäologische Studien auf russischem Boden* I (1905), II (1905); M. Smirnoff *L'Argenterie orientale* St. Petersburg 1909; E. H. Minns *Scythians and Greeks* 1913; M. Rostovcev *Antičnaja dekorativnaja živopisь na jugje Rossii* St. Petersburg 1914; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921; Rostovcev *Iranians and Greeks* 1923; ders. *Skifija i Bospor* 1925; O. M. Dalton *The Treasure of the Oxus*[2] 1926; G. Borovka *Scythian Art* 1928; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928); [Archaeologia Hungarica 3 (1928) Fettich].

M. Ebert

Sueben s. Germanen B § 5.

Suessula (Italien). § 1. Einst campanische Landstadt am Ausgang des Caudiner Tales, heute bis auf ein kleines, ausgegrabenes, pompeji-artiges Stück und die in das Wohn- und Wirtschaftsgebäude der Grundbesitzerfamilie Spinelli einbezogenen Reste eines frühmittelalterlichen Castells „Sessulu" verschwunden, im Altertum mit den beiden entsprechenden Städten Capua (s. d.) und Nola (s. d.) durch ihre Lage kommerziell und militärisch wichtig. Vor den beiden anderen Städten hat S. durch seinen frühen Untergang den Vorteil der Unberührtheit seiner Gräber voraus und ist durch die Klarheit seiner Schichtenbildung die lehrreichste der campanischen Nekropolen geworden. Ist auch sehr zu bedauern, daß der seit 1878 ausgrabende Baron Marcello Spinelli keine Fundbücher geführt und den Inhalt der Gräber nicht gesondert gehalten hat, und daß aus dem ursprünglich so gut wie vollständig im Casino der Familie typol. aufgestellt gewesenen Inhalt nach dem Tode Don Marcellos eine Reihe der hervorragendsten griech. Vasen den Weg nach Boston und New-York gefunden hat, daß auch das Äußere der Gräbergestaltung nur durch mündliche Überlieferung und gelegentlichen Augenschein wissenschaftlicher Besucher hat festgehalten werden können, so ist doch im großen und ganzen das Bild übersichtlich und klar und dient wesentl. zur Aufklärung auch über die anderen Gräbergruppen Campaniens. Nach den über 8 Jahre hindurch planmäßig, Zoll für Zoll durchgeführten Gräberöffnungen scheint jetzt die Nekropole erschöpft zu sein.

§ 2. Ähnlich wie in Kyme (s. d.) scheint auch in S. ein sabellischer Grundstock bereits vor Beginn des griech., über Kyme kommenden Handels gesiedelt zu haben. Die ersten Gräbergruppen sind nach dem aus anderen umbro-sabellischen Nekropolen, z. B.

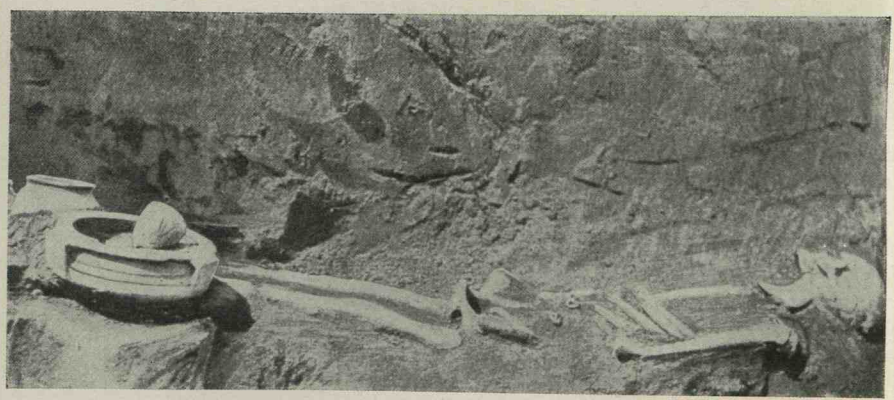


Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Westukrainische Gruppen: a—o. Keramik aus dem Gräberfeld von Černjachóv. Nach *Coll. Chanenko* IV Tf. 20.



a



b

Südrußland D. Skytho-sarmatische Periode

Jüngere Westukrainische Gruppen: Gräbertypen der Nekropole von Černjachóv. a. Brandgrab. — b. Bestattungsgrab. — Nach *Coll. Chanenko* IV 6, 7.

Terni (s. d.) oder Praeneste (s. d.), bekannten Ritus Bestattungen, vermutlich in Holzsärgen, welche durch Zusammenfügung weißer, unregelmäßiger Kalksteine — daher *tombe a pietra* — gedeckt und geschützt waren. Bevor diese Steinhaufen mit Erde gedeckt wurden, fand das Totenmahl statt, wahrscheinlich am noch ganz offenen Grabe, von welchem dem Toten sein Anteil in das Grab selbst oder außen an den Steinhaufen gelegt wurde, wo auch wohl vereinzelte Schmucksachen des Toten ihren Platz fanden. Von äußeren Grabmerkmalen, Stelen oder dgl., ist jedoch nichts gefunden. Da aber Überschneidungen älterer Gräber durch jüngere auf den sehr dicht besetzten Grabfeldern nicht vorkommen, wird Kennzeichnung der Gräber vielleicht durch Holzzeichen angenommen werden dürfen. Der Inhalt dieser *tombe a pietra* ist meist durch zahlreiche Metallbeigaben hochwertig; besonders eindrucksvoll war der Schmuck aus vielfach goldglänzender Bronze, Hängewerk aller Art, Fibeln, z. T. aus 4 großen Spiralen ursprünglich griech. Erfindung zusammengesetzt, häufig noch mit plastischen Zutaten; weiter mannigfache andere Formen, schwere und leichte Armreifen, Ringe, Nadeln, Lockenspiralen, auch Bernstein, Bergkristall, Glas und Smalt, und sonstiger Schmuck, der einer damit beladenen Sabellerin einen eigenartig glitzernden Schein verliehen haben muß. Daß diese Dinge dem Handel mit Kyme und der dortigen Fabrikation ihr Auftreten verdanken, ist nicht zweifelhaft, zumal wir in Kyme vielfach denselben Formen, aber gern aus Silber und in diskreter Kleinheit, begegnen. Die handelspolitischen Griechen verstanden es ausgezeichnet, sich mit ihrer Produktion dem Geschmack ihrer Abnehmer anzupassen und sie kauflustig zu halten, nachdem sie ihre Kaufkraft durch Abnahme ihrer Landeserzeugnisse geweckt hatten. Aber ihre Waffen behielten die Lebenden doch meist vorsorglich für sich. Allmählich drangen auch weniger hochwertige Erzeugnisse griech. Kunstfleißes ein, besonders die ersten hellgrundigen, mit dunklen Strick- und ähnlichen Mustern bemalten Gefäße, sowie protokorinthische und korinthische Keramik, welche teils an die Stelle der einheimischen, groben, dunklen, handgemachten Topfware, teils neben sie trat, die hier ähnlich wie im vorgriech. Kyme (s. d.) die mitgebrachte Tradition der Sabeller darstellte und, im praktischen Leben wahrscheinlich zum guten Teil Küchengerät, die mitgegebenen Speisen enthielt.

§ 3. Bis gegen das 5. Jh. dauerte diese alte Bestattungsform ungestört und unverändert. Dann begann daneben die griech. Brandsitte einzudringen, nicht allg., aber doch in beträchtlichem Maße. In viereckigen Tuffwürfeln eingeschlossen, finden wir Bronzegefäße mit ziseliertem und auch mit plastischem Schmuck, welche die Asche des Toten enthielten, oder auch Tongefäße, darunter schön rf. bemalte, gleichem Zweck dienend oder den Bronze-Urnen beigegeben. Daß unter den sonst spärlicher mitgegebenen Dingen Fibeln, früher so massenhaft verwendet, fehlen, legt den Schluß nahe, daß an Stelle zusammengesteckter Gewänder nach ionischer Art genähte getreten sind, wie sie gewiß von den Kymäern getragen wurden; denn reicher Goldschmuck und blumengestickte Gewänder, wie sie uns gerade zu Ende des 6. Jh. von den Kymäern bezeugt werden (Athen. 528d), vertragen sich schlecht mit dem ungenähten Peplos älterer griech. Zeiten. Es ist dieselbe Zeit, wo bei Capua manche Gräber sich zu geräumigen Grabkammern ausweiten und auf die Wände mitunter malerischer Schmuck tritt, der oft auf griech. Vorbilder weist, wo selbst die Münzen, welche die selbstbewußt werdenden Städte zu schlagen beginnen, griech. Götterköpfe und griech. Aufschriften zeigen, die Kunde griech. Sage und Dichtung tief ins Innere dringt und verstanden wird, kurzum, die Hellenisierung des Landes im besten Zuge ist, nachdem die große Niederlage der vereinigten Etrusker und Karthager vor Kyme 474 das Griechentum Kymes und damit Campaniens, auch des neu gegründeten Neapel, sicherte. Selbst als es den Etruskern zu Lande gelang, sich für kaum länger denn ein halbes Jh. im Inneren der campanischen Landschaft festzusetzen, unterlagen sie der ungleich stärkeren griech. Kultur, so daß selbst ihre Sprache und Schrift auffällige Annäherungen an die einheimische sabellische Art verraten: in Inschriften, welche graviert sind auf kleinen, nach griech. Vorbild in Campanien hergestellten, meist duff-

schwarzen Töpfchen und Schalen, von denen auch S. Exemplare geliefert hat.

§ 4. Als jedoch bald nach 430 v. C. eine erneute Welle sabellischer, vom griech. Hauch wohl noch wenig berührter Stämme aus dem Inneren in die reiche Ebene vorbrach und sie derartig überschwemmte, daß nicht nur Capua, sondern auch Kyme in ihre Hand fiel, wurde zwar das bereits zu fest eingewurzelte Griechentum nicht vernichtet, aber eine kraftvolle nationale Reaktion trat ein, die sich auch im Gräberwesen Suessulas auffällig bemerkbar macht. Die Brandsitte hört wieder auf, und an ihre Stelle rückt abermals ausschließlich die altsabellische Bestattung, aber jetzt in anderer Weise, als zur Zeit der *tombe a pietra*. Man hatte inzwischen durch die Griechen die Herstellung regelrechter rechteckiger Steinplatten gelernt und setzte aus solchen einen förmlichen Sarg zusammen, mitunter sogar mit Satteldach, meist jedoch mit flacher Deckplatte. Darin bettete man den Toten. Auch aus großen Ziegeln wurden solche Gräber zusammengestellt, doch begnügte man sich noch in einzelnen Fällen mit Holzsärgen der alten Art, welche gleichfalls in Kyme üblich waren, wo natürlich nicht nur verbrennende Griechen, sondern auch bestattende und ebenfalls Sabeller wohnten. Diese *tombe greche* oder *tombe a tufo* oder *tombe a mattoni* begannen schon neben den *tombe a cubo di tufo* im zu Ende gehenden 6. Jh., — vereinzelt fanden sich in ihnen sf. Vasen, die in den *tombe a pietra* noch gänzlich fehlen. Sie bergen im 5. Jh. schöne rf. und weißgrundige att. Gefäße und gehen herab bis in die Zeiten, wo aus Apulien eingeführte oder den dortigen Vasen in Campanien nachgebildete mit in die Gräber gegeben wurden, die billige *campana supellex* bald für die Toten gut genug wurde und das früher wohl mitgegebene griech. oder griech.-campanische Geldstück oder Aes rude (s. Geld § 15) ersetzt wurde durch den Victoriatus oder Denar Roms.

Atti della Commissione conservatrice di Terra di Lavoro 1878 zu Tf. 1—4 Minervini; Notizie 1878 S. 97—111 Tf. 3—5 Milani und Sogliano; Bull. Ist. 1878 S. 145—167; ebd. 1879 S. 141—158 v. Duhn; Röm. Mitt. 2 (1887) S. 235—275 Tf. 11—12 v. Duhn; ders. *Ital. Gräberk.* I 549—554. v. Duhn

Suffolk-Crag s. Eolithenproblem § 14.

Sugambrer s. Germanen B § 5.

Suggestion. Die Eingebung von Vorstellungen spielt im Heilglauben und namentlich in der Zaubertherapie eine große, entscheidende Rolle, wie in jeder Form von heilender Beeinflussung Kranker. Jede Priestermedizin operiert mit suggestiven Mitteln: ein weites Feld! Hier sei auf die folgende Literatur verwiesen.

Wundt *Völkerpsychologie* II 1 (1905) S. 574 — 577, II 2, 192; Alfr. Lehmann *Aberglaube und Zauberei* 1898 S. 463—490; O. Stoll *Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie* 1903. Sudhoff

Suḫi. § 1. Landschaft am mittl. Euphrat. Ass. *Su-u-ḫi* (indekl. z. B. *Keilschr. aus Assur versch. Inh.* 183 S. 12d; Var. *Su-ú-ḫi* und *Su-ḫi*, z. B. *Keilschr. aus Assur hist. Inh.* II 66, 8 und 14); daneben *Su-ḫu* (*K. a. Assur hist. Inh.* I 25, c. 3) und *Su-ù-ḫu* (VAB *Neubab. Königsinschr.* Nebuk. 19 IV 52; *Su-ḫa-a-a* Harper Nr. 813, 13); altertümliche Variante *Su-uḫ*^{ki} V R 46, 47 und 48; wohl fehlerhaft *Zu-ḫi* K 13, 136. Der Bewohner von S. wird als *Su-ḫa-a-a* bezeichnet (Tallquist *Assyrian personal names* S. 203).

§ 2. Die Erstreckung von S. beschränkte sich auf ein etwa 250 km langes Stück des Euphrat-Tales, hier eine breite Erosionsfurche. Der Fluß ist stellenweise reich an Windungen, Verzweigungen und toten Armen (Band IV Tf. 88). Zur Zeit der Frühlingshochflut treten häufig Veränderungen am Flußnetze auf, das ständigem Wechsel unterworfen ist. Jenseits der Talhänge zu beiden Seiten Wüstensteppe; keine Nebenflüsse, nur einige Wadis, die zur Regenzeit dem Euphrat etwas Wasser zuführen. Wichtigste moderne Siedlungen Hit und ʿAna, bis wohin gegenwärtig auch die Palmen-Vegetation nach N reicht (s. Mari und Ḫana).

§ 3. Im Altertum zeichnete sich S. durch guten Wein (VAB *Neubab. Königsinschr.* S. 154 H. 52) aus. Der „Statthalter" Šamaš-rêši-uṣur (in der 1. Hälfte des 1. Jht. [?]; Band IV Tf. 194a) führte die Bienenzucht ein und erwarb sich um die Anpflanzung von Dattelpalmen und um Kanalbauten Verdienste (Weißbach *Bab. Misc.* WVDOG 4 Nr. 4). In bab.-assyr. Zeit grenzte S. Eu-

phrat-aufwärts an Ḫindanu (r. Ufer) und Laqe (l. Ufer), Euphrat-abwärts an Babylon (Tiglatpileser I.: WVDOG [KAH I, II] 63 c. 12ff. *Rapiqu ša mat Karduniaš*); vom Flusse weg bildete die Wüste die natürliche Grenze.

§ 4. Zur assyr. Zeit ist die Reihenfolge der Siedlungen flußabwärts: Bit-Šabaia (l. Ufer), Ḫaridu (l. U., Vokale var.), Mašqite, Anat („im Fluß" auf Insel, altbabyl. Ḫanat, jetzt ʿAna), Suru (l. U., bei der Mündung des Wadi Sur; vgl. die von A. Musil in SBWA 1913 S. 9 erwähnten Ruinen am Surr), Talbiš (var. Talmiš; auf der jetzt Talbes genannten Insel), Sabirite (auf Insel), Ḫudubilu (l. U.), Sibate (l. U.), Id (r. U. = Hit?). Am l. Ufer oberhalb Anat ist noch assyr. Gabbari(ni) mit mod. Gabārīja zu identifizieren, aber in vorstehende Reihung nicht einfügbar. Weitere unlokalisierbare Ortsnamen bei Ašurnaṣirpal und besonders in der Inschr. des Šamaš-rêši-uṣur. Die wichtigsten Anhaltspunkte für die Geographie von S. geben Ašurnaṣirpal Ann. III 1ff. und Tukulti-Ninurta II. Obv. 60ff. (V. Scheil *Annales de Tukulti Ninip II.* Paris 1909).

§ 5. Die Bevölkerung war nach Ausweis der Personen- und Ortsnamen semitisch. Sie bestand aus friedlichen Fellachen, die unter den Übergriffen der nomadisierenden Steppenbevölkerung viel zu leiden hatten. Aramäische Elemente dürften früh in S. festen Fuß gefaßt haben (s. Aramäer; vgl. Tiglatpileser I. Ann. V 48). Leute aus S. wurden unter Ašurnaṣirpal in Kalaḫ (s. Kalḫu) angesiedelt (Ann. III 133). Zur Darstellung einer Gesandtschaft aus S. auf assyr. Reliefs s. Fremdvölker C § 15 und Band IV Tf. 74c.

Götter. Gemäß dem herrschenden babyl. Kultureinfluß wurden besonders babyl. Götter, so Marduk (s. d.), Nabu (s. Nabû), aber auch Adad (s. d.), verehrt (VAB *Babyl. Briefe* Nr. 238, vgl. a. die dort genannten theophoren Personennamen und die Inschrift des Šamaš-rêši-uṣur); daneben wird uns (im gleichen Briefe) vom Tempel eines Gottes Jaḫlija berichtet. Eine Liste anderer S.-Götter findet sich II R 54, 65; V R 46, II 11—16.

§ 6. Geschichte. S. stand als Nachbarland Babyloniens seit frühester Zeit unter dessen kulturellem, mitunter auch politischem Einfluß. So befand sich S. zur Zeit der I. babyl. Dyn. (2057—1758) unter babyl. Oberhoheit (vgl. d. oben zitierten Brief).

Über die weitere Geschichte im 2. Jht. sind wir ganz unzureichend unterrichtet. Vielleicht stand S. zeitweise unter mitannischer Herrschaft. Anfang des 13. Jh. rühmt sich dann nach Besiegung des Mitanni-Reiches der assyr. König Adadnirari I., S. unterworfen zu haben (*Keilschriften aus Assur hist. Inh.* I 5, 6ff.), ohne daß wir diese Nachricht nachzuprüfen vermöchten. Vorübergehend waren wohl auch die Erfolge Tiglatpilesers I. (1115—1103) auf seinem großen Euphratzuge (Ann. V 48ff. und sonst in seinen Inschriften; *Synchron. Gesch.* II 24). Unter Adadnirari II. (911—891) scheint S. in loser Abhängigkeit von Assyrien gestanden zu sein (*K. a. Assur hist. Inh.* II 84, 33). Aber erst unter Tukulti-Ninurta II. (890—885) erschien wieder ein assyr. Heer am mittleren Euphrat (V. Scheil a. a. O.). Unter Ašurnaṣirpal (884—860) und vielleicht auch noch unter Salmanassar III. (859—825) kam es dann zu längeren Kämpfen, die trotz babyl. Unterstützung schließlich zu endgültiger Unterwerfung von S. und Umwandlung des Landes in eine assyr. Provinz führten (Ašurnaṣirpal Ann. III 1ff.; vgl. MVAG 1915 S. 3, 11 Forrer). Beim Zusammenbruch des assyr. Reiches gelang es Nabopolassar erst nach schweren Kämpfen (613 v. C.), S. seinem Reiche einzuverleiben (B. M. Nr. 21, 901 Vs. 2, 32ff.). Das Land blieb dann unter neubabyl. Herrschaft bis zum Beginn des Perserreiches. In Kontrakten wird S. auch noch unter den Perserkönigen erwähnt.

An Denkmälern aus S. ist uns lediglich das bei den dtsch. Ausgrabungen zu Babylon gefundene Relief (mit Inschr.) des Šamaš-rêši-uṣur bekannt (Weißbach a. a. O.). Über das Vorhandensein von Überresten assyr. Zeit zu Anat berichtet Miss Bell (Geogr. Journal 36 Nr. 5 S. 536). S. a. Mari und Ḫana.

Schiffer *Die Aramäer* S. 100ff.; Gött. gel. Anz. 1911 S. 19ff.; Forrer *Provinzeinteilung d. assyr. Reiches* Index s. v.; ZfAssyr. 34 S. 129ff. S. Horn; Gadd *The Fall of Niniveh* 1923 S. 5, 11; PKOM 2 S. 26f. Unger; MVAG 1901, 1 S. 144ff. Peiser; Weißbach *Babyl. Miscellen* WVDOG 4; ZfAssyr. 19 S. 251f. Streck; Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 297f.

F. Schachermeyr

Sühne.

§ 1. Die Verletzung sakraler Vorschriften. — § 2. Die automatische Reaktion. — § 3. Die Reaktion über Geister. — § 4. Belohnung. — § 5. Gruppensühne.

§ 1. Es entspricht der Auffassung, welche die Naturvölker von ihren Sitten und Einrichtungen haben, daß sie den Ursprung solcher ausdrücklich oder unausgesprochen und latent vorhandenen Vorschriften und Gesetze, also deren kausal-zeitliche Beziehung, auf transzendente Wirkungskräfte zurückführen, die einen Bestandteil der Weltordnung ausmachen. Durch diese Bezugnahme gewinnen viele Normen, die für uns nur einen menschlich-profanen und kultur-relativen Charakter besitzen, eine sakrale Färbung und Unterlage. In der primitiven Gesellschaft bis hinauf zu höheren Kulturhorizonten gilt die vorhandene soziale Ordnung als die einzig mögliche, gottgewollte und damit heilige. — Daß man die herkömmliche Gesellschaftsordnung nicht als etwas Unumstößliches und Unveränderbares ansieht, ist auch bei uns gar nicht lange her. Erst damit hat sich die Stellung zu den Gesetzen wesentlich geändert. Erst durch eine solche Rationalisierung in der Betrachtung der eigenen Gesellschaft wurde ein immer größerer Teil der Vorschriften allmählich aus dem Bereich des Sakralen herausgezogen.

Der sakrale Charakter der Einrichtungen und Vorschriften wird bei den meisten Naturvölkern noch dadurch gestützt, daß viele davon auch gleichzeitig ethisch gefärbt sind. Allerdings gilt dieser Charakter nicht für alle Gesetze ohne Ausnahme (s. Gericht A, Recht).

Für den sakralen Teil der Vorschriften ist aber die Auffassung maßgebend, daß eine automatische Reaktion aller der transzendenten Kräfte eintritt, die durch eine Übertretung verletzt oder beleidigt wurden (s. Heiratsordnung, Mana B, Meidung, Omen A, Zauber A).

Diese automatische Reaktion kann unmittelbar durch die verletzten oder beleidigten Kräfte erfolgen und trägt dann den Charakter einer „Naturgesetzlichkeit" im primitiven Sinn. Oder aber man stellt sich hinter oder in diesen Vorschriften, Beziehungen oder Objekten Geister vor, anthropo-psychische Gebilde, die in der Art von gekränkten oder beleidigten Menschen zornig-rächend reagieren oder auch sich besänftigen, übertölpeln und betrügen lassen (s. a. Fluch A, Idol A 1, Reinigung D, Segen A).

Im einzelnen vollzieht sich die Reaktion der Geister wiederum nach Analogie der eigenen politisch-sozialen Organisation.

Diese Bereitwilligkeit zur S. kommt auch im täglichen Leben zum Ausdruck, wie die meisten Reisenden, die mit verhältnismäßig unberührten Eingeborenen zusammenlebten, berichten können und ich aus eigener Erfahrung weiß. Besser sei jedoch eine so erprobte Quelle wie Robertson (S. 139, 386) als Beleg angeführt: hat ein Eingeborener einen beleidigt oder sonst Unrecht verübt, so entschuldigt er sich selber kaum jemals und klärt auch nicht die Angelegenheit auf, sondern wartet vielmehr auf eine Bemerkung von seiten des Beleidigten und verlangt getadelt zu werden oder bringt aus freien Stücken als Geschenk irgendwelches Essen; eine S., die er sich aus freien Stücken auferlegt. Ich selbst habe z. B. erlebt, daß nach Plünderung meines Lagers, als ich in den Dörfern erschienen war und die Leute zur Rechenschaft zog, diese mir wiederholt Geschenke von ihrem kostbarsten Besitz, dem an Schweinen, brachten.

Die Beziehung der S. zur Buße und Strafe wurden bereits in den betreffenden anderen Artikeln erörtert (s. Vergeltung). Über das Wesen und die Auffassung des Verbrechens s. Verbrechen.

Im folgenden sollen zur Beleuchtung des Gegenstandes einige Beispiele angeführt werden.

§ 2. Die Kai-Leute im Hinterland des Sattelberges im nördlichen Neu-Guinea wenden gegen Diebe den *Igâ*-Zauber an, der in verschiedener Weise durchgeführt werden kann. Man steckt z. B. eine rote Frucht, die man im Kasuar-Kot findet, in ein Bambusrohr und befestigt dieses auf dem Wege, den der Dieb kam. Berührt er bei einem zweiten Besuch das Rohr, so bekommt er — im Sinne des Vorbildzaubers (s. Zauber A) — Darmblutungen, die schließlich seinen Tod herbeiführen. Oder man steckt Blätter mit messerscharf schneidendem Rand in einen gespaltenen Stab an den Weg. Von dem Dieb, der daran streift, erwartet man, daß er heftiges Leibschneiden bekommt. Vermutet man in dem Dieb eine Frau, so steckt man in den gespaltenen Stock einen verzauberten Frosch *Motebili*. Nach Be-

rührung desselben soll die Frau viele Kinder bekommen, eins nach dem andern, soll aber alle durch einen frühen Tod wieder verlieren. Auch die Fruchtbäume, Kokos- und Betelpalmen, Pandanus, Brotfrucht- und Nußbäume, werden vom Besitzer durch den erwähnten Zauber geschützt, der unmittelbar auf transzendentem Wege und automatisch die S. herbeiführt. Man steckt verschiedene Zweige um den Fruchtbaum herum, so daß der Dieb nicht zu den Früchten gelangen kann, ohne wenigstens einen derselben zu streifen. Berührt er z. B. einen *Gepang*-Zweig, so bekommt er furchtbare Kreuzschmerzen. Von einem anderen Zweig erhält er Reißen in den Beinen. Streift er eine *Temeng*-Rute, die der Besitzer des Fruchtbaumes mit geschlossenen Augen befestigt hat, so schwillt ihm das Auge und er erblindet. Kriecht er aber vorsichtig unter einer der aufgestellten Schranken hindurch, so bekommt er die Auszehrung. Andere Arten des Zaubers erinnern an die Selbstschüsse und Fußangeln bei uns. Ein hakenartig gebogenes Stück Obsidian befestigt man so im Dickicht am Weg, daß der durch den Busch sich windende Dieb sich daran verletzen muß. Der Obsidian ist besprochen: „Moskiten! Moskiten und Stechmücken kommt! Moskiten und Stechmücken stecht." Die Insekten sollen den Dieb umschwärmen, so daß er, mit ihrer Abwehr beschäftigt, das gefährliche Instrument am Wege nicht bemerkt und hineinrennt. Bei einem anderen Verfahren wird die spitze Gräte eines Fisches auf dem Wege in die Erde gesteckt. Auch benutzt man dazu spitze Bambusstäbchen (Keysser S. 126f.; s. a. Omen A, Zauber A). — Vgl. a. Haddon, Spiess.

Dieser S. wird allerdings durch die Menschen nicht selten nachgeholfen, und zwar hauptsächlich, wo es sich um den Bruch eines Geheimnisses handelt. Wenn Kinder oder Frauen in Australien, selbst nur zufälligerweise, ein Schwirrholz oder ein *tjurunga* erblicken, so werden sie mit Blendung an den Augen durch einen glühenden Kolben bestraft; eine Frau jedoch, die aus Neugierde mit Absicht in die heiligen Geheimnisse einzudringen versuchte, wurde auf kurze und radikale Weise erledigt (Spencer und Gillen I 217).

In ähnlicher Weise wird auch das Geheimnis der heiligen Pfeifen im Augusta-Flußgebiet in Neu-Guinea gehütet. Es wäre jedoch ein Irrtum, hier nur rationalistische Gedankengänge im Interesse der Hütung des Geheimnisses anzunehmen. In der Tat handelt es sich vielmehr um den Glauben an eine sakrale Geladenheit (s. Mana B) der betreffenden Objekte. Daß in diesen eine besondere Wirkungskraft zutage tritt, ganz ähnlich wie etwa im Feuer (s. d. A) oder in anderen außerordentlichen Erscheinungen, zu denen auch Krankheit und Tod gehören, veranlaßt den Menschen sehr verschiedener primitiver Kulturen, ein besonders vorsichtiges Verhalten zu fordern. Diese Forderung tritt als sittliche Norm auf (s. a. Moral, Recht) und ihre Übertretung als Verletzung der ganzen vorgestellten und geglaubten Weltordnung. Daher sind derartige Verletzungen „Sünde" und involvieren eine „Schuld" (s. d.), die auf irgendeinem Wege gesühnt werden muß. Ist die automatische Sühnung noch nicht eingetreten, so muß schleunigst von menschlicher Seite eine solche herbeigeführt werden, damit dem gesetzlichen Zusammenhang des streng kausal gedachten Ablaufes Genüge geschieht.

Auch für die südwestafrikanischen Bergdama gilt ein Versehen als „Sünde" und „Schuld" (Vedder S. 176). — In diesem Sinn ist z. B. auch die S. zu verstehen, die im Anschluß an den Schwur angedroht wird (s. Eid A, Fluch A). An besonders heiligen Stellen wird bei den Loango des westlichen Zentralafrikas der zwingendste Bann und feierlichste Schwur bei der Erde ausgesprochen, der sich vermutlich auf die in der Erde ruhenden Vorfahren bezieht. Der Schwörende kniet auf der Kreuzung oder Gabelung eines geweihten Holzstückes nieder, berührt seine Geschlechtsteile, schlägt die Schenkel, dann Stirn und Erde, streicht Brust und Arme. Häufig wird ein Pflock eingetrieben. Wer so geschworen hat, ist ein „Schwurkind". Verstößt er gegen das Gelöbnis, so verläßt ihn die Lebenskraft, und seine Glieder schwinden. Aber nicht ihn allein trifft das Verhängnis, sondern alle seine Sippenangehörigen (Pechuël-Lösche S. 233).

Bei der S. handelt es sich nicht nur um Vergeltung von wirklichen, sondern auch von

vermeintlichen Verbrechen, wie sie sich namentlich an vermutete Verzauberungen zu Krankheit oder Tod anschließen. Der Tod eines Mannes kann z. B. bei den Maori von Neuseeland zu einem Plünderungszug gegen die Freunde des Toten führen, weil man meint, daß diese ihn sterben ließen. Er gilt als eine Art Sühnehandlung gegenüber den angeblich leichtfertigen Freunden. In der alten Zeit geschah ein derartiger Plünderungzug in ziemlich roher Weise und posierte möglichst große Wildheit. Mitunter wurden dabei auch Personen verletzt, die Widerstand entgegensetzten. Hauptsächlich erstreckte sich die Plünderung auf die Pflanzungen (Best I 359).

§ 3. Während der eben geschilderte Vorgang im wesentlichen als automatische Folge sich kennzeichnet, finden wir bei dem gleichen Volk wohl im Zusammenhang mit einem anderen Kultureinfluß die Auffassung vom *Tschīna*, einem Komplex von Geboten und Verboten (s. Meidung), die wohl automatisch wirken, jedoch in ihrem Ursprung auf die höchste Gottheit *Nsāmbi* zurückzuführen sind. Der Bruch des *Tschīna* bringt Unheil über einzelne Gebiete oder über das ganze Land. Um des allgemeinen Wohles willen müssen daher dessen Verletzungen gesühnt werden. Dieses *Tschīna* bezieht sich sowohl auf Störung der öffentlichen Ordnung, der hergebrachten Moral, als auch auf das Einhalten der verschiedenen, namentlich für die Adels- und Fürstenschicht geltenden Verbote. Im „Königsgau" und den angrenzenden Gebieten kommt dazu noch folgendes: Eheleute dürfen das Lager, das sie des Nachts teilten, während des folgenden Tages bis Sonnenuntergang nicht wieder berühren, und Besucher dürfen darauf nicht rasten. „Unrein" ist die Menstruierende, die Gebärende, der Leichnam (s. a. Reinigung D). Hungrige soll man nicht ungesättigt von Behausung und Herd weisen (s. Moral). Damit hängen auch wieder Vorstellungen von der Heiligkeit und Fruchtbarkeit der Erde zusammen (s. Zauber A), die für Feldbauern in einer Lage wie die der Bafioti schlechthin das Dasein bedeutet (s. Wirtschaft D), von der Fortpflanzung und Erneuerung, von dem Leben vor und nach dem Tode (Pechuël-Lösche S. 177, 277).

In charakteristischer Weise scheint die Nagelung der Fetische bei den Loango ein Mittelding zwischen automatischer Wirksamkeit und solcher über einen anthropopsychischen Geist darzustellen. Dabei treten Zauberer auf, die ein Verfahren vornehmen, das teilweise ein Gottesurteil (s. d.) darstellt (s. a. Orakel A). Es handelt sich nun für den Zauberer darum, die Kräfte des *Tschīna*, der transzendenten Wirkungskraft, sich kunstgerecht anzueignen, aufzuspeichern und durch entsprechende Handlungen, oft mit Unterstützung von Gehilfen, Missetaten zu sühnen (Pechuël-Lösche S. 436 ff., 441 ff.).

In den archaischen Kulturen, wie z. B. in der altpersischen, finden wir eine Unzahl von Lebens- und Verhaltungsvorschriften, deren Verletzung einerseits Sühne erforderte, während andererseits ihre Erfüllung durch Belohnungen unterstützt wurde. Die Vorschriften waren auf das innigste mit dem ganzen Religionssystem verwachsen, und darum erscheinen die Vergeltungen, die für die Übertretungen festgesetzt waren, im transzendentalen Licht der S. (West). — Vgl. Leist.

§ 4. In das Gebiet der S. gehört auch die positive, den Menschen förderliche Einfügung in die Weltordnung oder die Wiedergewinnung der Harmonie mit dem Transzendenten, wie sie namentlich im Asyl (s. d.) und durch den Segen (s. d. A) zutage tritt. Bei den schon erwähnten Loango rettet ein Verurteilter sein Leben, wenn es ihm glückt, eine fürstliche Person zu berühren oder zu bespucken, ferner auf Speichel und andere Auswurfstoffe eines Adligen, eines *Mfūmu nssi*, zu treten. Man glaubt, daß dadurch eine enge Verbindung der Lebenskräfte der betreffenden Personen erzielt werde. Der Gerettete wird indessen Leibeigener, muß jedoch das Gebiet, in dem er sündigte, verlassen und darf niemals dorthin zurückkehren, sonst hat er sein Leben endgültig verwirkt. Rückkehr gilt gleich Rückfälligkeit und findet keine Gnade. Auch die „Gottespfade" nebst dem anliegenden Gelände der Fährstellen, wo ihn der Ferge zuerst und allein, und darauf nach Belieben die Verfolger über das Wasser setzt, gewähren dem entsprungenen Verurteilten Schutz. Ebenso die Gräberfelder

der Könige und Fürsten, die von den „Gottespfaden" berührt werden, helfen zur Wiedereinordnung in die Gesellschaft. Das Gleiche geschieht an Geschäftstagen der Märkte durch diese. Sicherheit fand der Missetäter zur Königszeit auch dort, wo die Staatsfeuer brannten, und findet sie daselbst manchmal noch gegenwärtig. Rettung konnte einem Flüchtling auch durch einen Weißen werden, der ihn von seinem Gehöft sogleich über See verschickte. Auf keinen Fall darf der Flüchtling Feuer bereiten (Pechuël-Lösche S. 229).

§ 5. Einer Art Gruppensühne begegnen wir namentlich im Zusammenhang mit dem Totemismus, z. B. beim Verzehren des Totem-Tieres im Peyote-Kult unter den Winnebago in Nordamerika (Radin S. 3ff.; s. a. Opfer A, Totemismus B). — Vgl. a. Gray, Hobhouse, Dukes.

S. a. Asyl, Blutrache, Bürgschaft A, Busse, Eid A, Fluch A, Gericht A, Idol A1, Keuschheit, Mana B, Meidung, Moral, Omen A, Opfer A, Recht, Reinigung D, Schuld, Segen A, Strafe, Verbrechen, Vergeltung, Zauber A.

Best *The Maori* 1924; Dukes *Psychoanalytische Gesichtspunkte in der jurid. Auffassung der Schuld* Imago 7 (1921); Gray *Sacrifice in the Old Testament, its Theory and Practice* 1925; Haddon *The Kopiravi Cult of the Namau, Papua* Man 19 (1919) Nr. 91; Hobhouse *Morals in Evolution* 1923; Keysser *Aus dem Leben der Kaileute* in Neuhauss *Deutsch-Neu-Guinea* III (1911); Leist *Altarisches jus civile* I (1892), II (1896); Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Spiess *Fünf Abhandlungen zum Kultus der Eweer in Togo* Baessler Archiv 6 (1916/22); Radin *Peyote Cult of the Winnebago* Journ. Relig. Psychol. 7/1 (1914); Robertson *Erromanga, the Martyr Island* 1902; Vedder *Die Bergdama* 1923; West *Pahlavi Texts. Sacred Books of the East* V (1880).

Thurnwald

Šulgovka s. Südrußland D § 68.

Sultana (Rumänien). Bedeutende, ö. von Bukarest auf einer Bergnase am Westufer des Mostiștea-Sees gelegene, neol. Höhensiedlung, deren planmäßige, aber noch nicht abgeschlossene Ausgrabungen durch J. Andrieșescu zahlreiche wertvolle und für die Beurteilung der vorgesch. Beziehungen Rumäniens wichtige Funde geliefert haben. Die herrschenden Beiltypen sind trapezförmig mit leicht gerundeter, bisweilen auch abgeschrägter Schneide. Nur vereinzelt finden sich Spitzbeile, einmal ein degenerierter Schuhleistenkeil (s. d.). Selten sind Lochäxte und „Hämmer". Von kleineren Geräten begegnen die üblichen Feuersteinklingen, -messer, -schaber, -kratzer u. dgl. Reich vertreten sind Knochen- und Hirschhorngeräte, besonders auch Hirschhornäxte mit viereckigem Schaftloch. Die Keramik schließt sich in technischer Hinsicht der des übrigen SO von Europa an, zeigt aber sowohl in den Gefäßformen wie in der Dekorationsweise gewisse Abweichungen, die bisher noch nicht bekannt waren. Unter den Gefäßformen, die sich durch eine große Mannigfaltigkeit auszeichnen, seien besonders die eleganten, kleinen, zweihenkligen Vasen, Näpfe mit eingekehltem Hals, doppelkonische Schalen und Töpfe, Gefäßuntersätze usw. genannt. Die z. T. inkrustierten Verzierungen sind teils eingestochen oder eingedrückt, teils eingeritzt oder eingefurcht, doch findet sich daneben auch Ockerbemalung, die namentlich bei Spiralmustern angewendet ist. Sehr häufig sind ferner Reliefverzierungen, teils in Form einfacher, horizontaler oder bogenförmiger Tupfenleisten, teils in Gestalt von Buckeln oder Tierköpfen, die namentlich in Verbindung mit Henkeln auftreten. Ziemlich groß ist auch die Zahl der meist sehr plumpen tönernen Tier- und Menschenfiguren, diese z. T. mit den gleichfalls anderwärts vorkommenden Randdurchbohrungen am Gesicht. Besonders bemerkenswert aber sind die in mehreren Varianten auftretenden Knochenidole, die völlig denen von Vinča (s. d.) in Serbien, von Sultan Selo (s. d.), Ruse (s. d.; Band II Tf. 92) und anderen Stationen Bulgariens entsprechen.

J. Andrieșescu *Les fouilles de Sultana* Dacia, Recherches et Découvertes archéol. en Roumanie, publiées sous la direction de M. Vasile Pârvan 1 (1924) S. 51—107; Vasile Pârvan *Getica o protoistorie a Daciei* 1926 S. 184, 369, 470.

G. Wilke

Sultan Selo (Kr. Šumen, Bulgarien). § 1. Neol. Station mit den für den NO der Balkanhalbinsel typischen keramischen und Geräteformen. Besonders bemerkenswert sind die hier erstmalig in größerer Zahl aufgefundenen schematischen, knöchernen Brett-Idole mit scharfer Gliederung des Körpers in Kopf, Rumpf und Beine, und Durchbohrung der

Randteile, namentlich am Kopf und an der Brust. Der Halsteil, Unterleib und besonders die Beine zeigen vielfach Punktverzierung, und das Geschlechtsdreieck ist durch scharfeingeritzte Linien betont. Doch stellt dieses Dreieck, wie Čilingirov (Präh. Z. 7 S. 217) mit Recht vermutet, wohl nur einen Lendenschurz dar, da es farbig ausgeführt auch bei einem Tonidol von Koszyłowce (s. d.) in Galizien erscheint und hier jedenfalls ein Kleidungsstück bedeuten muß.

§ 2. Ihre nächsten Analogien haben diese Knochenidole, die auch noch in Ruse (s. d.; Band II Tf. 92), in Kodža-Dermen (s. d.), im Račev (s. d.) und in etwas vereinfachter Form in Vinča (s. d.) erscheinen, in den tönernen Idolen der Moldau usw., die ihnen sowohl in der Gesamtform wie namentlich auch in den typischen Durchbohrungen an den Gesichtsrändern, Schultern und Hüften sehr genau entsprechen (Much *Atlas* Tf. 34 Abb. 16 a, b). Nach S setzen sich ähnliche Formen bis nach Thessalien (Tsuntas *Dimini* S. 240ff. und 372), Troja (s. d.; *Katal. Schliemann-Slg.* Nr. 2263), Bos-Öjük und Yortan (s. d.) Kalembo (Tsuntas a. a. O. S. 371[1]) fort.

A. Čilingirov *Knochenidole von der vorgesch. Ansiedelung im Dorfe Sultan* Arch. f. Volksentwicklung 25 (1900); Präh. Z. 2 (1910) S. 34 M. Vassits; ebd. 4 (1912) S. 103ff. R. Popov; ebd. 7 (1915) S. 217ff. A. Čilingirov; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 317 Abb. 1—3. G. Wilke

Šumejko (Gouv. Poltava; Tf. 39[A] a—e, 39[B]; Band VI Tf. 82c; XIV Tf. 45b). Im J. 1899 untersuchter runder Grabhügel (19 m h., 256 m Umfang an der Basis), von Wall und Graben eingefaßt, am rechten Ufer der Sula, auf dem ehemaligen Gute S., Kr. Romny. Der in den gewachsenen Boden (gelber Lehm) eingebaute Grabschacht hatte eine L. von 5 m, Br. 6,40 m und 3,50 m T. Der Boden des Schachtes war ringsum von einem Graben umzogen und dicht bedeckt mit weißer Kalkmasse und rotem Ocker. Die Wände hatte man mit Holz abgesteift und die Kammer oben mit dichten Eichenbalken geschlossen. Nach der Lage der Füße und Beckenknochen zu urteilen, war der Tote mit dem Kopf nach S orientiert. Der obere Teil des Skelettes war durch einen von Raubgräbern angelegten Schacht zerstört, und so waren wahrscheinlich die hier liegenden Schmucksachen fortgeschleppt. Trotzdem war das Inventar des Grabes noch immer reich. Am Gürtel, an der rechten Seite des Skelettes, lag ein eiserner Akinakes mit goldbeschlagenem Griff und goldener Scheide (Band XIV Tf. 45b), nicht weit davon ein tierförmiger Goldbeschlag (Tf. 39[A] e). Der schmale Griff mit dem stangenartigen Knauf ist auf einer ausgesparten Mittelzone mit granulierten Dreiecken verziert. Der obere Teil der Scheide (Ösenlappen verloren) zeigt auf der herzförmigen Erweiterung zwei mit dem Rücken aneinandergepreßte Steinböcke, das untere Stück desselben ist gefüllt mit 7 löwen(?)-artigen Tieren. Das goldene Ortband, rundlich und mit abgerundeter Spitze, besteht aus einem besonders gearbeiteten, oben mit drei Reihen hängender Dreiecke in Granuliertechnik verzierten Stück griech. Technik.

In der NW-Ecke des Grabes stand ein großes Tongefäß einheimischer Arbeit von schlank-bauchiger Form mit Standfläche und ausladendem Mündungsrand, zwei Ornamentbänder um Hals und Bauch, über dem unteren Knubben (Tf. 39[A] d). Auf der Ostseite lag ein eiserner Schuppenpanzer, an der südlichen Seite fanden sich mehrere eiserne Äxte und Lanzenspitzen. Außerdem enthielt das Grab Trensen und anderes Zubehör zum Pferdegeschirr (Tf. 39[B]), unter diesen besonders bemerkenswert die knöchernen Psalien mit tierornamentaler Verzierung (Tf. 39[A] a—c). Durch den Aufschutt des Hügels verstreut waren Tongefäßscherben, Kohle, Pferdezähne und Kalksteinstücke, Überreste der Totenfeier.

Das Interessanteste an diesem Grabe, das durch eine schwarzfigurige Scherbe ins 6. Jh. v. C. datiert wird, sind die Verwendung von Ocker für die Auslegung des Schachtbodens und das Kurzschwert, das eine wichtige Stütze für die Beurteilung und Rekonstruktion der reicheren, derselben Stufe angehörenden Schwerter von Ostraja Mogila (s. d. I) bei Tomakovka (Band XIV Tf. 45c) und Vettersfelde (s. d.; Band XIV Tf. 45a) bietet. S. a. Südrußland D § 79.

Collection B. Chanenko. Antiquités de la région du Dniepre III (1900) S. 7—8; Rostovcev *Iranians and Greeks* 1922 S. 51; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 507ff.; W. Ginters *Das*

Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928) S. 11ff.

M. Ebert

Sumer s. Babylonien, Mesopotamien, Vorderasien.

Sumerer. A. Archäologie, Geschichte s. Babylonien, Baukunst D, Kunst E, Kunstgewerbe D, Mesopotamien, Vorderasien und die Einzelartikel.

B. Sprache.

§ 1. Wiederentdeckung der Sumerer. — § 2. Erschließung der Sprache. — § 3. Land und Volk der Sumerer: a) Ihre historischen Sitze; b) der Name ihres Landes; c) ihre Herkunft; d) sprachliche Verwandtschaft. — § 4. Dialekte des Sumerischen. — § 5. Lautbestand des Sumerischen. — § 6. Lautliche Veränderungen. — § 7. Die Wortwurzeln. — § 8. Personal-Pronomen. — § 9. Possessiv-Pronomen. — § 10. Demonstrativ-Pronomen. — § 11. Interrogativ-Pronomen. — § 12. Indefinit-Pronomen. — § 13. Generelles Pronomen. — § 14. Relativbeziehung. — § 15. Reflexivverhältnis. — § 16. Reziprokes Verhältnis. — § 17. Die Klassen des Substantivs. — § 18. Das Geschlecht. — § 19. Die Pluralbezeichnung. — § 20. Kasusbildung. — § 21. Adjektiv. — § 22. Steigerung: Komparativ und Superlativ. — § 23. Adverb. — § 24. Zahlwort. — § 25. Verhältniswörter: a) einfache, b) zusammengesetzte. — § 26. Verwendung der Verhältniswörter zur Nuancierung von abhängigen Sätzen. — § 27. Kopula. — § 28. Verbum. — § 29. Finite Verbalform. — § 30. Personalformantien. — § 31. Präfixe. — § 32. Personal-Infixe. — § 33. Akkusativische Personal-Suffixe. — § 34. Kausativ-Infixe. — § 35. Veränderung der Verbal-Elemente in Kontaktstellung. — § 36. Modi des sumer. Verbums. — § 37. Wunschform. — § 38. Befehlsform. — § 39. Negation des Aussagesatzes. — § 40. Negation der Befehlsform. — § 41. Futurisches Element -ed. — § 42. Verbalnomina. — § 43. (Satz-) Syntax. — § 44. Reihenfolge der Attribute des Substantivs. — § 45. Nebensätze. — § 46. Ausdruck der Sprache in der Schrift. — § 47. Ende der lebenden sumer. Sprache. — § 48. Absolutes Ende des Sumerischen.

§ 1. Volk und Sprache der Sumerer waren bis zur Mitte des vorigen Jh. verschollen. Keine Nachricht aus dem Altertum gab uns Kunde von dem Volke, dem Mesopotamien und ein gut Teil Vorderasiens die Grundlagen seiner Kultur verdankt.

Als man an die Entzifferung der Keilschriftdenkmäler (s. Keilschrift) ging, stieß man auf Tafeln, die außer dem sem.-akkad. (babylon.) Texte auch noch Worte in unbekannter Sprache enthielten. Lange hat es gedauert, bis man den Namen der Sprache und ihrer Träger fand; erst im J. 1889 stellte C. Bezold deutlich fest, daß die unbekannte Sprache im Altertum sumerisch hieß (ZfAssyr. 4 S. 435) nach dem s. Teile Mesopotamiens, dem Lande Sumer, während der n. Teil nach einer alten Hauptstadt, wie wir jetzt wissen, den Namen Akkad trug, wonach wir heutzutage auch die Sprache seiner alten sem. Einwohner, der Babylonier und weiterhin der Assyrer, zusammenfassend als akkad. bezeichnen.

§ 2. Das Verständnis der sumer. Sprache erschloß sich nur allmählich. Zwar waren die ersten sumer. Texte, die man kennen lernte, zum großen Teile zweisprachig, d. h. es war ihnen eine babyl.-assyr. Übersetzung beigegeben, die uns von vornherein den Inhalt des sumer. Textes bekannt gab. Aber das führte gerade zu einer uns heute merkwürdig anmutenden, seinerzeit jedoch das Eindringen ins Sumer. erschwerenden Theorie, daß der sumer. geschriebene Teil der Inschriften nur eine Allographie des semit.-akkad. darstelle, indem die Semiten sozusagen eine ideographische und künstliche Schrift und Sprache für ihre Inschriften geschaffen hätten. In gewissem Sinne unterstützt wurde diese Theorie durch die in die akkad. Texte vielfach eingestreuten Ideogramme, die wir heute als sumer. Schreibungen der semit.-akkad. Wörter auffassen. So wird z. B. Babylon sumer. geschrieben: KÁ.DINGIR.RA = *ká dingira(k)* „Tor des Gottes", was nur eine Übersetzung des semit. *bâb ili* darstellt.

F. H. Weißbach, *Die sumerische Frage* 1898.

Die Theorie von der sog. Allographie hat leider eine Zeitlang auch unter den angesehensten Assyriologen Anhänger gefunden; doch hätte eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, für die allerdings das Material seinerzeit wenig tauglich war, schon damals diese Theorie ad absurdum führen können. So wurde erst gegen Ende des vorigen Jh. die Analyse des Sumer. in Angriff genommen. Anzuerkennen sind hierbei vor allem die Arbeiten A. Amiauds und F. Thureau-Dangins, der unter anderem eine philologischen Ansprüchen genügende Übersetzung der ältesten sumer. Inschriften lieferte (*Die sumer. und akkad. Königsinschriften* Leipzig 1907). In neuerer Zeit hat dann A. Poebel in seinen Arbeiten den sprachwissenschaftlich einzig berechtigten

Grundsatz verfochten, daß kein Element der Sprache unerklärt bleiben darf. Auf Grund der von ihm hauptsächlich herausgegebenen alten babyl. grammatikalischen Texte ist ihm eine vollkommene Analyse des sumer. Sprachbaues gelungen (*Historical and grammatical texts* UM vol. V [1914]; ders. *Grammatical texts* UM vol. VI, 1 [1914]), die er in seinen *Grundzügen der sumer. Grammatik* 1923 niedergelegt hat. Dieses Werk wird in Zukunft die Grundlage für jede sumerologische Arbeit bilden müssen und die Interpretation der sumer. Urkunden philologisch auf sichere Grundlage stellen. Von sonstigen Arbeiten verdienen noch die von H. Zimmern, der schwierige religiöse Texte übersetzt hat (Ber. ü. d. Verh. d. kgl. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. zu Leipzig 59, 4 [1907], ebd. 68, 5 [1916]), und St. Langdon (*Sumerian and babylonian psalms* Paris 1909; ders. *Babylonian liturgies* Paris 1913) Erwähnung, der sich bemüht, jeden auch noch so schwierigen Text zu übersetzen, und außer vielem anderen auch eine *Sumerian grammar and chrestomathy* Paris 1911 verfaßt hat. Um das Verständnis der Wirtschaftsurkunden hat sich neben anderen A. Deimel verdient gemacht, der ebenfalls eine für Anfänger sehr instruktive Grammatik: *Šumerische Grammatik* Rom 1924 geschrieben hat. Eine gute lexikalische Arbeit fürs Sumer., die sich wie alle Arbeiten des Verfassers durch Zuverlässigkeit auszeichnet, bildet das *Sumerische Glossar* von F. Delitzsch Leipzig 1914, während seine *Grundzüge der Sumerischen Grammatik* Leipzig 1914 bloß noch als Materialsammlung Wert besitzen; das hat seinen Grund darin, daß Delitzsch sich zu sehr auf die zweisprachigen Texte stützte und sich dadurch von einer sprachwissenschaftlichen Zerlegung der Formen in ihre Elemente ablenken ließ.

§ 3. Die Sumerer wohnten in hist. Zeit in Südbabylonien, im Alluvial-Land des Euphrat und Tigris vom pers. Golf im S an nach N hin bis in die Gegend von Babylon, ohne daß sich eine genauere Abgrenzung gegen N ziehen ließe, da hier schon in frühen Zeiten das Semitentum sich ausbreitete und sich die Sumerer unterwarf und assimilierte. Ihr Land hieß bei den alten Babyloniern *Šumêru*, ein Name, der auch von anderen Völkern in ihre Sprache als Bezeichnung für Babylonien übernommen worden ist: *šin'ar* im Hebr., was nur eine andere Aussprache für Šumêru darstellt, und äg. *š-ng-r;* alle diese Namensformen sind höchstwahrscheinlich mit der einheimischen sumer. Benennung des Landes: *Kengir* identisch, wobei *š* für *k* und ebenso *m* für *ng* als ein lautgesetzlicher dialektischer Konsonantenwechsel ziemlich sicher anzusehen ist.

Die Ansicht, daß die Sumerer nicht ursprünglich im Lande gesessen haben, kann mit gewichtigen Gründen gestützt werden. Rein sprachlich betrachtet, stehen sie, soweit wir sehen, so vereinzelt ohne jeden Zusammenhang mit Nachbarn da, daß man nur an eine Einwanderung von außen denken kann. In letzter Zeit hat diese Annahme noch eine Stütze dadurch gefunden, daß in Indien im Indus-Gebiet (bei Harappa und Mohenjo-Daro) Funde gemacht worden sind, die mit gleichartigen altsumer. aus den Gebieten der Keramik, Kunst und Schrift auffallende Ähnlichkeit besitzen. Da das Indus-Gebiet und Südbabylonien für Verkehr und Wanderungen nicht unmöglich weit voneinander entfernt liegen, so mag in uralter vorhist. Zeit eine Wanderung stattgefunden haben, entweder vom Indus- zum Euphrat-Gebiet oder von diesem zu jenem, oder schließlich von einem dritten, zwischen beiden Ländern liegenden Mittelpunkt in jedes der beiden.

Archiv f. Orientforschung, Wissenschaftliche Berichte passim; ZDMG 81 S. 259ff.

Wichtig wäre es nun, wenn man auch einen somatischen Zusammenhang zwischen ind. Völkern und den Sumerern aufdecken könnte. Die Sumerer sind uns dank ihrer hervorragenden Skulpturen (s. Kunst E § 4) in ihrem Typus wohlbekannt: von Gestalt nicht groß, aber mit kräftigen, gedrungenen Körper- und Gliedmaßen. Der Schädel zeigt keine ausgesprochen lange oder kurze Form, die Stirn ist niedrig, die Augen groß und nicht tiefliegend, die Nase fein und gerade, der Mund schön geschnitten, das Kinn klein und gerade, nicht oder wenig zurückliegend. Das Gesicht im allg. breit und voll, keineswegs hager (Band VII Tf. 131ff.). Finden wir nun in Indien Völker von gleichem

Aussehen? Bisher hat sich die Forschung mit dieser Frage noch nicht befaßt, so daß sich Sicheres darüber nicht mitteilen läßt. Soviel man aber von den bekanntesten Ureinwohnern Indiens, den Drawiden, kennt, paßt der oben geschilderte Typus der S. mit dem ihren nicht zusammen, da der Typus der Drawiden dem der Australier ähnlich ist. Hinzu kommt noch, daß die Drawiden augenscheinlich keine einheitliche Rasse darstellen, man vielmehr unter ihnen verschiedene Schichten feststellen zu können glaubt (vgl. S. Konow *Indien* Leipzig und Berlin 1917 S. 27f.). Körperlich besonders auffallende Merkmale der Drawiden: Dunkle Hautfarbe, dichtes, krauses Haar und dunkle Augen, lassen sich bei den S. nicht vergleichen, da die Denkmäler uns weder ihre Haut- noch Augenfarbe andeuten und die S. in hist. Zeit auf ihren Skulpturen Kopf- und Gesichtshaare rasiert haben. Ob spärlich vertretene Stämme des sw. Indien im w. Nilgiri-Gebirge, deren Habitus einen ähnlich vornehmen Eindruck wie der sumer. macht, nämlich die Badagar, Kota und Toda (vgl. K. Weule *Leitfaden der Völkerkunde* Leipzig und Wien 1912 S. 20), etwa mit ihnen verwandt sind, bedarf noch gründlicher Untersuchung. Allg. kulturelle Ähnlichkeiten zwischen den S. und Bewohnern Indiens sind vorhanden: man denke nur an die beiden eigentümliche Vorliebe für Viehzucht und Ackerbau; doch sind sie zu allg. Natur und liegen Parallelen der Art auch bei anderen Völkern vor.

Einen mythologischen Hinweis darauf, daß die S. von O und zwar vielleicht über das Meer nach Babylonien gekommen sind, findet man womöglich in der Sage, daß den Babyloniern ihre Kultur von einem sagenhaften Urwesen mit Fischleib namens (gräzisiert) Oannes (s. d.; sumer. *umun*?) vermittelt worden sei, das aus dem Erythräischen Meer, dem Persischen Meerbusen, auftauchte und dorthin wieder zurückkehrte (vgl. Berossos, Fragm. 8). Ein bedeutsames sprachliches Moment wäre sodann noch, daß das Wort für „Land" im Sumer.: *kur* auch die Bedeutung „Berg" und „Osten" besitzt, woraus man kühn folgern könnte, daß ihre Heimat, das Land κατ' ἐξοχήν, gebirgig war und im O lag.

Schön wäre es daher, wenn man nach so vielen wenig aussichtsreichen Versuchen, die S. mit anderen Völkern verwandtschaftlich zu verknüpfen, den sichersten Beweis einer solchen Urverwandtschaft, nämlich sprachliche Übereinstimmung, finden könnte.

Wie wir weiter unten sehen werden, ist die sumer. Sprache eine agglutinierende. Nun sind die türk. Sprachen ein Haupttypus für die agglutinierenden Sprachen, und man hat deshalb früh versucht, zur großen türk. Sprachfamilie auch das Sumer. zu gesellen. Den ersten Versuch dieser Art unternahm F. Hommel, der auch heute noch daran festhält (*Zweihundert neue sumer.-türk. Wortgleichungen* 1915). Alle diese Gleichungen, die aus der sumer. und den türk. Sprachen bisher aufgestellt wurden, sind wenig überzeugend; man darf eben nicht vergessen, daß wir die türk. Sprachen erst in dem Zustande, den sie vor einigen hundert Jahren aufwiesen, kennen, während das Sumer. schon vor 5000 Jahren in der ältesten für uns erreichbaren Sprachstufe vorliegt, daß wir bei ihm schon in den paar hundert Jahren, durch die wir seine sprachliche Entwicklung verfolgen können, ziemlich erhebliche Lautverschiebungen und -veränderungen beobachten. Da wir Ähnliches, und sei die Sprache auch noch so konservativ, billigerweise auch für den türk. Sprachstamm annehmen müssen, so sind also die Vergleichsobjekte infolge der Altersverschiedenheit nur äußerst schwierig zu untersuchen. Deshalb wird man — und das gilt für alle Sprachen, die man zum Vergleich mit dem Sumer. benutzt, seien es drawid., kaukas. oder sonstige — auf Sprachvergleichung bei der sumer. Sprachforschung verzichten müssen, solange nicht Sprachen bekannt werden, die in einer gleich hohen Altersstufe, also vor etwa 4000 Jahren, schon Sprachdenkmäler in voller Lautschrift wie das Sumer. aufweisen. Aus den türk. Sprachen sei jedoch noch ein interessantes Vergleichsobjekt, das am meisten Zugkraft besitzt, angeführt: Es ist das Wort für „Gott", sumer. *dingir*, das im Alttürkischen als *tengere, tengri* u. ä. vorzuliegen scheint, und bei dem man nur ungern an zufällige Entsprechung glauben möchte.

Für Versuche, das Sumer. mit dem Idg. zu verknüpfen, vgl. jetzt C. Autran *Sumérien et Indoeuropéen* 1925.

§ 4. Von der sumer. Sprache kennen wir mehrere Dialekte. In Vokabularen wird uns eine ziemliche Anzahl von Wörtern der verschiedenen Dialekte übermittelt, ohne daß wir jedoch von den meisten Dialekten umfangreichere Texte besäßen, mit Ausnahme von zweien. Die Hauptsprache, von der uns Schriftdenkmäler noch aus der Zeit, wo sie wirklich gesprochen wurde, vorliegen, wird heutzutage meist als *Eme-KU* bezeichnet, ohne daß sich die Berechtigung für diese Benennung beweisen läßt. Die andere Mundart, von der wir zahlreiche Texte religiösen Inhalts besitzen, wird als *Eme-SAL* bezeichnet, da ihre Wortformen in den Vokabularen ausdrücklich als „*Eme-SAL*"-Wörter angeführt werden. Von allen anderen Dialekten kennen wir mit geringen Ausnahmen nur Wörter, die entweder für gleichbedeutende des Hauptdialektes gebraucht werden oder nur lautgesetzlich variierte Wortformen des gemeinsamen Ursprachstammes darstellen. Von einigen dieser Mundarten sind uns auch ihre Namen überliefert, die jedoch nicht deutbar sind. Dies gilt auch von der Bezeichnung *Eme-SAL*. Man hat, da das Schriftzeichen *SAL* sumer. „Frau" (*geme*) bedeutet, diesen Dialekt als „Weibersprache" erklären wollen, ohne daß diese Hypothese irgendwie berechtigt wäre. Desgleichen fehlt auch eine Deutung für die Bezeichnung *Eme-KU*, den Namen des Dialektes, den wir kurzweg unter „sumerisch" verstehen.

Vom *Eme-SAL* besitzen wir umfangreiche Texte und viele Glossen aus Vokabularen, so daß wir die charakteristischen Unterschiede vom Hauptdialekt, dem sogenannten *Eme-KU*, einigermaßen feststellen können. Einerseits sind es Unterschiede im Gebrauch von Wörtern, indem sich im *Eme-SAL* gewisse Wörter finden, die in der Hauptmundart nicht gebraucht werden; so verwendet z. B. das *Eme-SAL* das Wort *umun*, wo die gewöhnliche Sprache *en* „Herr" oder *lugal* „König" sagt, oder *gašan* für *nin* „Herrin, Herr"; oder *Mullil* für den Gott *Enlil*, *Ellil*, wobei man eine ursprüngliche Form **(U)mun-lil*, *Munlil* annehmen darf.

Deutlicher sehen wir andererseits die Unterschiede, und zwar lautlicher Art, bei ein und demselben Wort. Bei den Vokalen gibt es anscheinend keine Regeln für lautgesetzliche Entsprechungen; bei den Konsonanten dagegen lassen sich mehrere Entsprechungen feststellen; so ist besonders gewöhnliches anlautendes *g* gleich *m* im *Eme-SAL*, z. B. *gar* „machen" = *mar* im *Eme-SAL*, *gal* = *mal* „sein, existieren"; *dingir* = *dimmer* (aus **dinmer*) „Gott". Im Aus- und Inlaut dagegen erscheint es oft als *b* im *Eme-SAL*: *šag* = *šab* „Herz", *igi* = *ibi* „Auge". *n* erscheint als *š*, z. B. in: *nirgal* = *šermal* „Herr", *anir* = *ašer* „weinen, klagen". Für *d* wird *z* gebraucht: *zeb* im *Eme-SAL* für gewöhnliches *dug* „gut", *eze* für *udu* „Schaf".

Noch weniger als über die lautlichen Besonderheiten des *Eme-SAL* wissen wir über Formen- und Syntax-Eigenheiten, die außerordentlich schwer zu erkennen sind infolge der Art der Texte, die der religiösen Literatur angehören und dem Verständnis noch große Schwierigkeiten bieten.

Daher ist im folgenden grammatikalischen Überblick vorwiegend die Hauptsprache berücksichtigt worden.

§ 5. Das Sumer. drückt durch die Schrift nur 4 Vokale: *a, i, e, u* und 14 Konsonanten: *b, p, g, k, d, t; l, r, m, n; ḫ; z, s, š* aus. Daß in der Sprache noch mehr Laute vorkamen, läßt sich indirekt erweisen. Wenn z. B. das Wort für „Sklave" sich einmal mit der Aussprache *urum*, das andere Mal als *erum* findet, für „Frau", „Mutter" *ume* und *eme*, so kann man daraus mit einiger Wahrscheinlichkeit den Schluß ziehen, daß hier wirklich gesprochene Formen *örum* und *öme* o. ä. vorliegen, also der Vokal *o, ö* bloß in der Schrift keinen Ausdruck fand. Oder wenn das Wort für „geben" *sim* und *sum* umschrieben wird, so liegt hier eine gesprochene Form *süm* vor. Ähnlich wird sich auch manche verschiedenartig überlieferte Konsonantenschreibung erklären lassen; so vielleicht der Wechsel von *m* und *g* beim *Eme-SAL* und beim Hauptdialekt, der verschiedenartige Schreibung eines ursprünglich nasalierten Gutturallautes bedeuten mag, wobei der eine Dialekt mehr den Guttural-, der andere mehr den Nasallaut artikulierte, vgl. z. B.

digir, dingir gegenüber *dimir* „Gott", *dagal* und *damal* „weit" usw. Und finden wir im gewöhnlichen Sumer. *udu* und im *Eme-SAL* dafür *eze* „Schaf", so wird dadurch wahrscheinlich eine ursprüngliche Form **ödö* wiedergegeben. Daher wird uns manche Lauteigentümlichkeit der Sprache infolge des unvollkommenen Schriftausdruckes entgehen.

§ 6. Weiter finden wir die Sprache in jedem einzelnen Dialekt nicht streng an den Lauten festhaltend, sondern es sind allerlei Einflüsse wirksam, einmal zur Veränderung und Umfärbung der Laute, dann wieder macht sich das Bestreben geltend, die Laute verklingen zu lassen.

Bei einer Wortgruppe herrscht eine gewisse Neigung, sämtliche Vokale einander anzunähern, die sogenannte Vokalharmonie zu erreichen, die bekanntlich vor allem bei den türk. Sprachen auftritt; z. B. *menzan-am* für *menzen-am* „ihr seid".

Ferner färben manche Konsonanten benachbarte Vokale um; z. B. *sim-ud-a* für *sim-ed-a* „zu geben", *bad-u* für *bad-e/a* „entferne dich", wo die Lippenlaute *m* und *b* die Umfärbung des *e*, bzw. *a* zu *u* bewirken.

Auch Konsonanten werden einander angeglichen; so z. B. gleicht sich *n* gern dem folgenden Konsonanten an: *Enlil* wird *Ellil* gesprochen; *m* assimiliert sich dem *b*: *ambar* ist ins Akkad. als *apparu* übernommen; *r* wird in *babbar* aus *barbar* dem folgenden *b* assimiliert, in *Enlil-la* für *Enlil-ra* „dem Enlil" dem vorhergehenden *l*. *m* und *n* wechseln öfters miteinander je nach der Beschaffenheit des Lautes, mit dem sie in Kontakt stehen: *zin-zim* für *zim-zim* infolge des Dentallautes, der *n* bevorzugt, und *tukum-bi* für *tukun-bi* wegen des Labiallautes, der den Nasallaut *m* bewirkt, während sich in *tukun-di* das *n* hält. *n* geht bisweilen in *l* über, vor allem, wenn ein *b* oder *m* folgt: *kalam(ma)* und *kanam*, *Eme-SAL kanag* „Land"; **lubanda* (akkad. *labuttû*) ist aus *nubanda* „Aufseher" entstanden.

Vokale am Ende eines Wortes können abfallen, wenn keine Doppelkonsonanz vorhergeht; im Inlaut werden sie zuweilen bei einer längeren Silbenfolge elidiert und geraten in Verlust. So wird für *tuku* „nehmen" häufig nur *tuk* gesprochen; jedoch in der Phrase *lu-gaba-šu-gar-nu-tku* „der Mann, der einen Widersacher nicht besitzt" ist *u* am Ende notwendig, da das *u* in der Wurzel *tuk* elidiert und die Doppelkonsonanz nicht auszusprechen ist.

Vokale, die mit anderen zusammenstoßen, werden verschliffen, wobei wahrscheinlich der weiterbestehende stärkere Vokal gedehnt wird; für **mu-°-a-e-dug* „du hast mir geboten" spricht man *mâ-dug*, was zunächst aus **mu-°-â-dug* entstanden zu denken ist; *šu-ma* „in meiner Hand" steht für *šu-mu-a*. Ebenso wird in bestimmten Fällen *i* von folgendem *a* verdrängt: *û-ba* „an diesem Tage" statt **u(d)-bi-a*, *ê-lugal-ana* für **ê-lugal-ani-a(k)* „das Haus seines Königs" u. a.

Konsonanten verklingen im Silbenauslaut vor Konsonanten, besonders aber am Wortende häufig: *lugal-ani* steht für *lugal-ani-r* und dies wieder für **lugal-ani-ra* (mit Verlust des Vokals am Wortende; s. o.) „seinem Könige". Treten jedoch Vokale an den Konsonanten heran, so hält er sich: „Traum" heißt *mamud*, gewöhnlich aber nur *mamu* gesprochen; dagegen „inmitten des Traumes" *šag-mamud-ak-a*, indem sich vor dem Genetiv-Element *-ak* das *d* erhält.

Im folgenden sind die verlierbaren und die abgefallenen, verschliffenen und verklungenen Laute, die in der Schrift nicht bezeichnet, aber etymologisch berechtigt sind, durch Einklammerung gekennzeichnet.

§ 7. Die Wortwurzeln sind meist einsilbig, seltener mehrsilbig; bei diesen besteht in vielen Fällen der Verdacht, daß sie aus einsilbigen zusammengesetzt sind. Die Wurzeln besitzen ferner keine Doppelkonsonanz im An- und Auslaut. Desgleichen gibt es keine Diphthonge; auf einen Vokal folgt in einem Worte immer ein Konsonant, wenn jener im Inlaut steht. Stoßen im Sandhi dagegen Vokale zusammen, so erhalten sie sich bisweilen, vielfach werden sie aber auch verschliffen, sei es durch Kontraktion mit dem folgenden oder Verdrängung durch den folgenden (s. o. § 6). Daher ist *mae* „ich" (und ebenso *zae* „du") keine ursprüngliche Wurzelform, sondern zusammengesetzt und wird nach den genannten Regeln (s. o. § 6) oft zu *mâ* oder im *Eme-SAL mê*.

Ein Unterschied zwischen Verbal- und Nominalwurzeln besteht im Prinzip nicht; so heißt *dug* „gut, schön; gut, schön sein,

machen". Doch werden die Worte, wie sich von selbst versteht, meistens entweder nur als Verbal- oder Nominalstämme gebraucht.

§ 8. Die selbständigen persönlichen Fürwörter im Sumer. lauten:

	Singular:		Plural:	
1. Pers.	*mae*	„ich"	*me(n)de(n)*	„wir"
2. Pers.	*zae*	„du"	*menze(n)*	„ihr"
3. Pers.	*ene*	„er"	*enene*	„sie"

Daneben finden sich auch die kontrahierten Formen: *mâ, zâ* für die 1. und 2. Person, im *Eme-SAL mê* für *mae*, gelegentlich auch *zê* für *zae*. Bei *enene* ist die Entstehung aus *ene* + *ene* noch ganz durchsichtig. Mit Hilfe der Partikeln *-ak, -ra, -a* bildet man von diesen Fürwörtern einen Genetiv, Dativ und Lokativ (vgl. § 25); z. B. *mâ-(k), mâ-r(a), mâ-a* „meiner", „mir", „auf mir", *ene-r(a)* „ihm", *enene-a* „auf ihnen", **mendan-a(k)* „unser" usw.

Zu diesen Formen gibt es noch verstärkte:

	Singular:		Plural:	
1. Pers.	*mae-men*	„ich"	*mede-nde(n)*	„wir"
2. Pers.	*zae-men*, auch *zê-men*	„du"	*zae-menzen*	„ihr"
3. Pers.	fehlt oder durch andere Formen vertreten,		*enenene*	„sie"

und enklitisch gebrauchte:

	Singular:	Plural:
1. Pers.	*-me(n)*	*-menden*
2. Pers.	*-me(n)*	*-menzen*
3. Pers.	*-am*	*-me(š)*

z. B. *lugal-men* „König bin ich". Diese Enklitika sind durch Ellipse und Anlehnung ans vorhergehende Wort aus den Verbalformen: *i-me-en* „ich bin (du bist)" usw. entstanden; *-am* ist dabei aus *-i-me* nach Verlust des *e* zu *-am* geworden, das nach Vokalen in manchen Fällen sein *a* aufgibt: *mu-bi-m* „sein Name (ist es)"; doch auch: *ḫur-še-am* „deswegen (ist es)".

§ 9. Die besitzanzeigenden Fürwörter werden ausgedrückt durch:

	Singular:		Plural:	
1. Pers.	*-mu*	„mein"	*-me*	„unser"
2. Pers.	*-zu*	„dein"	*-zu(e)nene*	„euer"
3. Pers.	*-(a)ni*	„sein, ihr"	*-(a)nene*	„ihr"

sächlich und kollektivisch

-bi *-bi(e)ne(ne)*.

Sie werden enklitisch dem Beziehungswort angefügt. (Für *-mu, -zu, -ni, -bi* vor *-a* und *-ak* s. § 20.)

§ 10. Als hinweisende Fürwörter dienen die Enklitika:

Singular:	Plural:
-e	*-e-meš* „dieser, diese"
-ne	*-ne-meš* in gleicher Bedeutung und auch substantiv. gebraucht
-bi	*-bi-ne* „jener, selbiger".

Selten ist *ḫur, ur*, Plural *ḫur-meš, ḫur-bi* „dieser, der dort, jener".

§ 11. Fragefürwörter sind: *aba* „wer", *ana* „was"; z. B. *ana-š(e)* „zu was, warum". Im *Eme-SAL* findet sich noch *ta, te* „was", z. B. *ta-š(e)* „warum". Die Stellung der Fragewörter ist unmittelbar vor dem Verbalbegriff, mit dem sie daher öfters zu einer lautlichen Einheit verschmelzen: *aba-zi-zi* für *aba i-zi-zi-e* „Wer wird herausreißen".

Als adverbiales Fragefürwort des Ortes findet sich *me* „wo", *me-a* um das Lokativelement *-a* vermehrt, mit Angleichung des *e* ans folgende *a* auch als *ma-a* vorkommend. Mit Hilfe von Partikeln (Verhältniswörtern) werden die Fragewörter: *me-še* „wohin", *me-a-ta* „wo", eigentlich „von wo", gebildet; ferner: *me-da, me-na* „wo", „wann", davon Weiterbildungen in: *me-da-ta me-da-še* „von wann bis wann"; *me-enna* „bis wann" im *Eme-SAL, enna-me-še, en-še* „bis wann" als Fragewörter der Zeit.

§ 12. Das unbestimmte Fürwort „ein, irgendeiner" wird entweder gar nicht ausgedrückt oder durch *lu* „Mensch", *nig* „Sache", im *Eme-SAL mulu* und *ag* umschrieben; „keiner" wird durch die Negation beim Verbum bezeichnet, z. B. *ê nu-du* „kein Haus wurde gebaut", eigentlich: „ein Haus wurde nicht gebaut". Bisweilen wird „einer" durch das Zahlwort *diš* „eins, einer" wiedergegeben.

§ 13. Das verallgemeinernde Fürwort wird durch *aba* und *ana* „wer, was (auch immer)" oder *nig ana*, eigentlich: „ein Ding, was auch immer" umschrieben; ferner *ana-bi* „so viele als" wörtlich: „ihr was auch immer". Als Erweiterung mit *me* „sein" ist *ana-me-a-bi*, im *Eme-SAL* (*a*)*ta-me-a-bi* „soviel es sind, gibt; alle, sämtliche" o. ä. oft belegt.

Auch diese Fragefürwörter stehen unmittelbar vor dem Verbalausdruck.

„Jeder, alle" wird mit *na-me*, später auch *nu-me-a* (mit Umfärbung des *a* zu *u* unter Einfluß des folgenden *m*), im *Eme-SAL* auch *ata-me-a* wiedergegeben; es ist aus *(a)na-* bzw. *ata-me* entstanden und heißt eigentlich: „was (immer) es ist". Steht eine Negation im Satze, so heißt es „keiner"; z. B. *ud-name* „jeden Tag, immer"; *duga-mu name nu-kur-ud-am* „mein Wort wird niemand (irgendeiner nicht) ändern". Besonders gern wird es an *lu* „Mensch", *nig* „Sache", *Eme-SAL ag* „Sache" angelehnt: *nig-nam(e) mu sa-a* „das, was alles mit Namen benannt ist".

§ 14. Ein Relativpronomen kennt das Sumer. nicht. Das Relativverhältnis wird durch die enklitische Partikel *-a* bezeichnet, die an den Verbalausdruck herantritt; z. B. *lu ê i-n-du-a* „der Mann, der das Haus gebaut hat". Gern schließt sich solch ein Satz an ein Beziehungswort wie *lu* „Mensch", im *Eme-SAL mulu*, oder *geme* „Weib", *nig* „Sache" an, die auf diese Weise ein Relativwort ersetzen. Vgl. z. B. *Gudea, isag Lagašu(-k) lu ê . . . i-n-du-a* „Gudea, der Fürst von Lagasch, der, welcher das Haus . . . gebaut hat"; *nig mae i-(°-) zu-a-mu* „was ich weiß" wörtlich: „mein was, so ich weiß".

An Stelle des Verbum finitum mit enklitischem *-a* wird gern zum Ausdruck des Relativverhältnisses ein Verbalnomen (s. § 42) verwandt, z. B. *kur nu-ge-a* „das Land (des) nicht Zurückkehrens", d. h. „das Land ohne Heimkehr" (Unterwelt); „das Land, aus dem man nicht heimkehrt". *Eannatum . . . mu-pad-a Enlil-ak-e* „Eannatum, der mit Namen gerufene des Enlil", d. h. „der von Enlil berufen ist".

§ 15. Als Reflexivum verwendet das Sumer. *ni-, ni-te-*, eigentlich: ein Substantivum mit der Bedeutung „Selbstheit", das mit dem Possessivpronomen verbunden wird: z. B. *ni-b(i-)a, ni-te-n(i-)a, ni-te-ani-ta* „er selbst, von selbst, für sich selbst", wörtlich: „in seiner Selbstheit".

§ 16. Das reziproke Verhältnis „einer — der andere", „einander" wird umschrieben durch Wiederholung des (ersten) Wortes, auf das sich der reziproke Begriff bezieht: *lu lu-r(a)* „ein Mann dem anderen (Mann)", *šeš šeš-ra* „ein Bruder dem anderen".

§ 17. Die Substantiva zerfallen in mehrere Klassen: ursprüngliche Wurzelsubstantiva, z. B. *ad* „Vater", *ki* „Erde", *en* „Herr"; dann die Verbalnomina auf *-a* z. B. *dug-a* „das Sagen", „der Befehl", *kud-a* „das Scheiden", „die Entscheidung"; schließlich die zusammengesetzten, sei es, daß sie aus einem Substantivum wie *lu* „Mensch", *nig* „Sache", *ki* „Ort", *nam* „Wesen" und einem Nomen oder als solches gebrauchtem Verbalstamm bestehen, z. B. *lu-gal* eigentlich „der große Mensch", d. h. „König", *lu-tur-a* „der Mensch des Eingehens (des Dämons)", d. h. „der Besessene, Kranke", *nig-ku* „eine Sache zum Essen", d. h. „Speise", *ki-na* „der Ort zum Lagern", d. h. „das Ruhelager, Bett", *nam-lugal* „das Wesen des Königs", d. h. „Königtum", oder sie sind aus einem Partizip mit vorhergehendem substantivischen Objekt zusammengesetzt, z. B. *di-ku(d)* „der den Rechtsfall Entscheidende", d. h. „der Richter". Auch ganze Sätze können als ein Begriff aufgefaßt werden, z. B. *ga-n-tuš* wörtlich „ich will es (das Haus) bewohnen", d. h. „der Mieter" (vgl. unser deutsches *„der Gottseibeiuns"*).

§ 18. Das Geschlecht wird nicht besonders zum Ausdruck gebracht, z. B. heißt *dumu* „Kind" sowohl „Sohn" wie „Tochter", *dam* „Gemahl" wie „Gemahlin"; oder es gibt für die verschiedenen Geschlechter besondere Wörter: *arad* „Sklave" und *geme* „Sklavin". Soll das Geschlecht bei den Wörtern der ersten Kategorie besonders hervorgehoben werden, so fügt man *NITAḪ* oder *SAL* hinzu, z. B. *dumu-NITAḪ* „Sohn" und *dumu-SAL* „Tochter".

§ 19. Zur Bezeichnung des Plurals, der bisweilen, z. B. bei Zahlen (s. § 24), gar nicht ausgedrückt wird, dient 1. *-ene*; es besitzt determinierende Kraft und wird bei Lebewesen angewandt, z. B. *dingir-ene* „die Götter", *ara(d)-mu-(e)ne* „meine Sklaven", *nun-gal-ene* „die großen Fürsten". Die Pluralendung tritt also immer hinter den ganzen Wortkomplex aus Substantiv + dessen Attributen. 2. Die Pluralendung *-meš*, auch *me* mit Verklingen des auslautenden *š*, enthält wahrscheinlich den Verbalstamm *me*, den wir oben (§ 8) schon bei dem enklitischen Personalpronomen, mit dem sie eigentlich identisch ist, vorfanden. Ihre Grundbedeutung ist etwa: „Viele sind es", z. B. *sipa-me* „Hirten", *dub-sar-me* „Schreiber", *dumu-Nibru(-k)-me* „Kinder

(Einwohner) von Nippur". 3. *ḫi-a*, kontrahiert *ḫâ*, dient zur Pluralbezeichnung von Konkreten: *aba-gud-ḫâ* eigentlich „Kuh und Stier in Menge", d. h. „Rindvieh". 4. Durch Doppelsetzung des Wortes, z. B. *ud-ud-e* „alle Tage", wird ein Plural gebildet, bei dem bisweilen die Bedeutung „alle, sämtliche" mit verbunden ist: *kur-kur* „Land (für) Land", d. h. „alle Länder".

Schließlich kommen auch zwei Pluralbildungen gleichzeitig vor, z. B. *dingir-dingir-ene* „die Götter alle"; oder es wird nur das Attribut, z. B. ein Adjektiv, wiederholt: *ma-gal-gal* „große Schiffe". Mit *dil-dili*, zusammengezogen *didli*, wird wohl die Pluralbedeutung „einige" ausgedrückt, z. B. *lamma-dil-dil-a* „Schutzdämonen" (mit angehängtem *-a* in falscher Analogie zur Bildung des Plurals von Verbalnomina wie *dug-dug-a-. . .-ta* „auf die Befehle" von *dug-a* „das Sagen", wobei nur die Wurzel repliziert wird).

§ 20. Das Subjekt (Nominativ) zu einem transitiven Verbum wird mittels der angefügten (Demonstrativ-) Partikel *-e* zum Ausdruck gebracht: *Gudea isag Lagašu-k-e ê-ninnû . . . mu-na-(n-)du* „Gudea, der Fürst von Lagasch, hat ihm das E-ninnu gebaut", wobei *-e* genau wie die Pluralendung *-ene* (§ 19, 1) hinter den ganzen Wortkomplex tritt; sonst bleibt der Nominativ unbezeichnet, so das Subjekt und ebenso das Prädikatsnomen eines durch *-am* ausgedrückten (nominalen) Identitätssatzes: *Enlil . . . lugal-am* „Enlil ist König", ferner das Subjekt eines intransitiven und passiven Verbums: *ê ba-du* „das Haus wurde gebaut", und schließlich stehen das Akkusativ-Objekt und der Vokativ ohne Bezeichnung: *Urukagina lugal Lagašu-k-e ê-gal tiraš mu-na-(n-)du* „Urukagina, der König von Lagasch, hat den Palast Tirasch ihm erbaut", *Mullil šibir dingir-ene(-k)* „O Mullil (d. i. Enlil), Stecken der Götter!"; vgl. ferner: *Entemena(-k) isag Lagašu-k-am* „Entemena ist Fürst von Lagasch" und *Entemena-k-e Ningirsu(-k)-ra mu-na-ni-(n-)du* „Entemena hat dem Ningirsu es ihm erbaut".

Der Genetiv wird durch *-ak* mit verlierbarem *k* vor Konsonanten und am Wortende, und verschleifbarem *a* nach Vokalen (außer nach den Possessivpronomina *-mu, -zu, -ani, -bi*),

der Dativ durch *-ra*, dessen *a* am Ende des Wortes nur nach Doppelkonsonanz erhalten bleibt, während nach Vokalen sogar das *r* schwindet,

und der Lokativ durch *-a* zum Ausdruck gebracht; z. B. *Ba'u . . . dumu An-a(k)-ra ê-uru-kug-ak-a-ni mu-na-(n-)du* „der Ba'u, der Tochter Anus, ihren Tempel in der ‚Stadt des Glanzes' hat er ihr gebaut", *mu-pad-a Enlil-(a)k-e* „der mit Namen Genannte des Enlil" mit Elision des *a* von *-ak* nach § 6, *An-ra* „dem Anu", aber *nin-ani(-r)* „seiner Herrin" mit Abfall des *a* im Wortauslaut und darauf folgendem Verklingen des nun gleichfalls im Auslaut stehenden *r* von *-ra*; besondere Aufmerksamkeit erfordert die Genetivkonstruktion: *ê-dam-sangu-(a)k-a(k)-ta* „aus dem Hause der Gattin des Priesters", und zwar ersehen wir aus diesem Beispiel, daß sämtliche Genetivpartikeln am Ende des Komplexes zusammenfallen, weil jede Partikel erst hinter den Attributen ihres Beziehungswortes folgen darf. Der Genetiv wird auch zur Hervorhebung bisweilen vor sein Regens gestellt, durch ein Possessivpronomen wird aber die Beziehung zum Regens wieder aufgenommen, z. B. *nig . . .-a(k) šag-bi nu-(°-)zu* „von der Sache ihre Bedeutung kenne ich nicht", „die Bedeutung der Sache kenne ich nicht".

§ 21. Die Adjektiva besitzen genau wie die Substantiva verschiedene Klassen: Wurzelhafte wie *gal* „groß", *tur* „klein"; Verbalnomina mit angefügtem *-a*: *tur-a* „einer, in den (ein Dämon) hineingegangen ist", „krank", *dug-a* „gut"; sodann die mannigfachen Arten von Zusammensetzungen: *dumu-nu-tuku* „ein Kind nicht habend", „kinderlos", *sag-an-še-il-a* „das Haupt zum Himmel erhoben", „hochragend" usw. Das Adjektiv steht unmittelbar hinter dem Beziehungswort, dem Substantiv. Die Zahl des Adjektivs braucht nicht ausgedrückt zu werden, da das Plural-Element des Beziehungswortes sich auf den ganzen Komplex von Substantiv + Adjektiv bezieht: *nun-gal-ene* „die großen Fürsten", „die Igigu" (Götter des oberen Himmels); doch kommt auch Reduplikation des Adjektivs wie beim Substantiv vor, z. B. *gan-gal-gal-e* „die großen Felder" und sogar außerdem noch mit Plural-Element: *dingir-gal-gal-ene* „die großen Götter".

§ 22. Der Komparativ wird durch *diri(g)-...-še, diri(g)-...-a* „im Übermaß, über das Maß hinaus" umschrieben, z. B. *diri(g)-ud-bi-ta-še ê ... mu-n-dagal* „über das Maß von jenen Tagen hinaus," d. h. „mehr als früher machte er das Haus weit", „er machte das Haus geräumiger als früher".

Der Superlativ wird gar nicht bezeichnet oder mit *gal* „groß" o. ä. umschrieben, z. B. *šeš-gal* „der große, d. h. der älteste Bruder", *dubsar-gal* „der große, der oberste Schreiber".

§ 23. Das Adverb wird entweder umschrieben oder vom Adjektiv durch enklitisches *-še*, mit Abfall des auslautenden *e*: *-š* gebildet, z. B. *nig-a-zig-ak-a* wörtlich „in Gewalttat", d. h. „frevlerisch", *ud-b(i-)a* „zu jener Zeit, damals, früher"; *zid-e-še* „zuverlässig", *dug-e-š* „schön", indem das *e* vor *-še* aus *a*, dem Bildungselement des Verbalnomens, hervorgegangen ist. Zuweilen bleibt das Adverb auch unbezeichnet oder wird durch das einfache Adjektiv + Possessivpronomen (?) *-bi* ausgedrückt, z. B. *gal-bi, maḫ-bi* „großartig", *gibil-bi-š(e)-am* „auf sein Neustes ist es", d. h. „schließlich, zuletzt". In dieser Verbindung mit *-bi* liegt auch eine superlativische Nuance.

§ 24. Beim Zahlwort (vgl. die Bemerkungen im Artikel Mathematik; ferner Rev. d'Assyr. 18 S. 123ff. F. Thureau-Dangin) ist das Auftreten von mehreren Ausdrücken für „eins" beachtenswert: *aš, ušu; ge; diš, dili*. Das Zahlwort wird syntaktisch als Apposition behandelt und steht wie ein Adjektiv gewöhnlich hinter dem Substantiv; daher bleibt das Substantiv im Numerus unverändert: *ud-imin-am* „7 Tage sind es", „seit 7 Tagen", „7 Tage lang". Doch in Listen und sonstigen rechnerischen Aufstellungen steht die Zahl der bequemeren Übersicht wegen vor dem Gezählten, desgleichen zur Hervorhebung. In Verbindungen wie *ubda(-k) limmu-bi* „der Weltgegenden ihrer 4", „die 4 Weltgegenden" (d. h. die ganze bekannte Welt) wird das Gezählte bei der Zahl durch ein Possessivpronomen wieder aufgenommen, die Zahl also als Substantiv (s. § 20 Ende) behandelt. So drückt auch das Zahlwort *aš* „eins" mit dem Possessivpronomen den Begriff „allein" aus, wobei es wohl durch *-a*, das vom Substantiv und Adjektiv her bekannte (eigentlich Verbal-) Nominalisierungszeichen, erweitert wird; z. B. *Enlil aš(-a)-ni dingir-am* „Enlil allein (eigentlich: seine Einheit) ist Gott".

Das Distributivum wird durch angefügtes *-ta*, häufig durch *-am* noch vermehrt, bezeichnet; z. B. 7 *gin-ta(-am)* „von je 7 Schekel";

die Ordinalzahl durch angefügtes *-kam, -kama(k)* ausgedrückt: *ud imin-kamak-a* „am 7. Tage", *min-kam-a*, wofür auch *ara-min-kam* vorkommt, „zum 2. Mal", im letzten Beispiel eigentlich: „(im) 2. Gang". „Erster" wird entweder durch *diš-kam* oder durch einfaches *diš-am, ušu-am* gebildet; „zweiter" im Sinne von „folgender" durch *us-a* „anschließend" wiedergegeben, z. B. *mu-us-a* „im nächsten Jahre"; ferner *mu-us-a us-a-bi* „im folgenden Jahr sein (darauf) sich anschließendes, d. h. 3. Jahr (danach)", *mu-ki-7(-us-a)* „Jahr an 7. Stelle (sich anschließend), d. h. 7. Jahr (danach)".

§ 25. Eine wichtige Stellung in der sumer. Grammatik nehmen die Verhältniswörter ein. Sie vertreten zumeist die Präpositionen unserer idg. Sprachen, doch werden sie im Gegensatz zu diesen enklitisch ihrem Beziehungsworte bzw. -komplexe angefügt; daher werden sie auch Postpositionen genannt. Es lassen sich zwei Gruppen: a) einfache, und b) zusammengesetzte unterscheiden.

Die Klasse a) stellt die einfachen ursprünglichen Verhältniswörter dar. Zu ihr gehören: das Subjekts-Element *-e* (s. § 20); wenn es an einen Vokal tritt, wird es von diesem meist verschliffen, wobei Dehnung eintritt: *dumu-e* wird zu *dumû*.

Ferner das Genetiv-Element *-ak* (s. § 20): *dumu tud-a Nin-a-gal-(a)k-ak-e* „das ‚leibliche' Kind der ‚Herrin des Agal'"; beachtenswert ist hier die Synkope beim ersten Genetiv-Element, die Elision des *a* bewirkt.

Weiter *-ra* „hinzu, für", zur Umschreibung des Dativs verwendet und öfters Verlust seines *a* und weiterhin auch *r* erleidend (vgl. § 20): *lugal-ani-r* „seinem Könige", *lugal-ani ... ê-ani mu-na-(n-)du* „seinem Könige baute er seinen Tempel", hier wird aber die Dativbeziehung durch das Infix beim Verbum: *-na-* „ihm" verdeutlicht.

Ähnliche Bedeutung wie *-ra* besitzt *-še* „zu, nach, bis, in betreff, wegen, als", das auch sein *e* nach einfacher Konsonanz verlieren kann, z. B. *nam-til-ani-še* „für sein

Leben", doch auch *kug-e-š* „auf glänzende (Weise)" (vgl. § 23).

-da, in später Zeit auch *-de* „mit, bei" und *-ta* „von — her, aus, seit" verlieren ihr *a* und weiterhin ihren Konsonanten wie *-ra* mitunter, doch werden sie im letzten Falle genau so wie bei *-ra* im Verbalausdruck als Infixe wieder aufgenommen, z. B. *an-da* „mit Anu", *an-ta* „von Anu, vom Himmel, von oben", auch „im Himmel, oben"; *tur-a-zu-de* „bei deinem Eintreten"; *geme nin-ani(-d) mu-(n-)da-sa* . . . „die Sklavin war (mit) ihrer Herrin gleich".

-a, -e „in, an, auf": *ê Gatumdu-k-e* „am Hause der Gatumdu", *Nibru-a* „in Nippur", *ud-b(i-)a* „in jener Zeit" mit Verschleifung des *i* von *-bi*, die vor *-a* eintritt; genau so wie vor *-ak* verlieren *-mu, -zu, -ni, -bi* ihren Vokal vor *-a*, vgl. ferner *šu-ma* (für *-mu-a*) „in meiner Hand".

Mit *-gimi(n), -gim, Eme-SAL: -gin, -dim* „gleich, wie" kommen wir zur Klasse b), den zusammengesetzten Postpositionen. Die Bildung von *-gimi(n)* usw. ist allerdings nicht ganz durchsichtig.

-akeš „wegen" ist wahrscheinlich aus *-ak-a-še*, der Genetivpartikel, nominalem Bildungselement *-a* und der Postposition *-še* zusammengesetzt; davon weitergebildet mit derselben Bedeutung *-akedaš*, ferner *-akanam* gleichfalls „wegen". Das anlautende *a* dieser Postpositionen wird genau so wie das von *-ak* (s. § 20) behandelt, ruft aber auch die gleichen Wirkungen hervor: *mada-n(i)-akedaš* „um seines Landes willen".

-da-numea, -da-name(a) „ohne", aus *-da* „mit", der Negation *na-* und dem Verbalstamm *me* „sein" mit Abhängigkeitspartikel *-a* bestehend, z. B. *enene-da-na-me-a* „indem es mit ihnen nicht sein soll", d. h. „ohne sie".

-a-šub-a „außer", mit der Verbalwurzel *šub* wahrscheinlich gebildet, also „weggeworfen, beiseite getan" ursprünglich bedeutend.

Auch die Kopula *-bi-da*, oder einfach nur *-bi* und *-da* „zusammen mit; und" (s. § 27) ist eine Postposition.

Fast alle diese Verhältniswörter können durch ein Substantivum erweitert werden, z. B. *šag-. . .-a, . . .-ta, . . .-še* „in dem, aus dem, ins Herz" für einfaches „inmitten, aus, hinein"; *igi-. . .-a, . . .-še* „vor dem, zum Auge" für „vor, angesichts"; *egir-. . .-ta* „von der Rückseite" für „hinter, nach"; *ugu-. . .-še* „zur Oberseite", d. h. „auf, über, gegen"; *murub-. . .-ta* „von der Mitte", d. h. „inmitten, zwischen"; *ud-. . .-a* „zur Zeit, da; als"; *ribanna-. . .-še* „an die Grenze", d. h. „zwischen"; *enna-. . .-še* „bis zur Zeit"; *mu-. . .-še* „in betreff, wegen (des Genannten)"; *bar-. . .-a* „wegen" und viele andere. Das Beziehungswort ist natürlich jetzt als Genetiv von dem Zusatzsubstantiv abhängig und dieses wieder von der einfachen Postposition: *šag-mamud-ak-a* „in der Mitte des Traumes, inmitten des Traumes"; *igi-ni-še* „vor sein Auge, vor ihm"; *egir-dam-an(i)-ak-a* „auf der Rückseite ihres Gatten", „nach dem Tode", *egir-dam-an(i)-a(k)-ta* „nach dem Tode seiner Gattin".

In der Spätzeit werden die Postposition und das Genetiv-Element vernachlässigt, und die Substantiva fungieren als Präpositionen, z. B. *ibi-zu* „vor dir" (*Eme-SAL* für *igi-*), *ugu-mu* „auf mir".

§ 26. Die Postpositionen werden auch dazu benutzt, ganze Sätze in Abhängigkeit von sich zu bringen und weiterhin in temporale, kausale, finale und konzessive Beziehung zum übergeordneten Satz zu setzen. Die allgemeine Partikel zur Bezeichnung der Abhängigkeit ist *-a*. Besonders wo wir im dtsch. einen Relativsatz haben, wird die durch angehängtes *-a* als abhängig bezeichnete Verbalform verwendet (s. o. § 14). Auch als Objekt eines Verbums wird solch ein abhängiger Satz oft gebraucht: *i-b-tap-e-a mu-lugal i-n-pad* „es zu verdoppeln, hat er beim Namen des Königs geschworen". Der abhängige Satz, von einem der eben behandelten, auch erweiterten Verhältniswörter regiert, dient z. B. zur Bildung von Temporalsätzen: *Agade namlugal šu-ba-b-ti-a-ta* „nachdem Akkad das Königtum an sich genommen hatte", *zae al-dû-n-a-š(e)* „indem du dahingehst", *lu Umma-k-e egir Lagašu ba-(n-)hul-a-ta namdag Ningirsu(-k)-da e-(n-)da-(n-)ag* . . . „der Mann von Umma hat, nachdem er Lagasch vernichtet hat, Sünde gegen (eigentlich: mit) Ningirsu verübt"; oder Kausalsätzen: *mu-. . . i-n-sa-a-še* „weil er gekauft hat . . .", *bar-. . . i-(n-)zu-akeš* „weil er wußte . . .", mit der zusammengesetzten und erweiterten Postposition *-akeš* und *bar-* gebildet.

Das finale Satzverhältnis wird mit der Abhängigkeitspartikel *-a* und der Post-

position *-še* zum Ausdruck gebracht, wobei das Verbum in der Wunschform steht, z. B. *Ninlil-ra ... he-(i-)til-a-še ... ga-(i-°-) til-a-še ... a-mu-na-(°-)ru* „der Ninlil habe ich, auf daß er lebe (und) damit ich lebe, geweiht".

Desgleichen steht die Wunschform mit der Genetivpartikel *-ak* und der Partikel *-a* zum Ausdruck eines Konzessivsatzes: *lu he-(n-) ši-ge-ge-ak-a ... bi-(n-)dug* „obwohl er Leute zu ihm schickte, ließ (jener) sagen".

§ 27. Die gewöhnliche Kopula „und" wird meist gar nicht ausgedrückt: *an-ki-a* „im Himmel und auf Erden"; ebensowenig gibt es ein Wort für „oder". Wird „und" besonders betont, so steht bei Substantiven *-bi, -da, -bida* (spät auch *-bidake*) dafür: *mede-menzen-bi* „wir und ihr", *hur-bi mende-da* „sie (§ 10) und wir", *lugal an-ki-bida-k-e* „der König Himmels und der Erden". Beim Verbum wird „auch, gleichfalls" durch infigiertes *-nga-* bezeichnet, z. B. *alam-e u-kug nu(-i-m[e]) za-gin nu-(i-n)ga-m(e)* „diese Statue ist nicht (aus) Edelmetall, auch nicht (aus) Lapislazuli". Ferner findet sich *igi* zur Bezeichnung von „auch, gleichfalls"; es steht selbständig vor dem Verbum: *na-a-zu-de uku igi mu-e-da-na* „bei deinem Schlafengehen (d. h. wenn du schlafen gehst) geht auch das Volk mit dir schlafen". In der späteren Zeit wurde auch die semitisch-akkadische Partikel *u* „und, auch" verwendet.

§ 28. Die Verbalwurzel unterscheidet sich von der Nominalwurzel an und für sich nicht. Nur durch die antretenden Elemente wird die Verbalwurzel als solche gekennzeichnet; durch sie wird auch der Verbalbegriff enger umschrieben.

Die Verbalwurzel kann redupliziert werden, um 1. die Extensität sowohl in bezug auf das Subjekt als auch in bezug auf das Objekt des Satzes für das Verbum anzuzeigen: *dumu-Nibru(-k)-me(š) Lagašu-a a-b-duru(n)-durun-eš* „die Einwohner von Nippur wohnen in Lagasch", *bad-didli ... bi-n-du-du* „die Mauern hat er wieder aufgebaut".

2. Auch die wiederholte Handlung kann durch die Reduplikation verdeutlicht werden: *bad-gal-gal-a-bi ... i-šub-šub-uš* „diese großen Mauern waren immer mehr verfallen".

Ob auch 3. die Intensität einer Handlung durch die Reduplikation zum Ausdruck gebracht wird, ist für die ältere Zeit nicht festzustellen. Für gewisse Verben ist die Reduplikation bei präsentisch-futurischen Formen sehr beliebt. Ferner, um in Verbindung mit bestimmten Prä- und Infixen dem intransitiven Verbalstamm kausative Bedeutung zu verleihen, z. B. *ge* „sich wenden" — *ge-ge* „wenden, zurückbringen", *é(d)* „hinausgehen" — *éd-é(d)* „hinausgehen lassen, hinausbringen", *tu(r)* „eintreten" — *tu(r)-tu(r)* „hineinführen".

§ 29. Jede finite Verbalform des Sumer. bedarf eines Präfixes (im Imperativ als Affix erscheinend). Das Subjekt der durch den Verbalbegriff ausgedrückten Handlung wird durch Personalformantien gekennzeichnet, die als Präformative und Afformative der Verbalwurzel entweder präoder affigiert werden. Das Objekt und sonstige dimensionale Beziehungen werden meistens noch durch Infixe verdeutlicht; das pronominale Akkusativ-Objekt wird als Suffix ans Verbum gefügt.

Die Genera Verbi werden an und für sich nicht unterschieden. Wohl aber werden gewisse Personalformantien nur fürs Intransitivum gebraucht, das oft auch das deutsche Passivum vertritt, während besondere Präfixe (wie *bi-* und *immi-*) nur im Transitivum vorkommen. Ebenso werden vorwiegend nur durch die verschiedenen Klassen der Personalformantien die Tempora ausgedrückt.

§ 30. Im einzelnen finden sich folgende Prä- und Afformative zur Unterscheidung der Personen und Tempora des Verbums:

I. Im Präsens-Futurum, dem Tempus der gegenwärtigen wie zukünftigen Handlung, wird die Person sowohl bei transitiven als auch bei intransitiven Verbalformen durch Afformative ausgedrückt:

	Singular:	
1. Pers.	*-e(n)*	„ich ..."
2. Pers.	*-e(n)*	„du ..."
3. Pers.	*-e*	„er, sie, es ..."
	Plural:	
1. Pers.	*-e(n)de(n)*	„wir ..."
2. Pers.	*-e(n)ze(n)*	„ihr ..."
3. Pers.	*-ene* (spät: *-e meš*)	„sie ..."

II. Das Präteritum des Aktivums wird durch Voransetzung, in der 3. Pers. Pluralis auch noch Anfügung bestimmter Elemente (Präformative) gebildet:

Singular:

1. Pers. -°- (Präformativ „Null") „ich . . ."
2. Pers. *-e-* „du . . ."
3. Pers. *-n-* „er, sie, es . . ."

Plural:

1. Pers. *-me-* (?) „wir . . ."
2. Pers. *-ene-* (?) „ihr . . ."
3. Pers. *-n-* Verbalstamm *-eš* (spät: *-[e]meš*) „sie . . ."

kollektivisch auch: *-b-* „es, sie . . ."

III. Das intransitive Präteritum oder Permansivum zur Bezeichnung eines in seinen Folgen noch andauernden Geschehnisses gleicht im großen und ganzen dem Präsens-Futurum:

Singular:

1. Pers. *-e(n)* „ich . . ."
2. Pers. *-e(n)* „du . . ."
3. Pers. -° (Afformativ „Null") „er, sie, es . . ."

Plural:

1. Pers. *-e(n)de(n)* „wir . . ."
2. Pers. *-e(n)ze(n)* „ihr . . ."
3. Pers. *-eš* (in der Spätzeit auch: *-[e]meš*?) „sie . . ."

§ 31. Alle diese Personalformantien treten an die Verbalform nur in Verbindung mit Präfixen:

1. In erster Linie ist hier *e-, i-* zu nennen, das sich mit allen Tempora verbindet, z. B. dem Präsens-Futur: *i-ba-ene* „sie werden teilen", im Präteritum mit perfektischer Bedeutung: *i-n-du* „er hat gebaut", im Permansivum: *i-zig* „er ist aufgestanden".

2. *mu-* wird besonders mit dem Präteritum verbunden und dient als tempus historicum in der Erzählung: *giš-erin-bi ig-gal-še mu-(n-)dim* „selbige Zedern verarbeitete er zu großen Tür(en)". Mit dem Präsens-Futurum kommt *mu-* seltener vor, und zwar meist in Bedingungssätzen mit der Bedeutung eines Futurums: *ud-a . . . mu-bal-e sa-šuš-gal En-ki(-k) . . . Umma-a an-ta ḫe-šuš* „wenn sie (die Stadt Umma) (diese Bestimmung) überschreiten sollte, dann soll das große Netz Eas Umma von oben bedecken".

3. *bi-* wird ähnlich wie *i-* und *mu-* gebraucht, schließt aber noch eine lokative Bedeutung in sich: „darauf, daran"; z. B. *šu-ni-še bi-n-si* „er hat in seine Hand hineingefüllt, d. h. gegeben".

4. Zum Ausdruck des Reflexivums: „für sich, zu seinem Vorteil, von sich aus, von selbst" und daraus später abgeleitet — in Verbindung mit den intransitiven Permansivformen — des Passivums wird *ba-* angewendet. Auch in ihm steckt eine lokative Idee: „daran, dazu"; z. B. *2 še-gur . . . šu-ba-n-ti* „2 Kor Korn hat er für sich erhalten" (eigentlich: „hat die Hand darauf gelegt"); *na-maḫ Enlil-a(k) ba-du* „die erhabene Stele Enlils wurde angefertigt".

5. Eine ähnliche Bedeutung wie *bi-* besitzt *eme-, imi-, immi-*: *mu-ni immi-(n-)sar* „seinen Namen schrieb er darauf", *na-ru-a eme-sar-sar* „eine Denkstele ließ er daselbst schreiben".

6. Wie *immi-* dem *bi-*, so entspricht *ema-, imma-* (*Eme-SAL inga-*) dem Präfix *ba-*, indem es wie dieses auch eine dimensionale Reflexiv-Idee in sich schließt: *nam-isag . . . šu-ema-(n-)ti* „das Fürstentum nahm er an sich", *ê-e imma-gin* „ans Haus trat er heran".

7. In der nachsumer. Zeit findet sich zum Ausdruck des fertigen Zustandes das Präfix *al-* häufig, z. B. *di-bi al-til* „sein Gericht(sfall) ist entschieden"; es verleiht meist intransitive bzw. passive (selten transitive) Bedeutung: *šag-ani al-dug* „sein Herz ist befriedigt, d. h. er ist zufrieden"; *dubbin al-tar-une* „ein (Sklaven-)Mal werden sie einschneiden".

§ 32. Die Richtung, in der sich die Handlung des Verbums bewegt, wird durch die Infixe verdeutlicht. Sie bestehen aus Postpositionen (s. § 25) und personalen Elementen, wie wir sie von den Personalformantien des Verbums, besonders den Präformativen des aktiven Präteritums (*-°-, -e-, -n-, -b-*) her kennen. Ihre Stellung ist zwischen Präfix und Verbum mit zugehörigen Elementen. Bei den Infixen werden verwendet die Postpositionen: *-a, -e/i, -ra, -še*, wofür später meist *-ši* gebraucht ist, *-da, -ta*.

Das personale Element der 1. Pers. Singularis findet sich mit den Postpositionen verbunden als: *-°-a-, -°-i-* (?), *-°-še/i-, -°-da-, -°-ta-*; dagegen nicht mit *-ra*, weil schon *-°-a-* die Verbindung mit *-ra*, also

„mir", vertritt. Vgl. z. B. *m(u-°-)a-n-dug* „er hat mir geboten", eigentlich „in mir, in bezug auf mich"; *ḫu-mu-(°-)ši-n-bar-eš* „sie schauten fürwahr auf mich".

Die 2. Pers. findet sich in: *-e-ra-, -e-še/i-, -e-da-, -e-ta-* und *-e-(i-)*, dagegen nicht mit *-a* verbunden; z. B. *mu-(e-)ra-(°-)du* „ich habe dir gebaut", *igi-ḫul-a mu-e-ši-n-bar* „freudigen Auges hat er auf dich geschaut".

Die 3. Pers. lautet bei den mit *-še/i, -da, -ta* gebildeten Infixen für Singular und Plural gleich: *-n-da-, -b-da-, -n-ta-, -b-ta-* „mit, aus ihm, ihr, ihnen"; *-n-še/i-, -b-še/i* „zu ihm, ihr, ihnen", später jedoch auch *-ne-ši-* „zu ihnen", z. B. *damḫara e-(n-)da-ag* „er führte mit ihm Krieg", *nu-mu-(n-)da-ra* „sie brachten nicht mit sich", *i-n-ši-n-sa* „er hat von ihm, ihnen gekauft", *šu . . . i-ne-ši-n-gar* „er hat die Hand auf sie gelegt". — Bei den mit den übrigen Postpositionen gebildeten wird differenziert: *-n-a-* „ihm, ihr", eigentlich „in, an ihm", *-n-i-* „auf ihm, ihr" auch „in bezug auf ihn, sie"; im Plural: *-ne-(e-)*, vereinzelt *-ne-a-* „ihnen; auf sie". *-(n-)ra-* wird unpersönlich gebraucht: „dazu hin, dahin fort, hinzu, weg". Vgl. z. B. *mu-ne-n-du* „er baute ihnen", *ki-bi mu-n-a-(n-)ge* „selbigen (oder seinen) Platz stellte er wieder für ihn her", *gu-nene-a e-ne(-e)-gar* „es ist auf ihren Nacken gelegt, d. h. ihnen zu Lasten gelegt", *ê-ta ba-(n-)ra-é* „er ist aus dem Hause dahin, fort gegangen".

Die 1. und 2. Pers. Pluralis sind schlecht belegt und wurden offenbar mit den pronominalen Elementen *-me-* für die 1. und *-ene-* für die 2. Pers. gebildet; z. B. *ni-melam-mu ba-ene(-e)-n-dul* „der Schrecken meiner Majestät hat sich auf euch gesenkt".

§ 33. Ein akkusativisches Infix fehlt; dafür werden akkusativische Suffixe dem Verbum angefügt, die genau so lauten wie die Afformative des Permansivs:

	Singular:		Plural:	
1. Pers.	*-e(n)*	„mich"	*-e(n)de(n)*	„uns"
2. Pers.	*-e(n)*	„dich"	*-e(n)ze(n)*	„euch"
3. Pers.		—	*-eš*	„sie"

Die 3. Pers. Singularis wird mitunter anscheinend durch das Infix *-ni-* „in bezug darauf" vertreten; z. B. *en-e mae mu-e-ši-n-ge-en* (!) „der Herr hat mich zu dir geschickt"; *aja-ni la-ba-n-zu-(e)š* „sein Vater erkannte sie nicht"; „eine Statue fertigte er an", *ê-a mu-na-ni-(n-)tur* „in den Tempel brachte er ihr sie hinein"; *Nanna(r) . . . r Kudurmabuk . . . mu-na-ni-n-du* „dem Nannar hat Kudurmabuk (ihm) ihn (den Tempel) erbaut".

§ 34. Um intransitive Verben transitiv zu machen, vom Verbalstamm das Kausativum zu bilden und bei schon transitiven Verben den transitiven Sinn zu verstärken, dienen die Elemente *-n-, -b-*, die als Infixe unmittelbar vor dem Verbum, im Präteritum natürlich vor dem Personalformans, stehen; z. B. *isag-ra ama-ni Nina mu-na-ni-b-ge-ge(-e)* „dem Fürsten läßt seine Mutter Nina (die Rede) zurückkehren, d. h. antwortet ihm", *na(-i)-b-dim-ene* „sie sollen nicht machen", *zi šag-mu-š/i-n-e-gal* „Leben hast du für mein Herz entstehen lassen".

§ 35. Alle Elemente, die mit der Verbalwurzel zusammen eine finite Verbalform bilden, unterliegen bei diesem Vorgang zuweilen Veränderungen, die sich aus den allgemeinen Lautregeln (s. § 6) ergeben.

Lautwandel tritt dadurch ein, daß 1. Vokale andere in der Nähe stehende beeinflussen, oder 2. Konsonanten auf Vokale einwirken, oder 3. Konsonanten mit anderen in Kontakt stehen.

Lautschwund erfolgt, indem 4. Vokale durch Kontraktion mit anderen verschliffen werden, und 5. Konsonanten im Silben- und Wortauslaut verklingen.

1. Das Präfix *mu-* unterliegt häufig der Vokalharmonie, so, wenn das Infix *-ni-* „daran" oder *-(e-)ra-* „dir" folgt; z. B. *temen . . . ki-a mi-ni-sig-sig* „das Fundament in der Erde füllte er aus" für *mu-ni-. . .*, *ma-ra-n-dug* „er hat dir geheißen" für *mu-e-ra-n-dug*. *-da* in den Infixverbindungen *-°-da-* „mit mir", *-e-da-* „mit dir" und *-n-da-* „mit ihm" geht unter dem Einfluß eines benachbarten *i* oder *e* in *d/ti* über: *ba-e-di-ḫuluḫ-e* „sie zittert vor dir", *ud mu-(n-)ti-ni-b-zal-e* „der Tag brach (bei) ihm darüber an". Tritt die Wunschpartikel *ḫe-* vor *-(e-)ra-* „dir", so lautet ihr *e* in der nachsumer. Zeit oft das *a* von *-(e-)ra-* zu *i* um: *zi . . . ḫe-ri-pad* „der Geist möge dir berufen sein". Das *e* in den Afformativen des Präsens-Futurums und Permansivums sowie in der 3. Pers. Pluralis des Präteritums geht nach einer *u*-haltigen Verbalwurzel häufig in *u* über, seltener nach einer Wurzel

mit *a* oder *i*: *i-b-kur-u* „er wird ändern", *al-tar-une* „sie werden einschneiden", *al-gub-uš* „sie stehen", *i-n-sim-u* „er gibt"; bei den letzten beiden Beispielen wirkt sicherlich auch die Neigung der labialen Konsonanten *b* und *m* zum *u*-Vokal mit.

2. Beeinflussung eines Vokals durch Konsonanten liegt vor, wenn das Präfix *i-* vor vokallosem *n* und *b* zuweilen in *a* übergeht: *a-n-da-ti* „er befindet sich bei ihm", *bar-ru-a dingir-ene(-k)* . . . *a-b-du-a* „das den Göttern geweihte Heiligtum, das gebaut worden war". Ähnlich geht das *e* der Afformative und Suffixe, sowohl das ursprüngliche als auch das aus *-en* nach Verklingen des *n* entstandene, wohl weil es im offenen Wortauslaut steht (vgl. auch § 38), vor allem in späterer Zeit in *a* über: *giš-gag nu(-i)-b-du-a* „einen Pflock soll er nicht befestigen", *imma-(n-)ra-n-tum-a(n)* „er hat dich weggebracht". *mâ-*, das aus *mu-°-a-* entstanden ist, färbt unter dem Einfluß des *m* sein *a* wieder in *u* um: *nam-šag-a mû-tar-eš* „ein gutes Geschick haben sie mir bestimmt".

3. Das *b* der Infixe *-b-da-*, *-b-ta-*, *-b-ši-* geht nach *i-* meist in *m* über: *saḫar-bi šag-b(i-)a i-m-ši-(n-)ge* „ihre Erde brachte er dorthin wieder in ihre Mitte", *i-m-da-ḫul* „(der Sonnengott) freute sich darüber". Desgleichen geht das kausative *b* vor Zischlauten in *m* über: *ud i-m-zal* „der Tag begann zu leuchten", *a-i-m-šub-šub* „er läßt niederwerfen".

4. Stoßen Vokale zusammen, so tritt meist Kontraktion ein: *e* geht in dem vorhergehenden Vokal auf, während *a* vorhergehendes *u* verdrängt: *zae maḫ-men* „du bist erhaben" aus *-me-en*, *gašan-gen* „Herrin bin ich" aus *-ge-en*, *Eme-SAL* für *-men*; *i-n-bâ-ne* „sie werden teilen" für *-ba-ene*, *ê-mu mâ-dû-n-a* „du, der du mein Haus mir bauen wirst" für *mu-°-a-du-en-a*, *mâ-dug* „du hast mir befohlen" aus *mu-°-a-e-dug*, *mu-°-â-dug*.

5. Bei den Afformativen des Präsens-Futurums und Permansivums und den akkusativischen Suffixen verklingt das *n* in der älteren gesprochenen Sprache bei der 1. und 2. Pers. Singularis und Pluralis: *ê-zu ma-ra-du-e* „dein Haus will ich dir bauen" für *mu-e-ra-du-en*, *sub ḫe-(im)mi-sâ-za* „ein Gebet möget ihr sprechen" für *-sa-enzen*, indem *e* vom vorhergehenden *a* verschluckt wird, während die beiden *n* im Silben- und Wortauslaut verklingen und *ze* in Vokalharmonie zum vorhergehenden *a* zu *za* wird. Ebenso verklingt *n* als Kausativ-Element oder Bezeichnung der 3. Pers. Singularis des Präteritums in der älteren Sprache zumeist, wenn kein Vokal folgt: *mu-na-du* „er baute ihm" für *mu-na-n-du*; ferner das *n* der Infixe, die mit konsonantisch anlautenden Postpositionen gebildet sind: *e-še-sa* „sie hat von ihm gekauft" für *e-n-še-n-sa*, *ba-ra-zig* „er hob sich fort" für *ba-n-ra-zig*. In *sag-bi ḫu-mu-ni-n-il* „sein Haupt erhob ich fürwahr" bleibt das *n* des Kausativums vor dem anlautenden Vokal erhalten.

§ 36. Als Modi kennt das Sumer. nur die Wunsch- und die Befehlsform; der Konjunktiv zur Bezeichnung der Abhängigkeit eines Satzes wird, wie schon oben § 26 erwähnt, durch Anfügung der Partikel *-a* an die Verbalform ausgedrückt.

§ 37. 1. Die Wunschform für die 2. und 3. Pers. wird durch die der finiten Verbalform präfigierte Partikel *ḫe-* bezeichnet, die das Präfix *e-*, *i-* und ebenso das *i* des Präfixes *immi-* verschluckt, während sie vor den Präfixen *ba-*, (*mu-°-a-* =) *mâ-*, aus diesem nach § 35, 2 wieder entstandenem *mû-* sowie einfachem *mu-*, ferner dem Infix *-(e-)ra-* infolge der Vokalharmonie (vgl. § 35, 1) zu *ḫa-* wird; in der Spätzeit wird *ḫe-* vor *mu-* auch zu *ḫu-*, desgleichen vor *-m-*, das aus dem Kausativ-Infix *-b-* nach § 35, 3 hervorgegangen ist, aus ebendem Grunde, wie *mâ-* zuweilen wieder *mu-* wird (§ 35, 2). Vgl. *ḫe(-i)-b-dim-e* „er möge machen", *nam-til ḫa-mu-(e-)ra-sud* „das Leben sei dir lang", *ḫa-ba-gub* „(die Statue) möge stehen", *igi-še ḫa-mâ-ra* „er möge mir vorangehen" für *-mu-°-a-* . . ., *še-mu ḫa-mû-tum-u(n)* „mein Korn mögest du mir bringen" vgl. § 35, 1. 5, *ḫu-mu-e-da-ḫul-a* „er möge sich über dich freuen" *-a* für *-e* nach § 35, 2.

Im *Eme-SAL* tritt für *ḫe-* oft *de-* ein; z. B. *supa(d-e) šibir-an(i-)a de-mu-n-ge-ge(-e)* „der Hirt möge mit seinem Stabe töten".

2. Ebenfalls nur für die 2. und 3. Pers. wird die Wunschpartikel *u-* angewendet, jedoch verbindet sie sich nur mit dem Präteritum. Vor *ba-* und *bi-* wird *u-* in Vokalharmonie oft zu *a-* und *i-*; vokalisch anlautende Präfixe verlieren ihren Anlaut im

u-. Vgl. *mu-zu u-(im)mi-(e-)sar* „deinen Namen mögest du darauf schreiben", *gir-mu ki i-bi-(n-)uš* „mein Fuß möge den Erdboden treten", d. h. „ich möge gehen", *sag-an(i-)a a-ba-ni-n-gub* „zu seinen Häupten möge er sich stellen".

3. Die 1. Pers. der Wunschform oder der Kohortativ wird mit der Partikel *ga-*, im *Eme-SAL* auch *da-* (entsprechend *de-* zu *he-*) gebildet; ein Personalformans tritt bei diesen Formen äußerlich in der Schrift erkennbar nicht an den Verbalstamm, außer im Plural, wo im *Eme-SAL* *-en* an den Stamm angefügt wird. Als Beispiele seien angeführt: *mamu(d)-zu . . . ga-mu-(e-)ra-bur-bur* „deinen Traum will ich dir deuten", *ir-a da-mar-en* „Klagen wollen wir anheben" *Eme-SAL*-Pluralform.

4. In der späteren sumer. Zeit wird die Partikel *he-* auch zur Beteurung gebraucht: *mu-bi hu-mu-ni-°-mah* „seinen Namen fürwahr machte ich erhaben". Dagegen findet sich schon in alter Zeit *ga* in Beteurungen angewendet und zwar in der Verbindung *gana(m)*, wohl ursprünglich: „ich möge (verdammt sein), wenn dem nicht so ist", also aus *ga na-i-me* oder aus *ga i-na-me* „fürwahr, dem ist so" (?).

§ 38. Die Befehlsform oder der Imperativ wird gebildet, indem alle dem Verbalstamm im Präteritum vorgesetzten Bildungselemente (ohne Präformative) in der gleichen Reihenfolge nachgesetzt werden. Heißt *ba-(n-)ra-é* „er ging hinaus", so bedeutet *é-ba-(n-)ra* „gehe hinaus". Der Plural fügt noch an den ganzen Komplex *-(n)zen* an: *é-(i-n-)ta-b-zen* „bringt (ihn) hinaus". Das Präfix *e-*, *i-* wird meist zu *-a*: *dim-a-na-b* „mache ihm", vgl. § 35, 2; doch auch *šu-zu luh-i* „wasche deine Hand". Auch zu *-u* wird *i-* nach einer einen Lippenlaut enthaltenden Wurzel: *aga-n(i-)a bad-u* „hinter ihm entweiche".

§ 39. Der Aussagesatz wird verneint durch *nu*, das unmittelbar vor der Verbalform steht: *lu-gaba-ru nu-mu-ni-(n-)tuk* „einen Gegner gab er ihm nicht". Folgendes *i* der Verbalpräfixe wird vom *u* verschluckt: *nam-dag . . . lugal Girsu-k-a(k) nu-gal* „eine Sünde des Königs von Girsu besteht nicht" für *nu-i-gal*, *sag nu-mi-b-du-e* „das Haupt legt er nicht (zum Schlafe) nieder" für *nu-immi- . . .* . Vor den Präfixen *bi-* und *ba-* wird *nu* meist zu *li* und *la*: *nig-name ugu-n(i-)a li-bi-n-tuk* „irgend etwas hat er nicht auf ihm gefaßt", d. h. „er hat keine Forderung gegen ihn", *la-ba-sig* „er wurde nicht geschlagen".

Stärker als *nu* negiert *bara*: *ki-sur-a . . . bara-mu-bal-e* „er soll nicht, nie die Grenzen überschreiten".

§ 40. Das Verbot wird ausgedrückt durch die Prohibitivpartikel *na*, die wie *nu* anlautendes *i* eines Präfixes absorbiert: *lu na-(im)mi-hul-e* „keiner soll (die Statue) zerstören". Der Anlaut der Verbalpräfixe und -infixe wird in der Spätzeit nach *na* geschärft, eine Erscheinung, die auch nach den Präfixen und *he-*, *ga-*, *nu-* einzutreten pflegt; doch wird *-bb . . .* der Präfixe *ba-* und *bi-* in *-mb . .* aufgelöst: *na-(i-)nna-b-dim-ene* „sie sollen ihm nicht machen"; *na-mba-tu(r)-tu(r)-(e)ne* „sie mögen nicht eintreten".

§ 41. Um einer Verbalform futurische Bedeutung zu verleihen, bzw. dieselbe bei ihr zu betonen, wird an die Verbalwurzel das Element *-ed*, gelegentlich in der Nähe des Vokals *a* auch *-ad*, angefügt, an das wieder die Personalformantien herantreten. Das *e* des Elements *-ed* wird genau so behandelt wie das *e* der Afformative, d. h. unmittelbar hinter Vokalen verschwindet es, während es mit sonst vorhergehenden (oft unter Einwirkung gewisser Konsonanten) und folgenden Vokalen in Vokalharmonie steht. Tritt an *-ed* noch ein Verbal-Element heran, so fällt das *e* von *-ed* infolge von Synkope mitunter auch aus. Das *d* von *-ed* fällt im Wortauslaut wie jeder andere Konsonant fort und ebenso im Silbenauslaut, wenn ein Konsonant folgt. Vgl. z. B. *ê-ta ba-(n-)ra-é-(e)d-e* „er wird aus dem Hause herausgehen", *giš-guza-n(i-)a na-mba-tuš-ud-en* „auf seinen Thron sollst du dich nicht setzen"; *sim-a/ud-a* „um zu geben", bald nach dem den *u*-Vokal bevorzugenden *m* mit *u*, bald auch wegen des folgenden *a* mit *a* gesprochen; *gur-d-am* „er wird umkehren", mit Synkope des zu *u* oder *a* gewordenen *e* von *ed*; *isag-ê-Ninnu-dû-ra* „dem Fürsten, der das E-ninnu bauen wird" für *-du-ed-ra*.

Wird *-ed* mit dem Präteritum konjugiert, so nimmt die Verbalform die Bedeutung eines Futurum exactum an: *ud šu-zid m(u-°-)a-(n-)ši-(e-)tum-(u)d-a(-a) . . . gu-ba-de(-en)* „an dem Tage, wo du mir getreulich

Hand angelegt haben wirst, werde ich herbeirufen".

§ 42. Als Verbalnomina besitzt das Sumer. 1. das Partizip als Nomen agentis, das im reinen Stamm besteht, also mit dem einfachen Adjektivstamm identisch ist, außerdem 2. noch den mit *-a* versehenen Verbalstamm, identisch mit dem Substantiv auf *-a*, als Nomen actionis, s. § 17, 21. Dies entspricht einem Infinitiv und Gerundium und hat aktive und passive Bedeutung. Beide Verbalnomina können durch das an den Stamm antretende Element *-ed* vermehrt werden, wodurch die Präsens-Futur-Bedeutung hervorgehoben wird. Das *-a* des Nomen actionis wird häufig zu *-e*, *-i*, auch (besonders in Vokalharmonie) zu *-u*.

1. *dub-sar* „der die Tafel schreibende", „der Schreiber"; *kug u maš-bi gur-ud-am* „er ist einer, der das Geld und seine Zinsen zurückgeben wird", *nin an-ki-a nam tar-ed-e* „die Herrin, die im Himmel und auf Erden das Geschick (immer und ewig) bestimmt".

2. Als Substantiv wird der Infinitiv oder das Nomen actionis in folgenden Fällen behandelt: *ê-ani du-(e)d/b-a/e m(u-°-)a-n-dug* „sein Haus zu bauen, befahl er mir", eigentlich: „sein Haus, das gebaut werden werden . . .", das *b* steht für *d* in Dissimilation zum ersten *d* von *du-*. *sim-u-š(e) ba-tur* „zum Geben hat er sich verpflichtet", *ê-mu du-(e)d-a(k) izkim-bi* „das Vorzeichen für die Erbauung meines Hauses", eigentlich: „von meinem Hause, dem zu erbauenden, sein Vorzeichen", *Umma(-k) e-bi bal-ed-a-bi(-da)* „wenn Umma diesen Graben überschreitet . . .", eigentlich: „von Umma bei seinem diesen Graben Überschreiten" (bei *-da* ist zuerst das *a* am Ende, sodann das im Auslaut stehende *-d* verloren gegangen). In diesen wie im folgenden Beispiel zeigt sich deutlich die verbale Natur des Nomen actionis, indem ein Akkusativ-Objekt von ihm abhängt, obwohl es selbst als Nomen behandelt wird; vgl. noch *uru du-ad-a* „zur Erbauung der Stadt", wo *uru* als Akkusativ-Objekt von *du* als Verb abhängt.

Oft wird der Infinitiv auf *-a*, indem er als Apposition steht, im Deutschen als passives oder intransitives Partizip wiedergegeben: *ê-du-a* „das Haus, das bauen", d. h. „das gebaute Haus", *ḫegal nig nu-til-ed-a* „Überfluß, etwas nicht Aufhörendes", „unaufhörlicher Überfluß", *kur nu-ge-a* „das Land, aus dem man nicht heimkehrt" (die Unterwelt), eigentlich: „das Land, ein nicht Heimkehren".

Das logische Subjekt des Infinitivs wird dem nominalen Charakter des Infinitivs entsprechend als Genetiv oder Possessivpronomen ausgedrückt, z. B. *Ur-Bau(-k) geštu-sim-a Enki-k-ak-e* „Ur-Ba'u, der von Ea mit Verstand Begabte", eigentlich: „Ur-Ba'u, (der Mann des) mit Verstand begabt sein von Ea", *ê ki-tuš-a-mu* „das von mir bewohnte Haus", eigentlich: „das Haus, der Ort mein(es) Wohnen", *ki gir-gin-a-mu* „der Ort, (wo) mein den Fuß gehen lassen", d. h. „der Ort, wo ich gehe".

Anders dagegen in: *ê . . . An-e Enlil-e nam-Lagašu(-k) tar-a* „das Haus, wo Anu und Enlil das Geschick von Lagasch bestimmen"; hier ist Anu und Enlil regelrechtes Subjekt zum als Verbum aufgefaßten *tar-a*, während sonst (s. o.) das logische Subjekt als Genetiv vom Verbalnomen abhängt, also in unserem Beispiele auch lauten könnte: **ê nam-Lagašu(-k) tar-a An-Enlil-ak-e* „das Haus der Schicksalsbestimmung Lagasch', seitens Anus und Enlils". Doch wird diese Konstruktion wegen einer gewissen Undurchsichtigkeit in diesem Falle vermieden. Vgl. noch: *ki lugal gub-a* „der Ort, wo der König steht, der Standort des Königs".

§ 43. Etwas ganz Charakteristisches für die sumer. Sprache ist ihre Syntax; die Stellung jedes Satzteiles ist genau bestimmt, und ebenso wieder bei jedem Satzteil die Stellung und Reihenfolge der Elemente, aus denen er komponiert ist.

Jeder Hauptsatz beginnt mit dem Subjekt, darauf folgen die Objekte: erst entfernteres, dann näheres, und schließlich das Prädikat als Verbum, das immer am Ende des Satzes steht, außer in besonderen Fällen, wie mitunter beim Wunsche oder Befehle. Von der Reihenfolge wird nur abgewichen, wenn durch die Stellung eine besondere Hervorhebung eines Satzteiles erfolgen soll: *Šulgi . . . dingir-. . .-ra ê-ani mu-na-du* „Schulgi hat dem Gotte seinen Tempel gebaut", doch auch: *Ningirsu . . . lugal-ani(-r) Šulgi . . . ê-ani mu-na-du* „dem Ningirsu hat Schulgi seinen Tempel erbaut";

das eine Mal ist der Erbauer hervorgehoben und deshalb die normale Stellung beobachtet, das andere Mal ist der Gott, für den der Tempel gebaut ist, als wichtigster Satzteil an die Spitze gerückt, auf jeden Fall bleibt aber das Akkusativ-Objekt unmittelbar vor dem Verbum.

Gern werden auch die temporalen, lokalen und sonstigen modalen Bestimmungen, die meist vor dem Akkusativ-Objekt eingeschoben werden, an den Anfang gerückt: *ud ê-Ninnu . . . mu-na-du-a(-a) . . . šu-šu mu-luḫ* „an dem Tage, da er ihm das E-ninnu erbaut hatte, wusch er sich die Hände", *ê-Ningirsu(-k)-lugal-(a)n(i-)a(k)-ta alam Gudea(-k)* „aus dem Tempel Ningirsus, seines Königs, (stammt diese) Statue Gudeas".

§ 44. Auch die Attribute und zugehörigen Partikeln eines Substantivs halten eine bestimmte Reihenfolge inne. Hinter dem Substantiv folgt zunächst das deskriptive Attribut: ein Adjektiv, Genetiv oder beschreibender Relativsatz; dann das besitzanzeigende: ein Pronomen possessivum, ein Genetivus possessivus oder besitzanzeigender Relativsatz; darauf eventuell ein modales Pronomen, demonstratives, interrogatives oder generelles, hinter diesen Attributen kommt das Plural-Element und schließlich das dimensionale Verhältniswort; z. B. *a-zid-a-mu-še* „an meine rechte Seite", *dumu-uru-n(i-)ak-ene(-r)* „den Kindern seiner Stadt".

§ 45. Über die Bildung von Nebensätzen, die durch Anfügung von *-a* an das Verbum geschieht, und deren modales Verhältnis durch ein dem *-a* angehängtes Verhältniswort verdeutlicht werden kann, ist schon oben in den § 14, 26 gesprochen worden. Hier sei nur noch über die Ausdrucksweise des Konditionalsatzes gehandelt.

Das Konditionalverhältnis bedarf an und für sich keiner einleitenden Partikel, und der Bedingungssatz kann als selbständiger Satz neben den Nachsatz treten, doch muß er immer als wirklicher Vordersatz vor diesem stehen: *uru-še i-gin-e(n) izkim-mu ḫe-šag* „wenn ich zur Stadt gehe, möge mein Vorzeichen günstig sein", eigentlich: „ich gehe zur Stadt, mein Vorzeichen möge dann günstig sein". Doch kann der Vordersatz auch durch *ud-a* eingeleitet werden, das allerdings mehr die Bedeutung „dann, wann; sobald als" besitzt: *ud-a dug-b(i-)a šu-i-bal-e sa-šuš-gal . . . Umma-a an-ta ḫe-šuš* „sobald (wenn) sie (die Stadt) diese Abmachung bricht, möge das große Netz auf Umma von oben sich herabsenken". Der Vordersatz ist auch hier ein Hauptsatz: „an einem Tage wird (vielleicht) . . ., dann soll . . ."; ebenso in dem mit *tukum-bi* eingeleiteten strengeren Konditionalsatz: „gesetzt den Fall, daß . . ., wenn", der besonders bei Gesetzen und Verträgen angewandt wird: *tukum-bi nu-(i-)na-n-sim i-b-tap-e* „wenn er ihm nicht gibt, so soll er doppelt (zahlen)", eigentlich: „sein Fall ist der: er hat ihm nicht gegeben, daher wird er verdoppeln".

Der Vordersatz eines deutschen Bedingungssatzes wird im Sumer. auch durch einen optativischen Hauptsatz wiedergegeben, etwa nach dem Schema: „das möge geschehen, dann wird das eintreten", so z. B. *dumu-uku-k-e ḪUR-SAG-ḪA-na u-(i-n-)ag kua-bi lu(-e) nu ba-(n-)da-b-kar-e* „der Mann aus dem Volke mag einen Fischteich anlegen, die Fische darf der (vornehme) Mann aus ihm nicht wegnehmen", d. h. „wenn . . . angelegt hat, darf nicht . . . wegnehmen". Ebenso werden die disjunktiven Bedingungssätze durch Wunschformen wiedergegeben: *lu-bi lugal ḫe-a isag ḫe-a* „sei jener Mensch ein König oder sei er ein Fürst", *lu-Umma(-k) ḫe(-i-me) lu-kur-a(k) ḫe(-i-me) Enlil-e ḫe-(i-n-)ḫalam-e* „mag es nun ein Mann aus Umma sein oder (sonst) ein Fremder, Enlil möge ihn vernichten".

Der hypothetische Temporalsatz, der im Deutschen mit „bevor" wiedergegeben wird, wird im Sumer. durch einen nebengestellten negierten Hauptsatz bezeichnet: *Utu na-(i-)m-ta-é . . . u-(e)me-nigid* „die Sonne sei noch nicht herausgekommen, dann mögest du ihn wegziehen", d. h. „bevor die Sonne aufgegangen ist, ziehe ihn fort".

§ 46. In der vorliegenden grammatikalischen Übersicht sind die Beispiele grammatikalisch zergliedert gegeben worden; in der Keilschrift (s. d.) jedoch, einer Wort- und Silbenschrift, wird ein Text in der Schrift nie so wiedergegeben, daß man ohne weiteres die Konstruktion eines Satzes oder einer Form durchschauen kann. Wird nach Silben geschrieben, so teilt der Sumerer in

der Schrift so ab, wie wir es mit geringen Ausnahmen auch im Deutschen bei Worttrennungen am Zeilenende tun, unbekümmert darum, ob etwa zusammengehörige Wortbestandteile zerrissen werden, indem wir so viele Konsonanten zur nächsten Silbe ziehen, als sich bei ihr sprechen lassen; wir teilen eben nach „Sprechsilben" ab, nicht nach etymologischen Bestandteilen. So wird, um ein verhältnismäßig einfaches Beispiel fürs Sumer. zu geben, geschrieben: *(dingir) En-lil lugal kur-kur-ra ab-ba dingir-dingir-ré-ne-ke dug-gi-na-ni-ta (dingir) Nin-gir-su (dingir) Šara-bi ki e-ne-sur*, während es sinngemäß zergliedert, wie wir oben gelernt haben, folgendermaßen lauten muß: *Enlil lugal kur-kur-a(k) aba dingir-dingir-ene-k-e dug-gin-ani-ta Ningirsu-Šara-bi(-r) ki e-ne-(n-)sur* „Enlil, der König der Länder, der Vater aller Götter, hat nach seinem zuverlässigen Worte dem Ningirsu und dem Schara das Land abgegrenzt". Wir sehen hier, wie in *kur-kur* das *r* zum folgenden *-a(k)*, ebenso in *dingir-dingir* das *r* zu *-ene* und *-k* zu *-e* gezogen ist, *gin-ani* (oder: *gin-a-ni*) in *gi-na-ni* zerlegt wiedergegeben wird; dagegen wird *e-ne-sur* formengenetisch und nicht etwa **en-ne-sur* geschrieben, d. h. *e-* wird so lang gesprochen, daß der folgende Konsonant bei *e-* noch nicht mitklingt, während hier z. B. *aba* als *ab-ba* geschrieben wird, was die Kürze des ersten *a* von *aba* nahelegt, da sonst das *b* nicht schon bei *a* in der Sprechsilbenteilung erscheinen könnte. Daß das *e-* als lang angenommen wird, erklärt auch gut den später ganz vollzogenen Übergang in *i-*, denn nur ein langes, geschlossen gesprochenes *e* kann sprachgeschichtlich zu *i* werden.

§ 47. Gerade diese Schreibung, die das Verschleifen und auch Verklingen der Laute wiedergibt, bietet uns eine Gewähr dafür, daß die Sprache auch wirklich so gesprochen worden ist, und nicht nur im Wort-, sondern ebenfalls im Satz-Sandhi hat sich manche wirklich gesprochene Form in der schriftlichen Wiedergabe erhalten (vgl. das letzte Beispiel in § 34).

So haben wir in den früheren Denkmälern der sumer. Sprache aus dem Anfang des 3. Jht. die älteste für uns noch heute „hörbare" Sprache der Welt vor uns, eine Sprache, die wir im großen und ganzen selbst noch so aussprechen können, wie sie gesprochen wurde. Was das bedeutet, wird uns durch Vergleich mit anderen alten Sprachen klar, z. B. dem Ägyptischen, das uns zwar ebenso alte Schriftdenkmäler hinterlassen hat, dessen Klang und Aussprache wir uns aber nicht mehr vergegenwärtigen können, da das Ägyptische bekanntlich in seiner unvollkommenen Schreibung (s. Schrift D) nur die Konsonanten wiedergibt.

In der späteren Zeit der sumer. Sprache finden sich nun viele unkorrekte Formen, und es fragt sich, ob das sprachgeschichtlich entwickelte, also noch der lebenden Sprache angehörige „verwilderte" Formen sind oder künstliche, ohne sumer. Sprachgefühl nach falschen Analogien gebildete. Damit kommen wir zur Frage nach dem Ende der sumer. Sprache. Wir können sagen, daß etwa seit der Zeit der III. Dyn. von Ur (s. Herrscherliste B) die sumer. Sprache zurückgegangen ist. Zur Zeit dieser Dyn. merkt man schon deutlich das Bestreben, korrekt ohne Berücksichtigung der Verschleifungen und Lautverluste der lebendigen Sprache zu schreiben; diese Zeit fängt an, die Sprache grammatikalisch zu fixieren, aus dieser und der bald darauf folgenden Hammurapi-Zeit mit ihren grammatikalisch gut geschriebenen Texten stammen die Sprachdenkmäler, die uns dank den Forschungen A. Poebels die sprachwissenschaftliche Analyse des Sumer. vorwiegend ermöglicht haben. Zur Hammurapi-Zeit beginnen dann andererseits die falschen Sprachbildungen Platz zu greifen, und wir dürfen daher mit vollem Recht in diese Zeit das Ende der sumer. Sprache setzen; als Beispiele für die sich ausbreitende Unkenntnis der sumer. Sprache sei hier nur auf die fälschliche Übertragung der Pluralendung *-meš* vom Nomen aufs Verbum, vgl. § 19 und 30, I, III, auch fürs Präteritum, § 30, II, unmögliche Genetivkonstruktionen, Gebrauch akkad. Partikeln wie *u* „und, auch" in sumer. Texten hingewiesen. Die letzten Reste der Sumerer und ihrer Sprache mögen sich noch einige Jh. im Süden Mesopotamiens am Meere erhalten haben, da die hier bis zur Mitte des 2. Jht. herrschende Dyn. sumer. Namen aufweist.

§ 48. Die Entwicklung des Sumer. wird durch das Vordringen der Semiten unterbrochen; die Sprache, deren agglutinierte Formen-Elemente sich zu Flexions-Elemen-

ten infolge der Abschleifung und engeren Verschmelzung mit den von ihnen gelenkten Worten zu entwickeln beginnen, wird von den akkad. Semiten bzw. den semitisierten Sumerern nur noch künstlich weitergebildet und gebraucht. Vorwiegend als religiöse, weniger als juristische Sprache hat sich das Sumer., ähnlich wie das Latein. im Mittelalter, noch lange in Gebrauch erhalten; wie im Mittelalter lat. Hymnen gedichtet wurden, so auch noch in nachsumer. Zeit sumer. Kultlieder; wie das Arab. (und im besonderen der mekkanische Dialekt) nach der Meinung des Muslim von Gott bevorzugt gern gehört wird, so nach der Auffassung des babyl. Priesters das Sumerische. Daher sind bis in die allerletzten Zeiten des babyl. Kulturlebens sumer. Texte religiöser Natur abgeschrieben worden, und zu deren Verständnis mußten wieder die dazu notwendigen grammatikalischen Grundlagen, Vokabulare und Paradigmen aus der Grammatik, gesammelt und überliefert werden. So besitzen wir Reste eines Vokabulars, dem die sumer. Aussprache der Wörter noch in griech. Buchstaben zugefügt ist, ein Sprachdenkmal, das nicht allein Wert als Kuriosum, sondern auch als Kontrolle für die Richtigkeit unserer sumer. Aussprache und als wichtiger Hinweis für die Phonetik gewisser sumer. Laute besitzt.

Aus griech. Zeit stammen auch überhaupt die letzten Keilschriftwerke in akkad. und sumer. Sprache, und das absolute Ende der sumer. Sprache ist mit dem der Keilschrift eng verbunden. Die letzten unmittelbaren Ausläufer der sumer. Kultur und Sprache haben sich also bis kurz vor den Anfang unserer Zeitrechnung erstreckt.

A. Poebel *Grundzüge der sumer. Grammatik* 1923; A. Deimel *Šumerische Grammatik* 1924; PSBA 24 S. 108ff. Th. Pinches; OLZ 1923 S. 424ff. A. Ungnad; Archiv f. Orientforsch. 5 S. 11 ff. W. G. Schileico; Br. Meissner *Babylonien und Assyrien* II (1925) S. 335ff. und passim.

Dietrich Opitz

C. Anthropologie. Die alten Darstellungen der S. (Band VII Tf. 131, 132) zeigen meist einen langen und schmalen (dolichokephalen) Kopf, ziemlich schmales Gesicht, gerade oder leicht gebogene, spitze Nase mit schmalen Flügeln, große Augen, schmale Lippen (also durchaus europäische Gesichts- und Schädelbildung), kräftigen, ebenmäßigen Wuchs. Farbige Bildnisse zeigen z. T. helle Farben. Die aufgefundenen Schädel sind lang und schmal (Längen-Breiten-Index etwa 70—75), haben schmales Gesicht und schmale Nase. Aus dem Bau der Schädel geht hervor, daß die Sumerer unmöglich, wie früher (z. B. von Oppert und Hommel) vielfach angenommen wurde, der mongolischen (*Homo brachycephalus*) oder der vorderasiatischen Rasse (*Homo tauricus*) angehört haben können; nur *Homo mediterraneus* (s. d.) oder *Homo europaeus* (s. d.) scheinen in Betracht zu kommen. Gegen *Homo mediterraneus* spricht die Tatsache, daß die Sprache zweifellos nicht sem. oder hamit. war, und so vertritt L. Wilser die Annahme, daß die Sumerer der nordeurop. Rasse angehörten, zumal er in der Sprache gewisse Anklänge an den idg. Wortschatz gefunden zu haben glaubt. — Weitere Funde anthrop. Materials werden die Frage lösen. Es wäre jedenfalls sehr interessant, wenn so früh schon (etwa 5000 v. C.) Nordeuropäer so weit nach Asien gelangt wären. Sie scheinen übrigens nur als Herrenschicht über einer einheimischen Rasse geherrscht zu haben. Nach der Überlieferung war diese sehr dunkelhäutig und hatte krauses Haar, scheint also der Negerrasse verwandt gewesen zu sein. Diese dunkle Unterschicht hat wahrscheinlich auch die weitere Umgegend bewohnt. Sie reichte bis Susiana, Südpersien und wohl auch bis zum Indus. Allmählich wird sich diese dunkle Urbevölkerung mit den herrschenden Sumerern vermischt haben.

E. D. Cope *The oldest zivilized men* Americ. Natur. 30 (1896) S. 615—618; L. Wilser *Rassenlehre und Völkerkunde* Pol. Anthr. Rev. 4 (1905) S. 376/77; ders. *Die Germanen* 1913 S. 165; E. Fischer in Fischer und Schwalbe *Anthropologie* in Kultur d. Gegenwart 1923 S. 172; F. Birkner *Die Rassen und Völker der Menschheit* 1913 S. 420; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* II (1925).

Reche

D. Kunst s. Kunst E § 4ff.

Sündenbock s. Idol A 1.

Sunzing (Oberösterreich; Band IX Tf. 200). Schnabelkanne aus Bronze, die Enden des oberen Griffbügels mit kauernden Pantherfiguren verziert, das untere Ende in den Kopf einer Sirene übergehend, darunter Körper der Harpye; ferner zwei flache Schüsseln aus Bronze.

Die Kanne ist eines der besten latènezeitlichen Stücke des ostalpinen Fundgebietes, das höchstwahrscheinlich aus einem zerstörten Grabe und aus dem Beginn der Latène-Periode stammt. S. a. Österreich B § 19.

A. Mahr *Die La-Tène-Periode in Oberösterreich* Mitt. Präh. Kom. 2 S. 312–314.

G. Kyrle

Suomusjärwi-Kultur. Die S.-K. ist die älteste der steinzeitlichen Kulturgruppen Westfinnlands. Ihr Zentrum liegt im südlichsten Teile des Landes zwischen Åbo und Helsingfors, wo mehrere Wohnplätze entdeckt worden sind (Suomusjärwi, Sammatti, Kyrkslätt und Esbo). Nach Einzelfunden zu urteilen, dehnt sich jedoch ihr Verbreitungsgebiet noch n. über Tammerfors bis nach Zentralfinnland hinein und auch in ö. Richtung aus. Leittypen sind geschlagene und nur an der Schneide geschliffene, primitive Beile und Meißel aus Gestein, zumeist mit spitzovalem Querschnitt (s. Band III Tf. 124b—d). Dazu kommen noch Beile mit ovaler oder runder Schneide, an kufenförmige Hacken erinnernde Geräte, gut geschliffene, krummrückige Hohlmeißel (Band III Tf. 124g) und Schieferspitzen mit breitem Blatt und linsenförmigem Querschnitt. Keramik fehlt. Die Zeitstellung der Gruppe wird durch das Verhältnis der Fundplätze zur Litorina-Grenze beleuchtet. Alle Wohnplätze dieser Gruppe befinden sich oberhalb dieser und auch der sog. Clypeus-Grenze (s. Litorina-Zeit § 5). In Esbo und Kyrkslätt (s. Kyrkslätt und Esbo) liegen sie 37 m und höher über dem Meere, in Sammatti etwa 42 m und in Suomusjärwi 51—64 m, bei einer Litorina-Grenze von ca. 34, 41 und 45 m. Der Beginn der Suomusjärwi-Kultur ist demnach spätestens in die I. Per. Mont. der j. StZ, vielleicht schon in die Kjökkenmödding-Zeit zu verlegen. Doch sind die primitiven Suomusjärwi-Typen in geringerer Menge bis in die III. Per. hinein in Gebrauch gewesen. Nahe verwandt mit der S.-K. sind die Wohnplatzfunde von Woiseck in Estland (s. Südostbaltikum A § 2). Auch auf südkarelischen Wohnplätzen sind primitive Schneidegeräte gefunden, die mit den Suomusjärwi-Typen identisch sind (s. Karelische Gerättypen), doch kennt man dort keine Wohnplätze, auf welchen diese Typen die vorherrschenden wären. Der Moorfund von Antrea (s. d.) bietet ebenfalls Vergleichspunkte und zeigt zugleich, daß damals noch Knochengeräte allg. in Gebrauch waren. Die S.-K. gehört demnach der über beide Ufer des Finnischen Meerbusens verbreiteten frühen Steinkultur an, welche als eine Fortsetzung der ostbaltischen Knochenkultur (Kunda [s. d.] u. a.) angesehen werden kann. Nach Westfinnland dürfte sie entweder über Land von Karelien oder übers Meer aus Estland gelangt sein. Speziell nach Schweden hinweisende Gerättypen fehlen — u. a. die Walzenbeile (s. d.) —, doch erinnern die Limhamn- und Lihult-Äxte als gleichaltrige Nebenformen etwas an die Suomusjärwi-Typen (s. a. Limhamn-Typus, Nordischer Kreis A § 3 d 1). S. a. Finnland A.

Ailio *Wohnplatzfunde* I 13ff.; II 219ff.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 82ff., 149ff. A. Europaeus; Fennia 47, 4 (1926) W. Ramsay.

Aarne Europaeus

Surgul. Altbabyl. Begräbnisstätte, 7 Stunden nö. von Schatra in dem vegetationslosen Dreieck zwischen Schatt el Hai und dem Tigris gelegen (vgl. die Karte Band IV Tf. 87), 31° 30′ N und 46° 20′ OGr., untersucht im J. 1885 von der Wolfe-Expedition und genauer von R. Koldewey in der Zeit vom 4. 1. bis 26. 2. 1887. S. besteht aus einem Haupthügel von 15 m H., umgeben von kleineren Hügeln, gebildet aus Häusern für Tote, eine Nekropole, deren bemerkenswerte Reste die Gräber und die Beigaben für die Toten sind. S. enthält nur Aschengräber in Häusern mit Brunnen. Die verbrannten gesammelten Leichenreste sind entweder mit einem Topfe überdeckt, oder sie sind in eine Schale getan, auf die eine Scherbe als Deckel und ein zweites Gefäß mit Opfertierresten gesetzt ist. Die Beigaben bestehen in Gefäßen, seltener aus weichem Stein, Gipsstein und Kalkstein, häufiger aber aus Ton, auf der Drehscheibe gearbeitet; ferner in Pfeilspitzen aus Silex, in Bronzenägeln, Polier- und Schleifsteinen. Bildliche Gegenstände sind selten: einige wenige Terrakotten ohne Bedeutung, das Fragment eines Siegelzylinders aus Basalt, einen bärtigen Heros und einen Stier zeigend, aus der 1. Hälfte des 3. Jht. (VA 2394), sämtlich im Berliner Museum; außerdem zahlreiche schmale, röhrenförmige Gegenstände, sog. Nagel-

zylinder, der Länge nach durchbohrt, an der Basis schwarz oder rot gefärbt, auch an einer Seite geschlossen gearbeitet, ferner Tonnägel. An Schriftdenkmälern sind nur wenige beschriebene Vasenscherben aus Stein und Ton gefunden, die der archaischen Zeit angehören. Die Benutzung der Nekropole (s. Grab G) ist in S. früher als in El Hibba (s. Hibba [El]) eingestellt worden.

Die in Berlin befindlichen wichtigeren Fundstücke sind folgende: 1. Der obenerwähnte Siegelzylinder, Bruchstück (VA 2394), 2,2 cm h., 1,2 cm Halbmesser; 2. Tasse aus gelbem Kalkstein (VA 2210), außen poliert, 0,8 cm dick, mit einer Standfläche von 11 cm Dm, 11 cm h., oberer Dm 18 cm; 3. Schale, grauer Kalkstein (VA 2350), mit 7,3 cm Dm der Standfläche, 8,8 cm H., 22 cm oberem Dm und 0,7 cm Wandstärke; 4. halbkugelige Vase aus Gipsstein mit scharf abgesetzter Schulter und 3 cm h., geschweiften Hals, dessen oberer Dm 8,5 cm ist, Dm an Schulter 11,5 cm, Gesamthöhe 7,7 cm; 5. Tonschale (VA 2257), 18,7 cm Dm, 8 cm H.; 6. „Nagelzylinder", unten rundlich geschlossen, 12,5 cm h., 2,7 cm Dm (VA 2318); 7. desgl. unten spitz geschlossen, 8 cm h., 2,7 cm Dm (VA 2325); 8. desgl. unten abgebrochen, 10,8 cm h., 2,7 cm Dm (VA 2323); 9. desgl. 9 cm h., 3 cm Dm, unten abgebrochen (VA 2317). Die von Koldewey a. a. O. S. 419 erwähnten beschrifteten Gefäßbruchstücke, die für die zeitliche Bestimmung des FO von höchster Bedeutung sein würden, sind im Museum nicht ausgestellt. — S. a. Mesopotamien B § 3.

R. Koldewey *Die altbabylonischen Gräber in Surghul und El Hibba* ZfAssyr. 2 (1887) S. 403f.

Eckhard Unger

Šuruppak s. Schuruppak.

Susa. § 1. Der heutige Ort Schusch am Kercha, dem antiken Uknu-Flusse, ist die Stätte des alten S., Schuschan genannt, die Hauptstadt des alten Elam (s. d.) und Winterresidenz des pers. Reiches (vgl. die Karte Band IV Tf. 87). S. wurde zu Anfang des 19. Jh. von I. M. Kinneir, R. Ker Porter, später von H. Rawlinson, im J. 1841 von de Bode besucht; Ausgrabungen veranstalteten zunächst in geringem Umfange W. K. Loftus und Williams, 1884—86 M. Dieulafoy, systematischer seit 1897 J. de Morgan. Die Ruinenstätte (s. den Plan Band III Tf. 10b) enthält mehrere besonders hervorragende Hügel, den der „Akropolis" von 30 m H. mit Resten aus allen Zeitabschnitten, von der vorgesch. bis zur arab. Per., den Hügel des „Apadana", dessen Reste nur der pers. und der späteren Zeit angehören; der „Hügel der Königsstadt" und der „Hügel der Stadt der Handwerker" sind noch wenig erforscht. Nach den Grabungen (s. Fundstätten C, Mesopotamien B, Vase F) unterscheidet man für S. eine „proto-elamische Periode", deren Reste aus einer großen Nekropole stammen, mit inschriftlosen, bemalten Vasen und kupfernen Werkzeugen. Es folgte eine längere Periode mit Vasen, die einen ähnlichen Stil, aber in weniger sorgfältiger Ausführung zeigen (Band VIII Tf. 45—48; XIV Tf. 43^{B}, 43^{D}c—h, k [vgl. a. ebd. Tf. 43^{K} a, b]). In ihr tauchen zuletzt die ersten inschriftlichen, sog. proto-elamischen Urkunden auf, die der Zeit der Dyn. von Akkad (2800) angehören, welche Elam beherrschte und kulturell stark beeinflußte. S. und Elam waren meistens von Mesopotamien politisch abhängig, griffen aber gelegentlich auch siegreich in die Geschicke Babyloniens ein: durch Gefangennahme Ibi-Sins, des letzten Königs der 3. Dyn. von Ur, durch ausgedehnte Raubzüge der Könige Kuturnaḫunte I. (2285) und Kuturnaḫunte II. (1176), wobei eine unermeßliche Beute an Denkmälern nach S. verschleppt wurde.

§ 2. Während der akkad. Per. regierte in S. der Patesi *Gé-bá* (*Tis-sub*), der eine Statue dem Maništusu (vgl. a. Band V Tf. 9e, VII Tf. 139b) weihte (Délég. Perse Mém. 14 S. 4; ebd. 10 Tf. 1; AO 15 Abb. 35 S. 22 B. Meissner), und von dem ein Siegelabdruck in Paris (S 471; Delaporte *Cyl. orient. Musée du Louvre* Tf. 47, 3) existiert. *Puzur* (*Bá-šá*)-*Šušinak*, Patesi von S., Statthalter von Elam, ist z. Z. des Naram-Sin bezeugt (s. Götterbild E 1 § 17 und Band VII Tf. 162d). Von *Idadu*, Patesi von S. (Delaporte a. a. O. Tf. 47, 6 [S 485] und Tf. 37, 7 [S 485b]), sowie von *E-nam-mu-ne* gibt es ebenfalls Siegelabdrücke (Délég. Perse Mém. 14 S. 5).

Während der 3. Dyn. von Ur (2500 v. C.) residierten in S. die Fürsten *Be-li-a-ri-iq*, *Ur-ki-um* und *Za-ri-iq* in abhängiger Stellung (Rec. de trav. 37 [1915] S. 113f. Scheil) bis zum Sturz der Dynastie von Ur durch Kuturnaḫunte I. S. war dann selbständig, dehnte durch *Kutur-Mabuk*

und seine Söhne *Arad-Sin* und *Rim-Sin* die Herrschaft über Larsa (s. d.) und Isin (s. d.) aus, der Hammurapi von Babylon (2000 v. C.) ein Ende machte. S. war dann anscheinend Babylonien untertan, wie noch die Urkunde des *Kukka-Našêr*, Großwesir von S. (VAT 6363, VASD 7, 67, Lindl *Priester und Beamtentum* 1913 Nr. 1153), die vom 1. Jahre des Ammizaduga von Babylon datiert ist, kundtut. In diese Zeit gehören noch die Großwesire *Kuk-kirmaš*, *Addapakšu*, *Temti-ḫalki* und *Temti-agun* (VAB 1 S. 182f.). Später ist S. wieder selbständig. Außer *Kuturnaḫunte* I. und *Kuturnaḫunte* II. ist wichtig *Šilḫak-Inšušinak* (MVAG 30 [1925, 1] F. W. König) als Herrscher im 12. Jh. v. C.

§ 3. Neben den Urkunden der einheimischen Könige fanden sich daher bei den Ausgrabungen solche von Sargon I., Maništusu, Naram-Sin von Akkad, das Gesetzbuch Hammurapis, Grenzsteine (s. d.) der Kassitenzeit usw. Der letzte bedeutende assyr. König Assurbanipal zerstörte und vernichtete die Stadt um 640 nach mehrjährigen Kriegen als Rache für die früheren elamitischen Eroberungszüge in Babylonien. Der Ort stand in der Folgezeit unter der Herrschaft der Neubabylonier, die von den Persern (s. d.) übernommen wurde, deren Könige hier ihre Winterresidenz hatten in dem Palaste des Darius Hystaspes und dem Apadana des Artaxerxes II. — S. a. Band III Tf. 2 b, c; IV Tf. 70; VII Tf. 139, 143, 144, 163; X Tf. 26a.

Délégation en Perse: Mémoires und Bulletins; M. Dieulafoy *L'Acropole de Suse* Paris 1890—1893; ders. *Les Antiquités de Suse* Paris 1913; M. Pézard und E. Pottier *Les Antiquités de la Susiane* Paris 1913; VAB 1 S. 176ff.; P. Cruveilhier *Les principaux résultats des nouvelles fouilles de Suse* Paris 1921.

Eckhard Unger

Sværdborg (Dänemark). S. a. Nordischer Kreis A § 2a 3 und Band IX Tf. 3—8. — I. Friis Johansens Untersuchung. § 1. Beim Torfstechen im S.-Moor, n. von Vordingborg, Seeland, wurde im J. 1917 ein steinzeitl. Wohnplatz aufgedeckt von im großen und ganzen demselben Charakter wie der in Maglemose (s. d.). Er wurde 1917 und 1918 von K. Friis Johansen untersucht. Die Kulturschicht auf dem Boden des Moores war nur 10—15 cm dick, aber von bedeutender Ausdehnung. Es wurden hier 110700 Feuersteinstücke angetroffen, von denen 102400 Abfall waren; ferner fand man 776 Horn- und Knochengeräte und etwa 14000 Abfallstücke von solchen. Von Holz waren nur unbedeutende Reste erhalten. An zwei Stellen zeigten sich primitive Feuerstätten.

§ 2. Die Geräte aus Feuerstein erreichen die Zahl von etwa 8300 und sind also weit zahlreicher als in Maglemose. Der größte Teil bestand jedoch aus unbearbeiteten Spänen. Von 22 ganzen und 2 fragmentarischen Äxten waren 3 Scheibenäxte und die übrigen Kernäxte. Am auffälligsten ist das zahlreiche Vorkommen von Mikrolithen (etwa 1100). Die meisten sind dreikantige Spitzen, die nach Friis Johansen als Widerhaken an Lanzenspitzen, Harpunen oder an Pfeilspitzen verwendet wurden. Andere waren in Lanzettform, und eine große Anzahl kommen in anderen Formen vor. Außerdem fanden sich 74 Scheibenschaber (die meisten rund), Spanschaber, Spanmesser, Kernstücke und Schlagsteine. Eine beim Torfstechen gefundene querschneidige Pfeilspitze hält Friis Johansen auch für ein aus dem Wohnplatzbezirk stammendes Stück.

§ 3. Ebenso wie Maglemose erhält auch diese Fundstelle ihr Gepräge besonders durch die aus Horn und Knochen verfertigten Geräte. Hornäxte mit Schaftloch traf man in 52 Exemplaren an (sämtlich Queräxte), teils mit schräggestellter Schneide, teils mit Loch für eine Schneide aus anderem Stoff. Diese eingesetzte Schärfe war auf zwei Exemplaren erhalten und bestand in dem einen Falle aus einer Kernaxt, im anderen Falle aus einem Meißel aus Eberzahn. Außerdem Äxte oder Meißel ohne Schaftloch, verschiedene Arten von Horn- und Knochenschäften, Spitzwaffen aus Rehgehörn, drei Knochenäxte mit Schaftröhre, zwei Keulen und drei Angelhaken aus Knochen, Messer und Meißel aus Eberzahn, Geräte aus Biberzahn und anderes. Knochenspitzen verschiedener Form waren sehr zahlreich, im ganzen 213 Stück, von denen 45 annähernd wohlerhalten und mit einem oder mehreren kleineren Widerhaken auf einer Seite versehen waren. Harpunen mit großen Widerhaken und Spitzen mit feiner, einseitiger Zähnung fehlten vollständig, dagegen fanden sich in einem ganzen Exemplar und zwei Bruckstücken „Vogelpfeile" (s. d.), das erstere mit einem scharfen, feinkantigen Rand auf der einen Seite. An Schmuck

wurden 7 Zahnperlen gefunden. Einige der Knochen- und Horngeräte waren mit vereinzelten Ornamenten (eingebohrte Löcher, eingeritzte Zickzacklinien und Querstriche) verziert. Tongefäße fehlten durchaus.

§ 4. Die unbearbeiteten Knochen stammten von etwa 30 Tierarten: Hecht, Sumpfschildkröte, 15 Vogelarten, meist Seevögeln, und im übrigen Säugetieren. Darunter waren Reh, Wildschwein, Elch, Auerochse, Biber und Kronhirsch besonders zahlreich vertreten (aber auch Hund, Bär, Otter u. a.). Endlich fand man kleinere Bruchstücke von einem menschlichen Schädel und größere Reste eine ganzen Skelettes (s. u. III). Die Untersuchung der Holzkohlenreste und vor allem die Pollenanalyse (s. d.) haben gelehrt, daß der Wohnplatz zu einer Zeit entstand, als die Föhre der wichtigste waldbildende Baum war; daneben erscheinen Birke, Haselnuß und Erle, und auch die typische Eichenwaldvegetation, Eiche, Linde und Ulme, beginnt aufzutreten. Die geol. Untersuchungen ergaben, daß sich der Wohnplatz auf einer niedrig gelegenen Wiese befand, die auf drei Seiten von einem untiefen See umgeben war und vermutlich einen Teil des Jahres unter Wasser stand.

Ebenso wie der gleichartige Wohnplatz bei Maglemose rührt auch die Siedlung bei S. vom Ende der Ancylus-Zeit her, vielleicht jedoch aus einer etwas jüngeren Schicht. Dafür spricht die größere Zahl der Flintgeräte, besonders der Reichtum an Mikrolithen. Auch die 3 „Vogelpfeile" (in Maglemose nur 1), die außerdem von einer etwas anderen Form sind, und die querschneidige Pfeilspitze scheinen in dieselbe Richtung zu deuten.

Aarb. 1919 S. 106ff. Friis Johansen.

Pär Olsén

II. Spätere Untersuchungen. Auf dem 1917—1918 ausgegrabenen Wohnplatz von S. hat der Kammerherr H. Collet weitere Untersuchungen vorgenommen. In seinem Museum zu Lundbygaard befindet sich eine große Sammlung, deren seltenste Stücke in der unten genannten Abhandlung veröffentlicht sind. Auch von dem Nationalmuseum sind weitere Ausgrabungen unternommen.

Die Schichtenverhältnisse entsprechen völlig den bei der Untersuchung Friis Johansens festgestellten. Unter den Funden sei noch ein zungenförmiges Stück Bernstein hervorgehoben.

H. C. Broholm *Nye Fund fra den ældste Stenalder* Aarb. 1924 S. 1ff. H. C. Broholm

III. Das anthropologische Material (Tf. 45, 46). § 1. Die oben unter I § 4 erwähnten Bruchstücke eines menschl. Kraniums haben keine besondere anthrop. Bedeutung. Beachtenswert sind dagegen die Skelettreste, die von H. Collet an dem Wohnplatz entdeckt und von Friis Johansen ausgegraben worden sind (im J. 1921). Menschliche Knochen lagen hier — in völliger Unordnung — zusammen mit rings um sie verstreuten Feuersteinsplittern und Tierknochen in einem noch unberührten Teile der Kulturschicht des ausgegrabenen Wohnplatzes.

§ 2. Die Knochen hat Herluf Winge sortiert und bestimmt. Nach der von ihm aufgestellten Übersicht besteht das Skelettmaterial aus Resten von *Cervus capreolus*, *Sus scrofa*, *Alces machlis*, *Castor fiber* und folgenden Teilen eines Skelettes von *Homo sapiens*: Ober- und Unterkieferfragmenten und einigen anderen Resten des Kraniums, dem Stumpfe eines Brustwirbels, Bruchstücken von Rippen, dem größten Teile beider Ober- und Unterarme, zwei Mittelhandknochen und einem Fingergliede, dem größten Teile beider Schenkel- und Schienbeine und einem Mittelfußknochen.

Von dem Unterkiefer ist die linke Hälfte fast vollständig erhalten (Tf. 45a—c). Es fehlt ein Teil des *Ramus*, hauptsächlich der *Processus condyloideus*. Dagegen umfaßt das Corpus die Alveolen der beiden rechten Schneidezähne und — infolge fast senkrechten Verlaufs der Bruchlinie — auch die entsprechende Kinnpartie. Von der rechten Unterkieferhälfte ist ein kleineres Fragment (Tf. 45 d, 46 a), vom Oberkiefer sind nur drei Molaren (Tf. 46 b—d) vorhanden. Die Humeri sind unvollständig.

§ 3. Eine ausführliche Besprechung der Menschenknochen des Sværdborg-Fundes hat H. A. Nielsen veröffentlicht.

Er gibt für die Extremitäten folgende, teils auf Schätzung, teils auf Messung beruhende Ziffern an:

Humeruslänge	245	mm
Radiuslänge	183	„
Femurlänge	335	„
Tibialänge	280	„
Radiohumeral-Index	74,6	
Tibiofemoral-Index	83,8	
Speichenkrümmungs-Index	etwa 5,6	

Das Alter des Sværdborg-Individuums schätzt Nielsen auf 16—18 Jahre. Der Unterkiefer weist nach seiner Ansicht „eine Reihe paläolithischer Merkmale" auf, nämlich: I. „fehlende Kinnprominenz", II. „fehlende *Crista genioglossi*" und III. „fünf Höcker auf allen drei permanenten Molaren des Unterkiefers, von denen der letzte in jedem Fall größer als der zweite und länger als der erste ist." Ferner meint er, daß Radiohumeral- und Speichenkrümmungs-Index außerhalb der Variationsbreite rezenter Europäer stehen.

§ 4. Gegen die Nielsenschen Forschungsergebnisse hat Arnborg kritisch Stellung genommen. Auf Grund neuer Messungen und Vergleiche kommt er hauptsächlich zu folgenden Resultaten: Wie u. a. aus dem Entwicklungsstadium der Zähne zu schließen ist, war das Individuum höchstens 14 Jahre alt. — Ziffern und Abb. zeigen deutlich, daß solche Kinn-Prominenzen vorhanden sind, wie sie bei gleichaltrigen rezenten Menschen vorkommen. Auch die Ausbildung der *Area genioglossi* entspricht im wesentlichen der der *Area* rezenter Europäer. — Zwei typische permanente Oberkiefermolaren — M_2 sup. sin. et dx. — (Tf. 46 c, d) reiht Nielsen fälschlich als Molar II und III der rechten Seite in den Unterkiefer ein. Diese zwei Molaren sind im Gegensatze zu Nielsens Behauptung vierhöckerig. Die beiden ersten unteren permanenten Molaren, die in den Unterkieferfragmenten festsitzen, sind wie gewöhnlich fünfhöckerig (Tf. 45 c). Der Regel entspricht auch, daß der zweite untere Molar, den Nielsen als fünfhöckerig ansieht, in Wirklichkeit typisch vierhöckerig ist. Der Unterkiefer besitzt also nicht „fünf Höcker auf allen drei permanenten Molaren" und weist somit auch kein „paläolithisches" Merkmal auf. Ebensowenig kann bei den von Nielsen im gleichen Sinne besprochenen beiden Unterkieferfragmenten aus Maglemose (s. d.) bei Mullerup von primitiven Merkmalen die Rede sein.

§ 5. Den Wert etwa 5,6 für die erwähnte Speichenkrümmung hat Nielsen durch Messung längs der konkaven Kante erhalten. Schließt man sich der Methode Fischers an und mißt also längs der konvexen Kante, so ergibt sich als entsprechender Wert etwa 3. Diese Ziffer liegt innerhalb der von Fischer angegebenen Variationsbreite für die Indizes von Badenern, und zwar ganz in der Nähe ihres Mittelwertes 3,2.

Auch der Radiohumeral-Index (74,6) bewegt sich in der Nähe des Mittelwertes für männl. rezente Europäer, den Solarue mit 73,9 angibt. Nach demselben Verf. beträgt das entspr. Maximum 81,5, das Minimum 69,0. Die von Nielsen zum Vergleiche herangezogenen Ziffern der dän. Neolithiker (78,5 und 80,0) stehen also nahe an der Maximalgrenze und verführen deshalb leicht zu Fehlschlüssen. Ihre Ziffern werden nur übertroffen von denen für rezente Niederkalifornier (81,5), für die norw. Neolithiker von Svelvik (s. d.) und den Mann des Obercasseler Fundes (nach Saller 81,4; s. Obercassel).

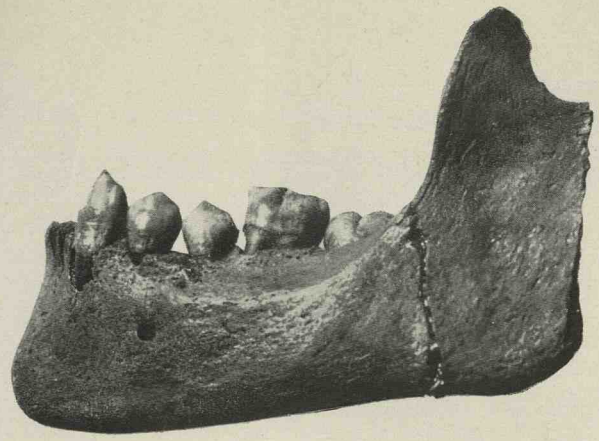
Die Nielsenschen Ziffern der Extremitätenknochen sind ohne Epiphysen berechnet. Mit Epiphysen (Tf. 46 e_1) mißt das linke Femur etwa 365 mm. Die rechte Tibia (Tf. 46 f), von der nur die untere Epiphyse fehlt, ist ohne diese etwa 300 mm lang.

§ 6. Erwähnt sei noch die schlanke Form der Sværdborg-Speiche (Tf. 46 e_1), die in auffallendem Gegensatze zu der Speiche des etwa gleichaltrigen Jünglings von Moustier (s. Moustier [Le]) steht (Tf. 46 e_2). Die übrigen Extremitätenknochen sind ebenfalls ausgesprochen schlank. Mit Unrecht bezeichnet Nielsen sie als kräftig. Schätzt man das Alter des Sværdborg-Individuums auf 13—14 Jahre (s. o.), so ist eine starke Ausbildung der Knochen auch nicht zu erwarten.

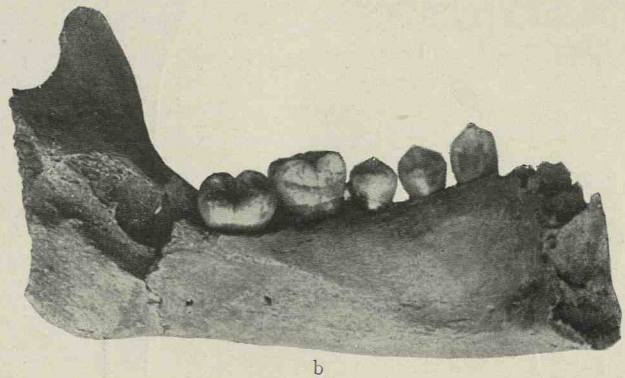
Wie aus dem Fundberichte hervorgeht, ist das vorgesch. Alter der Skelettreste gesichert. Sie sind also die ältesten Menschenknochen, die man bis jetzt in Dänemark gefunden hat, außerdem zusammen mit denen von Stångenäs (s. d.) die einzigen aus der Ancylus-Zeit des Nordens.

Aarb. 1921 S. 205ff. H. A. Nielsen; auch frz. in Mém. de la Soc. roy. des Antiq. du Nord 1920—25 S. 33ff.; Vidensk. Medd. fra Dansk naturh. Foren. 80 (1925) S. 365—422 mit dtsch. Zusammenfassung S. 413—422 J. Arnborg. — Mannus 18 (1926) S. 103ff. G. Kossinna; Bull. d'Anthrop. 4. Serie 10 (1899) S. 378 M. Solarue; Zeitschr. Abst.- und Vererbungslehre 39 (1925) S. 236ff. K. Saller.

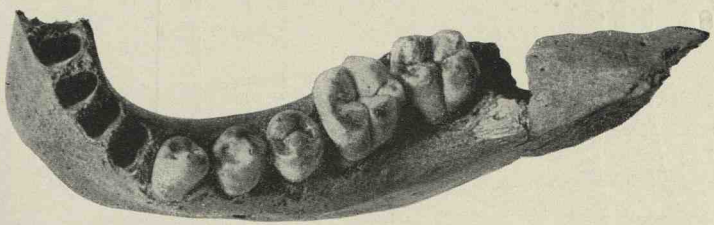
John Arnborg



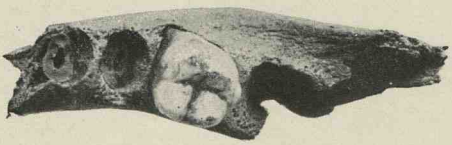
a



b



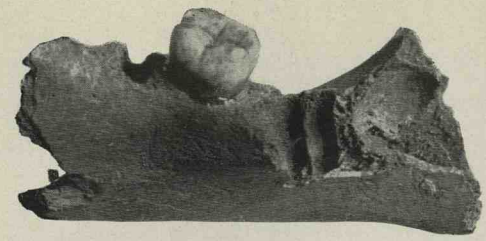
c



d

Sværdborg

a—c. Fragment der linken Unterkieferhälfte (a. Profilansicht, b. von innen, c. von oben). — d. Fragment der rechten Unterkieferhälfte von oben. — Sämtlich $^1/_1$ n. Gr. — Nach Originalaufnahmen.



a



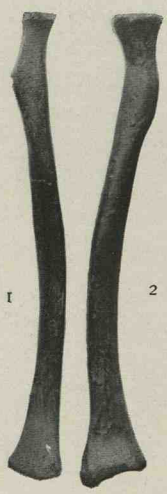
b



c



d

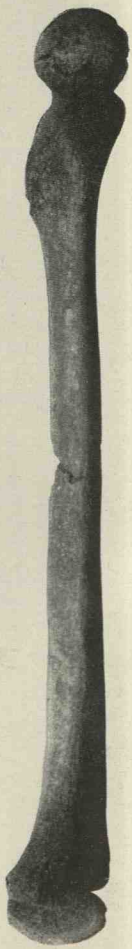


1 2

e



f



g

Sværdborg

a. Rechte Unterkieferhälfte von innen. — b—d. Molaren (b. M_1 sup. sin., c. M_2 sup. dx., d. M_2 sup. sin.). — e 1. Linker Sværdborg-Radius. — e 2. Gipsabguß des rechten Radius des Homo Mousteriensis Hauseri. — f. Rechte Tibia. — g. Linkes Femur. — a $^1/_1$, b—d $^3/_2$, e—g $^1/_3$ n. Gr. — Nach Originalaufnahmen.

Svarvarbo (Schweden). § 1. Im J. 1911 fand man bei der Trockenlegung der Bälinger Moore am Hofe S. (Ksp. Bälinge, Uppland) einen hölzernen Pflug, der aus mehreren Gründen ein besonderes Interesse darbietet. Der Pflug von 1,85 m L. ist aus einem natürlich gebogenen Eichenast hergestellt. Die Seiten sind durch Spaltung gewonnen, nicht durch wiederholte Beilschläge. Dabei sind aber Unebenheiten entstanden, die (aus alter Zeit stammend) von einer Axt herrühren müssen. Da durch dieses Werkzeug aber nur schmale und kurze Hiebspuren entstanden sind, kann die Axt keine breite und scharfe Schneide gehabt haben; es kann sich nicht um ein Eisenbeil oder eine breite Bronzeaxt handeln. Wie G. Rosenberg gezeigt hat, finden sich regelmäßig an den Hiebspuren wenigstens 5 verschiedene eingetiefte Querstreifen. Daraus geht nach R. hervor, daß die Schneide der Axt an einigen Stellen zur Seite gebogen war. Die Axt muß also aus Metall gewesen sein. Es war wohl eine schmale Bronzeaxt.

Der Pflug zeigt einen sehr primitiven Typus auf, was aber nicht ausschließt, daß er im einzelnen geschickt gearbeitet ist. So z. B. ist der Handgriff gut gemacht und liegt trefflich in der Hand. Die horizontale Pflugschar (7 cm br.), der einzige Teil des Pfluges, der eine praktische Verwendung des Stückes beweist, war nicht mit Metall versehen wie mehrere alte Pflüge. Auch hat diese Pflugschar keine hölzerne Verstärkung gehabt wie z. B. der dän. Pflug von Døstrup, der wahrscheinlich der vorröm. EZ angehört (s. Band I Tf. 3c). Weiter ist das Stück, wie es jetzt vorliegt, aller Wahrscheinlichkeit nach vollständig. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß an dem Stück eine hölzerne Zugstange befestigt war. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß das Stück beim Pflügen durch Zugstricke gezogen wurde. An der Unterseite, an der obersten Verbiegung, finden sich nämlich unbedeutende Spuren, die entweder durch Abnutzung oder durch Vermoderung entstanden sind. Es scheint vielleicht anfangs, als könnte eine Zugvorrichtung nicht gut so hoch befestigt sein. Beispiele dafür haben wir aber, wie an späten Pflügen aus Ceylon, aus Gobi usw. Man kann auch an den babyl. Pflug erinnern, wie er uns in einer Siegelabrollung der kossäischen Per. bewahrt ist. Auch hier sitzt die Zugstange außerordentlich hoch (s. Band I Tf. 4b).

Es ist aber durchaus nicht unmöglich, daß der Pflug überhaupt nicht gezogen, sondern in dem vorher durch die Hacke gelockerten Ackerboden geschoben wurde. Die Form des Handgriffes spricht jedenfalls nicht gegen diese Möglichkeit. In allen Fällen erfordert diese breite Pflugschar eine Lockerung der Erde vor dem Pflügen, wie es sogar beim altäg. Pflug oft nötig war. Die Schar des Pfluges von S. entbehrt sogar vorn einer Zuspitzung, die auf dem altäg. Pfluge des Berliner Museums (BSA 10 [1903/04] S. 127ff. Schäfer) als Pflugmesser gedient hat.

§ 2. Vergleicht man diesen aus einem Stück bestehenden Pflug ohne (jedenfalls feste) Zugvorrichtung, der einem Typus mit horizontaler Schar angehört, z. B. mit dem früheisenzeitl. Sohlenpflug der Etrusker, wie er auf der Bronze-Situla von der Certosa (Band I Tf. 3b) abgebildet ist, oder mit dem aus 5 verschiedenen Teilen bestehenden Døstrup-Pflug, einem Hakenpflug vom Typus mit messerähnlichem Pflughaupt, so ergibt sich, daß der Svarvarbo-Pflug typol. älter sein muß als diese. Dies gilt auch, wenn man ihn mit dem schwed. Hakenpflug von Bohuslän (Baltzer *Hällristningar från Bohuslän* Tf. 23 Nr. 1; Aarb. 1900 S. 228 Abb. 7 Müller), dem Sohlenpflug aus demselben Bezirk (Baltzer a. a. O. Tf. 29 Nr. 7; Bohusläns fornminnen 8 [1913] S. 524 Abb. 186 Almgren) oder mit dem ligur. Pflug (Montelius *Civ. Prim.* Tf. 127 Abb. 8 und 9 nach Bicknell), alle auf bronzezeitl. Felsenzeichnungen (s. d. A, C) abgebildet, zusammenstellt (s. Band I Tf. 3a; III Tf. 53g, 59, 118).

Da aber sowohl der Døstrup-Pflug wie die schwed. Felsenzeichnungen und der Pflug von S. dem nord. Kulturkreis angehören, scheint es höchst wahrscheinlich, daß der letztere nicht nur typol., sondern auch zeitlich älter ist als jene. Sichere Schlußfolgerungen auf typol. Grundlage zu ziehen, ist aber, wie S. Müller (a. a. O.) hervorgehoben hat, in solchen Fällen nicht ratsam. Ich verweise z. B. auf einen primitiven, auf Sizilien noch heute in Holz

fortlebenden Pflugtypus (Geogr. Ann. 1925 Stockholm S. 305 Abb. 15 Ahlmann).

§ 3. Durch Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden kann man jedoch zu einer sicheren Chronologie kommen. Schon die Höhenlage des FO, 41 m ü. M., gibt einen Anhaltspunkt dafür. Auf diesem Niveau lag die Uferlinie des Litorina-Meeres in der frühen Ganggräberzeit, zu der mehrere Wohnplätze derselben Gegend gehören. Ist der Pflug nicht im Wasser verlorengegangen, muß er jedenfalls jünger sein als ca. 2200 v. C. Auch in dem Falle, daß man ihn im Wasser verlor, ist das Maximal-Alter nur um 100 oder 200 J. höher, denn weiter hinauf gab es an dem Orte kaum bebauungsfähigen Boden. Da der Pflug aus Eiche verfertigt ist, liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß er älter ist als die postglaziale Klimaverschlechterung (s. d.), um so mehr, da er, wie gezeigt, typol. primitiver ist als der bekannte Pflug der BZ desselben Kulturkreises. Wahrscheinlich ist somit, daß das Alter des Pfluges von S. zwischen 2200 und 600 v. C. zu setzen ist.

Man kann indessen die chronol. Grenzen noch verengen. Der Finder des Stückes konnte bestimmte Angaben über den FO machen. Nach ihm lag der Pflug, der bei Trockenlegung des Bälinger Moorkomplexes gefunden wurde, im Lehm unter dem Torf. Er konnte dem Verf. den Platz nahe am Rande des Moores genau zeigen, und hier gelang es mir, im Herbst 1924 in den Grabenwänden noch Spuren zu finden, die bewiesen, daß hier der Pflug gelegen hatte.

Profile in den Grabenwänden zeigten zu unterst Lehm, oben Torf. Wo der Pflug gelegen hatte und höher, waren Torf und Lehm ausgeflossen, was teils klar erkennbar war, teils deutlich mit der Hand gefühlt werden konnte, da dieser Teil der Grabenwände viel weicher war als die Lehm- oder Torfschichten. Auf Grund dieser Bestimmung der Lage des Pfluges lohnte es sich, Probeserien am FO zu nehmen, die auf Diatomeen und Waldbaum-Pollen analysiert werden konnten.

Die Diatomeen-Analyse wurde von Dr. Astrid Cleve—v. Euler gemacht. Daraus ging hervor, daß das Litorina-Meer sich z. Z. des Pfluges weit zurückgezogen hatte (nur einige Fragmente von *Campylodiscus echineis* fanden sich in der Probe). Die Diatomeen-Flora zeigte einen sehr organisierten *Detritus* und war reine Süßwasser-(Torfwasser-)Flora, besonders mit *Hantzschia elongata* Gun., *Pinnularia lata* Bréb. und *Stauroneis phoenicendum* E. mit *v. amphilepta* E. (ziemlich zahlreich). Das Höchstalter des Pfluges ist nach dieser Analyse der Schluß der StZ. Wahrscheinlicher ist jedoch eine etwas spätere Datierung.

§ 4. Durch die vom Geologen E. Granlund gemachte Pollenanalyse (s. d.) wurde das Alter noch näher bestimmt. Die Analyse einer Probe, vom Verf. im Niveau der Stelle, wo die Unterkante des Pfluges mit größter Wahrscheinlichkeit ursprünglich gelegen hatte, genommen, gab folgendes Pollen-Spektrum: *Picea* 15%, *Pinus* 69%, *Betula* 11%, *Alnus* 2%, *Quercus* 3%. Beim Vergleich mit einer Probeserie aus einem anderen Moor in der Gegend, wo der subatlantisch-subboreale Kontakt (s. Klimaverschlechterung[Postglaziale]) unterschieden werden konnte, zeigte sich, daß die genannte Probe mit einem Niveau 30—35 cm unter dem Kontakte wohl übereinstimmte. Da aber bis jetzt dieses Moor nicht näher untersucht ist, bedeutet dieses Ergebnis nach Granlund nur eine Zeit der frühen Per. der BZ oder möglicherweise den Schluß der StZ. Durch eine spätere nähere Untersuchung des Moores wird aber eine noch genauere Datierung ermöglicht werden.

Vergleicht man die oben dargelegten verschiedenartigen Versuche, eine feste Datierung zu gewinnen, die in ihren Ergebnissen sehr wohl übereinstimmen, mit der Ansicht Rosenbergs, muß man wohl die Zugehörigkeit des Pfluges zur älteren BZ bedingungslos anerkennen.

Die Umschau 29 (1925) S. 95ff. Larsen (Notiz); Anthropos 22 (1927) ders. (vorläufige Mitt.); ebd. 20 (1925) S. 740ff. Leser.

Hjalmar Larsen

Svatovaja Lučka (Gouv. Charkov, Südrußland). Reicher ausgestattetes sarmat. Frauengrab der fr. RKZ mit Goldschmuck, Kleiderresten, Spiegel, Glas, Tongefäßen und anderem.

Trudy XII. Arch. Kongresses S. 136ff. Trefiljev.

M. Ebert

Svelvik (Norwegen). § 1. In der Nähe von S., einer kleinen Stadt am Drammens-

fjord, sw. von Oslo, und zwar im Kirchspiel Hurum, entdeckte man im J. 1880 bei Sprengung eines großen Steines eine megal. Grabkammer. Der Hohlraum war 2,2 m l. und 1,6 m br., der gesprengte Deckstein 4,3 m l. und 3,7 m breit. Der Inhalt des Grabes war durch den Minenschuß zerstreut und beschädigt. Man fand Reste von 3 menschlichen Skeletten und 5 Feuersteingeräte (Dolche oder Lanzenspitzen): das erste Grab in Norwegen, das mit Sicherheit als steinzeitlich bestimmt werden konnte. Im J. 1900 wurde ein zweites Grab in 150 m Entfernung von dem ersten gefunden. Es war ungefähr $2^1/_2$ m l., 1 m h. und 1 m br., der Deckstein ungefähr 1,8 m l. und 1,7 m breit. Das Grab enthielt eine Steinaxt, einen Feuersteindolch und einige unbestimmbare Knochenreste.

Beide Funde gehören der Periode der Steinkistengräber des nord. Neol. an. Außer ihnen hat man bis jetzt in Norwegen im ganzen nur drei megal. Gräber entdeckt. Auch diese sind „Steinkisten". Sie stammen aus der gleichen Periode. Alle fünf Gräber sind in den Distrikten um den Kristianiafjord gefunden worden. S. a. Nordischer Kreis A § 5b 3.

§ 2. Eine genaue Übersicht über die Knochen aus dem ersten Grabe hat neuerdings Schreiner gegeben. Von allen drei Individuen sind Teile des Rumpfskeletts und der oberen und unteren Extremitäten erhalten, von einem außerdem das Kranium. Nach Schreiner waren die drei Individuen männlich; zwei standen im „reiferen Alter"; das dritte, zu dem das Kranium gehört hat, war höchstens 25 Jahre alt.

Der Schädel ist der einzige aus dem Neol. Norwegens, der als anatomisch normal betrachtet werden kann. Ein anderer gehört zu dem Funde von Viste (s. d.), der aus einer Kulturperiode des nord. Neol. stammt, die viel älter ist als die der Steinkistengräber. Das Viste-Kranium weist jedoch pathol. Veränderungen (Skaphokephalie) und eine postmortale Verdickung des hinteren, oberen Teiles der Parietalregion auf (Fürst). Der Schädel von S. hat den Längenbreiten-Index 75,8 (Schreiner), ist also mesokran. Er ist mittelgroß. Die kräftige Entwicklung der Glabella und des Tuber occipitale rücken ihn an die Grenze der Dolichokranie. Die Stirn ist hoch gewölbt und breit. Die Superciliarwülste springen stark vor. Das Gesicht ist auffallend niedrig, die Nase kurz und breit, die Augenhöhlen klein. Arbo stellt eine leichte Plagiokephalie fest.

§ 3. Von den übrigen Knochen sind die im Verhältnis zu den Humeri sehr langen Unterarme besonders auffallend. Die Radiohumeral-Indizes der Individuen I und II betragen 80,9 und 81,7. Sie liegen 5—10 Einheiten über den entsprechenden Mittelwerten für rezente Europäer und zwischen denen für Feuerländer und Niederkalifornier. Diese Ziffern werden nur von den dän. Neolithikern annähernd erreicht (Radiohumeral-Indizes nach H. A. Nielsen zwischen 78,5 und 80,0). In ihrem Femoro-Tibial-Index stimmen die drei S.-Individuen aber sehr genau mit den übrigen Neolithikern Europas überein. Ihre Körperlänge schätzt Schreiner auf 165,7, 163,8 und 162,4 cm.

§ 4. In der Literatur sind die Funde von Rygh, Arbo, Guldberg, Larsen, Mørck, W. C. Brøgger, Gustafson und Shetelig, zuletzt und am ausführlichsten jedoch von Schreiner behandelt worden.

Larsen gibt als Funddatum 1875, Mørck und andere geben 1881 an. Mørck spricht irrtümlich von zwei Kranien. Arbos Verzeichnis der Knochen weicht mehrfach von dem Schreiners ab. Als Kranial-Index nennt er 76,41. Ein Femur, den Rest eines Beckenknochens und eine Clavicula bezeichnet er als weiblich. Die Ergebnisse Schreiners dürften in allen diesen Punkten als endgültig zu betrachten sein.

Aarsberetning 1881 (1882) S. 132 Rygh; Arbo *La première découverte d'ossements humains de l'âge de la pierre en Norvège* Rev. d'anthropol. 2. Serie 5 (1882); Vidensk. Skrifter, Math.-Naturw. Kl. 1901 Nr. 2 S. 5 und 53 Guldberg; ebd. Nr. 5 S. 13 Larsen; Aarsberetning 1900 (1901) S. 13ff. Mørck; Norges Geol. undersøgelse Nr. 41 (Kristiania 1905) S. 235 W. C. Brøgger; Gustafson *Norges Oldtid* 1906 S. 30; Oldtiden 4 S. 1ff. ders.; Shetelig *Primitive Tider i Norge* 1922 S. 324f., 339; Schreiner *Die Menschenknochen der megal. Grabkammer bei Svelvik* 1923.

John Arnborg

Světi-Kirilovo (Bulgarien; Tf. 47 und Band II Tf. 96, 97). § 1. Etwa 11 km sw. Stara-Zagora (der röm. Augusta Trajana; s. die Karte Band II Tf. 88). Großer, künstlicher, mitten im Dorfe gelegener, elliptischer Wohnhügel von 50 : 32 m Dm und 12 m Höhe. Die unteren Schichten lieferten —

ob zeitlich voneinander geschieden, ist aus dem Berichte nicht zu ersehen — Reste einer typischen monochromen und einer bemalten Keramik. Bei ersterer sind besonders kennzeichnend hochgehenkelte Becher mit gerundetem Boden oder schmaler Standfläche und am Hals und Bauch breit ansetzendem Knickhenkel, der am Knick öfter auch einen knopf- oder zapfenartigen Auswuchs hat (Band II Tf. 96 a, b). Daneben erscheinen einfache Henkelkrüge, z. T. mit abgeschrägtem Rande, kegel- und doppelkegelförmige Schalen und Näpfe, Schalen mit hohlem Fuß u. dgl. Die Verzierungen sind teils plastisch (Buckel, einfache Tonleisten und Vertikalrippen, durch Fingereindrücke oder schräge Kerbschnitte gegliederte Tonwülste usw.), teils eingetieft (grobe Strichverzierung; Stichpunkt- und Tupfenreihen; durch Fingernageldruck hergestellte Warzenreihen). Von der bemalten Keramik sind nur kleine Bruchstücke erhalten, die über die Gefäßform nur mangelhaft unterrichten (Teller, Schüsseln u. dgl.). Die Muster sind, wie vielfach in Thessalien, mit silberglänzender Graphitfarbe aufgemalt, oder sie werden auf der mit Graphit überzogenen Gefäßfläche ausgespart. Die wichtigeren Ornamentmotive bilden Gruppen von horizontalen oder schrägen Streifen, hängende und stehende Dreiecke, Scheiben oder Halbscheiben, ineinandergesetzte Winkelstreifen und ähnliches. Spiral- und Mäandermotive fehlen in der bemalten Keramik anscheinend vollständig, dagegen begegnen sie mehrfach bei kleinen, weiß oder rot inkrustierten Scherben und bei Idolfragmenten (Band II Tf. 97a). Endlich fand sich noch ein kleines, weiß inkrustiertes Bruchstück, das an die slavonisch-ostalpine Pfahlbaukeramik erinnert.

§ 2. Die Ton-Idole sind sehr roh, die kurzen Beine gesondert, der Kopf kaum abgesetzt, das Gesicht durch Druck mit Daumen und Zeigefinger herausmodelliert, die Ohren z. T. durchbohrt (Band II Tf. 97b). Auf dem Scheitel ist wie bei den Frauen-Idolen von Tatar-Pazardžik ein tiefes Bohrloch, das vermutlich zum Einstecken eines Stäbchens (behufs Anbringung einer Kopfzierde) diente. Außerdem fanden sich noch webgewichtförmige, anikonische Idole, z. T. mit Hakenkreuz, wie von Ripač (s. d.) und Donja Dolina.

Die Steinbeile sind trapezförmig, seltener dreieckig mit abgerundeter Spitze; die meist einseitig zugespitzte Schneide ist in der Regel konvex und, wenn geradlinig, dann in der Regel schräg gestellt. Schuhleistenkeile fehlen. Von durchbohrten Äxten fand sich nur ein Stück. Horn- und Knochengeräte sind ziemlich selten. Dagegen begegnen mehrfach Kupfergeräte, darunter auch eine kleine, dreieckige Dolchklinge mit Griffzunge.

Über dieser kupferzeitlichen Schicht lagen, durch sterile Zwischenschichten getrennt, noch mehrere jüngere Brandschichten mit verkohltem Getreide, Gebäuderesten und Gefäßscherben unbestimmbaren Alters. Die oberste Schicht ergab Funde aus röm. und byzantinischer Zeit.

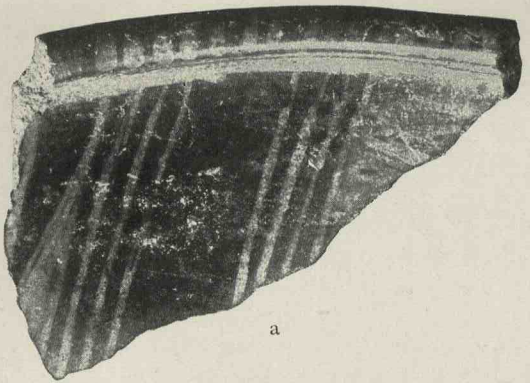
G. J. Kazarow *Vorgesch. Funde aus Sveti-Kyrillovo (Südbulgarien)* Präh. Z. 6 S. 67 ff.

G. Wilke

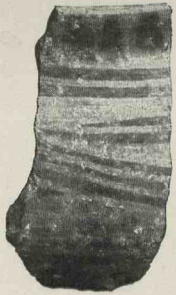
Swastika s. Hakenkreuz.

Swidérien s. Polen A § 2.

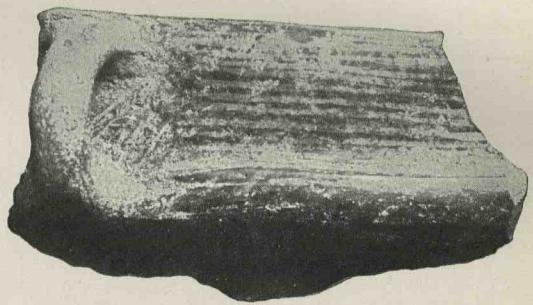
Symbol. S. a. Primitives Denken, Zauber A. — § 1. Durch seinen mehr gedanklichen als ästhetischen Inhalt unterscheidet sich das S. vom reinen Ornament: das S. redet nicht oder nicht in erster Linie durch die Form an und für sich oder deren tektonische Beziehung zum verzierten Objekt, sondern seine Bedeutung liegt in der konventionellen Bezeichnung eines — zumeist religiösen — Gedankenkomplexes. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß symbolische Zeichen im alten Europa wenigstens vor der Überhandnahme fremder Einflüsse in der EZ eine viel geringere Bedeutung besitzen als im Orient: in der streng ornamental gearteten Kunst des Abendlandes war das S. ein Fremdkörper, der, wenn er vorkommt, sich nicht mit dem eigentlichen Ornament vermischt. Neben künstlerischen Gründen müssen religiöse ausschlaggebend gewesen sein: je unmittelbarer sich die Religion auf die konkreten Naturerscheinungen bezieht, desto weniger braucht sie das Symbol. Hiermit werden die wichtigen Ausnahmen von der grundsätzlichen Symbolfeindlichkeit der alteurop. Kunst verständlich: die schon seit der j. StZ und auch in den nord. Ländern nachweisbaren Sonnensymbole. Denn im Gegensatz zu den geheiligten Quellen, Bäumen, Steinen,



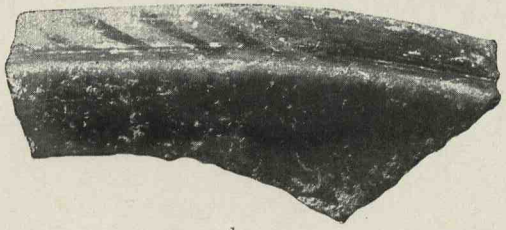
a



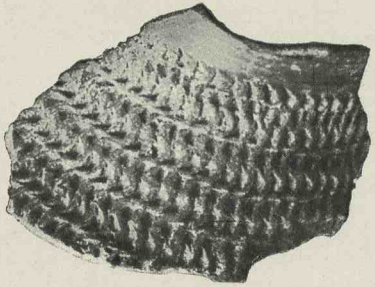
b



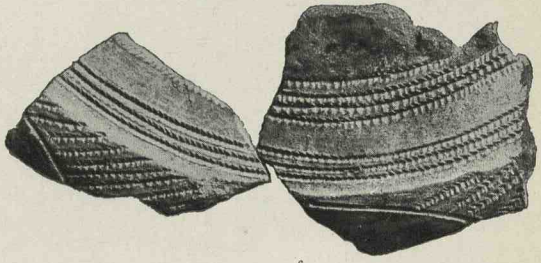
c



d



e



f

Světi Kirilovo

a—f. Bemalte Tongefäßscherben (f mit imitierter Schnurdekoration). a—e $^1/_2$, f $^2/_3$ n. Gr. Nach G. J. Kazarov.

Tieren, Waffen usw. war die Sonne trotz ihrer sinnfälligen Existenz als Licht- und Heilspenderin etwas Unnahbares, Ungreifbares und nicht immer Gegenwärtiges, das somit die Wahl eines stellvertretenden Zeichens oder Gegenstandes verlangte.

§ 2. Neben einfachsten Bildzeichen — Kreis, Kreis mit Punkt, mit konzentrischen Kreisen oder mit Strahlenkranz — mag das gleichfalls schon für das nordeurop. Neol. bezeugte Radkreuz das früheste Beispiel dafür sein, daß ein fremder Gegenstand — hier wohl das rollende, vierspeichige Rad — auf Grund einfacher Gedankenassoziation zum Sinnbild der Sonne gewählt wurde (s. Kreismuster, Radornament). — Später kann durch Bereicherung und Differenzierung der religiösen Vorstellung, durch die Verschmelzung verschiedener Kultformen — Stein- und Sonnenkult bei den „Sonnenstelen" der skand. Felsenzeichnungen (s. d. A), Pferde- und Sonnenkult bei dem „Sonnenwagen" von Trundholm (s. d.) —, dann auch namentlich durch die Umdeutung fremder religiöser Vorstellungen die Reihe dieser stellvertretenden S. einen beträchtlichen Umfang annehmen. Neben dem aus dem S importierten Hakenkreuz (s. d. A) mögen die figürlichen Motive vom Vogel, Pferd, Rind und Mensch, die Hörnerpaare, mond- und barkenförmigen Zeichen usw., die in der früheren EZ massenhaft in Süd- und Mitteleuropa auftreten, wohl durchwegs mit dem Sonnenkult in Verbindung stehen oder nachträglich auf ihn bezogen worden sein. Auch jetzt ist der Gegensatz zwischen S und N bemerkenswert: während das aus fremden Quellen schöpfende Ornament des Hallstattkreises einschließlich Schlesiens von S. gesättigt ist, treten diese in der späteren nord. BZ noch immer stark in den Hintergrund, oder auch sie werden zu rein ornamentalen Formen umgestaltet (z. B. beim Wellenbandmuster; s. Tierornament). Auch in der Hallstattkunst mögen die fremden S. bei der ornamentalen Verwertung oft ihre sinnbildliche Bedeutung eingebüßt haben, zum Teil aber wurden sie bodenständig und übertrugen sich auf die LTZ (so die Sonnenvögel, das Hakenkreuz und sehr allg. das Speichenrad).

§ 3. Bei einigen Gruppen von Bildzeichen ist die Deutung unsicher oder der symbolische Charakter nur zu vermuten. Bei den bis in die StZ zurückgehenden, namentlich in der BZ verbreiteten Waffendarstellungen sakralen Charakters (s. Figürliche Darstellung), aber auch bei den „Zeremonial"- und Miniaturwaffen, dürfte es sich wenigstens ursprünglich um Zeugen eines Waffenkults, nicht etwa um die Attribute einer Gottheit oder den symbolischen Ausdruck eines abstrakten Gedankens handeln. Bei den Miniaturwaffen (s. Miniaturbeigabe) als Anhängern (aus Ton, Bernstein, Stein schon in der j. StZ Skandinaviens, Deutschlands, Frankreichs, Siebenbürgens) wird sich die Bedeutung oft zu der eines bloßen Schutzzeichens — Amuletts — verflacht haben. — Schwer erklärlich sind die häufig vorkommenden Fußsohlendarstellungen (s. d.) und namentlich die über Skandinavien, West- und Südeuropa bis nach Vorderasien, Indien verbreiteten Schalenzeichen auf Steinen (s. Schalenstein). In Skandinavien reichen die Schalensteine (*älfkvarnar*, Elfenmühlen) von der StZ bis in die j. BZ und weisen durch die Verbindung mit dem Radzeichen in Felsenzeichnungen auf den Sonnenkult. Auch hier mag der Sinn durch das Ineinandergreifen ursprünglich getrennter religiöser Vorstellungen und Kultformen — Stein- und Sonnenkult — gewechselt haben. — S. a. Fußsohlendarstellung, Göttersymbol, Hakenkreuz, Handdarstellung, Kreismuster, Kreuz, Mondidol, Primitives Denken, Radornament.

Symbol. Waffen: C. Blinkenberg *Tordenvåbenet i kultus og folketro* 1909; Festschr. f. Feilberg 1911 S. 57ff.; Sv. Fornm. Tidskr. 10 S. 277ff. O. Montelius; S. Müller *NAK.* I 170ff. — Schalensteine: Beltz *VAM* S. 95; Forrer *Reall.* S. 686ff.; E. Hammarstedt *Schwedische Opfersteine* 1915; Mitt. Anthrop. Ver. Schlesw.-Holst. 7 (1894) S. 23ff. J. Mestorf; S. Müller *NAK.* I 167ff.; ders. *Skaalformede fordybninger* Aarb. 1917 S. 86ff.; L. Schaudel *L'origine et la signification des pierres à cupules* Congr. intern. préh. 14.

F. A. v. Scheltema

Symbolpfand s. Bürgschaft, Vertrag, Wette.

Symmetrie. § 1. S. ist in der Ornamentik zunächst immer geboten, wenn der verzierte Gegenstand selber symmetrisch gebaut ist, was bei der großen Mehrzahl der Waffen, Geräte, Schmucksachen zutrifft: Dolch- und

Schwertklingen oder -griffe, Beilklingen, Speerspitzen, Nadeln mit senkrecht gestellter Kopfscheibe, offene Hals- und Armringe usw. weisen naturgemäß eine symmetrische Verzierung auf. Die ornamentale Formsprache ändert sich, aber die S. bleibt gewahrt: die Henkelansätze nord. Megalithschalen der j. StZ können durch ein Paar symmetrischer, schräger Strichgruppen betont werden, die der Bronzeschnabelkannen der LTZ durch eine stilisierte Palmette, eine Achelous-Maske, eine heraldische Tiergruppe usw.

§ 2. Gegenüber der Reihung der gleichen Elemente bedingt ihre symmetrische Zusammenstellung eine vermehrte Individualität der Teile und Differenzierung der Gesamtform: die Elemente wiederholen sich nur einmal und dann noch zumeist im Gegensinn, oft unter Betonung einer mittleren Achse (s. Wappen A). Dieser größere Formenreichtum und die innere Geschlossenheit der symmetr. Gruppe werden dann von ornamentgeschichtlicher Bedeutung, wenn die S. nicht notwendig in der Gestalt des Trägers begründet liegt. So würde bei der großen Mehrzahl der neol. Gefäße die Betonung der S. durch das Ornament mit der gleichmäßig verlaufenden Rundung des Gefäßkörpers in Widerspruch stehen; auch dann, wenn die den Umlauf begleitenden, gereihten Elemente symmetrisch gebildet sind — Rauten, Dreiecke —, tritt diese S. völlig gegen die Reihung zurück. Dagegen nimmt in dem freieren, spätneol. Stile die Bedeutung der S. entschieden zu: in dem Maße, wie die Schenkelpaare des Zickzacks oder Winkelbandes wachsen, wird ihre symmetr. Gestaltung ausschlaggebender (s. Winkelband). In der späteren Schnurkeramik (s. d.) bilden sich selbständige, symmetrisch gebaute Motive — Tannenzweig, Farnblattmuster —, in den Stichband- und Hinkelsteingruppen der Bandkeramik (s. d.) sind symmetrisch gestellte Mäandroiden oder Schenkelpaare zu beiden Seiten einer vertikalen Strichgruppe oder eines „Bäumchenmotivs" häufig. Namentlich in der ostalpinen Gefäßverzierung begegnen wiederholt kompliziertere, symmetrisch aufgebaute Motive.

§ 3. Eine ähnliche Entwicklung zeigt die BZ und frühere EZ. Trotz des allg. Vorkommens der S. an Waffen und Schmuckgeräten ist von einer bewußten Ausnutzung durch das Ornament der BZ kaum zu sprechen, die entscheidenden Entwicklungsvorgänge spielen sich in Reihung und Rhythmus ab. Für die späte nord. BZ dagegen sind symmetrische, dem Drachen- oder Schiffsornament verwandte Figuren charakteristisch (auf ovalen Halsringplatten, Rasiermessern, Pinzetten), und namentlich die Zierkunst des Hallstattkreises macht von der S. ausgiebigen Gebrauch: komplizierte, im Gegensinn angeordnete Figuren auf Hallstätter Gürtelblechen (u. a.; Sacken *Hallstatt* Tf. 9 Abb. 4. 6. 8, Tf. 10 Abb. 3. 4. 7 usw.), symmetrisch sich gegenüberstehende gemusterte Felder auf Schalen, größere symmetr. Gruppen auf Urnen (z. B. Hoernes *Urgesch.*[2] S. 483 Abb. 1—2). Auch an die Ausgestaltung der Antennenschwertgriffe und die mannigfache Abwandlung der gekuppelten Sonnenvögel bei Anhängern, Amuletten usw. ist hier zu denken (s. Wappen A). — Dagegen äußert sich der organische, bewegte Stil der reifen Latènekunst (s. Latènestil) häufig in einer geflissentlichen Vermeidung der trockenen Gegenüberstellung isolierter Figuren. So typische Stilformen wie der Dreiwirbel, die S-Motive und reziprok ineinandergeschobene Fischblasen sind asymmetrisch bzw. umgekehrt symmetrisch gebildet und werden auch dann verwendet, wenn strenge Symmetrie geboten scheint: Dreiwirbel auf dem Mundstück der Latène-Schwertscheiden; die S. zweier konfrontierter Tiergestalten wird durch Hinzufügung eines dritten Tieres aufgehoben; bei der Verzierung der langen und schmalen Schwertscheiden selber kann jede Spur von S. getilgt werden.

§ 4. In der religiösen Bildkunst wird S. allg. durchgeführt zur Betonung des hieratischen, feierlich unbewegten, in sich beschlossenen Charakters (Idole, Bildsteine, später auch Amulette; s. Idol A 2). Fehlt, wie in den nord. Felsenzeichnungen (s. d. A), den Figuren oder Figurengruppen diese symmetr. Gestaltung, so dürfte schon aus diesem Grunde eine Darstellung von Göttern nicht wahrscheinlich sein. Dagegen zeigen die figurierten Steinplatten des Kivik-Monumentes (s. Kivik), daß auch in der nord. BZ die sakralsymmetrische Gruppe,

sei es auch ohne menschliche Figuren, bekannt war (s. Figürliche Darstellung; vgl. a. Band III Tf. 55a—c, 56).

F. A. v. Scheltema

Sympathie. S. a. Kultus A § 4, Magie A § 2. — (Medizin) S. als magische oder Zauberhandlung, geleitet durch die Vorstellung eines geheimen, fernwirkenden Zusammenhanges zwischen dieser Handlung und dem erstrebten Ziele, ist in der Völkermedizin weit verbreitet. Die sympathetische Zauberhandlung ist vielfach eine symbolische, der Zauber also mehr indirekt gedacht. Bannen, Festmachen, Vergraben, Verpflanzen, Vernageln, Durchbohren, Verbrennen, ins Wasser Werfen, Abwaschen, Ablecken, Berühren, Anspucken, Umwinden, Messen, Zählen, Knüpfen, Knoten, Binden, Lösen, Durchziehen, Durchkriechen usw. sind so einige Sympathie-Handlungen, die heute in der Volksmedizin im Brauche stehen und seit uralter Zeit in Verwendung waren, in der orientalisch-ägyptischen wie in der antiken Frühzeit und anderen Frühkulturen, ohne daß bis ins einzelne die Verhältnisse für diese Frühperioden auch nur annähernd bisher geklärt wären, noch weniger deren Zusammenhänge und gegenseitige Beeinflussungen. Auch die nord. *Seidr* sind offenbar zum Teil als Sympathie-Zauber gedacht.

Wundt *Völkerpsychologie* II 2 (1906) S. 190ff.; Bartels *Die Medizin der Naturvölker* 1893 S. 205ff.; A. Lehmann *Aberglaube und Zauberei* 1898 S. 193ff.; E. Stemplinger *Sympathieglaube und Sympathiekuren in Altertum und Neuzeit* 1919; ders. *Antiker Aberglaube in modernen Ausstrahlungen* 1922; Th. Weidlich *Die Sympathie in der antiken Literatur* 1894; F. Grön *Altnord. Heilkunde* Janus 1908; von Hovorka und Kronfeld *Vergleichende Volksmedizin* II (1909) S. 873—881.

Sudhoff

Syphilis. Die Versuche, S. an Knochen und Zähnen von Ägyptern nachzuweisen, die Fouquet, L. Ch. Lortet und Jarricot unternommen haben, sind als gescheitert anzusehen. Dagegen hat Michel Gangolphe 1912 einen Humerus und eine Ulna bekanntgegeben, die Paul Raymond unter den Knochenfunden des Baron de Baye entdeckt hat, und die neol. Höhlengräbern des Marne-Tales entstammen. Völlig einwandfrei zeigen dieselben tertiär-syphilitische gummöse Osteomyelitis, an deren Tatsächlichkeit auch nach der Untersuchung Lannelongues nicht der geringste Zweifel bestehen kann. Konstitutionelle S. ist damit in neol. Zeit für das Marne-Tal bewiesen.

Michel Gangolphe *Syphilis osseuse préhistorique* Mém. de l'Acad. des Sciences, Belles-Lettres et Arts de Lyon 13 (1912) mit 2 Tf. SA 16 S.; Roy L. Moodie *Paleopathology* 1923 S. 353f., 411.

Sudhoff

Syrer (Tf. 48, 49). § 1. Land und Volk. Der Name für das Land Syrien ist nach Nöldeke aus Assyria abgekürzt (zuletzt in SB. Preuß. Akad. 1915 S. 309 Ed. Meyer). Die Äg. nennen die sem. Bewohner, soweit sie auf der Sinai-Halbinsel (s. d.) hausen, *Menziu*, in Palästina und weiter im N *Amu* (hierogl. *ʿ3mw*). Das phön. Küstenland heißt *Zahi* (*Dhj*). Den Namen der Phönizier, griech. φοίνιξ, hat man aus dem äg. *fnḫw*, *Fenchu* ableiten wollen (ÄZ 45 [1908] S. 84 und 140 Sethe; Rec. de Trav. 34 [1912] S. 35; MVAG 1916; Hommel-Festschrift Sethe; s. Phönikien § 2).

Die S. werden in den äg. Denkmälern stets als Semiten (s. d.) dargestellt. Sie tragen einen längeren oder kürzeren Vollbart, und auch das Haupthaar ist verschieden lang und bald in geschlossener Masse, bald mit herabhängenden Strähnen dargestellt (s. Haartracht C). In diesen Verschiedenheiten der Tracht offenbart sich die Zugehörigkeit zu verschiedenen Stämmen.

Die äg. Sprache hat enge Beziehungen zur sem., sei es durch Wurzelverwandtschaft, sei es durch spätere Beeinflussung (ÄZ 39 [1901] S. 146 v. Calice; ebd. 49 [1911] S. 87, 93; ebd. 50 [1912] S. 86; ebd. 53 [1917] S. 84 Ember). S. a. Semiten B § 33.

§ 2. Geschichtliche Folge. Vor der geschichtlichen Zeit liegt eine Überflutung Ä. durch sem. Asiaten, die allerdings auch aus einem anderen Lande als Syrien, etwa aus Arabien, gekommen sein können. Jedenfalls haben sie der hamitisch-nubischen Grundbevölkerung einen sem. Einschlag gegeben und haben der äg. Sprache die sem. Färbung gebracht, die so stark ist, daß man an eine Urverwandtschaft geglaubt hat.

In der geschichtlichen Zeit stehen sich die selbstbewußt bodenständigen Äg. und die sem. S. als Völker ohne jedes Gemeinsamkeitsgefühl gegenüber. Die ersten äg. Denkmäler mit Darstellungen von S. sind Elfenbeintafeln aus den Königsgräbern der 1. Dyn. von Abydos (Petrie *Royal Tombs* II [1901]

S. 21—22 mit Tf. 4), vor allem das ausgezeichnet geschnitzte Bild eines gefesselten Semiten mit der Beischrift „Asiat" (ebd. I [1900] S. 23 und 43 Nr. 30 mit Tf. 12, Nr. 12 und 13 und Tf. 17, Nr. 30). Für das AR sind eine Reihe von äg. Feldzügen nach Syrien berichtet, wo man Städte und Festungen zerstörte, auch Ackerbau mit Feigen und Weinzucht vorfand. Die Verhältnisse in der seßhaften Bevölkerung werden damals schon ähnlich gewesen sein wie im MR, für das wir durch den Reiseroman des Sinuhe eine lebendige Schilderung Syriens von den Nomaden der Wüste bis zu den Bauern und Städtern an der Küste besitzen.

Im MR haben Kämpfe um Syrien stattgefunden, über die allerdings nur verhältnismäßig geringe Andeutungen vorliegen. Um so stärker war das Vordringen der Äg. auf friedlichem Wege nach Syrien hinein. Als Sprungbrett diente außer Südpalästina das Küstenland mit seinen Häfen, in denen äg. Schiffe (s. d. C § 1) immer schon verkehrt hatten. In Byblos (s. d.), dessen alte Beziehungen zu Ä. gut belegt sind (ÄZ 45 [1908—1909] S. 7; ebd. 47 [1910] S. 71 Sethe; Festschr. Ed. Hahn 1917 S. 250 Greßmann), ist im J. 1922 ein Grab aus der Zeit des Königs Amenemhêt III. (Dyn. 12) gefunden worden, dessen Beigaben neben äg. Originalarbeiten auch syrische Stücke mit äg. Beeinflussung enthalten (Ancient Egypt 1923 S. 33; Les travaux archéologiques en Syrie de 1920—1922 [1923]).

Im NR wurde der Verkehr zwischen Ä. und Syrien immer stärker. Die Militärstraße nach Palästina (Journ. Eg. Arch. 6 [1920] S. 99 Gardiner) war mit Forts befestigt, die eigene Namen hatten (s. a. Festung C § 22). Bei dem Austritt aus Ä. deckten sie gleichzeitig den Vorläufer des heutigen Suez-Kanals, d. h. den durch das Wadi Tumilât und die Bitterseen in das Rote Meer geleiteten Nilarm. Die Eroberung des Landes wurde weiter nach N ausgedehnt, und die Listen der eroberten Städte aus den Feldzügen Thutmosis III. geben ein reiches Material für syr. Ortsnamen (W. Max Müller *Die Palästinaliste Thutmosis III.* MVAG 12 [1907]; ders. *Egyptological Researches* II-Carnegie Inst. 53 II [1910] S. 66; s. a. Festung C § 20). Ramses II. hinterließ ein Siegesdenkmal im Ostjordanland (ÄZ 31 [1893] S. 100 Erman), und äg. Denkmäler (s. Fundstätten, Reisen und Ausgrabungen B § 16) sind in viele Städte Syriens gekommen, z. B. eine äg. Statue nach Tyrus (s. d.; ÄZ 31 S. 102 Erman; ebd. 32 [1894] S. 64 Krebs). Umgekehrt sind sem. Nomaden in Ä. angesiedelt worden (ÄZ 27 [1889] S. 125 Bergmann), und Söldner aus Nordsyrien und Kleinasien haben in Ä. Dienst genommen (ÄZ 36 [1898] S. 126 Spiegelberg und Erman). Auf diesem Wege sind syr. Tongefäße in das Nil-Tal gekommen, wo sie in äg. Gräbern häufig gefunden worden sind (*Cem. Abydos* II [1914] Tf. 4, 34 zu S. 32; s. a. Vase C). In äg. Gräbern sind Erzeugnisse des syr. Handwerks vielfach dargestellt, oft in der Hand von Syrern, die ihre Gaben darbringen (Band VI Tf. 100—104). Die Darstellung der Taten des Königs in den Tempelreliefs enthält ausführliche Schilderungen der Eroberung Syriens, in der viele kulturgeschichtlich wichtige Hinweise stecken; bemerkenswert sind die Festungen (s. d. C), die allerdings teilweise von Hettitern verteidigt werden und vielleicht von ihnen errichtet worden sind. In der Mitte von Syrien trafen die Äg. mit den Hettitern (s. d.) zusammen, die das Land von N her unterwarfen.

In der Spätzeit ließ der äg. Einfluß immer mehr nach zugunsten des babyl.-assyrischen. Äg. Gesandte nach Phönikien (s. d. § 5—7) hatten ernstliche Schwierigkeiten, wenn sie sich dort durchsetzen wollten (Reise des Wen-Amon: ÄZ 38 [1900] S. 1 Erman). Äg. Religion übte freilich fortgesetzt einen Einfluß aus, dem die Syrer sich nicht entziehen konnten; z. B. verschaffte sich Tabnit, als Fürst von Sidon gestorben etwa 520 v. C., den Granitsarg des äg. Generals Pen-Ptah und ließ ihn für seine eigene Beisetzung mit einer syr. Inschrift versehen (O. Hamdy Bey und Theod. Reinach *Une nécropole royale à Sidon* 1892 S. 130, 373 zu Tf. 44). Phönizier sind auch in dieser Zeit in Ä. zu Amt und Würden gekommen; ein Beamter Chahapi hat seine syr. Herkunft in Kleidung und Haartracht nicht verleugnet und sich in einem Marmorsarge aus seiner Heimat bestatten lassen (ÄZ 22 [1884] S. 101 Stern; ebd. 40 [1902] 3 S. 31 Schäfer; vgl. Hildesheim Nr. 1775). In der Zeit des AT, bei dessen Entstehung auch die äg. Literatur mitgewirkt hat,



a



b

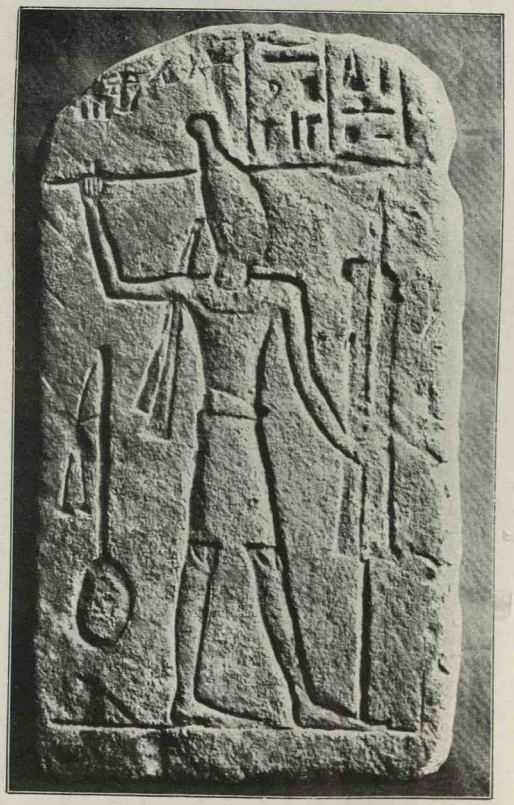
Syrer

a. Syrischer Ortsname „Feld des Abram" in der Liste der von König Scheschonk (Dyn. 21) eroberten Städte. Tempel von Karnak. — b. Dem General Haremhab wird ein Haufe semitischer Kriegsgefangener aus Syrien vorgeführt. Relief in seinem Grabe (Dyn. 18). Museum in Leiden.

a



b



Syrer

a. Mittelstück von der Verkleidung des Streitwagens Thutmosis IV. (Dyn. 18) aus gepreßtem Leder. Semitische Syrer werden in die Flucht geschlagen (oben) bzw. sind an den Königsnamen gefesselt (unten), der auf den Wappenpflanzen steht. Museum Kairo. Nach Petrie *Arts and Crafts*. — b. Denkstein aus einer ägyptischen Garnison im Delta mit Bild des syrischen Kampfgottes Reschef. Aus Horbet. Hildesheim 1100. Nach Photographie.

können die Fürsten von Israel sich nicht auf die Hilfe Ä. gegen das Vordringen der Assyrer verlassen.

A. Alt *Israel und Ägypten* 1909; W. Spiegelberg *Aufenthalt Israels in Äg.* 1904; Greßmann, Ungnad und Ranke *Altorientalische Texte und Bilder* 1909; Herm. Gunkel *Das Märchen im Alten Testament* 1917; Ernst Sellin *Das Alte Testament* 1921 S. 44, 52; T. Eric Peet *Egypt and the Old Testament* 1923.

Die Gründung des griech. Weltreichs durch Alexander den Großen machte Ä. und Syrien zu selbständigen Staaten, aber unter den Ptolemäern entbrannten sogleich wieder die Kämpfe zwischen beiden Ländern. Sie hörten erst auf, als die Autorität von Rom und später von Byzanz den Zwist der Rivalen unterdrückte. Im Mittelalter dauerten die Fehden wieder an, soweit sie nicht durch das Eingreifen der Europäer in den Kreuzzügen und später durch die Vormacht der Türken verhindert wurden. Heute sind die wirtschaftlichen und religiösen Beziehungen zwischen beiden Ländern wieder besonders stark.

§ 3. Wirtschaftliche Beziehungen. Der Grund für die Expeditionen des AR nach Syrien ist in Darstellungen und Inschriften gewissenhaft wiedergegeben: Die Äg. holten von dort Baumstämme, die sie in den Zedern des Libanon brauchbar und reichlich vorfanden. Ihre Schiffe und Heere kehrten mit vielen Gefangenen zurück, die in Ä. als Sklaven eingestellt wurden. In syr. Tonkrügen ist damals schon Zedernöl in das Nil-Tal gebracht worden, und syr. Bären wurden am Hofe des Pharao vorgeführt. Die bunten Kleiderstoffe, die wir an den Gewändern der Syrer sehen, wurden in das Nil-Tal eingeführt (Bild von einwandernden Asiaten in Beni Hassan [hier Band V Tf. 6—7; VI Tf. 99a] aus dem MR: Newberry *Beni Hasan* I Tf. 28—38). Im NR ist die Einfuhr syr. Waren sehr stark. Die syr. Industrie muß so ausgedehnt und leistungsfähig gewesen sein, daß sie regelmäßige Lieferungen nach Ä. machte; hervorgehoben werden Gebrauchsgerät, Musikinstrumente, Waffen und Wagen. An Lebensmitteln sind Öl, Wein und Bier eingeführt, ganze Herden von Rindern, Schafen und Ziegen sind nach Ä. getrieben (Schles. Pastoralblatt 36 [1915] S. 113 Karge). Viele dieser Gegenstände haben syr. Namen, die in der hieroglyphischen Schrift nur unvollkommen wiedergegeben werden können. Das Pferd (s. d. C), das in der Hyksos-Zeit (s. Hyksos) nach Ä. gebracht worden ist, ist im NR in großen Mengen aus Vorderasien eingeführt worden. Die Hyksos selbst, ursprünglich ein Nomadenvolk sem. Stammes, hatten in Syrien wie in Ä. festen Fuß gefaßt, und sie haben die verstärkte Einwanderung von Äg. vorbereitet. Für das NR hat man von einer „Semitisierung des äg. Staates" gesprochen, an der das Emporkommen syr. Sklaven als Schreiber und unentbehrliche Gehilfen mitbeteiligt war. Die inschriftliche Überlieferung, besonders die dem täglichen Leben entstammenden Papyrus, sind voll von sem. Lehnwörtern und von syr. Bezeichnungen für eingeführte, aber auch für einheimische Gegenstände. Äg. Gottheiten sind in syr. Städten verehrt worden, in denen die Pharaonen Tempel gebaut haben. Andererseits haben Äg. zu den syr. Göttern Baal, Reschef sowie den Göttinnen Astarte und Anat und anderen gebetet, die sich unter äg. Namen verbargen. Das NR bezeichnet den Höhepunkt des gegenseitigen Kulturaustausches. Aber auch in den folgenden Jh., als die politische Macht Ä. geschwächt war, haben die Religion, Literatur und das Kunstgewerbe Ä. einen starken Einfluß auf Syrien weiter ausgeübt.

Müller *Asien und Eur.* 1893; Erman-Ranke *Ägypten* S. 611—617; Breasted *History of Egypt* 1905; dtsch. von Ranke 1910, s. Index; Klebs *Reliefs AR* S. 117; *MR* S. 159; Wreszinski *Atlas* Tf. 4, 88, 115, 168, 266; Tribut: ebd. Tf. 56, 225, 247, 248, 265, 269, 273—77, 285, 288, 290, 291, 335—37, 340, 373. Roeder

Syrien s. Palästina-Syrien, Phönikien, Vase E, F und die Einzelartikel.

Syrinx s. Musik A § 10.

Syrischer Graben (Tf. 50, 51 d).

§ 1. Geologische Geschichte. — § 2. Heutige Gestalt. — § 3. Der Orontes. — § 4—7. Der Jordan und die Seen (§ 4. Name und Ursprung des Jordan. — § 5. Die *baḥret el-chēṭ* und die *baḥret ṭabarîja*. — § 6. Das Tote Meer. — § 7. Siedlungen).

§ 1. Die gewaltigste Bruchlinie der Erde, die in ihrer ungeheuren Ausdehnung erst neuerdings erkannt worden ist, zieht sich vom Taurus im N durch Syrien und Palästina über das Rote Meer bis weit nach Südafrika hinein. Sie läuft fast durchgehends entlang des 36. Längengrades und war eine Folgeerscheinung des Zusammenschrumpfens der erkalteten Erdoberfläche,

die auch zu der von W nach O gehenden Aufwölbung der großen Gebirge (Alpen bis Hindukusch) führte. In zwei parallelen Linien ist die große Kreidetafel zusammengebrochen, so daß der lange, auf beiden Seiten von hohen Randgebirgen begleitete Graben entstand. Zugleich mit dem großen Einsturz hatten sich in Palästina-Syrien auch nach W und O Sprünge gebildet, die um die stehengebliebenen Horste, die Reste der einstigen Tafel, herumgehen. Alle diese Vertiefungen füllten sich mit Wasser, dessen Oberflächenlinien hier und da noch deutlich erkannt werden können. Eine Verbindung dieses Binnenmeeres mit dem Indischen Ozean hat aber ebensowenig bestanden wie mit dem Mittelländischen Meere. Auch später und bis heute ist das ganze Gebiet in beständiger Bewegung geblieben, wie die zahlreichen Erdbeben beweisen, die Palästina-Syrien im Laufe der Jahrhunderte schweren Schaden zugefügt haben. Das Endergebnis war hier der S. G., der im N des Gebietes mit dem Unterlaufe des *nahr el-âṣī* (Orontes) beginnt, sodann sich in der *biqaʿ*, der Senkung zwischen Libanon und Antilibanos, und dem Laufe des Jordan fortsetzt, woran sich endlich noch das langgestreckte Tal der *ʿarabâ* bis zum Meerbusen von *ʿaqabâ* anschließt. An Stelle des einstigen Binnenmeeres sind die drei vom Jordan durchflossenen Seen geblieben, die *baḥret el-chēṭ* (bei Josephus als Semachonitis bezeichnet, oft fälschlich *ḥûle*-See genannt), der See von Tiberias oder der Genezareth-See und das Tote Meer.

Rev. bibl. 33 (1924) S. 85ff. Fr. D. Laferrière.

§ 2. Obwohl in diesem großen Bruche eine einheitliche Erscheinung vorliegt, die sich freilich kaum auf einmal, sondern in unmeßbaren Zeiträumen vollzogen haben muß, sind doch die Höhenunterschiede der jetzigen Oberfläche, die schon zu Beginn der geschichtlichen Zeit nicht wesentlich anders gestaltet gewesen ist, recht beträchtlich. Antiochia (*anṭâkia*) nahe der Mündung des Orontes liegt nur etwa 100 m über dem Mittelländischen Meere. Dann steigt die Talsenke bis nach *baʿalbek*, dem alten Heliopolis (1150 m), erreicht aber an der *baḥret el-chēṭ* bereits eine Tiefe von nur 2 m über dem Mittelmeere. Der Spiegel des Sees von Tiberias liegt schon 208 m darunter, und in raschem Laufe, der nur durch die vielen Windungen verlangsamt wird, fällt der Jordan bis auf —387 m zum Spiegel des Toten Meeres, während dessen Boden an der tiefsten Stelle noch 400 m darunter liegt. Einen weiteren Abfluß nach S macht das rasch wachsende Ansteigen der Oberfläche unmöglich. Mit + 198 m wird ungefähr 100 km s. vom Toten Meere die Wasserscheide erreicht. Dann senkt sich das Tal der *ʿarabâ* bis hinab nach *el-ʿaqabâ* an der n. Spitze des gleichnamigen Meerbusens. Aus dieser Oberflächengestaltung erklärt es sich, daß der *nahr el-âṣī* von S nach N fließt, der *nahr el-lîṭânī* und der Jordan hingegen von N nach S fließen, was schon im Altertum als merkwürdig empfunden wurde. Größere Veränderungen sind in geschichtlicher Zeit wohl nur im S eingetreten. Die Hafenstadt *eṣjôn-geber*, von der aus Salomo Schiffe nach Ophir sandte (1. Kön. 9, 26), hat in der Nähe von *ʿain el-ḥadjân* gelegen, so daß sich damals das Meer 35 km weiter nach N erstreckt haben muß.

§ 3. Der *nahr el-âṣī* (Orontes) entsteht aus mehreren Quellflüssen der *biqaʿ*, wendet sich dann nach NNO, biegt s. von *ḥamâ* nach NW und zuletzt bei *anṭâkia* scharf nach SW um. Bereits die Ägypter erwähnen ihn als *ʾirnt* (M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 7 Nr. 105), die Assyrer als *arantu*. An seinem Laufe liegen mehrere bedeutsame Siedlungen, so Qadesch (s. d.), *ḥomṣ* (Emesa) und *ḥamâ* (s. Hamath). In der Nähe von *ḥomṣ* ist der Flußlauf in alter Zeit (von den Ägyptern?) durch eine Steinmauer zu einem See aufgestaut worden (s. Bewässerung D § 2). Wann in diesem Flußtale die Niederlassung von Menschen begann, können wir vorläufig nicht sagen, da Syrien vorgeschichtlich noch ganz unerforscht ist. Zu Beginn der BZ waren jedenfalls schon ansehnliche, wohlbefestigte Städte vorhanden.

§ 4. Besser ist es mit der Kenntnis des Jordan-Tales bestellt. Der Name des Flusses (hebr. *haj-jardên*; äg. *jrdn* nur im Papyrus Anastasi I, A. H. Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911] S. 23) scheint dem im griechischen Gebiete mehrfach auftretenden



a



b

Syrischer Graben

a. Fliegeraufnahme vom Süden des Sees Genezareth bei *Samach* mit Jordan. Im Hintergrund das Jarmuk-Tal. — b. Fliegeraufnahme vom unteren Lauf des Jordans bei Jericho mit Mergelbildungen am Ufer. Wolken liegen auf den Höhen des Ost-Jordanlandes. — Nach Photographien des Bayrischen Kriegsarchivs.



a b c

d

Syrischer Graben

d. Fliegeraufnahme vom Jordan-Tal mit Einmündung des *wâdi fâr'a* und Spuren des alten Laufes. Nach Photographie des Bayr. Kriegsarchivs, München.

Syro-Hettitische Bronzen aus Südrußland

a—c. Exemplar in 3 Ansichten. H. 25,6 cm. Warschau, National-Museum, Nr. 32426. Nach Photographie.

'Ιάρδανος zu gleichen und ist deshalb als nichtsemitisch bezeichnet worden (s. Griechen B § 23f.; ZDMG 3 [1924] S. LXX F. Hommel zieht den 'Ερίδανος heran). Dazu würde passen, daß die alte Aussprache wohl *jordân* war, also eine Bildung mit der Lokativ-Endung *-ân*, die auch sonst vielfach im Lande vorkommt. Aber da *jordân* nach Analogie verwandter Sprachen denselben Sinn hat wie der heutige Name *eš-šerî'at el-kebîre* = die große Tränke, ist der Name doch wohl als sem. zu betrachten (Mitt. Deutsch. Pal. V. 1896 S. 10f., 26f. C. F. Seybold). Der Jordan wird aus drei Quellflüssen gebildet, dem *nahr el-ḥaṣbânî*, dem *nahr el-leddân* und dem *nahr bânjâs*, die z. T. vor dem Zutagetreten wegen der Karstnatur der Gegend unterirdischen Lauf haben.

§ 5. Von den drei Seen, durch die der Fluß geht, sind die beiden ersten nicht Überbleibsel des alten Binnenmeeres, sondern durch Aufstauungen des Flußwassers gebildet, da ihrem s. Ende Barren aus sehr festem Gestein (Basalt) vorgelagert sind. Da aber die Wasserzufuhr hier noch größer ist als die Verdunstung, konnte ein Abfluß entstehen. Die *baḥret el-chēṭ* ist jetzt 16 qkm groß und von birnenförmiger Gestalt. Ursprünglich reichte der See 8 km weiter n. bis *eṣ-ṣāliḥîje*, ist aber hier durch Anschwemmungen aufgefüllt, so daß sich ein zum großen Teil versumpftes Gebiet (*arḍ el-ḥûle*) bildete, in dem u. a. auch die Papyrus-Staude wächst. Auch der jetzige See wird allmählich versumpfen. Nicht weit vom s. Ende des Sees kreuzt eine uralte Straße den Jordan auf der *dschisr benât ja'qûb*, die sicher Vorgänger hatte. Bedeutend größer ist die *baḥret ṭabarîja*, der See von Tiberias (im NT See Genezareth, 170 qkm; s. Tf. 50a, Band X Tf. 7 [dort fälschlich als *baḥret el-chēṭ* bezeichnet]). Er ist sehr fischreich und rings von fruchtbaren Ufern umgeben, die stellenweise (so im NO und NW) zu etwas breiteren Ebenen werden. Im NW des Sees lagen uralte Siedlungen (s. Kinneret, Megalith-Grab F § 1), und in einer Höhle des *wâdi 'l-'amûd* (s. Muṛaret ez-zuṭṭîje) wurde ein Schädel vom Typus des Neandertal-Menschen gefunden. Auf dem weiteren Laufe erhält der Jordan einige Nebenflüsse, darunter von W den *nahr ǧālûd*, der aus der Ebene Jesreel (s. Band X Tf. 5a) kommt und einen wichtigen Zugang zu dem S. G. von W her bietet, und das *wâdi fâr'a* (Tf. 51d), das einen bequemen Aufstieg nach dem samaritanischen Berglande (s. Sichem) ermöglicht, von O die *šerî'at el-menâḍire* (Jarmuq), die den *ḥaurân* entwässert und durch große Dolmenfelder fließt, sowie den *nahr ez-zerqâ* (im AT *jabbôq*). Den vielfach gewundenen Lauf des Jordan begleitet auf der tiefsten Terrasse beiderseits ein tropischer Sumpfwald (*ez-zōr*), in dem sich früher allerhand Raubtiere bargen (s. Löwe E).

§ 6. Endlich erreicht der Jordan das Tote Meer (arab. *baḥr lūṭ*; im AT *jām ha-'arabâ* Deut. 3, 17; Jos. 3, 16; 12, 3; *jām hammelaḥ* „Salzsee" Num. 34, 3. 12; Jos. 15, 2. 5; 18, 19, oder *haj-jām haq-qadmōnî* „Das ö. Meer" Ezech. 47, 18; Joel 2, 20; bei Josephus und Plinius ἡ Ἀσφαλτῖτις λίμνη), ein abflußloses Becken von 915 qkm Größe, den letzten Rest des einstigen Binnenmeeres. Die große Halbinsel im O (*el-lisân*), die den See in zwei Teile scheidet, wird durch alte Terrassen gebildet, die bei einem späteren Durchbruche der Fluten nach S stehen geblieben sind. An das s. Ende schließt sich ein Salzsumpf (*sebcha*) an, in den mehrere kleine Bäche aus der *'arabâ* münden. Von O her erhält das Tote Meer verschiedene wasserreiche Flüsse, so das *wâdi zerqâ ma'în*, den *sēl el-môǧib* (im AT *'arnôn*) und ganz im S den *sēl el-kurāḥî* mit dem tief eingeschnittenen *wâdi 'l-ḥesâ* als Nebenlauf. Alle diese Gewässer sammeln sich also im Toten Meere und bringen hierher ihre Abfallstoffe. Unter anderen klimatischen Bedingungen würde der Seespiegel bald so hoch steigen, daß er in der Richtung des *nahr ǧālûd* nach dem Mittelländischen Meere abflösse. Aber die ungeheuer starke Verdunstung gleicht diesen Überschuß wieder aus. Je nach der zugeführten Wassermenge steigt und fällt der See jährlich um 60—90 cm (Quarterly Stat. 45 [1913] S. 192ff. E. W. G. Masterman) mit einem Höchststand nach dem Ende der Regenzeit im April oder Mai. Außerdem scheint die Höhe des Seespiegels noch eine andere, über lange Zeiträume ausgedehnte Schwankung durchzumachen; denn in den letzten 100 Jahren ist er beträchtlich gestiegen,

so daß eine um 1820 noch benutzte Furt im S ganz ungangbar geworden und seit 1892 die kleine Insel *rugm el-bahr* am n. Ende völlig verschwunden ist (Mitt. Deutsch. Pal. V. 1907 S. 40ff. I. Benzinger). Durch die starke Verdunstung wird der See immer salzreicher (etwa 24—26% Salzgehalt gegen 3,5% im Ozean), wozu noch unmittelbare Zufuhr von gelöstem Salz durch Quellen und kleine Bäche kommt. Wegen der Menge von Chlormagnesium (11%) muß alles Leben im See absterben. Außerdem erscheinen öfter lava-artige Schlacken, Schwefel (s. d. B) und Asphalt (s. d. B) an der Oberfläche des Sees, und in beträchtlichen Mengen sind sie auch in der Umgebung vorhanden. Nach einer alten (kanaanitischen?) Sage (Gen. 13, 10; 18, 1ff.) sollen hier fünf reiche Städte, Sodom, Gomorrha, Adama, Zeboim und Zoar, vernichtet und vom Toten Meere überflutet worden sein. Offenbar dachte man an den s. Teil des Sees, der sich erst später gebildet hat (ZdPV 19 [1896] S. 1ff. M. Blanckenhorn; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 631f.). Auf der Hochfläche im O des Toten Meeres ziehen sich weithin Dolmenfelder (s. Megalith-Grab F), die letzten Reste von Siedlungen des ausgehenden Neol. und der beginnenden BZ. Im SO bei *bāb eḍ-ḍrāʿ* ist erst kürzlich eine alte (moabitische?) Niederlassung mit Heiligtum und Befestigungsanlagen entdeckt worden (Bibliotheca Sacra 81 [1924] S. 276ff. W. F. Albright).

W. Libbey und F. E. Hoskins *The Jordan Valley and Petra* 1905; Quarterly Stat. 34 (1902) S. 155ff.; ebd. 35 (1903) S. 177ff.; ebd. 36 (1904) S. 83ff., 163ff., 280f.; ebd. 37 (1905) S. 158f.; ebd. 38 (1906) S. 69f., 232ff.; ebd. 39 (1907) S. 302ff.; ebd. 40 (1908) S. 160f.; ebd. 41 (1909) S. 68ff.; ebd. 42 (1910) S. 290f.; ebd. 43 (1911) S. 59ff., 158ff.; ebd. 44 (1912) S. 213; ebd. 45 (1913) S. 42ff., 192ff.; ebd. 49 (1917) S. 185ff. E. W. G. Masterman; F.-M. Abel *Une croisière à la Mer Morte* 1911; H. Schroetter *Das Tote Meer* 1924.

§ 7. Trotz seiner tiefen Lage ist das Bett des Jordan keine unüberwindliche natürliche Grenze. Schon das AT kennt mehrere Furten (Jos. 2, 7; Richt. 3, 28; 7, 24; 12, 5f.; 2. Sam. 19, 19ff.; 1. Kön. 7, 46). In späterer Zeit sind Brücken gebaut worden. Der Verkehr konnte also ohne größere Schwierigkeiten hinüber und herüber gehen. Dem entspricht, daß auf beiden Seiten des Flußlaufes schon in verhältnismäßig früher Zeit wichtige Niederlassungen und feste Plätze entstanden sind, die dann freilich zuerst dem Angriffe der aus der Wüste vordringenden Nomaden ausgesetzt waren und darum oft und gründlich zerstört wurden. Deshalb ist für ihre Anlage nach Möglichkeit ein Hügel (arab. *tell*) gewählt worden, der nach allen Seiten freilag, aber mit Wasser bequem versorgt werden konnte. Bei einem guten Teile dieser Ortslagen ist uns bisher der alte Name noch nicht bekannt, wird aber vielleicht im Laufe der weiteren Forschung erschlossen werden können. An und in der *arḍ el-ḥûle* liegen *tell en-naʿme* (äg. *jnʿm* M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 12 Nr. 219; jetzt auch auf der Sethos-Stele von *bēsân* Biblica 7 [1926] S. 112 A. Mallon; in den Amarna-Briefen *ianuamma* Knudtzon 197, 8 vgl. ZdPV 30 [1907] S. 34f. H. Clauß), *tell šēch ĵûsif*, *tell el-mellâḥa*, *tell âbil* (im AT *ʾābêl bēt-maʿᵃchâ*) und *tell el-qâḍī* (im AT *lâiš* vgl. Thutmosis-Liste 31 *rwś*, später *dān* genannt). Das s. Ende des Sees Genezareth und die dort vorbeilaufende Straße sperrt *chirbet kerak* (in hellenistischer Zeit Φιλοτερία, im Talmud *bēt jerach* genannt), den Eingang zur Ebene Jesreel *tell ḥōṣn* (s. Bethsean). In seiner Nähe liegen der *tell es-ṣârim* (äg. *rḥb* Burchardt S. 33 Nr. 628, im AT *rᵉḥôb* Pal.-Jahrbuch 22 [1926] S. 110 A. Alt) und weiterhin *tell el-ḥamme* (äg. *ḥmt* Burchardt S. 35 Nr. 678; Alt S. 110), auf dem ö. Ufer des Flusses *chirbet faḥil* (äg. *pḥl* Burchardt S. 32 Nr. 422; in den Amarna-Briefen *piḫilim* Knudtzon 250, 37; 256, 8ff., später Pella genannt) und außer anderen (Rev. bibl. 7 [1910] S. 554ff.; ebd. 8 [1911] S. 408ff. F. Abel) der *tell dēr allâ* (im AT *śukkôt*). Oberhalb der Mündung des Jordan in das Tote Meer befand sich auf dem *tell es-sulṭân* die stattliche Festung von Jericho (s. d.; Band III Tf. 88, 89b; VI Tf. 46, 47). Alle diese Stätten sind zum mindesten seit Beginn der BZ besiedelt und dann auch befestigt worden. Ja, es scheint, als ob hier zuerst größere Niederlassungen errichtet wurden, während im Gebirgslande Städte und Festungen erst später entstanden. Möglich war das nur, wenn durch sorgfältige Ausnutzung und Kanalisation der Wasserläufe für reichliche

Bewässerung der Äcker gesorgt, andererseits Sumpfbildung mit der Gefahr des Fiebers verhindert wurde. Was für eine Bevölkerung hier zuerst saß, und woher sie diese Wassertechnik gelernt hat, ist vorläufig noch unbekannt (Annual of the American Schools of Oriental Research 6 [1926] S. 13ff. W. F. Albright).

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 203f., 328ff., 564ff.; M. Blanckenhorn *Naturwissenschaftliche Studien am Toten Meer und im Jordantal* 1912; V. Schwöbel *Die Landesnatur Palästinas* I (1914) S. 13ff.; ders. *Der Jordangraben* Hettner-Festschrift 1921 S. 117ff.; E. Krenkel *Geologie Afrikas* 1925 S. 108ff.

Peter Thomsen

Syrjänen s. Finno-Ugrier B § 16.

Syro-hettitische Bronzen aus Südrußland (Tf. 51 a—c).

§ 1. Beschreibung. — §. 2. Chem. Analyse. — § 3. Fundort. — § 4. Rekonstruktion des Gefäßes. — § 5. Herkunft.

§ 1. Hierher gehören zwei Kriegerstatuetten aus den poln. Sammlungen: 1. Krakau, Kabinett f. Klass. Arch. d. Univ. Nr. 7271 (Eos 29 [1926] S. 9ff. 1 Tf. Przeworski); 2. Warschau, Nationalmuseum Nr. 32426 (hier Tf. 51 a—c). Beide Figuren sind augenscheinlich aus einer und derselben Form abgegossen, da sie in allen Dimensionen und Details aufs genaueste übereinstimmen. Die Männer sind mit einem kurzen Hüftrock bekleidet, der unten gezackt und in der Taille durch einen Gürtel zusammengefaßt ist. Die Füße und der Oberkörper sind nackt, doch lassen Spuren roter Farbe auf dem Rücken der Krakauer Statuette vermuten, daß hier das Kleid durch Bemalung angedeutet wurde. Das Gesicht ist bartlos. Der Kopfschmuck ist als ein Helm zu verstehen, auf dem ein Büschel eingesteckt ist. Danach wären die Schuppen als eine eigentümliche Stilisierung des Roßhaares aufzufassen (vgl. analoge Behandlung der Löwenmähne bei Heuzey *Cat. des Ant. Chald.* 1902 Nr. 216). Alle stilistischen Einzelheiten, die serpentin-artige Darstellung der Haare, die charakteristische Körperhaltung mit leicht vorgestelltem rechten Fuße und vorgestreckten Händen gestatten, die beiden Figuren in die Gruppe der syro-hettitischen Bronzen einzureihen, welche zuletzt von Poulsen (*La Collection Ustinow* S. 4ff. Videnskapsselskapets Skrifter 1920 II Nr. 3) zusammenfassend behandelt wurde. Hinzugekommen ist noch die Statuette aus dem Metropolitan Museum in New York (Kunstchronik 59 [1925] S. 280f. Abb. 1). Beide Bronzen sind in das 9. Jh. v. C. zu datieren.

§ 2. Die chemische Untersuchung, die ich Herrn Doz. Ing. Chem. Marjan Kowalski in Warschau zu verdanken habe, ergab:

	Cu	Zn	Pb	Fe	Sn
Krakau	73,27%	24,52%	1,12%	0,67%	0,25%
Warschau	73,52%	24,43%	1,04%	0,58%	wenig

Beide Figuren wurden demnach aus einer Legierung abgegossen, welche einen über Erwarten hohen Zinkgehalt hat, der noch den der sibir. und ostruss. Fundstücke übertrifft (Tallgren *Coll. Tovostine* 1917 S. 33f.). Neben den Stücken aus Gezer (s. Bronzeguß C § 2) sind es die einzigen „Zinkbronzen" aus dem alten Vorderasien. Dagegen ist in ihnen nur sehr wenig Zinn vorhanden, so daß man die Legierung als Messing bezeichnen darf. Die klass. Tradition nennt geradezu Ostkleinasien als Heimat der Messingindustrie, wie auch gr. μοσσυνοίκον χαλκόν (Pseud.-Arist. De mirab. ausc. 62) von den am Nordostrande Kleinasiens im 4. Jh. v. C. sitzenden Mossynoikern (Xenoph. Anab. 5, 5, 1) seinen Namen bekommen hat. Es wäre vielleicht zu vermuten, daß schon den Völkern des Hettiterreiches die Verwendung der Zink-Erze (Galmei?) zur Verhüttung nicht fremd war. Das Vorhandensein des Zinks in den syro-hettitischen Bronzen läßt einen solchen Schluß ebenfalls zu.

§ 3. Die eine Statuette ging an das Warschauer National-Museum aus dem Privatbesitz von J. Choynowski in Kijev über (er hat ihr die Karneol-Augen eingesetzt). Sie wurde seiner Sammlung sicher vor dem J. 1895 einverleibt und war, wie alle anderen Stücke, in Südrußland gefunden (vgl. J. A. Choynowski *Kratkija arch'eologičeskija sw'ed'enia o pr'edkach Sławian i Rusi i opis' dr'ewnost'ej sobrannych mnoju* Kijev 1896 S. 20 Nr. 130; *Dopołn'enie kataloga J. A. Ch... ago* Kijev 1899 S. 8. Abweichend ders. *Opisanie archeologicznych zbiorów* ... Kijev 1902 S. 108f.). Aus demselben Gebiet stammt gewiß auch die andere Statuette, welche in St. Petersburg spätestens Anfang des J. 1881 von Gr. K. Przeździecki für die Krakauer Universität erworben worden ist. Über eine ähnliche

Statuette: London, Brit. Mus. Nr. 440 vgl. Wiadom. Arch. 10 (1927) Przeworski.

§ 4. Die beiden Figuren wurden also aus einer Form in einer Legierung gegossen und dazu beide in Südrußland gefunden. Es bleibt daher als einzige Erklärung übrig, daß sie vorher zwei gleiche, korrespondierende Glieder eines Ganzen gewesen sind, das nach Südrußland in unversehrtem Zustande eingeführt worden ist und sich erst dort in Einzelstücke aufgelöst hat. Vermutlich dienten drei solche Kriegerstatuetten einem Bronzegefäß als Füße. Dafür spricht, daß der Kopf und der Helmbusch zwecks genauer Anpassung der Statuette an die Außenfläche der Gefäßwand rückwärts ganz platt abgeschnitten sind (Tf. 51c). Im Hinterkopf befindet sich eine längliche Aushöhlung, zur Einführung des am Gefäß befindlichen Zapfens bestimmt, mit dem die Figur dann verlötet wurde. Am Boden waren die Figuren wahrscheinlich durch einen platten Reifen zusammengehalten, an den ihre Füße angelötet waren. Die Fußsohlen der Krakauer Statuette scheinen Spuren eines solchen Zusammenhängens mit der Oberfläche des Reifens zu tragen. Da die Warschauer Statuette oberhalb der Füße abgebrochen ist (sie ist etwa 256 mm h., dagegen die andere, vollständig erhaltene, 265 mm), so sind diese vielleicht mit dem Reifen zusammengeblieben.

Das Gefäß wäre also seiner Konstruktion nach etwa mit einem chaldischen Stück zu vergleichen (abg. Festschrift f. Lehmann-Haupt 1921 S. 130 Nr. 13131 Herzfeld; Mem. Amer. Acad. Rome 5 [1925] Tf. 26 Curtis). Daß die hettit. Bronzestatuetten als Konstruktionsglieder der Gefäße eine weitere Verwendung fanden, darüber belehren uns zwei andere Figuren (PSBA 28 [1906] S. 228 Cowper; Chantre *Mission en Cappadoce* 1898 Tf. 24, 5), die rückseits mit Ringen versehen sind. Für weitere Einzelheiten der Rekonstruktion vgl. Wiadom. Arch. 10 (1927) Przeworski, wo auch die Zeichnung des Gefäßes.

§ 5. Daß dies hettit. Bronzegefäß mit Kriegerfiguren als Füßen durch die aus Vorderasien nach ihrer Heimat wiederkehrenden Skythen (Herod. IV 4), denen man die Entlehnung mancher Motive aus der altorient. Kunst zuschreibt (Arch. Anz. 1920 S. 40ff. H. Schmidt; Festschrift f. Bezzenberger 1921 S. 127ff. ders.; Arch. Anz. 1925 S. 11ff. R. Eisler), verschleppt wäre, scheint mir fraglich. Wir kennen keine anderen hettit. Fundstücke aus Südrußland; ein hettit. Siegelzylinder aus dem n. Kaukasus (CR Pétersb. 1882 S. 58; Materialien Arch. Kauk. 8 [1900] Tf. 227,47) gehört in ein anderes Gebiet. Es ist anzunehmen, daß das hettit. Gefäß aus Nordsyrien über Kleinasien nach Südrußland gekommen ist, bevor noch an den beiden Rändern des Schwarzen Meeres sich griech. Kaufleute niederließen. Vermittelst dieser „vorgriechischen" Handels- und Verkehrsbeziehungen zwischen der kleinasiatischen und der südruss. Küste des Schwarzen Meeres gelangte auch eine hettit. Bronzefigur nach dem Ostsee-Gebiete (Sitzungsber. Prussia 22 [1908] S. 424 Abb. 223; Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 79 Abb. 31; hier Band IX Tf. 218a).

Für die Einzelheiten vgl. Przeworski *Une statuette hittite de Cracovie* Eos 29 (1926) S. 9—14, 1 Tf.; ders. *Bronzowe naczynie Hetyckie z Ukrainy (rekonstrukcja)* Wiadom. Arch. 10 (1927) S. 1ff.

Stefan Przeworski

Szalacska (Kom. Somogy, Ungarn). § 1. Münz- und Gußstättenfund auf einem neben dem Orte sich erhebenden, mäßig hohen Plateau. Die Doppelwerkstätte bestand aus einem Holzbau von etwa 8—10 qm Bodenfläche, der z. Z. der röm. Invasion durch Feuer zerstört worden ist. Die bemerkenswertesten Stücke der Münzstätte sind die Stanzen, die in zwei Formen auftreten: für den Avers scheiben-, für den Revers walzenförmige. Die gravierte Mitte ist bei zwe; Scheiben (Dm 13 bzw. 17 mm) aus Silberi beide sind von einem eisernen Ringe von 9 mm Stärke umschlossen. Die dritte Scheibe ist aus Bronze, sehr abgenutzt und ohne Fassungsring. Von den Revers-Stanzen ist bei einem Exemplar die obere Hälfte mit der Gravierung aus Silber, die untere aus Bronze. Die beiden anderen Stanzen sind nur aus Bronze und stark abgenutzt. Zu jeder Stanze haben sich auch die entsprechenden Münzen gefunden. Die Gravierungen von Av. wie Rev. sind von „barbarischer" Ausführung.

§ 2. Von Werkzeugen fanden sich: Schmiede- und doppelhörnige Treib-Ambosse,

bis 28 kg schwer; ein doppelschneidiger Treib- und Schlichthammer; Abpinn-Eisen; Feuerzangen; 6 eiserne Meißel; 1 Punzmeißel; 1 Flach-, 2 Lappen- und 3 Tüllenmeißel, darunter ein Hohl- und ein Punzmeißel; 2 Aushauer von 13 bzw. 25 cm L. zum Abrunden der Münzen; ein Vorreißer mit einem spitzen und einem flachen Ende; eine doppelspitzige Ahle aus Bronze; 6 Löffelbohrer, darunter einer von 38 cm L. bei einer Löffelbreite von 2 cm; außerdem einige Gußschalen, -teller und -modelle, darunter eins aus Bronze zur Herstellung von Bronzeperlen und ein anderes gleichfalls aus Bronze für eine Spätlatène-Fibel, die für die Datierung wichtig ist, sowie Schleif- und Poliersteine von wechselnder Form und Größe, z. T. mit Aufhängeloch versehen. Bemerkenswert ist endlich noch das Vorkommen von Galenit und Chalkopyrit, das darauf hinweist, daß man sich auch mit Schmelzen von Blei- und Kupfererzen befaßte.

§ 3. Als Erzeugnisse der Werk- und Gußstätte fanden sich zwei mit ringsum laufenden Rippen versehene, getriebene Bronzekessel mit beweglichem Henkel und von einem von ihnen auch die zugehörige Kesselkette, wie sie in gleicher Weise auch in Somlyó (s. d.) vorkommt; sie besteht aus der aus 8 Gliedern und dem Kesselhaken gebildeten eigentlichen Tragkette und den durch einen Ring mit ihr verbundenen 60 cm l., aus 13 achterförmigen Gliedern zusammengesetzten Seitenketten mit Endhaken. Von Waffen wurden gefunden: Bruchstücke einer schön gearbeiteten und reich verzierten Schwertkette und zwei steigbügelförmige Bänder einer Schwertscheide, ein 7—8 cm br. Dolch von Hallstattform, ein typisches latènezeitliches Hiebmesser (s. d.) mit Knopf am Griffende, Messer verschiedener Form usw.

§ 4. Von Schmucksachen und sonstigen Dingen endlich kamen zum Vorschein: mehrere fragmentierte Kahnfibeln, sehr typische Mittel- und Spätlatène-Fibeln, ein Knotenring, zwei Silberringe, mehrere Kreuzknöpfe seltener Form, ein kleines Ton- und Bronzepferd, ein schuhförmiges Gefäß und die Wiedergabe eines menschlichen Fußes von sehr primitiver Arbeit, sowie zahlreiche Spinnwirtel und Tonperlen, größtenteils von hallstattzeitl. Form. Endlich seien noch zwei neuerdings aufgefundene Silberketten erwähnt, die angeblich in einem Gefäße mit Silbermünzen des 3. Jh. n. C. verborgen waren, in Wirklichkeit aber mit denen aus Regöly (s. d.) in enger Verwandtschaft stehen und so die bisher ziemlich spärlichen Spuren des ältesten, auf etrusk. Einflüsse des 6. Jh. v. C. zurückgehenden Latène-Stils in Ungarn bereichern.

Arch. Ertesitö 1906 und 1908 K. von Darnay; ebd. 1911 S. 311ff. Tf. 2; dazu Präh. Z. 4 (1912) S. 183 L. von Márton; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 563.

L. Bella
G. Wilke

Szamos-Ujvár (Kom. Szolnok-Doboka, Siebenbürgen). Hier wurde am sö. Fuße des 545 m h. Dealu Ciuhi bei Boncz-Nyires (in der Nähe der Quellen des Valea Holczerági) beim Suchen nach röm. Funden eine vorgesch. Siedelung aufgedeckt, die in der Hauptsache der Spiral-Mäandergruppe angehört. Aus Stein sind durchbohrte Keulenköpfe, Mahlsteine, Quetsch- und Schlagwerkzeuge, Steinspäne usw., aus Horn und Knochen Pfriemen, Meißel usw. Von keramischen Resten fanden sich neben Bruchstücken dickwandiger, ziegelroter oder bräunlicher, z. T. mit Tupfenleisten verzierter, großer Vorratsgefäße auch feintonige, rote oder schwarze Henkelschüsseln, Schalen und Näpfe, die reich mit teils eingestochenen, teils eingestempelten, weiß inkrustierten Mustern verziert sind. Die hauptsächlich vorkommenden Ziermotive sind schräg gestrichelte oder punktierte Horizontal- und Zickzackbänder, Wolfszahnornament u. dgl. Die Spirale erscheint als punktiertes Band oder durch Furchen dargestellt, zwischen denen die Kämme mit eingestochenen kleinen Kreisen besetzt sind. Als Mittelform zwischen Spirale und Mäander finden sich schräge Doppelhakenbänder, zwischen denen der Gefäßgrund mit eingestempelten oder in Rädchentechnik eingedrückten Linien gefüllt ist. Die Mäander sind teils schräg, teils horizontal aus Bändern hergestellt, die in der eben angedeuteten Weise mit punktierten Streifen gefüllt sind. — Aus jüngeren Stufen fanden sich noch ein fragmentiertes Bronzewerkzeug und Reste von Drehscheibengefäßen röm. Charakters.

Andreas Orosz *A „Valea Holczerági" Östelep Boncz-Nyires határán* Klausenburg 1895; Hoernes *Urgesch.*[1] S. 301f.

G. Wilke

Szarazol (Kom. Tolna, Ungarn; Band XI Tf. 8). Goldfund, enthaltend folgende Stücke: 1. 6 fünfspeichige Rädchen in Filigran-Technik (Band XI Tf. 8, 8—11); 2. 7 in der Mitte und an den Enden mit gedrehtem Filigrandraht verzierte Perlen, deren Felder mit je vier aufgelöteten gestanzten menschlichen Köpfchen und je 4 konischen gerippten Buckeln verziert sind (Band XI Tf. 8, 1—5); 3. 2 doppelkonische, mit Filigrandrähten verzierte Perlen (Band XI Tf. 8, 6—7); 4. 3 zylindrische, nach dem einen Ende sich verjüngende Röhrchen, deren Oberfläche gleichfalls mit Filigrandrähten und Häufchen von Goldkörnern geschmückt ist (Band XI Tf. 8, 12). Der Goldfund von S., dem der Silberfund von Regöly (s. d. und Band XI Tf. 9) aufs engste verwandt ist, bildet ein typisches Beispiel für die im 7. und 6. Jh. v. C. einsetzende Beeinflussung der Kleinkunst des s. Mitteleuropa durch das griech.-etrusk. Kunstgewerbe, wie sie uns in dem ganzen keltischen Gebiete der frühesten Latènestufe von Nordostfrankreich bis Böhmen in großem Umfange entgegentritt. Diese Einflüsse finden nicht nur in der reich entwickelten Filigran-Technik, sondern namentlich auch in dem sich öfter wiederholenden Motiv menschlicher, nach unten häufig in leblose Ziermotive auslaufender Büsten und Köpfchen ihren Ausdruck, die gerade unter den etrusk. Schmucksachen dieser Zeit häufig wiederkehren. Man wird also in den Schatzfunden von S. und Regöly etruskisierende Arbeiten kelt. Künstler erblicken müssen, und da von einer kelt. Besiedelung Ungarns innerhalb der frühesten Latènestufe (Stufe A Reinecke) kaum die Rede sein kann (s. Ungarn G § 1), so sind diese Funde wie noch verschiedene andere analoge gleichaltrige Funde wohl als Einfuhrstücke aus kelt. Gebieten aufzufassen.

Röm. Mitt. 21 (1906) S. 387f. K. Hadaczek; Arch. Ertesitö 1907 S. 166ff. ders.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 563. G. Wilke

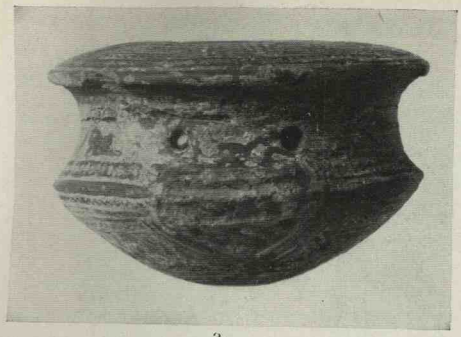
Szarvas s. Sarvaš, Vučedol und Tf. 51[A], 51[B].

Szeleta-Höhle s. Ungarn A § 3.

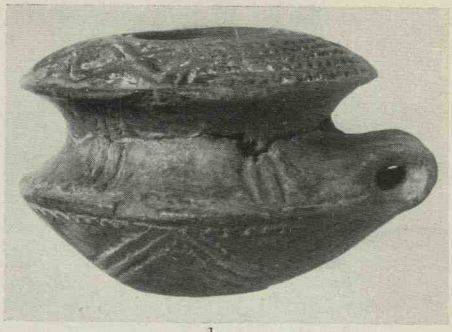
Szepter s. Zepter.

Szob (am Ipoly-Flusse, Ungarn). Sehr bedeutendes, aber leider nicht fachmännisch aufgeschlossenes Gräberfeld mit sehr reichen, z. T. noch der HZ, vorwiegend aber den Latènestufen B und C angehörenden Funden. Aus dem ersten Zeitabschnitt stammen eine Hallstattfibel von bosnischem Typus und eine Paukenfibel, doch stehen beide allein da, so daß es fraglich erscheint, ob das Gräberfeld wirklich bis in die Späthallstattzeit zurückreicht. Von Latène-Gegenständen fanden sich die typischen eisernen Schwerter, Schwertscheiden und Schwertketten, Schildbuckel und Gürtelteile, die sich durch die Mannigfaltigkeit der Formen, die geschmackvolle Ornamentik und eine besonders vollkommene Technik auszeichnen. In noch höherem Grade offenbart sich diese in den Kleinfunden, wie namentlich den Arm- und Halsringen, den Fibeln, den Schmuckstücken aus Bernstein, Glas und Gagat usw. Ebenso zeichnen sich die keramischen Erzeugnisse, die sich in ihrer Form im allgemeinen eng an den auch sonst auf kelt. Gebiete in dieser Zeit herrschenden Gefäßstil anschließen, durch ihre Schönheit und mancherlei bemerkenswerte Sonderheiten aus.

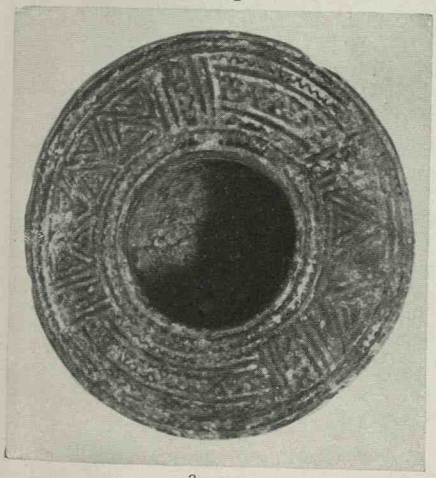
Arch. Ertesitö 31 (1911) S. 82—86 L. von Márton; Präh. Z. 4 (1912) S. 190 ders. G. Wilke



a_1



b_1



a_2



b_2



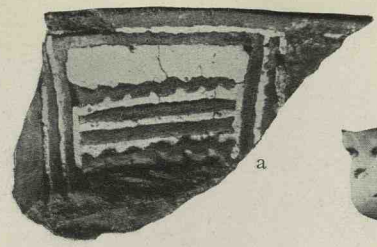
c

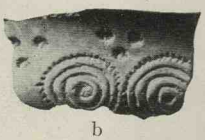


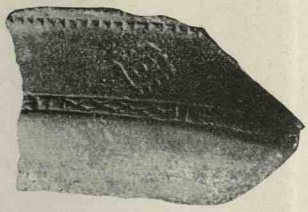
d

Szarvas

Keramik von der verwandten Station Vučedol (s. d.): a und b. (Räuchergefäße) $^1/_2$, c und d. (Modelle von Hausurnen; nach V. Hoffiller) $^3/_4$ n. Gr. Nach Aufnahmen des Kroatischen Nationalmuseums in Zagreb.

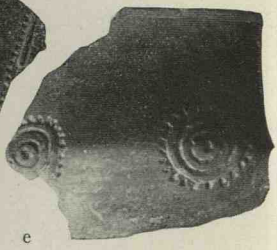

a


b


c

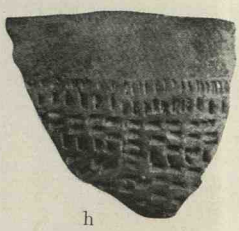

d

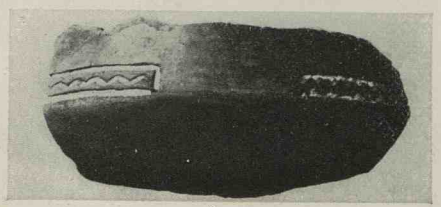



e


f

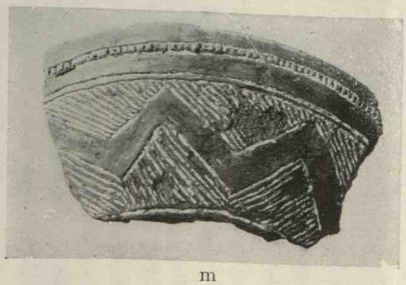

g


h


i


k


l


m

Szarvas

Keramik von der verwandten Station Vučedol (s. d.): a, d, f, h. $^2/_3$, b, c, e, m. $^1/_3$, g, i, k. $^1/_2$, l. $^4/_9$ n. Gr. Nach Aufnahmen des Kroatischen Nationalmuseums in Zagreb.

T

Taaderup (Dänemark). Im Sommer 1919 wurde in 1,85—1,90 m T. beim Torfstechen bei T. (Falster) das Skelett eines Elches angetroffen, das dann einige Tage später vom dän. Geologen Hilmar Ødum ausgegraben und untersucht wurde. Die Knochen waren sehr gut erhalten, und das Skelett vollständig bis auf die Becken-Kreuz-Schwanz-Partie. Das Tier selbst, ein erwachsener Stier, bot nichts Besonderes; von Interesse war dagegen der Fund einer Beingerätspitze, der gewiß mit dem Elchfund zusammengehört. Sie zeigt einen alten Bruch. Wahrscheinlich ist das Tier von Menschen in ein Moor oder einen ehemaligen See gejagt worden; wir haben also hier ein Analogon zu dem Auerochsenfund von Vig (s. Vig).

Das Fragment der Beingerätspitze ist arch. von K. Friis-Johansen untersucht, der dieselbe mit fast vollkommener Sicherheit mit Spitzen parallelisiert wie Müller *Ordning Stenalderen* Abb. 185, zur älteren StZ gehörig, d. h. sie in die Zeit vor die ältesten „Kjökkenmöddinger" setzt. Die Beingerätspitze charakterisiert eine Kulturstufe, die etwas jünger als die Mullerup- (Maglemose-) Sværdborg-Kultur ist (s. Maglemose, Sværdborg).

Bei pollenanalytischen Vergleichen zwischen den Mullerup- und Sværdborg-Mooren einerseits und dem Taaderup-Moor andererseits hat sich erwiesen, daß das Niveau im Taaderup-Moor, das den Kulturschichten der vorhergenannten Moore entspricht, im Taaderup-Moor ein wenig höher liegt als die Fundstelle des Elches. Der Fund müßte also bei oberflächlicher Betrachtung einer Per. zugehören, die älter wäre als die Zeit der Mullerup- (Maglemose-) Sværdborg-Kultur.

Der scheinbare Widerspruch zwischen dem arch. und dem geol. Ergebnis wird jedoch dadurch erklärt, daß der Elch von einer höheren Lage im Moor bis zur Fundstelle herabgesunken ist. Dieses Sinken kann bewiesen werden. Der Schlamm, der in den Höhlungen des Skelettes eingeschlossen ist, z. B. in der Nasenhöhle, zeigt nämlich ein anderes Pollenspektrum als der das Skelett umgebende Schlamm. Dieses Pollenspektrum ist dasselbe wie das einer Moortiefe von 1,6—1,7 m, in der das Skelett also ursprünglich gelegen hat. Das Niveau der Mullerup-Sværdborg-Kultur entspricht im Taaderup-Moor einer Tiefe von 1,80—1,85 m.

Sowohl die arch. wie die geol. Untersuchung ergeben also, daß der Elch und das Fragment der Beingerätspitze von T. dem Teil der ältesten StZ Dänemarks, welcher der Zeit der Mullerup- (Maglemose-) Sværdborg-Kultur unmittelbar folgt, zugerechnet werden müssen. S.a. Nordischer Kreis A § 2a 5.

Ødum *Et Elsdyrfund fra Taaderup paa Falster* Danm. Geol. Und. R. IV Bd. 1 Nr. 11 (1920).

Hjalmar Larsen

Tabgha s. Muṛaret ez-zuṭṭîje, Palästina-Syrien A § 3.

Tabla de Pochico. Am Guarrizas-Bache, unweit Aldeaquemada (span. Provinz Jaén). Entdeckt von einem Prospektor (1914); beschrieben von J. Cabré. Felsnische mit unbedeutenden paläol. Tierbildern. S. Kunst A III.

J. Cabré *Las Pinturas rupestres de Aldeaquemada* Memor. Comisión Nr. 14 (1917).

H. Obermaier

Table des Marchands (Frankreich). Megalithgrab bei Locmariaquer (Dép. Morbihan). Ganggrab mit runder Kammer. Den Deckstein der letzteren bildet eine riesige Platte (Band IV Tf. 35, 36a). Funde aus dem Grabe sind nicht bekannt, aber großes Interesse verdienen die Eingravierungen (z. T. Reliefs) der Steinplatten,

welche das Grab bilden. Am Ende der Kammer befindet sich die bedeutendste Darstellung auf einer mehr oder weniger dreieckigen Platte, etwa 2 m br., mit krummstab-artigen Zeichen in Relief auf beiden Seiten. In ihrer Mitte sieht man eine sonnenartige Darstellung (Band IV Tf. 47a) und unten ein geschäftetes Steinbeil (1,30 m Gesamtlänge) mit breiter Schneide und spitzem Nacken; interessant ist auch die Darstellung des Schaftes, die mit anderen bretonischen Darstellungen von Beilen auf Steinplatten (Gavr'inis, Mané-er-Hroék[s.d.; ebd. Tf. 47b]) übereinstimmt. S. a. Frankreich B III.

Z. Le Rouzic-Ch. Keller *Locmariaquer, la Table des Marchands, ses signes sculptés et ceux de la pierre gravée du dolmen de Mané-er-H'Roek* 1910; A. de Mortillet *Les figures sculptées sur les monuments mégalithiques de France* Rev. d'Anthropol. 1894 S. 291 und 300 Abb. 80 und 95.

J. de C. Serra-Ràfols

Tabu. A. Religion. Die Tabu-Vorstellung hängt mit der Mana-Vorstellung aufs engste zusammen. Das polynesische Wort *tabu* bedeutet „besonders ausgezeichnet, hervorgehoben" (Söderblom *Das Werden des Gottesglaubens* 1916 S. 40). *Tabu* ist jedes Wesen oder jede Sache, die mit *mana* erfüllt ist. Durch die Eigenschaft des mit *mana* Erfülltseins wird die betreffende Person oder Sache heilig. Da diese Eigenschaft z. B. bei Berührung für andere gefährliche Folgen haben kann, so sind tabuierte Personen oder Sachen „verboten", man muß sie meiden, sie gelten als „unrein". In der Praxis gehen darum die beiden Begriffe „Heiligkeit" und „Unreinheit" ineinander über. Die Tabu-Vorstellung ist außerordentlich verbreitet, demgemäß sind aber auch die Vorschriften, die Reinigungsbräuche oder -riten, sehr kompliziert. Die Tabus selbst sind bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Tabuierte Personen sind die Könige oder Häuptlinge, die Priester und Magier; ferner die Krieger und die Fremden, endlich der Mensch überhaupt in bestimmten Augenblicken des Geschlechtslebens: der mannbar gewordene Jüngling, das Hochzeitspaar, das Weib im Zustande der Menstruation, der Schwangerschaft und des Gebärens. Erinnert sei zu letzterem an die weit verbreitete Sitte der Couvade, des Männerkindbettes (s. d.), daß nämlich der Vater sich, nachdem ihm ein Kind geboren, von seinen Klan-Genossen fernhält, sich ins Bett legt oder auch, soweit es ihm möglich, die Pflege des Kindes übernimmt. *Tabu* sind ganz besonders noch die Sterbenden und Toten, sowie alle die Personen und Sachen, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, die Angehörigen, zumal die Witwe, und die, welche die Bestattung ausgeführt haben. Diese Personen gelten als unrein, und es erwächst die Aufgabe, sie von ihrer Tabuierung zu befreien, sie zu reinigen. Dazu dienen die verschiedensten Mittel äußerlicher Art, wie Waschungen, und innerlicher Art, wie Fasten. Manche dieser Mittel nun, wie z. B. das Fasten, Geißeln u. ä., dienen ihrerseits nicht nur dazu, eine versehentlich gewonnene Tabuierung wieder los zu werden, sondern bisweilen auch, dieselbe noch zu steigern. Aus der Aufgabe, sich vor Tabuierung zu hüten, erwachsen mancherlei Verbote, nicht nur auf Äußerliches bezüglich, etwa daß man mit Menstruierenden nicht in Verkehr trete, sondern auch in die Moral hineingehörende, vorwiegend in die soziale Moral; fast immer zeigen sie die ihrem Ursprung gemäße, negative Form: du sollst nicht usw. Nicht wenige Forscher pflegen die Mana-Vorstellung mitsamt den Tabu-Riten der Magie zuzurechnen, wie C. Clemen u. a. Mit Recht erhebt Söderblom (a. a. O. S. 192) dagegen Einspruch, insofern es auch hier ganz auf die Stellungnahme des Menschen zu diesen Riten ankommt. Werden die Tabu-Riten dazu gebraucht, das *mana* zu vergewaltigen, so sind sie Magie.

Söderblom *Das Werden des Gottesglaubens* Deutsche Ausgabe 1916; K. Beth *Religion und Magie bei den Naturvölkern* 1914; C. Clemen *Wesen und Ursprung der Magie* Archiv f. Religionspsychologie 2/3 (1921) S. 108ff.; Siegm. Freud *Totem und Tabu* 1913.

Max Löhr

B. Soziologie.

§ 1. Das Wort. — § 2. Das *tapu* der Maori.

§ 1. Das Wort T. ist mehr und mehr Gemeingut unserer Sprache geworden und hat sich mit einer festgewordenen Bedeutung erfüllt, die allgemein sich auf Meidungen verschiedener Art von Gegenständen, Örtlichkeiten, Menschen, Zuständen usw. bezieht und an die verschiedensten psychischen, sozialen und gedanklichen Umstände anknüpft. Dieser moderne Begriff, der mit Vorgängen

und Auffassungen von vielerlei Naturvölkern aller Erdteile in Zusammenhang steht und wesentlich als „Meidung" sich äußert, wurde daher unter dem Schlagwort „Meidung" in diesem Werk behandelt.

Der Ausdruck „Tabu" ist der Sprache der polynes. Maori von Neuseeland entnommen und hat, wie das bei den meisten Entlehnungen der Fall ist, im Munde unserer modernen Forscher in ähnlicher Weise eine besonders betonte Bedeutung angenommen, wie etwa das Wort *Totam* der Ojibwä-Indianer, von dem in der Ethnologie der Ausdruck „Totemismus" (s. d. B § 1) geprägt wurde, der sich ebenfalls auf weltweite Auffassungen und Sitten bezieht; oder das Wort *Mana* (s. d.), das eine besondere Auffassung von „übermenschlicher Wirkungskraft" enthält und auch noch mit besonderer Bedeutung angewandt wird.

Die Maori verbanden mit dem Ausdruck, der besser, schon der Unterscheidung wegen, mit *tapu* wiederzugeben ist, etwas Besonderes und enger Umschriebenes, und zwar einen bestimmten Glauben, der bei ihnen zunächst in streng durchgeführten Verhaltungsweisen in Erscheinung trat.

Die sprachlichen Zusammenhänge des Wortes weisen nach Indonesien. Nach einer Mitteilung von Professor Dempwolff, die Dr. F. R. Lehmann mir freundlichst zur Verfügung stellt, ist mit einer austronesischen Ausgangsform *tambug* oder *tampug* zu rechnen. Der lautliche Charakter des Wortes läßt es mit großer Wahrscheinlichkeit der austronesischen Schicht der ozeanischen Sprachen zuweisen. Das Motu-Wort *api* und der Mekeo-Ausdruck *ahu* werden direkt aus indonesischen *tapu* oder *tabu* abzuleiten sein. Auf den Marschall-Inseln kommt die Form *jabui* oder auf Ponape *napwi* vor.

Etymologisch kommen Dempwolff und Lehmann zu dem Ergebnis, daß die Rückführung auf indonesisch *tabuh* = Trommel und die Ableitung von einer austronesischen Wurzel *buh* sehr zweifelhaft ist. Ob dem *tapu* ursprünglich eine ambivalente Bedeutung = (lat.) *sacer* zukommt, mag dahingestellt bleiben. Dempwolff vertritt diese Ansicht.

§ 2. Um uns über die Bedeutung des T. bei den Maori klar zu werden, seien die Untersuchungen von Best (I 251ff.) hier kurz wiedergegeben. Danach geht das *tapu*, ähnlich wie das Mana (s. d. B) und der Zauber (*makutu*), von den Göttern aus. Zunächst bedeutet das *tapu* ein Verbot, jedoch in Gestalt eines von den Göttern verordneten Gesetzes, das nicht gebrochen werden darf. Die Sühne (s. d.) für die Übertretung dieser unausgesprochenen Gebote ist die Zurückziehung der schützenden Macht der Götter. Das bedeutete für die Irrenden oder Übertretenden eine starke Beeinträchtigung ihres Lebens und gab sie den zahllosen Gefahren und schädlichen Mächten schutzlos preis. Die Beleidigungen der Götter werden nämlich in dieser Welt, nicht in der jenseitigen, vergolten.

Der Schatten des *tapu* liegt über dem Maori von der Geburt bis zum Tode, selbst seine Gebeine und der Begräbnisplatz bleiben *tapu* für alle Zeiten. Je höher der Rang einer Person, desto mehr stand er im Banne der *tapus*, während die Sklaven davon frei waren. Damit war das Leben des Adels und aller höheren Schichten stärker gebunden und der Konvention unterworfen als das der unteren Schichten. Diese Angehörigen des Adels galten selbst aber als vom *tapu* der Götter erfüllt. Gewisse hervorragende Leute, wie Häuptlinge oder Priester, waren derartig *tapu*, daß, wenn der Schatten von ihnen auf eine Hütte fiel oder auf einen Vorratsspeicher, diese Bauten sofort zerstört werden mußten (s. a. Totenkultus A). Als *Ta-manuhiri* mit anderen in einem Kanu fischen ging, bekam er Nasenbluten. Daraufhin kehrte die ganze Gesellschaft zum Lande zurück, und nicht nur die gefangenen Fische wurden weggeworfen, sondern auch das Kanu, das Erzeugnis von vielen Monaten Arbeit, wurde mit Steinwerkzeugen zerschlagen. Schwer mit *tapu* geladene Personen mußten ihre Speisen allein verzehren. Auch gewöhnliche Personen, die zurzeit unter einem besonderen *tapu*, etwa der Kriegsgötter, standen, aßen nicht zusammen mit Frauen. Leute unter starkem *tapu* wurden häufig durch einen anderen Menschen gefüttert, weil sie gekochte Speisen mit ihren Händen nicht berühren durften. Leute niederen Ranges, die im hohen Grade *tapu* geworden waren, etwa deshalb, weil sie mit einer Leiche zu tun

hatten, mußten ihre Speise auf dem Boden anbeißen, wie die Hunde, nur um sie nicht mit ihren Händen zu berühren.

Von den einzelnen Körperteilen war der Kopf eines Menschen am meisten *tapu*, und Leute von Rang und Ansehen waren deshalb, soweit ihr Kopf in Betracht kam, geradezu schmutzig. Nur ein Priester (*tohunga*) von hohem Rang konnte einem solchen Mann das Haar schneiden. Der Haarschneider selbst aber blieb nach diesem „fürchterlichen" Werk tagelang in einem Zustand von hilflosem *tapu*, konnte sich selbst nicht ernähren und mußte sich dazu zwei oder drei Personen beschaffen. Die Frau des *Taonui* war eine Woche lang, nachdem sie ihres Gatten Haar geschoren hatte, unter *tapu* (vgl. James S. 47). — Wenn ein junges Mädchen, oft früh in ihrer Kindheit, verlobt wurde, so wurde sie *tapu*. Dasselbe gilt vom Eintritt der Schwangerschaft bei einer Frau. — Der linke Fuß einer solchen Person und auch eines Priesters (*tohunga*) wird als *tapu* bezeichnet, der rechte als derjenige, welcher *mana* besitzt. Daher stellte der Priester bei gewissen rituellen Verrichtungen seinen linken Fuß auf den Körper eines Menschen, z. B. wenn er gewisse heilige Zaubersprüche über einem Verwundeten rezitierte. Das *mana* hängt vom *tapu* ab, und letzteres von den Göttern. Das *tapu* eines Priesters (*tohunga*) hat eine ganz andere Bedeutung als das eines Erstgeborenen von hohem Rang (*ariki*).

Die Befreiung vom *tapu* konnte entweder eine vollständige oder eine teilweise sein. Eine Persönlichkeit von hohem Rang, die an sich *tapu* war, konnte nur von einem verstärkten *tapu* entbunden werden. Die Zeremonie bestand gewöhnlich in dem Genuß des kleinen Stückes einer gekochten Speise. Für die Befreiung von wichtigen *tapus* war jedoch ein umständliches Ritual erforderlich. Gekochte Speise ist dem *tapu* am stärksten entgegengesetzt, es ist *noa* und enthält direkt Kräfte der „Verunreinigung" (s. Nahrung Ar, Reinigung D). — Wünschte jemand z. B. seine Hand, die *tapu* geworden war, von diesem unangenehmen Zustand zu befreien, so wurde ein Feuer angezündet, an ihm etwas Speise geröstet, diese auf seine Hand gelegt und dann von einer älteren weiblichen Angehörigen verzehrt, die in der Familie als Priesterin (*ruahine*) zu fungieren pflegte. Dies ist gewöhnlich die älteste Frau der Familie. Hierdurch kommt die Teilnahme der Weiblichkeit zum Ausdruck, die ebenfalls für die Beseitigung von *tapu* wirksam wird, das gewissermaßen durch die Vereinigung seiner stärksten Gegensätze zu beseitigen ist. Natürlich kommen unter Umständen viel kompliziertere Riten in Betracht. Eine Frau ist auch immer die erste, welche die Schwelle eines neuen oder *tapu*-Hauses überschreitet. Damit soll dessen Heiligkeit verunreinigt, profaniert werden. Ein Maori drückte das in der Weise aus, indem er sagte, daß „die Götter sich dann zurückziehen". Das gilt z. B. auch für den Fall, daß eine Frau den Platz überschreitet, auf dem ein neues Kanu hergestellt wurde. Läßt man dieses Kanu zur See, ohne es nicht weiter zu entsühnen, so steht es außerhalb des Schutzes der Götter.

Vor allem war es für den Priester (*tohunga*) wichtig, seinen Zustand des *tapu* zu erhalten, um nicht seine übernatürlichen Kräfte zu verlieren (Best I 247). Rituelle Handlungen mit den höchsten Wesen wurden nicht öffentlich abgehalten. Wenn außerordentlich unter *tapu* stehende Teile der rituellen Formen an einem Platz gesprochen werden mußten, an dem gewöhnliches Volk sie hören konnten, so wurden namentlich die Stellen, welche den Namen des *Io* enthielten, ausgelassen. Meistens wurden derartige Zeremonien im Freien abgehalten, aber manche auch an heiligen Orten oder im „Hause der heiligen Sagen" einer Dorfgemeinde (a. a. O. S. 235).

Nicht nur Menschen, sondern auch Örtlichkeiten, Dörfer, Wälder, Seen, Geräte, Werkzeuge, Kanus, Häuser usw. konnten ganz oder teilweise unter dem Bann des *tapu* stehen. Vor allem war es aber die gesamte soziale und Weltordnung, die *tapu* war. In Ermangelung einer eigentlichen Gesetzgebung war das Leben, selbst in seinen einfachsten Beziehungen, durch das *tapu* geordnet, das von der öffentlichen Meinung getragen und durch den Einfluß respektierter Häuptlinge gestützt wurde (a. a. O. S. 356).

Gerade den Bruch mit diesen alten Bindungen machen die Maori heute für den Verfall ihrer Rasse und ihres ganzen sozialen und kulturellen Baues verantwortlich. Dadurch, daß das Volk die alten Sitten verlassen und die Gebräuche, Gewohnheiten, Fertigkeiten und den Glauben der Europäer übernommen hat, „verloren sie ihre Lebenskraft und den alten Wohlstand". Das geheiligte Lebensprinzip des Menschen wurde verunreinigt, die Götter haben das Maori-Volk verlassen, weil es nicht länger *tapu* ist und die *tapus* beobachtet. „Darum, weil diese alten Bindungen zerrissen sind, kann auch das Maori-Volk nicht mehr weiterblühen."

S. a. Askese, Fasten, Heiratsordnung, Idol A 1, Mana B, Meidung, Nahrung A 1, Opfer A, Primitives Denken, Reinigung D, Sühne, Zauber A.

Best *The Maori* 1924; James *Taboo among the Ancient Hebrews* 1925; Lehmann *Mana. Der Begriff des „außerordentlich Wirkungsvollen" bei Südseevölkern* 1922; Thurnwald *Die Denkart als Wurzel des Totemismus* Anthrop. Korr.-Bl. 42 (1911); ders. *Die Psychologie des Totemismus* Anthropos 14—15 (1919/20). Thurnwald

Tabula. Auf Tontafeln haben sich verschiedene T. erhalten. Zunächst Stadtkarten: z. B. 1) zwei Fragmente von Stadtplänen von Babylon (s. d.), vgl. SB. Preuß. Ak. 1888 Tf. 1 Borchardt (Stadtschloß und Umgebung); ferner Br. Mus. Nr. 35385: CT 22, Tf. 49; Forsch. u. Fortschr. 4 Nr. 6 E. Unger (Südfront der „Neustadt" mit Šamaš-Tor, Euphrat und Vorort *Tuba*). 2) Stadtplan von Nippur (s. d.), in ungenügender Reproduktion (Hilprecht *Explor. in Bible Lands* S. 518; Meissner *Babylonien und Assyrien* II Tf.-Abb. 54). 3) Karte einer unbekannten Stadt am Euphrat (Berlin VAT 9423, Schroeder *KAV* Nr. 25). 4) Plan von der Stadt *Sippar-Jaḫrurum*, L. W. King *Letters of Hammurabi* Nr. 107 S. 255. — Ferner Hausgrundrisse: Borchardt a. a. O. Tf. 1, Meissner a. a. O. I Tf.-Abb. 154 (VAT 413); aus älterer Zeit: de Genouillac *Recherches ... Kich* I Tf. 39 (D 30); 52 (D 62); II Tf. 54, 1. 2. 5. — Dann Landkarten: z. B. ZfAssyr. 22 S. 17f. A. Deimel; a. a. O. 23 S. 107f. ders.; King *Babyl. Bound. Stones* Tf. 17 (Takkiru-Kanal); Hinke *A boundary Stone of Nebukadrezzar* S. 142ff. = Steinmetzer *Kudurru* Nr. 79; YOS 1 Nr. 24 (*Ba-u-ḫe-gal*-Kanal) aus der Zeit um 2400; a. a. O. Nr. 21—23; CT 22 Tf. 49 (50644, Sippar). — Plan aus Nippur (Mus. Journ. Philadelphia 7 S. 263f. Langdon [Ort Kar-Nusku, Ort und Kanal Ḫamri, vermutlich bei Nippur gelegen]), der kassit. Periode (um 1300) angehörend. — Eine Erdkarte, rund, vom „Bitterfluß" (Ozean) umflossen, mit dem Zentrum in Babylon (CT 22 Tf. 48: Br. Mus. Nr. 92687; Meissner a. a. O. II 378, Abb. 41; ZfAssyr. 4 S. 361ff. F. Peiser); die Orientierung ist nach NW (!), die der Stadtpläne (s. o. 1) nach NW (!) bzw. SO (!). Diese war in Assyrien und Babylonien nicht astronomisch, sondern nach den im Lande herrschenden Windrichtungen (NW, NO, SO, SW), nach denen Straßen, Gebäude und Stadtanlagen übereck orientiert waren (Forsch. u. Fortschr. 4 [1928] Nr. 33 E. Unger; AO 27, 3 S. 30, 35 ders.).

Steinmetzer *Kudurru* S. 213ff.; Hinke *Boundary Stone* S. 157f.; JA 1909 S. 99ff. Thureau-Dangin; MVAG 19, 3 S. 58f. Schwenzner. Eckhard Unger

Tabuto, Monte (Bergwerke, Sizilien; Tf. 52—54). § 1. Fast das ganze vorgesch. Frankreich wurde aus den Bergwerken von Grand-Pressigny (s. d.) mit ausgezeichnetem Feuerstein beliefert. Auch bei Croizard im Marne-Tal waren solche vorhanden. In Belgien wurden deren bei Spiennes (s. d.), in England bei Brandon (Norfolk) festgestellt; Kupfer lieferten im Neol. in Spanien und Portugal die von Cerro Muriano (Córdoba), Milagro (Cobadonga), Ruy-Gomes (Alemtejo) usw.

§ 2. Die Steinbergwerke von M. T. bei Comiso (Syrakus; Bull. Paletn. Ital. 24 [1898] S. 165ff. P. Orsi) sind die ersten, die auf Sizilien, wie überhaupt in Italien, bekannt wurden. Obschon diese betriebsame Kolonie von Bergleuten in erster Linie auf die Gewinnung von Feuerstein bedacht war, welcher teils an Ort und Stelle bearbeitet, teils als Rohmaterial in den Handel gebracht wurde, so verwendete sie doch auch große Sorgfalt auf die Herstellung ihrer Keramik. Diese zeigt einen erstaunlichen Reichtum und eine bemerkenswerte Lebhaftigkeit der Dekorationen (Tf. 53 und 54). Das aus den Bergwerken von M. T. zutage gekommene Material an Gefäßen hat unser Wissen von der sikul.

Keramik sehr erweitert. Wenn wir bisher fast ausschließlich aus Gräbern gehobene Stücke besaßen — die Abfallstätten des Dorfes von Castelluccio haben uns nur Tausende von Scherben geliefert —, so haben wir hier das erstemal eine beträchtliche Anzahl von Gefäßen vor uns, die zum praktischen Gebrauch bestimmt waren, von denen einige, wie z. B. die großen Amphoren und Hydrien, in den Gräbern ganz und gar fehlen.

Es finden sich darunter auch einige der I. und II. sikul. Per. gemeinsame Formen. Sie ziehen gleichsam einen Bindestrich zwischen diese beiden, wie wir gesehen haben, deutlich aufeinanderfolgenden Kulturphasen. Als Neuigkeit bei der Keramik sehen wir die Verwendung von weißer, auf schwarzem Grund aufgetragener Farbe, meist in Gräten- oder Netzmustern.

In M. T. treffen wir die Sikuler in voller Tätigkeit beim Bergbau an, bei der Suche und Gewinnung des Rohmateriales, aus dem Messer, Spitzen, Schaber usw. hergestellt wurden.

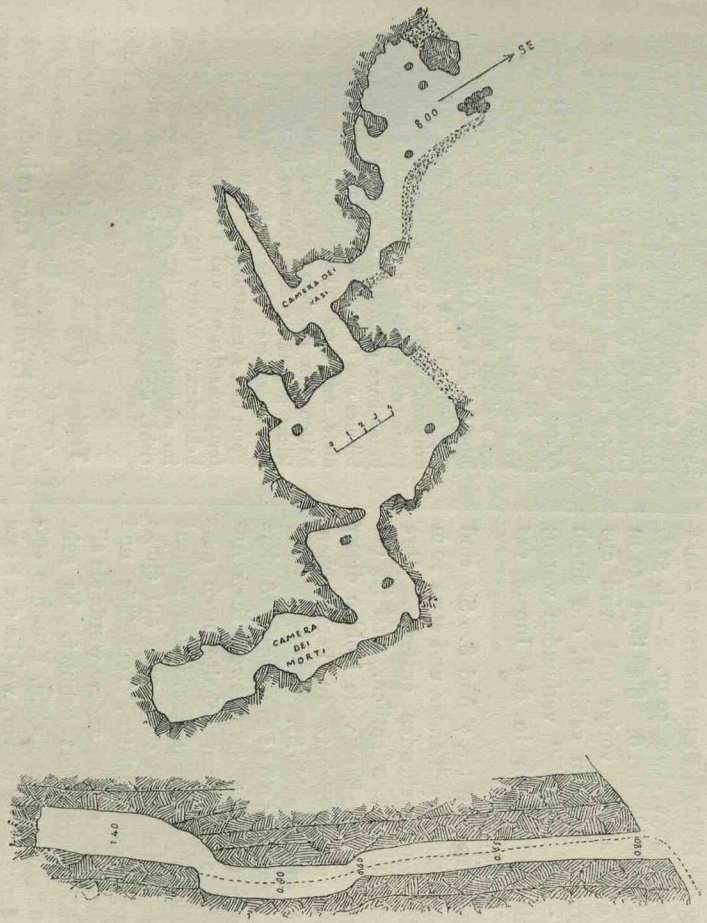
§ 3. Wenige Kilometer nnö. von Comiso sieht man zur Seite der lachenden, fruchtbaren Ebene, durch welche der Dirillo fließt, einige Anhöhen von ausgesprochen runder Form. Ihre Erhebung beträgt 450—600 m. Einer von diesen Bergen heißt der Monte Tabuto (sizil. Dial.) = „Berg der Gräber".

An der Straße Canicarao-Annunziata, welche aus der Ebene von Comiso durch die Schluchten von Ragusa nach der Straße Ragusa-Chiaramonte aufsteigt, zeigen sich einige Höhlenöffnungen. Die Mehrzahl derselben gehört zu Bergwerkshöhlen. Man suchte hier nach Feuerstein. Er findet sich in dünnen Schichten zwischen je zwei in unzählige Risse gespaltenen Kalksteinlagern. Auch wurden einige wenige Begräbnishöhlen von unregelmäßiger Form angetroffen, an denen man den fast nie oder nur schlecht geglückten Versuch erkennt, die typische Grabkammer *a forno* nachzubilden.

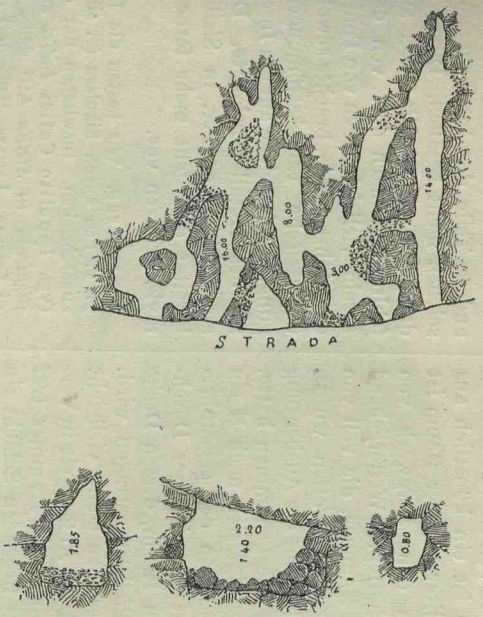
§ 4. Bergwerkshöhle Nr. 1. Sie bildet ein Ganzes mit den Stollengruppen 2 und 4. Die Schichten von weißem, sehr harten Kalkstein enthalten unreinen Silex. Kunstvoll wurde die weite Halle der Höhle hergestellt. Nachdem das feuersteinenthaltende Erdreich in ihnen abgebaut war, machten sich die Bergleute mutig an das gefährliche Unternehmen, mittels enger Stollen in das Innere des Berges einzudringen. Im Mittelpunkt der Höhle hatte man einen großen Pfeiler stehenlassen, der aber dann doch nicht den teilweisen Einsturz der Decke aufzuhalten vermochte. In der einen Schicht dieser Grotte fand man auf $^3/_4$ ihrer gesamten Ausdehnung eine große Menge von Skeletten, nicht weniger als 40 Stück. Orsi meint, daß sie von den Unglücklichen herrühren, die bei dieser mühseligen Arbeit ihr Leben einbüßten und in dieser zu einem Totenhaus umgewandelten Kammer begraben wurden, als es hier schon kein Rohmaterial mehr zu gewinnen gab.

Bergwerkshöhlen Nr. 2—4. Hier sind keine geräumigen Kammern wie in der wenig davon entfernten Nr. 1, sondern einfache Stollen, die ein Netz von Gängen bilden. Diese enthalten eine außerordentliche Menge von Gefäßbruchstücken, die zu großen, zur Aufnahme von Wasser bestimmten Gefäßen gehören. Auf einen Einsturz ist es zurückzuführen, daß fast alle zerbrochen sind; wo dagegen kein Einsturz erfolgte, wurden die Gefäße unversehrt gehoben. Die Tatsache, daß noch so viele unbeschädigte Exemplare angetroffen wurden oder aber solche, die es vor dem Einsturz sein mußten, gibt zu der Vermutung Anlaß, daß man das Bergwerk plötzlich verlassen habe, ohne sich um das zu kümmern, was in ihm zurückblieb, vielleicht nach einem Erdsturz. Dieser konnte auch Opfer an Menschen gefordert haben, als deren sterbliche Reste, wenigstens teilweise, man die in der Höhle Nr. 1 angetroffenen Skelette ansehen muß. Nichts läßt im Innern auf Wohnstätten schließen: keine Spuren von Herden, keine Überbleibsel von Mahlzeiten. Diese Kolonie von Bergleuten mußte ihre Wohnungen außerhalb haben. Solche sind im J. 1916 von Orsi in nächster Nähe, auf dem Monte Salia, aufgefunden (Notizie 1920 S. 333—335; Bull. Paletn. Ital. 43 [1923] S. 3—26; von Duhn *Ital. Gräberk.* I 75—76).

Bergwerkshöhle Nr. 5. Ihre Öffnungen befinden sich $^1/_2$ km weiter aufwärts als die der vorhergehenden. Der vordere Teil derselben besteht aus einem großen Raum, zu dem man durch drei Eingänge gelangt, die von



a



b

Tabuto, Monte

a, b. Grundriß und Querschnitte zweier Feuerstein-Stollen. Nach Bull. Paletn. Ital. 1898 S. 174, 175, 178, 180.

Tafel 52

zwei Pfeilern gestützt werden: der eine ist ein natürlicher und wird von einem Felsblock gebildet; der andere ist ein künstlich aus Felsstücken hergestellter. Dieser Raum ist wie alles übrige an dem Bergwerk von Menschenhand geschaffen. Weitergehend gelangt man in eine Kammer, die voll von zerbrochenen Gefäßen angetroffen wurde. Man ließ sie dort zurück, als die Ausbeutung des Bergwerks ein Ende genommen hatte. Von diesem Raum zweigt sich nach N ein langer Gang ab, und von der gegenüberliegenden Seite führt ein niedriger Durchgang in einen weiten Raum, dessen Decke von zwei dünnen Pfeilern getragen wird. An der Ostwand desselben stand vielleicht ein breiter Gang mit der Außenwelt in Verbindung. In der vorletzten Kammer traf man in der zu oberst liegenden Schicht ein halbes Dutzend Skelette an. Da alle auf einem Lager von Kieselsteinen gebettet waren, ist die Schlußfolgerung angebracht, daß sie dort nach dem Verlassen der Höhle niedergelegt wurden. Die Entfernung vom Eingang der Höhle bis zum innersten Punkt derselben beträgt etwa 50 m. S. Tf. 52a.

Bergwerkshöhle Nr. 6. Sie liegt 50 m weiter oben als die vorige und wird aus zwei großen Räumen gebildet, die durch einen engen „couloir" verbunden waren; sie steigt allmählich in das Innere des Berges hinab.

Bergwerkshöhlen Nr. 7 und 8. Sie sind ein paar Meter voneinander und etwa 10 m von der vorhergehenden entfernt. Ihre Größe ist nicht beträchtlich. Orsi ist der Ansicht, daß der Berg viele Höhlen dieser Art mit einem Schatz an keramischem Material in sich schließt.

§ 5. Bestattungsgrotten. Andere Höhlen des M. T. müssen sowohl ihrer Anlage wie auch ihrem Inhalte nach ausschließlich zu Beerdigungszwecken gedient haben. In der einen stieß man auf einige 10 vergangene Skelette, Tongefäße und zwei Silexmesser; eine andere wurde als allgemeiner Begräbnisort benutzt. Es geht dies aus einer 30 cm dicken, Knochen enthaltenden Schicht hervor, welche die Reste von wenigstens 100 Skeletten in sich schloß, zwischen denen sich ein einziges Silexmesser und die Bruchstücke eines Klepshydra-Bechers fanden.

§ 6. Der aus diesen Bergwerken gewonnene Feuerstein wurde sicherlich in andere Teile der Insel ausgeführt, welche solchen nicht besaßen. Dieser Handel und dazu der mit Obsidian, der auf der Insel fehlte und nach dort von den äolischen Inseln, vielleicht auch von Pantelleria (s. d.), eingeführt wurde, brachte sowohl innere wie überseeische Tauschströmungen in Bewegung, durch welche auf die Insel die Kenntnis des Metalles gelangte. Dieses taucht am Schluß der Per. in Sizilien auf und bereitet die nicht mehr ferne Einführung myk. Bronzen vor.

Nachtrag. Wir hatten die Bergwerke von M. T. den äneol. Sikulern (1. sikul. Per. Orsi) zugeschrieben. Inzwischen hat einer von uns (vgl. Ippolito Cafici *Indizi di cultura campignienne in Sicilia* Atti della R. Accademia di Scienze, Lettere, Belle Arti di Palermo 14 Ser. 3a [1926]) die Ausführungen von Orsi über diese Bergwerke, das Dorf, die Steinschlagstätte und die sikulische Nekropole der 1. Per. in Monte Salia bei Canicarao (Comiso, Prov. Syrakus) weiter verfolgt und ist zu der Überzeugung gelangt, daß die Bergwerke nicht den Sikulern zuzuschreiben sind, sondern einer Bevölkerung von Campignien-Kultur, welche an jenem Ort friedlich mit den Sikulern zusammenlebte. Durch diese Lösung werden auch gewisse bisherige Unklarheiten und Unstimmigkeiten behoben. Alles Nähere ist aus der angeführten Arbeit von I. Cafici zu ersehen. Orsi äußert sich in einer Besprechung derselben (Bull. Paletn. Ital. 46 [1926] 2—3 S. 213f.): „Aber am meisten lenkt der zweite Teil der Abhandlung Caficis die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich; in ihm stellt der Autor mit durchdringendem Blick und genialer, glücklicher Intuition die gewiß sehr wertvolle und mindestens beachtbare Hypothese auf, daß in Monte Salia Sikuler und Campignien-Leute zusammenlebten; diese, mit ihrer subarchäolithischen Industrie, hätten den Bergbau betrieben und sich vielleicht gegenüber den Sikulern in einer sozial untergeordneten Lage befunden, die in der Form und Ausstattung der Gräber eine offenbar fortgeschrittenere und überlegene Kulturstufe bekunden." Weiter fügt Orsi hinzu, daß er im großen ganzen für sich keine Schwierigkeit sieht, den Ausführungen Cafici's zuzustimmen.

Corrado und Ippolito Cafici

Taillan (Frankreich). Gedeckte Galerie in der Commune Ger (Dép. Basses-Pyrénées), 5 m l., 1 m br. und 1,50 m hoch. Bedeckt durch einen kreisförmigen Steinhaufen von 30 m Dm und 2,50 m Maximalhöhe.

Die Funde (Band IV Tf. 29, 31) bestehen aus einem polierten Steinbeil von 23 cm



Tabuto, Monte

a. Monte Salia (Comiso). H. 9 cm. — b. Vallelunga. H. 41 cm. — c—e. Monte Tabuto (c. H. 8 cm; d. 24 cm; e. 40,5 cm). — Nach Aquarellen von R. Carta.



Tabuto, Monte

a. Monte Salia (Comiso). H. 12 cm. — b. Monte Tabuto. H. 10 cm. — c. Castelluccio. H. 8,5 cm. — d. Monte Tabuto. H. 37 cm. — e. Monte Sara bei Cattolica Eraclea (Girgenti). H. 25 cm. — f. Grammichele. H. 20,5 cm. — Nach Aquarellen von R. Carta.

L., einer 11 cm l., feingearbeiteten Lanzen- oder Dolchspitze aus Silex, einem unretuschierten Feuersteinmesser, 27 Vasen, meistens kumpfförmig mit breitem Rande, darunter einige mit Füßen (sog. *vases polypodes*) und kleinen Henkeln. Am Knick zwischen Rand und Bauch des Gefäßes haben viele von ihnen Nageleindrücke oder Einstiche (Band IV Tf. 31). Auch (schlecht erhaltene) menschliche Skeletteile sind in T. gefunden worden. Metall wurde nicht angetroffen.

Ähnliche Keramik wie in T. erscheint zusammen mit Glockenbechern (Grab von La Halliade [s. La Halliade], nahe T.). Damit wird T. in die fortgeschrittene Kupferzeit Südwestfrankreichs, und zwar in dessen pyren. Kultur, gestellt. S. a. Frankreich B § 34ff.

Cartailhac *Les tumulus de Tarbes, Hautes- et Basses-Pyrénées* Matériaux 1881 S. 209—215 und Tf. 4—5; Général Pothier *Les tumulus du plateau de Ger* 1900.

J. de C. Serra-Ràfols

Talayot. Runde, zum Teil auch viereckige Steintürme auf den Balearen, die sich nach oben verjüngen und, in sehr vielen Fällen wenigstens, ein rundes Innengemach enthalten (Band I Tf. 69a, II Tf. 128). Ihre Bestimmung ist noch nicht mit voller Sicherheit festgestellt. Sie haben wohl in erster Linie als Wohn- und Befestigungsanlagen, zum Teil aber auch ohne Zweifel sepulkralen Zwecken gedient. In der Hauptsache gehören sie der späten BZ und der frühen EZ an. S. Balearen § 3—4, 12.

† Albert Mayr

Talisman s. Amulett, Fetischismus, Idol.

Tamahu (= Temehu-Tuimah). Meist als Bezeichnung der Altägypter für die Libyer aufgefaßt; neuerdings bestreitet aber G. Möller diese Identität; die T. träten schon gegen Ende des AR (spätestens 2400 v. C.) auf, die Libu aber erst gegen 1220 v. C.; immerhin scheinen beide nahe verwandt gewesen zu sein. Die T. sind Stämme mit weißer Hautfarbe, blauen Augen, blondem Haar und Vollbärten; das Haar ist an den Schläfen oft zu Zöpfen geflochten; sie dürften nach Möller die Schöpfer der nordafrik. Megalithbauten sein (s. Tunis B) und sie, oder die Libu, auch die Erfinder der Einbalsamierungs-Methoden für die Toten. Die T. und Libu sind sehr wahrscheinlich Angehörige der nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.). — Sie sind nicht mit den Tehenu zu verwechseln, die auf den äg. Darstellungen dunkelfarbig abgebildet werden und vermutlich Hamiten (*Homo mediterraneus, var. africana*; s. Homo mediterraneus § 9ff.) sind, ebenso wie die Maschauascha, die vielfach — wohl irrtümlich — zu den Libu gerechnet werden (s. Libyer). T. und Libu dürften den Guanchen auf Teneriffa nahe verwandt gewesen sein; auch diese waren blond und helläugig. Nach der großen Niederlage, die ihnen durch den Pharao Menephtah beigebracht wurde, traten viele Tamahu ins äg. Heer ein, außer ihnen auch der kriegerische Stamm der Maschauascha. S. a. Libyer.

G. Fritsch *Die Völkerdarstellungen auf den altäg. und assyr. Denkmälern* Anthrop. Korr.-Bl. 33 (1902) S. 113; W. M. Müller *Asien und Eur.* S. 294, 356; H. Stahr *Die Rassenfrage im alten Ägypten* 1907 S. 23; G. Möller *Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn* ZfEthn. 52 (1920/21) S. 427ff.

Reche

Taman s. Südrußland D.

Tamehu s. Tamahu.

Tamga. Eigentümliche Zeichen geometrischer Art in Südrußland in sarmat. Zeit, namentl. im 2./3. Jh. n. C. auf Wandgemälden, Grabsteinen, Skulpturen (Löwe von Olbia), Gürtelschnallen, Fibeln, Kesseln, Pferdegeschirr usw. häufig. Möglicherweise gehen die verschiedenen Varianten auf wenige Grundschemata zurück. Untersuchungen hierüber nur auf sehr breiter örtlicher und zeitlicher Grundlage Erfolg versprechend. Die Bedeutung umstritten, doch scheint der Schriftcharakter sicher ausschließbar; wohl Symbolzeichen mit magischer bzw. apotropäischer Geltung. In der späten RKZ von den Germanen in Südrußland aufgenommen und vielfach mit (anderen Symbolzeichen und) Runen, z. B. auf Lanzenspitzen (Brest-Litovsk, Münchberg), vergesellschaftet.

Präh. Z. 1 (1909) S. 69ff. M. Ebert; Rostovcev *Dekorative Malerei* S. 298ff.; Minns *Scythians and Greeks* 1913 S. 319ff.; Przegląd Archeologiczny 1 S. 99ff. W. Antoniewicz; ebd. 2 S. 127ff. Kostrzewski.

M. Ebert

Tammuz (Palästina-Syrien; Tf. 55).

§ 1. T. im Alten Testament. — § 2. T. = Adonis. — § 3. Kult und Mythus des Adonis von Byblos. — § 4. T. = Hadad Rimmon und seine Verehrung in Palästina. — § 5. Festzeit.

§ 1. In Ezechiel 8, 14 (um 550 v. C.) heißt es: „Da brachte er (sc. der Engel) mich an das nördliche Tempeltor (in Jerusalem), und siehe, da saßen Frauen, die den Tammuz beklagten." Man hat wohl mit Recht vermutet, daß Ezechiel der Tammuz-Dienst aus der letzten Zeit vor dem Exil — 586 v. C. — bekannt war. Die Vision findet nach Ez. 18, 1 am 5. Tage des 6. Monats (Septuaginta: 5. Monats) statt; das entspricht unserem August-September, jedoch ist ein Rückschluß auf den Termin der Tammuz-Klage nicht zwingend, da der Prophet noch sehr viele andere „Greuel" in der gleichen Zeit schaut. In der babyl. Monatszählung gibt es einen Tammuz-Monat, der dem vierten der Juden (Juni-Juli) entspricht. Vielleicht ist der 12. Tag dieses Monats, der eine Trauerfeier für die Eroberung Jerusalems sein soll, ursprünglich der Tammuz-Tag.

§ 2. Das hebr. *tamûz* ist in der Septuaginta durch *thammuz* transkribiert (ebenso Origenes). Wie alt die Verdopplung des *m* ist, läßt sich nicht sagen, es scheint das die auf äg. Boden übliche Aussprache des Gottesnamens zu sein. Wichtiger ist die Tatsache, daß eine Handschrift der Septuaginta (Q^{mg}) und die Vulgata für T. Adonis sagen, was wohl auf Origenes zurückgeht, der zu der Ezechiel-Stelle bemerkt: „Man sagt, daß der, den die Griechen Adonis nennen, bei den Hebräern und Syrern Tammuz genannt wird." Er hat also die Gleichsetzung: Tammuz = Adonis bereits vorgefunden, eine Gleichsetzung, die als solche nichts über einen geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem babyl. T. und dem phön. Adonis aussagt. Jedoch gewinnen wir damit das Recht, die zahlreicheren Nachrichten über Adonis für die Vorstellungen vom phön. Tammuz-Kult zu verwerten, zumal sich die grundsätzliche Übereinstimmung deutlich erkennen läßt.

§ 3. Das älteste Zeugnis für einen phön. Adonis-Kult ist die Stadtbezeichnung für Byblos: „heilig dem Adonis" bei Strabo (l. XVI 2, 18 C. 755). Daß der Kultus des Adonis viel älter als die griech. Zeit ist, steht außer Zweifel. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß der kürzlich in Byblos (s. d.) gefundene thinitische Zylinder (um 3200 v. C.) in der Göttertrias einen Gott *Ḥ'y-t'u* kennt, der den Charakter eines Toten- bzw. Auferstehungsgottes zu besitzen scheint. Genaueres über Adonis erfahren wir erst bei Lucian, De dea Syria § 6 ff., der sich in Byblos (s. o.) am Tempel der Aphrodite aufgehalten hat. „Sie erzählen nämlich, daß die Geschichte des Adonis mit dem Eber in ihrer Gegend geschehen sei, und zur Erinnerung an sein — des Adonis — Leiden kasteien sie sich jedes Jahr, weinen, geraten in Raserei und legen sich große Trauerübungen auf in jener Gegend. Haben sie aber genug geklagt und geweint, dann bringen sie zunächst dem Adonis ein Totenopfer dar, als wäre er gestorben; hernach aber am folgenden Tage nennen sie ihn einen lebenden und schicken ihn in die Luft (= versetzen ihn wieder unter die Himmlischen?)." Den auf der Jagd getöteten Adonis kennt auch Pseudo-Melito (um 200 n. C.) unter dem Namen T.; er ist der Geliebte der Belti von Gebal-Byblos.

Dem Adonis war ein Fluß in der Nähe der Stadt geheiligt, der heutige *nahr-ibrahîm* (zuerst Strabo l. XVI 2, 19 C. 755). Eine Skulptur bei *el-rine* (Ghinêh) aus hellenistischer Zeit (Tf. 55a), die einen Bären im Kampf mit einem Manne und im zweiten Bildfeld eine trauernde Frau zeigt, darf man nach Macrobius (Saturn. I 21, 5) wohl auf Adonis beziehen.

§ 4. Außerhalb vom Byblos ist der Adonis-Kult für Zypern bezeugt, von wo er sich wohl vom 5. Jh. an nach W ausbreitete. Hieronymus weiß von einem Kult des Tammuz-Adonis in Bethlehem zu berichten.

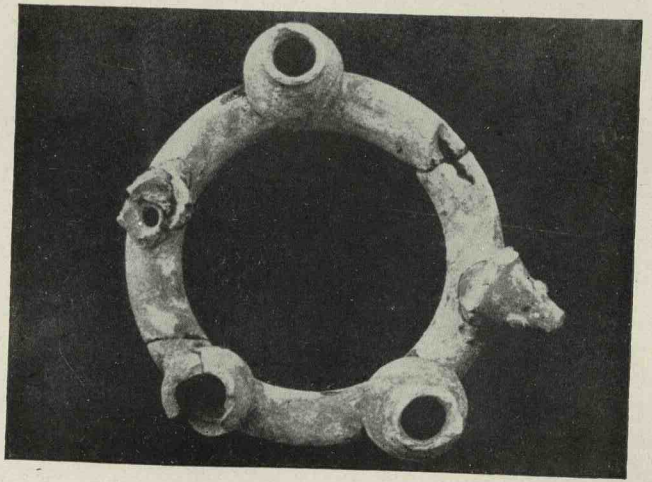
Die Ausgrabungen von Bethsean (s. d.) haben einen tönernen, innen hohlen Kranz mit kleinen Gefäßen gezeitigt (Tf. 55c), der von dem Entdecker nach Art der „Adonisgärten" gedeutet ist. Man hat ihn offenbar auf dem Kopf getragen, wenn man das Auferstehungsfest des Adonis feierte. Es muß mithin in Bethsean um 1300 v. C. einen Vegetations- und Auferstehungsgott gegeben haben; fraglich bleibt, ob er dem Adonis nur entspricht oder auch denselben



a



b



c

Tammuz

a. Felsflachrelief bei El-Ghine, sö. von Byblos. Links Kampf des Adonis mit Bären. Rechts die trauernde Göttin Baalat-Aphrodite. — b, c. Gefäßringe (s. a. Kernos) von Megiddo und Bethsean. — Nach Greßmann *Altoriental. Bilder* II Abb. 209, 675, 676.

Namen geführt hat. Ein Parallelstück aus Megiddo (s.d.; Tf. 55 b) zeigt Granatäpfel, hebräisch *rimmon*. Rimmon ist aber zugleich der Name eines Auferstehungsgottes, der im Tal von Megiddo (s. o.) verehrt wurde (Sach. 12, 11). Danach wird man den Gott von Bethsean auch wohl eher (Hadad-) Rimmon nennen müssen. Im letzten Grunde sind: Tammuz, Adonis und Hadad-Rimmon nur verschiedene Namen für denselben phön. Auferstehungsgott. Der Adonis-Kult wird an mehreren Stellen des AT erwähnt. Jesaia (um 725 v. C.) verkündet eine Drohung Jahwes wider die, die ihre Lust haben an den Eichen und die sich Gärten erwählen (Jes. 1, 29). Damit ist ohne Zweifel auf einen Fremdkultus angespielt; die Baumverehrung ist kanaanäisch, und mit den Gärten sind wohl die des Adonis gemeint. Deutlicher ist die Stelle Jes. 17, 10f.: „Denn du vergaßest den Gott Deiner Hilfe, und an den Fels Deiner Kraft gedachtest Du nicht. Darum, so pflanze nur die Pflanzen der *n^{e}a'manîm*, und setze nur die fremden Reben; am Tag der Pflanzung magst Du's wachsen lassen, am Morgen des Säens magst Du's sprießen lassen. 'Ein Raub des Schnitters' ist es am Tage 'des Siechtums' und des unstillbaren Schmerzes!"

Die Schlußzeile ist textlich schlecht überliefert; vielleicht ist von dem „Festtag seines (sc. des Adonis) Flusses" (hebr.: *jôm naḥalô*) die Rede gewesen, der allg. Sinn ist deutlich. Jahwe wird das Fest der *n^{e}'amanîm*, da man am gleichen Tage sät und Blüten sprießen läßt, zuschanden machen. Die *n^{e}'amanîm* sind aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes als die Anemonen und diese wieder die Pflanzen des Adonis. Da der Gefäßring von Bethsean das Vorhandensein der Adonis-Gärten für das 14. Jh. v. C. bezeugt, ist die Zurückhaltung, die man bisher gegenüber dieser Texterklärung an Jes. 17, 10 geübt hat, aufzugeben. Ob Amos 8, 10 „die Trauer um den Einzigen" auf Adonis anspielt, ist fraglich (vgl. auch Jer. 22, 18), dagegen kennt Hosea (um 740 v. C.) den Auferstehungsmythus, aus dem er eine analoge Auferstehung der Menschen ableitet, bzw. die politischen und religiösen Hoffnungen Israels in dieses Bild kleidet. „Er macht uns lebendig nach zwei Tagen, am dritten läßt er uns auferstehen, daß wir vor ihm leben" (Hos. 6, 2).

§ 5. Das Adonis-Fest wurde nach Lucian, De dea Syria § 8 in Byblos dann gefeiert, wenn sich die Wasser des Adonis-Flusses (*nahr-ibrahîm*) von der roten Erde rötlich färbten. Man deutete das auf das Blut des im Libanon verwundeten Adonis. Die Beobachtungen von Reisenden bestätigen diese Färbung für das Frühjahr, aber die Möglichkeit ist sicher zuzugeben, daß das auch zu anderen Zeiten eintrat. von Baudissin vermutet nach der Bezeugung des Ammianus Marcellinus und Theokrits ein Fest im Hochsommer. Doch weist Theokrits Idyll, das von Eicheln spricht (Z. 112), eher auf den Herbst. Neuerdings hat Greßmann das Adonis-Fest mit dem israelitischen Laubhüttenfest (Lev. 23, 34ff., Deut. 16, 13) in Zusammenhang zu bringen versucht, wonach der Termin auf den Herbst zu setzen ist. Das Laubhüttenfest (in dem alten Ritual Ex. 34, 22 das Erntefest genannt) ist zweifellos nicht genuin-israelitisch, sondern wie alle Agrarfeste bei der Einwanderung von den Kanaanäern (s.d.) übernommen. Das Wohnen in den aus grünenden Zweigen errichteten Hütten sowie der Ritus des Zweige-Schwenkens sind Analogien der Adonis-Gärten.

W. von Baudissin (s. o.) *Adonis und Esmun* 1911; *RE* XIX s. v. Tammuz ders. — H. Greßmann *Adonis and the feast of tabernacle* Expositor 1925; Mitteilungen der Zeitschrift für Alttestamentl. Wissenschaft NF 3 Heft 1 (1926) ders.

Galling

Tanais s. Südrußland D, Ušakov-Fund.

Tangermünde (Kr. Stendal, Prov. Sachsen). Die Bergung der Funde aus dem umfangreichen Skelettgräberfeld, das etwa 10 Min. s. der Stadt liegt, wird in der Hauptsache dem Apotheker Hartwich verdankt, der seit dem J. 1882 die dortigen Erdarbeiten überwachte. Die Leichen waren ohne alle Steinpackung, anscheinend auch ohne Holzsärge, in den Sand eingebettet. Es handelt sich meist um gestreckte Skelette, seltener um Hocker, die in Reihen, mit dem Kopf meist nach O—SO, lagen. Die Tiefe der Gräber betrug 2—5 Fuß. Die Beigaben bestanden, außer reicher Keramik, in Tierknochen

(Pferd, Rind, Hirsch, Eber), Flintmessern, querschneidigen Pfeilspitzen, Steinbeilen (unter denen solche aus Wiedaer Schiefer [s. Wiedaer Schiefergeräte] in der bekannten Form hervorzuheben sind), durchbohrten Tierzähnen (Hund, Schwein, Wildkatze) von Halsketten (in einem Grabe 104 Stück) und Knochenschmuck. Einmal handelt es sich um einen 5,5 cm l. Anhänger aus beiderseits geradlinig abgeschnittenem Hirschgeweih, an einem Ende durchbohrt, mit horizontalen Zickzackbändern, im anderen Falle um einen 4 mal durchbohrten Knochenbeschlag aus einem halbierten Röhrenknochen, auf der einen Seite ganz mit Grübchen verziert, und endlich um ein durchbohrtes Hirschhorn-Falzbein. Die Keramik gehört in ihrer Hauptmasse dem Molkenberger (s. d.) Typus an, zeigt aber auch Beziehungen mit dem Walternienburger (s. d.) und dem Bernburger (s. d.) Typus. Die Zahl der ursprünglich vorhandenen Gräber ist nicht mehr feststellbar.

ZfEthn. Verh. 15 (1883) S. 150ff. M. Hollmann; ebd. S. 369ff. R. Virchow; ebd. 16 (1884) S. 339f. C. Hartwich, auch ebd. S. 113ff. R. Virchow; ebd. 24 (1892) S. 182ff. A. Götze; 27. Jahresber. d. altmärk. Ver. 1900 S. 147ff. C. Hartwich; [Sächs. Jahresschr. 13 (1925) Niklasson; Stendaler Beiträge 5 (1927) S. 109ff. Kupka].

† W. Bremer

Tanz. S. a. Mummenschanz, Rausch, Spiel. — (Ägäischer Kreis) Darstellungen von feierlichen Reigen sind auf Kreta nicht ganz selten. Das wichtigste Denkmal ist ein leider unpubliziertes, aber in Kopien Gilliérons verbreitetes „Miniaturfresko" aus Knossos (SM I): auf blauem (Himmels-)Grunde tanzen einzelne Frauen in reichen, gelben Gewändern, innerhalb einer niedrigen Temenos-Mauer (oder zwischen zwei Gangsteigen wie im Westhof von Knossos und Phaistos); dahinter große Ölbäume und eine zuschauende Volksmenge. Ähnlich feierlich, aber bewegter ist der Reigen z. B. auf einem schönen gleichzeitigen Goldring aus Knossos. Eine Terrakottagruppe von Palaikastro zeigt Frauen im Ringelreihen, ein Leierspieler macht die Musik dazu. In heftiger, drehender Bewegung erscheint eine Tänzerin auf einem knossischen Fresko und auf zwei myk. Goldringen (alle SM I). Ob die berühmten Schlangengöttinnen von Knossos (vgl. Band III Tf. 13, 36f.) und verwandte Bronzen (Band V Tf. 2) als Tanzende aufzufassen sind, bleibt unsicher.

Auf dem Festlande und den Inseln fehlt es bisher an Tanzdarstellungen, abgesehen von den erwähnten Ringen. Doch lassen die Marmor-Idole von Flöten- und Leier- oder Harfenspielern (Band VI Tf. 4) auf Reigen schließen, die gewiß wie die kret. religiöse Bedeutung hatten.

Unter den geom. Bronzen von Olympia (s. d.) erscheinen kleine Gruppen eng verschränkter, im Ring tanzender Frauen, ebenso Reigenbilder auf Vasen und Terrakotten. Vgl. dazu den χορός, den Daidalos für Ariadne schuf, und die Reigen der vor dem Minotaur geretteten att. Jünglinge und Mädchen, z. B. auf der François-Vase.

Goldring von Knossos: A. Evans *Tomb of the Double Axes* S. 10. — Terrakottagruppe: BSA 10 S. 216ff. Dawkins; ders. *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* S. 88; vgl. ebd. S. 122; H. Bossert *Altkreta*[2] Abb. 113. — Fresko: BSA 8 S. 55. — Myk. Ringe: Ἐφ. ἀρχ. 1889 Tf. 10, 12; JHS 21 (1901) S. 177 A. Evans. Vgl. auch F. Winter *Kunstg. i. Bild.* I[2] S. 91, 11; H. Bossert *Altkreta*[2] Abb. 57, 323f., 324d, f. — Geometr. Bronzen: *Olympia* IV Tf. 16. — Vasen und Terrakotten: Perrot-Chipiez *Hist. de l'Art* VII 150, 175, 222. — Daidalos: Ilias XVIII 590ff. — François-Vase: Furtwängler-Reichhold *Griech. Vasenmal.* Tf. 13.

G. Karo

Tanzbild (Paläol.) s. Cogul, Kunst A.

Tapes-Fauna s. Klima-Optimum.

Tápió-Szent-Márton (Ungarn; Band XII Tf. 66a). § 1. Hier fand Bella im November 1924 auf der höchsten Stelle eines langgestreckten Hügels in einer Tiefe von 1,20 m an der n. Seite eines Feuerherdes einen prächtigen ruhenden Elektron-Hirsch (Ag 51,17; Au 46,98; Cu 1,63; Fe 0,03) von 23,2 cm L. und 9 cm Br. bei einem Gew. von 99 g, für den es aus Ungarn selbst bisher gänzlich an Parallelen fehlt, der aber in den großen Skythengräbern Südrußlands (s. d. D, besonders § 26f. und 39) zahlreiche Gegenstücke hat. Bemerkenswert sind die getriebenen, perlschnurartigen Ornamente am Auge, Hals und Blatt, die am Lauf und an den Geweihenden spiralartig auslaufen (vgl. das Augenornament beim Fisch von Vettersfelde; s. d. und Band XIV Tf. 44). Der Zwischenraum zwischen Hals und Geweih war

mit einer eingelegten Platte ausgefüllt, die, wie auf der Kehrseite ersichtlich, durch zwei Bänder befestigt war. Auf die gleiche Weise ist auch der Augenstern angebracht. Der Hirsch diente offenbar, wie der aus dem Kostromskaja-Kurgan und andere russ. Exemplare, als Schildzierat, wie die an der Rückseite an drei Stellen sichtbaren Ösen zeigen.

§ 2. An der NW-Seite desselben Feuerherdes fand sich noch ein gleichfalls aus Elektron hergestelltes Zierstück, bestehend aus einem starken, viereckigen Draht, der unten glatt abgeschnitten ist, oben aber in einen Konus ausläuft. Außerdem fanden sich um den Herd herum noch Bruchstücke von Drehscheibengefäßen, die weder kelt. noch röm. Ursprungs sind, obschon auch diese (darunter Terra nigra) an anderen Stellen des Hügels zum Vorschein kamen.

§ 3. Der Elektron-Hirsch stammt aus der Blütezeit des pontisch-skythischen Kunstgewerbes und gehört wohl dem Ende des 4. oder Anfang des 3. Jh. v. C. an. Da Kopf und Geweih des Hirsches bei der Auffindung (nach Bellas Vermutung zur leichteren Bergung des Stückes) nach innen umgebogen waren, spricht Bella den Fund als ein Beutestück an. Er könnte also, falls diese Auffassung richtig ist, noch nicht als ein Zeugnis für eine skyth. Besiedlung des (auch sonst sehr fundreichen) Gebietes des Tápió (Nebenfluß der Galga) angesehen werden. Doch scheint ein endgültiges Urteil erst möglich, wenn der Charakter und die Provenienz der mitgefundenen Scherben der Drehscheibengefäße hinreichend geklärt sein werden. S. a. Skythen A 3.

[Archaeologia Hungarica 3 Fettich.] L. Bella
G. Wilke

Tapu s. Tabu.

Tarbiṣu. § 1. Stadt in Assyrien, assyr. *tar-bi-ṣu* (früher öfter *Tarbisi* gelesen, doch ist der Nominativ T. durch B. M. 21, 901 belegt), wohl von ass. *tarbaṣu* = Hof, Stall, Hürde. — Gelegen am l. Ufer des Tigris ca. 20 km aufwärts von Ninive bei dem heutigen Dorfe *Šerif Chan* (vgl. C. Fossey *Manuel* I Karte). Layard fand dortselbst mehrere Ruinenhügel, in deren größtem er eine Versuchsgrabung anstellte. Diese ergab in geringer Tiefe Hausmauern aus Luftziegeln, Alabaster-Orthostaten, glasierte (?) wie beschriftete Ziegel und die Reste einer Treppe aus Alabasterstufen.

T. wird erst seit Sargon (722—705 v. C.) häufiger genannt und erfreute sich wohl wegen seines Stadtgottes, des von den Sargoniden besonders geachteten Nergal (s. d.), der besonderen Fürsorge dieses Herrschers und seiner Nachfolger Sinacherib (705—681 v. C.), Asarhaddon (681—669) und Assurbanipal (669—627). Im J. 614 wurde es von den Medern zerstört (B. M. Nr. 21, 901 Vs. Zl. 24; Gadd *The Fall of Nineveh* 1923).

§ 2. Aus T. stammen folgende Denkmäler: 1. Frgm. einer Inschr. d. Ašur-bel-kala (11. Jh.) TSBA 7 S. 338 A 1; 2. Backsteininschr. Sargons (Layard *Nineveh and Babylon* S. 599); 3. Stein-Inschr. Sinacheribs I R 7 VIII D; 4. Backstein-Inschr. Sinacheribs I R 7 VIII C, vgl. *Guide of the Brit. Mus.*[3] 1922 S. 73 Br. M. 90217—19; 5. *Zigâtu* Sinacheribs III R 3, 13; 6. Stein-Inschr. Asarhaddons I R 48, 5 u. 6 (Meissner-Rost *Bauinschr. Asarhaddons* S. 204f.); 7. Backstein-Inschr. Aṣarhaddons I R 48, 7 (vgl. *Guide Brit. Mus.* S. 73, Br. M. 90246—47); 8. Vasenscherbe des Turtan Belluballiṭ (815 v. C.; Lenormant *Choix* 76B) mit Reliefs und Inschr.; 9. Siegelzylinder des Mušeš-Ninurta aus Šadikanni (s. d.; Band VIII Tf. 65a); 10. Vasenscherbe mit Relief und dem Rest einer Inschrift, die den Gott Ninurta erwähnt (Lenormant *Choix* 76A; Layard a. a. O. dtsch. Tf. 17 R); 11. Tonzylinder des Asarhaddon aus Aššûr (s. d.) in Konstantinopel (Nr. 6703) vom Jahre 672, Inschrift für die Erbauung des Kronprinzenpalastes für Assurbanipal (MAOG 3, 1—2 [1927] S. 22—32 E. Nassuhi).

§ 3. Topographie. Zu T. befand sich ein Palast, an dem vielleicht schon Sargon (Inschr. 2) gebaut hat, der von Asarhaddon als Wohnsitz des Kronprinzen Assurbanipal (6, 7, 11) renoviert wurde; auf letzteres bezieht sich Harper Nr. 308 und 885. Der wichtigste Tempel war *Ê-mešlam*; an ihm bauten Sinacherib (3—5) und Assurbanipal (Prunk-Inschr. L[3] Vs. 10f.). Außerdem befanden sich wohl noch die Tempel der anderen in T. verehrten Gottheiten *Laaz* (Gemahlin des Nergal) und *I-šum* in der Stadt (VAT 8008, ZfAssyr. 33 S. 125 A. 5).

Layard *Nineveh and Babylon* S. 598f.; Ch. Fossey *Manuel d'Assyriologie* S. 76; Meissner-Rost *Bauinschr. Asarhaddons* (in BA III) S. 190; M. Streck *Assurbanipal* (*VAB*) S. 250 A. 1, 811, 821. F. Schachermeyr

Tardenoisien (Tf. 56).

§ 1. Geschichtliche Daten und Typen-Inventar. — § 2. Verbreitung des T. in Westeuropa. — Azilio-Tardenoisien. — § 3. Herleitung vom Spät-Capsien des Mittelmeergebietes. — Unterstufen. — Fortdauer bis in die äneol. Zeit.

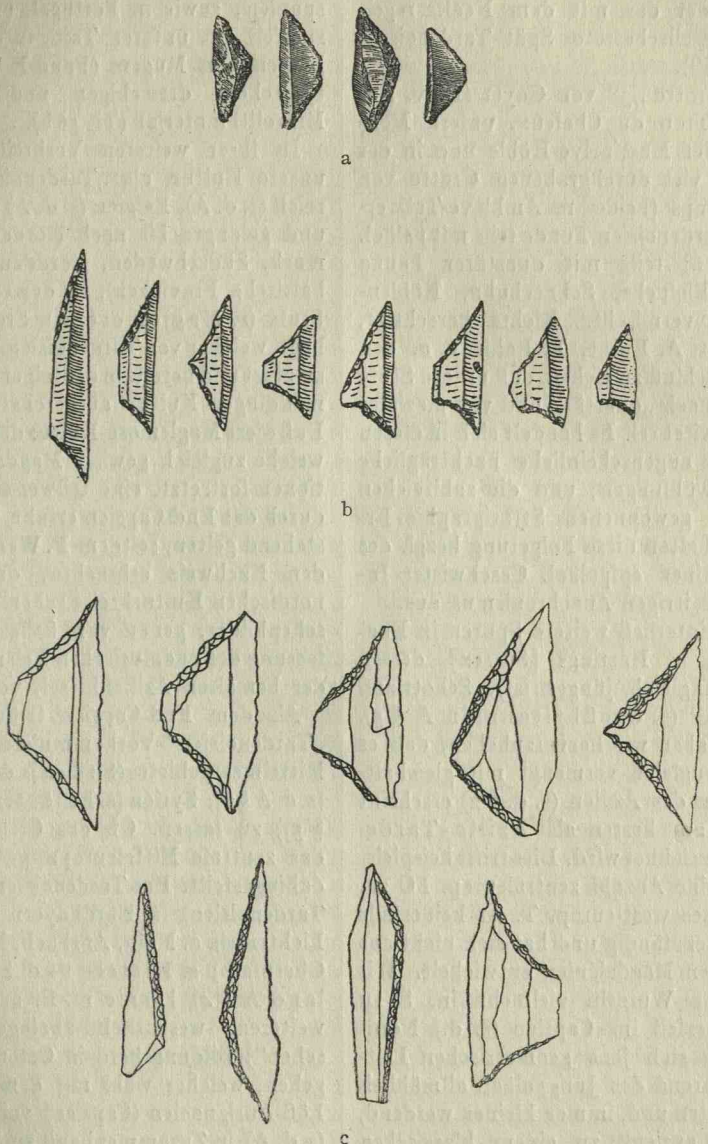
§ 1. Bereits im J. 1871 waren R. Burton Fundplätze mit kleinem geom. Silex-Material bei Bethlehem (Palästina) und im J. 1875 G. Bellucci ebensolche in Tunis aufgefallen; diese Fundkomplexe gelangten jedoch erst zu wissenschaftlicher Geltung, als Vieille im J. 1879 unweit Fère-en-Tardenois, bei Villers-sur-Fère, Bruyères-sur-Fère und Ciergues (frz. Dép. Aisne) auf verwandtes Silex-Inventar stieß, und als Taté die Stationen von Coincy-l'Abbaye (Aisne) und Denise jene von Hédouville (Seine-et-Oise) entdeckten. Die hier zutage gekommenen Materialien ließen eine neue Kulturstufe erkennen, welche G. de Mortillet als Tardenoisien (Tardenois-Stufe; engl. *Tardenoisean*; span. *Tardenoisiense*) in die Fachliteratur einführte.

Das T. ist durch eine außerordentlich feine Silex-Industrie gekennzeichnet, in welcher geometrische Zwergtypen („*Mikrolithen*"; *microlithes*; *pigmy tools*; *microlitos*) im Vordergrunde stehen, die hauptsächlich scharfe, dreieckige Spitzen, kreissegmentförmige Typen und trapezoide oder rhomboide Formen mit Querschneide umfassen (Tf. 56). Bezüglich ihres Gebrauches läßt sich vermuten, daß sie teils als Pfeile geschäftet wurden, teils, mit der Schneide nach außen, in Holz oder zwischen Knochenblättern gefaßt waren (ähnlich den ägyptischen Steinsicheln; s. Sichel B), oder daß sie, in anderen Fällen, als Angelhaken, Tätowier-Instrumente und anderes dienten. Zu ihnen gesellen sich noch häufig kurze Klingen mit kleinen Hohlkerben, kurze Klingenkratzer, schmale Messerchen mit abgestumpftem Rücken, zahlreiche kleine Rundkratzer und kurze, kleine Stichel mit scharfer, zentraler Stichelspitze (*micro-burins*), deren rechter Schrägrand gewöhnlich eine kräftige Retusche aufweist. Knochengeräte sind bis zur Stunde unbekannt; Keramikreste fehlen durchaus.

Es ist beachtenswert, daß die frz. T.-Plätze, soviel wie durchweg oberflächliche Freilandstationen ohne Faunenbelege, unter sich ziemlich variieren. Die an den Teichen von Hourtin und Lacanau (Gironde) gelegenen FO sind z. B. reich an dreieckigen Mikrolithen und Rundkratzern, besitzen aber soviel wie keine Trapeztypen; in der Gegend von Guérande (Dép. Loire-Inférieure) enthalten die Stationen von Croisic, Kerlo und La Butte des Pierres die sämtlichen vorgenannten Typen, jene von Gras hingegen nur dreieckige Zwergformen.

§ 2. Das typische T., mit dem eben namhaft gemachten Klein-Inventar, ist (außerhalb Frankreich) zunächst in Belgien gut vertreten und wurde besonders seitens E. de Pierpont, M. de Puydt, J. Hamal-Nandrin, J. Servais, E. Rahir und L. Lequeux eingehend studiert. Es liegt unter anderem vor im Tale der Vesdre (Bay-Bonnet-Höhlen, auch als Höhlen von Fond-de-Forêt bekannt; Stationen des Plateau von Forêt; Hauset; Cornesse; Wegnez; Stenval; Fays; Las Besle; Zaloux; Trooz), im Tale der Ourthe (La Roche-aux-Faucons; Tohogne; Quémanes; Ferme de la Hesse; Embourg; Angleur), im Tale des Amblève-Baches (Plateaux von Sougné und Septroux; Nonceveux), in Brabant (Huldenberg; Genval; Wommersom; Vossem), Lüttich (Zonhoven; Kiewit; Nomont), Limburg (Langerloo bei Genck), in der Campine (Baelen-sur-Nèthe; Exel; Hapert; Lommel; Weelde) usw.

In Zonhoven lassen sich deutlich zwei Fazies feststellen: eine untere, unvermengte, mit kleinen Rundkratzern, Eckstichel, Federmesserchen und Dreieckspitzen, und eine obere, mit einem mehr evolutionierten T., d. h. mit dreieckigen Mikrolith-Spitzen, welche in deutlicher Fortentwicklung zu den Trapez-Typen überleiten. Diese Strate ist mit späteren neol. Artefakten vermischt. Lequeux nimmt seinerseits für Belgien ein Primitiv-Tardenoisien an, das von anderer Seite auch als „Prä-Tardenoisien" bezeichnet wurde, paläol. Reminiszenzen aufweist und mit dem Azilien gleichaltrig ist. Darauf folgt das reine T., in dem sich verschiedene sukzessive Evolutionsgrade zu erkennen



Tardenoisien

a. Tardenoisien-Typen aus der Azilienschicht von Valle (Nordspanien). — b. Geometrische Typen aus den Muschelhaufen von Mugem (Portugal). Nach H. Breuil. — c. End-Capsien von Négrine (Nordafrika). Sämtlich $^1/_1$ n. Gr.

geben. Die ehemaligen Wohnstätten sind durch schuttgefüllte Vertiefungen von rund 2—3 m Dm und bis zu 70 cm T. belegt. Den Schluß bildet das mit dem Neol. regelrecht vergesellschaftete Spät-Tardenoisien („T. évolué").

In der Grotte „3" von Goyet (Prov. Namur), im Trou du Chaleux, unfern Montaigle, in der Martinrive-Höhle und in der seit alters viel durchgrabenen Grotte von Remouchamps (beide im Amblève-Tal) erscheinen Tardenoisien-Funde teils mit paläol. Einschlüssen, teils mit quartärer Fauna (Rentier, Eisfuchs, Schneehuhn, Höhlenbär usw.) vermischt. Nichts berechtigt, hieraus mit A. Rutot, E. Rahir u. a. den gewagten Schluß zu ziehen, daß unsere Stufe in Belgien noch „quartär" und von glazialer Fauna begleitet sei. Es handelt sich in diesen Fällen um augenscheinliche nachträgliche Schichtverwühlungen, und die zahlreichen anderwärts gewonnenen Stratigraphie-Ergebnisse schalten diese Folgerung bezgl. des T. und seiner epipaläol. Geschwister-Industrien als irrigen Anachronismus aus.

Das T. hinterließ weitere Spuren in England (z. B. in Hastings [Sussex], dessen Keramik ungleich jünger ist), Schottland und Irland (s. Großbritannien A § 5). Überdies haben wir hervorzuheben, daß es vielerorts zugleich vermengt mit gleichaltrigen Typen des Azilien (s. d. § 2) erscheint und dann am besten als Azilio-Tardenoisien bezeichnet wird. Dies trifft beispielsweise für eine Anzahl zentraleurop. FO zu.

§ 3. Dieses west-europ. T. ist keinesfalls ebenda bodenständig und hat sich nicht aus dem dortigen Magdalénien entwickelt. Wir haben seine Wurzeln vielmehr im S zu suchen, speziell im Capsien (s. d.) Nordafrikas, wo sich jene geometrischen Leitformen während des Jungpaläol. allmählich herausbildeten und, immer kleiner werdend, im „End-Capsien" zu einem klassischen Typenkomplex (identisch mit jenem des frz. Tardenoisien) zusammenschlossen, so z. B. in der Oase von Négrine el Quedim (Tf. 56c), unweit Sokhna (Tunesien), in der Gegend von Tabelballa (Sahara) usw. (s. Nördliches Afrika A). Einen ähnlichen Entwicklungsgang erfuhr das ganz unter afrikan. Einflusse stehende Capsien der Pyrenäenhalbinsel (s. d. A), dessen Schlußstufe teils mit dem damals in der kantabrischen Zone entstehenden Azilien verschmolz, teils rein auftritt, so in Süd- und Zentralspanien, sowie in Portugal, und zwar hier speziell am unteren Tajo, in den Muschelhaufen von Mugem (Band X Tf. 120), mit typischem dreieckigen und trapezoiden Mikrolithmaterial (Tf. 56b).

In ihrer weiteren Verbreitung überzog unsere Kultur, als „Tardenoisien", Frankreich (s. d. A), Belgien (s. d. A) und England, und gelangte bis nach Nordeuropa (Dänemark, Südschweden, Norddeutschland und baltische Provinzen), in dessen Maglemose-Stufe (s. Maglemose) ein Steinbesitz vorliegt, welcher von Tardenoisien-Typen durchsetzt ist und bereits in der folgenden Kjökkenmöddinger-Kultur ausgeschaltet erscheint. Daß diese Maglemose-Kultur der Ancyluszeit, welche zugleich gewisse Magdalénien-Traditionen fortsetzt, eine teilweise Befruchtung durch das End-Capsien erfuhr, kann als feststehend gelten, seitdem P. Wernert überdies den Nachweis erbrachte, daß in jenem nordischen Kulturkreise schematisierte Menschenbilder, genau vom Stile und der Auffassung der andalusischen Felsmalereien und der bemalten Azilienkiesel, vorkommen.

Als dem End-Capsien tributär sind die „Tardenoisien"-Vorkommnisse des übrigen Mittelmeergebietes (Sizilien [s. d. A § 2], Italien [s. d. A § 6], Syrien [s. Palästina-Syrien A § 5]) zu fassen. Ob das Gleiche auch für das zentrale Mitteleuropa gilt, lassen wir dahingestellt. Das Tardenoisien (bzw. Azilio-Tardenoisien) in Nordbayern (Gegend von Lichtenfels a. Main, Ansbach, Neumarkt i. d. Oberpfalz; s. Mittel- und Süddeutschland A § 4) könnte m. E. auch auf einen weiteren, wesentlich analogen („danubischen") Bildungsherd in Osteuropa zurückgehen, welcher wohl mit dem eigenartigen Löß-Aurignacien (Capsien) von Südrußland (s. d. A) in Zusammenhang zu bringen wäre. Eine ähnliche Vermutung äußerte bereits F. Birkner, angesichts der reichen Tardenoisien-Funde in Litauen (speziell im Flußkreise des Njemen, der Mereczanka, Ula und Kotra), Rußland (Moskau), Polen (s. d. A) und Galizien (Krakau), insofern er von einem Tardenoisien-Wege „über Polen und Ostpreußen nach dem Westen" sprach. Hingegen vermögen wir uns keineswegs seiner

Annahme anzuschließen, daß dieselbe Industrie sich zugleich aus dem östl. Europa „über Syrien nach Nordafrika, der Iberischen Halbinsel und Westeuropa" übertragen habe.

Interessant ist das neuestens im Dünengebiete der kleinpolnischen Höhe (mittleres Weichselgebiet) festgestellte Tardenoisien. Hier lagert, über dem regionalen Magdalénien, zunächst ein älteres T. mit mikrolithischen Dreiecktypen, und etwas höher ein jüngeres mit Trapezformen, beidenfalls ohne klarere Maglemose-Einschläge, welche sich im n. Polen gut zu erkennen geben (Band X Tf. 47 B).

Nach dem Gesagten ist eine innere Verwandtschaft des T. mit dem Capsien augenscheinlich, und dies macht auch begreiflich, daß unsere Stufe auffallende Reminiszenzen an das Aurignacien besitzt, welches seinerseits ebenfalls mit dem älteren Capsien eng zusammenhängt (s. Aurignacien § 3). Schon im ausgehenden Magdalénien erscheinen neuerdings einfache Kielkratzer, zumeist sehr flüchtig gearbeitete Kerb- und Mittelspitzen, den Chatelperron- und La Gravette-Typus nachahmende Silexspitzen. Diese setzen sich, meist kleiner werdend, in das Tardenoisien bzw. Azilio-Tardenoisien fort, wo der kleine Rundkratzer, kleine Kegelkratzer u. ähnl. abermals lebhaft an form-identische Typen des Aurignacien erinnern. Wir glauben nicht, daß hier bloß äußere Konvergenz-Erscheinungen oder rein zufällige Rückschläge in eine ältere Technik der Steinbearbeitung vorliegen, sondern möchten an ein tatsächliches Hinwegfluten einer jüngsten „Capsienwelt" über die ehemaligen west- und mitteleurop. Solutréo-Magdalénien-Gebiete denken, welches schließlich einer wahren Besitzergreifung gleichkam. Damit dürften zum Teil auch nicht unwesentliche Völkerverschiebungen verknüpft gewesen sein.

Daß das T. Europas, als rein epipaläol. Stufe genommen, noch einer feineren zeitlichen und regionalen Gliederung fähig ist, kann als ausgemacht gelten, und zwar sind, im W wie im O, die Straten mit ausschließlich dreieckigem Mikrolith-Material etwas älter als jene mit trapezoiden Zwergtypen (s. o.).

Die Frühstufe unserer Kultur ist zweifelsohne gleichzeitig mit dem Azilien, mit dem sie sich überdies nicht selten verzahnt und vermischt, so z. B. in der nordspan. Höhle von Valle (Tf. 56a). Etwas jünger sind die Komplexe mit vorwiegend rhomboiden und trapezoiden Mikrolithen; auch diese enthalten noch keine Keramik und sind vor das eigentliche Neol. zu stellen. Übereinstimmend hiermit lieferte die Grotte de la Crouzade, Gemeinde Gruissan (Dép. Aude), Ph. Héléna über Aurignacien- und Magdalénien-Straten eine rotbraune typische Azilien-Schicht (mit bemalten Kieseln) und, darüber, eine weiße, grundverschiedene Aschenschicht mit zartem geometrischen Mikrolith-Material, dessen Vorläufer immerhin im wesentlichen bereits im Azilien-Niveau vorhanden sind, obwohl größer und weniger häufig. Im Tardenoisien-Niveau selbst existieren weder Spuren von Steinschliff noch Tonprodukte, seine Fauna deckt sich vollauf mit jener des tieferen Azilien (Hirsch, Pferd, Steinbock, Wildschwein, Wolf), so daß Héléna mit Recht schließt, daß auch diese Stufe noch ganz auf paläol. Tradition fußt.

Außerdem steht aber ebenso fest, daß das T. keineswegs mit Anbruch der j. StZ plötzlich erlischt, sondern noch bis in ungleich jüngere Stufen nachwirkt. Das echte Neol. ist vielerorts mit starken T.-Einschlägen durchsetzt, so z. B. in Spanien (FO: El Garcel [s. Gàrcel ‹El›] in Almeria), Oberitalien, Belgien, Süddeutschland, österreich. Waldviertel, Polen usw. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Verbreitung dieses Neol. mit Tardenoisien-Traditionen näher zu verfolgen und festzulegen, welch letztere sich bis in die äneolithische Dolmenzeit hinein erstrecken. Im allgemeinen darf jedoch gesagt werden, daß diese Spät-Tardenoisienformen in ihrer Mehrheit um ein Ziemliches größer zu sein pflegen als ihre epipaläol. Vorläufer, was vor allem von den querschneidigen Pfeilspitzen gilt.

Kulturen von „Tardenoisien-Art", d. h. mit lithischen Pygmäen-Industrien, sind auch aus anderen Erdteilen bekannt, so aus Südafrika (s. Südliches Afrika), Australien (s. d.) und Indien (s. d. A), in letzterem Gebiete vorzüglich im zentralen Teile und im N (Bundelkhand, Allahabad), wo sie manchmal von derben Töpfereiresten, nie von geschliffenen Beilen, begleitet sind. P. Mitra ist deshalb geneigt, sie auch hier als eine endpaläol., zum eigentlichen Neol. überleitende Stufe zu fassen.

A. de Mortillet *Les petits silex taillés à contours géometriques trouvés en Europe, Asie et Afrique* Rev. d'Anthropol. 6 (1896; mit zahlreichen Literaturangaben); L. Coutil *Tardenoisien, Captien etc.* Congr. intern. préh. Genève 1912 Bd. I 301—336; H. Breuil *Les subdivisions du paléolithique supérieur et leur signification* ebd. S. 165—238; E. Octobon *La question tardenoisienne* Rev. d'Anthropol. 30 (1920) S. 107; Bull. Préh. 1922 (S. 67 und 230); ebd. 1923 (S. 126); de Saint-Périer *Le burin tardenoisien* Rev. d'Anthropol. 32 (1922) S. 315ff.

E. de Pierpont *Observations sur de très petits instruments en silex provenant de plusieurs stations néolithiques de la région de la Meuse* Bull. Soc. d'Anthrop. de Bruxelles 13 (1894—1895) S. 228ff.; J. Hamal-Nandrin und J. Servais *Contribution à l'étude du Préhistorique dans la Campine Limbourgeoise* C. R. du Congr. de la Fédération archéol. et histor. de Belgique. Liège 1909; E. Rahir *L'habitat tardenoisien des grottes de Remouchamps, Chaleux et Montaigle. L'industrie tardenoisienne en Belgique* Bull. Soc. d'Anthrop. de Bruxelles 35 (1921); L. Lequeux *Stations tardenoisiennes des vallées de l'Amblève, de la Vesdre et de 'Ourthe* ebd. 1923; G. F. L. Sarauw *Maglemose* Präh. Z. 6 (1914) S. 1ff.; P. Wernert *Figures biomorphes schématiques de l'ancien âge de la pierre du Danemark* L'Anthrop. 30 (1920) S. 503ff.; F. Birkner *Steinzeitliche Funde aus Lithauen* Abhandlgn. der mathem.-physik. Klasse der Bayer. Akad. der Wissenschaften. Suppl.-Band (2. Abhdlg.) München 1923 S. 235—251; Ph. Héléna *L'industrie „tardenoisienne" dans la région de Narbonne (Aude)* Assoc. française pour l'avancement des Sciences. Congrès de Strasbourg 1923; [F. Birkner *Das Mesolithikum in Bayern* Atti della Pontificia Accademia delle Scienze. Nuovi Lincei 79 (Rom 1926) S. 99—109; C. Gumpert *Fränkisches Mesolithikum* Mannusbibliothek 40 (1927); Tagungsberichte der Deutschen Anthrop. Gesellschaft zu Köln 1927].

H. Obermaier

Tarent (Italien; Band I Tf. 38b, d). § 1. Die Lage T. an dem Scheitelpunkt des großen Bogens, mit dem das Ionische Meer in das südital. Land tief einschneidet, wo jede Siedlung durch die von O einspringende schmale Halbinsel, welche den kleinen Innengolf, das *Mare piccolo*, wie gegen alle Unbilden der See so gegen Angriffe feindlicher Menschen sichert, noch einen ganz einzigartigen Schutz erhält, hat ihre Anziehungskraft früh ausgeübt. Gewiß hat schon jene Halbinsel, welche den Kern der späteren griech. Stadt und noch die heutige Altstadt trägt, den Urbewohnern als Wohnplatz gedient. Zwar hat gerade jene dichte Bebauung, seit dem Altertum ununterbrochen, weder Nachforschungen ermöglicht noch Zufallsfunde geliefert. Aber auf dem ö. anstoßenden Festland, das jetzt den *Borgo nuovo* von Neu-Tarent trägt, sind besonders bei den Erdarbeiten für das Arsenal am Südufer des *Mare piccolo* zahlreiche Funde gemacht (jetzt im Saal I des Tarentiner Museums), welche Verkehr schon in neol. und kuprolith. Zeit bezeugen (Notizie 1900 S. 422; Bull. Paletn. Ital. 32 [1906] S. 34—35 Quagliati; Mayer *Molfetta und Matera* S. 48) und damit erweisen, daß die so sehr viel günstigere Halbinsel sicher nicht unbenutzt gelegen hat. W., jenseits des das Außenmeer mit dem *Mare piccolo* verbindenden natürlichen Durchlasses, tritt das Festland mit leichter Erhöhung, der *Punta del Tonno*, in das Meer vor, der wieder einige kleine Klippen, die *Scogli del Tonno*, vorgelagert sind. Hier haben Bahnarbeiten Reste einander folgender Siedlungsspuren ergeben, deren früheste Hüttenböden und Gräber zeigen, die noch vorbronzezeitl. Per. angehören. Die Hütten waren rund, ein Tonbewurf deckte die Wände, in einer leichten Vertiefung stand der Herd, aufgebaut mit unregelmäßigen Platten des leicht brechenden lokalen Steines (*Carparo*); Feuersteinmesser u. a. Reste, Obsidian-Splitter, noch gut neol. aussehende Tonscherben ohne Auftrag und ohne Glättung, eine geglättete Axt aus grünlichem Stein, Bohrer und Pfriemen aus Knochen (Notizie 1900 S. 420—422, 447, 457 Quagliati; Jatta *La Puglia preistorica* 1914 S. 81—82). Nahe dieser Siedelung fand Quagliati zugehörige Gräber mit liegenden Hockern, Silexwaffen und Beigabe von kleinen, unten gerundeten Schalen und konischen Bechern, diese sorgsam geglättet, mit Henkeln, die oft sich der Form des typischen Röhrenhenkels nähern (z. B. abg. Bull. Paletn. Ital. 32 Tf. 3, 4; Jatta a. a. O. S. 82 Abb. 49), wie sie sich besonders im O und S, bis Sizilien herab (Band XII Tf. 105a, b), als Weiterbildung des Schnurösenhenkels finden (vgl. zuletzt Mon. Lincei 27 [1921] S. 145—46 Orsi; ebd. 29 [1923] S. 341—42 Rellini). In einem dieser Becher fanden sich Spuren roter Farbe, die auch an mitgegebenen Silexwaffen und an Knochen, besonders an einem Schädel, beobachtet wurde. Eine besser und zahlreicher erhaltene Gruppe gleicher Gräber fand Quagliati bei Bellavista, unweit des Nordrandes des *Mare piccolo*, nach

Massafra zu (Bull. Paletn. Ital. 32 [1906] S. 17—49 Tf. 2 Quagliati; Jatta *La Puglia preist.* 1914 S. 79—81; Peet *Stone- and Bronzeages* S. 115; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 41, 50; Mayer *Molfetta und Matera* S. 49), bei der die öfter beobachteten Nachbestattungen auf die Vorstellung der Sekundärbestattung, hier wie anderswo in Italien, geführt haben, m. E. zu Unrecht (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 632; s. a. Italien B § 7).

§ 2. Diesen noch der StZ nahestehenden Leuten in und um das spätere T. folgt auf der *Punta del Tonno* eine Siedelung, welche durch die zahlreich gefundenen, auch von mir im J. 1901 gesehenen Pfahlspuren — sogar Festrammung der Pfähle durch Steine beobachtete man — und Reste eines durchgehenden, mit einer Tontenne abgedeckten Holzbodens in der Tat große Ähnlichkeit zeigt mit den Terramaren (s. d. B) Norditaliens, mit denen auch die gefundenen Dinge aus Metall, Knochen und Ton viele Berührungspunkte aufweisen. Auf dem durchgehenden Boden erheben sich die rechteckigen Hütten, von denen z. B. eine besonders gut erhaltene den Grundriß mit apsisartiger Rundung an der einen Schmalseite zeigte, an der Ostseite eine kleine Vorhalle und an diese n. anstoßend eine Küche, als solche durch Reste von Kochgeschirr und Knochenabfälle sowie durch den Herd und kleine Wärmherde aus Ton (Notizie 1900 S. 438—39 Abb. 7, 8) kenntlich. Wände und Satteldach waren mit Rohrwerk, Flechtwerk und äußerem wie innerem Wandbewurf aus Ton hergestellt, dessen Stücke innen die Eindrücke von Trägern und Wandfüllung zeigten, außen sorgsam geglättete Flächen gelblicher Farbe. Rings um die Hütten war ein Tonpolster gelegt, um den Fuß der Wände zu isolieren. Zweimal sind Öffnungen im Fußboden gefunden, die als Abwurfklappen erklärt werden. Spuren älterer zerstörter Hütten unter dem auf den Pfählen ruhenden Boden haben zur Annahme einer älteren gleichartigen Anlage geführt, über deren Zerstörung allerdings nichts Sicheres zu ermitteln war. Also ganz wie so oft bei den Terramaren. Und ebenso würde mit ihnen die Umhegung der Siedelung stimmen durch einen aus aufgehäuften Steinen mit Tonfüllung bestehenden Wall, der nach der Innenseite nicht wie dort durch Holz, sondern durch rohe, jedoch möglichst schichtweis gelegte Kalksteinblöcke versteift war (Notizie 1900 S. 454 Abb. 16) und außen einen Graben zeigte, der vermutlich, weil es beschwerlich war, ihn in dem harten Felsboden zu vertiefen, auch auf der Außenseite durch eine massige Naturmauer gesichert wurde, deren Zwischenräume sorgfältig mit kleinen Steinen ausgefüttert waren (Notizie 1900 S. 453 Abb. 15). Auch Spuren eines Tores und einer Brücke glaubt Quagliati gefunden zu haben, ebenso einen von O nach W die Niederlassung querenden *decumanus*. Auf der Innenseite des Walles schloß zunächst ein 6,50 m br. freier Streifen an, eine Art *pomerium*, um ev. auf einer dort angelegten Rampe (so Quagliati) die Höhe des Walles erreichen zu können.

Innerhalb der Hütten oder oberhalb ihres Schuttes — eine strenge Scheidung der Höhenschichtung scheint schwierig gewesen zu sein — fanden sich aus Bronze eine Absatzaxt mit Schaftlappen (Notizie 1900 S. 442 Abb. 12; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 14), eine Violinbogenfibel, schon mit zwei Knöpfen am Bügel, der auch schon leichte Neigung zur Mittelverdickung zeigt (Notizie 1900 S. 441 Abb. 10; Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 134 Colini), eine Fibel mit zum Olivenblatt breitgeschlagenem Bügel (Notizie 1900 S. 458 Abb. 17; Bull. Paletn. Ital. a. a. O.), eine einfache Bogenfibel (Jatta *Puglia preistorica* S. 199), eine Sichel gut bronzezeitlicher Form (Notizie 1900 S. 446 Abb. 13; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 16 Abb. B), ein Kurzschwert, dessen mitgegossene Griffstange von Knochenringen umschlossen gewesen ist (Notizie 1900 S. 441 Abb. 11; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 19 Abb. D), ein doppelschneidiges „Rasiermesser" (s. d. A2) mit Mittelöffnung (Notizie 1900 S. 463 Abb. 20; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 17 Abb. C), ein Dolchmesser und ein leicht geschwungenes, einschneidiges Messer (Notizie 1900 S. 464 Abb. 21, 22; Peet a. a. O. S. 423), ferner ein Angelhaken, Meißel, Pfriemen, Haarnadeln u. a., auch eine Tongußform zur Herstellung von Lanzenspitzen. Weisen schon diese metallischen Dinge große Ähnlichkeit mit den jüngsten Beständen aus oberital. Terramaren auf, so berühren sich mit diesen auch manche Formen der Tongefäße, wenn auch ihre

Technik meist feiner, die Formung eleganter ist und in Oberitalien ganz unbekannte Gattungen, wie eine stark rot gebrannte und geglättete Art, auftreten. Auch die der nordital. *ansa cornuta* (s. d.) ähnliche Gestaltung mancher Henkelformen (Bull. Paletn. Ital. 26 Tf. 2) regt zum Vergleich an, wenn auch gegenüber der dort so bunten Verschiedenheit hier die Einfachheit in die Augen fällt. Noch in der Hüttenschicht ist ein kleines rohes Tonidol gefunden, das mit „mykenischen" Ähnlichkeit zeigt (Bull. Paletn. Ital. 26 [1900] S. 287 Abb. 2; ebd. 37 [1912] S. 146 Abb. 11; Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst 1925 Tf. 20, 14); noch stärker tritt eine solche hervor bei einem echt mykenisch aussehenden Figürchen (Notizie 1900 S. 418 Abb. 3; Bull. Paletn. Ital. 26 [1900] S. 286 Abb. 1; ebd. 37 [1912] S. 145 Abb. L; Jahrb. f. präh. u. ethnogr. Kunst 1925 Tf. 20, 13), das auf weißlichem Grund farbige Aufmalung zeigt. „Mykenisch" aussehende Scherben fanden sich ebenfalls in derselben Oberschicht, die freilich nicht mehr zur eigentl. Pfahlbauschicht zu gehören braucht, sondern einer auf sie folgenden Siedlung zugeteilt werden könnte, von der auch die obengenannten Fibeln möglicherweise in die Tiefe gelangt sind. Eine ebenfalls in die Oberschicht zu weisende eiserne Lanzenspitze (Jatta a. a. O. S. 199) würde ebenso zu beurteilen sein. Also ist die letzte Pfahlbausiedelung im wesentl. „vormykenisch", gehört dem Übergang aus der BZ in die EZ (oberital. gesprochen) an, also etwa dem 14.—13. Jh. Die Siedelungstradition haftete jedoch an dieser Stelle, und so hat auch sie teilgehabt an den ersten Handelsberührungen, in welche die Westseite der Balkanhalbinsel mit dem ihr entgegengestreckten Zipfel Italiens eintrat (vgl. a. Mayer *Molfetta und Matera* S. 161, 167).

Leider sind bisher noch keine zu dieser Siedelung gehörigen Gräber aufgefunden. Man mag vermuten, daß es Brandgräber mit spärlicher Ausstattung waren, nach der Analogie der Terramaren, wenn man eine solche für diese vom N so entfernte Ecke zulassen will. Das zu tun, wird man jedoch geneigt sein im Hinblick auf die etwas jüngere, nicht unbedeutende Nekropole von Timmari (s. d.) am Bradano, unweit Materas, also nicht weit von T., und das eine entsprechende Brandgrab von Matera (s. d. § 5), dem vielleicht ein bis jetzt leider auch ganz vereinzeltes bei Cotrone anzureihen ist (Mon. Lincei 16 S. 112, 1 Quagliati). Danach ist kein Zweifel, daß sich hier ein verbrennender Stamm inmitten der allg. bestattenden Bevölkerungen eingenistet hat, der sich schwerlich lange hielt und durch andere Nachfolger entweder vernichtet oder aufgesogen wurde. Ob dieser Stamm sich vom N zu Lande den weiten Weg durchgeschlagen hat, wie noch heute die Mehrzahl der Mitforscher für denkbar hält, obschon unterwegs keine sicheren Spuren gefunden sind, ob er nicht vielmehr ein Volkssplitter vom Balkan war, von dort über See gekommen, wie bald hernach die Japyger (s. d.) und Messapier (s. d.) und früher möglicherweise die Choner u. a., wird hoffentlich einmal durch weitere Funde diesseits oder jenseits der Adria aufgehellt (Notizie 1900 S. 411—464 Quagliati, der grundlegende Bericht, dem leider die in Aussicht gestellte Fortsetzung mit Behandlung der Fundstücke noch nicht gefolgt ist; Bull. Paletn. Ital. 26 [1900] S. 11—21 Pigorini; Atti dell'Acc. d'archeol. ecc. di Napoli 23, 2 [1905] S. 65ff. Foglia; de Sanctis *Storia dei Romani* I [1907] S. 134, 2; Peet *Stone- and Bronzeages* 1909 S. 424—26; Bull. Paletn. Ital. 35 [1910] S. 134, 135, 140, 201, 203; ebd. 36 [1911] S. 100, 105 Colini; Montelius *Vorklass. Chronol.* S. 29; Mayer *Apulien* 1914 S. 15; A. Jatta *La Puglia preistorica* 1914 S. 197—203; *Cambridge anc. hist.* II [1924] S. 570 Peet; Mayer *Molf. u. Mat.* 1924 S. 267—68; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 38, 631; s. Italien B § 13).

§ 3. Wenn sich auch auf dem alten Siedelungsplatz auf der Punta del Tonno noch vereinzelte jüngere Dinge, Scherben „protokorinthischer" Art, jene oben genannte Eisenlanze u. a., gefunden haben, so ist doch das eigentliche Leben auf jener Höhe um die Jahrtausendwende abgeschlossen. Nur vermuten mag man, daß dies Ende zusammenhängt mit jenen Einwanderungen aus der Balkanhalbinsel, welche eben um die Jahrtausendwende (vgl. Mayers überzeugende Darlegungen: *Apulien* 1914 c. XVI—XVII, namentlich S. 328—29) dem SO Italiens sein definitives ethnisches Gesicht gaben. Um diese Zeit, nicht wie man früher

wohl meinte, zu Lande, sondern über das schmale Meer kamen schwarmweise jene jugendstarken Stämme herüber, welche als Japyger (s. d.), Messapier (s. d.) und unter anderen Namen sich hier festsetzten und ihren Besitz später hartnäckig gegen die Griechen verteidigten, bis es im 5. Jh. dem überlegenen Geist gelang, die wilde Naturkraft auf die Knie zu zwingen. Es ist wohl selbstverständlich, daß diese neuen Stämme sich zunächst bewährten Siedelungsplätzen zuwandten, unter denen T. mit seiner lachenden, fruchtbaren Umgebung und glücklichen, dabei sicheren Lage zum Meer obenan stand. Ja, hätte Kretschmer recht (Glotta 14 [1925] S. 88—89), so wäre auch der vom Flüßchen Tara abgeleitete Stadtname durch sein Suffix als gut japygisch bezeugt und damit die Gründung einer ersten wirklich stadtartigen Siedelung auf der schmalen Landzunge zwischen *Mare grande* und *piccolo*. Freilich macht mich die in jenem Aufsatz durchgeführte Verteilung jenes „japygischen" Suffixes ungefähr auf ganz Italien bedenklich, ihm so weitgehende Bedeutung als ethnisches Unterscheidungsmerkmal zuzuerkennen. Daß Japyger hier Vorgänger der Griechen waren, ist zwar nicht durch Funde auf der Halbinsel, aber wohl durch einen wichtigen Vasenfund im Borgo erwiesen, dessen Bedeutung zuerst wirklich erkannt und gewürdigt ist von M. Mayer (*Apulien* 1914 c. I mit Tf. 3 und 4); antiker Abraum wahrscheinlich aus Gräbern, die späteren Anlagen im Wege standen und naturgemäß eine Siedelung in nächster Nachbarschaft, d. h. eben auf der Halbinsel, voraussetzen lassen.

§ 4. Wohl nicht sehr lange, möglicherweise nur 2—3 Jh., bestand diese japygische Besetzung, als ihre Ruhe gestört wurde durch griech. Expansionskraft. Die spartanische Kolonialgründung, mag sie auch von mancherlei Sagenhaftem umrankt sein, hat zweifellos gegen 700 v. C. stattgefunden. Sparta konnte nicht wünschen, daß die von den Dorern im Peloponnes herabgedrückten achäischen Stämme durch Gründung eines einheitlichen Kolonialreiches in Großgriechenland sich einen überstarken Rückhalt schaffen möchten, ebensowenig wie sie das wichtige kyrenäische Land, von wo es auch galt, nötigenfalls den Phöniker oder Punier fernzuhalten, nicht ausschließlich in den Händen von Leuten sehen mochten, welche die dorische Festsetzung im SO des ägäischen Meergebietes von dort vertrieben hatte. Die spätere von T. aus unternommene Gründung Herakleias, mitten hinein in das achäische Kolonialland, war ein weiterer Schritt in dieser Richtung; die Gründung von Kallipolis, ebenfalls von T. aus, sollte die Seeverbindung mit dem Mutterland sichern gegen Bedrohung durch Andere, welche auf dieser naturfesten Spitze sich leicht hätten festsetzen können. Der auf Cap Tainaron den Weg vom Eurotas-Tal nach W beherrschende Poseidon wurde der führende Gott der neuen Kolonie, und andere lakonische Götter geleiteten ihn (Gianelli *Culti e miti della Magna Grecia* 1924 S. 283—291), — das beweisen die Münzen, das spiegeln die Gründungssagen wieder; die spartanische Phylen-Einteilung gliederte auch T., Ephoren hier wie in Herakleia lenkten das Staatswesen wie zu Hause. T., anders als die Mutterstadt, war zur Seestadt geboren, der Spartaner wurde hier ein anderer und kam heraus aus der Ausschließlichkeit seines Binnenlandwesens. Schmiegsame Anpassung an die Bedürfnisse der Umwohner, mit denen freilich auch mancher harte Strauß auszufechten war, und die Gunst der für den Durchgangsverkehr von O nach W der antiken Küstenschiffahrt so vorteilhaften Lage brachten die Stadt rasch empor und in ganz anderer Weise als Sparta in Verkehr mit den andern handeltreibenden Staaten, namentlich des korinthischen Golfes und Ioniens, später auch mit Athen. Die Funde aus den älteren griech. Bestattungen, welche im Borgo anläßlich der Neuanlagen und Bauten seit dem J. 1880 zutage kamen, geben jedem Besucher des reichen und schönen Museums von T. Gelegenheit, die Handels- und Gewerbetätigkeit der neuen Metropole Apuliens abzulesen. Die Fülle der protokorinth., korinth. und älteren att. Vasen, welche der Handel nach T. gebracht hatte, ist außerordentlich. Aber auch eine Fabrik gut spartanischer Ware arbeitete dort (Rev. arch. 1912 II 88—105 Dugas), wenn sie auch statt der in Sparta üblichen Figurenfüllung sich ihre Fische und Sepien aus dem Tarentiner Golf selbst als Muster geholt hat. Daß diese wie

frisch aus dem Töpferofen gekommen aussehenden schönen Stücke etwa aus dem binnenländischen Sparta oder gar Kyrene herübergebracht wären, ist völlig undenkbar.

Eine Bearbeitung des griech. T., schmerzlich vermißt, wird von Quagliati vorbereitet.

v. Duhn

Tarkhan. Ort in Mittelägypten, auf dem w. Nilufer, in der Nähe von Gerzeh (s. d.). Hier deckte Petrie in den J. 1911—1913 eine sehr ausgedehnte Nekropole auf mit Gräbern aus spätvorgesch. und frühdyn. Zeit, die bis in das AR hineinreichten. Außer vielen Hockergräbern wurden auch mehrere ausgedehnte Mastabas (s. Grab D § 12) freigelegt. Neben die üblichen keramischen und Steingerätfunde traten hier auch Kupferwerkzeuge, Holzgeräte (z. B. eine Bettstelle Tf. 8 der Publ. I), Flechtwerk und Körbe (Tf. 10 der Publ. I). S. a. Band V Tf. 61a.

W. M. Flinders Petrie, G. A. Wainwright und A. H. Gardiner *Tarkhan I and Memphis V* (1913); W. M. Flinders Petrie *Tarkhan II* (1914).

Scharff

Tarquinii s. Corneto.

Tarragona (Spanien). § 1. Hauptstadt der Prov. T. und der röm. Prov. Hispania citerior (auch Tarraconensis). Außer bedeutenden röm. Resten sind in T. auch Funde aus vorröm. Zeit gemacht worden. Sie gehören aber alle der sog. iber. Zeit an. Die früheren Per. sind aus T. selbst nicht bekannt.

Das Bedeutsamste in T. ist die Burg mit drei Mauerschichten (außer der mittelalterlichen): 1. eine spätkaiserzeitliche, 2. eine röm. mit iber. Steinmetzzeichen, deren Wiederherstellung den Scipionen zugeschrieben wird, und 3. die sog. zyklopische Mauer, den Unterbau der übrigen bildend, wohl von der iber. Burg (Tf. 104a).

Die letztere, aus großen Steinblöcken errichtet, hat mehrere Tore — einige davon sind durch viereckige Türme flankiert —, welche sich an der w. Seite der Stadt befanden. Das Mauerwerk der Türme ist sorgfältiger gebaut, das Material kleiner und besser gefügt. An einem Turm war eine rohe Skulptur, zwei menschliche Köpfe darstellend; doch ist es zweifelhaft, ob sie derselben Zeit wie die Mauer angehören oder erst später eingehauen sind.

Über das Alter der Mauern hat man sich lange gestritten und hat sie sogar in die StZ datieren wollen, ohne positiven Grund, da steinzeitl. Funde in der Stadt vollständig fehlen. Technische Übereinstimmungen mit verschiedenen Mauerbauten iber. Städte der II. EZ (I. Per.; 5.—4. Jh.) und mit den Mauern der griech. Kolonie Emporion (s. d.), welche ähnliche Anlagen mit Türmen wie T. hat, weisen auf iber. Entstehung von T. um die Wende von der I. zur II. EZ, als der kulturelle Aufschwung der Iberer in Ostspanien begann. Griech. Einfluß auf die Bautechnik wäre durch die genannten Parallelen mit Emporion denkbar.

Die Mauern erstrecken sich über die felsige Bergkuppe, wo jetzt die Altstadt von T. liegt. Offenbar sind bis in die Mitte des 19. Jh. viel mehr Reste vom Mauerwerk vorhanden gewesen, die den jetzt offenen Mauerring noch vollständiger schlossen.

§ 2. Die ältesten Funde von T. stammen aus ein paar Tiefengrabungen, die vor vielen Jahren gemacht wurden. Von ihnen liegen noch Aufnahmen und Funde im Museum zu Tarragona. Die Schichtenfolge ergab: a) römische Zeit; b) eine Schicht aus hellenistischer Zeit, mit importierter griech. schwarzgefirnißter Keramik und einheimischer bemalter (sog. iberischer) und unbemalter Ware, die mit der der katalanischen Küstenkultur des 3. Jh. übereinstimmt; c) eine frühe Schicht mit handgemachter, grober Ware, sehr untypisch, von der aber nicht ausgeschlossen ist, daß sie der südkatalanischen iber. Kultur des 5.—4. Jh. angehört, was mit der durch architektonische Parallelen für die Mauer gewonnenen Chronologie übereinstimmen würde.

Sonst kennt man aus T. nur eine Gruben-Nekropole in der Art der katalan. Küstenkultur (Rubí, Caldetes, S. Feliu de Guixols; sog. *silos*), außerhalb des Bezirkes der Mauern, die in röm. Zeit weiterbenutzt wurde.

§ 3. Aus röm. Zeit sind viele Monumente und Funde erhalten, doch hat man nie wissenschaftliche Ausgrabungen in T. ausgeführt, und im Laufe der Zeit ist viel zerstört worden. Außer dem röm. Teil der Mauern waren in der Oberstadt viele Fundamente von Bauten, vermutlich die Forummauer, das sog. *Castell de Pilats*, als

Wohnung des Statthalters angesehen, der Zirkus, eine römisch-christl. Nekropole usw. In der Unterstadt sind noch Reste eines Theaters, eines Amphitheaters sowie Wohnhäuser erhalten. Unweit der Stadt an der sw. Seite befindet sich ein gut erhaltener Aquädukt und die mit röm. Mosaiken geschmückten Gewölbe von Centcelles; n. von T., der röm. Straße folgend, liegen ein römisches Grabdenkmal (sog. *sepulcre dels Escipions*), viele Reste röm. Steinbrüche, von denen der bekannteste der sog. *Mèdol*, 8 km n. von T., ist, und weitere röm. Ansiedlungsreste (Stadtmauer mit runden Türmen) bei Altafulla und noch weiter n. der Triumphbogen von L. Licinius Sura (sog. *Arc de Barà*).

§ 4. T. wird schon im alten Periplus (in Aviens Ora Maritima erhalten) erwähnt. Doch folgt der Name von T. im Text auf den von Callipolis, eine Stadt, die genauer beschrieben wird, auf einer Höhe lag und mit Mauern umgeben war, was genau zu T. paßt. Eine andere Lage für Callipolis ist schwer im Gebiet von T. zu finden, was viele veranlaßt hat, Callipolis mit T. gleichzusetzen und den Namen von T. als interpoliert anzusehen. Callipolis wäre dann der von griech. Seefahrern T. gegebene Name, durch die schöne Lage der Stadt begründet. T. liegt im Periplus im Gebiet der Iberer (s. d.), die schon im 6. Jh. rege Beziehungen mit den Griechen hatten.

Später, in den Quellen, die die Zustände seit dem 3. Jh. beschreiben, gehört T. den Cossetanern. Bosch hat, auf arch. Gründe und literarische Quellen sich stützend, vermutet, daß die Cossetaner nicht die alte iber. Bevölkerung von T. waren, sondern der Gruppe der katalan. Küstenstämme (Indiketen, Laietaner usw.) angehörten, die sich im 3. Jh. nach S ausbreiteten und T. eroberten. Dazu stimmt, daß die Funde dieser Periode von T. ihre Gegenstücke in der katal. Küstenkultur haben.

T. spielt in der röm. Geschichte Spaniens eine bedeutende Rolle. Als Operationsbasis der Römer vom ersten Moment an benutzt, wurde T. Hauptstadt der diesseitigen Provinz und beherbergte in seinen Mauern alle bedeutenden Generäle, die nach Spanien kamen, unter ihnen die Scipionen und den Kaiser Augustus.

Bosch *Problemes d'historia ant. y d'historia tarragon.* Tarragona 1925 (mit Literatur über die vorröm. Zeit); Schulten *Tarragona* Deutsche Zeitung in Spanien 1922 (span. Übersetzung Tarragona 1922). P. Bosch-Gimpera

Tarrassa s. Terrassa.

Tartar (Band IV Tf. 88). Wadi und Fluß im mittl. Mesopotamien zwischen Euphrat und Tigris. Assyr. *Tartara* (Tukulti-Ninurta II. Ann. Vs. 42ff.), auch *Tartari* (K 587); mod. arab. Ṭartâr oder Ṭarṭâr.

Der Flußlauf wird von den im ö. Sindschâr entspringenden Bächen gespeist, erhält zur Regenzeit aber auch von den Ausläufern des Makḥul einiges Wasser. Im Mittel- und Unterlauf keinerlei Zuflüsse. Der T. mündet in den Endsee (im Sommer Salzsumpf) Umm Raḥal (*piate ša ^{nar}Tartara*). Größte Wasserführung im Frühling. In der Trockenperiode (Sommer und Herbst) versiegen die meisten Zuflüsse. Das Flußwasser ist teils salzig, teils brackig. Der T. fließt in einem wechselnd breiten (im Oberlauf 1—400 m, im Unterlauf 10 km) Wadi, das mäßig tief in die meist ebene, aus verschiedenartigem Gipsgestein bestehende Wüstensteppe eingeschnitten ist. Den T. entlang finden sich sehr zahlreiche Wasserstellen, die z. T. Süßwasser enthalten. Das Flußgebiet entbehrt gegenwärtig bis auf das Quellgebiet der dauernden Besiedlung, wird aber um so mehr von Beduinen aufgesucht. Um seine Erforschung haben sich verdient gemacht Ainsworth, Roß, Fitzjames, Andrae und A. Musil. Einige Teile des Laufes sind noch unerforscht.

In assyr. Zeit glich der Zustand des Landes am T. durchaus dem der Gegenwart. Auch damals beschränkte sich die Besiedlung auf die Abhänge des Sindschâr, wo der wichtige Stützpunkt Raṣappa (Hauptstadt des gleichnamigen Bezirkes) gelegen war. Im übrigen fehlten feste Siedlungen, die Ufer des Flusses gehörten zum Streifgebiet der Beduinen. Gegen diese richtete sich der Feldzug Tukulti-Ninurtas II. (891—885), als er auf seinem Wege nach Babylonien den T. bis an seine Mündung entlang zog. Von ihm stammen die einzigen eingehenderen assyr. Nachrichten über den Fluß.

Anzeiger d. Wiener Akad. d. W. 1913 S. 2ff. A. Musil; Andrae *Die Ruinen von Hatra* II (WVDOG 41); ZfAssyr. 34 S. 124ff. S. Horn;

V. Scheil *Annales de Tukulti Ninip II.* Paris 1908.

F. Schachermeyr

Tartessos (Spanien). § 1. Name der Hauptstadt und des Reiches der Tartessier in Südspanien. Die Stadt und ihre Lage wird im Periplus des 6. Jh. v. C., in Aviens Ora Maritima erhalten, v. 259—290 beschrieben. Sie lag danach auf einer Insel an der Mündung des Tartessos (Guadalquivir), und zwar an der dem Lande zugekehrten Seite und an dem s. Flußarm. Tartessos war das Hauptzentrum westeurop. Metallhandels und hatte rege Beziehungen mit fremden Seefahrern aus dem ö. Mittelmeer (Griechen und noch früher Phönizier; s. Schiff C § 4), so wie die Tartessier nach dem Periplus (Avien v. 113—114) nach den Zinn-Inseln (Bretagne) mit ihren Schiffen fuhren, um dort das Zinn von den Östrymniern zu empfangen, die es ihrerseits von den Britischen Inseln holten (Avien v. 98ff.). Von T. führte der Landweg, wohl über den unteren Lauf des Guadianas (Anas) und durch Alemtejo, nach der Bucht vom Sado in Portugal, sowie ein anderer durch ein Stück des Guadalquivir-Tales über die Berge von Ronda nach der griech. Kolonie Mainake (s. d.; bei Torre del Mar unweit Vélez Málaga, ö. von Malaga, nach Schulten). Diese Straßen ermöglichten es, dem Metallhandel die Seefahrt um die Südwestecke der Halbinsel und durch die Meerenge von Gibraltar zu sparen.

Die Stadt T. wird in zeitgenössischer direkter Quelle nur vor 500 v. C. genannt. Spätere Erwähnungen fußen auf älterer Überlieferung, die Lage von T. wird sehr bald zweifelhaft, und öfter verwechselt man es mit der Phönikerstadt Gades (s. d.). Nach Schulten ist dies Versickern der Überlieferung begründet in der Sperre der Meerenge von Gibraltar durch die Karthager und wohl auch in der Zerstörung der Stadt selbst kurz nach 500 v. C. Geburt.

Den mächtigen Eindruck, welchen die Zerstörung von T. und das Ende der Handelsbeziehungen mit dem fernen W bei den Griechen hervorriefen, spiegelt sich in der platonischen Erzählung des Unterganges von Atlantis (Schulten).

§ 2. Die frühe Geschichte von T. ist nur aus kurzen, meist legendenhaften Erwähnungen der Tartessier in den älteren griech. Quellen (Hesiod, Stesichoros, Anakreon) oder bei späteren Autoren, die die alte Überlieferung über bestimmte historische Ereignisse stark entstellen (Macrobius über die Seeschlacht) oder die Herrlichkeit der Reichtümer und der Kultur der Tartessier rühmen (Diodor: uralte Gesetze der Tartessier in Versen geschrieben), bekannt. Die ältesten Nachrichten, nicht über die Stadt selbst, sondern über das Land der Tartessier (Tarschisch), findet man im AT (Handelsbeziehungen Salomos und seiner Nachfolger mit T. durch die Phönizier). Auch wird T. in einer assyr. Inschrift Asarhaddons erwähnt, wobei T. als den Assyrern untertan (wohl mittelbar durch die Phönizier) bezeichnet ist (s. Iberer B § 2).

Ein klares Bild der frühen Geschichte von T. läßt sich somit schwer gewinnen, doch scheint folgendes sich aus der Überlieferung zu ergeben:

1. Die Urzeit der Tartessier mit den sagenhaften Königen: Gargoris, Abis, Geryon (Geron), Norax. Dem letzteren wird auch die Gründung der Stadt Nora in Sardinien zugeschrieben.

2. Kurz vor 1000 v. C. fahren die Phönizier nach dem W und gründen ihre Kolonie Gades an der tartessischen Küste. T. gerät bald in phön. Abhängigkeit, und die Phönizier behalten das Monopol des w. Metallhandels bis zur Zeit ihrer Kriege mit Sanherib (700 v. C.) und Asarhaddon (677 v. C.). Die Kämpfe zwischen T. und den Phöniziern und die Niederlage des ersteren spiegelt sich in dem Mythos von den Kämpfen des Herakles mit Geryoneus wider. Geryoneus ist wohl die mythische Umschreibung von Geron, einem Könige der Tartessier, dessen Namen uns der Periplus in der *arx Gerontis*, an der Mündung des Guadalquivirs, bewahrt hat. Weiter scheint die Erzählung von einer Seeschlacht zwischen Teron (wohl Entstellung von Geron), König der Hispania citerior (eigentlich der Tartessier), und den Gaditanern in Macrobius (sat. I 20, 12) die Kämpfe mit den Phöniziern darzustellen.

3. Während des Verfalles der phön. Macht, nach den Kämpfen mit Sanherib und Asarhaddon, aber noch mehr nach dem Falle von Tyrus im J. 673 (668) wird die Herrschaft über T. nicht mehr aufrechterhalten, und seine Könige knüpfen Beziehungen zu den Phokäern an, welche den Samiern

(um 660) folgend nach Südspanien fahren und kurz vor den Kämpfen Phokäas mit den Persern von dem Tartessos-König Arganthonios zur Ansiedlung aufgefordert werden (Herodot I 163). In der ersten Hälfte des 6. Jh. v. C. haben die Phokäer die Kolonie Mainake gegründet und pflegen den Handel mit T., bis sie nach der Schlacht von Alalia (535 v. C.) immer mehr von der span. Südküste abgedrängt werden. Nach der Sperre der Meerenge folgt die Zerstörung Mainakes durch die Karthager, nach Schulten die Zerstörung von T. selbst, und endlich die Festsetzung einer Grenzlinie für den griech. Handel und die griech. Seefahrt bis zu der Linie, die Mastia (Cartagena) mit Cap Farina in Nordafrika verband.

4. Das 6. Jh. v. C. sieht die größte Machtentfaltung von T., dessen Reich ganz Andalusien und Südostspanien umfaßt (Avien v. 462—463).

§ 3. Über die Zeiten vor 1000 v. C. wissen wir nichts Positives. Schulten schließt nach der großen histor. Rolle von T. im Metallhandel der späteren Zeiten, daß es eine uralte Stadt war (die älteste Stadt des W), daß den Beziehungen zu den Phöniziern wohl ältere zu den Kretern vorangegangen wären, und daß die Blüte der Kultur der Kupferzeit und frühen BZ Spaniens die Grundlage für uralte ö. Beziehungen gab. Von Südspanien wäre Zinn und sogar Silber nach O exportiert worden, und nach assyr.-babyl. Überlieferung (Sargon von Akkad), in der von dem Metall- bzw. Zinnlande w. von Zypern und Kreta gesprochen wird, könnte man sogar auf uralte, mindestens bis zum Jahre 2000 v. C. reichende Beziehungen Spaniens zu den orient. Völkern schließen. Die Stadt T. selbst dürfte nach Schulten eher von kühnen orient. Seefahrern als von den Eingeborenen gegründet sein.

Diese Hypothesen sind vorläufig ohne Stützen: orient. Funde in Spanien fehlen vollständig, ebenso ägäische, und das Material aus der letzten Per. der span. BZ (der nordischen IV. Per. entsprechend; s. Huelva und Pyrenäenhalbinsel C) zeigt zwar, daß Spanien damals in Beziehungen mit den atlantischen Ländern und dem w. Mittelmeere stand, aber es ist weder möglich zu bestätigen, daß ö. Seefahrer vor den Phöniziern bis Spanien kamen, noch daß die direkten Beziehungen von Spanien gegen O weiter als Sizilien reichten. Noch frühere direkte Beziehungen, etwa im Anfang der BZ, wären noch schwerer zu bestätigen, auch wenn damals Spanien eine große Rolle in den Mittelmeerkulturen gespielt hätte. Auch wenn span. Silber bis in die ö. Teile des Mittelmeeres gelangte (kaum direkt), wäre es unmöglich, daß die assyr.-babyl. Überlieferung sich auf Spanien bezieht, wie von verschiedenen Seiten betont worden ist (Bosch *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925 S. 98—99). Das alles beweist nur, daß der Boden für die hist. Beziehungen von T. und dessen Metallhandel durch die auswärtigen Beziehungen Spaniens in der Frühzeit vorbereitet war, aber keineswegs darf man die Existenz einer Stadt T. selbst, ohne objektive Beweise, für eine uralte Zeit vermuten.

Über auswärtige Beziehungen Spaniens in der frühen BZ: Rev. arch. 1925 S. 191ff. Bosch. Über solche Beziehungen in der späten BZ vgl. Atti del Convegno archeologico Sardo 1925 Bosch.

Vielmehr ist nach den arch. Verhältnissen zu urteilen, daß am Ende der BZ in Südspanien ein Bruch in der Entwicklung eintrat, und daß die Tartessier und T. selbst erst um 1000 v. C. erscheinen. Die tartessische Kultur von 1000—500 v. C. ist vollständig unbekannt, da aus dieser Zeit überhaupt keine Funde vorliegen. Die Lücke füllte nur teilweise phön. Import (s. Aliseda, Gades). Die ersten einheimischen Funde (s. Alcores [Los]) gehören der Zeit um 500 v. C. an.

§ 4. Neuerdings haben sich Schulten und seine Mitarbeiter (Bonsor, Jessen, Lammerer) bemüht, die Lage von T. genau zu ermitteln und die Reste der Stadt durch Grabungen, die mehrere Jahre mit großer Energie ausgeführt worden sind, wiederzufinden.

Nach dem Text Aviens und den geol. und geogr. Untersuchungen im Mündungsgebiete des Guadalquivir soll T. im sog. *Coto de Doña Ana* gegenüber Sanlúcar de Barrameda liegen, und zwar auf einer durch die Alluvionen des Flusses gebildeten Insel. Diese Insel wird von Schulten mit der sog. Cartare-Insel des Periplus identifiziert. Cartare ist jedoch weiter w. in der Gegend von Huelva (s. d.) zu suchen, und die Tartessos-

Insel wäre wohl eher mit der Erytheia verschiedener Quellen zu identifizieren, ein Name, der im Avien-Text wegen starker Interpolationen der Stelle verschwunden ist (Butlletí de l'Associació Catal. d'Antrop. 1924 S. 230—231 Bosch).

Die Ausgrabungen haben vorläufig nur negative Resultate ergeben: mächtige Dünen erschweren die Arbeit, und wo man leichter gräbt, findet man nach wenigen Metern das Meerwasser.

Vielleicht darf man sich das durch den Periplus bekannte T. nicht als eigentliche Stadt und noch weniger als Hauptzentrum der tartessischen Stämme vorstellen. Die vom Periplus erwähnte Ortschaft an der Mündung des Guadalquivirs wäre vielleicht nur als der Markt für den auswärtigen Handel, besonders für den Metallhandel, anzusehen, während das politische Zentrum des Landes mehr nach dem Innern zu lag, wo zum Ackerbau geeignetes Land war, etwa in der Nähe von Carmona, von dem aus der unmittelbar folgenden Zeit Funde vorliegen (s. Alcores [Los]).

A. Schulten *Tartessos. Ein Beitrag zur ältesten Geschiche des Westens* 1922 (span. Übersetzung mit Nachträgen: *Tartessos. Contribución a la historia más antigua de Occidente* 1924); ders. *Avieni Ora maritima* Fontes Hispaniae Antiquae hg. von Schulten-Bosch 1 (1922); G. Bonsor *Tartesse* 1922; ders. *Tartessos* Boletin de la R. Academia de la Historia 78 S. 515 und ebd. 79 S. 77 und 213; ders. *El coto de Doña Ana* ebd. 81 (1922) S. 152ff.; O. Jessen *Südwestandalusien. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte, Landschaftskunde und antiken Topographie Südspaniens, insbesondere zur Tartessosfrage* 1924 Petermanns Mitteilungen 186. Ergänzungsheft. Vorläufige Berichte der topographischen Studien und Ausgrabungen auf Coto de Doña Ana von Schulten, Jessen und Lammerer im Arch. Anz. seit 1922; Hennig *Das Rätsel der Atlantis* Berlin 1925; ders. *Von rätselhaften Ländern* 1925; Jessen *Atlantis-Tartessos* Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1925; [Peterm. Geogr. Mitteil. 1927 S. 288 f. A. Herrmann]. P. Bosch-Gimpera

Tarté-Stufe s. Aurignacien § 1.

Tasmanien s. Australien.

Tašmêtu s. Nabû.

Tata s. Ungarn A § 2.

Tätowiergerät. § 1. Tätowiernadeln. S. Müller deutet gewisse feine Pfriemen mit kurzem Griff, die in Männergräbern der BZ in Dänemark häufig gefunden werden (vgl. z. B. Band IX Tf. 133 n, o), als Tätowiernadeln (s. hierzu Tätowierung B § 4); ebenso von Miske solche aus Südungarn und Bosnien.

S. Müller *NAK.* 126 f., Abb. 127; von Miske *Velem St. Vid* S. 11; Tf. 4 Abb. 38—39; Tf. 7 Abb. 10; Tf. 13 Abb. 89—91; Tf. 14 Abb. 17—21.

§ 2. In diesem Zusammenhang seien kleine Tonstempel (Pintaderas; s. d. B; vgl. Band VI Tf. 19 d, XII Tf. 103 d Nr. 38) erwähnt, die sicher nicht, wie man zuweilen annimmt, zum Auftragen farbiger Ornamente auf Tongefäßen dienten. Wenn sie auch zum Einstempeln vertiefter Ornamente auf noch weichen Tongefäßen verwendbar sind, kann man mit ihnen einen Farbenauftrag nur auf plastischem, nachgiebigem Grund, also etwa Textilien, Leder u. dgl., und natürlich auch auf der menschlichen Haut erzeugen. Zu welchem Zweck sie tatsächlich benutzt wurden, wird sich im Einzelfall kaum feststellen lassen. Sie sind in den Mittelmeerkulturen weit verbreitet und strahlen von hier in die benachbarte Zone nach N aus, ja sie kommen sogar bis nach Japan vor.

Schliemann *Ilios* 1881 S. 463, 626, 650 (Troja); Hampel *Bronzezeit*[2] 1890 Tf. 70 Abb. 12—28 (Fund von Pilin); ZfEthn. Verh. 30 (1898) S. 248; ebd. 32 (1900) S. 408 Lissauer; Götze, Höfer, Zschiesche *Thüringen* 1909 Tf. 16 Abb. 238 (Steinsburg); Maximilian Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 67; ZfEthn. 56 (1924) S. 150f. Hub. Schmidt. Alfred Götze

Tätowiermuster. Für die Beurteilung sind wir auf die Verzierung der figuralen Plastik angewiesen, aber auch hier ist in vielen Fällen das Vorhandensein von T. nicht mit Sicherheit zu erkennen. Wie noch jetzt bei den Naturvölkern entsprach wohl zu allen Zeiten das Muster der Tätowierung und Körperbemalung dem der Geräteverzierung; treffen wir auf ornamentierte Statuetten, so kann es sich, auch wenn diese nackt sind, sehr wohl um eine ähnliche Verzierung handeln, wie sie auch z. B. den begleitenden Tongefäßen zuteil wurde, ohne daß notwendig an eine Wiedergabe der Körperverzierung zu denken sei. Das trifft auf die Tiergestalten und Zickzackmuster an vorhistorischen ägyptischen Statuetten zu, die ähnlich in der bemalten Keramik erscheinen (J. de Morgan *Recherches sur les origines de l'Egypte* 1895—96 Abb. 101), dann namentlich auch auf das reiche

Spiral- und Mäanderornament an neol. Ton-Idolen der Donau- und Balkanländer, das in der bandkeramischen Gefäßverzierung wiederkehrt (s. Idol A 2). Beschränkt sich bei nackten Idolen die Verzierung auf einzelne hervorragende Stellen des Körpers, so liegt es nahe, an wirkliche Körperverzierung zu denken (z. B. bei einem weiblichen Idol aus Sparta mit Zickzackstreifen auf den Oberarmen; Ath. Mitt. 16 [1891] S. 51 Abb. 2). Am sichersten gilt das für die weit verbreitete Bezeichnung des Gesichts mit horizontalen Streifen. Beispiele von der noch jetzt bei den Naturvölkern häufigen Verzierung der Wangen durch parallele, zumeist horizontale Striche bieten die ägäischen Inselfiguren (Seriphos, Déchelette I 597 Abb. 230, 1; Amorgos, Ath. Mitt. 16 [1891] S. 46), dann, zweifellos mit diesen ö. Parallelen zusammenhängend, Idole von der iberischen Halbinsel aus Schiefer, Kalkstein und Knochen (Band X Tf. 110, 131; Rev. études anciennes 13 [1911] Abb. 31, 39, 40, 43, 50 Luquet), vereinzelt auch die südfranzösischen Menhirstatuen (Saint-Sernin, Aveyron; Déchelette a. a. O. Abb. 4; vgl. hier Band IV Tf. 14b 1, 4). Die üppige Weiterentwicklung dieses Wangen- oder Augenornaments kann ganz unabhängig von der Körperverzierung vor sich gegangen sein. Inwiefern es sich bei den angeführten Beispielen um T. oder Körperbemalung handelt, ist wohl kaum zu entscheiden; die Technik — eingeritzte oder gemalte Muster — bietet hier keine Handhabe. Schriftliche Mitteilungen über die Sitte der Körpertätowierung, namentlich bei den thrakisch-illyrischen Stämmen, gehen nicht über das 5. vorchr. Jahrhundert zurück und enthalten keine Angaben über die Art der verwendeten Muster.

Aarb. 1896 S. 40ff. Chr. Blinkenberg; Déchelette *Manuel* I 565ff., 589, 597f.; Rev. arch. 1 (1907) S. 44; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 296f., 367; ZfEthn. 1903 S. 466ff. H. Schmidt; G. Wilke *Kulturbeziehungen* 1913 S. 65f.; Ath. Mitt. 16 (1891) S. 46ff. P. Wolters. — Über Verbreitung der Körpertätowierung vgl. Müller *NAK.* I 262ff.

F. A. v. Scheltema

Tätowierung. A. Allgemein.

§ 1. Das Phänomen der T. — § 2. Die T. als persönliche Auszeichnung: a) Männer, b) Frauen. — § 3. Die T. als Gruppenauszeichnung: a) bei gesellschaftlicher Agglomeration, b) in geschichteten Gemeinwesen. — § 4. Die Techniken der T. und Verstümmelungen: a) Farben-T., b) Narben-T. — § 5. Besondere mit der T. zusammenhängende Vorstellungen und Symbole: a) im Diesseits, b) im Jenseits.

§ 1. Funde haben erwiesen, daß Bemalungen weit in die vorgeschichtlichen Zeiten, zum mindesten in die j. StZ, zurückreichen. Wieweit dies mit der eigentlichen T. der Fall ist, die eine verfeinertere Technik erfordert, muß dahingestellt bleiben (vgl. Bertholon, Myers, Déchelette, Joest). Daß solche Bemalungen wenigstens sehr weit verbreitet waren, zeigen die Funde aus Japan (vgl. Ono).

Aus dem Altertum wird durch Petrie (I 59, 6) T. vom prädynastischen Ägypten berichtet. In Lev. 19, 28 wird sie den Hebräern verboten. Herodot (V, 6) berichtet sie von den Thrakern, Plinius (XXII, 1) erzählt von den Dakern und Sarmaten: *corpora sua inscribunt.* Auch von den Pikten und Galliern liegen ähnliche Nachrichten vor (Holmes S. 418ff.).

Die Kunst der T. ist heute noch an vielen Orten lebendig, wie z. B. in Ägypten (vgl. Lane), Tunis (vgl. Ling-Roth, Träger), Rumänien (vgl. Minovici), auf dem Balkan (vgl. Truhelka), in Ostpreußen (vgl. Preuschoff) usw. — Ganz besonders können wir heute noch die Bedeutung und die Rolle der T. und Bemalung bei Naturvölkern untersuchen.

Es wird sich an der Hand der nachfolgenden Beispiele ergeben, daß die T. nicht als Schmuck schlechthin zu betrachten ist, sondern vielmehr als auszeichnendes Symbol (s. Auszeichnung), das entweder mit Gelegenheiten gehobener Stimmung im Zusammenhang steht, wie bisweilen beim Eintritt der Pubertät (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit), bei Kriegsunternehmungen oder Festen (s. d. A; s. a. Auslese, Siebung), oder aber die T. tritt nicht zur Betonung der Einzelpersönlichkeit innerhalb der Gruppe auf, sondern als Unterscheidungsmerkmal einer Gruppe gegen eine andere, einer Sippe oder eines Klans von beigeordneten anderen, oder aber des übergeschichteten Adels, oder als Rangabzeichen innerhalb einer sozial gestaffelten Gesellschaft (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung).

Abgesehen von diesen verschiedenartigen Anlässen ist nicht selten auch der Gedanke einer lebendigen Symbolik mit der T. verbunden, die ihr einen zauberischen Charakter verleiht (s. Primitives Denken, Zauber A).

Doch ist die T. keineswegs überall, wie Joest (S. 45) annimmt, und zu allen Zeiten von gleicher Bedeutung gewesen und zur selben Wichtigkeit gelangt. So fehlt z. B. die T. bei den Mafulu von Neu-Guinea (Williamson S. 36) oder bei den Veddas (Seligmann 1911 S. 207) und anderen Jägerstämmen.

Zwei Hauptvarianten der T. wird man unterscheiden müssen: die T. durch Farbe und die Narben-Tätowierung. Die letztere bedient sich einer primitiveren Technik, sie muß angesichts der starken Pigmentierung der Haut schwarzer Völker auf die farbige Zeichnung verzichten und setzt an deren Stelle eine künstlich hervorgerufene knopf- oder wulstförmige Vernarbung der Haut. Es mag dabei dahingestellt bleiben, ob die Narben-T. als Depravation der Farbenmuster anzusehen ist oder sich selbständig herausgebildet hat. Jedenfalls ist das dabei angewandte Verfahren einfacher und weniger künstlerisch als im Falle der Mal-Tätowierung. — Vieles spricht dafür, daß die T. von einer bestimmten Kulturströmung getragen war (Smith S. 7).

Natürlich setzt die T. zu ihrer richtigen Entwicklung eine erhebliche Unbekleidetheit der tätowierten Körperteile voraus, wenigstens der Extremitäten, obgleich sie manchmal gerade an dem am schwersten in künstlerischer Weise zu bewältigenden Gesicht zu besonderer Entfaltung gelangt ist, wie etwa bei den Maori (Robley), den Ainu oder südamerikanischen Indianern. Geschmacks- und Modeströmungen fielen hierbei sicher seit jeher ins Gewicht, ebenso wie Nachahmungen. Jedoch nur in verhältnismäßig wenigen Fällen ist die Kunst der T. besonders hoch ausgebildet worden. Sie scheint einen gewissen Kulturstrom, der aus Indien über die malaiischen Inseln und den Pazifik bis nach Amerika führte, zu kennzeichnen.

Dabei machen sich an einzelnen Orten Verfallserscheinungen und Mißdeutungen bemerkbar (vgl. z. B. Humphreys S. 39, 88, 135ff.). Immer bleiben die Beziehungen einerseits zu Schmuck und Kunst, andererseits zu Zauber und Auszeichnung schillernd und von ungleicher Betonung.

Herbert Spencer (*The Principles of Soc.* II 3 [1893] S. 71) glaubte die T. aus Blutopfern an Totengeister ableiten zu dürfen. Dies mag für einzelne Fälle vielleicht zugestehen sein, jedoch wird man vor allem zwischen der T. an Männern und der an Frauen zu unterscheiden haben, und besondere Aufmerksamkeit sollte der Frage zugewendet werden, welche Bedeutung der T. in einem frühen Stadium als Reinigungs- und Sühnehandlung (s. Reinigung D, Sühne) für Totschlag im Kampfe zugekommen sein mag. Andererseits knüpfen die Körperbemalungen und -verstümmelungen an sehr verschiedene Bestrebungen zur Hervorhebung und Auszeichnung der Einzelnen und von Gruppen an. Bachofen (*Mutterrecht* 1861 S. 336) hatte einseitig die Beschränkung der T. auf die Frauen der Thraker ins Auge gefaßt und darin eine Bestätigung ihrer ausgezeichneten und guten Stellung gefunden. Wir werden sehen, daß die T. allerdings mitunter ausschließlich von den Frauen gepflegt wird (z. B. Seligmann 1910 S. 73ff.), ohne jedoch notwendigerweise eine ausgezeichnete Stellung der Frauen mit sich zu bringen (s. a. Mutterrecht A).

Das Wort stammt von dem tahitischen *tatau*, einer Reduplikation der Wurzel *ta* = schlagen, ritzen, und wird zuerst von dem Weltumsegler Cook (S. 93) in seinem Bericht über den Besuch in Tahiti als „*tattow*" gebraucht. Von da ist das Wort in die verschiedenen europäischen Sprachen übergegangen und hat sich in ihnen eingelebt. Man hatte bei uns versucht, auf die alte polynesische Form zurückzugreifen, und angefangen, von „*tatauieren*" zu sprechen. Da wir in unserer Sprache das *u* anders aussprechen, wirkt dieses Wort etwas schwerfällig. Schließlich haben viele andere aus fremden Sprachen übernommene Fremdwörter auch eine Assimilierung an das Deutsche durchgemacht.

§ 2. a) Die Ba-Ronga Südafrikas pflegten früher diejenigen Männer, die in der Schlacht jemanden getötet hatten, im Zusammenhang mit vielen anderen Zeremonien von

der einen Augenbraue zu der anderen mit besonderen Zeichen zu tätowieren (Junod I 454; s. a. Auszeichnung, Menschenopfer C, Reinigung D).

Unter den Kayan-Stämmen von Borneo gibt es keine bestimmte Lebenszeit, zu der die T. vorgenommen wird. Unter den Kayans von Sarawak darf ein Mann, der einen Schädel erbeutet hat (s. Menschenopfer C), auf seinen Händen und Fingern T. vornehmen, hat er jedoch an dem Kampf nur teilgenommen, so darf er nur an einem Finger, und zwar gewöhnlich an dem Daumen, eine T. ausführen. Am Mendalam-Fluß werden die Kayan-Helden nur am linken Daumen tätowiert, nicht auf den Fingerrücken und Fingerspitzen, und das Schenkelmuster ist nur für Erbeuter eines Kopfes reserviert (Hose und Mc Dougall I 247).

Bei dem Stamme der Koita des s. Neu-Guinea war der Totschläger nach dem Kampf einer Reihe von Reinigungszeremonien unterworfen, zu denen z. B. ein Bad in Salz- oder frischem Wasser und eine Abschließung für ungefähr eine Woche, sowie strenge Enthaltsamkeit vom Umgang mit Frauen und gewisse Speise-Tabus gehörten (s. Meidung, Tabu B). Doch war er andererseits berechtigt, bestimmten Schmuck anzulegen, der je nach dem Geschlecht seines Opfers verschieden war. Für einen Mann wurden gewisse Längslinien auf jeder Seite des Rückens herunter getragen, und auch am Oberarm, sowie gewisse Zeichnungen an der Brust und über der Schulter. Der Totschläger steckte auch den Unterkiefer des Nashornvogels mit der Spitze zu unterst in sein Haar und trug auf dem Kopf eine Rosette von weißen Kakadu-Federn (s. a. Auszeichnung, Schrift A). Für die Tötung einer Frau durfte er sich mit Kasuar- und Paradiesvogelfedern die Haare schmükken (Seligmann 1910 S. 130).

b) Außer für diesen Fall tätowieren sich die Männer sonst nicht, sondern nur die Frauen. Der ganze Körper einer jeden Koita-Frau oder eines solchen Mädchens ist mit Mustern bedeckt, die von der gleichen Art wie die der Motu sind, von denen wahrscheinlich diese Technik erworben wurde. Trotzdem gibt es ziemliche Variationen in den Zeichnungen von Mädchen des gleichen Alters. Es besteht auch hier wie auf Borneo eine bestimmte Ordnung, nach welcher die Teile des Körpers tätowiert werden. Die Bemalung findet mit einer Mischung von Ruß und Kokosnußöl statt und macht sich sehr gut auf der Haut. Mit ungefähr 5 Jahren werden die Mädchen auf den Armen tätowiert, von den Händen herauf zu den Ellenbogen und von den Ellenbogen nach der Schulter. Bald darauf wird das Gesicht in Angriff genommen und gewöhnlich mit Kinn und Nase angefangen. Mit 6 oder 7 Jahren werden die Bauchgegenden bis zum Nabel tätowiert, dann folgen die Lenden innen und außen. Von ungefähr dem 10. Jahre ab beginnt man mit der Achselgrube und schreitet gegen die Brustwarzen zu vor. Darauf geht man an den Hals, vom Schlüsselbein aufwärts zum Kinn. In der darauffolgenden Ruhepause werden die bisherigen Zeichnungen überholt, und erst nach Eintritt der Pubertät wird der Rücken von den Schultern abwärts in Angriff genommen, hierauf bis zu dem Hinterteil und den Lenden fortgeschritten. Den letzten Teil bilden die Bemalung zwischen dem Nabel und der Brust und die Zeichnungen an den Unterschenkeln. Diese erfolgen etwa zur Zeit der festen Verheiratung, während die T. zwischen Nabel und Brust gewöhnlich dann schon stattfindet, wenn die Heirat in bestimmte Aussicht genommen ist (Seligmann 1910 S. 73ff.). — Die T. wird ausschließlich durch Frauen ausgeführt (ebd. S. 38).

Auch unter den Roro sprechenden Völkern sind alle Frauen vom Kopf bis zum Fuß tätowiert. Hier findet die T. ebenfalls in einer bestimmten herkömmlichen Reihenfolge statt und liegt in der Hand geübterer älterer Frauen, vor allem von Verwandten des Mädchens. Die Tätowiererin wird von der Mutter des Mädchens während der ganzen Zeit ihrer Arbeit ernährt. Doch erhält sie keine anderweitige Bezahlung. Der Farbstoff besteht im Ruß vom Boden eines Topfes, der mit etwas Wasser versetzt wird. Man legt ihn mit einem Holzstück auf, das an einer Seite pinselartig ausgefranst ist. Das Hämmern wird mit einem kleinen Holzstiel vorgenommen, an dem ein oder mehrere Dorne im rechten Winkel befestigt sind. Zum Schlusse der T.-Zeremonie veranstaltet der Vater ein Fest. —

Einige Tätowierungsmuster ähneln den Insignien der Häuptlingschaft und werden vermutlich nur von Verwandten der Häuptlinge getragen (s. a. § 3; vgl. a. Seligmann 1910 S. 264ff.).

Ein Krieger der Osage-Indianer, der sich in den Kämpfen ausgezeichnet hatte, war berechtigt, seinen Körper oder den seiner Gattin oder Tochter zur Auszeichnung zu tätowieren. Der geringste Grad solcher Auszeichnung bestand in drei enggereihten Linien, die oben an jeder Schulter begannen und sich in einem Winkel am unteren Teile der Brust trafen. Der nächst höhere Grad wurde dadurch kenntlich gemacht, daß außer den erwähnten Linien auf der Brust noch drei enggestellte Linien an der Außenseite der Arme bis zu den Handgelenken herunterliefen. Der höchste Grad wurde dadurch angedeutet, daß zu den genannten Linien noch drei andere hinzukamen, welche die Schulterlinien des ersten Grades auf dem Rücken fortsetzten und am unteren Kreuz sich in der Mitte trafen. Eine solche T. wurde durch einen in den Riten erfahrenen Mann in zeremonieller Weise vorgenommen. Die Nadeln, die dabei gebraucht wurden, waren aus den Rasseln der Klapperschlange hergestellt (Fletcher und La Flesche S. 221). — Über andere Auszeichnungen vgl. ebd. S. 441, 494.

Unter den Ba-Ronga Südafrikas dürfte die Sitte der T. mit Narben-Warzen vielleicht überhaupt nicht bestanden haben. In früheren Zeiten pflegten die Männer auf beiden Seiten des Körpers zwei Linien von kleinen Narben zu machen, angefangen von der Brustwarze und den Schultern abwärts. Jetzt stirbt die Sitte jedenfalls aus und wird nur von den Frauen, und zwar zweifellos im Zusammenhang mit der Heiratsfähigkeit oder mit der Ehe geübt, um, wie sie meinen, sich reizvoller zu machen. Die T. des Gesichtes ist indessen vollständig verschwunden. Ihre Narbenlinien bringen sie unter den Brüsten von der Magengegend etwa bis in die Nabelhöhe an (Junod I 179f.).

Stillende Frauen der Ba-Ronga bedecken ihren ganzen Körper und ihre Kleidung mit Ocker. Damit kennzeichnen sie sich als stillende Mütter. Es ist gleichzeitig eine Warnung gegenüber ihren Gatten, solange sie diese Ockersalbung tragen, nicht ihnen beizuwohnen. Man sagt auch, daß der Ocker den üblen Geruch vom Schmutz der Kinder beseitigt, das Stillen erleichtert und die Kinder wachsen macht. Darum wird die Haut der Kinder mit einer Schicht von Ocker überzogen. Allerdings wendet man dagegen ein, daß dieses parfümierende Schönheitsmittel nur den Schmutz verhüllt, den die Mütter nicht entfernen. Übrigens beschmieren sich nicht nur Mütter und Zauberer, sondern auch junge, heiratsfähige Mädchen, um so die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und schöner auszusehen (Junod II 83f.).

In ähnlicher Weise findet bei den Todas der Nilgiris und auf Fiji die T. beim weiblichen Geschlecht von Kindheit an statt. — Bei den Tschuktschen Sibiriens und auch bei den Ainus von Japan, bei Eskimo-Stämmen, sowie auch bei kalifornischen Indianern bleibt die T. auf die Frauen beschränkt. — In ähnlicher Weise ist es in Syrien, Ägypten und Tunis.

In Neu-Seeland ist die vollzogene T. ein Zeichen der erlangten Pubertät (Robley S. 33).

Bezüglich Samoa vgl. Marquardt, für Neu-Guinea vgl. Finsch.

§ 3. a) Unter den Ba-Thonga von Südafrika gibt es verschiedene Arten der Tätowierung. In früheren Zeiten pflegten in den nördlicheren Klans die Ba-Thonga sich auf der Stirn, der Nase und den Backen große, schwarze, warzenartige Flecke zu machen. Auch die Männer waren tätowiert, zeigten jedoch nur eine Reihe solcher Warzen in der Mittellinie des Gesichts von der Stirn zum Kinn. Frauen hatten außerdem noch zwei horizontale Linien an der Stirn und drei auf jeder Backe. Dies war eine Sitte der älteren primitiven Bevölkerung und wird noch bei den Ba-Schopi, welche von den Ba-Ronga der Delagoa-Bay als unter ihnen stehend betrachtet werden, beobachtet. Die Einwanderer des 15. und 16. Jh. nahmen diese Sitte an, weil sie von ihren Unterworfenen verhöhnt wurden, die sagten: „Flache Nasen gehören sich nicht!“. Als im 19. Jh. die Ba-Ngoni kamen, ordneten sie sich ebenfalls dieser Sitte unter, aber nicht aus Furcht vor dem Spott, sondern um ihre Angehörigkeit zum Stamm der Sulu zu verbergen; denn man betrachtete die Nichttätowierten als Fremde. Dabei tritt

in charakteristischer Weise zutage, wie eine derartige Sitte die T. zum Stammesmerkmal erhob. — Später jedoch, als die Gefahr vorbei war, etwa als Fremder getötet zu werden, hörten sie auf, die T. an sich vorzunehmen, und begannen ihrerseits, die Thonga, die sich tätowierten, zu verhöhnen. Daraus ergibt sich wieder der Einfluß der politischen Zustände auf eine derartige Sitte wie die T. (Junod I 179f.).

Bei den Ba-Ronga sind die Zeichnungen der Narben-T. unter den einzelnen Stämmen verschieden; bei dem Klan der *Nkuna* anders als etwa bei den *Maputju* (Junod I 180ff.).

In eigenartiger Weise tritt uns bei den Omaha-Indianern die T. der Häuptlingstöchter entgegen, die sich das Gemeinschaftssymbol der heiligen Zedernpfähle auftätowieren dürfen. Dies gilt als ein besonderes Ehrenzeichen (*Xthexe'*). Das betreffende Mädchen mußte aber durch gewisse Handlungen erst das Recht erlangt haben, die T. des Gemeinschaftssymboles zu tragen. Denn in dem Pfahl selbst war das Recht innewohnend gedacht, dieses Ehrenzeichen zu besitzen. Aus der Beziehung des Vaters des Mädchens zu diesem Pfahl und wieder zu seiner Tochter oder einer anderen nahe verwandten Frau und weiterhin aus den erwähnten Handlungen der Betreffenden wurde die Berechtigung abgeleitet, dieses Ehrenzeichen, das als Donner- und Jagdsymbol und gleichzeitig mit dem Frieden innerhalb des Stammes verknüpft galt, auf ihre Persönlichkeit zu übertragen (s. Primitives Denken, Zauber A; vgl. Fletcher und La Flesche S. 221ff.).

Über die T. in Westindien, Mexiko, Zentral-Amerika vgl. Sinclaire S. 399ff. und Joyce S. 61f.

b) Die Eigenschaft von Tätowierungsmustern, als Auszeichnung der Adelsschicht zu dienen, tritt gewöhnlich mit der Mischung und namentlich durch den Kontakt mit den Europäern verhältnismäßig rasch zurück. Auch als Stammeszeichen verschwindet sie anscheinend schnell, wie namentlich die Beispiele aus dem polynesischen Inselgebiet lehren (vgl. Del Mar S. 21ff. und White).

Über die T. der Maori vgl. Best II 543ff.; ferner Robley. Die Tätowierungsmethode scheint bei den Maori Neu-Seelands nicht immer die gleiche gewesen zu sein, und nach einer Mythe zu schließen, ist entweder die T. selbst oder in einer bestimmten Form vielleicht später von einer anderen Insel her übernommen worden. Als Zweck wird von den Maori angegeben, daß die T. Furcht erregen und den Eindruck des Alterns verwischen soll. Auch hier wird die Kunst besonders von den Frauen gepflegt. Die Muster haben sich innerhalb des letzten Jh. zweifellos geändert. Auch in den verschiedenen Landschaften waren andere Muster und selbst andere Tätowierungsverfahren herrschend.

Ein junger Mann, der nicht tätowiert war, wurde auf Samoa früher als nicht vollwertig angesehen und konnte nicht heiraten; er galt als arm und niedriger Herkunft, besaß kein Recht, in der Gesellschaft mitzureden, und war damit deklassiert (Turner S. 88).

Früher sollen bei den Kayans in Borneo nur die Frauen und Töchter der Häuptlinge ihre Lenden haben tätowieren dürfen. Frauen niedrigeren Ranges mußten sich damit begnügen, den unteren Teil des Schienbeines, die Fußgelenke und Füße tätowiert zu tragen. Die T. trug die Gestalt von viereckigen Flächen, die durch schmale untätowierte Linien abgeteilt wurden. Dieser Vierecke gab es zwölf, die von einander durch 4 nicht tätowierte Längsstreifen und zwei ebensolche Querlinien, jede 6 mm breit, geteilt wurden. Zwei der Längslinien gingen auf jeder Seite des Beines vorn herunter und zwei an jeder Seite der Waden in ungefähr gleichem Abstand. Der Vorderarm war in der gleichen Weise geteilt (Nieuwenhuis S. 455). — Heute sind diese Klassenunterschiede der T. nicht so scharf getrennt, doch kann man immer zwischen dem Muster einer Häuptlingstochter, einer gewöhnlichen freien Frau und einer Sklavin unterscheiden. Je geringer die Zahl der Linien der Muster ist, um so niedriger kann man den Rang einschätzen. Auch sind die Zeichnungen bei den Frauen der unteren Klassen nicht so kompliziert wie bei denen der höheren, sie werden auch mit der freien Hand vorgenommen, ohne Gebrauch des Stempels (Hose und McDougall I 255).

Auf den Banks-Inseln (Neue Hebriden, Südsee) bildete die T. eine Bedingung für die Zulassung zu den Geheimen (s. d.) Gesellschaften (Rivers I 134).

§ 4. a) Die T. eines Kayan-Mädchens (Borneo) besteht in komplizierten Mustern auf dem ganzen Vorderarm, dem Handrücken, um die ganzen Hüften und unter den Knien, sowie auch auf dem Rücken der Füße. Für eine solche T. wird eine Operation vorgenommen, die viel Schmerz verursacht und mit einem umständlichen Zeremoniell verknüpft ist. Der Prozeß dauert manchmal bis 4 Jahre lang, da immer nur ein kleines Stück gemacht werden kann und lange Zwischenpausen vorgesehen werden müssen. Ein Mädchen von ungefähr 10 Jahren hat vielleicht ihre Finger und den oberen Teil ihrer Füße tätowiert, ein Jahr später etwa ihre Vorderarme, im nächsten Jahr einen Teil ihrer Hüften, und im dritten oder vierten folgenden Jahr nach Beginn der Zeremonie, also ungefähr bei Eintritt ihrer Pubertät, ist die ganze Operation durchgeführt. Vor allem trachtet eine Frau, ihre T. fertig zu haben, bevor sie Mutter wird. Denn es gilt als ungehörig, sich später tätowieren zu lassen. Wird sie während der T. krank, so wird die Arbeit einige Zeit unterbrochen. Während der Zeit der Aussaat, oder solange ein Toter unbestattet im Hause liegt, darf nicht tätowiert werden, da während solcher Zeiten kein Blut vergossen werden soll. Auch böse Träume, wie solche von Überschwemmungen oder solche, die großes Blutvergießen prophezeien, unterbrechen die T.-Arbeit (Hose und Mc Dougall I 247ff.).

Die ganze Operation der T. wird bei den Kayans von den Frauen vorgenommen, nicht durch die Männer, und es sind auch die Frauen, welche die Bedeutung und Art der Zeichnungen kennen, obgleich die Männer die Zeichnungen auf den T.-Blöcken einschneiden. Auch ist diese Kunst zu einem gewissen Grade erblich, und die Künstlerinnen stehen, so wie Schmiede oder Holzschnitzer, unter der Hut eines besonderen Schutzgeistes, der vor jeder Operation durch Opfer geneigt gemacht werden muß (s. Handwerk A). Solange jedoch die Kinder einer Künstlerin klein sind, darf sie ihren Beruf nicht ausüben. Je größer die Zahl der Opfer für den Schutzgeist ist, desto größer auch die Entlohnung, die von der Künstlerin verlangt wird. Indessen muß auch sie sich vom Genuß gewisser Speisen enthalten. Tut sie das nicht, so fallen ihre Zeichnungen nicht scharf aus, und sie selbst läuft Gefahr, krank zu werden und zu sterben. Die bei der T. verwendeten Geräte sind zwei oder drei Hämmerchen und ein eiserner Pfriemen. Das Hämmerchen besteht aus einem hölzernen Stab, mit einem rechtwinklig vorstehenden Kopf und der Spitze nach einer Seite zu. An dem Kopf ist ein kleiner Klumpen Harz befestigt, in dem drei oder vier kurze, hervorragende Stahlnadeln eingebettet sind. Der Pfriemen besteht aus einem kurzen Eisenstab, dessen eine Hälfte mit einer Schlinge umwickelt ist. Als Farbstoff wird eine Mischung von Ruß, Wasser und Zuckerrohrsaft verwendet. Man nimmt an, daß der beste Ruß vom Boden eines metallenen Kochtopfes, und zwar nach der Verbrennung von Harz, gewonnen wird. Die Tätowierungsmuster werden erst in Hochrelief auf Holzblöcke geschnitzt und dann mit schwarzem Farbstoff auf den Teil gepreßt, der tätowiert werden soll, ein Stempelverfahren, das ganz ähnlich dem bei der Herstellung von Rindenstoffen ist (vgl. Hambruch S. 32ff.). — Die Person, an der die T. vorgenommen wird, liegt auf dem Boden, die Künstlerin und ihre Gehilfin hocken zu beiden Seiten. Die Künstlerin taucht zuerst ein Stück Bast von der Zuckerpalme (*Arega saccharifera*) in den Farbstoff, preßt ihn auf die Stelle, die tätowiert werden soll, und zeichnet zunächst im groben die Reihen und Bänder des Musters. Erst längs dieser Linien wird der Blockstempel aufgedrückt, der das eigentliche Muster enthält. Die Tätowiererin und ihre Gehilfin spannen die Haut an den betreffenden Stellen mit den Füßen und bearbeiten dann die Haut mit dem Hämmerchen. Angstschreie infolge des Schmerzes sind beim Tätowierten nicht selten, doch wird die Künstlerin davon nicht gerührt und fährt in methodischer Weise mit ihrer Arbeit fort. Irgendwelche antiseptischen Vorkehrungen kennt man nicht. Nicht selten kommen Geschwüre bei Neutätowierten vor, die natürlich die Schönheit

des Musters beeinträchtigen. Es ist jedoch erstaunlich, wie verhältnismäßig selten die Muster dadurch leiden (Hose und McDougall I 252f.).

Übrigens gilt das Vorrecht der Frauen für die T. keineswegs bei allen Stämmen von Borneo, sondern bei den Bakatan und Ukit nehmen die Männer die T. vor. Die T. im Hause ist verboten, sie kann nur auf dem Kriegspfade ausgeführt werden. Nur die tüchtigsten Krieger zeigen auf ihrem Körper alle die verschiedenen Muster (Hose und McDougall I 271). — Vgl. a. oben § 2b.

Über die Beziehung der T.-Muster zu den Kleidmatten auf den Marshall-Inseln vgl. Krämer; ferner vgl. a. Kubary für die Karolinen und Parkinson für Neu-Guinea usw.

Über die Technik und Zeremonie der T. bei den Omaha-Indianern vgl. Fletcher und La Flesche S. 50ff.

Beide Geschlechter wurden schon in der frühen Kindheit bei den Arawaken, Warrau und mehreren karibischen Stämmen in den Gesichtern tätowiert, und zwar hauptsächlich um den Mund herum und über den Augenbrauen, aber gelegentlich auch an anderen Teilen des Körpers. Bei arawakischen und karibischen Stämmen wurden auch die Arme der T. unterworfen. Bei den Makusi, Patamona und Taurepang (Arekuna) tätowierten die Mütter ihre Töchter beim Eintreten der Pubertät. Angeblich sollen sie dadurch fähig werden, gut Cassiri zu brauen. Von dem Honig, der mit dem Farbstoff gemengt wurde, glaubte man, daß er als Zauber wirke, um das Getränk süß schmecken zu lassen (Roth S. 419ff.). — Über andere Deformationen und Schmuck vgl. ebd. S. 412ff.

b) Im Kongo-Gebiet werden die T. und Verstümmelungen, die sowohl das Stammeszeichen eines Individuums als auch sein Persönlichkeitsmerkmal ausmachen, gewöhnlich in frühester Jugend vorgenommen. Sie beziehen sich sowohl auf die Durchlöcherung des Nasen-Septums und der Nasenflügel, der Lippen, der Ohrläppchen, der Ohrmuschel oder des Ohrrandes, als auch auf tiefe Einschnitte und Narbenbildung auf der Stirn, den Backen, der Brust, dem Bauch und den Armen, sowie auch auf das Ausreißen der Haare an den Wimpern und Augenbrauen. Die unteren Gliedmaßen und der Rücken werden von derartigen Verfahrensarten verschont. Selten wird eine Einführung von Farbstoff in die Einschnitte vorgenommen, da man nicht so sehr ein unzerstörbares Zeichen hervorzubringen wünscht, das außerdem nicht mit dem schwarzen Untergrund der Haut kontrastieren würde, sondern es sich vielmehr darum handelt, Narben, und zwar besonders bemerkbare, hervorzurufen. Zu diesem Zweck lösen die Angehörigen von Stämmen gewisser Gegenden ein Stück Haut ab, das gehoben und dann durch ein kugelförmiges Stückchen Werg gehalten wird, bis die Wunde verheilt ist. Dieses Verfahrens bedienen sich die Stutzer des oberen Ubangi und des äquatorialen Kongo-Gebietes, um vor allem die drei oder vier birnenförmigen Fleischauswüchse hervorzubringen, die ihre Stirn schmücken, oder auch einen hervorstehenden Fleischkamm, der ihnen ein grimmiges Aussehen verleiht. In die Perforation der Lippen schließen sie entweder lange Quarzkristalle ein oder große Scheiben aus Holz oder Elfenbein, welche dem Mund die Form eines Entenschnabels verleihen. Im Innern Afrikas werden die beiden Lippen mit dichten Reihen von Kupferringen eingefaßt, während in anderen Fällen ein langer Stachel des Stachelschweins oder auch ein Perlenkettchen durch die Nasenscheidewand gezogen wird. Kleine Holzstücken, Nägel, Patronenhülsen usw. werden gern in die Nasenflügel oder in die Ohren gesteckt. Die Ohrläppchen werden durch große Scheiben, die sie herunterziehen, immer weiter ausgedehnt, so daß sie manchmal bis auf die Schulter reichen (Cureau S. 169f.). — Ähnlichen Verstümmelungen begegnen wir auch in der Südsee und in Amerika.

Die Narben-T. der Ba-Ronga Südafrikas ist schmerzhaft, die Mädchen weinen dabei und müssen manchmal gezwungen werden, sich ihr zu unterziehen. Zuerst wird mit Ocker eine Linie gezogen, dann wird die Haut mit einem kleinen eisernen Haken längs der ganzen Linie aufgerissen und leicht mit einem Rasiermesser eingeschnitten. Alle Einschnitte müssen von der gleichen Größe sein. Das Blut quillt heraus

und wird durch Ocker, der reichlich über die kleinen Wunden gestreut wird, am weiteren Ausströmen gehindert. Die T. am Rücken sind nicht so schmerzhaft wie am vorderen Teil des Körpers (Junod I 180).

§ 5. a) Über die T. auf Kusae vgl. Sarfert I 76ff. — Auf Kusae, wie auf vielen der Karolinen-Inseln, befindet sich diese Sitte bereits in vollem Verfall. Über die T. auf Yap vgl. Müller-Wismar S. 32ff. Auf Yap liegt die Kunst des Tätowierens hauptsächlich in der Hand der Männer. Während sonst die T. in voller Öffentlichkeit stattfindet, wird das *Yol*-Muster, das hauptsächlich auf den Rücken gezeichnet wird, unter besonderen Vorsichtsmaßregeln durchgeführt. Der Künstler begibt sich zu dem Zweck in das Dorf der Frau, welche tätowiert werden soll; dort wird eine besondere Hütte auf dem Erdboden errichtet und diese durch einen Zaun aus Bambus und Kokosblättern von ca. 2 m H. verhüllt. Die Arbeit geht unter verschiedenen Zaubersprüchen und Zeremonien vor sich. Der Künstler malt das Muster auf, dann beginnt ein Gehilfe mit dem Schlagen. Gesungen wird bei der Arbeit nicht, aber es werden gewisse Worte dabei taktmäßig wiederholt, deren Sinn etwa ist: „kurz ist der Schmerz, lang ist der Schmuck" (a. a. O. S. 48). Müller-Wismar (S. 52) ist der Ansicht, daß die *Yol*-T. von der alten Chamorro-Bevölkerung der Marianen-Insel herstammt.

Das frisch tätowierte Mädchen hält sich bei den Ba-Ronga während einer Woche verborgen und zeigt sich dann ihrem Verlobten (*shigango*), der hierauf ein Huhn für sie tötet, um sie zu beglückwünschen. Dabei sagt er zu ihr: „Es ist schön, daß du dich tätowiert hast, sonst sieht dein Leib wie der eines Fisches aus oder wie von einem Weißen!" Die Zeit des Heilens der Wunden wird als Krankheit betrachtet, und während dieser Tage ist es verboten, Salz in die Speisen zu geben oder in das Dorf zu gehen, um die Speisen von anderen zu genießen; geradeso wie auch für die jungen Leute, die die Durchlöcherungszeremonie mit ihren Ohren vorgenommen haben. Zur Vorbereitung auf die Operation nehmen die Mädchen vorher ein bestimmtes Essen zu sich, das angeblich die Haut ihres Leibes geschmeidig macht. — Diese Vorschriften weisen darauf hin, daß der T. in früheren Zeiten eine besondere rituelle Bedeutung zukam, die aber mehr oder minder sich verloren hat, es wird gesagt: „Die T. ist kein richtiges Tabu (*yila*), sondern nur eine Sitte (*shihila*) des Landes" (Junod I 181f.; s. a. Moral, Tabu B).

Über den Ursprung der T. erzählen die Kayans folgende Geschichte: Vor langer Zeit, als die Federn der Vögel eintönig und langweilig waren, kamen der Coucal-Vogel (*Centropus sinensis*) und der Argus-Fasan (*Argusianus grayi*) überein, sich gegenseitig zu tätowieren. Zunächst begann der Coucal am Fasan und hatte glänzenden Erfolg, wovon das Gefieder des Fasans heute noch Zeugnis ablegt. Darauf versuchte der Fasan sein Glück mit dem Coucal. Er war aber zu dumm und geriet in Schwierigkeiten. Da er Angst hatte, er könnte seine Aufgabe nicht ausführen, sagte er zu dem Coucal, er sollte in einer Schüssel *Samak*-Lohe niedersitzen; dann goß er die schwarze Farbe über ihn und flog davon, unter der Entschuldigung, daß das Land voller Feinde wäre und er sich nicht länger aufhalten könne. Damit werden die schwarze Farbe von Kopf und Hals und der braune Körper des Coucal erklärt (Hose und Mc Dougall I 248).

Die einzelnen Muster, die von den Kayans auf dem Handrücken, dem Finger usw. tätowiert werden, tragen besondere Bezeichnungen. Ist ein Mann krank, so meint man, daß seine Seele aus dem Körper entflohen ist; erholt er sich, so wird das als Zeichen dafür gedeutet, daß nunmehr die Seele zu ihm zurückgekehrt sei. Um nun zu verhindern, daß in Zukunft die Seele wiederum fortgeht, nimmt er das „Festknüpfen" dadurch vor, daß er um sein Handgelenk einen Faden mit einer alten Perle (*lukut*) bindet, der magische Kraft zugeschrieben wird. Da nun der Faden reißen und die Glasperle verloren werden kann, so erscheint es sicherer, ein Bild der Perle auf das Handgelenk einzutätowieren, und zwar dort, wo tatsächlich die Perle getragen werden würde. Auf diese Weise ist die *lukut*-Perle überhaupt zu einem Amulett gegen alle Arten von Krankheiten geworden, und das Gleiche gilt nunmehr auch für das tätowierte Bild (Hose und Mc Dougall I 248).

Eine tätowierte Frau darf bei den Kayans von Borneo nicht das Fleisch einer Baumeidechse, des Waran oder des Schuppentieres (*Manis javanica*) genießen und ihr Mann ebenfalls nicht, bis das Paar einen Knaben und ein Mädchen erhalten hat. Wenn sie nur eine Tochter haben, so dürfen sie immer noch nicht das Fleisch vom Waran essen, bis ihr Kind herangewachsen und tätowiert worden ist, und wenn sie nur einen Sohn haben, so dürfen sie so lange nichts vom Waran genießen, bis sie Großeltern geworden sind (der Gedanke an die Fortpflanzung spielt hier herein). Hat ein Mädchen Brüder, aber keine Schwestern, so dürfen ihre Tätowierungslinien nicht miteinander verbunden werden. Hat sie aber Brüder und Schwestern oder nur Schwestern, so können die Linien verbunden werden (Hose und Mc Dougall I 252). (Im letzteren Fall handelt es sich hier zweifellos um eine weit getriebene Symbolik der Geschwisterscheu; s. Meidung.)

Die T.-Muster werden manchmal als über das Leben hinaus wirksam betrachtet, so z. B. von den Kayans und den Brahmanen (Hose und Shelford S. 60ff.).

b) Die Kayan-Frauen glauben, daß die Tätowierungszeichnungen als Fackeln im Jenseits dienen, und daß sie ohne dieses Licht für immer in vollkommener Dunkelheit verharren würden. Eine Frau erzählte, daß sie nach ihrem Tode an den Spuren erkannt werden würde, welche die Tätowierungsfarbe selbst an den Knochen hinterläßt.

Die Dhanwār im Hügelland bei Chotā Nāgpur in Indien sagen, daß die T.-Zeichen auf der Seele nach dem Tode verbleiben, und daß sie Gott gezeigt werden, wohl für die Identifizierung der Einzelnen. Sie glauben auch — ähnlich wie die Ekoi-Frauen in Afrika —, daß sie im Jenseits für die T. Essen eintauschen können (Russell III 200; vgl. a. Haberlandt).

Unter den Osage-Indianern war es üblich, das Ehrenzeichen auf einen Krieger und den erblichen Behüter des „Ehrenkriegsbündels" zu tätowieren. Es sind Linien, die schräg gegen ein Mittelband über die Brust gezogen sind. Auf jeder Seite der Mittelfigur ist eine „heilige Pfeife" mit dem Kopfstück nach oben dargestellt. An der Halswurzel befinden sich auf jeder Seite Dreiecke, die „heilige Zelte" darstellen. Die Zeichnung bedeutet: „Die heilige Pfeife ist heruntergestiegen, alle ihre Hüter müssen in dieser Weise gekennzeichnet werden." Wenn ein Hüter Köpfe im Kampf abgeschlagen hat, so wurden an den Enden der Bänder über den Schultern Schädel eingezeichnet. Diese vermochten, wie man meinte, die Kraft der Getöteten auf ihn zu übertragen, so daß sein Leben um die ihnen verlorengegangenen Tage verlängert wurde (s. a. Kannibalismus, Menschenopfer C, Schrift A). — Ein Tätowierter sagte, daß die Zeichnung ihn verläßlich im Einhalten der Riten machte, und daß er versucht habe, durch die Pfeifen Visionen zu erlangen (s. Zauber A), daß er die Pfeifen immer respektiert und sie niemals auf den Boden gelegt habe, daß er diese Visionen gesucht und sorgsam mit den Pfeifen umgegangen sei, damit seine Kinder lange leben (Fletcher und La Flesche S. 221ff.).

S. a. Auslese, Auszeichnung, Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Menschenopfer C, Opfer A, Reinigung D, Schrift A, Siebung, Sühne, Zauber A.

Bertholon *Origine néolithique et mycénienne des tatouages des indigènes du Nord de l'Afrique* Arch. d'anthrop. crimin. 1 (1904); Best *The Maori* 1924; Cattani *Das Tatauieren* 1922; Cook *Journal during his First Voyage 1768—71* 1893; Cureau *Savage Man in Central Africa* 1915; Déchelette *La peinture corporelle et le tatouage* Revue archéologique 1907; Del Mar *A Year among the Maoris, a study of their Arts and Customs* 1924; Finsch *Über Bekleidung, Schmuck und Tätowierung der Papuas der SO-Küste von Neu-Guinea* MAGW 15 (1885); Fletcher und La Flesche *The Omaha Tribe* Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 27 (1911); Haberlandt *Über die Vorbereitungen und den Sinn der Tätowierung* MAGW 15 (1885); Hambruch *Ozeanische Rindenstoffe* 1926; Holmes *Ancient Britain* 1907; Hose und Mc Dougall *The Pagan Tribes of Borneo* 1912; Hose und Shelford *Materials for a Study of Tatu in Borneo* Journ. anthr. inst. 36 (1906); Humphreys *The Southern New Hebrides* 1926; Huber *Ein mittelallerliches Zeugnis über eine Tätowierung in religiöser Ekstase* Arch. f. Kriminalanthrop. 39 (1910); Joest *Tätowieren, Narbenzeichen und Körperbemalen* 1887; ders. *Körperbemalen und Tätowieren* ZfEthn. 20 (1888); Joyce *South American Archaeology* 1912; Junod *The Life of a South-African Tribe* 1912; Krämer *Die Ornamentik der Kleidmatten und der Tatauierung auf den Marshallinseln* Archiv f.

Anthr. NF 2 (1904); Kubary *Das Tätowieren in Mikronesien, speziell auf den Karolinen* in Joest *Tätowieren* 1887; Lane *Sitten und Gebräuche der heutigen Ägypter* 1856; Lesson *Du tatouage chez les différents peuples de la terre* Annales maritimes et coloniales II. Partie Nr. 39 (1820); Marquardt *Die Tätowierungen beider Geschlechter in Samoa* 1899; Minovici *Les tatouages en Roumanie* Arch. d. sciences médicales de Bucarest 1 (1899); Müller-Wismar *Yap* 1917; Myers *Contributions to Egyptian Anthropology: Tatooing* Journ. anthr. inst. 1903; Nieuwenhuis *Quer durch Borneo* 1904; Ono *On Tatooing shown on some clay figures made by the stone age people of Japan* Journ. Anthrop. Soc. Tokio 1904; Parkinson *Über Tätowierungen der Eingeborenen im Distrikt Siar auf der Ostküste von Neu-Mecklenburg* Intern. Arch. f. Ethnogr. 1892; Petrie *Naqada* 1896; Preuschoff *Tätowierungen in Ostpreußen* ZfEthn. Verh. 1900; Rivers *History of Melanesian Society* 1914; Robley *Moko or Maori-Tatooing* 1896; Ling-Roth *Tatu in Tunis* Man 6 (1906); Walter Edmund Roth *An Introductory Study of the Arts, Crafts and Customs of the Guiana Indians* Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 38 for 1916/17 (1924); Russel *The Tribes and Castes of the Central Provinces of India* 1916; Sarfert *Kusae* 1919; Seligmann *The Melanesians of British New-Guinea* 1910; ders. *The Veddas* 1911; Sinclaire *Tatooing of the American Indians* Amer. Anthr. 11 (1909); Smith *Migrations of Early Culture* 1915; Träger *Das Handwerkszeug eines tunesischen Tätowierers* ZfEthn. 1904; Truhelka *Die Tätowierung bei den Katholiken Bosniens und der Herzegowina* Mitt. Bosnien 4 (1896); Turner *Samoa* 1884; White *Ancient History of the Maori* 1889; Williamson *The Mafulu Mountain People of Brit. New-Guinea* 1912; Zaborowski *Portraits d'hommes tatoués* Bull. et Mémoires de la soc. d'Anthrop. de Paris 1900; de Zwaan *Die Insel Nias bei Sumatra* 1919. Thurnwald

B. Europa. § 1. Erzeugnisse der Tätowierkunst liegen nicht vor, denn der „Malgrund", die menschliche Haut, ist restlos vergangen. Als Quellen kommen für die älteren Zeiten nur die benutzten Geräte und figürliche Darstellungen mit Tätowiermustern in Betracht, die aber keine eindeutigen Beweise liefern. Besonders lassen letztere stets die Frage offen, ob Tätowierung oder Körperbemalung anzunehmen ist.

Beide Arten der Körperverzierung sind nahe verwandt. Das Bemalen dürfte die ältere Technik sein, aus der das Tätowieren sich entwickelt hat. Letzteres ist ja im Grunde nichts anderes als eine Bemalung, bei der die Farbe so fest angebracht ist, daß, wie Pomponius Mela (Chorographia II 1, 10) von den Agathyrsen berichtet, sie sich nicht abwaschen läßt.

§ 2. Im Paläol. sind zwar Farbstoffe und Feuersteinstichel bekannt gewesen, es geht aber nicht an, hieraus zu schließen, daß sie zum Tätowieren tatsächlich benutzt worden sind. Die Stichel können für alle möglichen anderen Zwecke Verwendung gefunden haben, und die Farben dienten nachweislich zur Herstellung der Höhlenbilder. Wenn die Tätowierung im Paläol. ausgeübt worden wäre, dann wäre sie auf den nicht seltenen Darstellungen nackter Menschen sicher zum Ausdruck gekommen. Aus demselben Grunde ist auch die Körperbemalung mit verschiedenen Farben abzulehnen. S. a. Schmuck A, Tardenoisien § 1.

Mannus 16 (1924) S. 37 P. Schiefferdecker.

§ 3. Im Neol. liegen Tonfigürchen nackter Frauen aus dem unteren Donau-Gebiet (Cucuteni [s. d.], Jassy u. a. m.) vor, deren Körperfläche ganz oder zum größten Teil mit Ornamenten bedeckt ist (s. auch Idol A 2). Man hat hier allerdings den Eindruck von Tätowierung oder Körperbemalung, aber keinen bündigen Beweis, denn es kann sich auch um die Übertragung von Tongefäßmustern handeln, wie sie dem Tonarbeiter geläufig waren. Wenn zur Begründung die hist. überlieferte thrak. Sitte der Tätowierung herangezogen wird, vergißt man, daß etwa 2000 Jahre dazwischen liegen.

ZfEthn. 35 (1903) S. 466 Hub. Schmidt; M. Hoernes *Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa* 1898 S. 211.

§ 4. Für die Germanen der BZ nimmt S. Müller (*NAK.* I 261) Tätowierung an, indem er gewisse feine Ahlen (Band IX Tf. 133 n, o) als Tätowiergeräte deutet. Die den Körper ganz verhüllende Kleidung (s. Kleidung A § 6) spricht jedoch dagegen. Ebensowenig haben sich die Ostgermanen der frühen EZ tätowiert, denn abgesehen von der verhüllenden Kleidung (s. Kleidung A § 10) sind auf den Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur) zwar allerlei Schmucksachen und sonstige Bestandteile der Tracht dargestellt, niemals aber Tätowiermuster. Über die späteren Germanen gibt nur Tacitus (Germ. 43) eine kurze Notiz betreffs der Harier: tincta corpora.

§ 5. Auch in Italien lassen sich keine Spuren von Tätowierung entdecken, weder auf den Figuren von Malta (s. d. B; vgl. Band VII Tf. 223 b) noch auf den Situlen (s. d. B) noch

auf sonstigen Darstellungen oder in der schriftlichen Überlieferung. Allenfalls könnte man die Sitte, die Statue des Jupiter und die röm. Triumphatoren zinnoberrot zu bemalen (Plinius, Hist. Nat. XXX 7), als Nachklang eines älteren Volksbrauches der Körperbemalung ansehen (s. Rote Farbe im Totenkult).

§ 6. Dagegen fehlt es nicht an zahlreichen, bis ins 5. Jh. v. C. zurückgehenden Zeugnissen, daß die meisten Völker des unteren Donau-Gebietes und der Balkanhalbinsel bis weit in das pontische Gebiet sich tätowierten. Genannt werden die Japoden und andere Illyrier (s. d.), Daker (s. d.), Sarmaten (s. d.), Agathyrsen, besonders aber die Thraker (s. d.), bei denen der Tätowierte für edel, der nicht Tätowierte für unedel galt, und die auch die Weiber um so mehr ehrten, je stärker sie tätowiert waren. Die Zitate sind von Joest und S. Müller (s. u.) zusammengestellt.

§ 7. Die figürlichen Darstellungen von Skythen (s. d.) zeigen keine Tätowierung oder Bemalung. Ihre den Körper ganz umschließende Kleidung (s. Kleidung A § 13) hat diese Sitte nicht begünstigt.

§ 8. Daß Tätowierung und Körperbemalung bei vielen Stämmen Großbritanniens beliebt waren und bis in die nachchristliche Zeit ausgeübt wurden, wird von den Schriftstellern bezeugt (Nachweise mit näheren Angaben bei Joest, S. Müller und Déchelette).

Lit. zu § 4—7: W. Joest *Tätowieren* 1887; ZfEthn. Verh. 20 (1888) S. 412ff. ders.; Müllenhoff *Deutsche Altertumskunde* III 51; S. Müller *NAK.* I 262ff.; Rev. arch. 1907 I 38—50 J. Déchelette; M. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* II (1909) S. 332ff., 340ff.; Déchelette *Manuel* II 1206.

Alfred Götze

C. Ägypten. Spuren von T. sind bisher an keiner einzigen Leiche oder Mumie weder in Ä. selbst noch in Nubien (vgl. die Feststellung von Jones *Survey 1907—08* Bd. II 190) nachgewiesen worden. So bleibt es zum mindesten zweifelhaft, ob diese Sitte, die bei den Libyern (s. d.) im Schwange gewesen zu sein scheint, auch in Ä. bestanden hat. Die vielfach als T. gedeuteten Ornamente auf Tonfiguren von Frauen, die sich in äg. Hockergräbern — übrigens ganz vereinzelt — gefunden haben (Petrie-Quibell *Naqada* Tf. 59, 6. 11, S. 34 und 45f.), können auch als Bemalung des Körpers aufgefaßt werden; doch könnte es sich in diesen Fällen auch um Darstellungen von libyschen Sklavinnen handeln (vgl. übrigens die als Tätowierinstrumente gedeuteten Feuersteinwerkzeuge aus dem Grabe eines Königs der 1. Dyn. Petrie *Roy. Tombs* II Tf. 6, 13, 14 und S. 23f.). — Etwas anderes ist die Sitte des Einbrennens eines Stempels, der den so Gestempelten als Eigentum (eines Tempels, des Königs usw.) ausweist. Sie findet sich in Ä. nicht nur beim Vieh, sondern ebenso (wenigstens zur Zeit des NR) bei Sklaven, und auch freie Äg., die zu den Beamten des Königs oder eines Tempels gehörten, scheinen sich seit dem NR in ähnlicher Weise haben stempeln lassen. Die häufig als Tätowierungen gedeuteten Namen des Sonnengottes auf den Armen König Echnatons und seiner Gemahlin (z. B. Davies *Amarna* VI Tf. 4 und 16, S. 4) sind gewiß ganz anders zu erklären: Sie werden in das Obergewand eingewirkt oder eingesetzt gewesen sein.

Wiedemann *Äg.* S. 143f.; Erman-Ranke *Äg.* S. 531; Capart *Primitive Art* S. 21ff.

Ranke

Taubach (Thüringen). S. a. Diluvialflora § 3, Norddeutschland A § 4. — Im J. 1895 wurden in T. bei Weimar in diluvialen Tuffen zwei vereinzelte Mahlzähne gefunden, die der Neandertalrasse (*Homo primigenius*; s. d.) zuzurechnen sind. S. a. Ehringsdorf.

A. Nehring *Über einen menschlichen Molaren a. d. Diluvium von Taubach bei Weimar* ZfEthn. 27 (1895) S. 338; H. Virchow *Der Taubacher Zahn des Prähistor. Museums d. Univers. Jena* Präh. Z. 9 (1917) S. 1ff.

Reche

Taube. § 1. Daß die T., ähnlich und z. T. aus denselben Gründen wie die Gans (s. d.), schon früh eine meist religiöse Stellung gewonnen hatte, ist jetzt wohl allgemein anerkannt. Jedenfalls ist sie besonders geeignet, die alten, rationalistischen Vorstellungen von einer Zähmung und einer Fortzüchtung der Haustiere nur auf Grund des wirtschaftlichen Nutzens kräftig zu widerlegen. Ist doch die T. neben Hund (s. d.) und Huhn (s. d.) in die abweichendsten Formen gezüchtet, ohne daß bei ihnen irgendein wirtschaftlicher Anreiz in Frage käme; auch ihre Zucht ist vielmehr seit alter Zeit nur eine Liebhaberei.

§ 2. Es ist schon bei der Gans (s. d.) berührt, daß die eigenartige Vorstellung vom Weltei, aus dem die Schöpfung hervorging, die von Ägypten und Vorderasien bis Indien nachweisbar ist, neben Gans und Strauß auch die T. in ihre Kreise eingezogen hat, auch wenn wir die ausführlichste Andeutung — um mehr handelt es sich nicht — erst bei der schon völlig synkretistischen Semiramis des Diodor (II c. 4) finden. Auch hat ihre Verbindung mit der großen Göttin der Fruchtbarkeit (vielleicht?) eine bedeutsame Spur noch in der Schöpfungslegende der Bibel hinterlassen. Jedenfalls wußte aber auch die alte Überlieferung daneben, daß am Anfang der Geist Gottes über den Wassern wie eine brütende Taube schwebte (Rosenmüller *Handbuch biblischer Altertumskunde* 1831 IV 334—335). Ebenso ist es der Rest einer anderen Ausgestaltung, wenn die T. in unserer Sintflutsage auftritt. Und zwar wird es eine vorderasiatische Ausgestaltung sein, da das Ölblatt eine Rolle dabei spielt.

§ 3. Sehr oft wird auch die T. im orient. Kulturkreis mit der nackten Göttin zusammengebracht, so bis nach Mykenai und weiter hin, und daß der Kult gerade dieser Göttergestalt sich hier auch noch in später Zeit lebendig erhielt, mag uns die Legende von der Auswanderung der T. des Eryx ins karthagische Gebiet beweisen, von der Aelian (Nat. anim. IV 2; Var. hist. I 15) uns erzählt. Der Legende liegt wahrscheinlich eine wirkliche Wanderung der T. zugrunde, wie Naumann (*Vögel Deutschlands* IV 195) sie auch für unsere Wildtauben gelten lassen wollte. Die Tauben bewohnen Eryx noch heute (Holm *Geschichte Siciliens* I 94).

§ 4. Durch die schon berührte Doppelausgestaltung der T. kommt es zu der eigenartigen Auswirkung, daß in ältester Zeit die Hierodulen der großen Göttin, so in Babyl. und in Dodona, als T. des Tempels, im selben Gebiet besonders Fromme des Islams aber heute ebenso als T. der Moschee bezeichnet werden (Dozy *Gesch. der Mauren* 1874 I 346). Im Islam findet sich für die Kaaba in Mekka noch eine besondere Ausgestaltung, einmal, da die T. im Jahre der Geburt des Propheten Mohammeds die heilige Stadt gegen die anrückenden Abessinier höchst wirksam verteidigten, dann, weil sie später den Propheten selbst vor seinen Feinden schützten. Jedenfalls ist in einem ungeheuren Gebiet, das von Venedig und Moskau in die Wüsten Turans und über Persien selbst bis nach Indien reicht (Hahn *Haustiere* S. 337), die Heiligkeit der Tempeltaube seit alten Zeiten verbürgt und schließt so meist den Genuß der T. aus. Als Opfer tritt sie aber auch schon im alten Babylonien (Eannatum und Gudea) auf, doch wohl ohne gegessen zu werden. Auch Israel kennt sie als Opfer, und die Rabbinen wissen doch, daß es im alten Israel nicht Sitte war, die T. zu essen. Es scheint, daß nur ihr Blut, also die „Seele", verwendet wurde. Dagegen fordert der deutsche Ekkehard ganz freimütig den heiligen Geist auf, sein Ebenbild in der verspeisten T. zu segnen. Wir werden also für unser Gebiet bei Grabungen streng darauf zu achten haben, wann und wo die T. in den Speiseresten auftritt.

§ 5. Die Verwendung der T. als Speise ist auch sonst arch. nicht ohne Interesse; denn während wir meist finden, daß im allg. Menschen und Götter dieselben Tiere als Opfer und Speise haben, ist bei der T. oft die Verwendung als Opfer geboten, als Speise verboten. Und doch finden wir schon im mittleren Reich in Ägypten T. als Speise, vielleicht freilich nur (?) für den Pharao, aber jetzt noch werden die zahlreichen T. in Ägypten eigentlich nicht gegessen und nur der Dung in ihren Türmen sorgfältig gesammelt und benutzt, wie schon in älterer Zeit; ähnlich scheint es in Persien zu sein. Doch ist die ganze Frage noch sehr dunkel und Aufklärung sehr erwünscht. Während man z. B. im ältesten Babylonien T. sicher (als Schutzgeist?) eingemauert hat, und diese Sitte sich auch weiter verbreitet haben kann, ist aus Ägypten keine T.-Mumie bekannt. Untersuchungen über den Gebrauch der T. als Totenspeise oder in Resten des Leichenmahls könnten daher bei der weiten Verbreitung des Vogels und der Wichtigkeit der Frage von Bedeutung werden.

§ 6. Archäol. werden wir alle Vogelgestalten älterer Zeit, die nicht zu Gans, Ente oder Schwan, Adler oder Falken, Strauß und Hahn gehören, als T. anzusprechen haben.

†Ed. Hahn

Taubendorf (Band IX Tf. 224 a—d, f). Diese Ortschaft des Kreises Neidenburg (Ostpreußen) ist der Hauptfundort der masurischen Spätlatène-Gruppe. Es wurde hier ein Gräberfeld aus dieser Zeit entdeckt, das neben Einzelfunden 7 Gräber geliefert hat, darunter ein reines Urnengrab, während die übrigen Gräber wohl durchweg Brandschüttungs- (s. d.) bzw. Brandgrubengräber (s. d.) waren. Die fachmännisch (von Heydeck) untersuchten Gräber lagen unter kleinen, z. T. schon gestörten Kopfsteinpflastern.

Der Inhalt der Gräber bestand aus über 10 Tongefäßen, 1 Schwert, 2 Lanzenspitzen, 1 Lanzenschuh, 2 Schildbuckeln, 7 Fibeln, 1 Nähnadel, 1 Spinnwirtel, 2 Sichelmessern, 3 Pinzetten und 3 Pfriemen. Die Gefäßformen und auch die meisten Metallbeigaben dieses Gräberfeldes schließen sich ziemlich eng an die Funde Südpolens und des südlichen Ostdeutschlands an, weichen dagegen in mancher Hinsicht von den Formen der gleichzeitigen Gräberfelder Pommerellens und Hinterpommerns ab, so daß der Schluß gerechtfertigt erscheint, daß die Bevölkerung dieser Gegend mit der des südlichen Polens und Ostdeutschlands stammverwandt war. S. a. Ostpreussen B § 8.

Kostrzewski *Die ostgerm. Kultur der Spätlatènezeit* 1919 Bd. II 84 (dort ist die ältere Literatur aufgeführt). J. Kostrzewski

Taula s. Balearen § 7.

Taurer s. Südrußland D III, Tavelj.

Taurus s. Mesopotamien C, Vorderasien.

Tausch s. Geld § 4, Handel.

Tauschierung. Einhämmern von Metallteilen in Vertiefungen andersartiger Metallflächen zur Herstellung verschiedenfarbiger Muster. Die berühmtesten Beispiele aus der Frühzeit sind die myk. Bronzedolche mit Gold- und Silbereinlagen (Band IV Tf. 168, 169). N. des Mittelmeergebietes ist das älteste Beispiel eine bronzene Randaxt mit Goldstiften von Strättlingen am Thuner See. Ebenfalls der älteren BZ gehört ein Bronzedolch mit Silbereinlagen von Gaubickelheim an. Vom Anfang der HZ liegen mehrere Schwerter vom Möriger Typus (s. Möriger Schwert) vor, deren Bronzegriff mit Eisenlamellen tauschiert ist (Mörigen 2 Exemplare, Bruck a. d. Alz, 1 Exemplar ohne Fundortangabe im Museum Kassel), ferner ebenfalls hallstattzeitlich 2 Eisendolche mit Silbereinlagen (Salem in Baden, Waldhausen in Württemberg), 1 Eisenaxt mit Goldeinlagen von Kazmierz (Kr. Samter; s. Gorszewice-Kazmierz § 3) und (bronze- oder hallstattzeitl.) Bronzearmringe mit Eiseneinlagen von Zürich sowie ein hohler Kupferarmring mit Bändern aus Bronze und Eisen aus dem Pfahlbau Mörigen (s. d.). Ein Bronzebeschlag mit Eiseneinlagen von Koban (s. d.; Kaukasus; Vorgesch. Staatsslg. Berlin, ältere EZ). Aus der frühen LTZ 2 Schwerter mit Goldeinlagen auf der Eisenklinge (Kastel bei Mainz, Allach in Oberbayern) und 1 Bronzehalsring mit Silbereinlagen von Arontrop auf Öland. Häufiger tritt die Tauschierung erst in der RKZ auf und ist namentlich in der Merowingerzeit vom 6. Jh. ab und in der Wikingerzeit sehr beliebt. Alfred Götze

Tavelj (Taurisches Gouv., Südrußland). Im J. 1897 wurden auf dem Gute T., ca. 16 km sö. von Simferopol, am Fuße des Čatyrdag 4 niedrige Grabhügel untersucht, von denen nur zwei klare Ergebnisse brachten. Sie lagen ca. 1 km auseinander und waren je 1,35 m hoch. Die Hügel waren vornehmlich aus Steinen aufgebaut, die in dem einen Hügel eine längliche, ovale Grabkammer (3,55×6 m in den Dm), welche aus Steinplatten auf dem gewachsenen Boden errichtet war, bedeckten. Die Grabkammer des zweiten Hügels war viereckig (L. auf der Sohle 4 m), ihre Wände (H. ca. 1,65) bestanden aus ungleich hohen, unbehauenen Steinen, die oben nach innen geneigt waren. In dem ersteren Kurgan war der offenbar allen eigentümliche Gang aus Steinplatten (L. 3,55 m, Br. 0,57 m), der zur Kammer führte, erhalten. Nach der Annahme des Ausgräbers, A. I. Kulakovskij, lag ehemals über den Grabräumen eine gewölbte Holzdecke.

Beide Gräber enthielten Massenbestattungen mit je annähernd 100 Skeletten von Männern, Frauen und Kindern, in verschiedenen Richtungen gelagert, in mehreren Schichten übereinander. Unter den Beigaben wird die große Menge von Perlen aus Glas, Serdolik, Bernstein, Lignit, Fayence (Skarabäen) usw. hervorgehoben. Die wichtigsten übrigen Typen sind von

Béla Pósta (a. a. O. S. 478 ff. Abb. 265—267) abgebildet und besprochen: Eisensachen (Messer), Keramik, Knochengegenstände, Schmuck und Gerät aus Bronze und (selten) Gold, und zeigen das Nachklingen skyth. Formen (a. a. O. Abb. 265 Nr. 4, 13, 21), dann Typen spätlatènezeitlicher Herkunft, wie sie um C. Geb. in südruss. Gräberfeldern auftreten (z. B. a. a. O. Abb. 265 Nr. 9, 10, 11, 12, 20; Abb. 266 Nr. 19), und Typen der RKZ.

Solche Steinkistengräber altertümlichen Charakters, mit Massenbestattungen, die ganz und gar nichts mit skyth. oder sarmatischer Grabsitte zu tun haben, sind auch sonst von den Abhängen des Krim-Gebirges bekannt und dürften den Taurern zuzuschreiben sein, ebenso wie die bei Selim Bek, 2 km n. von Jalta, gefundene Opferstätte mit Münzen vom Ende des 1. Jh. bis zum 2. Viertel des 4. Jh. n. C.

CRPétersb. 1897 S. 37 f.; Izvěstija Arch. Kom. 30 (1909) Rěpnikov; Zapiski Odessa 27 (1907) SB. S. 9 ff.; Béla Pósta *Archäol. Studien auf russ. Boden* II (1905) S. 477 ff.; Rostovcev *Dekorative Malerei* S. 340 ff.; ders. *Skifija i Bospor* 1925 S. 589; M. Ebert *Südrußland* 1921 S. 348 f., 412 f.; W. Ginters *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland* Vorgeschichtliche Forschungen 2, 1 (1928) S. 42.

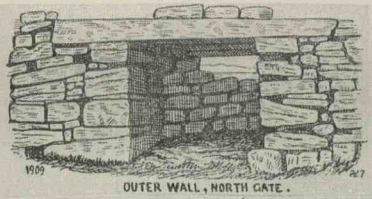
M. Ebert

Teampull Beanáin (= Benignus-Kirche), Aran Islands, County Galway, Irland (Tf. 56A–H). § 1. Unter den zahlreichen frühchristlichen Bauwerken Irlands, die an der Schwelle geschichtlicher Zeiten stehen, aber durch die Besonderheiten der Entwicklung Irlands, starke Tradition vorgesch. Verhältnisse und durch unzählige Erinnerungen an die große Missionierung Nordeuropas eine ganz einzigartige Stellung einnehmen, ragt T. B. (auch Teampull Bhenen geschrieben; — die Schreibweise ist wie fast stets bei irischen Namen fortwährenden Schwankungen und Meinungsverschiedenheiten der Verfasser unterworfen) durch eigenartige Züge hervor, die seine Erwähnung rechtfertigen mögen, — als Repräsentant der ganzen Klasse, die größtenteils nicht mehr in den Rahmen dieses Werkes fällt. T. B. vertritt den Typus der frühen Oratorien, nimmt aber durch seine N-S-Orientierung (alle anderen sind w.-ö. orientiert) und durch den ungewöhnlich hohen Giebelbau eine Sonderstellung ein. Das Kirchlein (Tf. 56A a) mißt nur 5 : $2\frac{1}{2}$ m, faßte also höchstens 20 Menschen. Der Türsturz ist ein einziger Stein, dessen Form anscheinend dazu einlud, die Mitte zu einem regelmäßigen Ausschnitt zu formen, der zugleich erlaubte, den Eingang höher zu machen. Durch Unterlage kleinerer Steine auf der linken Seite wurde die wagrechte Lage ermöglicht. Fast die Hälfte der einen Längsseite besteht aus einer einzigen Steinplatte. Entstehungszeit Ende des 5. oder frühes 6. Jh. Die Inselgruppe zählt etwa ein halbes Dutzend anderer Kirchen, die aber z. T. (wie Teampull Mhic Duach) jünger sind. Die Bekehrung der Inseln geht auf St. Enda zurück (ca. 480 n. C.), unter dem sie bereits ein wichtiges Zentrum christlicher Mission wurden. St. Kieran, der Stifter von Clonmacnoise, ward hier ausgebildet, Brendan der Seefahrer und Columba, der Apostel der Hebriden, hatten hier ihre Zellen. Wie diese ausgesehen haben, wissen wir von den „monastic settlements" des 7. und 8. Jh. auf den sw. vor Irland im Ozean liegenden Felsklötzen der Skelligs. Es sind bienenkorbförmige Steinkammern von absolut vorgesch. Technik (Tf. 56A c), die Decke aus überkragenden Steinen gewölbt, Wand- und Decksteine schwach nach außen abschrägend gelegt (so daß der Regen gut abfloß) und wohl mit Rasenziegeln bedeckt. Solcher *Cloghauns* bestehen etwa 50 allein auf der Hauptinsel von Aran (Inishmore = große Insel), und sie waren wohl meist um eines (oder mehrere) der kleinen Oratorien gruppiert. Man kann unterscheiden zwischen runden (der beste ist Cloghaunnacarriga oder Clochán na Carraige; Tf. 56A b) oder ovalen Cloghauns, rundlich-viereckigen (Tf. 56A d), streng viereckigen und komplizierteren, die gewiß jünger sind. Trotz ihrer vorgesch. Bauweise reichen die Cloghauns natürlich bis tief in geschichtliche Zeit herab, andererseits freilich ebensotief in vorgesch. hinauf. Je massiver die Wölbung ist, desto älter soll das Bauwerk sein, was natürlich nur ein ganz schematischer Anhaltspunkt ist.

§ 2. Oratorien und Cloghauns sind aber nicht die einzigen Denkmäler der Aran-Inseln, die vielmehr auf beschränktem Raum einen erstaunlichen Reichtum an Monumenten aufweisen. Darunter sind insbesondere



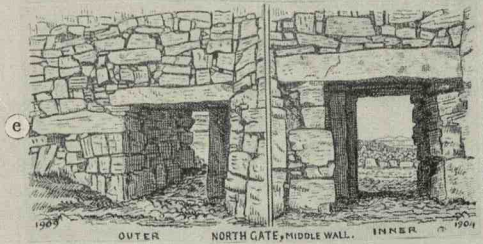
a



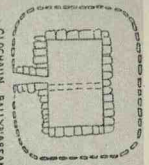
f



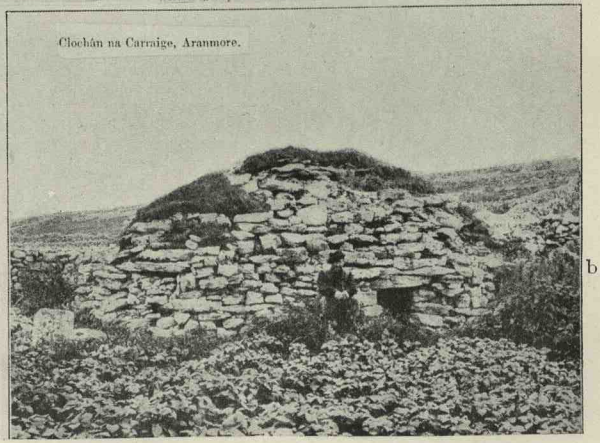
c



e



d



b

Teampull Beanáin

a. Teampull Beanáin. Nach Photographie von Thomas H. Mason, Dublin. — b. Cloghaunnacarriga. Nach G. Fogerty. — c, d. Verschiedene Cloghauns. Nach Th. J. Westropp. — e, f. Nördliches Tor im Mittelwall (e) und nördliches Tor im Außenwall (f) von Dún Aonghusa. Nach Th. J. Westropp.

a



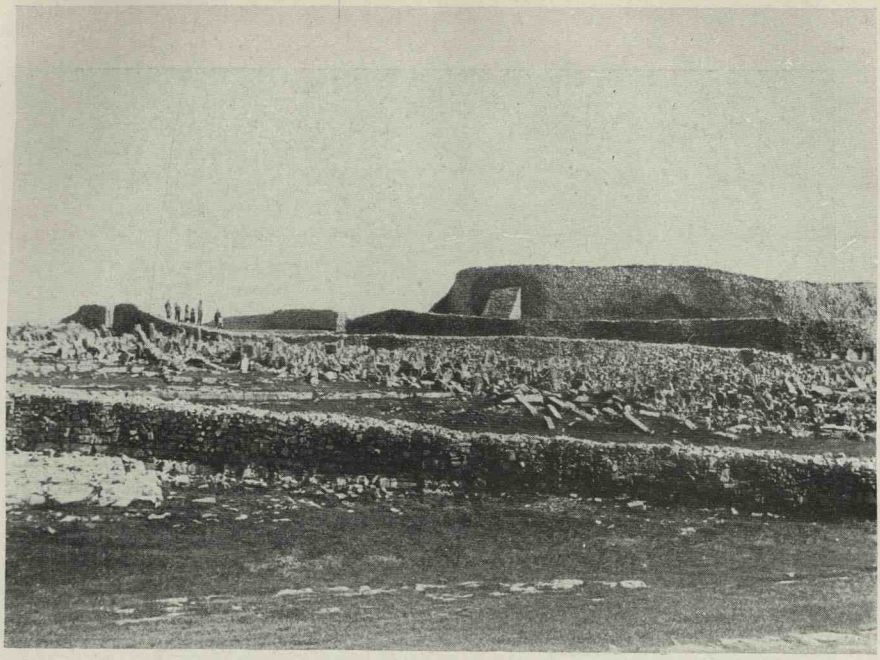
b



Teampull Beanáin

a. Dún Aonghusa von O gesehen. Nach Photographie von A. Mahr. — b. Dgl. von W gesehen. Nach Photographie von T. Shea, Athenry.

a



b



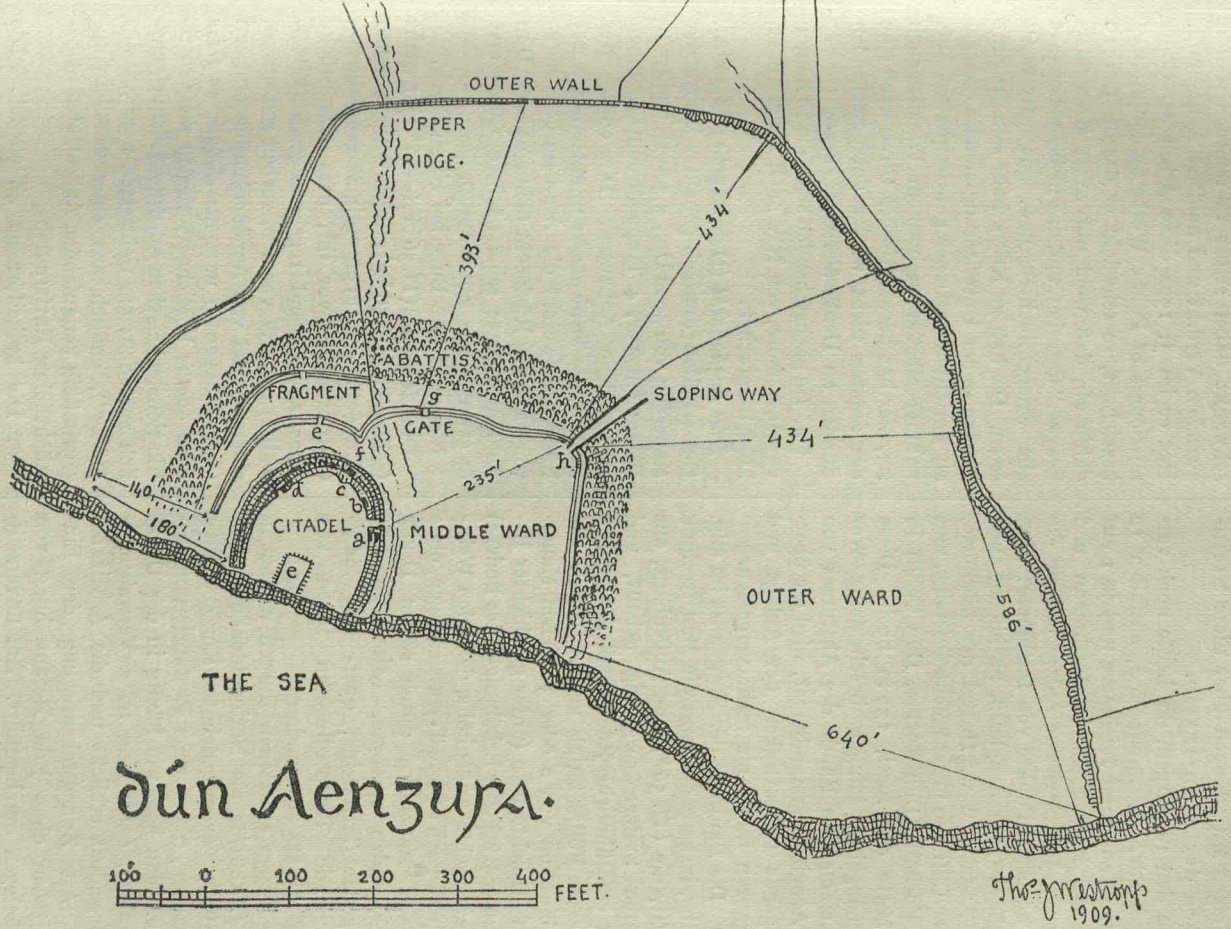
Teampull Beanáin

a. Dún Aonghusa von NW. gesehen. — b. Dgl. Eingang zur Zitadelle von innen gesehen.
Nach Aufnahmen von Th. H. Mason, Dublin.



Teampull Beanáin

Dún Aonghusa: Blick von der „Zitadelle“ auf die *abattis*, gegen N. Nach Aufnahme von Th. H. Mason, Dublin.



Teampull Beanáin

Dún Aonghusa. Derzeitiger Stand der Untersuchung. Nach Th. J. Westropp.

ungeheure Steinburgen, die ihresgleichen in Europa suchen und nirgends in so dichter Häufung auftreten. Auf Wunsch des Herausgebers benutze ich die Gelegenheit zu einigen Mitteilungen über diese Steinburgen der Aran-Inseln.

Von den 12 Burgen, die heute noch vorhanden oder erkennbar sind, entfallen 10 auf die Hauptinsel Inishmore und je 1 auf die zwei kleinen Inseln Inishmaan und Inisheer. Je eine riesige Anlage bedeckt die zwei höchsten Punkte von Inishmore: Dún Aonghusa (Dun Aenghusa, nachlässig auch Dun Angus) im w. Drittel der Südküste, wo der Cliff 100 m senkrecht aufsteigt, und Dún Eochaill (Dun Eochla, Dun Oghil) in der Mitte der Insel, 130 m hoch. Diese Höhenangaben klingen bescheiden. Wer aber einmal am Rande des Absturzes von Dún Aonghusa gestanden ist, wird die überwältigende Großartigkeit der Anlage und des ganzen Bildes nie mehr vergessen.

§ 3. Die Bauweise der Burgen ist im allg. dieselbe, insbesondere was die Mauertechnik betrifft, die (Tf. 56 F) eine Außenhaut, aus größeren Steinen sorgfältig gebaut, und meist eine ähnliche Rückwand, dazwischen kleineres Füllmaterial zeigt. Durch die Kombination von 2 oder 3 solchen Mauerzügen erreichte man (unter geschickter Benutzung natürlicher Erhöhungen des Bodens) die gewünschte Außenhöhe, dazu den Wehrgang und noch andere Terrassierungen, ohne daß der Mauerkern durch seinen Druck die Fassaden sprengte. Leiterartig vorspringende Trittsteine, quer- und längsverlaufende Treppenfluchten leiten von einem Absatz zum andern.

Die besser erhaltenen Burgen wurden in den J. 1881/84 als Nationaldenkmäler erklärt und einer ausgedehnten Konservierung unterzogen, die zu einer Restaurierung ausartete. Man hat, wie häufig in der Denkmalspflege, darin eine reine Verwaltungsangelegenheit erblickt und die Arbeit bei einer Art Zwangsrekrutierung der Einheimischen ohne jede Heranziehung von Archäologen durchgeführt. Am unverzeihlichsten war, daß jede sachgemäße Aufnahme der Burgen im Zustande unmittelbar vor der „Konservierung" unterblieb. Originalteile und Restauriertes sind heute unmöglich zu unterscheiden, und diese Mißhandlung einzigartiger Monumente hat viel Kritik, darunter angeblich übertriebene, erfahren. Westropp, dem wir die ausführlichste Behandlung der Burgen verdanken, schwankt dabei selbst in seinen Urteilen zwischen Verdikt und milderer Auffassung. Hat er im J. 1902 diese Arbeit der Commissioners of Public Works als „injurious" bezeichnet, so schwächt er das im J. 1910 dahin ab, daß wohl nur „very little falsification" unterlief, und daß insbesondere fast alle Stiegenfluchten usw. gut „attested" seien. Die heftige Kritik habe sich das Amt zufolge seiner Unterlassungssünden (Mangel an Berichten und einer gewissenhaften Aufnahme) selbst zuzuschreiben. Wie dem auch sei, hier hat bürokratischer Unverstand eine der ärgsten nicht wieder gutzumachenden Sünden an Denkmälern begangen.

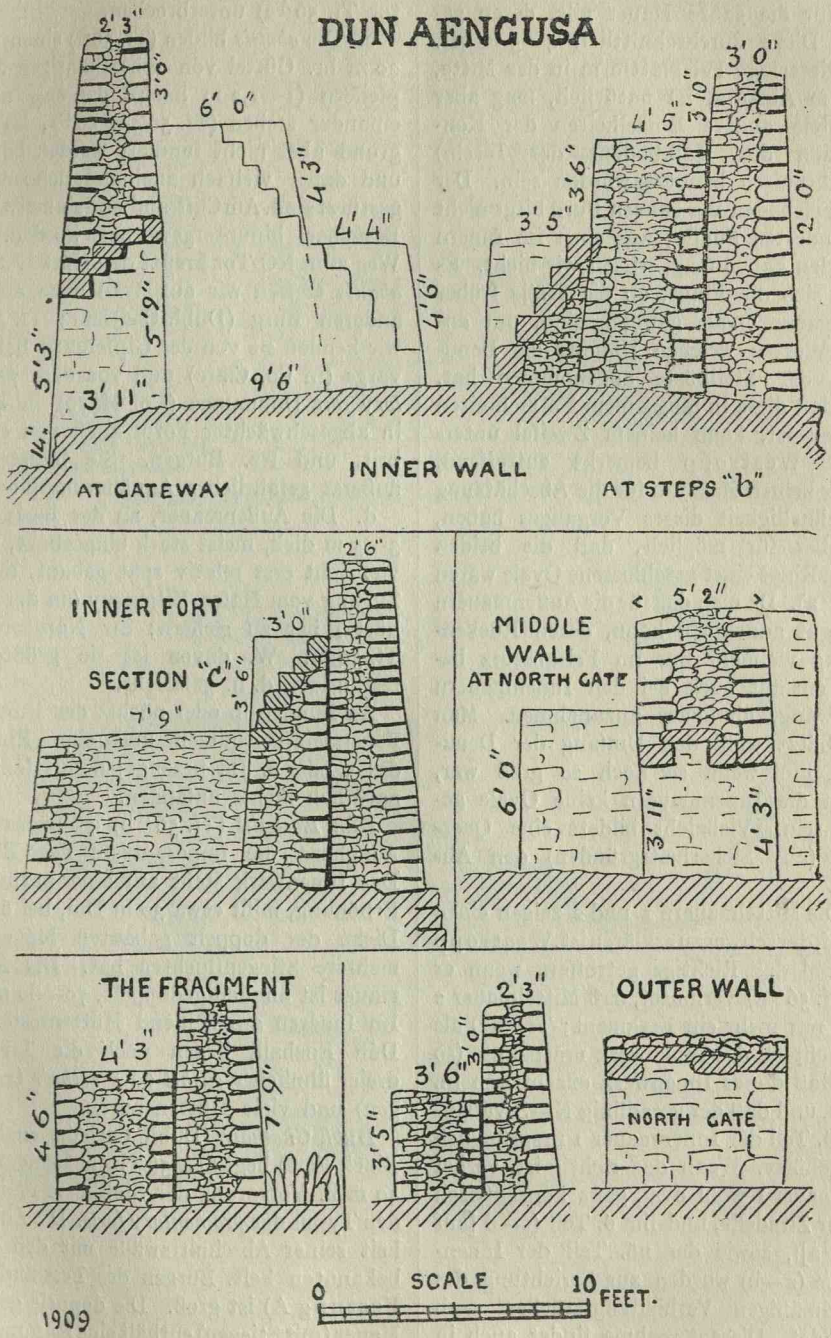
§ 4. Im nachstehenden seien die 10 Burgen von Inishmore, von NW nach SO geordnet, kurz besprochen.

Dún Eoghanacht (Dun Onacht; Tf. 56 Ha). Gut erhalten; dreifach gebauter kreisrunder Mauerzug von 30 m Dm, 5,5 m H. und 4,5 m Dicke; ein Tor, 4 Treppenfluchten. Innen verschiedene Anbauten. Die einzige der Burgen, die Trinkwasser unmittelbar in der Nähe hat (worauf die Aran-Burgen merkwürdig wenig Rücksicht nehmen; auch Dún Aonghusa hatte seine nächste Quelle erst in etwa $^1/_2$ km Entfernung).

Eine zerstörte Burg bei Kilmurvy.

Dún Aonghusa (Tf. 56 Ae, f—56 Ga). Besteht (s. Plan Tf. 56 E, 56 Ga) aus der halbeiförmigen „Zitadelle", einem unregelmäßigen Mauerzug (Mittelwall 1) vor ihr, dem Bruchstücke eines anscheinend regelmäßigeren (Mittelwall 2) im NW vor dem soeben genannten, einem Gürtel von Annäherungshindernissen (von Westropp u. a. als *chevaux de frise* oder *abattis* bezeichnet, obwohl diese fortifikationstechnischen Ausdrücke nicht eigentlich zutreffen; am richtigsten wäre „Steinpfähle"), endlich aus einer ziemlich unregelmäßig verlaufenden Außenmauer in beträchtlicher Entfernung.

a. Die halbeiförmige „Zitadelle". Die „Zitadelle" (Tf. 56 Ba, 56 Ca) hat eine dreifach gebaute Mauer (alle anderen sind im Querschnitt nur doppelt) mit einem Tor (Tf. 56 Cb) im NO, mehreren Treppenfluchten und einer Nische im Westen. Die Höhe noch stehender



Teampull Beanáin

Dún Aonghusa. Mauerquerschnitte. Nach Th. J. Westropp.

Teile betrug im J. 1839 6 m, so daß dieses Maß wohl für die ganze Mauer gilt, deren gesamte Dicke durchschnittlich 4—5 m ist. Eine viereckige Felsplattform in der Mitte, hart am Absturz, ist natürlich, mag aber (wie viele andere Einzelheiten der Konfiguration des Kalkbodens der Inseln) architektonisch benutzt worden sein. Der kahle Felsboden der ganzen Burg birgt nicht die mindesten Funde; was einst im Innern gestanden haben mag, wissen wir nicht. Es erhebt sich die Frage, ob die Wälle früher geschlossene Ovale gewesen sind, mit anderen Worten welchen Umfang die Denudation der Steilküste angenommen hat. Denn daß diese in langsamem Fortschreiten begriffen ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Westropp bemerkt zutreffend, daß wir keinen Maßstab für die Abschätzung der Schnelligkeit dieses Vorganges haben, hält aber für möglich, daß die beiden inneren Ringe einst geschlossene Ovale waren (Tf. 56[G]a). Da man das für die Außenmauern nicht gut annehmen kann, deren Rückendeckung vielmehr nur im Felsabsturz besteht, entfällt auch bei den Innenmauern der Zwang, ähnliches anzunehmen. Man überschätzt wohl den Umfang der Denudation, und wenn sie noch so groß war, müssen die Innenmauern keine Ovale gewesen sein. Vielleicht bildete eine Quermauer (aus Sicherheitsgründen) den Abschluß.

b. Die Mittelmauern 1 und 2 zeigen einen Verlauf, der schwer zu erklären ist. Westropp hat wohl das Richtige getroffen, wenn er (vgl. Tf. 56[G]a) vermutet, daß Mittelmauer 2 (heute nur mehr ein Fragment; Tf. 56[E]) als Halbrechteck das Innenwerk umspannte (so zwar, daß dieses Innenwerk exzentrisch im W lag), und daß der geradlinig N—S verlaufende ö. Teil der Innenmauer 1 ursprünglich zu 2 gehörte. Wenn das richtig ist, verlief Innenmauer 1 wohl oval, ganz konzentrisch mit der Zitadelle, und ihr ö. Teil (c—d [auf Tf. 56[G]a]), sowie der nö. Teil der Innenmauer 2 (a—b) wurden zur Errichtung des unregelmäßigen Verbindungsstückes c—b verwendet. Diese Annahme findet auch in der inneren Begrenzung der *abattis* eine Stütze; sie enden nämlich vor dem stehen gebliebenen Rest von 2 und lassen zwischen a, b und c eine sonst schwer erklärliche Lücke. Die Innenmauer 1 wird durch 3 Tore (Nordtor Tf. 56[A]e) unterbrochen.

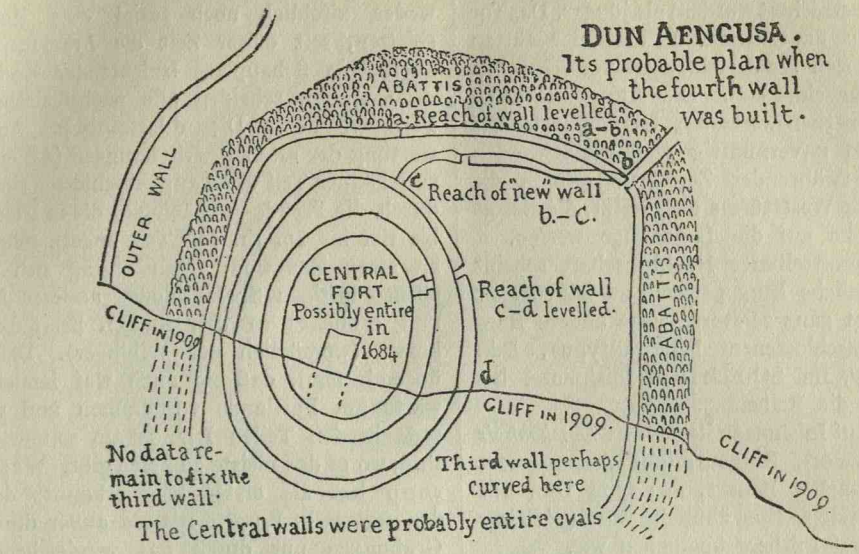
c. Die *abattis* bilden (Tf. 56[E]) einen 10 bis 20 m br. Gürtel von scharfkantigen Steinpfeilern (1—1,2 m hoch), die eng nebeneinander stehen (Tf. 56[C]a, 56[D]), im Felsgrund aber nicht fundiert werden konnten und daher vielfach aneinanderlehnen oder gestürzt sind. Am Cliffrand sind sie meist durch Besucher hinuntergeworfen worden. Der Weg zum NO-Tor kreuzt den Gürtel. Solche *abattis* treffen wir auf Aran noch an einer anderen Burg (Dubh-Chathair; Tf. 56[G]b), wir kennen sie von der Gipfelburg Ballykinvarga (in Co. Clare) und von dem *promontory fort* Dunnamoe (Co. Mayo) in Irland, in abgeschwächter Form auch von einigen brit. und frz. Burgen. Sie bildeten ein äußerst gefährliches Annäherungshindernis.

d. Die Außenmauer, an der Basis heute 3—5 m dick, meist stark eingeebnet, wurde vielleicht erst relativ spät gebaut, um den Zugang vom Hafen Kilmurvy (an der Nordküste) her zu sichern; ihr Nordtor zeigt Tf. 56[A]f. W. davon ist sie größtenteils restauriert, d. h. gefälscht.

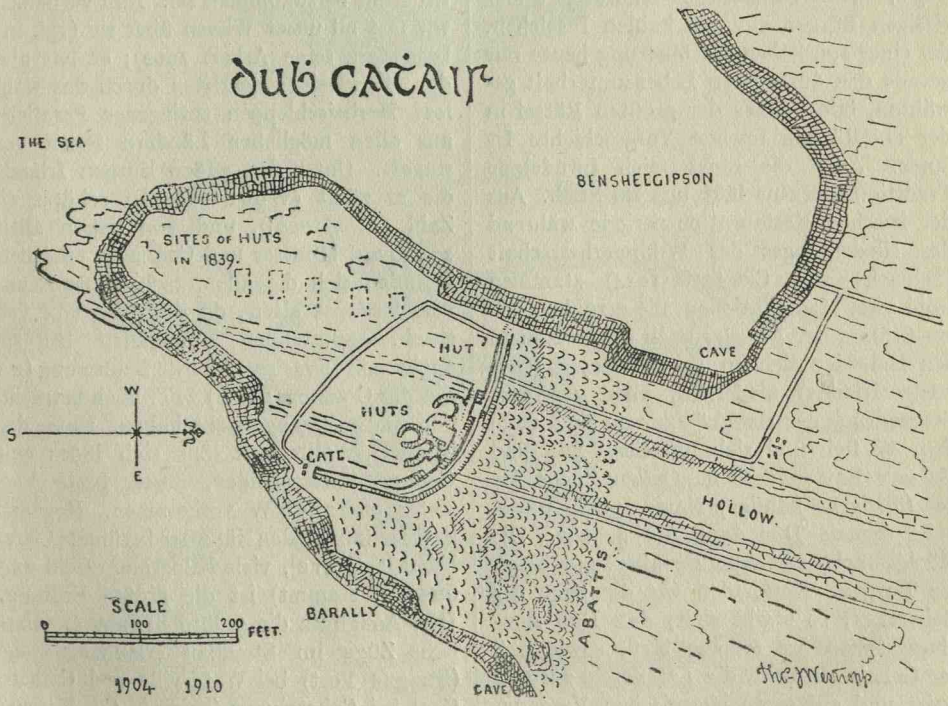
An Funden in oder nächst der Burg sind Feuersteinpfeilspitzen und eine Ringfibel des 5. oder 6. Jh. bezeugt; damit läßt sich natürlich nichts anfangen.

Dún Eochaill (Tf. 56[H]b) ist nächst Dún Aonghusa die imposanteste der Burgen. Das Innenwerk steht auf einer natürlichen Erhöhung, mißt etwa 30 m Dm, bei 6—7 m Dicke der doppelt gebauten Mauer, die mehrere Stiegenfluchten hat. Die Außenmauer ist ähnlich gedoppelt, 70—80 m Dm. Im Inneren anscheinend Hüttenreste. Um Dún Eochaill liegen noch die Trümmer dreier ähnlicher *cashel* oder *cathair* (= Burgen) und viele Hüttenspuren.

Dubh-Chathair (Dubh Cathair, engl. The Black Fort) liegt (Tf. 56[G]b) auf einem etwa 40 m h. Vorsprung der Steilküste und zeigt den Typus der *promontory forts*. Die Ähnlichkeit seiner Abschnittswälle mit den wohlbekannten kelt. Burgen des Festlandes (s. Festung A) ist groß. Die doppelt gebaute Mauer (mit Stiegen) enthält eine Kammer und ist 6 m hoch. Vor ihr ein breiter Gürtel von *abattis*. Die Hütten hinter der Mauer sind wohl alt. Dagegen gilt eine Reihe viereckiger Hütten (die im J. 1839 durch einen gewaltigen



a



b

Teampull Beanáin

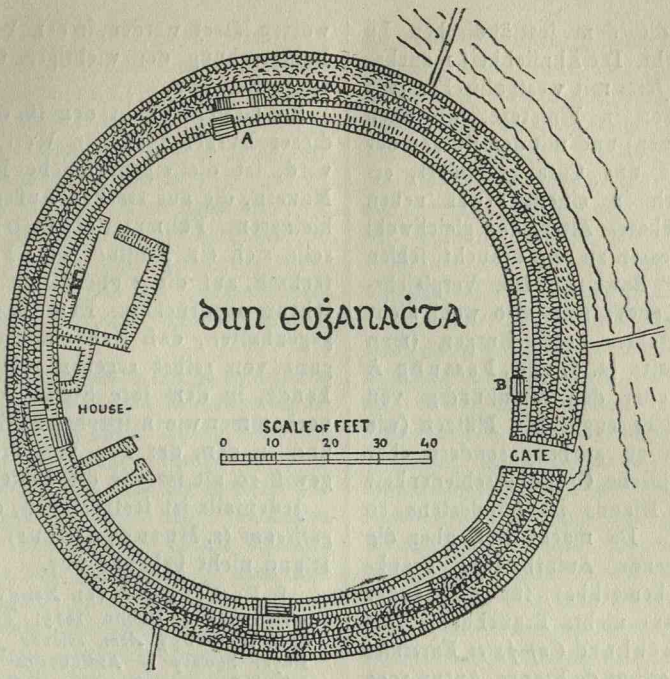
a. Dún Aonghusa. Mutmaßlicher Verlauf der Mauern in früheren Stadien der Denudation. — b. Dubh-Chathair (The Black Fort) auf Inishmore. Typus eines *promontory fort*. Nach Th. J. Westropp.

Sturm vernichtet wurden) als jünger. Das Tor liegt ganz am Ostrand. In einer der Hütten fanden sich Kulturschichten von Knochen und Uferschnecken. Die Burg wäre eine der bemerkenswertesten Irlands, wäre sie nicht so unvernünftig restauriert worden und fortwährender Zerstörung durch die schweren Weststürme ausgesetzt, die riesige Felsblöcke auf die Landzunge werfen.

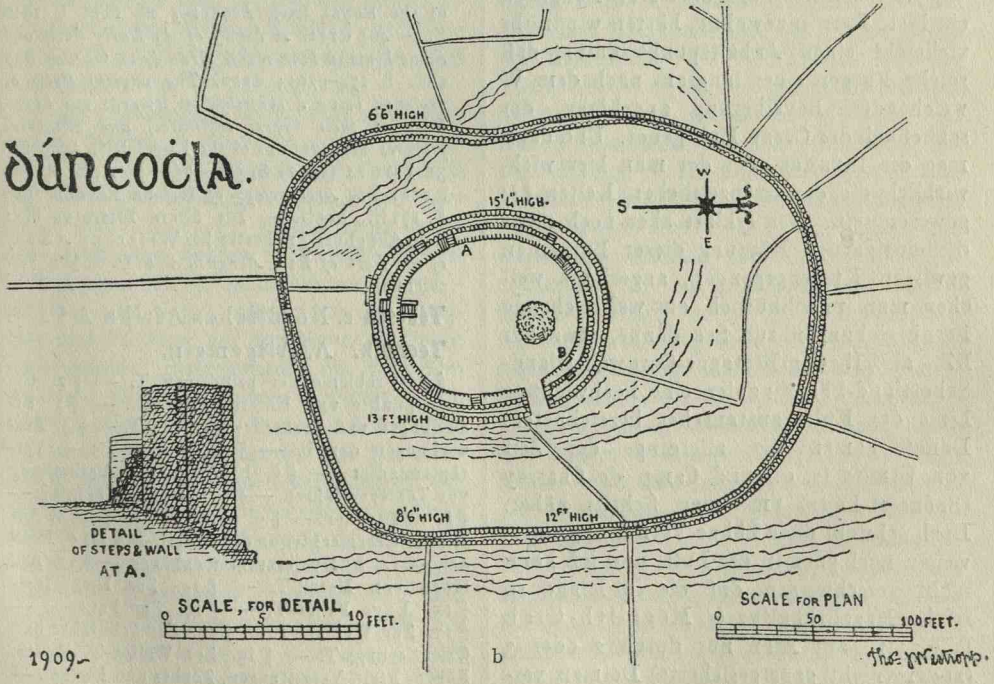
In unmittelbarer Nachbarschaft scheint eine ähnliche Burg gewesen zu sein, sie ist aber fast ganz zerstört. Eine andere Burg vom geschlossenen Ringwalltypus, *Dún Killeany*, im SO-Eck von Inishmore, beschließt die Reihe.

§ 5. Auf Inishmaan liegt *Dún Chonchobhair* (Dun Conor), Ringburg mit Außenannex, von ähnlicher Bauart, 80 : 35 m Dm, mit Hüttenresten. Eine ähnliche Burg (*O'Briens Castle*) auf Inisheer übergehen wir.

§ 6. Die beispiellose Häufung dieser riesigen Burgen auf den kahlen Inselchen, die einer spärlichen Bevölkerung heute nur gerade den dürftigsten Lebensunterhalt gewähren, bildet eines der größten Rätsel in der an Rätseln reichen Vorgeschichte Irlands. Auch die sonst reich sprudelnde Traditionsliteratur läßt uns im Stich. Aus der irischen Restaurationsperiode während des Niederganges der Wikingerherrschaft (Schlacht von Clontarf 1014) stammen wohl zwei Kompilationen, die erzählen, wie ein Stamm der *Firbolgs* nach einem Exil in den Hebriden sich im Tal der Boyne (Ostküste Irlands) niederließ, aber vor dem Steuerdruck der Hochkönige von Tara nach dem W floh und sich um Clew Bay und Galway Bay niederließ. Oengus, oder wie der (übrigens häufige) Name lauten möge, habe damals Dún Aonghusa gebaut. Die Königsmacht verfolgte sie aber und brach die Burgen. Entkleiden wir die Sage des Beiwerkes, so ergibt sich, daß Dún Aonghusa schon um 1000 so hieß, sowie daß ihr Gehalt auf etwa die Latènezeit zurückweist und auf einen historischen Vorgang, der eine nach dem W weichende Bevölkerung erkennen zu lassen scheint. Das ist alles, und es fragt sich, ob wir so viel zu erschließen berechtigt sind. Bis zum J. 1685 wird Dún Aonghusa nie mehr erwähnt, die anderen Burgen überhaupt nicht. Da sie also offenbar seit St. Endas (s. o.) Zeiten weder kirchlich noch sozial eine Rolle spielten, seit dieser Zeit die Aran-Inseln auch kein Schauplatz bedeutender Ereignisse waren, scheiden alle nachrömischen Perioden aus. Die dilettantische Auswertung der alten Überlieferungen (die erst zum kleinen Teil überhaupt erschlossen sind) durch die Pseudo-Archäologie, die in Irland bis tief ins 19. Jh. den Ton angab, führte zu einer Reaktion: man erging sich in ebenso luftigen Spekulationen anderer Art und erblickte in den Burgen Seeräuberhorste (womöglich der Wikinger). Dabei übersah man, daß sie auch tief landeinwärts am Festlande vorkommen und gerade in den Teilen Irlands am seltensten sind, wo es das meiste zu holen gibt. Westropp hat als erster klar erkannt, daß den vorgesch. Burgen Irlands außer durch Grabungen nur durch das vergleichende Studium beizukommen sei. Ihm verdanken wir fast all unser Wissen über sie (vgl. insbesondere seine Arbeit 1902); er hat aber den Wert seiner Schriften durch das wahllose Herbeischleppen entlegener Parallelen aus allen möglichen Ländern selbst verringert. Unter den 28800 Burgen Irlands, die er zählt (Wood-Martin schätzt die Zahl auf 40000!), und von denen allein 20000 auf Munster und Connacht entfallen, befinden sich die allerverschiedensten und verschiedenst alten, da der Bau von vorgesch. anmutenden Burgwällen bis zur englischen Invasion und ihre Benutzung (wie die der Crannogs; s. d.) z. T. noch beträchtlich später herabgereicht haben. Unter den irischen Wallburgen läßt sich indes eine Gruppe unterscheiden, deren beste Vertreter mehr im W vorkommen. Moghane in Clare (aus dessen Nähe der berühmte Clare-Fund [s. Clare], viele Kilogramm Gold umfassend, stammt) ist die größte Erdburg, Dún Aonghusa die größte Steinburg. Ähnliche Züge im Steinbau erlauben, Staig (Staigue Fort) bei Waterville und Cathair Geal bei Caherciveen (beide in Co. Kerry), sowie wohl alle Burgen mit *abattis* anzuschließen. Von den Burgen Moghane und Cahershaugnessy im Co. Clare wissen wir, daß sie bereits vor 370 n. C. (Eroberung Thomonds durch die DalgCais [engl. Dalcassians]) bestanden. Damit kommen wir hoch in die Late Celtic-Zeit hinauf und in



a



b

Teampull Beanáin

a. Dún Eoghanacht. — b. Dún Eochaill. — Beide auf Inishmore. Nach Th. J. Westropp.

eine Kultur, die dem festländischen La Tène D entspricht. Die Ähnlichkeit mancher der *promontory forts* mit westgallischen (wie z. B. Castel Coz in Finistère, wo auch *abattis* vorkommen) und mit den Burgen der Aduatuker, die uns Cäsar schildert, erscheint dadurch in einem etwas neuen Lichte. Für höheres Alter, das gleichwohl nicht ausgeschlossen zu sein braucht, fehlen einstweilen die Beweise. Die Vergleichsstücke außer Landes sind also wohl nicht in den rheinischen neol. Burgen (man könnte an Urmitz [s. d. und Festung A § 1] denken) oder den offenkundig von ihnen beeinflußten englischen Plätzen (wie Windmill Hill) zu suchen, sondern eher im SW (die völkische Grundverschiedenheit Englands und Irlands ist mindestens so alt wie die BZ). Da macht sich aber die völlig ungenügende Aufarbeitung Frankreichs störend bemerkbar, für das außer der See-Alpenzone nichts Brauchbares vorliegt (vgl. A. Guébhard *Camps et Enceintes* Congrès Préhistorique de France, Autun 1907 S. 997—1036).

§ 7. Wenn der Sage über Dún Aonghusa ein hist. Kern innewohnt, hätten wir in ihr vielleicht einen Anhaltspunkt dafür, daß solche Burgen einer langsam nach dem W weichenden Bevölkerung angehören, der schließlich der Ozean Halt gebot. Und dann mag die Invasion, vor der man hier wich, wirklich die der eisenzeitlichen Kelten (?) gewesen sein. Das erklärt aber noch nicht die einzigartige Häufung dieser Burgen in gewissen Küstengegenden, angesichts welcher man unwillkürlich an weitreichende Fernbeziehungen zur See denkt, etwa zur BZ, als Iberien-Bretagne-Cornwall-Irland-Schottland-Skandinavien eine hochwichtige Linie des Kulturaustausches bezeichneten. Damit kämen wir allerdings der Zeit von Urmitz (s. d.) und Camp de Chassey (Saône-et-Loire) um einen Schritt näher. Doch schwebt diese kühne Vermutung einstweilen noch ganz in der Luft, und ich kann nicht verschweigen, daß die in Irland so reiche Megalithkultur (s. Megalith-Grab B § 33ff.) auf Aran nur durch 2 oder 3 (zudem nicht ganz gesicherte) Dolmen vertreten ist. — Der unmittelbare Anlaß für die starke Befestigung der Aran-Inseln wird, wie immer sich die letzteren Fragen beantworten lassen werden, in dem Wunsche nach Beherrschung der wichtigen Galway Bay zu suchen sein.

Ein Gesichtspunkt, dem für die Datierung dieser Burgen bisweilen Wert beigemessen wird, ist die eigentümliche Bauweise der Mauern, die aus starken Außenflächen und kleinerem Füllmaterial bestehen. Hierin solle sich ein Einfluß röm. Fortifikationstechnik auf die einheimische brit. Architektur ausdrücken. Dem darf man entgegenhalten, daß sich eine solche Bauart ganz von selbst ergeben müßte in einem Lande, in dem lose Steine so massenhaft vorkommen wie im irischen Kalksteingebiete, und in dem der Bau von Trockenmauern gewiß so alt ist wie die Besiedlung selbst.

Jedenfalls ist festzustellen, daß das *opus gallicum* (s. Murus gallicus) im vorgesch. Irland nicht bekannt war.

E. Earl of Dunraven *Notes on ancient Irish architecture* I Dublin 1875; Thomas Johnson Westropp *Aran Islands* Journal of the Royal Society of Antiquaries of Ireland 25 (1895) S. 250—278; ders. *A Study of the Fort of Dun Aengusa in Inishmore, Aran Isles, Galway Bay: its Plan, Growth and Records* Proceedings of the Royal Irish Academy 28 Sect. C 1910 S. 1—46; ders. *A Study of the Early Forts and Stone Huts in Inishmore, Aran Isles, Galway Bay* ebd. S. 174—201; ders. *The ancient Forts of Ireland: being a contribution towards our knowledge of their types, affinities, and structural features* Transactions of the Royal Irish Academy 31 Part 14 (1902) S. 579—730; R. A. S. Macalister *The Archaeology of Ireland* London 1928 S. 171ff., 245ff. — Die ältere Literatur über Dún Aonghusa am besten bei Westropp *A Study of the Fort of Dun Aengusa* a. a. O. S. 32f. verzeichnet.

A. Mahr

Tébessa s. Nördliches Afrika A § 4, 5.

Technik. A. Allgemein.

§ 1. Probleme der primitiven T. — § 2. Gesichtspunkte und Unterscheidungen. — § 3. Erfindungen und Veränderungen der T. — § 4. Auswirkungen der T. — § 5. Töpferei-T.: a) Vortöpferstadien. — § 6. b) Arten und Verbreitung von Töpferverfahren. — § 7. c) Guß und Scheibe. — § 8. d) Brennen. — § 9. e) Zauber. — § 10. f) Anteil der Geschlechter an der Arbeit. — § 11. g) Handel. — 12. h) Kulturzusammenhänge. — § 13. Anfänge von Metall-T. — § 14. Zur Holz-T. — § 15. Über Fallen-T. — § 16. Zur Feuer-T. — § 17. Zur Weberei-T. — § 18. Zur Schiffahrt und Orientierungs-T. — § 19. Zur Waffen-T. (Speer, Bogen, Pfeil, Vergiftungen, Zauber und Mythe). — § 20. Zur Befestigungs-Technik.

§ 1. Die T. stellt das Ergebnis der Auseinandersetzungen des Menschen mit seiner

Umgebung dar. Der ganze Lebensplan einer Gesellschaft beruht auf den überlieferten Fertigkeiten, Pflanze und Tier, Gestein und Klima der eigenen Existenz dienstbar zu machen. Das sind nicht nur Eigentümlichkeiten des Menschen, sondern auch vieler Tierarten. Beim Menschen tritt aber hinzu, daß er neue Fertigkeiten erwirbt, verändert und aufspeichert, während wir davon aus der Tiergeschichte wenigstens bisher noch nichts Gleiches wissen.

Dieser für den Menschen charakteristische Aufspeicherungsprozeß von Kenntnissen ist allerdings nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern im gleichen Tempo vor sich gegangen. Nicht nur, daß der Erwerb der ersten Fertigkeiten sich über besonders lange Zeiten erstreckt zu haben scheint, sondern auch der Rhythmus in dem anwachsenden Beherrschen der Natur war in den historischen Perioden nicht immer der gleiche: Epochen großen technischen Fortschritts wechseln mit anderen verhältnismäßiger Stagnation. Wahrscheinlich wird man berechtigt sein, für die vor- und frühgeschichtlichen Zeiten ebenfalls derartige ruckartige Fortschrittsbewegungen auf dem Gebiete der T. anzunehmen.

Dieser rhythmische Verlauf ist seinerseits nichts Zufälliges, sondern darauf zurückzuführen, daß der Mensch sich der durch ihn selbst geschaffenen T. sozial und psychisch erst anpassen muß. Denn durch neue Techniken werden auch neue Lebensbedingungen für die menschlichen Gemeinschaften und damit wieder für die Tätigkeit und Stellung des Einzelnen in diesen herbeigeführt, Bedingungen, die von dem Neuerer mitunter weder gewollt noch vorausgesehen werden können. Solche Perioden der Anpassung an die von den Menschen geschaffenen neuen technischen Bedingungen treten im Gewande ethischer oder sozialer Forderungen auf, sie lösen die an ältere, primitivere technische Horizonte geknüpften Organisationen und Bindungen des Zusammenlebens und der üblichen gegenseitigen Einstellung der Menschen einer Gesellschaft. In der älteren Zeit sind derartige Anpassungskrisen vor allem mit neuen Techniken der Nahrungsgewinnung verbunden, zunächst mit der Einführung einerseits der Viehhaltung, andererseits des Anbaus von verschiedenen Kulturpflanzen, dann mit der Ausbildung mannigfacher Werkzeuge zur Bodenbestellung, vor allem der Hacke und des Pfluges, schließlich mit der Entwicklung der vielerlei handwerklichen Fertigkeiten, wie Töpferei, Weberei, Metallschmelze usw.

Es ist schwer, die Auswirkungen des technischen Fortschritts (s. a. Fortschritt, Wirtschaft D) für die politische und soziale Gestaltung (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung) und die Formen und Wege des Denkens (s. Primitives Denken, Zauber A) zu überschätzen. Die Kleinheit der primitiven Gemeinden ist hauptsächlich durch die Schwierigkeit der Nahrungsbeschaffung mit den primitiven Werkzeugen geboten. Jäger- und Sammlervölker bedürfen eines verhältnismäßig großen Landstrichs, aus dem sie ihre Nahrung gewinnen können. Eine wesentlich dichtere Besiedlung (s. Siedlung A) ermöglicht die Bebauung des Bodens oder das Halten von Tieren. Aber auch hier sind verhältnismäßig feste Schranken gezogen. Erst der Ackerbau (s. d.) mit Hilfe des Pfluges (s. d.), die Verbindung des Bodenbaues mit der Viehzucht (s. d.) in den geschichteten Gemeinwesen der archaischen Völker des frühen Altertums, hat eine Anhäufung der Bevölkerung in Brennpunkten des Zusammenlebens, in Städten (s. Stadt), ermöglicht.

Allein die Größe und Wichtigkeit der Besiedlung brachte ganz andere Voraussetzungen für das politische und soziale Leben. Vielfach waren es auch die überlegene Bewaffnung sowie überhaupt überlegene technische Kenntnisse und Fertigkeiten, welche eine dauernde Überschichtung der einen ethnischen Gruppe durch die andere verbürgten (s. Schichtung). Daran knüpften sich Vorstellungen von der geistigen und gesamtmenschlichen Überlegenheit der einen über die anderen, vom Ausstrahlen mystischer, zauberischer Kräfte (s. Mana B, Zauber A) usw. Gerade in den Gesellschaften mit ausgebildeten handwerklichen Fertigkeiten wird den verschiedenen magischen Vorsichtsmaßregeln und Zeremonien eine viel größere Bedeutung beigelegt als in Gemeinden mit wenig ausgebildeter T. (s. Handwerk A).

Die T. wird, wie erwähnt, dadurch gekennzeichnet, daß die höhere und ausgebildete Fertigkeit auf einer niedrigeren und roheren sich aufbaut. Wie schon in dem Artikel „Wirtschaft D" auseinandergesetzt, ist der Pflug nicht ohne Hacke, die Hacke nicht ohne Grabstock und Stein denkbar, während auf der anderen Seite die Viehzucht die Voraussetzung dafür schafft, daß man vor den Pflug ein Großtier, den Ochsen oder ein Maultier u. dgl., spannt. Für die Vervollkommnungen der T. sind nicht allein Erfindungen verantwortlich, sondern auch Veränderungen, wie sie sich namentlich bei Wanderungen durch die Notwendigkeit der Anpassung an neue Umgebungsfaktoren einstellen. Vor allem durch Frauen oder Kriegsgefangene werden Einrichtungen und Fertigkeiten fremder Völker teilweise erworben, dabei aber oft zu einem erheblichen Teil im Sinne des eigenen Kultursystems ebenfalls umgestaltet. Mit diesem aus zwei Richtungen her wirkenden Umgestaltungsprozeß ist der Ansporn zu Änderungen und damit vielfach auch zum Fortschritt, zum Erwerb neuer Fertigkeiten und Kenntnisse, gegeben.

Die Vereinigung verschiedener ethnischer Gruppen mit ihren speziellen Fertigkeiten stellt wieder einen sozialen Faktor dar, der auf die T. befruchtend wirkt, vor allem dadurch, daß ein Austausch der Fertigkeiten unter verhältnismäßig nahe zusammenlebenden politisch und sozial verbundenen Menschen gefördert wird. Die schon erwähnte Erfindung des Ackerbaues mittels des Pfluges stellt eine derartige Verbindung dar.

Dazu kommt, daß jedes Kultursystem unter den angebotenen fremden Kulturbestandteilen, den Fertigkeiten und Kenntnissen anderer Stämme, nur eine Auswahl vornimmt, nur das wählt, was zur Vervollständigung des eigenen Systems geeignet ist. Nicht selten wird dabei das erworbene Gut verschlechtert, die Fertigkeit in ungeschickterer Weise geübt. Dadurch kann allerdings zunächst ein Rückschlag entstehen, der es jedoch nicht notwendigerweise ausschließt, daß sich gerade daran wieder andere Vervollkommnungen knüpfen.

Man ersieht daraus, daß der nichtumkehrbare Anhäufungsprozeß technischer Kenntnisse und Fertigkeiten nicht einlinig und geradlinig ist, sondern daß er stets durch Gesellschaftssysteme von Kulturhorizonten führt. Dabei wird unter „Kulturhorizont" der Gesamtstand der T. verstanden, welcher die Voraussetzung auch gewisser politischer und sozialer Einrichtungen (etwa Blutrache, Gottesurteil, Asyl, Sippenorganisation usw.) bildet, sowie von Gedankengebilden (z. B. Mana, Reinigung, Orakel u. dgl.). Man wird somit von einem Kulturhorizont des Jäger- und Sammlertums, einem des Hirtentums, einem des niedrigen Gartenbaues, einem des Hackbaues, einem des Ackerbaues reden können. Außerdem wird man den gesamten Stand der primitiven T. etwa bis zum Ackerbau als einen „Großhorizont" niedriger T. zusammenfassen können. Durch diese den akkumulativen Charakter der T. bedingende Staffelung und Variation von Kulturhorizonten wird die Ein- und Geradlinigkeit des technischen Fortschrittes stets unterbrochen.

Aber die Kulturhorizonte stellen nur verallgemeinernde Zusammenfassungen von durch gewisse technische Voraussetzungen bedingten sozialen und geistigen Grundcharakterzügen dar. Erst in den „Kultursphären" können wir gewisse Verbreitungsbereiche von Fertigkeiten und Kenntnissen feststellen. Solche Kultursphären ergeben sich aber aus dem Ineinanderwirken von Volk und T. innerhalb eines bestimmten Lebensraumes. Die Hirtenvölker, die nach Afrika eindrangen und sich dort mit den älteren Einwohnern vermischten, sie überschichteten, mit ihnen tauschten und zusammen lebten, haben dadurch auch den Bestand ihrer T. in bestimmter Weise verändert und stellen daher innerhalb des Kulturhorizontes des Hirtenlebens bestimmte Kultursphären dar. Ganz ähnlich wie etwa die Wellen von Einwanderern in der Südsee je nach verschiedenen Schicksalen und Mischungen dort die einzelnen Kultursphären herausgestaltet haben.

Bei der Erörterung des Verbreitungsbereiches der einzelnen Gegenstände und Fertigkeiten überraschen Ähnlichkeiten innerhalb oft weit voneinander abliegenden

Ländern, ja Kontinenten. Die bereits in den Artikeln „Kulturkreis" und „Primitive Kultur" angeschnittene Frage, wie derartige Ähnlichkeiten zu erklären sind: durch Parallelismus, Konvergenz oder durch Übertragung, muß in diesem Zusammenhange noch einmal kurz gestreift werden. Für handgreifliche Erzeugnisse der T. kann man es ebensowenig wie für soziale Einrichtungen bei generellen, mechanistisch aufgestellten Kriterien bewenden lassen. Denn auch die materiellen Erzeugnisse sind bekanntlich nicht bloß dazu verfertigt worden, um in Museen ausgestellt zu werden, sondern pflegen einem ganz bestimmten Zweck innerhalb des Kulturlebens der Menschen zu dienen. Wie schon angedeutet, kann darum derselbe Gegenstand, dasselbe Wurfmesser einmal als Kampfwerkzeug, das andere Mal als Kultgegenstand, dann wiederum als Hausgerät dienen; der Bumerang ist in Australien eine Waffe, auf den Neuen Hebriden und den Salomo-Inseln ein Kultgegenstand. Selbst also bei den materiellen Objekten darf man den gedanklichen Hintergrund nicht außer Augen lassen. Dazu kommt noch, daß Gegenstände, etwa Töpfe (s. § 11, 12), deren Vorkommen aus irgendeiner Gegend berichtet wird, keineswegs dort verfertigt worden sein müssen, wo sie von uns zuletzt gefunden werden (s. Handel F, Handwerk A, Wirtschaft D). Überdies besteht eine sehr verschieden große Bereitwilligkeit für die Übernahme der einzelnen Kategorien von Geräten der Nahrungsgewinnung, von Waffen oder des Wohnens, des Schmucks, der Fortbewegung oder der handwerklichen Erzeugnisse von Geräten und Werkzeugen.

Aber auch innerhalb etwa der Nahrungsgewinnung wird man unterscheiden müssen, welche Disposition auf Grund der ganzen Lebenstradition und des Kultursystems für etwas Neues besteht. In dem Artikel „Wirtschaft D" wurde darauf verwiesen, wie außerordentlich schwer für Jäger- und Sammlerinnenvölker der Übergang zu einem anderen Kulturhorizont, etwa des Hirtenlebens oder der Bodenbestellung, ist, wie sehr Hirtenvölker vor der Bebauung des Bodens zurückschrecken, wie schlecht Gartenbauvölker in der Behandlung von Tieren abschneiden usw. Daher kommt für die Übertragung neuer T. in der Nahrungsgewinnung durch Übernahme zunächst nur ein Volk des gleichen Kulturhorizontes in Betracht. Der Zuerwerb systemfremder Nahrungstechniken setzt tiefgreifende soziale Verschiebungen voraus, insbesondere entweder Erwerb fremder Frauen oder Über- oder Unterschichtung mit fremden Völkern. Anders beim Erwerb von Waffen. Hierbei treten mehr Naturbedingungen geographischer Art in den Vordergrund, z. B. das Vorkommen von Hölzern für die Herstellung von Bogen. Bei der Übertragung von Hausbauformen ist wohl wieder die soziale Überlieferung stark beteiligt.

Wie wenig der rein mechanistische Maßstab der größeren Verbreitung irgendeiner Kenntnis auch deren größeres Alter verbürgt, zeigt etwa der Anbau des Tabaks in Neu-Guinea. Wenn man in mechanischer Weise vorginge, müßte man sagen, daß der Tabak zu den ältesten Kulturgütern auf Neu-Guinea gehört. Trotzdem ist es ziemlich sicher, daß er wohl erst durch die Entdeckungsfahrer nach der Südsee gebracht wurde und sich dann mit großer Schnelligkeit ausbreitete, wie dies gerade bei Reizmitteln besonders häufig ist (s. Rausch).

Außerdem wird man bei den einfachsten Techniken mit großer Wahrscheinlichkeit auf parallele Gestaltungen schließen dürfen (s. § 19), sowie auch bei solchen Fertigkeiten, die aus ähnlichen Voraussetzungen ableitbar sind. Im allgemeinen wird in jedem besonderen Fall das Problem historisch zu untersuchen sein.

§ 2. Um einen Überblick über die primitive T. zu erlangen, wäre eine Behandlung dieses Gegenstandes nach verschiedenen Gesichtspunkten erforderlich:

1. nach der Funktion der betreffenden Verfahrensarten und Gegenstände. In erster Linie steht hier die Nahrungsgewinnung, ferner die Zubereitung der Nahrung und alle damit zusammenhängenden Vorbereitungen, wie Feuermachen, die Herstellung von Gefäßen u. dgl., ferner die Fortbewegung von Gegenständen, das Tragen, die Verwendung von Schlitten, Booten, Tragtieren u. dgl. Dabei tritt vor allem schon die Verflechtung der einzelnen Funk-

tionen, etwa des Nahrungserwerbs mit dem Hausbau, der Kleidung oder dem Schmuck, zutage. Am entscheidendsten macht sich der durch den Stand der T. bestimmte Kulturhorizont bei der Art des Nahrungserwerbs geltend, wodurch auch die übrigen Lebensformen zu einem ganz erheblichen Teil mitbestimmt werden (s. Wirtschaft D). Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, welche Geräte und Waffen etwa Jäger- und Sammlerinnenstämme benötigen, und in welcher Weise die reichere T., die das seßhaftere Leben von Gärtnern und Hackbauern gewährt, auch wiederum mehr Zwecke hervorruft, denen neue Gegenstände dienstbar gemacht werden (Speicher, Konservierung), wie weiterhin die verschiedenen Arten und Stufen der Viehzucht, etwa die Milchgewinnung (Töpfe, Eimer) oder die Verwendung des Viehs für Trag- und Reitzwecke (Halfter, Sattel, Wagen), gewissermaßen befruchtend auf die T. einwirken. Schon daraus ergeben sich gewisse technische Zusammenhänge unter Völkern gleicher Nahrungsgewinnung. Die verschiedenen Fertigkeiten greifen aber auch ineinander über; die gleichen Gegenstände können funktionell verschieden verwendet werden, wie Waffen etwa zur Jagd oder zum Kampf; die großen Tragtaschen der Bergdama-Sammlerinnen für das Einholen der Feldfrüchte dienen des Nachts als Schlafdecken; ja gewisse Bogenformen in Neu-Guinea gebraucht man auch gleichzeitig als Grabstock oder als Speer.

2. Ferner können die Erzeugnisse der T. nach dem Material unterschieden werden, ob sie aus Holz, Stein, Erde, Metall, Pflanzenfasern, Tierhäuten, Knochen u. dgl. hergestellt werden. Gewöhnlich wird in der primitiven T. der ganze Produktionsprozeß durch eine Person oder innerhalb einer Familie (s. d. A) erledigt. Z. B. gewinnt in Neu-Guinea der Mann den Faden, den er aus gewissen Luftwurzeln im Walde holt und spinnt, dann aber seiner Frau zur Verarbeitung als Netz, zum Knüpfen und Befestigen des Netzes an einen Holzrahmen, weitergibt. — Natürlich kommen bei denselben Gegenständen auch verschiedene Stoffe zur Verwendung, z. B. Spitzen aus Stein oder Knochen bei Pfeilen oder Speeren, Muschel oder Stein bei Beilklingen u. dgl.

Die Verteilung der einzelnen Stoffe variiert sowohl nach dem Kulturhorizont, nach dem Entwicklungsstand der T., als auch nach der besonderen Lebenssphäre, nach der ganzen Art der Lebensgestaltung. Weiches Holz treffen wir hauptsächlich bei Urwaldjägern in den Tropen an; Knochen, Horn und Zähne bei arktischen Jägern oder Viehhaltern der Steppe; die leichter zu bearbeitenden Steine (Feuerstein, Seifenstein) in den verschiedenen Erdteilen, wo sie sich gerade vorfinden; Muscheln bei Küstenvölkern usw.

3. Auch kann man weiterhin nach Anwendung gewisser physikalischer Prinzipien die vorliegenden Werkzeuge und Geräte unterscheiden und ebenso wieder die Anwendung solcher physikalischer Prinzipien in den einzelnen Verfahrensarten. In dieser Beziehung kommen etwa Keil, Hebel, Schraube in Betracht, ferner die Nutzung der Elastizität bei federnden Fallen oder beim Bogen u. dgl.

4. Eine weitere Unterscheidung besteht in dem nächsten Zweck, dem ein Gegenstand zu dienen hat, als Schneide-Instrument (Messer) oder zum Stich (Dolch, Speer), zum Wurf (Wurfholz) oder zum Schnellen (Pfeil), fernerhin als Falle, als Gerät zum Kochen u. dgl.

5. Man muß weiterhin die einfachen Werkzeuge und Geräte von den komplizierten Maschinen unterscheiden, wie es bereits der Pflug, der Wagen, eine Schöpf- oder Bewässerungsvorrichtung, ein Tretrad u. dgl. sind. Diese komplizierteren Maschinen sind ausschließlich Erzeugnisse archaischer Völker und dürften, wo sie in primitiven Kulturen Eingang gefunden haben, zweifellos auf Übertragungen zurückzuführen sein.

6. Endlich wäre auch eine Einteilung der Geräte nach soziologischen Gesichtspunkten am Platz, namentlich wieweit sie mit der Männerarbeit und wieweit sie mit der Frauenarbeit verbunden sind. Denn die getrennten Arbeitsgebiete der Geschlechter hängen auch mit ganz verschiedenen Geräten und Werkzeugen derselben zusammen (s. Arbeit, Erbe, Wirtschaft D). Dort, wo ethnische Agglomerationen oder Schichtungen (s. d.; s. a. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung) auf-

treten, und wo sich schließlich soziale Gruppen für einzelne Tätigkeiten spezialisiert haben, stehen bestimmte Geräte, Werkzeuge und Verfahrensarten im engen Zusammenhang mit den betreffenden Familien (s. d. A), Sippen (s. d.) und Kasten (s. d. A), die eine besondere Fertigkeit pflegen (s. Handwerk A, Wirtschaft D).

Wir müssen aber auch die Frage aufwerfen, was man unter T. zu verstehen hat. Die Gegenstände der sog. materiellen Kultur sind Erzeugnisse der T., und das Studium der Artefakte beginnt naturgemäß mit den Beobachtungen am Aussehen der Gegenstände, ihrer Form und dem Stoff, aus dem sie hervorgebracht sind. Erst später wendet man sich dem Verfahren und den Vorgängen bei der Herstellung von Geräten, Werkzeugen u. dgl. zu. Dem Vorgeschichtsforscher ist der Weg einer unmittelbaren Beobachtung der Verfahrensarten selbst versagt, er ist in bezug auf die Handgriffe und Tätigkeiten, die für die Herstellung eines Gegenstandes unternommen wurden, ganz überwiegend auf Vermutungen angewiesen. Auch hier vermag ihm die völkerkundliche Forschung an heute noch bestehenden primitiven Fertigkeiten wertvolle Fingerzeige zu geben.

Viel schwieriger ist die Ermittlung von „fossilen" Formen von Gegenständen, insbesondere die Zusammenhänge der verschiedenen Stufen und Varianten derselben aufzuzeigen.

Doch auch solche Formzusammenhänge bedürfen noch der Ergänzung durch Untersuchung der Verfahrensarten und Vorgänge bei der Herstellung der einzelnen Formen, die untereinander verglichen und in Beziehung gebracht wurden, wie etwa bei der Töpferei (s. § 6).

Die einzelnen Gegenstände kann man wieder unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten:

a) Nach Form, Größe, Gestalt, nach den Proportionen, ferner nach der Zahl und Art der Hilfswerkzeuge, die zur Herstellung dienten, wie etwa der Gußformen für Töpfe oder Metallgegenstände, der Gerüste beim Bau von Grabhügeln u. dgl. Dazu gehören auch trennbare oder nicht trennbare, aber doch wesentliche Bestandteile des Gegenstandes, wie etwa die abnehmbare oder nicht abnehmbare Spitze des Pfeils oder Speers oder der Henkel von Korb oder Topf.

b) Nach Eignung und Qualität des Stoffes oder der Stoffe für den betreffenden Gegenstand und seine Teile, sowie nach Veränderungen in dieser Beziehung (Stein, Ton, Metall).

c) Für die Konstruktion kommt das Verhältnis der Stoffe und Formen der einzelnen Teile zueinander in Betracht, sei es, daß diese lose oder fest miteinander verbunden sind, wie etwa bei Beilen, Rindenkanus oder bei der Anlage von Steingräbern u. dgl.

d) Beim Gebrauch eines Gerätes stellt sich die durch dieses gegebene Bewegung als Mechanismus seiner Anwendung dar, wobei die Frage unter Umständen auftritt, ob sich die Stellung der Teile zueinander ändert, wie der Ablauf des Wirkungsprozesses sich gestaltet, etwa die Handhabung von Harpunen, Rudern, Handmühlen oder Reibsteinen, Webevorrichtungen u. dgl.

e) Endlich erhebt sich die Frage, wie das Rohmaterial gewonnen und in Gebrauch genommen wird: durch Zerkleinerung, Abhacken, Auslesen u. dgl. So werden wir zu unterscheiden haben: 1. die Beschaffung, die oft mehr oder minder weite Reisen, ja Expeditionen erforderlich macht (s. Handel F); 2. die Herrichtung oder Reinigung, etwa der Töpfererde; 3. die Gestaltung und Vorbereitung des Rohstoffes, z. B. Vermengung der Töpfererde mit Wasser, die Bereitung von Farben; 4. die Verbindung und Anwendung des schon vorbereiteten Materials, z. B. das Kneten von Wülsten für den Aufbau des Topfes.

§ 3. Es kann nicht die Aufgabe dieses Artikels sein, hier die gesamte primitive T. nach allen ihren Verzweigungen zu untersuchen und darzustellen. Das würde den gegebenen Rahmen sprengen. Auch würde es zu weit abführen, die einzelnen primitiven Techniken auch nur auszugsweise zu besprechen. Vom archäologischen Standpunkt aus sind sie in zahlreichen Einzelartikeln dieses Werkes behandelt worden. Viel wichtiger erscheint es, an dieser Stelle nur einige

wenige Techniken herauszugreifen, die für den Vorgeschichtsforscher besonders wichtig sind, wie z. B. die Töpferei, und an der Hand von sachlichen und gründlichen Untersuchungen in repräsentativer Weise nach verschiedenen Richtungen hin die Probleme anzudeuten, die für die betreffende, beispielsweise herausgegriffene T. in Frage kommen, um die weitläufige und vielverzweigte psychologische und soziologische Verflochtenheit einer einzelnen T. zu zeigen. Dabei ergibt sich, wie wenig äußerliche Einteilungen allein besagen, wenn nicht noch gleichzeitig eine Reihe weiterer Fragen untersucht werden. Zu diesen gehören vor allem folgende: 1. die der Erfindung, 2. die der Einführung entweder der T. selbst oder der fertigen Objekte durch Fremde, Andersstämmige (Frauen, Kriegsgefangene) und 3. die Umgestaltung und Anpassung übernommener Formen bei Änderung des Zwecks oder bei Verschiedenartigkeit des Materiales.

Die Veränderungen von Objekten vollziehen sich jedoch in ganz anderer Weise als etwa die von Sagen und Mythen oder von sozialen Einrichtungen. Während in den geistigen Formen alles beständig im Fluß zu sein scheint, sind die gegenständlichen Gestaltungen viel starrer. Unter günstigen Umständen erhalten sich die gleichen Formen Jahrtausende hindurch, wie in gewissen Fällen z. B. in Ägypten oder im Sudan.

Andererseits gebietet die Art des Materiales und die ganze Stellung des Menschen dazu eine oder nur wenige Arten der Verwendung, so daß auch hier das Gesetz der beschränkten Möglichkeiten leicht zu konvergierenden Formen drängt, die man in jedem einzelnen Fall untersuchen muß.

Jeder einzelne Gegenstand, jede Nadel oder Fibel, jedes Gefäß aus Baumbast oder Flechtwerk, aus Holz oder Ton, das im täglichen Leben gebraucht wird, hat seine eigene Geschichte und seine Geschicke als Form und Gebrauchstypus. Er ist in Ur- und Vorformen durch die Hände und Köpfe von Generationen gegangen, in deren Leben er fördernd und gestaltend eingegriffen hat wie irgendein Bestandteil der selbstgewordenen Natur.

Denn das ist das eigenartige Schicksal der Gegenstände, daß sie, einmal geschaffen und in den Traditionsbesitz einer Gesellschaft aufgenommen, hinfort wie Objekte der Natur wirken und die Menschen in ihren Bann schlagen. Dabei braucht man noch nicht an die maschinellen Vorrichtungen zu denken, die der Arbeitskraft des Menschen einen fremden, mechanischen Rhythmus aufzwingen. Denn die Werkzeuge und Geräte der Primitiven (s. d.) Kulturen sind noch nicht solcher Art. Fast ausschließlich erscheinen sie wie Verlängerungen oder Erweiterungen der menschlichen Organe; sie erfordern zwar zur Handhabung eine besondere Geschicklichkeit, wie selbst der Grabstock oder das Steinbeil, stellen ihre Anwendung jedoch frei in das Belieben des Einzelnen und lassen die Arbeit sich ungehemmt entfalten (s. a. Arbeit, Wirtschaft D). Das gilt selbst noch für den primitiven Webstuhl der sog. Brettchenweberei (s. d.). Das Entstehen der Geräte und Werkzeugformen hat eine Geschichte, die verhältnismäßig noch sehr wenig nach ihren psychologischen und soziologischen Wurzeln und Verflechtungen untersucht ist. Denn es genügt nicht allein, die rein technologischen Veränderungen festzustellen, nicht nur die Beziehungen zu der umgebenden Natur aufzuklären, sondern das Eindringen in das Problem der Erfindung, Übertragung, Veränderung und Anpassung läßt sich nur aus der seelischen und geistigen Stellungnahme bei der Bewältigung der Natur durch den Einzelnen ermitteln, der jedoch kein „Einziger" ist, sondern stets im vielfältigen Zusammenhang einerseits der zeitlichen Tiefe der Generationsabfolge, andererseits des örtlichen Nebeneinander der mit ihm gleichzeitig lebenden Menschengruppen steht.

Den Gang der Erfindungen müssen wir uns jedenfalls für die primitiven Kulturen sehr langsam vorstellen, und zwar deshalb, weil diese kleinen Gesellschaften sich gewöhnlich in einem ausgezeichneten Gleichgewichtszustand befinden (s. Primitive Kultur, Wirtschaft D). Die Aufnahme von Erfindungen wird man daher im allgemeinen als Folge einer Veränderung dieses Gleichgewichtszustandes zu betrachten haben, der besonders durch Wanderungen und Versetzung in eine neue

Lebenslage gewisse Änderungen der Gewohnheiten bedingt. Dazu tritt als zweiter Faktor das Zusammentreffen mit anderen Menschengruppen, wobei vor allem der Erwerb fremder Frauen in die betreffende Gruppe auch fremde Gewohnheiten und Fertigkeiten hereinzubringen geeignet ist.

Sowohl für Neuerfindungen wie für den Erwerb fremder Fertigkeiten in einer im Gleichgewichtszustand befindlichen Kultur tritt stets ein gewisser Siebungsprozeß in Kraft (s. Siebung), der von dem zahlreich angebotenen Neuen, mag es aus eigener Mitte stammen oder fremden Ursprungs sein, nur das auswählt, was in die eigene Kultur paßt (s. a. Wirtschaft D). Es kommt somit nicht allein auf die Erfindungen und mehr oder weniger zufälligen Einfälle an, auch nicht auf die Kontaktmöglichkeiten mit anderen Kulturen allein, sondern auf die aktive Auswahl aus dem angebotenen Neuen, das den technischen Fortschritt (s. d.) ausmacht.

Um dies zu illustrieren, sei besonders auf die mustergültigen Arbeiten Nordenskiölds (1918, 1924) hingewiesen. Eine eingehende Untersuchung der Beziehungen einiger Stämme zu ihren südamerikanischen Nachbarn zeigt eine immer wechselnde Verteilung der verschiedenen Elemente der technischen Kultur und legt wiederum immer die Frage vor, ob bei dem außerordentlich zerstreuten Vorkommen der einen oder anderen T. Übertragung oder selbständige Erfindung vorliegt. Dabei wird man sich aber klar machen müssen, daß alle Übertragungs- und Aneignungsvorgänge, wie schon oben ausgeführt, unendlich viel komplizierter sind, als eine mechanistisch-historische Klassifikation dies annimmt (Nordenskiöld 1924 S. 229). Ein Gegenstand kann in der einen Gegend erfunden sein, in einer anderen jedoch weiterleben. Denn Techniken können ebenso unter Umständen verloren gehen, wie z. B. die Töpferei oder der Kanu-Bau, wenn sich die örtlichen oder die sonstigen Lebensverhältnisse verschieben. — Es findet sich in Südamerika keine Parallele des Spinnens mit der Gabel, wie die Bororó es üben. Das gleiche gilt für den Korb zum Aufbewahren der Spindel, der bei den Baure sich erhalten hat und früher bei den Mojo gebraucht wurde. Möglicherweise sind die Ketten der Huari eine Nachahmung von Metallketten, die von Weißen oder Negern erworben wurden; sie stellen jedoch eine bemerkenswerte Erfindung insofern dar, als nun ein anderes Material dazu gebraucht wurde und sie als Haarschmuck Verwendung fanden. Indessen ist es auch nicht unmöglich, daß die Kette der Huari eine unabhängige Erfindung ist. — Der kleine Maßstab, mit dem die Yuracáre ihre Kämme herstellen, ist nirgends anderswo beobachtet worden; doch haben sie ihn möglicherweise von den Quichua übernommen. Die Indianer dieser Gegend verfielen auch wahrscheinlich auf den Gedanken, für Mahlsteine Ersatz aus gebranntem Ton herzustellen. Überhaupt kommt der Anfertigung von Ersatzgegenständen eine außerordentlich große Bedeutung auf dem Gebiete der technischen Neuerungen zu. Dazu gehört z. B. der Ersatz durch Ton- und Glasgußperlen und andere Gegenstände für solche aus Stein, z. B. im alten Ägypten.

Eine besondere Erfindung ist bei den Yuracáre und Chimane festzustellen, die in eigenartiger Weise die Federn am Pfeil anbringen. In extremer Form ist diese kleine Erfindung vielleicht erst gemacht worden, nachdem d'Orbigny diese Gegend vor etwa 90 Jahren besucht hatte. — Die „Duell-Pfeile" der Yuracáre scheinen auch nirgends ein Gegenstück zu haben; es sind tatsächlich einfache Vogelpfeile von verfeinerter Form. — Die Pfeife der Huari, die den Pan-Pfeifen ähnlich ist, dürfte sich auch nur bei diesem Stamm finden. Das eigenartige Aufpfropfen eines Nagetierzahnes auf einen sehr langen Schaft, um die Pfeile damit auszubalancieren, kommt wahrscheinlich auch nur bei den Huanyam und Huari vor. — Eine Anzahl von indianischen Stämmen hat Kletterringe, jedoch nur die Chāma verfertigen im voraus solche Kletterringe, die sie immer mit sich herumtragen, um sie, wenn erforderlich, zu verwenden. Andere Indianer biegen jedesmal, wenn sie einen Ring benötigen, einen Lianenstamm oder dgl. zusammen. — Ganz originell scheint die Art der Kanu-Befestigung der Chimane, die darin besteht, daß im Vorderteil ein Loch gemacht wird, durch das man

einen Stab stecken kann, was besonders in der trockenen Jahreszeit angesichts der vielen Sandbänke sehr praktisch ist (a.a.O. S. 178). Diese Vorrichtung hat sonst keine Parallele in Südamerika. Da das Kanu gerade in dieser Gegend ein verhältnismäßig spätes Kulturelement sein dürfte, so wird auch diese Vorrichtung als verhältnismäßig späte Erfindung zu betrachten sein. — Die Quaste am Wurfstock in Mojos scheint etwas ganz Originelles zu sein. — Der Gebrauch von Bambus für Blasrohre ist nur bei den Huanyam als den einzigen unter allen heute lebenden Indianerstämmen bekannt.

Jeder Stamm hat seine kleinen Verbesserungen oder Änderungen an den Waffen, Schmuckgegenständen, Haushaltgeräten usw. Diese kleinen Abänderungen in der Gestalt der Pfeilspitze, ihrer Befestigungsart usw. sind an sich nicht sehr bemerkenswert, sie dürfen aber auch nicht unterschätzt werden, denn gerade daran zeigt sich das stets verändernde und erfindende Verfahren des Menschen unter den Naturvölkern.

Dazu kommt natürlich, daß die einzelnen Stämme eine Zahl von Kulturelementen voneinander entlehnt haben. Ein neuangekommener Stamm kann z. B. heute Elemente besitzen, die bei den bisherigen Siedlern an Ort und Stelle sehr alt sind, mit denen die Ankömmlinge jedoch noch nicht vertraut waren. Einige der Guarayú haben z. B. ihr Spinnverfahren gegen ein anderes eingetauscht, seitdem sie in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen sich niedergelassen haben.

Es ist besonders bemerkenswert, daß, ungeachtet ihrer verschiedenen Sprachen, dieser Austausch von Kulturelementen nicht in einer gleichmäßigen Kultur der Nachbarstämme mündete, wie z. B. im Chaco, am oberen Xingú-Fluß usw. In dieser Gegend kam es nur zu einer Zone der Kulturangleichung, und zwar in den Gegenden zwischen dem Rio Beni und dem Rio Madre de Dios, wo die *Tacana* sprechenden Tambopata-Guarayo (Chāma) und die *Pano* sprechenden Atsahuaca und Yamiaca eine einheitliche Kultur besitzen. Dagegen haben Stämme mit nahe verwandten Sprachen, wie die Atsahuaca und Chacobo einerseits und die *Tacana* sprechenden Tambopata-Guarayo und Cavina andererseits sehr verschiedene Kulturen, obgleich sie sonst unter ähnlichen Naturbedingungen leben. Die Atsahuaca besitzen eine viel armseligere Kultur als die Chacobo, obschon sie mit diesen nahe verwandt sind. Die letzteren sind seßhaft und bauen große, rechtwinklige oder auch achtwinklige Hütten, während die ersteren zum Nomadisieren neigen und ihre Hütten nur vorübergehend errichten. Die Chacobo bedienen sich großer, flacher Röstschüsseln, Rindenkanus, der Pan-Pfeife, eines Verfahrens zur Herstellung von Körben, des Baumwollbogens, eines genagelten Lattenschemels, eines Holzpflocks am Fußende des Pfeils, haben Vorratsspeicher auf Pfählen usw., lauter Kulturbestandteile, die den Atsahuaca fehlen. — Vermutlich wurden die Atsahuaca und Chacobo vor der Einführung der Banane in diesen Gegenden auseinandergerissen, da sie ganz verschiedene Worte für diese Pflanze besitzen. Dasselbe gilt auch für den Tabak. Dagegen haben sie sehr ähnliche Ausdrücke für Baumwolle, Mais, Süßkartoffel und Maniok. — Dabei entsteht die Frage, ob die kulturelle Verschiedenheit unter den Atsahuaca und den Chacobo darauf zurückzuführen ist, daß sich ihre Kultur unter dem Einfluß der Nachbarstämme geändert hat, oder ob der eine Stamm nicht wirklich zu den Pano gehört, sondern nur pano-isiert wurde. Ohne auf diese Frage von bloß lokalem Interesse einzugehen, soll in diesem Fall nur darauf hingewiesen werden, daß z. B. auch ein anderer Jägerstamm, die Siriono, eine *Guarani*-Sprache reden, die wahrscheinlich nicht ihre eigene ursprüngliche Sprache ist, sondern daß sie diese später angenommen haben (Nordenskiöld 1924 S. 225ff.). — Ganz Ähnliches ist ja auch von Jäger- und Sammlerinnen-Stämmen anderer Erdteile, Afrikas und der Sunda-Inseln, bekannt. Hier kompliziert sich das Problem des Besitzes an technischen Fertigkeiten und materieller Kultur mit dem der Sprache, vor allem aber der gesamten Lebensführung.

Die Untersuchungen Nordenskiölds an den erwähnten südamerikanischen Indianerstämmen wurden deshalb hier so ausführlich wiedergegeben, weil sie durchaus typisch

und paradigmatisch auch für andere Erdteile und Länder sind, in diesem einen Fall aber ungewöhnlich eingehende und verläßliche Untersuchungen eines Feldforschers vorliegen, welche das ganze Problem von Erfindung, Übertragung, Beeinflussung und Kulturzusammenhängen beleuchten. Sie zeigen aber auch, wie wichtig es ist, nicht beliebige einzelne Kulturbestandteile herauszugreifen, sondern die gesamte Kultur zu untersuchen, und zwar nicht allein die heute gerade zu sammelnden Gegenstände zusammenzustellen, sondern auch den Techniken selbst in ihren Einzelheiten und Verfahrensarten nachzugehen, die Veränderungen bei jedem Stamm zu berücksichtigen und auch die Probleme des Erwerbs der Gegenstände selbst auf dem Wege des Tausches und des Handels in Rücksicht zu ziehen. Nur eine derartige, wirklich sorgfältig durchgeführte Registrierung der Verbreitung der einzelnen Gegenstände sowie auch ihrer kleinen Abänderungen und Erfindungen (Nordenskiöld 1918 S. 278f.) vermag uns einerseits einen Einblick in die Geschichte der materiellen Kultur einer Gegend zu verschaffen, andererseits aber auch die erwähnten allgemeinen Probleme zu klären.

Loewenthal (S. 231) gelangt z. B. zu dem Ergebnis, daß die wichtigsten Wirtschaftsaltertümer der Irokesen fremden Ursprungs sind: Maismesser und Maisspeicher sind mexikanisch, Mahlsteine rühren von den Antillen und Südamerika her, der Maismörser ist vielleicht und der Maisbehälter wahrscheinlich nordostasiatisch, den Löffel mit Kettenglied nebst eingeschnitzter Kugel glaubt er als schwedisch verzeichnen zu dürfen. Als Datum der Entlehnung nimmt er für den Maisspeicher eine Zeit vor 1003 n. C., für Löffel mit Kettenglied das Jahr 1638 n. C. als *terminus post quem* an. Für am wichtigsten hält er den antillisch-südamerikanischen Kulturstrom, sodann die nordostasiatischen Einflüsse. Wo altskandinavischer Einfluß im irokesisch beeinflußten Gebiet vorliegt, ist er vom Eismeer her eingedrungen und zwar nur sporadisch. Der Weg führte augenscheinlich um etwa 986 n. C. von Südschweden über Island, die Westküste von Grönland, über die Hudson-Straße, die Hudson-Bay, den Nelson River, den Red River und den Oberen See.

In bezug auf die Erfindung müssen wir neben den dargestellten mehr oder minder langsamen Variationen und dem unsicheren Tasten nach verschiedenen Seiten auch noch andere Arten der Erfindung in Rücksicht ziehen. Diese hat Harrison (Man 26, 27) als „Mutationen" bezeichnet und sie wieder in „freie" Mutationen und „kreuzweise" Mutationen untergeteilt. Als erstere nennt er den Übergang von einem Speer mit fester Spitze zu einer Harpune mit abnehmbarem Kopf und Fangschnur; den Gebrauch eines Riemens für den Bohrer, wodurch dieser zu einem „Quirl" wurde; die Hinzufügung einer zweiten Befestigung am Steuerruder, die dieses in ein „Steuer" mit nur drehender Bewegung umwandelte usw. — Das Schleifen und Polieren von Feuerstein, das sich wahrscheinlich als das Ergebnis von Bearbeitung an weicheren Steinen herausstellte und somit die Verwertung einer an anderem Material gewonnenen Erfahrung darstellt, kann als das Ergebnis einer „kreuzweisen" Mutation betrachtet werden.

Eine besondere Art der Erfindung besteht in dem Anstreben gewisser Erfolge, und man kann hier von „lenkenden" Faktoren sprechen. Wieweit derartige lenkende Faktoren, die heute eine sehr große Rolle spielen, in der primitiven T. ausschlaggebend gewesen sein mögen, muß indessen dahingestellt bleiben. Beispielsweise mag der Übergang der Töpferei in die Hände des Familienhauptes und der Männer wegen der Intensivierung der Arbeit bei gesellschaftlicher Agglomeration, Schichtung und Abgabenverpflichtung zu Verbesserungen geführt haben (s. § 10).

Große Bedeutung kommt zweifellos, wie schon erwähnt, dem Ersatz eines Materiales durch ein anderes zu und läßt die neuen Produkte vielfach als Erfindung erscheinen, so z. B. den Ersatz von Stein- oder Kürbisgefäßen durch solche aus Ton, Metall oder Flechtwerk, oder den Ersatz von Feuersteinspitzen oder Messern durch solche gleicher Form aus Metall.

Schließlich muß auch die Rückbildung von Techniken in Betracht gezogen werden.

Diese kann wiederum

a) die Form betreffen, sie kann in einem unzureichenden Ersatz bestehen oder durch mangelhafte Ausführung die Qualität verschlechtern. Der Grund dafür kann auf gesellschaftlichen Veränderungen beruhen, etwa darauf, daß die Aufmerksamkeit überhaupt nicht dem technischen Fortschritt zugewendet wird, sondern sich auf Riten und Zeremonien oder auf ethische und soziale Probleme konzentriert.

b) Innerhalb einer Gesellschaft sind aber auch Verluste an ganzen Gruppen von Fertigkeiten möglich, wie z. B. durch Aussterben von Familien, in denen eine T. vorzugsweise oder ausschließlich gepflegt wurde. Das kann 1. ohne wesentliche Veränderung der Lebensweise vor sich gehen, wie z. B. auf den Inseln der Torres-Straße durch Aussterben der Familien, die große Kanus herzustellen imstande waren, welche früher weit nach der Südküste Neu-Guineas verhandelt wurden; oder aber 2. dadurch, daß sich etwa frühere, an der Küste ansässige Stämme in das Binnenland zurückziehen.

§ 4. Bei der Untersuchung der T. dürfen wir uns nicht damit begnügen, diese nur als solche oder als Ergebnis von Erfindungen, Nachahmungen, Änderungen und Verbesserungen allein zu betrachten, sondern müssen auch andererseits ihre Auswirkungen in Betracht ziehen. Die Ähnlichkeit der Auswirkungen der T. berechtigt ja überhaupt zu einem Vergleich der heutigen Naturvölker mit den vorgesch. Primitiven.

Die T. als Wissen und Können der Menschen hat eine anhäufende, akkumulative und nicht umkehrbare, irreversible Tendenz und ist so die sichtbare und greifbare Trägerin des Fortschritts (s. d. und Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung, Staat, Wirtschaft D). Die Verfeinerungen der Kausalität und das Abschleifen des Denkens sind nur Folgeerscheinungen, die durch den technischen Fortschritt direkt oder indirekt angeregt werden. Die zauberischen Gedankenverbindungen (s. Zauber A) sind zu einem erheblichen Teil ebenfalls Auswirkungen fortschreitender Technik. Es ist kein Zufall, daß gerade bei Völkern mit höherentwickelter T. auch die sog. magischen Praktiken, der Glaube an tausenderlei Abhängigkeiten des täglichen Lebens, Vorstellungen und Handlungen ergreifen, wenn auch die versuchsweise eingeschlagenen Wege irrtümlich sein mögen.

Auf die Abhängigkeit der Wirtschaftsführung von der T., insbesondere der Nahrungssuche, aber auch von Handel und Verkehr hinzuweisen, erübrigt sich (s. Handel F, Handwerk A, Wirtschaft D).

Die politische Gestaltung gewinnt durch technische Änderungen ganz andere Möglichkeiten der Form dadurch, daß dank der T. eine intensivere Ernährung und weiterhin die Anhäufung größerer Menschenmengen an einem Ort (s. Siedlung A) sich bieten, daß durch die Verkehrsmittel eine engere Berührung verschiedener Stämme sich anbahnt, daß insbesondere Gruppen mit besonderer T. eine Überlegenheit über andere gewinnen und auf diese Weise Schichtungen (s. d.) eingeleitet werden (s. Staat). Damit wird auch die soziale Lage ganzer Volksschichten verändert, an deren Schicksal sich wieder Auswirkungen ethischer Natur (s. Moral) und religiöser Strömungen knüpfen. Der historische Ablauf und das Schicksal der einzelnen Bevölkerungen hängen zu einem erheblichen Maß mit der T. (Bewaffnung, Befestigung, Kampfweisen) zusammen.

Von größter Bedeutung ist die T. auch für die Kunst. Nicht nur vermöge der Ornamentik, sondern vor allem dadurch, daß sie die Voraussetzung für die Beherrschung des Stoffes schafft: in der Malerei für die Farben und das Material, in der Plastik für die Möglichkeit der Gestaltung von Figuren, vor allem in der Baukunst für die Beherrschung von Holz und Stein, aber auch in der Musik vermöge der Konstruktion von Instrumenten. Die Überlieferung von Sage und Dichtung wird wiederum durch die Schrift (s. d.) in unvergleichlicher Weise ermöglicht. Mimus und Drama erfordern für die Verkleidungen das Schaffen von Masken, Schmuck u. dgl. Am wenigsten abhängig von der T. ist der Tanz.

Die Stellung zu den selbstgefertigten Objekten, wie etwa zu einem großen Kanu, ist keineswegs die gleiche wie in unserer rationalistisch denkenden und gewissermaßen blasiert gewordenen Kultur. Das Kanu, das uns schwerfällig und ungeschickt

erscheinende Fahrzeug, ist für den Mann, der es selbst erbaut hat und andere technische Kunstwerke nicht kennt, ein Gegenstand der Bewunderung und des Verwunderns (vgl. Malinowski 1922 S. 105ff.). Er schmückt es mit den besten Schnitzereien, färbt und dekoriert es. Es wird für ihn ein mächtiges Hilfsmittel zur Meisterung der Natur, das ihm gestattet, gefährliche Gewässer zu überqueren, zu entfernten Orten zu gelangen. Es verbindet sich für ihn mit Reisen voll Gefahr und Abenteuer, voll Hoffnungen und Begehr. So wird es von höchster emotioneller Bedeutung für ihn; Gesänge und Geschichten, Sagen und Mythen kreisen um ähnliche Fahrzeuge; Liebe, Anhänglichkeit und Bewunderung wie für etwas Lebendiges und Persönliches umgeben das Werk seiner und der Seinigen Hände, von dem er aber doch fühlt, daß es nicht die Hände allein sind, sondern der Geist, der die Hände lenkt, der auch sein Kanu schuf. So wird die Arbeit denn auch in allen Teilen von etwas Geistigem und Besinnlichem erfüllt, das uns allerdings wie etwas Unzusammenhängendes und Unwesentliches erscheint, für den Mann der primitiven T. indessen aus den Bildern geschöpft ist, die sich für ihn an die Tätigkeit des Schaffens und Wirkens des betreffenden Gerätes oder Werkzeuges, die Gedanken und Emotionen knüpfen, mit denen alles um das Kanu herum, oder um das Haus oder um eine Matte u. dgl. herum, erfüllt ist.

Die T. stellt einen unvergleichlichen Reiz dar, der auf die Gesellschaft in verschiedener Weise und Richtung durch tausend direkte und indirekte Kanäle einwirkt, den die Menschen durch Betätigungen und Gedanken beantworten. Jedoch geschieht das nicht einzeln, sondern innerhalb der Gruppen und Gemeinden und der betreffenden Kultursphäre. Die T. wird sowohl in ihrer Gegenständlichkeit wie in den Vorgängen und Betätigungen, die sie verlangt, zu einem Umgebungsbestandteil der Menschen, die auf solche Weise von dem, was sie geschaffen haben und neu schaffen, schaffen müssen, abhängig werden. Es spricht daher ein tiefes Empfinden aus den Naturvölkern, wenn sie ihrer T. gegenüber vielfach ein religiöses Verhalten beobachten, dem sie in ihrer Weise durch Zeremonien oder sogar durch totemistische Auffassungen von der Abstammung von einem solchen Objekt, z. B. von Tau oder Holzschüssel, oder durch Mythen („Bogen-*dema*" der Marind-anim; s. § 19) Ausdruck geben. Kaum findet sich eine Tätigkeit, bei der nicht die T. durch Riten und Zeremonien unterstützt wird, ein Zeichen des religiösen Gefühls der Abhängigkeit von höheren Mächten auch im alltäglichen technischen Schaffen der Menschen.

In ihrer Veränderung, in ihrer Entwicklung, in den Erfindungen und im Fortschritt ist die T. der Gärungsstoff der Menschheit, der zu immer neuen Lebenslagen führt, Gesellschaft, Moral und ethisches Verhalten unter stets veränderte Bedingungen stellt und immer neue Anforderungen der Anpassung erhebt.

§ 5. Besonders ausführlich soll hier die Töpferei behandelt werden, weil sie für die Vorgeschichte vor allem wichtig ist. Gleichzeitig soll aber auch eine Vorstellung über die Kompliziertheit der gerade mit diesem Problem verknüpften Tätigkeit an der Hand mustergültiger Untersuchungen in repräsentativer Weise geboten werden. Sowohl die vielseitige Verknüpfung des Problems als auch die Frage der Kulturübertragung und die soziologischen Einflüsse können aus was immer für einer Gegend entnommen werden.

a) Vielen der niedrigen südamerikanischen Stämme, wie den Feuerländern und den Botokuden, welche die unterste Schicht in der Bevölkerung Südamerikas ausmachen, fehlt die Töpferei. Wahrscheinlich wurden sie von höheren Stämmen zurückgedrängt und flüchteten in die abgelegenen Gebiete. Manche der anderen Stämme ohne Töpferei leben nomadisch oder vermochten ohne Töpfe auszukommen, wie etwa manche Gês-Stämme. In der nachkolumbischen Zeit dagegen wurde die Töpferei durch die Einführung von eisernen Töpfen durch die Weißen mehr und mehr überflüssig (Linné S. 4ff.).

Außerordentlich wichtig ist die Frage, welche Geräte die Stämme verwenden, die keine Töpferei kennen. Dabei muß natürlich von solchen abgesehen werden, die

zwar selbst nicht Töpfe herstellen, sie jedoch von ihren Nachbarn einhandeln.

Als Gefäße für Flüssigkeiten gebrauchen z. B. die Feuerländer Becken aus Baumrinde, die Indianer am Yapura-Fluß verwenden eine Art Blättertüten, um Chicha darin gären zu lassen. Andere Indianer kochen Wasser in dem jungen, noch nicht geteilten Blattwedel der Pati-Palme. In ausgedehntem Maße sind Kalabassen im Gebrauch. Die Bakaïrí und Nahuquá kultivieren Kürbisse eigens für diesen Zweck. (Ähnliches geschieht auch in der Südsee.) Zum Braten werden hölzerne Stäbe oder Gabeln gebraucht, auf die Fleisch oder Knollen gespießt werden, um sie auf das Feuer zu legen. Im ö. und s. Teil von Südamerika verwendet man auch, ähnlich wie in der melanesischen, polynesischen und mikronesischen Südsee, Kochgruben, die mitunter sehr sinnreich gebaut sind. Die Tiatinagua am oberen Madre de Dios-Fluß bedienen sich des grünen Bambus als Gefäß zum Dämpfen und Braten. So auch die verwandten Tambopata-Guarayo und Chāma. (Unter den melanesischen und papuanischen Stämmen der Südsee findet man die Verwendung von Bambus an Stelle von Töpfen sowohl zum Wassertragen als auch für Kochzwecke.) Bambus wird auch neben Töpfen gebraucht, wie etwa von den südamerikanischen Atsahuaca und Yamiaca, die mit den obenerwähnten Indianerstämmen verwandt sind. Auch die Botokuden am Rio Doce bedienen sich dieser Art Kochgeschirr. In das Bambusrohr wird Wasser mit Bohnen oder Fisch oder andere Nahrungsmittel gefüllt und das Rohr über das Feuer gelegt. Das Feuer greift das Holz nicht an, und das Wasser kann darin kochen. Ist das Gericht fertig, so nimmt man es vom Feuer, spaltet den Bambus in zwei Teile und jede Hälfte dient als Schüssel. Selbst dort, wo heute europäische Kochgeschirre leicht erhältlich sind, ziehen die Eingeborenen vor, Fisch in dieser Weise zuzubereiten.

Mit Lehm verschmierte, wasserdichte Körbe kommen in den trockenen Gegenden Nordamerikas vor, wo man Wasser während eines Teiles des Jahres über weite Entfernungen befördern muß. Derartige Körbe nehmen vollständig die Stelle von Töpfereigeräten ein; manchmal werden sie auch neben Töpfen benutzt. Mit Lehm verschmierte Körbe gebrauchen einige der Shoshohe-, Apache- und Navaho-Völker, nämlich die s. Athapasken, die Yuman- und Sonore-Stämme. Verschmierter Körbe neben Töpferei-Erzeugnissen bedienen sich teilweise die Pueblo-Indianer. In den n. Landstrichen dieses Gebietes wird zum Dichten der Körbe Harz verwendet, im S Asphalt. Oft legt man eine Schicht Sand auf die noch nicht fest gewordene Oberfläche der erwähnten Substanzen, um einen größeren Grad von Härte zu erzielen und das Kleben des Lehms zu verhindern. Wahrscheinlich ist das nomadisierende Leben dieser Stämme daran schuld, daß sie nicht Tontöpfe verfertigen, sondern die haltbareren, gedichteten Körbe verwenden. Denn es findet sich in diesen Gegenden guter Ton für Töpfereizwecke, und andere Stämme des gleichen Gebietes stellen gute Töpfereiprodukte her. — Wasserdichte Körbe waren auch bei den Cariben der Antillen in Verwendung. Einige dieser Körbe wurden mit doppelten Wänden hergestellt und der Raum dazwischen mit Blättern ausgefüllt. Solche doppelwandigen Körbe kommen ebenfalls in Guiana vor, wie auch sonst bei verschiedenen südamerikanischen Stämmen, die Harze und Wachs zum Dichten verwenden. Besonders in der Form von Köchern für Pfeile, die mit dem Blasrohr geschossen werden, leben sie noch in Guiana und im nw. Brasilien fort. Jedenfalls findet sich der wasserdichte Korb sowohl in Süd- wie in Nordamerika und scheint der untersten amerikanischen Kulturschicht anzugehören (Linné S. 9ff.).

Den Marind-anim des s. Holländisch-Neu-Guinea ist die Töpferei vollkommen unbekannt. Daher wird nur ausnahmsweise gekocht, die meisten Speisen werden von den Männern am offenen Feuer geröstet. Nur selten bedient man sich einer halbierten Kokosnußschale, die direkt aufs Feuer gestellt wird. Auf diese Weise pflegt man ganz kleine Mollusken und Krebse im Wasser zu kochen, da sie auf offenem Feuer nicht geröstet werden können; mitunter wickelt man sie auch in Blätter und legt diese in die Glut. Die Frauen verwenden heiße Steine und wickeln

Sago, der das Hauptnahrungsmittel bildet, in Blätter zum Rösten. Bloß große Fische pflegen die Männer etwa auch in Blätter zu wickeln und auf einem kleinen Gestell oder mit zwei Holzgabeln über dem Feuer langsam zu rösten (Wirz I 1 S. 87).

§ 6. — b) Als primitivste Art von Töpferei-Erzeugnissen können in der amerikanischen Indianer-Kultur die halbkugelförmigen Gefäße angesehen werden, wie sie in deren unterster Schicht gefunden werden, welche Töpferei besitzt (Linné S. 98ff.).

Für die Erfindung der Töpferei überhaupt glaubt Linné (S. 73) ein Volk mit festem Wohnsitz in trockener Gegend fordern zu müssen. Da die ersten Einwanderer nach dem amerikanischen Kontinent mit der Kunst der Töpferei nicht vertraut waren, glaubt er die Wiege der amerikanischen Töpferei in dem Kulturbereich Zentralamerikas suchen zu sollen und nimmt an, daß die Erfindung unabhängig auf amerikanischem Boden gemacht worden sei. Von diesem zentralamerikanischen Zentrum hätte die Töpferei nach verschiedenen Richtungen hin ausgestrahlt. Er unterscheidet vier Verfahrensarten der Töpferei. Erstens: Die Verfertigung durch direktes Formen, wie es etwa von den Steinen (S. 242) am oberen Xingú gesehen hat, und zwar von einer Mehinakú-Frau im Nahuquá-Dorf, die einen kaum mittelgroßen Topf verfertigte: „sie brachte einen mit Lehm gefüllten Korb herbei", „... setzte dem Ton Wasser zu und drückte das überschüssige durch ein Sieb aus. Sie formte knetend und streichend und brauchte bei der Kleinheit des Topfes die Wandung nicht aus den sonst allgemein beschriebenen, übereinandergelegten dünnen Tonzylindern aufzubauen. Sie glättete die Wand mit einem Stück *Kuye*, nicht mit einem Stein. Die ornamentalen Randzacken, die Körperteile eines Tieres darstellten, modellierte sie und setzte sie dann an; mit einem Bambusstäbchen ritzte sie Augen und Nase ein. Als Modell für den Topfboden nimmt man gern einen alten ausgebrochenen Boden oder eine Beijúschüssel."

Ein besser ausgebildetes Verfahren besteht darin, das Gefäß auf einem Stein zu formen, wie das bei Stämmen am Cahy- und Forromecco-Fluß in Rio Grande do Sul von Brasilien der Fall ist. Die Tsirakua formen ihre Gefäße über einem Kern von Wachs, der weggeschmolzen wird, nachdem man den Topf gebildet hat. Bei heutigen Indianern des n. Peru verwenden die Töpfer einen Steinkern, über dem sie den Topf gestalten. Zuerst wird ein Lehmklumpen für jedes Gefäß in konische Form gebracht, dann an der unteren Seite ausgehöhlt und auf einen glatten runden Stein gelegt, dessen Ausmaße der inneren Höhlung des beabsichtigten Gefäßes entsprechen. Mit einem Stück Holz schlägt man den Ton an der Außenseite über dem Stein fest. Ist der Topf auf diese Weise in Form gebracht, so windet man einen Wulst von Ton über den Rand, um diesen zu festigen. Eine solche getrennte Verfertigung des Bodens und der unteren Wandpartien von dem oberen Teil durch Aufsetzen von Wülsten trifft man häufig an.

Die zweite Methode besteht im Ansetzen von Wülsten aus Ton. Sie ist die verbreitetste und wurde auch bei der hochentwickelten Keramik der großen alten Kulturzentren angewendet. Die Schichtung der Wülste geschieht in der Regel vom Boden des Gefäßes aus. In der Südsee wird der große Napf oft von der Öffnung aus, auf die man ihn umgestülpt setzt, aufgebaut (Malinowski 1922 S. 284ff.). Um eine bessere Verbindung der einzelnen Wülste untereinander zu erzielen, wird die obere Lage gewöhnlich etwas über die untere hinweggezogen, oder man kerbt in die Längsseite des Topfes Rillen, wie bei den südamerikanischen Caraja. Dadurch werden eine größere Regelmäßigkeit der Form, Dünnwandigkeit und höherer Fassungsgehalt herbeigeführt. — Den Ausdruck „Spiralwulsttechnik" lehnt ein so guter Kenner primitiver Töpferei wie Linné (S. 79) ab, weil die Wülste nicht in einer fortlaufenden Spirale gelegt werden (nur die Guato tun das, nicht die anderen), sondern in Kreisschichten.

Beim Aufwinden von Lehmwülsten kann man sich eines Spatels und eines Steines als Unterlage bedienen, während ein anderes Verfahren den Spatel nicht kennt. In Nordamerika werden Spatel und Unterlage von den Stämmen der großen Ebene ge-

braucht: von den Hidatsa, den Mandan, Arikara, ferner in Kalifornien von den Mohave, den Luiseño, Diegueño, Yuma, Pima, Shoshone, Ute usw. Dagegen ist unter den Stämmen der Pueblo-Kultur, unter den Navaho, den Maya, den zentralamerikanischen Guatajiagua von Salvador und den Guna, ebenso auch unter den Eskimos von West-Alaska die Verwendung des Spatels unbekannt. Die Unterlage, der sog. „Amboß", besteht bei vielen der genannten Stämme aus irgendeinem runden Steinblock, bei den s. Diegueño und Cocopa stellt er einen umgekehrten Pilz dar, dessen Stengel als Griff dient. Derartige Ambosse kommen vor allem im Tal des Mississippi und unteren Colorado River vor.

Die Verwendung von Spatel und Amboß ist auch in Südost-Asien, im Malaiischen Archipel und in Melanesien verbreitet, jedoch nicht in Afrika (Gifford S. 364ff.). — Von besonderer Bedeutung scheint die Verknüpfung der Spatel- und Amboß-Methode mit der Töpferscheibe zu sein. In Indien erhält z. B. der Topf seine rohe Form auf der Scheibe, wird einige Stunden an der Sonne getrocknet, dann werden seine Wände unter Zuhilfenahme von Spatel und Amboß entsprechend verdünnt und in feinerer Weise ausgeführt; die indische Literatur spricht von „Schlägel" und „Mörserkeule". Der Spatel ist gewöhnlich aus Holz, der Amboß in Assam und Madras aus Stein, in den Nordwestprovinzen und in Oudh jedoch aus Ton. Der Ton-Amboß hat Pilzform. In Madras wird das Gefäß von der Scheibe entfernt, um durch Spatel und Amboß vervollkommnet zu werden. Der Hals und der obere Teil werden erst auf der Scheibe ausgeführt, dann wird der untere Teil abgeschnitten und nach teilweisem Trocknen in der Sonne der Boden durch Stoßen und Streichen mit einem hölzernen Schlägel und einem runden Stein ausgestaltet, schließlich die obere Hälfte aufgesetzt. Auch die Kumars von Assam machen ihre Töpfe nicht auf der Scheibe fertig, sondern nehmen sie davon ab, und nachdem sie sie an der Sonne eine Zeitlang getrocknet haben, geben sie ihnen mit der Hand die letzte Form. Sie gebrauchen in der rechten Hand einen flachen Schlägel aus Holz oder Ton; mit dem bearbeiten sie die Oberfläche des Topfes, den sie mit der Linken halten, mit der sie einen Stein gegen die Innenwand dort pressen, wo sie mit dem Schlägel in der Rechten außen aufschlagen. Nachdem der Topf die gewünschte Form erhalten hat, wird er wieder an der Sonne getrocknet und die Oberfläche mit einer Art von Tonstößel poliert. Die gleiche Methode wird in Oudh und in den Nordwestprovinzen Indiens angewendet (Gifford S. 368ff.).

Die Anwendung von Spatel und Amboß verbindet sich jedoch nicht überall mit dem Gebrauch der Töpferscheibe. Es scheint vielmehr, daß dieses Verfahren in den s. und ö. Teilen Asiens sich mit der Verwendung der Töpferscheibe überschnitten hat, und daß es, wie das Vorkommen in Amerika beweist, ein Rest aus der Zeit vor dem Gebrauch der Töpferscheibe ist.

Trotz der Verbreitung über weit auseinanderliegende Gegenden des nordamerikanischen Kontinents: Tal des Mississippi und Colorado-Fluß, wird man angesichts der Ähnlichkeit der Formen an einen gemeinsamen Ursprung von Spatel und Amboß zu denken haben. Dasselbe ist auch zwischen diesen Gegenden und Assam der Fall.

Offenbar haben beide Techniken der Topfverfertigung: das Verfahren mit Spatel und Amboß und das ohne Verwendung dieser Hilfsmittel, Amerika erreicht. Diese Tatsache allein weist, nebenbei gesagt, darauf hin, daß verschiedene Kulturströmungen nach Amerika kamen, wie sonst andere Techniken und Einrichtungen ebenfalls beweisen (vgl. Friederici).

Die Verwendung von Spatel und Amboß ermöglicht es jedenfalls, feinwandigere und bessere Töpfe herzustellen, als es durch bloßes Formen mit der Hand möglich ist. Daher wird man berechtigt sein, das Verfahren mit Spatel und Amboß als das vervollkommnetere später anzusetzen.

Von den drei zuletzt erwähnten Verfahren bei der Herstellung von Töpfereien: dem Gebrauch der Töpferscheibe, von Spatel und Amboß und dem spatellosen Verfahren, erweist sich das letztere als das am meisten periphere, namentlich in Südamerika, Afrika und Ozeanien, während die Töpferscheibe einen verhältnismäßig eng begrenzten und zusammenhängenden Verbreitungsbereich

aufweist. Die Verwendung des Spatels nimmt eine verbindende Stellung ein (Gifford S. 366, 368, 372).

§ 7. — c) Als drittes ist das Gußverfahren zu nennen, das unter Völkern höherer Kultur, wie unter Ägyptern, Chinesen usw., in Übung war. Aber erst in größeren Gemeinwesen, in denen sich eine besondere Zunft (s. d.) von beruflichen, gewerbsmäßig arbeitenden Töpfern herausgebildet hat (s. Handwerk A), greift dieses Verfahren durch. Es kommt hier auf Massenproduktion an. Dadurch wird das künstlerische Niveau herabgedrückt, und die einzelnen Gegenstände werden gleichmäßiger, weniger individuell gestaltet. Technisch bedeutet es natürlich einen erheblichen Fortschritt. In den großen amerikanischen Kulturen wurde dieses Verfahren, wie Funde erwiesen, neben der Wulsttechnik angewendet. Funde kamen in Zentralamerika und an der Westküste von Südamerika vor. Wahrscheinlich wurden die Negativformen vor dem Guß angewärmt, bestäubt oder geölt, um das Positiv leichter ablösen zu können. Möglicherweise kamen sogar Negative aus Metall ausnahmsweise zur Verwendung.

Der Guß wurde nur für die Gewinnung einer rohen Form gebraucht, die Verfeinerung durch die Hand vorgenommen. Die Gefäße wurden mitunter ganz durch dieses Gießverfahren hergestellt, manchmal aber wurden nur Teile oder Ornamente davon angefertigt, die man nachher zusammenfügte.

Viertens: Das Drehverfahren. Linné (S. 90f.) wendet sich gegen die Auffassung, daß die Töpferei aus dem Gebrauch mit Lehm verschmierter Körbe entstanden sei. Es ist zwar richtig, daß bei den Coconino-Indianern von Arizona Tonerde sorgsam in flache, topfförmige Körbe gepreßt wurde. Auf die Tonschicht legt man Speisen mit brennender Holzkohle zum Rösten. Infolge der Hitze löst sich allerdings die hart gewordene Tonschicht gelegentlich vom Korbe ab. Jedoch gebraucht man niemals die schüsselartige Tonschicht allein. Um das Abspringen des Tones durch die Hitze zu verhindern, mischt man ihm Sand bei. Zwar verwendet man Körbe zum Formen von Töpfen, jedoch nicht in der Weise, daß man den Korb beim Brennen des Tones zugrunde gehen läßt. Schon beim Trocknen des Tones im Korb an der Sonne zieht sich der Ton zusammen und kann daher leicht vom Korbe abgelöst werden, ein Verfahren, das bei den alten Pueblo-Indianern in Übung war. Auch am Missouri und oberen Mississippi formte man auf diese Weise Töpfe. Man kann sagen, daß bei den nordamerikanischen Indianern das Verfahren verbreitet war, Gefäße dadurch zu formen, daß man sie auf Töpfe oder Gewebe u. dgl. stellte, wie auch auf Bodenteile von alten oder zerbrochenen Tongefäßen oder auch auf flache Schüsseln, die eigens für diesen Zweck hergestellt waren. Auch bediente man sich kleiner Höhlungen in Sandhaufen, über die man ein Stück Stoff breitete. — Man hat hier also Vorstadien des Gußverfahrens vor sich. — Im n. Yucatan war und ist es noch heute üblich, das Ende eines Holzblocks zu verwenden, den der Töpfer mit seinen Füßen dreht (die Urform der Töpferscheibe). Unter den Quithia-Indianern auf der Ebene n. von Titicaca kannte man eine Art Töpferscheibe. Diese Scheibe wurde auf die flache Vorderseite eines Drehsteins gelegt. Ein Klumpen Ton, roh mit der Hand zurechtgemacht, wurde auf die Scheibe gelegt, die mit der einen Hand gedreht wurde, während die andere für die Gestaltung des Tons sorgte. Dabei bediente man sich verschiedener Geräte, um die Ausbuchtungen des Gefäßes richtig zu gestalten, um ihm die Form eines Tellers, einer Vase oder plattenförmige Gestalt u. dgl. zu verleihen. Diese spatelförmigen Geräte waren aus Holz oder gebranntem Ton und dienten vor allem zur inneren Ausgestaltung des Gefäßes (während europäische Töpfer die Außenseite bearbeiten); Kürbis- oder Lederstücke verwendete man zum Glätten der Außenwand. Hälse und Henkel wurden mit der Hand gefertigt und nachher auf das fertige Gefäß gesetzt (Linné S. 95ff.).

Diese Art der Verfertigung von Töpfen war natürlich für eine Massenherstellung in gleichen Formen geeignet, wie sie tatsächlich auch gemäß den Funden stattgefunden hat.

§ 8. — d) Von besonderer Bedeutung für die Töpferei ist die Methode des Brennens.

Ohne auf Einzelheiten hier eingehen zu können, soll nur darauf hingewiesen werden, daß die primitiveren Verfahren es zu einer geringeren Zahl von Hitzegraden bringen (400—800 Grad) als die vervollkommneteren. Erst bei starker Erhitzung (wenigstens 800 Grad) erlangen die Gefäße eine Undurchdringlichkeit für Flüssigkeit. Außerdem ist die Dauer der Erhitzung von großer Bedeutung. Natürlich kommt dabei auch die chemische Zusammensetzung der betreffenden Tonerde in Betracht.

1. Die einfachste Methode des Brennens besteht in der Erhitzung am offenen Feuer. Auf diese Weise werden die Gefäße schwarz. Werden sie aber durch eine Stichflamme, etwa aus einem Blasrohr, erhitzt, so ergibt sich eine rote Farbe (Linné S. 116ff.). Manchmal ist die Innenseite schwarz, während die äußere Oberfläche von hellerer Farbe ist. Diese Erscheinung rührt daher, daß gegen Ende des Feuerungsprozesses eine Oxydierung eingetreten ist. Die primitiven keramischen Produkte haben gewöhnlich nur den Prozeß „lauer" Erwärmung durchgemacht, sie sind *„dégourdi"*. Sie tragen schwarze bis dunkelbraune Farbe, wie namentlich die halbkugelförmigen Gefäße.

Die Indianer von Surinam setzen ihre Gefäße dicht ans Feuer und schieben sie allmählich näher und näher, bis sie zum Schluß ganz im Feuer stehen. Am oberen Xingú und auf dem Roraima-Berg legen sie grüne Blätter auf das Feuer, um einen dicken Rauch zu erzeugen. Wahrscheinlich soll die Schicht fetten Rußes die Poren des Gefäßes verstopfen und so trotz der „lauen Temperatur" den Topf wasserdicht machen. Die Gefäße läßt man auf dem Feuer, bis dieses niedergebrannt ist, und dort auch auskühlen. Die Indianer von Guiana entfernen die Töpfe jedoch vom Feuer und lassen sie außerhalb desselben abkühlen.

2. Erst in höheren Kulturen findet sich der Gebrauch eines geschlossenen Brennraumes, einer „Herdstube", plattdeutsch *stöveken*, auf schwedisch und englisch *kiln* (Linné S. 117). Das Brennen in solchen „Öfchen" kann wieder entweder unter Verwendung von starker Zugluft oder außerordentlich geringem Zutritt von Luft vorgenommen werden.

Die heutigen Andenvölker verwenden *kilns* mit freiem Luftzug: die Gefäße werden in eine Grube des Bodens versenkt, mit einer Lage von trockenem Dung bedeckt und dessen Oberfläche fest zusammengepreßt. Darauf wird der Dung von unten her entzündet. Der freie Luftzutritt wird in keiner Weise gehindert und so eine hohe Temperatur hervorgerufen, wodurch das Gefäß eine rote Farbe erhält (Linné S. 123). — Die Quichua bilden einen *kiln* aus Topfscherben und verwenden heute Kuhdung zur Feuerung. Die alte Methode ist wahrscheinlich europäisch beeinflußt.

Die Methode des *kiln*-Brennens mit gehemmtem Luftzug wurde in den amerikanischen Anden in alter Zeit beobachtet; heute ist sie noch bei den nordamerikanischen Pueblo-Völkern üblich.

Die Farbe des Gefäßes kann übrigens auch durch andere Verfahren bedingt sein. In Neu-Mexiko und Arizona werden die Gefäße nach wiederholter Behandlung und Trocknen an der Sonne in trockenen Kuhdung gebettet und darin gebrannt. Wenn der Feuerungsprozeß nahezu beendet ist, wird noch etwas pulverisiertes Brennmaterial hinzugetan, das einen schweren, schwarzen Rauch hervorbringt, wodurch die Gefäße eine schwarze Farbe erhalten. Ähnliche Feuerungsprozesse sind auch aus Ägypten (Jagor S. 457), Indien, von der etruskischen Keramik, aus Jütland und von den alten schwedischen Erzeugnissen bekannt.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Methode des Brennens im *kiln* bei Völkern mit ausgebildeter Fertigkeit in der Töpferei zu finden ist.

3. Eine besondere Methode des Brennens besteht in der Verwendung von Öfen, wie sie Ehrenreich bei den Carajá beobachtete. Der *kiln* diente als Darrkammer, an deren Seite eine horizontale Höhlung angebracht wurde. Diese Kammer erhitzte man und stellte da hinein die Gefäße zum Brennen. Unter der Brennkammer befand sich eine andere Höhlung, die mit der ersteren in Verbindung stand. In dieser wurde ein starkes Feuer gemacht und unterhalten. Eine weitere Öffnung führte von der Brennkammer oben ins Freie und diente als Rauchfang. Da wenige Jahrzehnte später

diese Methode bei demselben Stamm nicht mehr festgestellt werden konnte, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sie von Negern dorthin gebracht war und nur vorübergehend Boden gefaßt hatte.

In alten peruanischen Siedlungen wurden große Anhäufungen von Topfscherben gefunden und auch Feuergruben, wie sie zum Topf-Brennen im *kiln* gebraucht wurden (Brüning). Sie enthielten Spuren von Holzkohle, während, wenn möglich, heute Kuhdung gebraucht wird. Von den Conibos und anderen Stämmen am Ucayali-Fluß wird eine besondere Brennart berichtet. Während die gewöhnlichen Kochtöpfe am offenen Feuer und die großen Tschitscha-Bowlen in einem *kiln* gebrannt wurden, befolgte man für feinere Gefäße folgendes Verfahren: Ein großer Topf mit einem Loch im Boden wurde auf drei Steine oder häufiger auf drei aufrecht gesetzte Töpfe gestellt, so daß der eine auf dem anderen ruhte. Die Gefäße zum Brennen wurden nun mit dem Boden nach oben in das große Gefäß gestellt, und zwar ineinandergestülpt, so daß das kleinste sich zu oberst befand. Dann machte man ein kleines Feuer an, das man allmählich verstärkte und unterhielt, bis die neuen Gefäße fertig gebrannt waren. Es wird angenommen, daß die mehrfarbigen Töpfe in Peru mit diesem Verfahren gebrannt wurden (Linné S. 125f.).

§ 9. — e) Nicht zu vergessen ist die Rolle der Zauberei (s. Zauber A) bei der Verfertigung von Töpfen. Linné (S. 127) macht mit Recht darauf aufmerksam, daß unvorhergesehene Ereignisse, wie etwa plötzliche Regengüsse während des Brennverfahrens, den Erfolg der Arbeit in Frage stellen können. Karsten (I 194) meint, daß der Tierdung, der zum Brennen der Gefäße dient, und die Topfscherben, mit denen der *kiln* hergestellt wird, als mystische Kräfte betrachtet werden, die zu einem günstigen Ergebnis führen. — Wie dem sei, die Frauen der Yuracáre z. B. führen die Töpferei unter Beobachtung besonderer Vorsichtsmaßregeln aus. Die Töpfererde wird mit großer Sorgfalt ausgesucht, und nur zu einer Zeit, wenn man nicht mit Erntearbeit beschäftigt ist. Aus Angst vor Donner und Blitz ziehen sie sich in die entlegensten Teile des Urwalds zurück, um nicht gesehen zu werden. Hier errichten sie sich eine Hütte, um ausschließlich der Töpferei zu leben. Während der Arbeit werden allerlei Zeremonien beobachtet. Sie sprechen z. B. untereinander nur durch Zeichen, weil sie glauben, daß ein gesprochenes Wort unfehlbar dazu führen würde, daß die Töpfe beim Brennen in Brüche gehen. Nordenskiöld hat während seiner Reise in Bolivien 1908—09 keine Mitteilung von diesen Indianern über die Verfertigung ihrer rohen Töpfe erhalten können. Sie wollten ihm unter keiner Bedingung Töpfererde geben (Linné S. 127). Jedenfalls geht daraus hervor, daß, wie auch bei anderen handwerklichen Verrichtungen, große Konzentration auf die Arbeit in Form von strengem Zeremonialismus gefordert wird (vgl. die Ausführung über die Weberei bei den Maori § 17). — Der Gedanke, daß während der Arbeit Stillschweigen bewahrt werden muß, wurde auch bei den Töpfern der nordamerikanischen Zuñi-Indianer festgestellt. Ähnliches ist bei anderen nordamerikanischen Indianerstämmen der Fall. Unter den Choctaw durfte niemand der Verfertigung des Topfes zusehen, bis er nicht ans Feuer gesetzt war; man fürchtete, daß sonst der Topf nie zustande käme. — Das Umgekehrte ist hinwiederum bei den Conibo der Fall, unter denen die jüngeren Frauen um die Feuerstelle tanzen und singen, während eine alte Frau das Brennen beaufsichtigt. Auf diese Weise sollen die bösen Geister ferngehalten werden, die sonst den Topf berühren und zerbrechen könnten (Linné S. 128).

§ 10. — f) Die Verfertigung der Töpfe liegt heute in Südamerika vollständig in den Händen der Frauen. Da die Männer als Jäger Körbe zum Heimtragen ihrer Jagdbeute brauchen, fällt das Flechten von Korbarbeiten gewöhnlich in ihr Tätigkeitsbereich. Die Töpferei dagegen wird von dem seßhaften Element, den Frauen, ausgeübt, die wohl auch als Erfinder der Töpferei anzusehen sind. Unter den Atsahuaca und den Yamiaca kocht man in Tontöpfen, zum Braten bedient man sich aber der Stücke von grünem Bambus. Das Braten ist gewöhnlich Männersache, während das Kochen der übrigen Nahrung von

den Frauen in den Töpfen, die sie verfertigt haben, vorgenommen wird. Das Gleiche gilt für die Bakaïri und die Indianerstämme des nw. Brasiliens. Die alten Frauen des Stammes stellen gewöhnlich die Töpfe her. Einige unter ihnen erwerben besondere Fertigkeit und dafür auch besonderen Ruf. Die Chiriguano am oberen Parapiti-Fluß sprachen von einer viele Meilen entfernten Frau als einer ungewöhnlich tüchtigen Töpferin. Auch andere solche Künstlerinnen kannte man, wenigstens dem Namen nach. Von einer Frau am Maroni-Fluß in Guiana wird erzählt, daß sie sich auf einen besonderen Typ von Topfverfertigung spezialisiert hatte. Nach ihrem Tode übernahm ihre Tochter, welche die Kunst von ihrer Mutter erlernt hatte, das Monopol der Herstellung dieser Topfform.

Allerdings finden sich hier und da Ausnahmen von der weiblichen Töpferei. Bei zwei Stämmen von Venezuela, den Yekuaná und Guinaú, ist die Verfertigung von Töpfen Männersache, ohne daß man für diese Erscheinung einen besonderen Grund angeben kann. Es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß unter den Vertretern der am höchsten entwickelten Kultur von Peru die Töpferei in den Händen der Männer lag. Gab es doch in den Gemeinden der Inka Zünfte (s. Zunft) verschiedener Handwerker: der Weber, Silberschmiede, Steinmetzen u. dgl. Es ist sehr möglich, daß es auch eine Zunft der Töpfer gab. Töpferwaren gebrauchte man übrigens hier nicht nur für Nutzzwecke. Unter den Quichua von heute ist die Töpferei in den Familien nicht scharf nach Geschlechtern geschieden. Den Verkauf der Waren besorgen die Männer nach weiter entfernten Gegenden, die Frauen in der Nachbarschaft (Linné S. 14ff.).

Wenn man in höheren Kulturen die Töpferei auf einmal in Händen der Männer findet, nicht mehr der Frauen, so wird man für einen solchen Übergang den Umstand verantwortlich zu machen haben, daß die Spezialisierung in den durch Naturalabgaben zentralisierten, despotischen Staatsgebilden (s. Despotie, Staat) auch die Arbeitsverteilung unter den Geschlechtern beeinflußt hat. Vor allem dürften es zwei Hauptwege gewesen sein, die beide zu einer Intensivierung der Arbeit überhaupt geführt haben: 1. In den auf Naturalabgaben beruhenden Beamtenstaaten werden die Abgaben auf die Vorsteher der gewöhnlich ethnisch zusammengehörigen Berufsgruppen und von dem betreffenden Dorf- oder Gemeindevorsteher, von dem Kastenältesten oder Zunfthaupt (s. a. Kaste A, Sippe, Zunft) wieder auf die einzelnen Familienoberhäupter verteilt. Dadurch wird sowohl das Patriarchat (s. d. A) in diesen Gemeinwesen hervorgehoben, als auch durch den Zwang zur Leistung eine stärkere Anteilnahme der Männer an der Produktion ihrer Familie herbeigeführt. Die Männer besorgen ja vielfach ohnehin schon den Absatz auf weite Entfernungen (s. Handel F, Handwerk A). — 2. Durch dichtes Siedeln in Städten (s. Siedlung A) versiegt die direkte Quelle des Nahrungserwerbs der Männer durch die Jagd um so eher, je mehr der Boden in Arbeit genommen wird, und je größer die Zahl der an einem Orte seßhaften Menschen ist. Bei dichtem Siedeln wird für den Teil der Bevölkerung, der sich dem Handwerk zugewendet hat, die direkte Nahrungsversorgung immer schwieriger; er muß sich auf „Erwerb" umstellen, das Handwerk wird zum „Gewerbe". Da aber die Hausgärten zunächst erhalten bleiben und dabei manchmal auch eine kleine Viehzucht, so verschiebt sich der traditionelle Anteil der Geschlechter an der Arbeit. Die intensivere Tätigkeit geht in die Hand der Männer über, und zwar dadurch, daß die Knaben in der Familie die betreffende handwerkliche Tätigkeit erlernen und, wohl auch durch verschiedene Handgriffe und Fertigkeiten, wie etwa durch die Anwendung der Töpferscheibe, vervollkommnen, während die Frauen, sofern sie nicht auch im Handwerk tätig sind, den Haushalt und Garten besorgen. Auf diese Weise findet eine Umstellung statt, wie wir sie bei höheren Völkern mit Staats- bzw. Stadtbildung, mit Kasten oder Zünften beobachten können.

§ 11. — g) Das Vorkommen von Töpferwaren in einer Kultur ist nicht immer ein Beweis dafür, daß die betreffenden Gefäße auch bei dem Stamm hergestellt wurden, bei dem sie sich gerade finden. Der Handel (s. d. F) trägt zu ihrer Verbreitung außerordentlich viel bei.

Die Yekuaná und Guinaú teilten Koch-Grünberg mit, daß sie ihre schönen Näpfe von schwärzlichem Ton auf dem Handelswege von Stämmen im Norden erhalten. Ebenso bekommen z. B. die Daulipáng ihre besseren Schüsseln von n. Stämmen. Die Ipuriná versorgten die Yamamadi, Paumari und Arara mit Töpferwaren.

In Amerika waren z. B. die Azteken große Händler, die Handelszüge von bestimmten Zentren nach Gegenden weit außerhalb ihres Machtbereiches entsandten. Kleine, gegossene Tonidole verbreiteten sich auf dem Handelswege nach Chulula, Azcapotzalco und anderen Orten. Mehr als 1600 km wurden die Keramiken mitunter befördert. Auch die Maya-Völker trieben erheblichen Handel in Töpferwaren.

Wahrscheinlich gab es aber auch Töpfer, die „auf Stör" gingen (s. Handwerk A). Sie zogen von Ort zu Ort, und wo sie geeignete Erde fanden, ließen sie sich für eine Zeitlang nieder und fertigten Töpfe an, wie das heute noch im n. Peru der Fall ist (Brüning). — Die Ausdehnung der Inka-Herrschaft wird nach dem Vorkommen der für sie charakteristischen Keramik bemessen. — Unterworfene Stämme entrichteten ihre Abgaben an die Azteken in Tongefäßen. Die Inkas importierten Töpfe von den Küstenvölkern, um danach in Cuzco Töpferwaren anzufertigen.

Auf diese Weise begegnet man unter Völkern sehr verschiedener Kulturstufen und weit entfernter Gegenden oft demselben Typ von Töpfen, die sonst in keiner Beziehung zu der Eigenart ihrer Kultur stehen. So findet man z. B. asymmetrische Gefäße des sogenannten „Schuhstils" unter den Pueblo-Stämmen in Mittelamerika, auf den Antillen und durch die ganzen Berggegenden des w. Südamerika hindurch bis zu den Araucanern.

Gefäße ähnlicher Gestalt kommen auch in gewissen Gegenden ö. von den Anden vor. In einigen Fällen ist es möglich, daß dieser Typ unabhängig zustande kam, in anderen mag er sich aus Handelsbeziehungen herausgebildet haben. Auf diese Weise können weit voneinander entfernt lebende Völker sehr verschiedener Kultur gewisse Elemente gemeinsam erwerben (Linné S. 167f.).

§ 12. — h) Bezüglich der Kulturübertragung darf man die Vorgänge nicht unter einem mechanistischen Gesichtspunkt betrachten. Linné (S. 4) betont z. B., daß man sich wundern muß über die Tambopata-Guarayo-Indianer, die von ihren Nachbarn mit entwickelter keramischer Kunst, wie z. B. von den Cavina, die auch zur gleichen Sprachgruppe gehören, die Töpferei nicht erlernt haben. Offenbar zeigte sich bei ihnen kein Bedürfnis nach Herstellung von Töpferwaren, zumal bei ihrer nomadischen Lebensweise die Töpfe wahrscheinlich ein Hindernis gebildet hätten. Die Atsahuaca und Yamiaca nehmen ihre Töpfe auf die Wanderungen nicht mit. Die archäologischen Ausgrabungen an der Westküste Südamerikas erwiesen jedenfalls, daß die älteste Kulturschicht keine Töpferei besaß, während sie andere Kulturelemente, wie die Herstellung von Körben, mit anderen amerikanischen Stämmen teilt. In anderen Gegenden, wie Salinas Grandes am Puna de Jujuy, wurden primitive Steingeräte gefunden, jedoch keine Töpferei. Auch die ersten Bewohner von Westindien treten ohne Töpferei auf. Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Bevölkerung der Feuerland-Inseln und die Botokuden, die, was die materielle Kultur anbelangt, jedenfalls zur untersten Volksschicht von Südamerika zu zählen sind, keine Töpferei besitzen und auch nicht von ihren Nachbarn erwarben.

Es ist für die Frage der Kulturübertragung bemerkenswert, daß heute trotz vierhundertjährigen Einflusses der europäischen Kultur die Töpferscheibe von den amerikanischen Indianern nicht nachgeahmt wurde, nicht einmal in Gegenden, wo die Berührung mit den Weißen sehr innig war. Die Frauen des n. Argentiniens fertigten ihre Töpfe immer noch nach dem Verfahren des Wülstens an, obwohl sie in den Städten längst Töpfer die Scheibe gebrauchen sahen. Wie auf vielen anderen Gebieten, werden auch auf dem der Töpferei die alten Gewohnheiten mit Hartnäckigkeit bewahrt, vor allem in dem Fall, wenn der Kulturabstand wie der indianisch-europäische sehr groß ist. Dann findet in der Regel keine Anpassung statt, sondern die bewahrte alte Kultur stirbt aus. Nur in

wenigen Ausnahmefällen wurde, wie z. B. von Indianern am Amazonas-Strom, die Töpferscheibe dennoch übernommen, und auf diese Weise konnten auch die Erzeugnisse verbessert werden. Der letztere Fall mag indessen darauf zurückzuführen sein, daß die erwähnten Indianer ihre Primitivität überhaupt verloren und in der europäischen Kultur aufzugehen begannen. Es mag auch sein, daß die Indianer der peruanischen Küste deshalb die Töpferscheibe nicht übernahmen, weil für ihre Zwecke die alte Methode vollkommen ausreichte (s. a. Kulturkreis, Primitive Kultur). Die erwähnte blockförmige Unterlage der Quichua-Indianer (s. § 7) hat sich offenbar aus dem Gebrauch einer Unterlage, wie oben geschildert, herausgebildet, dadurch aber, daß man diese Unterlage drehte, wurde sie zu einer Vorform der Töpferscheibe. Es ist bemerkenswert, wie derselbe Gebrauch einer Unterlage, eines Korbes oder einer Erdgrube wiederum den Ausgangspunkt nach einer anderen Vervollkommnung hin bildet, nämlich für den Guß.

Die Herstellung von Tontöpfen, die wertvollsten Geräte der Bergdama SW-Afrikas, scheint man von den benachbarten Herero erlernt zu haben. Doch ist keineswegs jeder Bergdama in der Töpferarbeit erfahren. Nur wenige Männer haben es zu einer gewissen Fertigkeit in dieser Kunst gebracht. Von diesen kauft man den Tontopf für eine Ziege, eine Schlafdecke aus Tierfellen usw. Daß hier Männer die Töpferei betreiben, hängt wohl damit zusammen, daß es sich um zurückgekehrte, bei den Herero tätig gewesene Knechte handeln dürfte, welche die Kunst der Töpferei zu den Bergdama gebracht haben (s. § 3). — Woher man die Tonerde holt, wird nicht gern verraten. Nicht selten liefert ein Termitenhügel brauchbares Material. Dieses zerkleinert und zerstampft man in Klumpen und entfernt sorgfältig alle harten Bestandteile, mischt dann den Ton mit Wasser und knetet ihn, bis er zäh wird. An einem kleinen Topfboden von der Größe eines Fünfmarkstücks baut man die Topfwand auf; das Gefäß wird zunächst an der Luft getrocknet und dann erst an einem lodernden Feuer gebrannt (Vedder S. 61f.).

§ 13. Es ist wohl nicht unwahrscheinlich, daß die Methoden des Topfbrennens den Anlaß gegeben haben für die Erfindung des Schmelzens der Metalle (vgl. Linné S. 123f.).

In Peru wurden nicht nur große Mengen von Bronze-Geräten und Werkzeugen, sondern auch viel reines metallisches Zinn gefunden, was beweist, daß die Inka (wenigstens Machu Picchu) mit dem Gebrauch von Zinn vertraut waren und es durch Schmelzen von Kassiterit-Erz gewannen, das sie zusammen mit Kupfer in den Erzgängen von Bolivien entdeckten. So ist es wahrscheinlich, daß die Bewohner des Inka-Reiches den Zusatz von Zinn zu Kupfer selbst erfanden und feststellten, daß die Bronze-Legierung besser gegossen und bearbeitet werden kann und für Geräte geeigneter ist. Die verhältnismäßige Gleichheit der Mischungen scheint jedenfalls darauf hinzuweisen, daß die Legierungen beabsichtigt waren (Phillips S. 142f.).

Über die vorkolumbische Goldschmiedekunst vgl. Rivet.

§ 14. Die Geräte des Jäger- und Sammlervolkes der Bergdama SW-Afrikas bestehen hauptsächlich in Gefäßen aus weichem Holz, das von einem niedrigen, aber zu beträchtlicher Dicke heranwachsenden Baum mit hellgrauer Rinde gewonnen wird. Ist es trocken, so erreicht es eine beträchtliche Härte, ohne Risse zu bekommen. Sollte sich einmal ein Riß zeigen, so sucht man eine kleine rote Wurzel, die zerstoßen zwischen den Riß gebracht wird, worauf man das Gefäß mit einem Lederriemen zusammenbindet, bis die Verkittung erfolgt ist. Die Gefäße dienen in Form von Wannen oder Eimern für die Aufbewahrung von Samenkörnern, oder zum Wasserholen oder für Ziegenmilch. Einen Flaschenkürbis erwirbt man von den Owambo, das wertvollste Gerät aber ist der Tontopf. Sehr wichtig ist außer kleinen Löffeln zum Breikochen und Essen vor allem der Grabstock der Sammlerin. Ferner Fallen und Schlingen (s. § 15), sowie Bogen und Pfeile (s. § 19) der Jäger (Vedder S. 60ff.).

Das geglückte Werk, die erfolgreiche Tätigkeit, verleiht dem Mann oder der Frau besonderes Ansehen. Unter den Maori war z. B. der gute Holzschnitzer eine Persönlichkeit von Ansehen und Bedeutung in

seinem Dorf, selbst wenn er ein Sklave war. Sein Werk galt als eine würdige Sache. Sogar Häuptlinge waren als Schnitzer von Holzbecken, Beilgriffen u. dgl. tätig und pflegten sich in ihre Arbeit zu vertiefen. Obgleich jedermann diese Fertigkeit verstand, gab es doch nur wenige wirklich fachlich tüchtige Schnitzer.

Die Kenntnis der einzelnen Fertigkeiten wurde hier, wie auch anderswo, von den Vorfahren und von besonderen Geistern hergeleitet (Firth).

Das Holzhorn, welches im Innern von Neu-Guinea in verschiedenen Gegenden verwendet wird, scheint eine Nachbildung des Muschelhorns zu sein, das bei den Küstenstämmen ziemlich regelmäßig im Gebrauch ist und auf dem Wege des Tauschhandels auch bis zu einem gewissen Grade in das Innere vordringt. Das Abbrechen von Beziehungen durch Kampf und Zwistigkeiten zwischen Inland und Küstenstämmen oder den Zwischenhändlern mag wohl zur Nachbildung durch das Holzhorn geführt haben. Es ist außerordentlich verbreitet und wird auch für die gleichen Signale verwendet wie das Muschelhorn, nämlich zur Anzeige des Todes oder der Ermordung eines Menschen, zum Kampfruf oder schließlich beim Erlegen eines Schweines (Beaver, Seligman). — Derartige Hörner habe ich auch im n. Neu-Guinea, im Gebiete des Augusta-Stromes, vielfach vorgefunden.

§ 15. Die Ansicht Kühns, daß es sich bei den Felszeichnungen des Aurignacien-Magdalénien-Kreises nicht um Hüttendarstellungen (Band VII Tf. 107 k—n), sondern um Zeichnungen von Fangvorrichtungen und Fallen für Tiere handelt, wird neuerdings durch die Untersuchungen von Lips sehr glaubhaft gemacht. Dafür spricht namentlich auch das Hineinzeichnen der Fallen in die Tiere (Bison in der Höhle Font-de-Gaume), ganz ähnlich, wie man Pfeile auf den zu jagenden Tieren anbringt. Es wird sich also hier ebenfalls um einen Jagdzauber, besser einen Fangzauber handeln. In einigen Fällen dürften Netze und Wildzäune dargestellt sein. Diese sogenannten „Strichzeichnungen" wird man somit nicht als „geometrische Linien und Muster" zu betrachten haben, oder gar als Zelte oder Hütten, sondern als vorbildliche Zeichen zur günstigen Wendung der Fangunternehmungen (s. Zauber A).

§ 16. Die Feuerbereitung findet bei den Eingeborenen von Holländisch-Süd-Neuguinea auf dreierlei Methoden statt, von denen das Feuerbohren (*rapa*) und das Feuersägen (*phiruge*) bei den Marind und deren Nachbarstämmen am häufigsten angewendet werden. Als Bohrer dient entweder ein kurzer, runder Stock, häufig auch ein Pfeilschaft, der in der Regel zur Hand ist. Dieser wird zwischen den Handflächen unter starkem Druck auf einer Unterlage, die aus weicherem und vollkommen trockenem Holz bestehen muß, rasch hin und her gequirlt. Ist das Reibmehl zum Glühen gebracht worden, so werden die Funken mit leicht entzündlichem Eukalyptus-Bast aufgefangen. Beim Feuersägen steckt der Mann ein trockenes Holz, am zweckmäßigsten eine Pfeilspitze von Bambus, schräg in den Boden. Ein zweites Bambusstück wird gespalten und, nachdem einige Späne dazwischengeklemmt wurden, auf der scharfen Kante der im Boden steckenden Pfeilspitze unter starkem Druck auf und ab gerieben, so daß die Spänchen bald ins Glimmen kommen. Nach beiden Methoden gelingt es in kaum einer Minute, mit erstaunlicher Sicherheit Feuer zu bereiten. Die Inlandbewohner bedienen sich der dritten Methode der Feuerbereitung, bei der ein Rotang-Seil unter einem Stock durchgeführt und hin und her gezerrt wird. Auch hier pflegt man erst den Stock zu spalten und Holzspänchen und anderes leicht glimmendes Material einzuführen (Wirz I 1 S. 85f.). Für die Marind-anim hat die Feuerbereitung mittels des Bohrers (*rapa*) eine besondere mythologische und soziologische Bedeutung. Es besteht ein besonderer Feuerbohrer-Kult und -Bund, zu dem ausschließlich die Leute von Kondo gehören. Durch das Abhalten der *rapa*-Zeremonien soll die mythologische Entdeckung des Feuerbohrens wiederholt werden. Das Feuer (s. d. A) und die Kunst seiner Herstellung sollen dadurch bewahrt werden, daß man die Mythe des Feuer-Geistes (*dema*) alljährlich mimisch aufführt. Gleichzeitig werden die verschiedenen Riten als Fruchtbarkeitszauber gedacht. Zu den Eingeweihten gehören nur Männer

und Jünglinge. Sexuelle und kannibalistische Ausschweifungen bilden die Grundlage des Kultes, so daß die benachbarten Stämme mit Furcht und Schrecken vor dem Feuer-*dema* erfüllt sind. Für diesen hat man in dichtem Walde ein Geisterhaus errichtet, dessen Betreten aber nur den Eingeweihten erlaubt ist. Die von einem hohen Bambuszaun umgebene Hütte ist im Innern ganz roh, entweder mit roter Erde oder mit Blut, bemalt. Unter dem Dach befanden sich zwei große, mumienartige Pakete mit rot bemalten Menschenknochen: *Rapa-dema* mit seiner Gattin. Außerdem dienten rot bemalte Stäbe auf dem Dachboden, die am unteren Ende angebrannt waren, zum Feuerbohren. Auch Holz mit eingebrannten Bohrlöchern und eine große Menge Holzspäne waren dazu vorhanden (Wirz I 2 S. 85ff., II 3 S. 31ff.).

Die Feuerbereitung scheint indessen bei den meisten Völkern etwas zu sein, was man nur bei besonderen Gelegenheiten vornimmt (s. Feuer A). Man achtet auch bei den Marind-anim mit einiger Sorgfalt darauf, daß im Dorfe das Feuer nicht ganz ausgeht, wofür die Alten und Kranken, die stets im Dorf zurückbleiben, zu sorgen haben. Wer sich in die Pflanzungen oder auf die Jagd begibt, trägt stets einen Feuerbrand mit sich und bereitet nur im Notfalle Feuer nach der einen oder anderen Verfahrensart (Wirz I 1 S. 86).

§ 17. Um eine Vorstellung von den Gedanken zu bekommen, welche sich einzelne höhere Naturvölker über ihre eigene Tätigkeit machen, sei darauf verwiesen, daß gerade diese höheren Völker mit reicherem Handwerk ihre Tätigkeit mit allerlei sogenanntem zauberischen Beiwerk umgeben. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß ein Unterschied zwischen magischen und praktischen Maßnahmen für solche höheren Naturvölker selbst nicht vorhanden ist. Die Unterscheidung zwischen zauberischem Beiwerk und wesentlicher Verrichtung wird von uns gemacht (s. Zauber A). Für den Maori Neuseelands muß das zauberische Handeln das praktische ergänzen, wenn man zu einem rechten Erfolg gelangen will. Psychologisch betrachtet, handelt es sich dabei um Verschiedenes; sehr häufig um Konzentrationsübungen. Bei der Einführung des Mädchens in die Kunst des Webens sprach z. B. der Priester (*tohunga*) Beschwörungen aus, um der Kandidatin „klares Denken" zu verleihen, sie mit einem verläßlichen Gedächtnis und der Fähigkeit auszustatten, die neue Kenntnis zu erfassen. Darauf ließ man das Mädchen vor den Webestöcken niedersitzen, und fertige Webereien verschiedener Art mit schönen Mustern und farbigen Rändern wurden vor ihr ausgebreitet, damit sie ihren Geschmack daran bilde. Dann erst bekam sie einen vorbereiteten Faden zur Hand, während der Priester abermals eine Anrufung (*karakia*) aussprach, damit das Wissen, das sie erwirbt, auch in ihrem Sinn sich festige.

Dies wurde durch eine materielle Symbolhandlung, und zwar dadurch ausgedrückt, daß das Mädchen in den oberen Teil des zu ihrer rechten Hand befindlichen Webstocks, der heilig (*tapu*), war, biß. Hierauf erst durfte sie mit dem Faden in ihrer Hand den ersten und heiligen Einschlag über den Rahmen weben. Damit hatte sie ihre Laufbahn als Weberin begonnen und fing nun an, ihr erstes Gewebe zu fertigen. Daran schloß sich die *whakanoa*-Zeremonie mit dem Sprechen anderer Zauberworte und dem rituellen Kosten verschiedener Speisen. Während dieser Vorgänge und bis zur Fertigstellung ihres ersten Webestücks durfte das Mädchen nicht gewöhnliche Nahrung genießen oder einen Platz betreten, auf dem Speisen gekocht wurden, und auch nicht mit ihrer Familie zusammen sein. Ihre ganze Aufmerksamkeit sollte somit auf die Erlernung der Weberei gelenkt, alle Zerstreuungen vermieden werden. — Ähnliches galt auch für das weitere Verhalten bei der Weberei nach der Einweihung. — Selbst heute noch nehmen Maori-Frauen im Webehause keine Speisen zu sich, ohne ihre Webearbeit zuzudecken. Betritt ein Fremder den Raum, in dem eine Frau an der Weberei sitzt, so werden die Webestücke sofort gelöst, die Arbeit verdeckt und zur Seite gelegt. Begibt sich jemand hinter den Webstuhl und die Weberei, um von da aus die Arbeit zu untersuchen, so wird das als unangenehm empfunden, es gilt als böses Vorzeichen (s. Omen A). Das Gleiche ist der Fall, wenn

die Weberin einen Einschlag bei Sonnenuntergang nicht fertig macht. Durch alles das, heißt es, wird das Gedächtnis der Weberin auf die Probe gestellt, sie wird verwirrt, so daß sie niemals mehr das angefangene Gewebe zu Ende bringen kann. Jede Ablenkung soll also vermieden werden. Dazu kommt noch, daß man das angefangene Muster nicht preisgeben will. Denn jede Weberin ist stolz auf ihre Muster und möchte nicht, daß andere sie nachahmen.

Ähnliches ist auch bei den verschiedenen Fertigkeiten des Nahrungserwerbs bei den Maori der Fall, wie beim Speeren der Fische, dem Setzen der Vogel- oder Rattenfallen, dem Klettern auf die Bäume u. dgl. Die magischen Handlungen, welche alle Tätigkeiten, das Schnitzen und Tätowieren, den Haus- oder Kanu-Bau usw., begleiten, und die wir als „zauberisch" bezeichnen, sind nicht ohne nützliche Wirkung auf den Arbeitsprozeß und die Psyche des Arbeitenden, die sie mit Vertrauen auf den Erfolg des Werkes erfüllen, und kommen damit auch dem Werke selbst zugute (vgl. Firth 1926).

Über Zwirnen und Spinnen bei den Indianern Südamerikas vgl. Frödin und Nordenskiöld.

Über die Magik beim Fischen vgl. Malinowski 1918.

Über das Prinzip der Schraube bei den Eskimos vgl. Porsild.

Über Pflugformen (vgl. Nopcsa) und landwirtschaftliche Geräte vgl. Leser (S. 416ff.).

§ 18. Für die Beherrschung der Natur sind die Fertigkeiten und Kenntnisse bei der Schiffahrt nicht nur in bezug auf den Bau der Fahrzeuge, sondern auch auf deren Lenkung und Steuerung, namentlich auf hoher See, von großer Bedeutung. Die Beobachtung des Himmels und die Orientierung nach den Gestirnen und dem Stand der Sonne bieten den einzigen Anhaltspunkt. Ob allerdings die Kenntnisse und das Orientierungssystem etwa der Mikronesier auf ihren eigenen Fahrten und Wanderungen erst gewonnen oder bereits zum Teil wenigstens von dem Ausgangspunkt ihrer Wanderungen her mitgebracht wurden, kann hier nicht untersucht werden. Die Kenntnisse der heutigen Eingeborenen der Marshall-Inseln sind deshalb besonders bemerkenswert, weil sie nicht nur in ihrer Vorstellungswelt existieren, sondern in Gestalt von Stabkarten eine materielle Fixierung erhalten haben. Schon von Kubary wurde auf die astronomischen Kenntnisse und deren Verwertung für die Nautik aufmerksam gemacht. Durch Sarferts Untersuchungen (1911 S. 131ff.; vgl. Erdland S. 16ff.) stellte sich heraus, daß die Bewohner der Marshall- und der Karolinen-Inseln gegen drei Dutzend Sterne mit Namen belegt haben, von denen ein großer Teil Sternbilder darstellt, daß Mythen über diese Sterne und Sternbilder und ihr Verhältnis zueinander bestehen, sowie daß auch die Monate nach den Namen von Sternbildern benannt sind (s. Zählen). Das regelmäßige Sichtbarwerden und Verschwinden einzelner Sternbilder im Laufe des Jahres wurde mit dem regelmäßigen jährlichen großen Wechseln von Wind und Wetter in Zusammenhang gebracht.

An den Stand der Sterne knüpft nun ein Orientierungssystem auf hoher See an. Dieses wird dadurch begünstigt, daß in den Äquatorialgegenden die Sternbahnen vor allem die Ost-Westrichtung kennzeichnen, während die Meridianlinie durch das auffällige Verhalten des Nordpolarsternes im Gegensatz zu den übrigen Fixsternen gegeben ist. Daraus konstruierte man eine Strichrose im Sinne unserer Kompaßrose, bei der die Striche identisch sind mit den Auf- und Untergangspunkten von Fixsternen. Wahrscheinlich in Anlehnung an die gekennzeichneten Hauptbewegungen der West-Ost- und der Süd-Nord-Richtung hat man den Horizont nicht nach unserer Art kreisförmig wiedergegeben, sondern viereckig, nach der Art eines Koordinatensystems. Für die Ausbildung dieser viereckigen Strichrose wurde aus der Zahl der bekannten und benannten Sterne und Sternbilder nur ein Teil ausgewählt, neunzehn, und zwar in der Art, daß ihre Aufgangspunkte und ihre Untergangspunkte etwa in gleichen Abständen voneinander liegen.

Selbstverständlich bringt dieses System mancherlei Ungenauigkeiten mit sich. Die OW-Linie liegt etwa $8^1/_2{}^0$ zu weit nach Norden. Ferner liefern die Sternbilder nicht Striche von mathematischer Regelmäßigkeit. Diese Ungenauigkeiten sind den Eingeborenen auch bewußt. Nicht auf allen

zentralkarolinischen Inseln ist diese Strichrose aber die gleiche; auch scheint auf einigen die Kenntnis davon verloren gegangen zu sein. Südlich von Palau beträgt die Zahl der Striche 36, in den Zentral-Karolinen 28, auf den Korallen-Inseln in der Nähe von Ruk 32. Doch sind die dabei verwendeten Sternbilder in der Hauptsache die gleichen. Auf den s. von Palau gelegenen Inseln hat man wohl wegen des Vorherrschens von NO- und NW-Kursen die Zahl der Striche vermehrt, also neue Sternbilder eingefügt. Der Mangel an größeren Fixsternen in der Nähe des Südpols hat die Zentral-Karoliner veranlaßt, verschiedene Konstellationen des s. Kreuzes zur Fixierung der Striche in der Nähe des S-Punktes zu benutzen. Dadurch werden meist drei, mitunter auch fünf Striche bestimmt. Der Unterschied im Verhalten der Karoliner gegenüber den Bewohnern der Marshall-Inseln besteht, wie erwähnt, in der materiellen Fixierung. Nur auf den Inseln s. von Palau ist es mitunter üblich, die Striche der Rose und die Lage der Inseln für Lehrzwecke durch Steinchen zu markieren. Unter diesen Umständen bleibt die Kenntnis der Rose auf die Überlieferung verhältnismäßig weniger Familien beschränkt (s. a. Handwerk A).

Da die Kenntnis der Magnetnadel fehlt, ist man an die Sichtbarkeit eines Punktes, dessen Richtung feststeht, oder mit dessen Hilfe eine solche als eine natürliche Richtungskonstante bestimmt werden kann, gebunden. Bei klarem Himmel sind das die Gestirne, bei bedecktem Himmel aber hilft das an die Sterne geknüpfte Orientierungssystem nichts. Unter der Zahl der gleichzeitig sichtbaren Sterne befindet sich meist einer, der nahe dem Horizont steht, dessen Auf- oder Untergangspunkt daher ohne weiteres gegeben ist. Auf diese Weise hat man sofort einen Strich der Rose und seinen Gegenstrich am Horizont, eine Richtung, an deren Hand die Strichrose im Geiste rekonstruierbar ist. Die Anwendung der Strichrose bei Tag ist schwieriger als bei Nacht, da die Sonne den einzigen Anhaltspunkt bietet. Aber die Karoliner sind genau orientiert, an welchem Punkte des Horizonts die Sonne jeweils im Verhältnis zu den Auf- und Untergangspunkten der Sternbilder auf- oder untergeht; damit werden ein, bzw. zwei Striche der Rose bestimmt und die anderen im Geiste ergänzt.

Für jede Fahrt zwischen je zwei Inseln weiß der mikronesische Kapitän die Lage der Inseln zu den Strichen der Rose aus dem Gedächtnis, aus seiner Erfahrung. Die Zahl der üblichen Kurse ist verhältnismäßig nicht sehr groß. Doch bestehen in der Beziehung auch große Verschiedenheiten. Die Kapitäne der Zentral-Karolinen kennen bis zu 100 Kursen.

Den erwähnten Mängeln in der Anwendung der Strichrose tragen die Karoliner dadurch Rechnung, daß sie möglichst etappenweise von einer Insel zur nächsten vorrücken, die Fahrten auf die Monate mit günstigen Wind-, Wetter- und Sternverhältnissen beschränken, auch bei Fahrten mit dem Winde ein- oder mehrmals den Kurs brechen und schließlich bei einer Fahrt zwischen zwei bestimmten Inseln immer noch eine dritte Insel mit ins Auge fassen, die man „Notinsel" nennen kann. Sollte es nämlich im Falle widriger Verhältnisse unmöglich werden, Ausgangspunkt oder Ziel der Reise zu erreichen, so nimmt man auf dieser seitlich vom Kurse gelegenen Insel seine Zuflucht.

Eine solche Abweichung zur Erreichung der Notinsel setzt natürlich voraus, daß der Kapitän auf Grund seiner Erfahrung von der zeitlichen Normaldauer der Fahrt und seiner Abschätzung der Geschwindigkeit in der entsprechenden Richtung abbiegt. Dieses Mittel, die sog. „Gissung", war auch bei uns zu dem gleichen Zweck üblich und zwar vor Einführung des Log vor dem Ende des 16. Jh.

Die Brauchbarkeit der Notinsel hängt natürlich von ihrer Lage zum Kurs ab. Bemerkenswert ist dabei die Berechnung der Fahrtlänge, welche nach einem Maße (s. Zählen) vorgenommen wird, das *etak* heißt. Die Zahl der *etak* ist identisch mit der Zahl der Striche, welche die Notinsel im Laufe der Fahrt scheinbar am Horizont zurücklegt. Dabei wird der erste durchlaufene Strich bei Beginn der Fahrt nicht mitgezählt. Somit stellt *etak* ein Bogenmaß von der Größe eines Striches dar oder ein Winkelmaß von der Größe des zum Bogen gehörigen Zentriwinkels. Für die meisten Fahrten haben die Kapitäne

die Zahl der *etak* im Gedächtnis. Eine Beziehung zwischen *etak* und Seemeilen, also zwischen dem Winkel und der konkreten Fahrtlänge, besteht natürlich nicht.

Das häufige Verschlagenwerden und die Unglücksfälle zur See sind zweifellos zu einem Teil auf die Unzulänglichkeit des nautischen Systems zurückzuführen. Andererseits ermöglicht dieses, trotz der sehr geringen technischen Hilfsmittel, auf der unübersichtlichen Wasserwüste sich in verhältnismäßig ausreichendem Maße zurecht zu finden (vgl. a. Sarfert I [1919] S. 218ff.).

Über die Kenntnisse von Sternen und Sternbildern im malaiischen Archipel vgl. Maass.

Über die verschiedenen Kanu- und Bootsarten, welche für die Wanderungen, besonders über den großen Ozean hin, von größter Wichtigkeit sind, vgl. Friederici S. 27ff.

Über die verschiedenen Fortbewegungsmittel im allgemeinen vgl. Lefebvre des Noëttes. — S. a. Wagen.

Über die Verbreitung des Fischdrachens in Indonesien, Melanesien, Mikronesien und die Drachenfischerei vgl. Plischke.

§ 19. Neben dem zweifellos wichtigen Fallgrubenfang des altpaläolithischen Jägers wird man aber auch die direkte Jagd mit spitzen Pfählen oder Speeren, die entweder mit Feuer zugespitzt und mit Steinen geglättet oder aber mit Steinspitzen versehen waren, nicht außer Acht lassen dürfen. In der Tat wird mit verhältnismäßig geringer Mühe Holz mit Feuersteingeräten geschnitten und bearbeitet (vgl. Pfeiffer). Die Herstellung von Holzspeeren bei den Baining-Leuten von Neu-Pommern beschreibt Parkinson folgendermaßen: Sie werden einigermaßen rund abgeschabt und das eine Ende zugespitzt, sowie im Feuer gehärtet. Trotz der rohen Arbeit sind sie in den Händen der Baining eine gefährliche Waffe, denn von Jugend an übt man sich im Werfen und erreicht mit der Zeit eine erstaunliche Gewandtheit und Fertigkeit. — Die Verfertigung solcher Waffen wird man schon für das Chelléen oder noch früher anzusetzen haben, man wird sie mit dem Ausbau der Feuersteingeräte zusehends verbessert haben. Erst in jungpaläolithischer Zeit treten Knochen- und Hornspitzen in der Waffentechnik auf. — Die außerordentlich ungelenken Geräte der Tasmanier ermöglichten diesen dennoch die Herstellung langer, hölzerner Speere, $^1/_2$ m l. spitzer Wurfhölzer usw. La Billardière spricht von 16—18 Fuß l. Wurfspeeren und sagt von ihnen, daß diese Waffe nichts weiter war als ein gerader, langer Stock, den sie sich nicht einmal bemüht hatten, ganz glatt zu machen, der jedoch an einem Ende zugespitzt war. Melville schildert den Speer als einen geraden Stock in der Länge von 5—8 Fuß, aus dem harten Holz bestimmter Bäume hergestellt, deren Rinde sie abgetrennt und das Holz am dicksten Ende zugespitzt hatten. Widowson beschreibt ihn als ungefähr 12 Fuß lang und so dick wie der kleine Finger eines Mannes, aus dem Holz des Teebaumes gewonnen, an einem Ende gehärtet und mit scharfer Spitze durch Brennen und Schaben mit einem Feuerstein versehen. Fourneaux erwähnt auch die Schärfung mit Muscheln. Henderson erzählt, daß gerade Äste verschiedenen Buschwerks ausgelesen werden, um als Speere zu dienen. Nachdem sie getrocknet, über einem Feuer gehärtet und sorgfältig zugespitzt wurden, bedurfte es nur geringer Anstrengung, um eine schwere Wunde zuzufügen. Backhouse erwähnt, daß die Tasmanier ihre Speere sorgfältig mit den Zähnen ausbalancieren, wie einen wohlzugerichteten Angelstock. Die zackigen Speere und Schilde waren auf die nördlichen Stämme beschränkt. Nur einmal wird ein vergifteter Speer erwähnt.

Dazu kam bei den Tasmaniern das Wurfholz, der Bumerang, ein kurzes Stück Holz, das gegen den Griff zu dünner wurde, eingekerbt und an diesem Ende abgerundet war (ähnlich wie die Form aus den Salomo-Inseln und den neuen Hebriden). Seine Länge wird mit 2—$2^1/_2$ Fuß angegeben, und es wird gesagt, daß sie es verwendeten, um etwa einen Verwundeten zum Gehen anzutreiben, und daß sie dem Gerät eine drehende Bewegung mit großer Genauigkeit zu verleihen verstanden. Es wurde aus dem gleichen Holz wie der Speer hergestellt. — Wentworth weist darauf hin, daß die Tasmanier ihre Speere nicht so geschickt und nicht so weit geworfen hätten wie die Eingeborenen

von Neu-Süd-Wales. Doch wird von anderen ihre besondere Geschicklichkeit im Speerschleudern hervorgehoben (Ling Roth 1890 S. 79ff.). — Gegen die reiche Raubtierwelt, deren Exemplare außerdem noch dicht behaart waren, dürften für den diluvialen Menschen spitze Holzspeere wohl die besten Waffen gewesen sein, wie auch Soergel (S. 19) meint.

Übrigens muß bemerkt werden, daß gerade den Tasmaniern, wie auch den meisten australischen Stämmen, mit Ausnahme der nö., Bogen und Pfeil fehlen. Es ist daher durchaus verfehlt, etwa den Altpaläolithikern die Kenntnis des Bogens oder die mit der Elastizität des Holzes zusammenhängenden Jagdfallen zuzuschreiben. Man wird sie wohl frühestens für die Jungpaläolithiker in Anspruch nehmen können (s. Jagd A § 5). Aus diesem Grunde ist es auch ganz ungeeignet, für die Stämme heute noch lebender primitiver Jäger den Bogen als die sie besonders kennzeichnende Waffe hervorzuheben. Gerade der Übertragungsgedanke legt es nahe, daß diese Jäger- und Sammlerinnen-Stämme (s. a. Wirtschaft D) den Bogen zu irgendeiner Zeit ihrer Geschichte von Nachbarn sich angeeignet haben. Denn Bogen und Pfeil vermochten sich dem ganzen Jägerleben sehr gut einzupassen, und es bestand dafür von vornherein eine Bereitwilligkeit zur Übernahme und Einordnung in die Kultur dieser sonst technik-armen Stämme.

Was den Bumerang betrifft, so gibt es davon verschiedene Formen in Australien und in der Nachbarschaft. Daß der Bumerang indessen in früherer Zeit eine ganz andere Verbreitung und eine wichtige Rolle gespielt haben muß, geht nicht nur aus der Tatsache hervor, daß er im alten Ägypten nachgewiesen werden kann (s. Wurfholz B), sondern daß er sogar als Bildzeichen in die Keilschrift (s. d.) Eingang gefunden hat (s. a. Zepter C § 1).

Die Verbreitung des Bumerangs (s. d.), den man irrtümlich auf Australien beschränkt annimmt, kann auch auf den Neuen Hebriden nachgewiesen werden und reicht wohl bis auf die Salomo-Inseln, namentlich nach der Südspitze von Bougainville (Buin; vgl. Thurnwald I Tf. 12). In diesen Gegenden fällt dieser Waffe eine besondere zeremonielle Bedeutung zu. Dieser Umstand eben ist es, der darauf hinweist, daß ein Objekt seit langer Zeit wenigstens mit einem Teile der Bevölkerung, von dem eine Gemeinde oder eine Agglomeration von Gemeinden abstammt, in Verbindung steht. In Australien, dem sog. „Heimatlande" des Bumerangs, dient dieser nur als Waffe. Es ist ähnlich wie mit dem Wurfmesser der Sudan-Stämme in Afrika, das bei einigen Bantu-Völkern zu einem Kultgegenstand, bei anderen zu einem Hausgerät geworden ist (Tessmann S. 134).

Der Bumerang von Esperito Santo auf den Neuen Hebriden ist so gearbeitet, daß er nicht zu dem Schleuderer zurückkehrt, er zeigt jedoch bei seinem Flug ähnliche Wendungen wie auch der australische Bumerang. Eine besondere Art des Fluges besteht darin, daß er einige Meter vor dem Schleuderer den Boden berührt. Die Leute behaupten, daß sie den Bumerang seit jeher besäßen; er kommt auch in ihren Legenden vor. Besonders bei einer Zeremonie, die *wōs* genannt wird, tritt er in Erscheinung. Dabei wird Kawa in Abständen von je fünf Tagen genossen; die jungen Männer werfen den Bumerang, während die alten Kawa trinken. Diese Zeremonie, die in Zeiträumen von mehr als einem Jahr abgehalten wird, geht von den Geheimen (s. d.) Gesellschaften aus, die hier *Supwe* heißen. Es ist dieselbe Bezeichnung wie *Sukwe* oder *Suque* auf den Banks-Inseln. Eine der Sippen von Nogugu, die sich *Taliu* nennt, glaubt, daß sie von dem Bumerang abstamme. Nach der Überlieferung sind die *Taliu* der Zweig einer anderen Sippe: der *Tapulu*. Angeblich sollen die *Tapulu* Bumerangs geworfen und versucht haben, sie in ein Tal über einen Hügel, der *Liu* hieß, zu werfen. Schließlich gelang es einem Mann, seinen Bumerang bis nach *Liu* zu werfen; als aber die Leute auf die Suche nach dem Bumerang gingen, fanden sie ihn nicht, sondern an seiner Stelle ein Weib. Als sie dieses fragten, ob sie den Bumerang gesehen habe, antwortete sie: „Nein, der Bumerang bin ich." Sie wurde dann die Ahnfrau der *Taliu*.

Bezeichnenderweise kommt der Bumerang in einem Teil von Santo vor, wo eine Stammeshalbierung die Grundlage der Heiratsordnung (s. d.) bildet. Dagegen

wurde der Bumerang als Repräsentant der australischen Kultur mit dem Totemismus (s. d. B) und den vaterrechtlichen Einrichtungen bisher in Verbindung gebracht. Die Verbindung mit der Geheimen (s. d.) Gesellschaft und dem Kawa-Genuß läßt die Berechtigung, den Bumerang als Kennzeichen der australischen Kultur zu betrachten, sehr zweifelhaft erscheinen. Vielmehr dürfte man berechtigt sein, die Einführung des Bumerangs sowohl nach Australien wie nach den erwähnten melanesischen Gebieten als Abzweigungen von einer Quelle zu betrachten (Rivers 1914 II 83; ders. 1915 Nr. 59).

Bei Waffen wie Bogen und Pfeil kommt es vor allem auf ihre Wirksamkeit an. Die Kraft und Durchschlagsfähigkeit von Pfeil und Bogen verschiedener Typen wurden sorgfältig durch eine Reihe von Experimenten mit Originalgegenständen des kalifornischen Museums geprüft; die am besten erhaltenen und stärksten Objekte der großen Sammlung wurden dazu auserwählt. Dabei zeigte sich zunächst, daß ein Alter der Stücke von etwa 200 Jahren keineswegs schädlich ist, sondern im Gegenteil die Wurfkraft eher erhöht. Das beste Ergebnis wurde durch einen zusammengesetzten türkischen Bogen erzielt. Man erkannte, daß im allgemeinen bis zu einer gewissen Grenze ein schwerer Pfeil eine größere Durchschlagskraft besitzt. Eine starke Befiederung des Pfeils verminderte jedoch seine Schnelligkeit und Durchschlagskraft. Pfeile mit Obsidianspitzen dringen tiefer in tierisches Gewebe ein als die gleichen Pfeile mit Stahlspitze. Ein Tartarenbogen erwies sich, obgleich er der stärkste war, doch als wenig geeignet zum Schießen. Ganz besonders wirkungsvoll zeigten sich die Pfeile der kalifornischen Indianer, doch weisen die meisten Pfeile der Naturvölker große Mängel an Genauigkeit beim Fliegen auf (Pope S. 339ff., 373). — Damit hängt wohl auch zusammen, daß Pfeilangriffe von Melanesiern und Papuanern im Gefecht gewöhnlich in der Weise vor sich gehen, daß man den Gegner mit einem Hagel von Geschossen zu überdecken sucht (wie ich selbst beobachtete).

Nicht nur in bezug auf die Art der Bogen und Pfeile, sondern auch in ihrer Handhabung finden wir erhebliche Unterschiede, für die man wiederum bestimmte Verbreitungsgebiete umgrenzen kann. Im allgemeinen kann man fünf Methoden beim Abschießen der Pfeile vom Bogen unterscheiden und außerdem noch gewisse Varianten der Hauptarten. 1. Das einfachste Verfahren, wie es auch von Kindern und nicht unterrichteten Neulingen befolgt wird, besteht darin, daß man nur den Pfeil zieht und dessen „Fuß" zwischen dem Ende des Daumens und dem Mittelknöchel des Zeigefingers faßt. Der Zug geschieht also ausschließlich vermöge der Reibung des Fingers am Pfeilende. Bei Stämmen, welche dieses Verfahren beobachten, findet sich oft eine Verdickung, ein „Knopf", am Fuß des Pfeiles, um ausgiebiger ziehen zu können. Es ist klar, daß diese Art des Zugs die schwächste von allen ist, selbst wenn man einen Knopf verwendet, der indessen die Schnelligkeit und Treffsicherheit des Pfeiles beeinträchtigt. Dieses Verfahren ist auf allen Kontinenten bekannt und weit verbreitet. — 2. Hält man den Pfeil in der Art der ersteren Methode, zieht aber gleichzeitig mit dem dritten oder vierten Finger die Sehne, so ergibt sich eine größere Sicherheit für den Zug, was Morse als eine Verbesserung der erwähnten ersten Verfahrensart betrachtet. — 3. Alle folgenden Methoden ziehen nur oder hauptsächlich an der Sehne. Der Pfeil wird zwischen dem Daumen und der Seite des nahezu ausgestreckten Zeigefingers nur zum Zweck seiner Führung gehalten. Der Handteller ist dabei etwas nach oben gewendet und verhilft häufig zu einer diagonalen oder horizontalen Lage des Bogens. — 4. Die sogenannte „Mittelmeermethode" zeichnet sich von der vorhergehenden dadurch aus, daß der Daumen keinerlei Tätigkeit entfaltet. Die Sehne wird durch die Innenflächen der Spitzen des Zeige- und Mittelfingers gehalten, entweder noch mit oder ohne Ringfinger. Die festhaltenden Knöchel stehen im rechten Winkel zur Sehne. Sie werden oft durch Hülsen gegen die zurückschnellende Sehne geschützt. Bei diesem Verfahren liegt das Pfeilende nicht zwischen irgendeinem Teil des Daumens und dem Zeigefinger, sondern zwischen Zeige- und Mittelfinger, die den Pfeil ganz leicht

führen. Man wird diese Methode als die ausgiebigste bezeichnen können. — 5. Schließlich kann man die Sehne mit dem Daumenknöchel anziehen. Der Zeigefinger hilft dadurch nach, daß er oberhalb des Daumenendes sich krümmt, um dessen Kraft zu verstärken, jedoch ohne die Sehne zu berühren. Der Fuß des Pfeiles ruht in der Höhlung zwischen Daumen und Zeigefinger. Die übrigen Finger werden dabei nicht gebraucht, mit Ausnahme des dritten, der sich gelegentlich mit dem zweiten zusammen krümmt. Diese Art kann als die mongolische bezeichnet werden. Ein Ring oder eine ähnliche Vorrichtung wird dabei gewöhnlich um den Daumen getragen, nicht nur um diesen zu schützen, sondern auch um die Sehne fester fassen zu können. Diese Methode tritt gewöhnlich in Verbindung mit dem zusammengesetzten asiatischen Bogen auf.

Bei Untersuchungen mit den erwähnten fünf Methoden wurde experimentell festgestellt, daß beim Zug nach dem ersten Verfahren eine Stärke von 25 Pfund erreicht wurde, mit verdicktem Pfeilknopf: 35, nach der zweiten Methode: 40, nach der dritten: 60, nach der Mittelmeermethode: 80, nach der mongolischen, mit ungeschütztem Daumen: 45, mit Daumenschutz: 55 (Pope S. 121f.).

Auf verschiedene, mit den erwähnten Hauptverfahren vermutlich irgendwie zusammenhängende andere Methoden einzugehen, würde in diesem Zusammenhang zu weit führen.

Das am festesten umschriebene Verbreitungsgebiet kann die mongolische Methode (5) in Anspruch nehmen. Sie umfaßt das mittlere Asien und reicht von Japan bis Persien und Anatolien, schließt jedoch nicht Indien ein. Ihr Ursprungsgebiet mag in China oder im zentralen Asien liegen. Wie weit allerdings in späterer Zeit die mongolische Methode nach dem asiatischen Westen und Afrika gelangt ist, muß Einzeluntersuchungen vorbehalten werden. Daumenringe reichen übrigens vereinzelt bis zum oberen Nil und unteren Niger. In neuerer Zeit treten die Verbreitung der mongolischen Methode und der Gebrauch von Ringen zugleich mit dem zusammengesetzten Bogen auf. Doch dürfte letzterer im nahen Osten älter sein als die mongolische Methode des Pfeilschnellens (s. a. Bogen). Ganz vereinzelt ist ein dem mongolischen Verfahren ähnliches bei den Yahi (südl. Yana) von Kalifornien festgestellt worden und dürfte für dort vielleicht als selbständige Erfindung, als Konvergenz-Erscheinung, zu gelten haben; es ist sonst nicht gleichartig mit dem asiatischen Verfahren. Die von Kroeber sogenannte „Mittelmeermethode" (4) beherrscht Europa, ferner Ägypten, Arabien, Indien und Hinterindien, erreicht aber auch die Eskimos und die Stämme des nördlichen Amerikas. Am frühesten kann sie im Ägypten der XII. Dynastie, jedoch vielleicht noch früher auf den babyl. und assyr. Denkmälern festgestellt werden (Unger *Assyrisch-babylonische Kunst* 1927 Abb. 76 und 85; auf Abb. 79 dürfte jedoch die dritte Methode erkennbar sein). — Man darf vielleicht diese Methode als die der Führervölker mit zeitlich relativen Spitzenleistungen bezeichnen, von denen jedoch Ausstrahlungen auch zu vielen anderen Völkern gelangten, auch zu technisch inferioren, wie etwa zu den Veddas, den Bewohnern der Andamanen, den Negritos von Luzon u. dgl. — Zwei weitere besondere Verbreitungsbereiche dieser Methode finden sich einerseits unter den Eskimos von Sibirien, Alaska und Baffinsland, andererseits bei den Luiseño-Indianern von S-Kalifornien, den San-Carlos-Apache von Arizona und den Seri von Sonora. Während dieser Kreis mit den Eskimos nicht weiter zusammenzuhängen scheint, reichen von diesem sw. Gebiet Nordamerikas aus Zusammenhänge zu den Azteken und einzelnen zentralamerikanischen Nachweisen. In S-Amerika wird diese Methode in zwei Fällen von den Botokuden berichtet. Möglicherweise handelte es sich um Ausstrahlungen von anderen Völkern, über die aber bisher kein zureichendes Material beigebracht wurde. — Aus Afrika wird, soweit bekannt, nur von den Baluba die Mittelmeermethode geübt. Hier liegen die Zusammenhänge nahe. — Die 3. Methode ist vor allem in Amerika heimisch, aber auch in Afrika bei den Basonge und Bakuba am Kongo, ferner zwischen Indien und Melanesien: in Birma, Siam, auf den Andamanen, sowie auch auf Neu-Guinea usw. Dieses Verfahren ist viel-

fach vom ersten und von der Mittelmeermethode durchzogen. — Das 2. Verfahren ist bei verschiedenen nordamerikanischen Indianern, wie den Seneka-Irokesen, den Ottawa, Ojibwe, den Zuñi usw., festgestellt und ist am wenigsten weit verbreitet. Es liegt zumeist an den Grenzen der ausgebreiteten 3. Methode. — Am unregelmäßigsten ist das 1. Verfahren verbreitet. Überdies sind die Berichte häufig unzuverlässig und lassen oft das 1. Verfahren erscheinen, obgleich ein anderes vorliegen mag. Im allgemeinen kann man aber sagen, daß diese Methode bei Völkern mit sehr wenig ausgebildeter Technik vorkommt. Die Verbreitung hängt teils mit dem Fortleben primitiver Methoden zusammen, teils mit Rückbildungen bei der Übernahme, mit unzulänglicher Nachahmung, womit Änderungen verbunden sind. Das nö. Amerika mit rückständiger Technik zeigt bei den Penobscot- und Micmac-Indianern ein solches Gebiet. Daran grenzt ein Bereich der 2. Methode. Bei den Ojibwe sind die beiden ersten Verfahren in Gebrauch. Weiter südwestlich breitet sich ein Landstrich des 3. Verfahrens aus. Jenseits davon erscheint wiederum unter den Navaho, den Maidu und Luiseño von Kalifornien die 1. Methode, die auch von den Ute geübt wird. Die drei oder vier sw.-kalifornischen Fälle unterstützen einander und hängen wieder mit den in derselben Gegend üblichen 2. Verfahrensarten zusammen. — Dabei besteht die Möglichkeit, daß außer der Übertragung sich auch noch selbständig im Sinne von Morse das 2. Verfahren aus dem 1. und das 3. aus dem 2. stellenweise herausgebildet hat. Ähnlich ist es auch in Afrika. — Kroebers Ansicht (S. 293), daß das 1. Verfahren sich gelegentlich überall da entwickelt habe, wo keine feste Schule bestand und das Bogenschießen nicht besonders gepflegt wurde oder endlich irgendwie schlecht nachgeahmt wurde, hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich. Ganz anders steht es mit den Schulverfahren, zu denen besonders das 3., 4. und 5. zu rechnen sind. Sie zeigen, daß das Bogenschießen in den betreffenden Gegenden zu exakter Ausbildung gelangt ist. Es ist auch bezeichnend, wie die Beispiele des 1. Verfahrens verteilt sind, die ja hauptsächlich im sö. Asien und w. Ozeanien eine gewisse historische Einheit zu bilden scheinen, obgleich sie auch hier von der 3. und der Mittelmeermethode durchzogen werden und im Norden mit der mongolischen in Berührung stehen, wie insbesondere die Beispiele von den Ainu, aus Formosa, der Bagobo von Mindanao, von den Andamanen und den Salomonen zeigen. Diese Gegenden scheinen Grenzgebiete des 1. Verfahrens darzustellen. — Besonders interessant ist das Zusammentreffen des 1. Verfahrens mit der Mittelmeermethode bei den Pygmäen-Völkern, auf den Andamanen und bei den Negritos von Luzon. Die Negritos bedienen sich außerdem noch der 3. Methode und möglicherweise auch der 2. und der mongolischen. Man ersieht daraus, wie vielfach beeinflußt Pygmäen-Kulturen sein können. Sie können in dem Sinne als niedrig bezeichnet werden, als sie sich überhaupt nur verhältnismäßig wenige Kulturelemente angeeignet haben. In dem jedoch, was sie sich aneigneten, können Bestandteile verhältnismäßig hoch entwickelter T. sein, wie etwa Töpferei, ja sogar Eisen und vermutlich der Bogen selbst (Kroeber S. 294; vgl. a. Wissler S. 30ff.). — Auch hier kommt die Auslese des aufnehmenden Volkes in Betracht (s. Primitive Kultur).

Diese Beispiele aus dem gut untersuchten, hauptsächlich amerikanischen Material sollten das Ineinandergreifen verschiedener Fertigkeiten beleuchten und nicht nur darauf hinweisen, wie verschiedenartig das Vorkommen von bestimmten T. sich verteilt, sondern wie diese auch durch Nachahmung umgestaltet werden können, daß aber auch das Vorkommen irgendeines Gegenstandes oder einer Waffe wie Bogen und Pfeil noch lange nicht mit der Feststellung des Objektes selbst und seiner Merkmale erledigt ist, sondern daß die Handhabung und der Gebrauch selbst noch von größter Wichtigkeit sein können.

Alle Stämme der Buschmänner bedienen sich ausnahmsweise Giftmischungen, die sie auf ihre Pfeilspitzen schmieren, und von deren Wirksamkeit sie sich Erfolg in der Jagd versprechen. Dabei verwenden die Buschmänner eigenartige Pfeile, bei denen die Spitze aus Stein, Knochen, Holz, Stachelschweinstachel, neuerdings aus Eisen oder Glas in einem Zwischenschaft oder

„Hals" von Knochen, Holz oder Feder steckt, der an dem Hauptschaft aus Schilfrohr befestigt ist. Der Zwischenschaft ist vollständig getrennt und abnehmbar vom Rohrschaft. Diese Zwischenschäfte oder „Hälse" werden sorgfältig in das Ende des Rohres eingepaßt, an das sie gewöhnlich mit einer Sehne noch festgebunden werden, oder doch so eingefügt, daß das Rohr nicht springt. Die primitivste Pfeilform hatte einen Zwischenschaft oder „Hals" aus Knochen, der manchmal spitz zulief. Das Gift wurde an diese Spitze geschmiert, und wenn der Pfeil nicht gebraucht wurde, steckte man die Spitze in den Rohrschaft. Wünschte der Buschmann zu schießen, so kehrte er die Spitze um, so daß das vergiftete Ende nun am Kopf des Pfeiles war. Vielfach befestigte man an der Spitze noch einen Stachel als Widerhaken, den man mit einer Sehne festband und auch mit Gift bedeckte, das auch an der Sehne haften blieb. So konnte verhütet werden, daß der Pfeil aus der Wunde des Tieres herausfiel, selbst wenn das Rohr von der Spitze abbrach. Fand man das tote Tier, so wurde die Pfeilspitze immer herausgenommen. Der Pfeil des Buschmanns war an sich viel zu leicht, um ein großes Tier ernstlich zu verwunden, und daher war er für den Erfolg seiner Jagd in dieser Beziehung auf das Gift angewiesen. Die Stärke des Giftes richtete sich nach der Größe des Tieres, für das der Pfeil bestimmt war. So waren z. B. Gifte, die für den Springbock und kleinere Arten von Antilopen ausreichten, nicht genügend für das Hartebeest und das Quagga. Der Löwe erforderte Gift von erheblicher Stärke, das schärfste Gift jedoch der Büffel und der Strauß. Die Kraft des Giftes hing von der Zusammensetzung ab, in der die verschiedenen Ingredienzien gemischt wurden. Am wirkungsvollsten war das Gift frisch, mit der Zeit verlor es dann an Kraft. Keines der Buschmanngifte wirkte im Augenblick. Gewöhnlich rennt das verwundete Tier weiter, als ob es nicht getroffen wäre, und der Jäger folgt seiner Spur, bis er es tot findet. Das dauert ungefähr eine halbe Stunde, manchmal vergehen aber auch Stunden darüber, mitunter muß er sogar einen Tag auf die Wirkung des Giftes warten. Gefahr bestand nur, daß ein wildes Tier oder ein Geier vorher sich der Beute bemächtigte. Auf Menschen scheinen die Gifte nicht immer tödlich zu wirken. Sie hatten indessen oft eine schmerzhafte Erkrankung zur Folge. Das Fleisch der getöteten Tiere war durchaus eßbar; irgendwelche Gegengifte besaßen die südlichen Buschmänner wenigstens nicht, obgleich sie Gegenmittel gegen den Schlangenbiß anwendeten (Schapera S. 199ff.).

Bei den Marind-anim von Süd-Neu-Guinea wird eine Mythe erzählt, nach der sich die Leute eines Tages auf der Jagd wunderten, keinem Wild zu begegnen. Es stellte sich heraus, daß der „Bogengeist" (*dema*) dort gewesen war. Man versuchte nun, ihn zu fangen, was auch gelang. Alle Leute stürzten sich auf ihn, und bei dieser Gelegenheit wurde er in zwei Teile zerrissen. Die Küstenbewohner erhielten das Fußende, die Waldbewohner das Kopfende. Die Waldbewohner zogen an den Spitzen der Pfeile, die Küstenbewohner an den Schäften. Damit wird auch erklärt, warum die Inlandstämme Bogen mit zwei verschiedenen Enden, einem „Nasen-" und einem „Fußende", verfertigen, die Küstenstämme aber einen Bogen mit zwei gleichen Enden, die ungefähr dem Fußende der Inlandleute entsprechen. In ähnlicher Weise wird auch die Verteilung der Pfeiltypen erklärt (Wirz I 2 S. 160ff.). Der Bogen gilt bei den Marind-anim als beseelt, obgleich er von Menschenhand verfertigt ist, und als Abbild seines Urhebers, des Bogen-*dema*. Mit der Nachbildung des *dema* ist im Sinne des Symbolzaubers (s. Zauber A) gewissermaßen ein „Seelenstoff" oder eine „Seelenkraft" (s. Mana B) vom ursprünglichen Bogen-*dema* auch auf die Waffe übergegangen. Die Elastizität, die Kraft des gespannten Bogens, den Pfeil fortzuschleudern, den Feind oder das Tier zu töten, sind für den Marind Äußerungen der Beseelung des Bogens und finden sich in jedem Bogen wieder. In ähnlicher Weise besitzt ja auch jedes Tier Eigenschaften, die nach der Auffassung der Marind sein Verhalten bestimmen und von den Vorfahren, den Ahnen-*dema*, herrühren. In der äußeren Form erblickt man die menschenähnliche Gestalt des einstmaligen *dema*. Damit hängen auch die Bezeichnungen „Nase" und „Fuß" beim Bogen zusammen.

Als „Mund" gelten die Internodien-Rinnen, als „Augen" die Knospen oberhalb der Internodien, als „Bart" die Würzelchen unterhalb desselben. Um den „Hals" des Bogen-*dema* hängt ihm die „Gattin", nämlich die Bogensehne. Das hintere Bogenende, das Fußende, entspricht dem Kopulationsakt, in dem sich der Bogen-*dema* mit der Gattin befindet (Wirz II 3 S. 195ff.). Bogen und Pfeile werden mit vielerlei Zauberformeln behandelt. Ehe der Marind auf die Jagd geht, pflegt er seinen Bogen zu besprechen: „Umarme mich fest!" Diese Zauberformel bezieht sich auf die Bogenmythe und drückt den Wunsch aus, daß die Bogensehne den Bogenkörper fest umschlungen halten soll, während der Jagd nicht reißen möge. Oder einer spricht zum Bogen: „Wache auf, wache vom Schlaf auf, ich habe Hunger nach Fischen, nach Känguruh!" Auch vor jedem Schuß wird der Pfeil oder der Bogen besprochen, um den Erfolg zu begünstigen. Geradeso wie er etwa das in Brand gesteckte Gras bespricht: „Brenne!", den Wind bespricht, den Wolken abwinkt, wenn es zu regnen droht, und selbst die Schlangen bespricht, das Känguruh in die Beine zu beißen, um auf der Jagd mitzuhelfen. Die Pfeile werden z. B. besprochen mit: „Blut beiße!" oder „Fleisch beiße!", „Fleischsaft beiße!", „Herz beiße!", „Ein Herz, dieses eine will ich töten!"

Nicht minder zahlreich sind die Zauberformeln für den Fischfang. Erst durch entsprechende Sprüche werden Netze, Angeln, Fischkörbe wirksam gemacht, um sich den Erfolg zu sichern. Ehe die Frau den Fischkorb zur Hand nimmt, spricht sie eine Zauberformel in die Hand und ergreift hierauf das Gerät. Dann spricht sie eine Formel in die andere Hand und erfaßt mit dieser den Fischkorb. Denn sie gebraucht ihn bald mit der rechten und bald mit der linken Hand (Wirz II 3 S. 105ff.).

§ 20. Im Zusammenhang mit der T. der Waffen und des Kampfes muß auch beispielsweise auf die der Befestigung eingegangen werden. Betrachten wir Befestigungen bei einem verhältnismäßig hoch entwickelten Naturvolk in einer geschichteten Gesellschaft, wie bei den Maori von Neu-Seeland. Wir finden, daß ein solcher fester Platz (s. Festung E) auf einem Hügel oder einem Kamm errichtet und gewöhnlich an einer oder mehreren Seiten durch einen Abhang, einen Wasserlauf oder durch einen See nach rückwärts geschützt war. Diese natürliche Verteidigung wurde durch massive Erdwerke, gewöhnlich in der Form von Wall und Graben, verstärkt. Ein Graben oder eine glacis-artige Terrasse gehörte immer noch dazu. Gewöhnlich gab es verschiedene Verteidigungslinien, von denen die eine durch die nächste Palisadenkette überhöht war, so daß die Verteidiger dahinter imstande waren, jeden Angriff erfolgreich abzuschlagen. In einigen Teilen überhöhten Kampfgerüste die ganze Palisadenkette und ermöglichten den Verteidigern, so leichter ihre Speere, Felsstücke und andere Wurfgeschosse auf den Feind unten niederzuwerfen. In jeder Befestigungslinie befand sich ein enger, fester Torweg — nur größere Befestigungen, *pa*, besaßen noch Noteingänge —, der durch eine besondere Wand von Palisaden geschützt war, die den eindringenden Feind einem Flankenangriff aussetzten. Innerhalb der verschiedenen Verteidigungslinien befanden sich Wohnhäuser und Vorratshütten. Die einzelnen Abschnitte des Forts wurden durch bestimmte Familiengruppen gehalten, die somit die Kampfeinheiten darstellten. Hinter der innersten Befestigung befand sich auf einer Erhöhung die Zitadelle, der Festungskern, in dem der Großhäuptling und seine Angehörigen ihre Häuser hatten. Dort war auch der Versammlungspunkt für die gesamte Bewohnerschaft. Bemerkenswert ist, daß diese Anordnung an die der britischen Festungen (z. B. „Eggardon" und „Maiden Castle") der Stein-, Bronze- und Eisenzeit erinnert, obgleich sie von größerer Ausdehnung als die der Maori waren.

Die Funktion dieser Festungen bestand natürlich darin, die Bewohner, welche auch normalerweise hier wohnten, vor Gefahren von außen zu beschützen. Für den Vorgeschichtsforscher mag es aber von Wert sein, angesichts der Ähnlichkeiten mit europäischen Festungswerken noch einige Einzelheiten festgestellt zu finden, die bei den Maori anzutreffen sind, sich jedoch heute dem Vorgeschichtsforscher entziehen. Dazu gehören vor allem die Werkzeuge, die beim Graben ver-

wendet wurden, der Bau der hölzernen Zäune, die Verwendung von Terrassen, die Wasserversorgung usw.

Das befestigte Dorf (*pa*) findet sich beinahe ausschließlich auf der n. Insel von Neu-Seeland, und dort wieder kommt die Unterstützung der Festung durch Erdwerke hauptsächlich im n. Teil der Nordinsel vor. Es ist möglich, daß diese Befestigungsart mit einem besonderen Kultureinfluß zusammenhängt. Doch dürfte sie nicht allein auf den kriegerischen Charakter der Bewohner zurückzuführen sein, sondern auch auf die Eignung des Bodens für Anlage von Gräben; vielleicht auch darauf, daß dieses besonders fruchtbare Land der Verteidigung gegen Angreifer aus weniger gesegneten Strichen bedurfte. Die vorhandenen Befestigungen sind sehr verschiedenen Alters, einige bestehen erst seit wenigen Generationen, während andere mehrere Jahrhunderte alt sind. Auch ganze Inseln hat man zur Verteidigung aufgebaut, wie z. B. *Papawharangi* im See von *Papaitonga*. Hier hatte man einen Pfahlrost in die seichten Stellen des Sees getrieben, zwischen den Pfählen große, mit Steinen beschwerte Flachsmatten eingelassen und Körbe mit Erde und Haufen von großem Farn oben daraufgehäuft, dann noch andere Abfälle, Matten und Steine daraufgelegt und die Anhäufung so lange fortgesetzt, bis ein richtiger Hügel errichtet war. Gegenwärtig mißt die Insel an 20 Ellen im Dm und steht etwa 3 Fuß über dem Wasserspiegel.

Der Graben, den die Maori zogen, war im Durchschnitt grob rechteckig oder trapezoid. Die Böschung war ziemlich steil und oft geglättet, um den Füßen keinen Halt zu bieten. Gewöhnlich wurde das ausgehobene Material auf der Innenseite aufgehäuft, um einen Wall zu bilden. Dazu wurden als Bindestoff Gestrüpp oder große Farnwedel verwendet. Der Wall war breit genug, daß die Verteidiger des *pa* darauf stehen und von hier aus ihre langen Wurfspeere schleudern konnten; er sollte hauptsächlich ein Hindernis gegen die Angreifer bilden und den Verteidigern den Vorteil von Höhe und Stellung bieten, nicht sie jedoch vor den feindlichen Geschossen schützen. — Hier und da finden sich auch Steinmauern, wie z. B. in *Te Tatua* („drei Könige").

Die Geräte der Maori, die zum Ausgraben und zur Entfernung der Erde verwendet wurden, waren verhältnismäßig einfach. Dreierlei Tätigkeiten kamen dabei in Betracht: das Graben, das Anhäufen und das Wegtragen. Für eine jede Arbeit bedienten sie sich eines besonderen Gerätes (vgl. Best II 320ff.). Zum Lockern der Erde diente der *ko*, ein hölzerner Grabstock mit engem Blatt und langem Stiel, wie er auch für den Feldbau verwendet wurde (s. Wirtschaft D). Ungefähr 18 Zoll von der Spitze befand sich ein angebundener Sporn, um darauf den Fuß zu setzen und den Grabstich zu unterstützen. Bei der Arbeit an einer Befestigung verwendete man auch eine kürzere Form dieses Gerätes. Zur Lockerung der Erde wurde zunächst der Rasen mit einem ruderartigen Werkzeug von ungefähr $2^1/_2$ Fuß Länge gestochen. Zur Anhäufung und zum Heraufwerfen der ausgegrabenen Erde bediente man sich eines spaten- oder schaufelartigen Gerätes mit rechteckigem oder halbkreisförmigem Blatt und einem Rand an den Seiten, ebenfalls aus Holz. Ein anderes Gerät war schippenförmig wie ein Wasserschöpfer im Kanu. War die Erde ausgehoben und aufgehäuft, so wurde sie in Körbe aus Flachs oder Weiden geschüttet und auf den zu errichtenden Wall getragen.

Die massiven Erdwerke der Maori-Festungen wurden gewöhnlich durch weniger umfangreiche Holzbauwerke ergänzt, welche sie überhöhten: die Palisaden und die Kampfbühnen. Die gewöhnliche Form einer solchen Palisade bestand aus starken Pfählen oder Baumstämmen von etwa 2 Fuß Dm, die tief in die Erde eingelassen wurden, in einem Abstand von 2 oder 3 Ellen, an die ein horizontal gelegtes „Geländer" von kleinen Bäumchen oder gespaltenen Stämmen angebunden war. An diese hatte man wiederum vertikale kleinere Bretter mit Ranken befestigt. Eine Festung konnte schon durch derartige Palisaden allein, ohne die Verwendung von Wällen, verteidigt werden. Mitunter aber besaß ein gut befestigtes Dorf 4 solcher Linien von Palisaden, deren jede ihren besonderen Namen und ihre eigene Funktion hatte. Ganz außen war ein verhältnismäßig leichter Bau errichtet in der Art einer erhöhten

Schartenwand; die stützenden Pfosten waren nicht von großem Ausmaß, die Bretter wurden an dem horizontalen Geländer festgebunden, jedoch nicht in den Boden eingelassen. Ein Loch von ungefähr einem Fuß war unten freigelassen, um den Verteidigern es zu ermöglichen, hinter der zweiten Palisadenreihe ihre Speere frei zu schleudern. Die zweite Linie von Palisaden befand sich nämlich nur 2 oder 3 Fuß dahinter und war stärker gebaut. Dort verwendete man gewöhnlich 3 horizontale Geländer, die an der inneren Seite der Pfosten festgebunden waren. Die Bretter waren an diesen wiederum an der Innenseite festgebunden. Auf diese Weise erhielt der Bau große Festigkeit, und viel Kraft war erforderlich, um die Bretter, welche durch die massiven Pfosten gestützt wurden, niederzuholen. Die dritte Palisade war die wichtigste. Für diese wurden Pfosten von 20 und mehr Fuß Höhe verwendet, die etwa 5 Fuß tief in den Boden gesetzt wurden. Der obere Teil des Pfostens wurde zu einem Knopf oder in der Form eines Menschenkopfes oder einer grotesken Figur von schreckenerregendem Aussehen mit starrem Blick und heraushängender Zunge ausgehauen. Das vierte und innerste Staket war wiederum von leichterem Bau. — Dieser Art waren die mustergültigen Befestigungen wenigstens in der Grundanlage (vgl. Best II 321ff.). In Wirklichkeit kommen natürlich sehr viele Varianten vor, die durch die Anpassung an die Bodengestaltung bedingt sind.

Die Kampfbühnen bestanden aus etwa 20 Fuß h. Plattformen, die auf massiven Pfeilern den Wall oder die Palisade überragten. Banks (*Journal* hg. v. Hooker 1896 S. 199) beschreibt eine solche Bühne von $20\frac{1}{2}$ Fuß H., $6\frac{1}{2}$ Fuß Br. und 46 Fuß L., auf der Bündel von Speeren und Haufen von Steinen lagen, um sie bereit zu haben, wenn Gefahr drohte. Darauf befand sich in unruhigen Tagen auch eine Wache, die auf einer Art hölzernem Gong (*pahu*) ein Warnungssignal ertönen lassen konnte.

Für direkten Angriff war solch eine Festung uneinnehmbar. Man trachtete vielmehr danach, an einzelnen Stellen Breschen in die Palisaden dadurch zu legen, daß man die Bretter mit einer Stange und darübergezogenen Schlinge von oben her niederzureißen suchte. Besonders aber wurde Feuer angewendet, um eine Befestigung zu erschüttern. Doch gab es auch noch andere Mittel, besonders überraschenden Angriff vor Tagesanbruch oder in der Dunkelheit, während eines Sturmes, wenn der Schritt der herannahenden Angreifer nicht zu hören war, oder in Verkleidung als friedliche Fischer, als zurückkehrende Dorfleute oder als gigantische Seeschlange, auch hört man von Verrat durch heimliches Öffnen der Tore, von falschem Friedensschluß und unerwarteter Rückkehr.

Da die Felder stets außerhalb der Befestigungen lagen, so mußten für eine länger andauernde Belagerung innerhalb der Wälle und Palisaden entsprechende Vorräte aufgehäuft werden. Pflanzenkost wurde in tiefen Gruben aufgespeichert, Fleischnahrung getrocknet und in Vorratshäusern oder auf großen Gerüsten aufbewahrt. Den schwächsten Punkt bildete gewöhnlich der Wassermangel. In einigen Befestigungen scheint man sich bemüht zu haben, auf künstliche Weise eine Wasserzuleitung herzustellen. Wenigstens sind derartige Gruben gefunden worden (Dominion Museum Bulletin Nr. 5 S. 81ff. Best). — Belagerungen dauerten oft tage- und wochenlang, eine Blockade von der Dauer von 7 Monaten wird berichtet (Percy Smith *History and Traditions of the Taranaki Coast* 1910 S. 244, 246, 288, 365; Best II 335ff.).

Indessen darf nicht vergessen werden, daß die erwähnten Festungen nicht bloß rein militärischen Zwecken dienten, sondern die gewöhnlichen Wohnsitze (s. a. Siedlung A) der betreffenden Gemeinde bildeten. Daher kam für die Auswahl der Plätze nicht ausschließlich der Gesichtspunkt der gesicherten Lage in Betracht, sondern ebenso die Rücksicht auf die Nähe von fruchtbarem Boden, von Fischgründen und von vogelreichen Wäldern (Firth 1927 S. 1ff.).

S. a. Blutrache, Festung E, Feuer A, Fortschritt, Handel F, Handwerk A, Kaste A, Kulturkreis, Männerbund, Moral, Nahrung A 1, Primitives Denken, Primitive Kultur, Politische Entwicklung, Siedlung A, Sippe, Soziale Entwicklung, Staat, Wirtschaft D, Zählen, Zauber A, Zunft.

Beaver *A further Note on the use of the wooden Trumpet* Man 16 (1916); Belck *Die Erfinder der Eisentechnik* ZfEthn. 40 (1908); Best *The Maori* 1924; Brüning *Moderne Töpferei der Indianer Perus* Globus 1898; Damm *Kalkstein und Kalk bei Naturvölkern und im Altertum* Verlag des Ver. dtsch. Kalkwerke 1922; Darmstaetter *Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und Technik in chronologischer Darstellung* 1908; Erdland *Die Sternkunde bei den Seefahrern der Marshall-Inseln* Anthropos. 5 (1910); Feldhaus *Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker* 1914; Firth *Some Features of Primitive Industry* The Economic Journal Supplement Econ. Hist. Nr. 1 (1926); ders. *Maori Hill-Forts* Antiquity 1/1 (1927); Friederici *Die vorkolumbischen Verbindungen der Südsee-Völker mit Amerika* Mitt. a. d. dtsch. Schutzgeb. 36/1 (1928); Frödin und Nordenskiöld *Über Zwirnen und Spinnen bei den Indianern Südamerikas* 1918; Gifford *Pottery-Making in the Southwest* Univ. Calif. Public. Am. Arch. and Ethnol. 23/8 (1928); Harrison *Analysis and Factors of Invention* Man 27 Nr. 28, vgl. a. Man 26 Nr. 74, 101, 143; Holmes *Pottery of the ancient Pueblos* Ann. Rep. Bur. Am. Ethnol. 4 (1886); Horwitz *Gesetze in der Entwicklungsgeschichte der Technik* MAGW 50 (1921); Jagor *Töpferei, namentlich in Ordizan und Siut* ZfEthn. Verh. 1882; Karsten *Der Ursprung der indianischen Verzierung in Südamerika* ZfEthn. 1916; Koch-Grünberg *Vom Roroima zum Orinocco* 1916; Kroeber *Arrow Release Distributions* Univ. Calif. Public. Am. Arch. and Ethnol. 23/24 (1927); Ipek 1926 Kühn; Kyrle *Siedlungs- und Volkskunde a. d. wolhynischen Poljesie* MAGW 48—50 (1918—20); Leser *Westöstliche Landwirtschaft* Festschrift für P. W. Schmidt 1928; Linné *The technique of South American Ceramics* Göteborga kungl. Vetenskaps-och Vitterhets-Samhälles Handlingar 4. Följden Bd. 29/5 (1925); Lips *Fallensysteme der Naturvölker* Ethnologika 3 (1927); Loewenthal *Irokesische Wirtschaftsaltertümer (eine Unters. z. erst. Entdeckung Amerikas um 1000 n. C.)* ZfEthn. 52—53 (1920—21); Lowie *The Material Culture of the Crow Indians* Anthrop. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. 21/3 (1922); Maass *Sterne und Sternbilder im malayischen Archipel* ZfEthn. 52—53 (1920—21); Malinowski *Fishing and Magic* Man 18 (1918); ders. *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; Morris *The Place of Coiled Ware in Southwestern Pottery* Amer. Anthr. 19 (1917); Morse *Ancient and modern methods of arrow-Release* Bull. Essex. Inst., Salem 17 (1885); ders. *Additional Notes on arrow-Release* Peabody Museum, Salem 1922; Muirhead *Origin and progress of the mechanical inventions* 1854; Müller-Wismar *Yap* 1917; Neuburger *Geschichte der Technik im Altertum* 1920; Lefebvre des Noëttes *La Force Motrice Animale à travers les âges* 1924; Nopcsa *Zur Genese der primitiven Pflugtypen* ZfEthn. 51 (1919); Nordenskiöld *Eine geographische und ethnographische Analyse der materiellen Kultur zweier Indianerstämme in El Gran Chaco (Südamerika). Vergl. ethnogr. Forsch.* I (1918); ders. *The Ethnography of South-America seen from Mojos in Bolivia. Comparative Ethnographical Studies* III (1924); Olson *Adze, Canoe and House Types of the N-W Coast* Univ. Washington Public. in Anthrop. 2/1 (1927); Orbigny *Voyage dans l'Amérique méridionale* 1844; Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Pfeiffer *Die steinzeitliche Technik und ihre Beziehungen zur Gegenwart* 1912; Phillips *The Composition of Some Ancient Bronze in the Dawn of the Art of Metallurgy* Amer. Anthr. 24 (1922); Porsild *The Principle of Screw in the Technique of the Eskimos* Amer. Anthr. 17 (1915); Plischke *Der Fischdrachen* Veröffentl. d. städt. Mus. f. Völkerk. zu Leipzig 6 (1922); Pope *A study of bows and arrows* Univ. Calif. Public. Am. Arch. and Ethnol. 13/9 (1923); Rivers *History of Melanesian Society* 1914; ders. *The Boomerang in the New-Hebrides* Man 15 (1915) Nr. 59; Rivet *L'orfèvrerie Colombienne (Technique, aire de dispersion, origine)* XXI. Congrès internat. des Américanistes 1924; Ling Roth *The Aborigines of Tasmania* 1890; Sarfert *Zur Kenntnis der Schiffahrtskunde der Karoliner* Anthrop. Korr.-Blatt 42 (1911); ders. *Kusae* I (1919), II (1920); Schapera *Bushman Arrow Poison* Bantu Studies 2/3 (1927); Seligman *Note on a wooden Horn or trumpet from British New-Guinea* Man 15 (1915) Nr. 11; Soergel *Die Jagd der Vorzeit* 1922; Spier *An Analysis of Plains Indian Parfleche Decoration* Univ. Washington Public. in Anthrop. 1/3 (1925); Steensby *Contributions to the Ethnology and Anthropogeography of the Polar Eskimos, Meddelelser om Grönland* MAGW 17 (1927); Steindorff *Das Kunstgewerbe im alten Ägypten* 1898; von den Steinen *Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens* 1894; Stuhlmann *Handwerk und Industrie in Ostafrika* Abh. Hamburg. Kolonial-Inst. 1 (1910); Tessmann *Die Urkulturen der Menschheit und ihre Entwicklung (erläutert an den Stämmen Kameruns)* ZfEthn. 51 (1919); Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* 1912; Vedder *Die Bergdama* 1923; Weeks *Anthropological Notes on the Bangala of the Upper Congo River* Journ. anthr. inst. 39 (1909); Weule *Die Urgesellschaft und ihre Lebensfürsorge* Kosmos-Ges. 1912; Wirz *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea* I (1922), II (1925); Wissler *The Relation of Nature to Man in Aboriginal America* New York, Oxford-Univ. Press. 1926.

Thurnwald

B. Paläolithikum s. Alt-Paläolithikum, Jung-Paläolithikum und die einzelnen paläol. Stufen.

C. Europa. Jüngere Perioden s. die Einzelartikel.

D. Naher Orient s. die Einzelartikel.

Technisches Ornament. § 1. Anlehnung an Formen, die sich ohne künstlerische Absicht aus irgendwelchen technischen Ver-

fahren ergaben, oder an solche, die ursprünglich eine rein praktische Bedeutung besaßen, ist in der vorgesch. Ornamentik nicht selten. In erster Linie kommen hier Muster aus den textilen Techniken in Betracht (s. Flechtmuster), aber auch aus der Metallbearbeitung haben künstlerische Entlehnungen stattgefunden. So werden die hochgewölbten Nietköpfe der Axtdolche (s. d.) der frühesten BZ oder die flachen Griffnägelköpfe der Schwerter aus der II. Per. Mont. vielfach auch dann beibehalten, wenn diese Waffen aus einem Stück gegossen werden. Die technisch überflüssige Form lebt als Ornament weiter. Die Zahl dieser Schwertgriffnägel kann in rein künstlerischer Absicht unnötig vermehrt werden (namentlich in der I. Per. der ital. BZ), die oft aus einem zentralen Stift und Ring bestehenden Köpfe (Ringnieten) stellen schon selber ein konzentrisches Kreisornament dar. Diese Nägelköpfe erhalten eine ornamentale Umrahmung, oder sie werden durch selbständige, eingepunzte Kreisornamente nachgeahmt, wobei die Nägelköpfe selber aus dem Ornament ausscheiden können. — In der früheren EZ werden die Reihen von Nietköpfen der getriebenen altital. Bronzegefäße am Tongeschirr nachgeahmt (s. Metallstil; Band III Tf. 25 d). An Schwertscheiden der späteren LTZ scheint der unter dem Mund befindliche, oft mit zwei oder mehr Scheiben versehene Beschlag zu Zierformen anzuregen, die sich selbständig als in die Scheide graviertes Ornament wiederholen (gute Beispiele: *6. Pfahlbautenbericht* 1866 Tf. 10 Abb. 2, Tf. 11).

§ 2. Trotz dieses vielfachen Vorkommens bleibt das T. O. doch immer auf besondere Fälle beschränkt; die nicht selten versuchte Erklärung des geometrischen Ornaments im allg. aus der Nachahmung zufällig entstandener technischer Motive wird von der großen Mehrzahl der ornamentalen Muster und deren gesetzmäßigen Entwicklung entschieden widerlegt. Technische Motive werden nur dann in das Ornament hineingenommen, wenn sie dem jeweiligen Stand der ornamentalen Kunstentwicklung entsprechen. Der streng tektonische, geradlinige Stil des Neol. ließ das konzentrische Kreismuster völlig unberücksichtigt, obwohl dieses als technische Form, z. B. beim Durchbohren der Steinbeile, wohl bekannt war; dagegen war das gleiche Muster in der früheren BZ nicht nur in Metall, sondern auch an Tongefäßen so ungemein verbreitet, daß sein Entstehen aus den Nietköpfen der Schwertgriffe nur als ein bemerkenswerter Einzelfall betrachtet werden kann.

§ 3. Die technisch-materielle Erklärung des geometrischen Ornaments geht auf Gottfried Semper zurück, der sich jedoch an mehreren Stellen seines „Stils" sehr vorsichtig ausdrückt und eher an eine Konvergenz-Erscheinung zwischen der technischen und künstlerischen Form zu denken scheint. Nach ihm hat besonders A. Conze die technische Erklärung übernommen (SB. Wiener Ak. 1870, 1872; nach A. Riegls Bekämpfung eingeschränkt auch in SB. Preuß. Ak. 1897). In neuerer Zeit ist namentlich C. Schuchhardt ein überzeugter Vertreter dieser Ansicht.

Für die technische Erklärung des Ornaments: u. a. Präh. Z. 1 (1909) S. 37ff., 351ff., ebd. 2 (1910) S. 145ff. C. Schuchhardt; dagegen A. Riegl *Stilfragen* S. 3ff.; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 51ff. F. A. v. Scheltema

Tegelen-Horizont s. Diluvialflora § 3.

Tehenu s. Neunbogenvölker § 2.

Teilbestattung. S. a. Grab. § 1. Unter T. versteht man solche Bestattungen, bei denen nur gewisse Teile des Körpers beigesetzt sind, die andern aber fehlen; anderseits Bestattungen, bei denen nur ein Teil des Körpers, gewöhnlich der Kopf, bestattet, der übrige Teil dagegen verbrannt worden ist.

§ 2. T. der ersten Art sind besonders im alten Ägypten und Kleinasien aufgedeckt worden, doch kennt man sie auch aus Mittel-, West- und Südeuropa. So fand sich in einem Steinkistengrabe mit Tonnengewölbe auf dem Säringsberg bei Helmsdorf ein isolierter Schädel, unter dem eine kleine Feuersteinspitze lag, die jedenfalls den Tod verursacht hat (Sächs. Jahresschr. 8 S. 97ff. Größler). Hier handelt es sich also wahrscheinlich um einen in der Fremde Gefallenen, dessen ganze Leiche man nicht mitnehmen konnte (s. a. § 4). Und ähnliche Schädelbestattungen kommen — soweit die freilich teilweise recht ungenauen Berichte ein sicheres Urteil ermöglichen — auch in anderen Gegenden nicht allzu selten vor. So in mehreren Steinkistengräbern von Konopath (Lissauer *Präh. Denkmäler* S. 69, 88), in einem Steinkistengrabe von Bohlschau (a. a. O. S. 111), in einem bronzezeitl. Grabe

mit Lausitzer Keramik von Triglitz (Götze *Ostprignitz* S. 63), in einem frühbronzezeitl. Grabe von Groß-Würbitz (Mannusbibl. 22 S. 51f. Plettke), in zwei proto-aunjetitzer Gräbern von Noßwitz (eines mit drei Schädeln, darunter einem trepanierten, Schles. Vorz. NF 7 S. 72) u. a. m. Die ältesten Schädelbestattungen reichen bis ins Paläol. zurück, aus dem Beispiele dafür von Pech de l'Azé (s. d.), Gibraltar (s. d.), Petit-Puymoyen, La Cotte de Saint-Brelade auf der Insel Jersey, aus der „grotte des hommes" bei Arcy-sur-Cure und der Grotte von Placard (L'Anthrop. 1909 S. 523ff. Breuil und Obermaier), vielleicht auch noch aus der Grotte von Gourdan und der Frühmagdalénien-Schicht von Mas d'Azil (Bull. Anthrop. 1873 E. Piette) vorliegen (s. a. Grab A § 3).

Nicht selten sind auch Gräber, in denen der Körper bestattet ist, dagegen der Kopf fehlt. So fand Beltz in einem Grabhügel in Mecklenburg zwei sonst gut erhaltene Skelette ohne Kopf. Ähnliche Beobachtungen liegen von Schwetzingen bei Mannheim (Balt. Stud. 13 S. 158), Fridolfing, Bez. Tittmoning (ebd. S. 134), von dem Latène-Gräberfeld von Beine (Déchelette *Manuel* II 3 S. 1036) und vielen anderen FO vor. Ja in einem Massengrab von Moeuvres fehlte sogar bei sämtlichen darin Bestatteten, deren Zahl mindestens 300 betrug, der Schädel (s. Marne-Kultur § 4). Oder der Kopf ist zwar vorhanden, aber dem Toten vor der Bestattung abgetrennt worden und an eine andere Stelle des Körpers gelegt. Beispiele: Grab der BZ B Reineckes im Köschinger Forst, wo der Kopf auf dem Leib lag (Präh. Z. 1 S. 249), und ein völkerwanderungszeitl. Grab im Mus. in Halle. Ja selbst in Tiergräbern findet sich dieser Brauch (s. Tierbestattung A). So bei 7 Pferdebestattungen in einer Begräbnisstätte bei Dalvik im Svarfadar-Tal auf Island, wo die Schädel unter dem Bauche lagen.

Eine besonders merkwürdige Form der T. fand sich in einem Frauengrabe von Atri, wo der Körper in zwei getrennten Komplexen, beide 50 cm voneinander entfernt, bestattet war. Da die Beigaben der beiden Teilgruppen an ihrer richtigen Stelle lagen, kann es sich hier nicht um Grabstörung durch Tiere handeln (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 589). Auch die von Halfdan, „dem Schwarzen König der Norwegischen Lande", berichtete T. sei hier erwähnt. Da man ihm einen großen Einfluß auf die Ernten zuschrieb, wollte jedes seiner vier Lande den Fürsten in seinen Grenzen bestattet haben, und um allen gerecht zu werden, wurde die Leiche in vier Teile zerstückelt, von denen jeder in einem besonderen Hügel beigesetzt wurde (Snorra S. Halfdanar Svarta 9).

§ 3. Die zweite Art der T. erscheint zuerst in der tardenoisienzeitl. Ofnet-Höhle (s. d.), in der sich zwei Gruppen regelrecht bestatteter und orientierter, mit Ocker bedeckter Schädel fanden (Band IX Tf. 182d), während in der Nähe befindliche Brandspuren auf eine Verbrennung der übrigen Körperteile hinzuweisen scheinen (Mannus I. Ergänzungsband S. 56 R. R. Schmidt), und eine ganz ähnliche gleichaltrige Schädelbestattung mit Brandspuren, die freilich hier als Herdstelle aufzufassen sind, fand Birkner auf dem Kaufertsberg bei Möttingen unweit Lierheim (Wiener Präh. Z. 1 S. 16ff. Birkner). Aus der frühsten BZ gehört hierzu ein Fund aus dem Helmsdorfer Grabhügel, wo ein isoliert bestatteter Schädel und ungefähr 15—20 cm davon entfernt eine Urne mit Leichenbrandresten gehoben wurden (Sächs. Jahresschr. 6 S. 73ff. Größler). In jüngerer Zeit finden sich solche T. besonders häufig auf dem großen Gräberfelde von Hallstatt (s. d.), wo auf 525 Körper- und 455 Brandgräber 13 sichere T. entfielen; dreimal war der unverbrannte Schädel auf die verbrannten andern Knochen gelegt; dreimal war der Schädel allein verbrannt und neben den Leichnam gelegt; einmal fanden sich Brandreste von Kopf, Händen und Füßen neben dem brandfreien Rumpfteile; in den übrigen Fällen waren entweder die Füße und Beine allein verbrannt und der übrige Rumpf intakt, oder umgekehrt dieser verbrannt und jene intakt (ZfEthn. Verh. 1892 S. 163ff. Olshausen). Doch könnte es sich bei den zuletzt erwähnten Fällen z. T. auch um eine bloße Wirkung des Wärmefeuers handeln (s. Leichenverbrennung B § 9). Endlich sei hier noch an den bei den Römern herrschenden Brauch erinnert, der Leiche vor der Einäscherung ein Glied abzuschneiden und dies zu bestatten (Marquardt *Privatleben* S. 375f.).

§ 4. Den T. können verschiedene Ursachen zugrunde liegen. In vielen Fällen, wie bei den Ofnet-Bestattungen, wird gewiß die Furcht vor den Toten dazu geführt haben. Durch die Verbrennung oder Aussetzung oder sonstige Vernichtung des Körpers verhütete man seine Wiederkehr, und anderseits beließ man durch die Bestattung des Schädels der Seele ihren Sitz (Wilke *Religion der Indogermanen* S. 37 ff.) und nahm ihr dadurch den Grund zu unstätem Umherschweifen. In andern Fällen wird es sich um einen wirklichen Schädelkult handeln, wie bei vielen Völkern der Gegenwart, die die Schädel ihrer Ahnen in der Hütte oder in der Nähe aufstellen, um jederzeit mit ihnen sprechen zu können (Wilke a. a. O. S. 37; s. a. Totenkultus A). So hat man mehrfach in bandkeramischen Wohngruben Böhmens, der Wetterau (s. d.) und anderwärts in völlig ungestörter Lage je einen Schädel ohne Unterkiefer gefunden, der offenbar in der Hütte von den Bewohnern zu kultischen Zwecken aufgestellt worden war (ZfEthn. Verh. 1897 S. 46; Anthrop. Korr.-Bl. 1910 S. 21 von Weinzierl). Noch eine andere kultische Bedeutung liegt jedenfalls den auf ausgesprochenen Kultstätten, wie z. B. in Schäßburg (s. d.) in Siebenbürgen, aufgedeckten Schädeln zugrunde. Hier handelt es sich nicht um einen Schädelkult, sondern um Kopfopfer, die man einer bestimmten Gottheit darbrachte, wie es in großem Umfange im alten Mexiko geschah, aber auch aus dem Altertum vielfach bezeugt ist. Solche Kopfopfer kommen auch häufig in Gräbern vor, so in einem Aunjetitzer Grabe von Waltersleben, Kr. Erfurt, wo neben dem Hauptskelett noch ein zweiter Schädel ohne sonstige Reste lag. Viele Schädelbestattungen mögen auch von in der Fremde Verstorbenen herrühren, von denen man, weil ein Transport der Leiche unmöglich war, als *pars pro toto* wenigstens den Schädel mitgenommen hat, wie wir es vielfach in mittelalterlichen Schriften, namentlich aus der Zeit der Kreuzzüge, bezeugt finden (Mannus II. Ergänzungsband S. 36 G. Albrecht). Derartige T. liegen vermutlich bei dem oben (§ 2) erwähnten Funde vom Säringsberg und einigen anderen der dort aufgeführten Schädelbestattungen sowie bei einigen Schädelbestattungen in frühbronzezeitl. Steinkistengräbern der Bezirke Villa Real und Castro Marim in Portugal vor, die von Skelettresten nur einen in einer gut passenden Schale untergebrachten Schädel enthielten (Estacio *Algarve* III Tf. 3 u. a.). Das mehrfach beobachtete Fehlen größerer Teile des Brustkorbes erklärt sich aus einem von E. Mogk (*Die Menschenopfer bei den Germanen* 1909 S. 9) für die Germanen auch quellenmäßig nachgewiesenen Lungenopfer, das für vorgeschichtliche Zeit durch einen spätneol. Skelettfund von Heiligenthal im Mansfelder Seekreis (Mannus II. Ergänzungsbd. S. 32 ff. E. Wahle) und einen spätbronzezeitl. Fund im Bärenhügel bei Wohlsborn, Sachsen-Weimar (ZfEthn. Verh. 1893 S. 142 Götze), wahrscheinlich gemacht wird. Das Fehlen größerer Glieder kann durch sekundäre Bestattungen bedingt sein, bei denen bei vorgeschrittenerer Zerstörung der Leiche sehr wohl einzelne Teile verloren gehen konnten (s. Mehrstufige Bestattung). Endlich können die Betreffenden auch schon bei Lebzeiten, sei es als Strafe, sei es infolge sonstiger Verletzungen, das eine oder andere Glied eingebüßt haben.

[Z otchłani wieków 2 S. 33 ff. Jackimowiczowa: neol. Tiergräber bei Złota]. G. Wilke

Tektiforme Zeichen s. Haus A 1 § 3, Kunst A § 9, Technik A § 15.

Tell Aḥmar s. Kar-Salmanassar.

Tell balâṭa s. Sichem.

Tell bēt-mirsim.

§ 1. Ergebnisse der Grabung. — § 2. Einzelfunde. — § 3. Geschichte und Name der Stadt.

§ 1. Seit dem 1. April 1926 graben das Xenia Theological Seminary und die American School of Oriental Research in Jerusalem, vertreten durch M. G. Kyle und W. F. Albright, auf dem *tell bēt-mirsim*, der in der Luftlinie 20 km sw. von Hebron, ö. von der über *dūrâ* nach *bīr es-seba'* führenden Straße liegt. Da der Hügel seit langer Zeit nicht mehr besiedelt worden ist, lassen sich die durch Aschelager voneinander getrennten 5 Schichten deutlich erkennen. Die erste Niederlassung (Ende der frühen BZ, also vor 2000 v. C.) war anscheinend recht unbedeutend und bestand nur aus hölzernen Hütten, die ein Wall aus Stämmen und Erde schützte. Nachdem sie

durch Feuer zerstört worden war, wurde eine sehr starke Befestigung geschaffen. Die Mauer, oben mit zwei Lagen wohlbehauener Steine als Grundlage für den obersten, jetzt verschwundenen Wall belegt, war je nach dem natürlichen Schutze, den der Abhang des Hügels bot, stärker oder schwächer (3,0—4,50 m) und an den gefährdetsten Stellen bis zu 10 m hoch. Zwei Tore waren mit besonderer Sorgfalt gebaut. Bei beiden war der Durchgang im Winkel geführt. Das ö. Tor war breit, also für Wagenverkehr berechnet, das w. schmäler. Von diesem ging ein Tunnel in der Tiefe nach der Mitte der Stadt. Im 16. Jh. ist diese Stadt teilweise durch Feuer zerstört, aber bald aufs neue und noch gewaltiger befestigt worden. Im 13. oder 12. Jh. wurde sie abermals verbrannt. An ihre Stelle trat eine bedeutend schwächere Festung, deren Mauern nur 2 m dick und durch Bastionen verstärkt waren. Sie wurde im 10. oder 9. Jh. (mittlere EZ) stellenweise, nach teilweiser Erneuerung aber im 6. Jh. endgültig zerstört.

§ 2. Die Einzelfunde sind noch nicht genau beschrieben. In der Schicht der älteren EZ lagen ein Bruchstück von einem äg. Denkmal aus Diorit und mehrere Scherben der sog. Philisterware (s. Vase E § 16). Der mittleren EZ gehören drei Astarte-Figuren, eine Kinderrassel und eine Reihe von unbeschriebenen Gewichten (darunter eins von 8 Minen) aus poliertem Kalkstein an. Webgewichte und Anlagen an beiden Toren deuten darauf, daß hier fleißig Stoffe hergestellt wurden. Der Name der Stadt (s. § 3) läßt erwarten, daß hier doch vielleicht irgendwelche schriftlichen Urkunden zum Vorschein kommen werden.

§ 3. Nach dem arch. Befunde kann man auf folgende Geschichte der Stadt schließen. Die 2. Stadt mit ihrer stattlichen Befestigung ist wohl von den Völkern geschaffen worden, die aus dem N in das Land eindrangen und überall feste Städte als Stützpunkte ihrer Macht anlegten. Als die Äg. die Hyksos (s. d.) vertrieben und ihnen nach Palästina nachstießen, zerstörten sie auch diese Stadt (vgl. die Eroberung der benachbarten Stadt Scharuhen = *tell el-chuwêlife* durch Amasis I. um 1570 v. C.). Auch die Neugründung scheint in der Gewalt der Äg. geblieben zu sein. Am Ende des 13. Jh. haben sich die Israeliten der Stadt bemächtigt, bis sie um 923 v. C. Scheschonk I. mit anderen Festungen in Juda eroberte. Durch die Babylonier wurde sie 588—587 v. C. endgültig vernichtet. Zu allen diesen Ansätzen und zur Lage passen die Angaben im AT über die Stadt *qirjat sêfer* oder *dᵉbîr*. Sie soll von Anaqitern (s. d.) bewohnt gewesen sein (Jos. 11,21) und nach der älteren Darstellung von dem Kalibbiter (s. d.) Othniel (Richt. 1, 11ff.; Jos. 15, 15ff.), nach der jüngeren (Jos. 10, 38; 11, 21; 12, 13) von Josua erobert worden sein. Sie lag im sog. Negeb Judas (Jos. 15, 19), nach anderen Aussagen (Jos. 11, 21; 15, 49) im Gebirge. In spätjüdischer Zeit war sie der Hauptort des 5. Gaues (Pal.-Jahrb. 21 [1925] S. 100ff. A. Alt). In ausländischen Nachrichten wird sie anscheinend nur einmal erwähnt, und zwar als *qrtʿnb* (verschrieben für *qrtṯpr*) im Pap. Anastasi I 22, 4 (M. Burchardt *Die altkanaanäischen Fremdworte und Eigennamen im Ägyptischen* II [1910] S. 21, 47f., Nr. 390, 929; Müller *Asien und Eur.* 174; MVAG 17 [1912] 3 S. 85f. ders.; anders A. H. Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911] S. 24).

Bulletin of the American Schools of Oriental Research Nr. 15 (1924) S. 4f.; ebd. Nr. 23 (1926) S. 2ff. W. F. Albright; Bibliotheca Sacra 83 (1926) S. 378ff. M. G. Kyle; Biblica 7 (1926) S. 460ff. A. Mallon.

Peter Thomsen

Tell el-fūl s. Gibea.
Tell el-ǧēzarî s. Gezer.
Tell el-ḥesî s. Lachis.
Tell el-ḥōṣn s. Bethsean.
Tell el-mutesellim s. Megiddo.
Tell el Oheimir s. Kiš.
Tell el-ʿorême s. Kinneret.

Tell en-naṣbe.

§ 1. Reste der StZ. — § 2. Die Grabung. — § 3. Der Name der Siedlung.

§ 1. Etwa 3 km s. von *el-bîre* erhebt sich unmittelbar an der wichtigen Nordstraße Jerusalem-Sichem der *tell en-naṣbe* als ein auf allen Seiten steil abfallender Hügel von 65 m Höhe. Nur im N ist er durch einen niedrigen Sattel mit den übrigen Höhen verbunden. Mit seiner Lage beherrscht er den gesamten Verkehr auf der genannten Straße und ebenso den über *bēṯ ūr* (Bethhoron) aus der Küstenebene aufsteigenden

Weg. Deshalb ist bereits im Altpaläol. oder Mesol. (so A. Mallon *Quelques stations préhistoriques de Palestine* 1925 S. 32) an seinem sw. Abhange eine Siedlung entstanden, deren Reste schmal-keilförmige und länglich-elliptische Feuersteingeräte sind (Actes du XIe congrès international des Orientalistes V [1897] S. 277ff. J. Germer-Durand; ders. *Un musée palestinien* 1907 S. 5 Abb. 5—6; ZfEthn. 37 [1905] S. 453 M. Blanckenhorn; s. a. Palästina-Syrien A § 3, 5). Wahrscheinlich ist die Stätte auch im Neol. bewohnt gewesen; dafür sprechen die Funde, die sich über *rāmallâh* und *el-bîre* bis nach *bētîn* hinziehen (P. Karge *Rephaim* 1917 S. 133). Auf halber Höhe der O-Seite des Hügels entspringt eine Quelle, so daß hier alle Vorbedingungen für die Anlage einer Feste gegeben waren.

§ 2. Seit April 1926 hat W. F. Badè für die Pacific School of Religion in Berkeley (California) auf dem Hügel gegraben. Schon die vorläufigen Berichte lassen erkennen, daß es hier gelungen ist, eine außerordentlich starke Befestigung aufzudecken. Eine Mauer von durchschnittlich 4,88 m Stärke lief um die ganze Oberfläche des Hügels (3,20 ha groß) herum. Sie hatte keine scharfen Ecken, sondern ging in leichtem Bogen. An den Winkeln ist innen eine zweite Mauer von gleicher Stärke angesetzt, so daß die Gesamtdicke 9 m beträgt. An der Außenseite ist die Mauer mit einer so festen Lehmschicht überzogen, daß es aussieht, als wäre sie ganz aus dem Felsen gearbeitet. Mit ihr war durch zwei Türme die Zitadelle verbunden. Innerhalb der Mauer befanden sich mehrere kreisrunde Getreidebehälter (1,52 m t.; 1,91 m weit), die wohl in spätisr. Zeit angelegt worden sind. Unter einem von ihnen lag eine tiefe, später verschlossene Zisterne, in die jüdische Tonware, auch Reiter- und Astarte-Figuren hineingefallen waren. Außerdem wurden noch 11 weitere Zisternen festgestellt, von denen eine so groß war, daß 50 Personen auf ihrem Boden stehen konnten. Eine Scherbe aus dieser Zisterne trug die hebräischen Buchstaben *l—h*. Auch ein Töpferofen zur Herstellung großer Vorratskrüge wurde entdeckt. Unmittelbar an der Mauer lagen nebeneinander zwei äneol. Gräber (3000—2500 v. C.), in denen etwa 70 Personen bestattet worden waren. Als Beigaben hatten sie weder Feuersteinnoch Bronzegeräte erhalten, sondern nur zahlreiche Tongefäße. Von den wertvolleren Stücken waren nur ein Halsband aus Karneolperlen, ein goldener Ring und eine Goldperle späteren Räubern entgangen. Ein Teil der Funde ist in das Museum der Pacific School gekommen, ein anderer nach Jerusalem.

W. F. Badè *Excavating a Buried City* 1926; Bulletin of the Pacific School of Religion 5 (1926) 3 S. 2ff. ders.

§ 3. Da bisher keine Inschriften oder sonstigen Anzeichen gefunden wurden, ist die Frage, welche Ortschaft hier gelegen hat, nicht so leicht zu beantworten. In Betracht kommen entweder Mizpa, Beerot oder Gibeon. Mizpa (hebr. *ham-miṣpâ* „die Warte") wurde von dem judäischen Könige Asa als Grenzschutz gegen das Nordreich Israel befestigt (1. Kön. 15, 22; 2. Chron. 16, 6; eine Zisterne galt noch nach geraumer Zeit als das Werk dieses Königs Jerem. 41, 9) und war dann später der Sitz des babyl. Statthalters Gedalja (Jerem. 40f.; 2. Kön. 25, 23ff.), der hier ermordet wurde, nach der Rückkehr aus der Verbannung Hauptort eines jüdischen Bezirkes (Nehem. 3, 15). Daneben muß der Ort auch als Versammlungsplatz eine Bedeutung gehabt haben (Richt. 20, 1ff.; 21, 1ff.; 1. Sam. 7, 5ff.; 10, 17). Samuel soll hier Gericht gehalten haben (1. Sam. 7, 16). Diese Angaben, die leider eine genaue Ortsbestimmung nicht bieten, lassen sich gut mit der Grabungsstätte vereinigen (Pal.-Jahrb. 6 [1910] S. 46ff. A. Alt). Andererseits ist der *tell* mit der Ortschaft Beerot (hebr. *be'ērôt*) gleichgesetzt worden (Annual of the American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 90ff. W. F. Albright). Dieses Beerot war ursprünglich eine kanaanitische Stadt (Jos. 9, 17), kam aber dann in die Hände des Stammes Benjamin (2. Sam. 4, 2f.; Jos. 18, 25). Nach der Verbannung wurde es von Juden neu besiedelt (Esra 2, 25; Nehem. 7, 29). Aber nachexilische Spuren scheinen auf dem *tell* zu fehlen, auch wird Beerot niemals im AT in Verbindung mit der großen Nordstraße erwähnt (Pal.-Jahrb. 22 [1926] S. 17ff. A. Alt). Deshalb ist für Beerot neuerdings *el-ǧīb* vorgeschlagen worden, in dem man

bisher Gibeon (hebr. *gib'ôn*) suchte. Auch Gibeon war eine kanaanitische Stadt (Jos. 9, 17; 11, 19 [Heviter]) und wurde dann benjaminitisch (Jos. 18, 25). Dort befanden sich eine wichtige Kultstätte (1. Kön. 2, 4ff.; 9, 2; 1. Chron. 16, 39; 21, 29) und ein Teich (2. Sam. 2, 12ff.; Jerem. 41, 12). Für Gibeon käme dann *tell en-naṣbe* in Frage (Pal.-Jahrb. 22 [1926] S. 11ff. A. Alt), wogegen freilich ernsthafte Gründe sprechen (ebd. S. 104ff., 140ff. G. Dalman). Auch die frühere Gleichung Mizpa = *en-nebî samwîl* ist wieder aufgenommen (Annual of the American Schools of Oriental Research 4 [1924] S. 90ff. W. F. Albright) und bestritten (Pal.-Jahrb. 21 [1925] S. 79ff. G. Dalman; ebd. 22 [1926] S. 40ff. A. Alt [schlägt *el-bîre* vor]) worden. Eine Klärung dieser verwickelten Fragen wird erst die weitere arch. Untersuchung aller in Betracht kommenden Stätten bringen können.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 75f., 215, 437f.

Peter Thomsen

Tell eṣ-ṣâfi.

§ 1—2. Die Grabung. — § 3. Geschichte und Name des Ortes.

§ 1. Im Jahre 1898 erhielt der Palestine Exploration Fund von der türkischen Regierung die Erlaubnis, auf mehreren Hügeln der sog. Schefela (hebr. *haš-šefēlâ*), womit im AT die w. Ausläufer des Gebirges bezeichnet werden (H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 609f.), Grabungen zu veranstalten. In dem Gebiete, das für diesen Zweck freigegeben wurde, befanden sich u. a. der *tell eṣ-ṣâfi*, *tell zakarîa* (s. d.), *tell el-ǧudêde* und *tell sandaḥanne* bei *bêt ǧibrîn*. Während die beiden letzten nur Reste aus jüdischer oder röm.-byzant. Zeit aufwiesen, konnten auf den ersten ältere Siedlungen festgestellt werden. Auf dem *tell eṣ-ṣâfi* wurde vom Mai bis Juli und Oktober bis November 1899 gearbeitet. Da die Oberfläche des eigenartig in Halbmondform nach O umgebogenen Hügels, der am Ausgange des *wâdi 's-sanṭ* liegt, ein Ausmaß von 5500 qm hatte und der höchste Teil im S von einem arab. Heiligtum und einem Friedhof, der niedrigere n. von weiteren Gräbern, die Mitte aber von einem Dorf besetzt war, konnten in der kurzen Zeit von F. J. Bliss und R. A. S. Macalister nur Schürfungen vorgenommen, die mit der Stätte zusammenhängenden Fragen also nicht endgültig gelöst werden.

§ 2. Vielmehr mußte sich die Arbeit auf die Untersuchung der Mauerreste beschränken, die, dem natürlichen Abhange folgend, die ganze Oberfläche umgeben zu haben scheinen. Diese Befestigungslinie war in älteren Schutt eingesetzt und bestand aus einem Sockel von regelmäßig gelegten Bruchsteinen, die durch kleinere Steine und Lehmmörtel gehalten wurden, und einer 4 m starken Lehmziegelmauer darüber. Türme waren nicht angesetzt, sondern nur ganz schwach (60 cm) vortretende Ausbuchtungen (10—11 m l.), etwa in der Art der äußeren Stadtmauer von Sendschirli (s. Sam'al). Ein Tor wurde nirgends gefunden. An mehreren Stellen ergaben Schächte zwei vorisr. Schichten, eine jüdische und eine mittelalterliche Schicht. In der späteren vorisr. Schicht wurden die Grundmauern eines Gebäudes mit einem größeren und vier kleineren Räumen aufgedeckt. In dem Hauptraume standen drei Kalksteinblöcke aufrecht, deren verschiedene Maße (1,78; 1,96 und 2,16 m) durch untergelegte Steine zur gleichen Höhe gebracht worden waren. Dabei wurde eine Menge von Kamel-, Schaf- und Kuhknochen gefunden. Die Ausgräber waren geneigt, die Anlage für ein Heiligtum zu halten. Aber gegen diese Annahme spricht der Befund. Die Steinblöcke sind vor allem keine Maṣṣeben (s. Menhir C), sondern einfache Deckenträger. Die Einzelfunde waren in den älteren Schichten ziemlich gering. Die älteste Schicht lieferte sehr fein gearbeitete Feuersteinmesser und einen großen Krug ohne Henkel mit Tauleistenverzierung. In der späteren vorisr. Schicht lag ein großer Krug, der mit feiner Erde, Vogelknochen, zwei kleineren Gefäßen und einer Schale gefüllt war (Kinderbestattung). Ebendahin gehört ein Gefäß aus rotem Ton, das roh die Gestalt eines schwimmenden Schwanes mit zwei Jungen und Sumpfpflanzen wiedergibt und, wenn auch entfernt, so doch deutlich an die eigenartigen syr. Prunkgefäße auf den äg. Wandbildern erinnert. In beträchtlicher Menge sind Scherben der sog. Philisterware (s. Vase E § 16; Band XIV Tf. 42[B] d) gefunden worden, auf Grund deren zuerst diese Bezeichnung

aufgestellt wurde (Arch. Anz. 1908 S. 378ff. H. Thiersch). Die jüdische Schicht ergab zwei gestempelte Krughenkel mit der hebr. Aufschrift *le-melek sōkô* (s. Siegel B), vier weitere mit unlesbarer Ortsangabe, Abdrücke von jüd. Siegeln und einen Skarabäus der 13. Dyn., außerdem kleine Astarte- und Reiter-Figuren. Perlen, Horus-Augen, Figuren des Bēs, der Isis, des Horus, der Sachmet (s. Amulett C § 5) und Skarabäen bezeugen äg. Einfluß, spätbabylonischen vier Kegelsiegel und Bruchstücke einer pers. Stele.

§ 3. Für die Geschichte des Ortes, der in der Kreuzfahrerzeit die Feste *Blanche Garde* trug, ist damit recht wenig gewonnen. Die Ringmauer kann erst in jüd. Zeit (etwa um 700 v. C., also nicht von Rehabeam 2. Chron. 11, 8) errichtet worden sein. Die ältere Tonware beweist, daß der Ort schon in der früheren BZ besiedelt war. Sichere Spuren der Philister, die man hier am ersten erwarten durfte, fehlen, abgesehen von der Tonware. Deshalb ist es immer noch fraglich, ob an dieser Stelle, die von Natur dazu geschaffen war, den Zugang von der Küstenebene nach dem Berglande zu beherrschen, Gath, eine der Hauptstädte der Philister (1. Sam. 5, 6ff.; 6, 17; 27, 2ff.; Jos. 13, 3), gelegen hat. Im 5. Jh. ist außerordentlich viel griech. Ware hierher gebracht worden. Klarheit könnte nur durch eine genaue Untersuchung der s. Höhe geschaffen werden, auf der sicher die Burg der Stadt gelegen hat.

Bliss-Macalister *Excavations in Palestine* S. 28ff., 63ff.; Arch. Anz. 1908 S. 366ff. H. Thiersch; ZdPV 34 (1911) S. 49ff. G. Hölscher.

Peter Thomsen

Tell eš-šerîʿa s. Horma.

Tell es-sulṭân s. Jericho.

Tell ǧelǧûl s. Gilgal.

Tell ǧemmâ. Gerar (hebr. *gᵉrâr*) wird Gen. 10, 19 neben Gaza (s. d.) als Punkt der S-Grenze der Kanaaniter genannt und lag nach Gen. 20, 1 im Negeb (Südland). Unterschieden werden eine Stadt dieses Namens und ein Tal von Gerar (Gen. 26, 17), in dem sich mehrere Brunnen befinden. Anscheinend ist Beerseba nicht weit entfernt (Gen. 26, 23). Nach späteren Angaben war der Ort zwischen Qadesch (s. d.) und Šūr (Gen. 20, 1) an der Straße nach Ägypten (2. Chron. 14, 12f. mehrere Städte in der Nähe) zu suchen. Die Bewohner werden als Hirten geschildert (Gen. 26, 20; 1. Chron. 4, 39 LXX), die von Abimelech, einem Philisterkönige, beherrscht werden (Gen. 20, 1; 21, 22; 26, 1ff.). Mit ihm sollen Abraham und Isaak in Berührung gekommen sein. Sehr fraglich ist es, ob der Ort mit *krr* in der Liste Thutmosis III. (K. Sethe *Urkunden* 784, 80) gemeint ist, da der s. Teil von Palästina nicht berücksichtigt zu sein scheint (MVAG 12 [1907] 1 S. 24, 34 W. M. Müller).

In röm.-byzant. Zeit kannte man einen Ort Γέραρα in dieser Gegend, wohl *chirbet umm ǧarrâr* (P. Thomsen *Loca sancta* I [1907] S. 51), zweifelte aber schon damals zum Teil daran, daß er die im AT erwähnte Stadt sei. Tatsächlich weist *chirbet umm ǧarrâr* nur Reste aus röm.-byzant. Zeit auf. Dagegen fand W. J. Phythian-Adams bei einer sehr geschickt ausgeführten Probegrabung auf dem *tell ǧemmâ*, 13,5 km s. von Gaza, unmittelbar am S-Ufer des *wâdi ṛazze* (genauer *sēl eš-šellâle*) unter einer hellenistischen Schicht Scherben von Philistergefäßen, noch tiefer aus Zypern eingeführte Tonware (etwa 1500 v. C.) und zuletzt Spuren einer Besiedlung und Befestigung in der mittleren und älteren BZ. Doch war damit noch nicht der natürliche Boden erreicht. Da die röm.-byzant. Zeit überhaupt nicht vertreten war, ist wahrscheinlich *tell ǧemmâ* die Stelle des alten Gerar, dessen Name, wie das öfter in Palästina geschah, später zu einer anderen Ortschaft in der Nähe wanderte. Jedenfalls bildet der Hügel, von dem aus die große Straße nach Ägypten überwacht werden konnte, mit anderen (z. B. *tell el-fârʿa*, *tell es-sebaʿ*, *tell el-milh* und *tell ʿarad*) eine im Bogen verlaufende Sicherung der s. Grenze des Landes. Möglicherweise war Abimelech (s. o.) König dieser Stadt, nicht des ganzen Philisterlandes, da ja auch Gaza einen eignen Herrscher hatte.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 204; Quarterly stat. 55 (1923) S. 140ff. W. J. Phythian-Adams.

Peter Thomsen

Tell Halâf s. Gusana.

Tell Ibrahîm s. Kûta.

Tell nebi mende s. Qadesch.

Tello s. Lagasch.

Tell Račev s. Bulgarien B, Račev.

Tell ta'annek s. Thaanach.

Tell zakarîa.

§ 1. Lage und Bedeutung des Hügels. — § 2. Die Grabung. — § 3. Geschichte und Name des Ortes.

§ 1. Am Oberlaufe des *wâdi 's-sarṭ* liegt der *tell zakarîa*, der sich mit seiner dreieckig geformten Oberfläche (3500 qm groß) 108 m über dem Talgrunde erhebt. Nur im S ist er durch einen 50 m niedrigeren Rücken mit den übrigen Hügeln verbunden. Sonst fällt die Böschung nach allen Seiten verhältnismäßig steil ab. Durch seine Lage beherrscht der Hügel den Schnittpunkt von zwei wichtigen Straßen, deren eine von *'ain šems* (s. Bethsemes) nach *bēt ǧibrîn* (dem alten Eleutheropolis) führt, während die andere von Jerusalem über *bēt nettîf* und *tell eṣ-ṣâfi* (s. d.) nach Gaza (s. d.) läuft. Der *tell* war also wohl geeignet zur Anlage einer Sperrfeste und einer Siedlung, in der sich äg. Einflüsse stark bemerkbar machen mußten. Ihn haben F. J. Bliss und R. A. S. Macalister bei ihrer Grabung auf den Schefela-Hügeln im J. 1898 (s. tell eṣ-ṣâfi) zuerst genauer untersucht (Oktober-Dezember 1898, März-April und September-Oktober 1899).

§ 2. Diese Grabung bedeutete insofern eine Enttäuschung, als Reste der ältesten Zeit nicht gefunden wurden. Erst die spätere BZ hatte zahlreiche Tongefäße hinterlassen, die z. T. fremden Einfluß in Form und Bemalung verraten (so z. B. schlanke Krüge mit senkrechten Henkeln und farbigen Bändern), z. T. einheimische Erzeugnisse sind. Äg. war der Inhalt eines Kruges mit rundem Boden, der innerhalb der Festung auf den natürlichen Felsen gestellt war und wohl Beigaben für eine Bestattung enthielt, da er mit feiner Erde gefüllt war. Darin fanden sich 81 skarabäen- oder flaschenförmige Perlen aus Karneol, 250 blaue, grüne, gelbe und rote Perlen aus Glasfluß, mehrere kleine Perlen aus Knochen, eine weitere aus Bernstein (s. d. G) vom Libanon, Bronzeschmuck, drei Muscheln, Skarabäen von Thutmosis III. und Amenḥotep III. sowie kleine äg. Fayence-Figuren. Der EZ ist die Mauer zuzuweisen, die sich um die Oberfläche zog und vielleicht auf einer älteren Befestigung errichtet wurde. Sie bestand aus einem Sockel von rohen Bruchsteinen mit Lehmmörtel und einem Quaderoberbau. In regelmäßigen Zwischenräumen erhoben sich 6 m br., viereckige Türme (nur drei an der sw. Ecke wurden untersucht). In der sö. Ecke lag die Stadtburg, umgeben von einer ebenso gebauten Mauer mit Türmen (9—11 × 4,0—5,5 m). Doch waren diese der Mauer nur vorgesetzt oder in anfänglich bei dem Bau offengehaltene Lücken eingefügt, also nicht in den Mauerlauf einbezogen. Anscheinend hat sich vor den Türmen ein Niederwall aus Erde und ein Graben hingezogen. Nicht geklärt wurde die Frage, wo sich die Tore der Stadt und der Burg (dieses vielleicht an der O-Seite) befunden haben. Grundmauern von bescheidenen Häusern sind innerhalb der Stadt- und Burgmauern hier und da festgestellt worden, ebenso Zisternen und an einer Stelle ein kreisrunder Schmelzofen aus Lehmziegeln. Unter den Einzelfunden sind zu nennen Krughenkel mit Königsstempeln, hebr. Namen und Siegelabdrücken (s. Siegel B), sodann Astarte-Figuren und Rinderköpfchen aus Ton. Ganz spärlich waren die Reste aus hellenistisch-röm. Zeit (s. Panzer C § 3). Der Hügel selbst war zersetzt mit unterirdischen Höhlen und Gängen, die sich in unübersichtlichen Verzweigungen, oft zu geräumigen Kammern erweitert, in den weichen Felsen hineinzogen. Wahrscheinlich sind diese Räume schon in alter Zeit als Verstecke in gefährlichen Tagen oder als Vorratskammern und als Zisternen benutzt worden. — S. auch Band VIII Tf. 136[B] a—c, e.

§ 3. Aus dem allen ergibt sich, daß der Ort etwa um 1500 v. C. in größerem Umfange besiedelt und in der 1. Hälfte des 1. Jht. befestigt wurde. Die erste Niederlassung scheint ziemlich stark von Ägypten her beeinflußt gewesen zu sein, die zweite zeigt rein jüdische Art. Welchen Namen der Ort getragen hat, steht noch nicht fest, da kein inschriftlicher Beleg entdeckt worden ist. Am wahrscheinlichsten bleibt es, hier das im AT erwähnte Azeka (hebr. *'azēqâ*) anzusetzen, das in der Schefela lag (Jos. 15, 35) und mit Socho zusammen ge-

nannt wird (1. Sam. 17, 1). Wie Lachis (s. d.) wurde es von Rehabeam befestigt (2. Chron. 11, 9) und von Nebukadnezar belagert (Jerem. 34, 7). Nach der Rückkehr aus der Verbannung wurde es neu besiedelt (Nehem. 11, 30). Ob der heutige Name mit dem alten hebräischen oder gar mit den Zakar zusammenhängt, die auch Dor (s. d.) besetzt hatten, ist fraglich.

Bliss-Macalister *Excavations in Palestine* S. 12ff., 66f.; Rev. bibl. 1 (1899) S. 444ff. H. Vincent; Arch. Anz. 1908 S. 349ff. H. Thiersch; ZdPV 34 (1911) S. 52f. G. Hölscher.

Peter Thomsen

Temes-Kubin (sw. Gálya, Jugoslavien). Großes Gräberfeld mit pannonischer (s. d.) Keramik. Besonders bemerkenswert sind die zahlreichen Tonstatuetten, die teilweise der von Kličevac (s. d. und Band VI Tf. 2) sehr nahe stehen, wenn auch keine von ihnen so reich ausgestattet ist wie diese (Milleker a. a. O. S. 70 Abb. 13—14). Andere wieder, die viel roher und plumper gehalten sind (a. a. O. Abb. 9, 11, 12), ähneln so sehr einigen Idolfragmenten von Gradac bei Zlokućan (Berichte d. kgl. serb. Akad. 86 Belgrad 1911 Tf. 6 Abb. 10, 7ff. Vasić; M. Hoernes *Urgesch.*[2] S. 285—293) und Jablanica (Vassits *Dieneol. Station Jablanica* 1902 S. 9ff. Abb. 19—31 und Hoernes a. a. O. S. 289, 291), daß sie auch zeitlich einander nahestehen müssen. Da die Stationen von Jablanica (s. d.) und Gradac wohl zweifellos noch der StZ angehören, muß T.-K. jedenfalls noch bis in den Beginn der BZ zurückverlegt werden.

Milleker *Délmagyarország Régiségleletei* III 1 Temesvar 1906 S. 69ff.; Wosinsky *Die inkrust. Keramik* 1904; Arch. Ertesitö 18 S. 103ff.; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 408, 410.

G. Wilke

Temir-Gora (bei Kerč) s. Südrußland D § 50.

Tempel. A. Allgemein.

Die Errichtung von T. ist eine Erscheinung, die sich erst in archaischen Kulturen findet. Nicht nur, daß die T. eine gewisse Ausbildung der Bautechnik voraussetzen (s. Technik A), sondern sie sind auch in starkem Maße soziologisch an die Entstehung einer Priesterschaft gebunden (s. Geheime Gesellschaft, Staat).

Bei Naturvölkern treffen wir auf Ansätze zur Absonderung von heiligen Plätzen und T. in mehrfacher Hinsicht.

1. Bei verhältnismäßig wenig entwickelter Bautechnik und ohne eine Spezialisierung des Hausbaus für besondere Zwecke (s. Festung E, Gemeinschaftshaus, Siedlung A) dienen heilige Plätze, häufig in Verbindung mit einigen Bäumen, der Veranstaltung von Festen und Zeremonien (z. B. Südsee). Auch der Platz am heiligen Feuer (s. d. A), an dem die Alten tagen (z. B. die Bergdama SW-Afrikas), ist ein solcher respektgeladener Platz (s. a. Mana B, Meidung).

2. Die sog. „Männerhallen" (s. Männerhaus) können gleichzeitig als Sippenheiligtümer betrachtet werden, in denen die heiligen Musik-Instrumente, wie Trommeln oder Bambuspfeifen, aufbewahrt werden, die Prunk-Speere und -Schilde für Zeremonialzwecke (z. B. am Augusta-Fluß, Neu-Guinea), oder solche Pfeile und Speere, die getroffen haben, Schädel erschlagener Feinde (Buin auf Bougainville, Salomo-Insel), oder was es sonst noch an denkwürdigen Resten von besonderen Erlebnissen gibt, wie solche von Mahlzeiten in Gestalt von Schweinekiefern (Buka, Nissan) u. dgl. m.

Nicht selten findet sich (z. B. auf den Salomo-Inseln) noch die geschnitzte Figur eines Menschen oder eine Hockerfigur mit großem Schädel als Schutzgeist der Halle. Bei der Errichtung der Halle wurde früher ein Mensch getötet, dessen Geist man zum Besten der Halle auf diese Weise zu bannen suchte. Ursprünglich verwendete man wohl das Skelett oder den präparierten Leichnam oder Schädel unmittelbar, wie vereinzelte Funde beweisen, und ging erst später dazu über, die Formen in Holz nachzubilden.

3. Vielfach werden die Schädel von verstorbenen Ahnen in besonderen Häusern aufbewahrt (z. B. Nordküste von Neu-Guinea, Neu-Mecklenburg). Dort werden zuzeiten Opfer dargebracht und Zeremonien veranstaltet.

4. Wo die Verstorbenen in Hügelgräbern zunächst beigesetzt wurden, stellte man vielfach Totenwächter an, die durch Aufgießen von Wasser der Verwesung der Leiche nachhalfen und auch für den Unterhalt des Totengeistes sorgten (s. Totenkultus A § 12). Daran knüpfte sich ein regelmäßiger Opferdienst am Grabe. Für diese priesterlichen Wächter wurden besondere Gebäude errichtet, in denen na-

mentlich später auch die Gebeine des „gepflegten" Toten beigesetzt wurden. Die Tempelstatuen dürften wohl zunächst als Nachbildungen der Leiber der Toten aufzufassen sein.

5. Häufig finden sich auch Miniaturabbilder von Häusern, in denen irgendwelche Reliquien der Verstorbenen aufbewahrt werden, und vor denen Opferungen stattfinden. Dazu gehören auch Aschenurnen, Schädelhäuschen u. dgl.

An diese Vorbilder hat sich wohl auch der Kult anderer Geister (nicht der von Verstorbenen) gehalten. Thurnwald

B. Europa und Naher Orient s. Baukunst, Kultus, Religion.

Tempelturm (Tf. 57, 57^A). § 1. Die Haupt-Tempel in Babylonien, in Assyrien z. T. auch kleinere, hatten einen T., stufenförmig aufsteigend, genannt *Zikkurratu*. Sie heißen auch Götterberg, Sonnengrab und Göttergrab. Das sumer. Schriftbild für Tempel ist *Turm auf Hügel* (Jhb. Dtsch. Ver. f. Buch u. Schrift 2 S. 23 Nr. 21 Unger).

§ 2. Die Gestalt der T. kennen wir von den Ausgrabungen her, besonders in Babylon (s. d.; Tf. 57^Aa), Borsippa (s. d.; Band II Tf. 64), Eridu (s. d.), Nippur (s. d.) und Ur (s. d.; Tf. 57^Ab; Band I Tf. 97) in Babylonien, sowie durch die Grabungen in Assyrien an den Stätten von Assur, Dur-Sargon (s. d.), Kalḫu (s. d.) und Kar-Tukulti-Ninurta. Ferner finden sich Abbildungen von T. auf antiken Reliefs und Siegelzylindern und Nachbildungen der T. an den sogenannten assyr. Obelisken (s. d. B). Es sind folgende:

§ 3. 1. Siegelzylinder VA 7736 aus Assur, der Zeit Tukulti-Ninurtas I. (1250) angehörend, mit 5stufigem T. (Tf. 57e).

2. Kudurru des Mardukaplaiddina I. von Babylon (1180) mit 4stufigem Turm, im Britischen Museum (Nr. 90850); L. W. King *Babyl. Boundary Stones* Tf. 41.

3. Bronzeplatte mit aufgesetzten Bronzefiguren, darunter ein 2- und ein 3stufiger Turm, mit Inschrift des Šilḫak-Inšušinak von Susa (1150); Délég. Perse Mém. 12 S. 145 = Frank *Babyl.-Assyr. Kunst* Kunstg. i. Bildern² Tf. 52,1 (Tf. 57^Ac).

4. „Zerbrochener Obelisk" des Tiglatpileser I. (1100), 3stufig, aus Ninive.

5. Großer Obelisk des Assurnassirpal I. (1050) aus Ninive mit 4 Stufen (Tf. 57a).

6. Bruchstück eines Basalt-Obelisken des Assurnassirpal II. (880) aus Kalḫu.

7. Der bekannte Basalt-Obelisk Salmanassars III. (830) aus Kalḫu mit 4 Stufen.

8. Bruchstücke eines Basalt-Obelisken Salmanassars III. (?) aus Assur.

9. Siegelzylinder aus Assur VA 5362 mit 4stufigem T.; AO 17—18 Abb. 472 (Tf. 57d).

10. Zeichnung eines 5stufigen T. auf der Brust des Gottes Adad von einem Siegel, das Asarhaddon in den Esagila-Tempel weihte (680); Koldewey *Wieder ersteh. Babylon* Abb. 134 S. 217 = WVDOG 4 S. 17 Tf. 6 Nr. 3 Weissbach (Band IV Tf. 195 b).

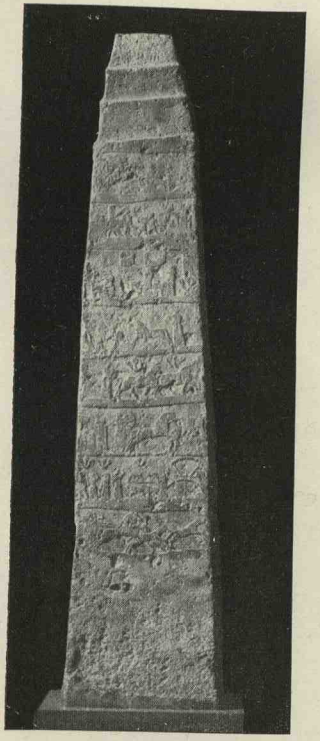
11. Zeichnung eines T. in einer Stadt auf einem Relief Assurbanipals aus dem Palaste Sanheribs (4stufig?); Paterson *Palace of Sennacherib* Tf. 44—45.

12. Relief von einer Darstellung Babylons aus dem Palaste Assurbanipals (650); G. Smith *Chaldäische Genesis* übersetzt von F. Delitzsch 1876 S. 127 = ZfAssyr. 38 S. 39, 43 (Abb.) Dombart = Paterson a. a. O. Tf. 101 oben (Tf. 57c).

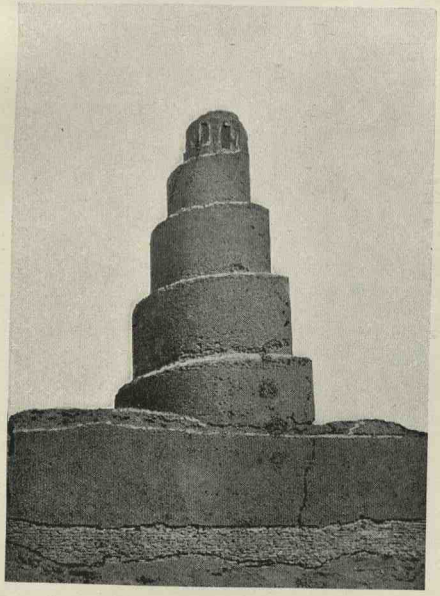
§ 4. Die T. bestanden aus z. T. geböschten, stufenförmig übereinanderliegenden Stockwerken, bis zu 7 an Zahl. Das unterste Stockwerk ist gewöhnlich sockelartig und sehr hoch, die Höhe der Stockwerke nimmt nach oben zu ab. Das oberste Stockwerk ist ein Hochtempel mit vertikaler Wand.

§ 5. Der Grundriß der T. war entweder oblong rechteckig, im Verhältnis von 3 : 2, so in Eridu (180 × 110 m), Nippur (57 × 38,4 m), Ur (62 × 41 m), ähnlich an Obelisken (§ 3,4.5.7), oder er war quadratisch: in Babylon (90^2), in Borsippa (82^2), am Assurtempel in Assur (62^2), am Assurtempel in Kar-Tukulti-Ninurta (30^2), in Dur-Sargon (43^2), in Kalḫu (51^2).

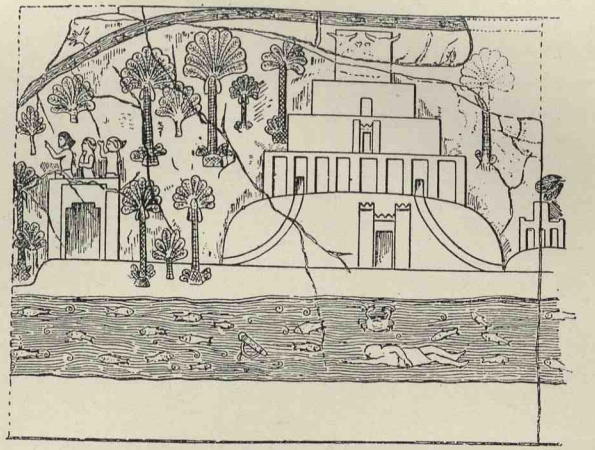
§ 6. Hinsichtlich der Aufgänge der T. scheiden sich diese in 3 Typen: 1. Treppentürme, denen an einer Seite eine weitvorspringende Rampe in der Mitte vorgelegt war (mitunter auch noch 2 Seitenrampen mit Treppen an derselben Turmwand), auf der eine Treppe gerade emporführte, die bis zum obersten Stockwerk hinaufging, wo der Hochtempel stand. Beispiele dafür sind die T. von Nippur (Dombart *Der*



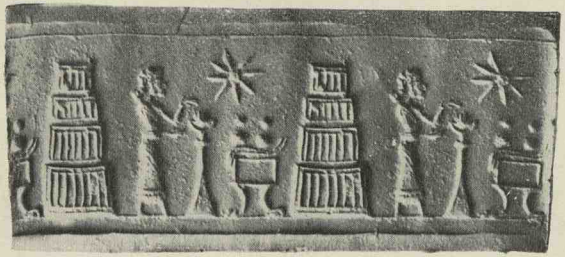
a



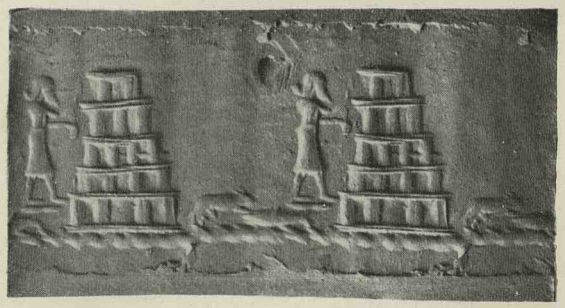
b



c



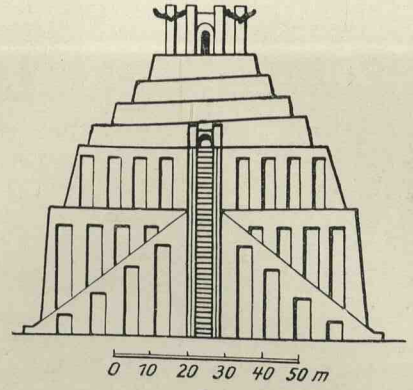
d



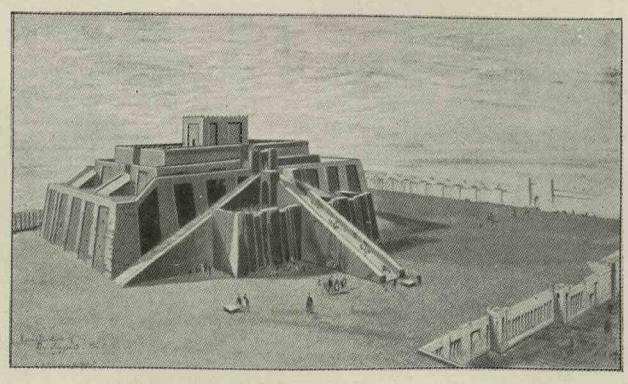
e

Tempelturm

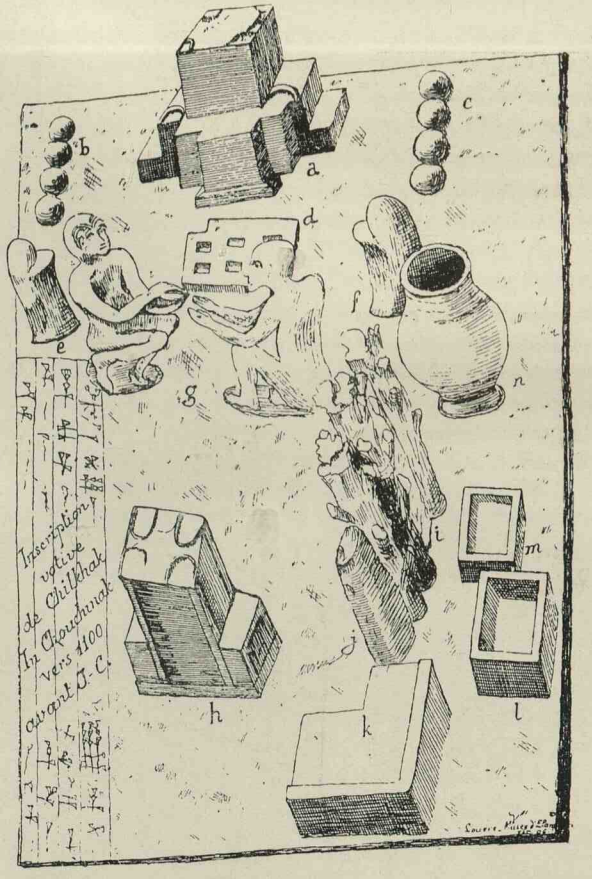
a. Obelisk des Assurnassirpal I. (1050) aus Ninive, London. Kalkstein. H. 3 m. — b. Arabisches Minarett von Samarra (9. Jh. n. C.). Nach Jeremias *Handbuch*². — c. Relief des Assurbanipal aus Ninive (verschollen). Nach ZfAssyr. 38. — d. Abrollung eines Siegelzylinders aus Assur, Berlin (VA 5362). Porphyr. H. 0,042 m. — e. Desgl. aus dem Kunsthandel, Berlin (VA 7736). Achat. H. 0,047 m. Nach Unger *Assyr. und Babyl. Kunst.*



a



b



c

Tempelturm

a. Der Turm zu Babel. H. 90 m. Wiederherstellung nach Unger in „Forschungen und Fortschritte" 2 (1926) Nr. 21 S. 177. — b. Der Turm zu Ur. H. ca. 21 m. Nach Woolley (Unger a. a. O. S. 178; vgl. Ill. Lond. News v. 25. X. 1924 S. 783). — c. Elamische Darstellung einer Sonnenaufgangsfeier mit Inschrift des Šilḫak-In-šušinak (1150). Bronze. Br. 0,40; L. 0,60 m. Nach Jeremias *Handbuch*[2].

Sakralturm Abb. 41 S. 76), Eridu und Ur. — 2. Rampentürme, bei denen der Aufgang in Treppen oder in schräger Ebene, linksherum, spiralförmig, im Gegensinne des Uhrzeigers, allmählich bis zum Hochtempel hinaufführte; so gestaltet war der T. in Chorsabad-Dur-Sargon (s. d.; Band II Tf. 221 b; Dombart a. a. O. Abb. 42 S. 77). Ein fast gleiches Beispiel bietet auch der Obelisk § 3, 5 (Tf. 57 a). — 3. Treppenrampentürme sind eine Verschmelzung der beiden vorgenannten Typen. Als ein Beispiel ist der T. von Babylon anzusetzen, bei dem die Freitreppe bis zum 2. Absatz ging und von hier aus eine Rampe spiralförmig nach oben führte (Tf. 57^{A}a). Das 8. von Herodot gezählte Stockwerk ist die Basis (*kigallu*), die unterweltliche Fortsetzung in derselben Größe wie der T. über Tag (Z. f. Alttest. Wiss. 1927 S. 167 E. Unger; ders. *Assyr. u. Babyl. Kunst* S. 60f. Abb. 104).

§ 7. An äußerem Schmuck war namentlich der Sockel mit breiten, oben gerade abgeschlossenen Blenden verziert. Daß auch die oberen Stockwerke bisweilen diesen Schmuck hatten, zeigen die Siegelzylinder § 3, 1. 9. Der Hochtempel hatte nach Berichten der Keilschrift-Urkunden und nach zwei Reliefs (§ 3, 2 und 12) einen Schmuck von Hörnern aus glänzendem Metall, das Kennzeichen der Göttlichkeit; vgl. Dombart S. 16f. Er war blau emailliert, bzw. mit Lapislazuli (*uknu*) verziert.

§ 8. Die Nachwirkung der T. zeigt sich in mehreren späteren Bauwerken, in dem „Grab des Kyros" in Mashad i madar i Suleiman (s. d. und Band VIII Tf. 13), eine hausartige Zella auf 6stufigem Unterbau mit oblongem Grundriß. Ferner erinnern an die T. die runden Minarette von Samarra (Tf. 57 b), Firuzabad, Abu Dolaf mit spiralförmigen Aufgängen; vgl. Dombart a. a. O. S. 29f. S. a. Göttersymbol E 1 § 47.

Th. Dombart *Der Sakralturm* München 1915; E. Unger *Der Turm zu Babel* Z. f. Alttest. Wiss. 1927 S. 162—171 (Literatur).

Eckhard Unger

Tencterer s. Germanen B § 5.

Teppich s. Fußboden, Noin Ula.

Teppichstil s. Unendliches Muster.

Terme Pialat s. Kunst A § 4.

Termilen. Nach Herodot der ursprüngliche Name der von Kreta unter Sarpedon nach Lykien eingedrungenen Eroberer. S. Lykier B.

K. Penka *Die vorhell. Bevölk. Griechenlands* Pol. Anthr. Rev. 10 (1911) S. 145.

Reche

Termini d' Imera s. Sizilien A § 2.

Terni. § 1. T. (*Interamna Nahars* der Römer) ist durch Funde namentlich der J. 1907 und 1911—12 und 1916 ein besonders wichtiger Punkt für vor- und frühgesch. Schichtungsverhältnisse geworden. Die fruchtbare, von schützenden Bergen rings umgebene Ebene hat schon die Urbevölkerung zur Besiedelung angezogen, deren Hüttenreste 2 km aufwärts vom jetzigen Terni in der Nähe der Velino-Mündung unter den Stahlwerken gefunden sind. Wahrscheinlich das Nar-Tal herunter, zwischen der Hauptkette des Apennin und den Monti Sibillini sich durchschiebend, zeigten sich hier, in der 2. Hälfte des 2. Jht., die ersten Schwärme verbrennender „Italiker", setzten sich, ihrer vorsichtigen Gewohnheit gemäß, auf die eine oder andere der umfassenden Höhen und benutzten die Ebene zum Fruchtbau und zur Beisetzung ihrer Toten. So mögen die Höhen von Pentima und Cesi von ihnen zum ersten Male verwendet worden sein. Ihre Gräber liegen über jenen Siedlungsspuren der Urbewohner. Ihnen folgten wohl um die Jahrtausendwende oder etwas früher die ersten, bestattenden Umbrer; sie blieben die dauernden Besitzer dieser Landschaft, der sie bis auf den heutigen Tag ihr Gepräge gegeben haben. T. ist für unsere Kenntnis alt-umbrischer Kultur der wichtigste Platz geworden. Sie haben die, wie es scheint, noch ziemlich dünne Besiedlung durch ihre verbrennenden Vettern ausgedehnt, sind auch in der 1. Hälfte des 7. Jh. die Gründer der Stadt T. geworden. Längere Zeit lebten sie, wie es scheint, friedlich mit ihren Vettern zusammen, respektierten ihre Gräber, neben oder über welche sie ihre Toten betteten, und übten bei ihrer augenscheinlich sehr viel stärkeren Zahl auf ihre Vorgänger einen ziemlich entscheidenden assimilierenden Einfluß aus. So nahmen in ihren jüngeren Gräbern die Brenner die Sitte an, reichlichere Beigaben auch ihren Toten mitzugeben und sie innerhalb eines auf die

menschliche Normallänge ausgehobenen Grabes so zu verteilen, wie sie es bei den Bestattern sahen, die Körperausstattung also gemäß ihrem Platz am Körper in die Grube gelegt; auch höhten sie Grabhügel über ihren Toten auf und umgaben dieselben mit einem Steinkreis, vereinzelt sogar mit den aus aufrecht gestellten Steinen gebildeten Zuführungslinien (s. Steinkreisgrab). Allmählich vollzog sich denn auch der vollständige Übergang vom Brand — der in der Beisetzungsgrube selbst ausgeführt wurde — zur Bestattung, sei es, daß die noch übrigen Brenner fortzogen, oder, dies wohl wahrscheinlicher, daß sie in die Umbrer aufgingen. Ähnlich wohl im nicht weit entfernten Monteleone (s. d.) di Spoleto; ihre Wohnsitze bei Pianello (s. d.) scheinen sie dagegen gänzlich aufgegeben zu haben, da ihnen dort keine Umbrer folgten.

§ 2. Während die Brandgräber, besonders der älteren, noch von umbrischer Art unbeeinflußten Zeit, nur spärliche Beigaben zeigen, der alten, aus den Terramaren-Gräbern bekannten Gewöhnung und der Vorstellung allg. Gleichheit wie wohl im Leben so auch im Tode entsprechend, wird die Ausstattung in der umbr. Zeit sehr viel reicher, besonders an Metall- und Schmuckgegenständen, wenn auch auswärtige Handelsprodukte, bei der eingeschlossenen und vom Meer entfernten Lage begreiflich, noch wenig zahlreich oder unbedeutend sind. Die Zeiten, wo auch in diesen umbr. Bergen kostbare, mit reichem Metallbeschlag geschmückte Wagen, wie jener von Monteleone (s. d.), oder die etrusk., griech. Kunst spiegelnden, schönen Metallgeräte und -gefäße in die Gräber kamen oder gar Kostbarkeiten aus Edelmetall, wie aus Todi, waren noch weit entfernt. Einen lehrreichen Durchschnitt der handwerklichen Stufe in dieser Zeit und Gegend gibt der beträchtliche und vielgenannte Depotfund von Piediluco, am Velino, wohl sicher, wie schon der heutige Name der Örtlichkeit andeutet, ein Votivdepot (s. Depotfund B II Nr. 107). Die Niederlassung unter den Stahlwerken scheint im 6.—5. Jh. zu Ende gegangen zu sein, abgelöst durch T. selbst.

Die ungemein reichen Grabungsergebnisse in Rom, Museo Villa Giulia, in Terni, Museo civico, und in Perugia, Museo Bellucci. — S. a. Band III Tf. 153a, VI Tf. 29g, h.

Notizie 1907 S. 595—650 Pasqui und Lanzi; Bull. Paletn. Ital. 35 (1909) S. 13—20, 78—104 Bellucci; Notizie 1914 S. 3—68 Stefani und Lanzi; ebd. 1916 S. 191—226 Stefani; Arch. Anz. 1921 S. 49—51; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 32, 195—200, 439—451, Tf. 17—19, 33.

v. Duhn

Terraindarstellung (Ägäischer Kreis). Vorstufen dazu sind vielleicht in dem Beiwerk auf einigen frühmin. Siegeln zu erkennen, doch bleibt dies unsicher. Im MM I zeigen Vasen mit Fischen zwischen Felsen, Korallen oder Schwämmen, oder mit einer ganzen Herde in Relief (Band XIV Tf. 19b) einen bedeutenden Fortschritt der T. Die jüngere Kamares-Keramik (MM II—III) und die gleichzeitigen Fayence-Gefäße und -Reliefs lieben es, Pflanzen aus welligem Terrain aufwachsen zu lassen (Band XIV Tf. 21a). Wesentlich weiter ausgebildet wird dies in der Glyptik und Wandmalerei; das früheste Fresko, der Krokospflücker (Band VII Tf. 64), bietet schon ein vollentwickeltes System, das dann kanonisch bleibt: unregelmäßig wellige Felsenformen, die von unten aufwärts-, von oben herabwachsen, ohne jeden Versuch perspektivischer Wirkung; manchmal auch wolkenartige Gebilde zwischen den Figuren, die auch bloß felsiges Terrain andeuten sollen: Fresken von H. Triada (Band VII Tf. 67), Dolchklingen von Mykenai (Band IV Tf. 169), Elfenbeinreliefs (Band VII Tf. 66b), Goldringe, Gemmen, Siegelabdrücke (Band VII Tf. 58, 1a, b). Daneben erscheinen auch realistischere Darstellungen, sogar reine Landschaftsbilder. Die auf Vasen in Ton und Stein beliebten Seelandschaften zeigen dasselbe Nebeneinander von Naturwiedergabe und Konvention (vgl. a. Band VIII Tf. 128a). In figurenreichen Bildern auf Gemmen, Ringen, Metallgefäßen sind wellige Terrainlinien mit Pflanzenwuchs in SM I sehr beliebt (Becher von Vaphio; Band IV Tf. 172f.). Daneben finden wir aber Kiesboden, schematische Striche und auch ein merkwürdig lebloses Schuppen- oder Wellenmuster als Angabe felsiger Landschaft, vor allem auf dem Silberrhyton von Mykenai mit der Stadtbelagerung und einem knossischen Siegel (Band VII Tf. 72a, VIII Tf. 128b).

In SM II werden die T. bald dürftiger und schematischer und verschwinden hierauf ganz. Im Spätmykenischen und dann

im Geometrischen sind sie längst aufgegeben.

FM-Siegel: A. Evans *Palace Minos* I 118, 120; Arch. Jahrb. 40 (1925) S. 85ff. Val. Müller. — MM I: Evans a. a. O. S. 181f.; Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. Palaikastro* I Suppl. Paper BSA 24 (1923) S. 12 Tf. 7. — Kamaresvasen: Evans a. a. O. S. 254, 264; BSA 19 Tf. 10. — Fayencevasen und -reliefs: BSA 9: Evans a. a. O. S. 510, 520ff. — Glyptik: Evans a. a. O. S. 273f., 697 (Landschaftsbild). — Krokospflücker: Evans a. a. O. S. 265 Tf. 4. —Fresken von H. Triada: H. Bossert *Altkreta*[2] Abb. 65ff.; Mon. Lincei 13 Tf. 8; Evans a. a. O. S. 538f. — Dolchklingen: Perrot-Chipiez *Hist. de l'Art* VI Tf. 17ff.; Evans a. a. O. S. 715, ebd. S. 691 beste Abb. eines myk. Goldringes; andere Furtwängler *Gemmen* Tf. 2, 3. 8; Winter *Kunstg. i. Bild.* I[2] S. 87 Nr. 5, S. 90 Nr. 4. — Seelandschaften: Evans a. a. O. S. 541ff., 608f., 675; *Excav. at Phylakopi* Tf. 3; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 311 K. Müller; Bosanquet-Dawkins *Unbupl. Objects fr. Palaikastro* Suppl. BSA 24 Tf. 18ff. — SM I: Silbergefäß v. Mykenai, Becher von Vaphio, K. Müller a. a. O. S. 317ff. Tf. 9ff.; A. Evans *Tomb of the Double Axes* S. 10; JHS 21 (1901) ders.; Kiesboden ebd. S. 177 und *Palace Minos* I 161; Striche S. 160, 686f.; Silberrhyton ebd. S. 698; vgl. ein myk. Fayencefragment Ath. Mitt. 40 (1915) G. Karo; Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 332 K. Müller. — SM II—III: Evans *Prehist. Tombs of Knossos* Tf. 100; ders. *Tomb Double Axes* S. 16 Tf. 2. 50 Abb. 66; BSA 9 S. 139.

G. Karo

Terrakotte. S. a. Idol A 2, B. — (Ägäischer Kreis) § 1. Der Gebrauch von Tonfiguren war bereits im Neol. voll ausgebildet. In Thessalien liefern die tiefsten Schichten zahlreiche regional verschiedene Figürchen, überwiegend nackte Frauen ausgesprochen steatopyger Formen, z. T. recht ausdrucksvoll, manche mit Bemalung, Schmucknarben und Tätowierung auf gelbem Tongrunde. Die jüngerneol. T. entfernen sich mehr und mehr von der Natur, bis zu völlig schematischen, fast formlosen Gebilden, z. T. mit eingesetztem, oft bemaltem „Kopf" (Band VI Tf. 1h—l). Daneben gibt es aber auch besser modellierte. Besonders hervorragend eine geom. bemalte sitzende Frau mit Kind und ein ganz ungewöhnlich großer sitzender Mann. Da die neol. T. sämtlich aus Wohnstätten stammen, ist an ihrer religiösen Bedeutung kaum zu zweifeln. Aus Mittelgriechenland und dem Peloponnes fehlen bisher neol. T., auf Kreta (s. d. B; Band VII Tf. 34) gibt es eine reiche, aber ganz anders geartete Serie, aus schwarzpoliertem Ton, ziemlich roh modelliert, die Gliedmaßen meist nur kurze Stümpfe, mit einfachen linearen Ritzmustern. Einige Tierfiguren sind besser gebildet. In der BZ tritt Thessalien zurück, Kreta in den Vordergrund, während in Mittelgriechenland und dem Peloponnes die alten steatopygen Typen in Stein fortleben, ebenso in Ton in Anatolien, wo die Funde noch zu spärlich sind, um eine systematische Darstellung zu gestatten. Die ebenfalls schon im neol. Thessalien auftretenden brettförmigen steinernen Idole (s. d. B) erleben in Troja (s. d.) und den Kykladen (s. d.) eine reiche Entwicklung. Verwandte Bildungen in rot- und schwarzpoliertem Ton mit Ritzmustern sind für Kypros (s. d.) charakteristisch.

§ 2. Auf Kreta überwiegen im FM ganz die steinernen Figuren, seit MM I aber treten wieder Terrakotten an ihre Stelle, noch recht roh in der Messarà, voll ausgebildet, mit genauer Angabe der männlichen und weiblichen Tracht (s. Kleidung B) im ö. Kreta: Chamaizi, Petsofà (Band VII Tf. 52 a); hier auch geweihte Gliedmaßen, Tiere, Geräte aus Ton, ähnlich die unpubl. Votiv-Terrakotten des MM I-Heiligtums auf dem Juktasberge, s. von Knossos (s. Kreta B § 6). Die bunte Bemalung der T. entspricht der Kamareskeramik. Die Männer haben rotbraune, die Frauen gelbe Hautfarbe. Sehr wichtig sind die tönernen Kultgeräte aus Phaistos und Knossos (Band VII Tf. 57).

Aus MM II—III ist das Material verhältnismäßig weniger reich. Ein merkwürdiges weibliches Idol mit von Buckeln besätem Leibe erinnert wohl nur zufällig an die spätere ephesische Artemis. Ein rohes Figürchen einer nackten Frau aus Tylissos trägt eine geritzte Inschrift. Aus Palaikastro stammt die auf einer Ringplatte aufgestellte Gruppe tanzender Frauen mit Leierspieler. Während bei jenen Idolen bewußtes Fortführen uralter Formtradition offenbar ist, bilden die Fayence-Figuren von Göttinnen und die Reliefs gleichen Materials aus Knossos (vor allem den sog. Temple Repositories) Höhepunkte der Kunst des MM III (Band III Tf. 36f.). Aber wie im Kultraume des prächtigen „Kleinen Palastes" von Knossos menschenähnliche natürliche Steingebilde als Fetische verehrt wurden, so erhält sich die Tradition

des plumpen Tonidols, teils in voller Menschengestalt, teils mit zylindrischem, wohl vom min. Glockenrock abgeleitetem Unterkörper bis ins SM III und darüber hinaus: vgl. die Figuren und das Kultgerät der späten Kapellen von Knossos (Band VI Tf. 5a), Gurnià, Kumasa, Prinià, ferner die in großen Mengen, vor allem auf dem Festlande, gefundenen myk. Frauenfigürchen. Deren beide Haupttypen haben auf der Brust gekreuzte oder flügelartig erhobene Arme. Seltener sind sie sitzend dargestellt. Ganz singulär ist ein sich schaukelndes Mädchen (s. Rundplastik). Auch die tönernen Tierfiguren Kretas und des Festlandes sind im SM (= SH) meist schematisch steif, mit Ausnahme der prachtvollen Rhyta (s. d.) von SM I. Für die festländischen Idole ist religiöse Verwendung wenigstens für das Heiligtum der Athena in Delphi (im Artikel Delphi noch nicht verwertet) und eine ländliche Kultstätte n. von Mykenai bezeugt.

§ 3. Die geom. Kunst ist reich an Tonfiguren von Menschen und Tieren, z. T. in primitiver „Schneemannstechnik", z. T. im Stil der gleichzeitigen Bronzen. Religiöse Bedeutung ist bei den zahlreichen Votivfiguren aus Heiligtümern (besonders Olympia; s. d.) selbstverständlich, sonst oft zweifelhaft, Göttergestalten selten vor dem Ende der geom. Periode. Auch die vor allem in Böotien häufigen Gruppen (Reiter, Viergespanne mit Krieger und Lenker) und die „Glockenfiguren" gleicher Herkunft mit beweglichen Beinen gehören wohl schon in die Übergangszeit zur orientalisierenden Kunst. Eine Verarbeitung des reichen Materials fehlt bisher. S. a. Ägäische Kultur, Idol B, Kreta B, Mykenische Kultur, Religion B.

Thessal. neol.: Chr. Tsuntas Διμήνιον καὶ Σέσκλον S. 283ff. Tf. 31ff.; Wace-Thompson *Thessaly* S. 266 (unter Figurines). — Troja: H. Schmidt *H. Schliemanns Samml. trojan. Altert.* S. 277ff. — Anatolien: BSA 19 S. 48ff. H. A. Ormerod. — Kreta: Neol.: A. Evans *Palace Minos* I 44ff. — FM: St. Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 2, 28 (Tiere, Rhyta). — MM I: ebd. Tf. 30; Evans a. a. O. S. 151ff. (Petsofà, vgl. a. BSA 9 S. 356ff. Myres), 153ff. (Juktas), 567 (Buckel-Idol von H. Triada), 219ff. (Kultgerät von Knossos); Ἐφ. ἀρχ. 1906 S. 135ff. St. Xanthudides, besser Maraghiannis *Ant. crét.* II 34 (Chamaizi). — MM II—III: Figur von Tylissos A. Evans a. a. O. S. 634. — Gruppe von Palaikastro: Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects fr. P.* S. 88; H. Bossert *Altkreta*[2] Abb. 113. — Fayencen: BSA 9 S. 62ff.; Evans a. a. O. Titelblatt und S. 500ff.; Bossert a. a. O. Abb. 81ff., 103ff. — SM: Kleiner Palast: A. Evans *Tomb of Double Axes* S. 59ff. — Kapellen: BSA 8 S. 99; Evans a. a. O. S. 52 (Knossos); Boyd-Hawes *Gournia* Tf. 11; Maraghiannis *Ant. crét.* I 36 (Gurnià); St. Xanthudides *Vaulted Tombs of Mesarà* Tf. 33 (Kumasa); Ath. Mitt. 26 (1901) S. 247ff. Tf. 12 S. Wide (Prinià). — Schaukelndes Mädchen: Bossert a. a. O. Abb. 112. — Spätmyk. Idole: Fr. Winter *Typenkatalog d. griech. Terrac.* I 2f.; *Kunstgesch. in Bild.* I[2] S. 92 Nr. 12f. — Delphi: Bull. corr. hell. 46 (1922) S. 507. — Myk. Heiligtum: Arch. Anz. 1913 S. 116. — Geom.: *Olympia* IV 43ff. Tf. 17; Winter *Typenkat.* I 4 ff.; Perrot-Chipiez *Hist. de l'Ar* VII 149f. — Glockenfiguren: Arch. Jahrb. 21 (1906) S. 187 Fr. Poulsen. G. Karo

Terramare. A. Ungarn. § 1. Unter T. versteht man in Ungarn flache, meist langgestreckte, auf leichten natürlichen Bodenanschwellungen sich erhebende Wohnhügel, die durch Einebnung älterer und Errichtung neuer Wohnstätten allmählich zu ihrer gegenwärtigen Höhe emporgewachsen sind. Sie treten bald einzeln, bald als „Zweibühel", auch in größeren Gruppen von 20—80 nebeneinanderliegenden Hügeln auf. Die meisten liegen in der Gabelung der ineinander mündenden Flüsse. Sie finden sich im ganzen Duab wie auch in der großen Tiefebene ö. der Theiß, bilden aber auch noch in S-Ungarn eine häufige Erscheinung.

§ 2. Entsprechend ihrer Entstehung durch Verfall und Erneuerung von Siedlungen zeigen diese Wohnhügel in der Regel verschiedene Kulturhorizonte, die durch Schutt- und Abfallschichten von wechselnder Mächtigkeit voneinander getrennt sind und bisweilen durch Reihen von Pfostenlöchern oder Pfahlresten bezeichnet werden. Bei einigen genauer untersuchten T., wie dem Láposhalom (s. d.) bei Tószeg, haben sich auch noch Reste von den Pfahlrosten mit dem darüberliegenden Lehmestrich erhalten, auf denen sich wie bei den italien. T. das im Fachwerkbau errichtete Viereckhaus oberhalb des Erdniveaus erhob. Ob die ungar. T. auch in sonstiger Hinsicht mit den italien. übereinstimmen: in der strengen Orientierung nach den 4 Himmelsrichtungen und der regelmäßigen Anordnung der Straßen parallel zu den

sich senkrecht schneidenden beiden Hauptstraßen, dem Cardo und Decumanus, usw., muß freilich zurzeit noch bei dem Mangel hinreichend genauer Untersuchungen unentschieden bleiben. Ebensowenig läßt sich sagen, ob die Hütten auf einem gemeinsamen Pfahlrost standen, oder ob es sich um einfache Pfahlhütten handelte, wie sie in einem Hüttenmodell von Bodrogkeresztúr (s. d.) und aus freilich viel jüngerer Zeit in den Pfahlbau-Urnen von Woedtke (Band V Tf. 67 b, d) und Obliwitz (Band V Tf. 67 c) in Pommern vorliegen und, wenn auch nur als Wirtschaftsgebäude, in der Schweiz, in Schweden und anderwärts noch heute fortleben (vgl. Präh. Z. 10 [1918] S. 65ff. F. Behn). Auch über einen Umfassungsgraben, der bei den italien. T. stets vorhanden ist, wird bei den ungar. nichts berichtet. Endlich unterscheiden sich die ungar. von den italien. T. auch noch dadurch, daß bei diesen die Bestattung stets auf besonderen, außerhalb der Graben-Enceinte gelegenen Friedhöfen erfolgte, während in den ungar. T. die Toten, wenigstens vereinzelt, auch innerhalb der Siedlung beigesetzt wurden. Die übliche Bestattungsform ist, wenigstens bei den älteren T., die der seitlichen Hocker, wie sie auch sonst in der Stein- und Kupferzeit Ungarns überall vorherrscht.

§ 3. Neben diesen, immerhin noch den italien. T. einigermaßen gleichenden Wohnhügeln finden sich aber auch solche, bei denen anscheinend Pfahlroste fehlen, die Häuser mithin sich unmittelbar auf dem Erdboden erhoben. Diese Siedlungen entsprechen also den auf der Balkanhalbinsel so häufig vorkommenden Wohnhügeln (s. Bulgarien B), doch mögen auch von ihnen viele noch wirkliche T., d. h. Landpfahlbauten, gewesen sein, da sie fast durchweg bisher nicht genauer erforscht sind.

§ 4. Die ungar. T. gehören dem Neol. an, waren aber auch noch in den älteren Abschnitten der BZ besiedelt. Seltener sind Niederschläge aus der jüngeren Bronze-, der Hallstatt- und Latènezeit. Doch finden sich auf den Wohnhügeln vereinzelt auch Spuren aus noch viel späterer Zeit, so auf dem Kovácshalom (s. d.), s. von Szeghalom, wo an der W-Seite drei Skelette mit frühmittelalterlichen Beigaben, eines davon auch mit Pferd, freigelegt wurden.

R. Virchow *Terramare an der Theiß und über ungarische Altertümer überhaupt* ZfEthn. Verh. 1876; Pigorini *Terremare Ungheresi* Bull. Paletn. Ital. 1876 S. 230—241; J. Undset *Terramaren in Ungarn* MAGW NF 9 (1889) S. 1ff.; M. Wosinsky *Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit* 1904; F. László *Ásatások az erösdi östelepen* Dolgozatok 1914 S. 387ff.; G. Nagy *Az óbessenyői östelep* Arch. Ertesitö 1911 S. 147ff. G. Wilke

B. Italien. § 1. Pfahlbausiedlungen auf dem festen Lande, besonders zahlreich in der mittl. Po-Ebene, seit dem arch. Kongreß in Bologna (1871) allg. mit dem Namen T. bezeichnet, abgewandelt von *Terra marna*, der von den Bauern der Po-Ebene so genannten und seit Jahrhunderten als fetter Kompost, Zersetzungsergebnis alter Niederlassungen, abgeführten Erde. Erst durch die Erforschung der im Parmensischen gelegenen T. von Castione dei Marchesi (s. d.; 1862—77) und von Castellazzo di Fontanellato (s. d.; 1888—96; s. a. Montata dell' Orto und Rovere di Caorso, beide im Piacentinischen) ist unsere Vorstellung von der einstigen Gestalt dieser Siedlungen und der in ihnen sich ausdrückenden Kulturstufe genügend greifbar und klar geworden. Ihre Vorgänger standen am Rande seichter Seen und Flüsse, oder in jetzt vermoorten Nachbarstrichen im Wasser oder auf Unterpackungen, wie in der Schweiz, Savoyen, auch Süddeutschland usw. (s. Pfahlbau E).

§ 2. Sie selbst stellen eine Übertragung jenes Systems auf das feste und offener gewordene Land dar, wobei an Stelle der schützenden Fluten von See und Fluß ein breiter Graben trat, dessen Aushub für Anlage eines ebenfalls ziemlich breiten Walles benutzt wurde. Der nach der Wasserseite leicht geböschte Wall — die Böschung ist mitunter durch eine Steinpflasterung gefestigt — baut sich nach innen senkrecht auf, gestützt durch eine kunstvolle und sehr feste Holzkonstruktion, die wir namentlich durch Castione kennen gelernt haben (für die Gestaltung des Grundrisses im Innern s. Castellazzo, Montata, Rovere). Erst mit der T. von Bellanda im Mantuanischen (1881) begann eine wirkliche Erkenntnis der Anlage des in regelmäßigster, im röm. Lager gewiß nicht zufällig sich wiederholender Form aufgebauten Straßennetzes (Bull. Paletn. Ital. 7 S. 68—86 Chierici; ebd. 26 S. 111 Pigorini), mit Bellanda und Co-

gozzo, ebenfalls unweit Mantua (ebd. 7 S. 182—192; ebd. 8 S. 58—70 Parazzi; Bull. Paletn. Ital. 26 S. 108 Pigorini), diejenige der meist trapezförmigen Gestalt der Siedlung: beides glänzend bestätigt und ausgiebig ausgestaltet durch Castellazzo di Fontanellato, Montata dell' Orto und Rovere del Caorso. S. a. Band II Tf. 137[A].

Daß diese namentlich in der Emilia festgeformte Gestalt nicht mit einem Male fertig dastand, hat natürlich auch Pigorini nicht behaupten wollen. Die interessante Aufgabe, den Werdegang dieser Form, heraus aus der einfacheren der Siedelungen an den Seen und Flußläufen, festzustellen, hat er nachfolgender Forschung überlassen, die jetzt anfängt, sich ihr zu widmen. Namentlich sind es Siedelungen n. des Po, wie Castellaro di Vhò bei Piadena (Prov. Mantua) und S. Caterina bei Cremona (Mon. Lincei 24 [1916] S. 309—344; Rendic. Ist. Lombardo 58 [1925] fasc. VI—X), welche Castelfranco und Patroni Gelegenheit zu wertvollen Beobachtungen solcher Vorbereitungsstadien gegeben haben, die z. B. die Tatsache feststellten, daß auch unter den Wällen Hüttenreste waren, also die offene Hüttensiedelung erst später zur Dorffestung wurde, daß die sorgsame Umführung der ganzen Niederlassung mit einem sichernden Graben ursprünglich durchaus nicht allg. war. Auch die Regelmäßigkeit der Einteilung im Inneren ist erst allmählich herausgebildet. Von Patroni ist eine umfassende Bearbeitung seiner Beobachtungen in nahe Aussicht gestellt, welche sich auch bemühen wird, einige andere Annahmen der früheren Forschung zu modifizieren, wie z. B. die Verwendung des Hohlraumes unter den Hütten zur Aufnahme des häuslichen Abfalls.

§ 3. Die Lebensformen und den äußeren Kulturzustand der Bewohner dieser Dorffestungen hat Helbig 1879 in seinem Buch *Die Italiker in der Poebene* nach den schon bis dahin sorgsam gesammelten Einzelfunden dargestellt, wie auch namentlich bereits Chierici manche auffälligen Berührungspunkte mit den Bewohnern Latiums aufgewiesen, freilich ohne daß die Bindeglieder offenzulegen damals bereits möglich gewesen wäre. Jagd, Viehzucht, Ackerbau, fleißige, durch Flachsbau geförderte Spinntätigkeit der Frauen füllten das tägliche Leben aus. Neben vielen Werkzeugen aus Stein treten Bronzewaffen, namentlich Dolche, Lanzenspitzen, Messer, Pfeilspitzen und Stoßschwerter, oft von jener elegant geschwungenen Form, die uns aus den Schweizer Siedlungen dieser Zeit gut bekannt ist, auch doppelseitige Messer, mit Unrecht Rasiermesser genannt, in der Mitte durchbrochen und mit Anhängergriff (Montelius *Vorklass. Chronol.* Text S. 192), Meißel, Pfriemen, Bohrer, Sicheln, Beile, und zwar neben den älteren kleineren mit nur leicht gehobenen Rändern — *accette a margini rialzati* — schon jene jüngeren, deren stärker erhobene Schaftlappen den Beilkörper funktionell teilen — *ascia ad aletta* — (vgl. für beide Arten Montelius *Vorklass. Chronol.* Text S. 178—179), Nähnadeln und Haarnadeln mit charakteristischen Endungen, auch Rädchen, die in einem früheren Stadium aus Horn zu sein pflegten, sowie jene frühesten Fibeln auf, die ihren Namen von Peschiera oder auch vom Violinbogen haben (s. Fibel B § 1, Pfahlbau E; vgl. a. Band VI Tf. 27, 29). Alter Gewöhnung folgend, ist auch noch viel Gebrauchs- und Schmuckzeug aus Knochen und Horn, besonders Hirschhorn; vereinzelt hat sich auch Holz erhalten. Hörner aus Ton mochten zum Rufen dienen, Phalloi aus Ton bereits gegen den bösen Blick schützen (Bull. Paletn. Ital. 42 S. 72). Herstellung des meisten an Ort und Stelle ist wahrscheinlich; für die Bronze ist die Auffindung mancher Gußformen beweisend. Ebenso werden die Frauen das dickwandige, vielfach plumpe Tongeschirr selbst hergestellt haben, dessen immer noch einfache, durch aufgelegte Tonstreifen, Buckel, eingedrückte Punktreihen und Strichmuster hergestellte Ornamentik weniger bezeichnend ist als die Henkelformen: Schnurösen, seitliche dicke Greifhenkel, namentlich aber Bandhenkel zum Durchstecken des Zeigefingers, während für den Daumen zwei hornartig aufstrebende Erhöhungen in der Mitte ein Auflager bilden: die sog. Ansa (s. d.) cornuta oder lunata (Band VI Tf. 28). Die ersten Atemzüge des Handels sprechen sich aus in Öl- und Weinkernen, in noch seltenem Bernstein, einigen seltenen Perlen aus Glasfluß, sowie aus ganz vereinzeltem Gold in Blechform, wenn letzteres wirklich innerhalb der alten Schicht gefunden und

nicht vielmehr später zufällig hineingeraten ist (Helbig *Italiker* S. 21; Bull. dell' Ist. 1846 S. 29: Casinalbo).

§ 4. Die besonders deutlich in Castione beobachtete zeitweilige Erneuerung der ganzen Siedlung nach Auffüllung des Raumes unter den Hüttenboden mit aller Art Abfall und Erhöhung von Wall und Pfählen nebst Hüttenboden (s. Castellazzo, Castione) verlängerte wohl ihre Existenz, schuf aber keine Vergrößerung der nur auf eine bestimmt beschränkte Zahl von Familien berechneten Anlage, so daß immer wieder neue Auswanderung von Jungmannschaft, wohl in der Form des geheiligten *Ver sacrum*, nötig war, die dann wiederum eine neue derartige Dorffestung auf Pfählen errichtete, mit vereinten und auf dasselbe Ziel gerichteten Kräften Aller und dabei als selbstverständlich vorauszusetzender Verteilung der Wohnplätze im Innern sowie der Acker- und Weideplätze außerhalb. So wurde die Grundlage einer Gemeinwirtschaft festgehalten, die wieder ohne soziale Gleichheit aller Bewohner nicht wohl denkbar war, wie wir sie denn auch in der völligen Gleichheit im Tode in den älteren Terramarenfriedhöfen (s. d.) und deutlicher Nachwirkung solcher Gleichheit auch noch bis tief in das 1. Jht. hinab wahrnehmen können. In diesen Verhältnissen wurzelte das Staatsgefühl des späteren Römertums, sie erklären dasselbe. Die eiserne Regelmäßigkeit der Anlage, nur mit Hilfe einer bereits ausgebildeten Feldmeßkunst zu erzielen, ihre stete Orientierung nach S mit dem einzigen Eingang von dort, die innere, im röm. Lager wiederkehrende Wege- und Raumeinteilung, die Aussparung des freien Platzes im Innern, die an den röm. *mundus* gemahnende Einrichtung innerhalb dieses jedenfalls bei der ersten Herrichtung durch die *pontifices* (*pons* wäre die gut röm. Bezeichnung für den von dem Pfahlrost getragenen Holzboden der Wohnhütten) sakral ausgeschiedenen Platzes, der *sulcus primigenius*, der die Siedlung zuerst umriß, unmittelbar innerhalb des Wallfußes (s. für das alles Castellazzo di Fontanellato) — alle diese Erscheinungen rufen uns bereits Rom vor Augen, wo die Casa Romuli und der *niger catillus* des Kultus Erinnerungen an die Anfänge bewußt festhielten, wie sie uns die Terramaren vor Augen führen. Die uns bisher dunklen Vorstufen der besonders in der Emilia fertig vorliegenden Form der Pfahlburgen beginnen neuerdings durch Forschungen in der Lombardei der Aufhellung entgegengeführt zu werden.

Vgl. besonders Patronis vorläufigen Bericht in den Rend. dell' Ist. Lomb. di sc. e lett. 1925 fasc. 6—10 und das Referat im Vorgeschichtlichen Jahrbuch 2. Ausführliche Veröffentlichung Patronis in den Mon. Lincei bevorstehend, ebenso eine Zusammenfassung in der von ihm zu erwartenden Bearbeitung von Brizio's *Epoca preistorica*.

§ 5. Das Verbreitungsgebiet stellt bis 1879 die von Pigorini zu Helbig *Die Italiker in der Poebene* entworfene Karte dar. Für Ergänzungen bis 1909 ist Karte 2 in Peet *Stone and Bronzeages* zuzuziehen, auch für die schärfere Scheidung zwischen noch im Wasser errichteten Siedlungen (*Palafitte*) und solchen auf dem festen Lande (*Terremare*). Sowohl die Urbewohner wie die Pfahlbauer mieden Lagen, die den Überschwemmungen im Flußgebiet des Po ausgesetzt waren. Die Alpenflüsse waren die viel wasserreicheren, daher gefährlicheren, so daß die Siedler n. des Po sich gern auf die etwas erhöhten Moränenplatten s. von den Seen und zwischen denselben setzten und im allg. dünner verteilt waren als s. des Po, wo die sonnigen Hänge des Apennin und seiner Abdachungen bis in die Ebene hinab ungleich größere Sicherheit boten. So ist es denn gewiß nicht dem zufälligen Entdeckerglück zuzuschreiben, daß sich im letztgenannten Gebiet die Pfahldörfer drängen, hier auch eine stärkere, blühendere und länger anhaltende Entwicklung zu zeigen scheinen. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, weshalb der Einwandererstrom von seinem Ausgangspunkt der lombardischen Seen aus sich in beträchtlich höherem Maße nach O und SO als nach W in die schönen Gefilde Piemonts gewandt zu haben scheint. Einerseits mag die bis in röm. Zeit hinab bezeugte Unbezähmbarkeit der dortigen ligur. Bergstämme abgeschreckt haben, während die in besseren Verhältnissen lebenden Voritaliker der Ebene bedeutend früher einen gewissen Kulturgrad erreichten und es vorgezogen haben mögen, sich mit den in die weiten und der Urbarmachung harrenden

Tallandschaften der mittl. Po-Ebene herabziehenden Einwanderern tunlichst friedlich auseinanderzusetzen (v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 119—121). Ein anderer Grund, dem Lauf der Flüsse, der Richtung der ganzen Ebene zu folgen, mag der vielleicht unbewußte Wunsch gewesen sein, sich denjenigen Gegenden zu nähern, von wo ihnen das ersehnte Metall, Kupfer, Zinn, vielleicht auch schon die für die Verarbeitung fertig gemischte Bronze, bald auch das Eisen zukam, und auch andere Landesprodukte und Erzeugnisse einer auf höhere Lebensbedürfnisse eingestellten Industrie, also der Adria und dem späteren Etrurien. So schieben sich denn die Pfahldörfer n. des Po loser vom Comer See bis zum Garda, von dort dichter durch das Mantuanische herab, s. dagegen in immer dichteren Folgen längs der späteren Via Aemilia bis ans Bolognesische, wo mit einigen Siedlungen, die schon ö. des Panaro liegen, die Reihe abbricht. Je weiter nach O, um so mehr Einschläge höherer, auch jüngerer Kultur, z. T. schon der sog. I. EZ angehörig, lassen sich beobachten, sowohl bei den Wohnkomplexen selbst, als namentlich bei Konstruktion und Inhalt der Gräber. Weiter sö., die Romagna hindurch bis ans Meer, wo Verucchio (s. d.), unweit Rimini, einer der letzten Sitze dieser ihre Toten verbrennenden Italikergruppe ist, hören die T. im engeren Sinne des Wortes auf.

§ 6. Verwenden auch ältere Berichte italien. Forscher mitunter diesen Namen, so darf er nicht mehr in dem Sinne genommen werden, als ob damit jene festungsartigen Dörfer mit Wall, Graben und entsprechender Innengestaltung gemeint wären. Die hier ansässig gewesene Urbevölkerung war in ein völliges Hörigenverhältnis getreten; ihre ärmlichen Bestattungsgräber, zwischen den Brandgräbern ihrer Herren verteilt, lassen ihre soziale und damit auch politische Unterordnung deutlich erkennen (v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I [1924] S. 23, 166, 168, 170, 171, 173). Das Land war an sich urbarer, kaum Überschwemmungen ausgesetzt, die hier in mittlerweile sehr erstarkter Gestalt eingerückten „Italiker" waren von keiner verdrängten und niedergeworfenen Bevölkerung ernstlich bedroht. So fehlte denn allmählich jeder Anlaß zur mühevollen Errichtung jener stets nur auf eine bestimmt bemessene Bewohnerschaft beschränkten Pfahlburgen; sei es in der Ebene, sei es auf günstig gelegenen Höhen, vielfach wohl an schon von der ansässigen Bevölkerung gewählten Plätzen, bauten sich die von NW kommenden Stämme an, in Hütten, die denen der T. durchaus glichen, und mit einem Inventar an Gebrauchsgegenständen, deren ältere Stücke denen der T. so ähnlich sind, daß in diesen Niederlassungen der Romagna, von Bologna selbst beginnend, z. B. in der von Scarabelli in dem Werk *Stazione preistorica sul Monte del Castellaccio presso Imola* 1887 in einem besonders gut bearbeiteten Beispiel vor Augen geführten, die Fortsetzung der Siedlungen erst der alteinheimischen Bevölkerung, dann der „Italiker" der mittleren Po-Ebene erkannt werden muß, wenn auch in manchem starke Anlehnung an Lebensformen, auch Bauweise, Gegenständliches u. dgl. der Urbewohner vorausgesetzt werden darf. An der mitgebrachten Brandsitte halten sie durchaus fest. So wachsen sie unter dem Einfluß der jüngeren Zeit, der besseren Verbindungen mit den Ausgangspunkten höherer Kultur hinaus über die noch starren Formen der eigentlichen Terramaren-Welt. Eine Entwicklung, die sich natürlich langsam vollzieht — wie gewiß auch jene Einwanderung selbst —, noch tief im 2. Jht. beginnt und im ersten immer mehr die charakteristischen Formen annimmt, die wir mit dem Namen „Villanova-Kultur" bezeichnen, nach dem Dorfe 8 km nö. von Bologna (s. d.), wo Gozzadini zu Anfang der fünfziger Jahre des vorigen Jh. das erste Gräberfeld mit diesen Eigentümlichkeiten ausgrub (s. Villanova).

Über dies Verhältnis zwischen Terramaren- und Villanova-Leuten vgl. Bull. Paletn. Ital. 29 (1903) S. 76—80 Colini und meine Darlegungen Präh. Z. 5 (1913) S. 472—498 = Atti e Mem. d. R. Deput. di stor. patria per la Romagna Ser. IV 5 (1915) S. 1—64, sowie *Ital. Gräberkunde* I (1924) S. 152—189; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 4—6.

§ 7. Eine eigentümliche Leere der mittl. Po-Ebene, gerade der im 2. Jht. von den T. am dichtesten besetzten Landschaften, an Funden, welche jenen in die Villanova-Kultur überleitenden Erscheinungen zwischen Panaro und der Adria im S, der

älteren Este-Kultur im N des Po gleichen würden, hat vielfaches Nachdenken erregt. Sind auch auf manchen jener alten Pfahlburgen, besonders mehr im O, hier und da Spuren späteren Lebens gefunden, bis in die etrusk. Zeit hinab, so sind sie doch nur sporadisch; daß vereinzelt auch hier Fortsetzungen stattfanden (wie sie in der westl. Lombardei — Golasecca-Kultur [s. Golasecca] — augenfällig sind), wird bewiesen durch Übergangsnekropolen, wie Bismantova (s.d.) zwischen Enza und Secchia im SW jenes Gebietes, oder Fontanella (s.d.) di Casalromano im Mantuanischen und an einigen anderen Punkten (v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 148—151). Aber die Tatsache selbst jener zeitweiligen starken Verdünnung der Bevölkerung ist nicht zu bezweifeln, auch angesichts der ungemein methodischen und sorgsamen Durchforschung jener Landstriche nicht durch zufälliges Versagen von Grabungsergebnissen zu erklären. Abwanderung in die lockenden Hügellandschaften und lachenden Talböden des metallreichen Etrurien sowie angrenzender Teile Umbriens und Latiums muß zur Deutung jener Erscheinung herbeigezogen werden (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 146—148); vielleicht auch ein mit Erhöhung des Grundwasserspiegels verbundener Klimasturz, den für die Po-Ebene und die letzten Jh. des 2. Jht. zu erweisen, so wie es Sernander, Gams u. a. für n. Länder versucht haben, wichtige und lohnende Aufgabe italien. Geologen und Paläobotaniker sein müßte. Der in langen Jahrhunderten in der ruhigen Abgeschlossenheit der Po-Ebene auf der Halbinsel akklimatisierte Stamm hat sich hier vorbereitet auf seinen geschichtlichen Beruf, s. des Apennin Beherrscher der Halbinsel zu werden.

S. Helbig *Die Italiker in der Poebene* 1879; Bull. Paletn. Ital. 29 (1903) S. 67—80 Colini; N. Heidelb. Jahrb. 4 (1894) S. 143—156 v. Duhn; Montelius *Civ. prim.* I 89—124 Tf. 12—19; Peet *Stone and Bronzeages* 1909 S. 331—371; Pigorini *Gli abitanti primitivi d'Italia* Atti d. soc. ital. p. il progr. d. scienze, Terza riunione 1910 S. 30—44. — S. a. die Artikel über Castellazzo di Fontanellato, Castione dei Marchesi, Montata dell'Orto und Rovere di Caorso mit der dort benutzten Literatur. Ferner für isolierte ähnliche Erscheinungen im SO Italiens s. Tarent und Timmari. v. Duhn

Terramarenfriedhof. § 1. Schon bei den Pfahlbauten in den Seen (s. Pfahlbau E) waren kleinere, ebenfalls auf Pfählen ruhende, dem Dorf der Lebenden ähnliche Anlagen für Aufnahme der Toten eingerichtet, deren einfache Brandurnen eine neben der anderen, wie man annehmen darf, nach späteren Analogien der Gräberplätze neben den Pfahldörfern auf dem festen Lande, ihre Aufstellung fanden, wahrscheinlich so, daß sie jederzeit dem Kult durch Grabspenden und der Fortsetzung der Reihen durch neue Urnen offenstanden. Ein Abbild der auf Pfählen ruhenden und durch einen Graben gesicherten Dörfer waren auch die ersten ebenfalls noch auf Pfählen errichteten Totenplätze, gern zu Seiten des Eingangs in die Ortschaften der Lebenden, nahe dem Wall, um von dort aus geschützt zu sein, und der Brücke über den breiten Graben, um auch ihrerseits den Lebenden zum Schutz zu dienen. Auch sie umgab ein Graben, über den eine Brücke führte, und in nächster Nähe, aber außerhalb, vollzog sich die Verbrennung, deren Platz sich z. B. an der Südseite der älteren Nekropole bei Castellazzo (s.d.) di Fontanellato noch hat feststellen lassen.

§ 2. Früher jedoch als bei den Ortschaften selbst wurde dieses System der Anlage aufgegeben, und auf offenen Feldern, wie es die bestattenden Ureinwohner stets geübt hatten und weiter übten, wurden die Urnen beigesetzt, nun aber gern isoliert durch eine jede Urne von der benachbarten trennende Steinplatte, immer noch eng beieinander, unter unbewußter Nachwirkung der früheren Zusammendrängung auf dem knapp und mühsam erstellten Totenpfahlbau. Und wie in ihm bei Füllung des Raumes neue Urnen nur durch Übereinandersetzung Platz finden konnten, so fuhr man mit dieser Sitte fort, auch wo das offene Feld solchen Zwang nicht mehr ausübte. Ein weiterer Schritt war zunehmende Isolierung der Urne durch sie mit Steinen umbauende und abdeckende Sicherung — diese drei Formen noch ohne oder fast ohne Beigaben, dem alten strengen Ritus folgend, welcher die durch die gemeinsame Erbauung der Niederlassung und die gleiche Verteilung des Raumes für Hütten und des Rechts am gemeinsamen Weide- und Landbesitz gewährleistete soziale und politische Gleich-

heit aller Bürger auch im Tode zum Ausdruck brachte. Bald begann sich jedoch noch eine vierte Form zu entwickeln, äußerlich der dritten gleichartig, nur unter verstärkter Hinzufügung von Beigaben, nicht nur Gefäßen, sondern auch zur körperlichen Ausstattung gehörigen, die vor dem Brand abgenommen waren, wie z. B. Bernstein u. a., was das Feuer nicht vertragen hätte, auch von mancherlei Gebrauchsgegenständen, die der Tote im Leben mit sich trug, wie Messer, Waffen u. a. Auch bettete man die Urne in Scheiterhaufenasche und solche vom Totenmahl, das wohl am offenen Grabe gehalten wurde, wie das später als *silicernium* uns bekannte römische Leichenmahl, wozu sich dann bald auch Speisereste und -mitgaben gesellt haben mögen. So begann das Individuum, sich aus der Allgemeinheit loszulösen, und Begriff und Bildung von persönlichem Eigentum sich auch in der Grabesherrichtung und Ausstattung wiederzuspiegeln. Und solche Eigentumsmitgabe zog dann naturgemäß andere mehr materielle Vorstellungen vom Leben nach dem Tode nach sich, wie mit Sicherheit vorausgesetzt werden darf. Schuld daran mag das Beispiel der Urbewohner gewesen sein, die ihren als ganze Leichen bestatteten Toten mitzugeben pflegten, was im Leben von ihnen unzertrennlich schien. Handelten sie als die abhängig Gewordenen so, dann ist es nur natürlich, daß das Herrenvolk sich zu scheuen begann, seine Toten arm wie die Kirchenmäuse ins Jenseits zu schicken. Äußere Kennzeichen, welche, sei es an der Urne, sei es auch über ihr angebracht, die Persönlichkeit hätten bezeichnen können, fehlen durchaus. — S. Castellazzo di Fontanellato, Rovere di Caorso, Terramare B und Band VI Tf. 30.

v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I (1924) S. 116—151.

v. Duhn

Terranova s. Sizilien B II § 5.

Terrassa (Spanien). § 1. Stadt der Prov. Barcelona, etwa 30 km n. der Hauptstadt, wo an der *Can Missert* genannten Stelle im J. 1916 eine Nekropole aus der HZ methodisch untersucht wurde, wohl die bedeutendste dieser Per. Kataloniens.

Die Gräber waren etwa 1 m t. Erdgruben, die Urnen mit Leichenbrand bargen. Die Urnen waren mit konischen Tellern oder mit kleinen, platten Steinen bedeckt. Kein Merkzeichen deutete auf der flachen Oberfläche des Bodens die Gräber an, die hier und da auf dem Terrain verstreut lagen, ohne daß eine regelmäßige Anordnung derselben beobachtet werden konnte. Ihre Anzahl soll ziemlich groß, etwa 2—300, gewesen sein. Viele waren früher durch Straßenbau zerstört worden, und nur etwa 50 konnten noch intakt untersucht werden. Beigaben waren kaum vorhanden. Nur ein paarmal fanden sich im Leichenbrande Bronzeringe und ein Pfriemen aus Knochen.

Die Urnen (Band X Tf. 141) waren handgemacht und aus feinem, schwärzlichen oder braunen Ton, mit geglätteter Oberfläche, von sehr mannigfaltigen Formen, doch überwog die Urne mit ovoidem oder doppelkonischem Bauch, zylindrischem Hals und ausladendem Rand. Der Unterteil der Gefäße wird schlanker und endet in einem ganz kleinen Fuß. Sonst ist auch die Form mit kugligem oder eiförmigem Bauchteil und mit ausladendem Rande ohne Hals häufig. Die Höhe der Urnen beträgt zwischen 7 und 20 cm. Die Deckel sind immer konisch, mit kleinen Henkeln und mit Kannelüren in der Innenseite des Gefäßes.

Die Ornamente, auf Hals und oberen Teil des Bauches beschränkt, bestehen aus Kannelüren (am Halse) und flach eingetieften Winkeln, Rhomben, Halbkreisen und besonders Mäandern. Die normale Verzierung besteht aus einer Mäanderreihe zwischen horizontalen Kannelüren. Einmal erscheint ein Kreuzornament, wohl aus Mäanderschnitten entstanden (Band X Tf. 140c).

§ 2. Kulturell stellt die Terrassa-Nekropole die höchste Blüte der Hallstattkultur Kataloniens dar und reiht sich besonders den Funden der Nekropolen von Sabadell (Prov. Barcelona), der Vasen (Einzelfunde) von Argentona (Prov. Barcelona) und aus den Grotten vom Mont Bufadors bei Port de la Selva (Prov. Gerona) an. Dieselbe Stufe der Hallstattkultur Kataloniens (vielleicht auch etwas früher) wird durch die Nekropolen von Vilars (bei Espolla) und Punta del Pi (Port de la Selva) in der Prov. Gerona dargestellt. Die Fortsetzung bzw. den Verfall der Terrassa-Kultur vertreten die Nekropolen Anglés und Plà de Gibrella (bei

Capsech, beide Prov. Gerona). In Plà de Gibrella fanden sich zahlreiche Waffen (Pfeilspitzen, Hufeisendolche) aus Eisen, die (durch die Typen der Hufeisendolche mit dem Griff auch aus Eisen) wohl gegen 500 zu datieren sind. Die letzte Stufe der Hallstattkultur Kataloniens würde ungefähr der letzten Stufe der HZ überhaupt (Stufe D Reinecke) entsprechen. Die Blüte der Kultur (Terrassa) ist früher anzusetzen und wird durch Bosch ungefähr um 700 v. C. datiert. Der Anfang der Hallstattkultur Kataloniens ist jedenfalls älter.

Sonst läuft sie mit der südfrz. Hallstattkultur parallel, welche ebenfalls ein ärmlicheres Formeninventar als die normale Hallstattkultur Nord- und Ostfrankreichs besitzt. Man kann sowohl Südfrankreich wie Ostkatalonien in einen autonomen Kreis der Hallstattkultur einbeziehen, ein Kreis, der, unabhängig von Nordfrankreich, eine archaisierende Fortsetzung älterer Formen darstellt, nämlich der Urnenfelderkultur (s. d.) des Rheins (Hallstatt A Reinecke), die die schlagendste Parallele zu den Formen von Terrassa bietet. S. a. Frankreich C, D, Mittel- und Süddeutschland C, D.

§ 3. Aus dieser Abhängigkeit der Terrassa-Kultur von Südfrankreich und der Urnenfelderkultur des Rheins hat Bosch auf eine frühe kelt. Völkerwelle geschlossen, über die keine histor. Erinnerung sich erhalten hat. Diese kelt. Welle wäre von der großen kelt. Einwanderung in Spanien zu trennen, die durch die w. Pässe der Pyrenäen und nach dem Hochlande, Galicien und Portugal ging und kulturell wohl mehr von der Hallstattkultur Nordfrankreichs abhängig war. — S. a. Pyrenäenhalbinsel D I.

Bosch-Gimpera und Colominas *La necrópolis de Can Missert (Terrassa)* Anuari Inst. 1915—20 S. 582ff. — Über südfrz. Parallelen und Ethnologie: Bosch *Die Vorgeschichte der Iberer* MAGW 1925; ders. *Els celtes i les cultures de la primera edat del ferro a Catalunya* Butlletí de l'associació Catalana 3 (1925) S. 207ff.

J. de C. Serra-Ràfols

Tertiärmensch s. Eolithenproblem, Primaten.

Tešanj (Bosnien). Bronzezeitl. Flachgräberfeld der Per. IV auf dem Paklanicaberge, dessen Gräber größtenteils zerstört waren. Von den Gräbern, die genauer untersucht werden konnten, enthielt das erste ein Kurzschwert mit in der Mitte verbreiterter Griffzunge und verziertem Griffabschluß sowie konischem, geriefelten Ortband, einen gehenkelten, mit Schraffuren und ausgespartem Zickzackband verzierten Hohlkelt, eine bronzene Lanzenspitze, ein halbmondförmiges bronzenes Rasiermesser mit ringförmig abschließendem Stiel, 30 konische Buckelknöpfe usw.; das zweite neben mehreren Fragmenten von gleichartigen Rasiermessern, mehreren Lanzenspitzen, einer an den Enden breit ausladenden Pinzette usw. einen mit Schraffuren, Wolfszahnornamenten und ausgesprochenen Zickzackbändern reich verzierten Zierbuckel sowie einen eigentümlichen, aus einem 1,2 cm dicken Bronzestab bestehenden Bronzering mit einer dreifachen Spiralwindung in der Ringmitte, der wahrscheinlich als Schlagring gedient hat, und zu dem ein Gegenstück nur von Jajce bekannt ist. Das dritte Grab enthielt nichts besonders Bemerkenswertes. Von keramischen Resten fand sich eine doppelkonische Urne mit kaum merklich umgebogenem Halsrande und darunter zwei diametral angesetzten runden Henkeln. Die Verzierung der Gefäßfragmente bestand in schraffierten Dreiecken, Wolfszahnornamenten, Hakenverzierungen u. a. m. — Die Bedeutung der kleinen Nekropole liegt darin, daß bisher bronzezeitl. Grabfunde aus Bosnien noch nicht bekannt geworden waren.

Truhelka *Präh. Funde aus Bosnien* Mitt. Bosnien 12 S. 60ff.

Kleiner Depotfund der BZ IV aus einem Steinbruch zwischen dem Vororte Tešanj Srpska Varoš und dem Dorfe Tugovići. Er enthielt eine große, gehenkelte Tüllenaxt, mit erhabenen Horizontal- und Vertikallinien verziert, drei offene ovale und einen vierkantigen gedrehten Ring von der bekannten Form, das Bruchstück eines ähnlichen, aber ungleichmäßig gewundenen Ringes, sowie ein paar Gußklumpen.

Truhelka a. a. O. S. 71ff.

G. Wilke

Teschup. Einer der höchsten Götter in Ḫatti (s. d.) war T., „der Herr von Hatti" (Bogh. Stud. 8 S. 29 Z. 40 E. F. Weidner), gewöhnlich dem Wettergott (s. Götterbild E 1 § 6) gleichgesetzt, bartlos wie die Hettiter selbst, den hettit. König, der sich

„Geliebter des T." (Weidner a. a. O. S. 3 Z. 1) nennt, umarmend nach dem Felsrelief von Ḫatti (E. Meyer *Reich und Kultur der Chetiter* S. 98 [Abb. 76], 157f.). Er hat als hettit. Hieroglyphe einen menschlichen Torso, ohne Kopf und Hände, steht auf dem Panther (Band III Tf. 48 [Mitte]) und hält sein Göttersymbol (s. d. E 1 § 5f), die Doppelaxt (s. d. C). Daß T. etwas Ähnliches wie Ba'al = Herr = Bêl bedeuten muß, zeigt das Vorkommen des T. als T. von zahlreichen Städten in Mitanni (s. d.), auch in Verträgen (Weidner a. a. O. S. 29 Z. 41f., S. 33 Z. 54ff.) genannt. In babyl. Texten ist der Name *Te-eš-šu-ub*, *Te-e-eš-šu-pa*, *Te-eš-šup* und *Te-šup* (früher *Te-ru* irrtümlich gelesen) geschrieben (A. Deimel *Pantheon babylon.* Nr. 3258).

Eckhard Unger

Tête-Noire (bei Marseille, Gem. Pennes). Auf einem steilen und schlecht zugänglichen Berge der Nerthe-Kette liegt ein kleines kelt. Dörfchen, das sich durch seine Latèneeigenart als solches und nicht ligur. ausweist. 30—40 Häuser lagen neben- und übereinander am Hang, um das Ganze ein Wall, dessen Reste noch erkennbar sind. Die Häuser und Erdlöcher sind viereckig, unten Trockenmauerwerk, oben Ziegelsteine. Reste von Kalkmörtel werden auf ein Dach mit Zweigen und Kalkbewurf gedeutet, wohl aber irrig. Dachziegel fehlen. Dieses Kalkvorkommen ist das früheste in Frankreich. Das Dorf ist abgebrannt, und die Bewohner haben bei ihrer Flucht manches liegen lassen, so z. B. ihre Vorratsgefäße mit Öl und Wein (ital. Amphoren des 3. und 2. Jh. v. C.). Unter der keramischen Ausbeute sind sehr zahlreich die campanischen und sizilischen Gefäße und Lampen, Kochtöpfe, ähnlich der bekannten späteren Art (belgischer Herstellung), zylindrische Säulen, Weinkrüge. Die ältesten Scherben sind ital. bemalte Ware etwa des 3. Jh. Sigillata fehlt. Die Metallsachen bestehen aus massaliotischen Münzen, einem Latèneschwert mit spitzer Klinge, also ziemlich früh, gegossenen Armreifen mit den geschwungenen Linien und Blasenmustern der kelt. Eigenart, Frühlatène-Fibeln (davon eine mit Koralleneinlage). Danach ist das Dörfchen von um oder kurz vor 300 v. C. bis zum Ende im 2. Jh. anzusetzen. Das stimmt mit den klassischen Nachrichten über die Ausbreitung der Kelten nach S überein. Diese muß zwischen 350 und 218 (Zug Hannibals über die Alpen) fallen. S. a. Kelten A 1.

Vasseur *Note préliminaire sur l'industrie ligure en Provence* Annales de la Faculté des Sciences de Marseille 13, 3 (1903); ders. *Les poteries usuelles, grecques et indigènes en Provence aux III. et II. siècles avant notre ère* Congr. Intern. préh. Monaco 1906 II 304; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1002ff.

E. Rademacher

Teutonen s. Germanen B § 4.

Textilkeramik (Osteuropäische). Eine in Finnland, Nord-Schweden, im nördlichsten Norwegen und Rußland auftretende spätneol. und jüngere Gruppe von Tongefäßen, die besonders auf der Außenseite Eindrücke von textilen Erzeugnissen, wie gewebten und geflochtenen Stoffen und Netzen, tragen. In Finnland (s. d. A § 6) kommt sie in der letzten Per. der StZ in Gebrauch, was aus ihrem Auftreten in der obersten Schicht der Wohnplätze in Karelien und Mittelfinnland sowie in den Dünenfunden am Ladoga-See hervorgeht (s. Ladoga-Transgression), wo sie mit degenerierter Kammkeramik (s. d.) gefunden wird. Die Textil-Eindrücke an der späten Kiukainen-Keramik deuten auf dieselbe Datierung (s. Kiukainen-Gruppe; Band VI Tf. 93 e, h). Einmal ist sie allerdings auch mit Schnurkeramik der III. Per. gefunden worden (Kyrkslätt; s. d.). Danach hält sie sich bis in die EZ (Völkerwanderungszeit) in Gebrauch. Auch in Rußland kennt man sie sowohl aus neol. Wohnplätzen wie auch aus bronze- und eisenzeitl. Funden. Besonders allg. ist sie in der sog. Gorodiščen-Kultur (s. Gorodišče). T. ist auch in Polen (mit Schnurkeramik), Böhmen-Mähren, Italien, Sibirien und Japan, wo sie neol. sein soll, angetroffen worden, ebenso in Amerika, wo sie der präkolumbischen Zeit angehört. Nach S. Pälsi sind die Textil-Eindrücke in dieser Keramik durch ein besonderes Verfahren bei der Verfertigung der Gefäße verursacht: die Gefäße wurden in einer Form hergestellt, als welche man ein anderes Gefäß benutzte, das mit einem Sack oder einem anderem textilen Stoff gefüttert wurde; mit Hilfe des letzteren konnte das Gefäß in feuchtem Zustand leicht aus der Form gehoben werden. Bei der Verfertigung von Dachziegeln in der n. Mongolei ist noch

heute ein ähnliches Verfahren in Gebrauch. Die T. bildet nach Pälsi in der Geschichte der Töpferei eine besondere Entwicklungsstufe, die sich zwischen die neol. Tonringtechnik und den Gebrauch der Töpferscheibe einschiebt; die Fugenspuren, welche die Anwendung der erstgenannten Technik verraten, sind nämlich an Scherben der T. nicht beobachtet worden.

S. Pälsi *Tekstiilikeramiikka* Suomen Museo 23 (1916) S. 66ff.; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32, 1 S. 147 A. Europaeus. Aarne Europaeus

Textilmuster s. Flechtmuster.

Textiltechnik. A. Europa.

§ 1. Quellen. — § 2. Alter, Entstehung. — § 3. Rohstoffe. — § 4. Spinnen. — § 5. Zwirnen. — § 6. Aufwickeln des Fadens. — § 7. Flechten. — § 8—14. Weben (§ 8. Webstuhl. — § 9. Schäfte. — § 10. Webebaum und Zettelstrecker. — § 11. Fadensammler. — § 12. Weberschiffchen, Webeschwert. — § 13. Taffet, Köper, Drell. — § 14. Brettchenweberei). — § 15. Stricken, Häkeln. — § 16. Knüpfen. — § 17. Sticken.

§ 1. Die Quellen über die Textilkunst des vorgesch. Europas fließen spärlich, denn die Erzeugnisse bestehen ausnahmslos und die Werkzeuge und Geräte zum großen Teil aus leicht vergänglichen Stoffen. Nur unter besonders günstigen Umständen, wie sie die Pfahlbauten, die bronzezeitl. Eichensärge Jütlands (s. Kleidung A; Band I Tf. 104, VI Tf. 95, IX Tf. 115) und die Salz- und Kupferbergwerke (s. Bergbau A; Band I Tf. 118b) der Alpen bieten, sind größere Mengen in ansehnlichen Stücken erhalten geblieben. Sonst findet man nur kleine Reste, die durch Rost und Kupfersalze von Metallsachen, die neben ihnen in der Erde lagen, oder durch Verkohlung konserviert wurden. Um nun ein Bild von der alten Technik zu gewinnen, hat man die Technik der Naturvölker und volkskundliches Material aus der Gegenwart und letzten Vergangenheit herangezogen, auch hat man die alten Gewebesorten mit solchen primitiven Verfahren nachgearbeitet. Damit erhält man aber nur die Möglichkeiten der Herstellung, nicht die Sicherheit, daß die alte Technik sich tatsächlich in diesen Formen abgespielt hat.

§ 2. Aus dem Paläol. sind Erzeugnisse der Textiltechnik nicht bekannt. Im Magdalénien (s. d.) kommen jedoch Knochennadeln vor, deren Öhr für Sehnen oder Lederstreifen zu klein ist und nur für einen feinen Faden aus Pflanzenfaser paßt; Nadel und Faden setzen wiederum einen entsprechend feinen Stoff, der genäht werden soll, voraus. Im europ. Neol. liegen die verschiedenen Zweige der Textiltechnik schon fertig ausgebildet vor. Bei der Mangelhaftigkeit des Fundmaterials wäre es aber verfrüht, schon jetzt die Frage zu beantworten, ob sie etwa aus dem Mittelmeergebiet, wo sie schon im alten Ägypten hoch entwickelt waren, gekommen oder aus dem Flechten von Ruten, Bast oder Lederstreifen selbständig entstanden sind.

Als Ausgangspunkt der ganzen Textiltechnik möchte ich die jedenfalls schon in den frühesten Zeiten des Menschentums ausgeübte Hantierung mit Zweigen und Ruten ansehen. Der primitivste Vorgang ist das Zusammendrücken und Ineinanderwirren der Zweige eines Busches zum Schutz gegen Wind und Wetter. Sobald das mit einer gewissen Sorgfalt geschieht, ist das Flechten erfunden, zunächst die Korbflechterei aus Ruten. Dann folgt das Ablösen des brüchigen Holzes vom Bast, weiter das bewußte Aufsuchen und Gewinnen schmiegsamer, zäher Pflanzenfasern. Sobald die Fasern zum Faden gedreht werden und die flechtende Hand Werkzeuge zu Hilfe nimmt, öffnen sich die Türen zu den verschiedenen Zweigen der Textilkunst, besonders auch zum Weben, dessen Entwicklung aus dem Flechten stets betont worden ist. Stellt man sich den Hergang in dieser Weise vor, so geht der Fortschritt der Hantierung parallel und im Zusammenhang mit der technischen Vervollkommnung des Werkmaterials. In diesen ganzen Vorgang fügt sich die Erfindung des Spinnens gut ein, denn die charakteristische drehende Bewegung ist in der Rutentechnik vorgebildet und dient hier noch heute, wie jeder Baumgärtner und Waldarbeiter weiß, zum Haltbarmachen der Rute für starke Biegungen und Knoten, indem dadurch der brüchige Holzkern zerfasert wird.

Anders verhält es sich mit der Wolle. Hier lassen sich primitive Verarbeitungen, die zum Spinnen überleiten, nicht erkennen. Es scheint, als ob die Wollfaser erst auf Grund der mit der Pflanzenfaser gemachten Erfahrungen zum Faden gedreht wurde. So würde auch die Tatsache ihre Erklärung finden, daß die Flachsfaser hauptsächlich

in den s. Kulturländern verarbeitet wurde, die Wolle dagegen in den später entwickelten nord. Ländern vorwiegt, wo das Klima dazu drängte, nach einem warmen Ersatz für das Leinengewebe zu suchen. So wurde der nord. Tierpelz unter dem Einfluß der im S am Flachs ausgebildeten Spinntechnik in den bequemeren Wollstoff umgesetzt.

§ 3. Als Rohstoffe für Textilarbeiten dienten allg. Bast, Flachs und Wolle. Dazu kommt der Hanf, dessen Nutzung entsprechend dem natürlichen Vorkommen der Pflanze in Europa zunächst auf den SO (Skythen und Thraker) beschränkt war und erst seit dem 5. Jh. v. C. nach W vordrang. Ein nur selten und zu bestimmten Zwecken benutzter Spinnstoff ist der Asbest. S. Asbest, Bast, Flachs, Hanf, Wolle und Band IV Tf. 256.

§ 4. Zum Spinnen wird der Faserstoff so massiert, daß der herausgedrehte Faden stets Fasern nach sich zieht. Man pflegt die Masse zur bequemen Handhabung auf einen Stock, den Spinnrocken, zu stecken. Das Spinnen erfolgt mit der Spindel, einem Holz- oder Knochenstab, auf dem mit dem Fortschreiten der Arbeit der fertigwerdende Faden aufgewickelt wird. Holzspindeln scheinen allg. im Gebrauch gewesen zu sein; aus den Pfahlbauten und Troja II sind solche z. T. mit aufgewickeltem Faden bekannt. Knochenspindeln kommen im N erst in nachchristl. Zeit vor, im S sind sie älter. Um die Drehung der leichten Spindel konstant zu machen und den gedrehten Faden festzuziehen, wird mindestens im Anfang der Arbeit, bis der aufgewickelte Faden schwer genug ist, ein Wirtel als Schwungrad aufgesteckt.

Spinnwirtel aus Ton und Stein gehören zu den häufigsten Siedlungsfunden, seltener sind solche aus Bronze und Blei; Wirtel aus Knochen, Bernstein, Glas, Bergkristall usw. sind selten und kommen erst in nachchristlicher Zeit häufiger nach dem Norden. Wirtel aus Holz und Baumrinde sind sicher viel benutzt worden, aber nur selten erhalten geblieben; sie werden nach Auskunft von Personen, die noch in der Gegenwart mit der Spindel spannen, für Wolle verwendet, die schweren Ton- und Steinwirtel für Flachs. Nach von Kimakowicz' Ansicht wurden mit den leichten Wirteln Durchschußfäden, mit den schweren Kettenfäden gesponnen. Die Grundformen des Wirtels sind die Kugel, die Scheibe, der Kegel und der Doppelkegel mit zahllosen Variationen, Übergängen und Kombinationen (s. z. B. Band XII Tf. 103 d Nr. 40, 41). In der jüngeren StZ sind Wirtelfunde in Süd- und Mitteleuropa häufig; im Gräberfelde von Walternienburg (s. Walternienburger Typus § 1) haben sie die Form niedriger Kegel oder dicker Scheiben, in bandkeramischen Siedlungen Thüringens kommen kugelige vor. Auffallenderweise fehlen sie in Dänemark in der ganzen StZ und BZ (Müller *NAK.* I 450); sie müssen dort ausschließlich aus Holz bestanden haben, ein Umstand, der vielleicht mit der vorwiegenden Verwendung der Wolle im Zusammenhang steht.

ZfEthn. Verh. 28 (1896) S. 473 A. Götze; ebd. 29 (1897) S. 95 Sökeland, Schwarz; ebd. S. 168 von Schulenburg.

§ 5. Der gesponnene Faden wurde zum Weben gewöhnlich so, wie er von der Spindel kam, benutzt. Haltbarere Fäden gewann man durch Zwirnen, d. h. Zusammendrehen zweier Fäden. Zwirn wurde in Pfahlbauten gefunden. Für Mittel-, Ost- und Nordeuropa ist er überall da belegt, wo schnurverzierte Keramik (s. Schnurkeramik) vorkommt. Zum Zwirnen konnte man ebenfalls die Spindel benutzen und zwar mit schwerem Wirtel. S. a. Seil.

§ 6. Um den Fadenvorrat verwendungsbereit zu halten, muß er ordnungsgemäß gewickelt werden, sei es als einfaches Knäuel (Pfahlbauten), sei es auf Spulen aus Ton, die eine weite Verbreitung haben, oder aus Bronze, die in nordd. Depotfunden der BZ vorkommen.

§ 7. Das Flechten geschieht entweder mit der Hand ohne besondere Apparate, wobei es nur der Fixierung der Fadenanfänge an einem Stab bedarf, oder man nimmt einen festen Rahmen zu Hilfe. Geflechte wurden zuweilen so exakt angefertigt, daß sie sich von Webereien nicht unterscheiden lassen. Geflechte aus Baststreifen wurden zu Matten oder Stoffen nach Art leinwandbindigen Gewebes verarbeitet. Charakteristisch für gewisse Pfahlbaugeflechte ist ein Verfahren, bei dem Basträhne durch ein in Abständen laufendes gesponnenes Fadenpaar verbunden sind, wobei die Fäden

schnurartig gedreht sind; es ist eine Vorstufe der Brettchenweberei (s. § 14), wobei ein an beiden Enden durchbohrtes längliches Brettchen das Drehen erleichterte. Solche Geflechte kommen mehrfach in steinzeitl. Pfahlbauten und als Abdruck auf einem Tonstück von Stützheim im Elsaß vor. S. a. Band II Tf. 169, 170.

ZfEthn. 40 (1908) S. 483ff. A. Götze.

§ 8. Der Fortschritt vom Flechten zum Weben besteht darin, daß der Durchschuß nicht mehr von der Hand zwischen den einzelnen Kettenfäden durchgeführt, sondern eine Gruppe Kettenfäden gleichzeitig herausgehoben und so ein „Fach" gebildet wird, durch das der Durchschuß leicht gleiten kann (von Kimakowicz S. 33 definiert Flechten und Weben anders). Hierzu ist eine besondere Vorrichtung nötig: der Webstuhl. Ein einigermaßen vollständiger Webstuhl ist nicht erhalten, nur einzelne Bestandteile aus Ton und andern unvergänglichen Stoffen, namentlich Zettelstrecker und Spulen. Vom Holzgerüst hat nur einmal Messikomer im Pfahlbau von Robenhausen (s. d.) zwei bearbeitete Pfähle im Abstand von 40—50 cm und zwischen ihnen 12 Zettelstrecker beobachtet. Zur Rekonstruktion des alten Webstuhls ist man also fast nur auf Ermittelungen aus den Geweberesten und auf äg. (Band XIV Tf. 59 c) und antike bildliche Darstellungen angewiesen. Daher weichen auch die versuchten Rekonstruktionen von Paur (senkrechter Köperwebstuhl mit 4 Schäften und mit Zettelstreckern), Heierli (ähnlich), Karlin (einfacher Rahmenwebstuhl), von Kimakowicz-Winnicki (Gitterwebstuhl mit Garnbaum und Zeugbaum) erheblich voneinander ab. Jedenfalls sind nach Ort und Zeit verschiedene Systeme gebräuchlich gewesen, aber wie sie sich zueinander verhalten, und wie der Gang der Entwicklung gewesen ist, läßt sich noch nicht übersehen. Der auf einem hallstätt. Tongefäß von Ödenburg dargestellte Webstuhl (Band III Tf. 120c) ist hinsichtlich seiner Konstruktion verschieden gedeutet worden; mir scheint es trotz Kimakowicz' Ausführungen ein senkrechter, zweischäftiger Webstuhl mit Zettelstreckern, an dem nach oben gearbeitet wurde, zu sein.

§ 9. Nach der Anzahl der Stäbe („Schäfte"), mit denen je eine Gruppe Kettenfäden zur Fachbildung angehoben wurde, unterscheidet man zwei- und mehrschäftige Webstühle. Die Stoffuntersuchungen Karlins haben ergeben, daß sämtliche geprüften Gewebe aus vorchristlicher Zeit zweischäftig gewebt sind, während die drei- und vierschäftigen sich erst mit der röm. Kultur in Europa verbreiten und die sechsschäftigen vereinzelt in der RKZ, hauptsächlich aber in der Wikingerzeit vorkommen.

§ 10. Die Kette wird entweder wie beim Flechtrahmen in ein geschlossenes Gestell gespannt und durch Drehen oder Verstellen des Webebaumes straff gehalten, oder die zu Gruppen vereinigten Kettenfäden werden durch Gewichte (Zettelstrecker, Webegewichte) gestreckt. Das erste Verfahren konnte Karlin an abgepaßt gewebten bronzezeitlichen Schals aus Dänemark nachweisen, deren noppenartige Fransen die Aufhängeschlingen am Webebaum sind. Die für das andere Verfahren kennzeichnenden Zettelstrecker (Tonkugeln oder Tonkegel mit Aufhängeloch) findet man überaus häufig in vorgesch. Siedlungen (Tf. 75 h—k, 0; Band XII Tf. 103 d Nr. 39). Die von Kimakowicz bestrittene Deutung dieser Tonkegel als Zettelstrecker ist durch die FU (Vorkommen in großen Sätzen bei reihenweiser Anordnung) gesichert.

Es wird stets angenommen, daß die Kettenspannung mit Zettelstreckern so erfolgte, daß die Kette senkrecht vom Webebaum frei herabhing. Das bringt manche Unzuträglichkeiten mit sich, die von Kimakowicz hervorhebt. Nun gibt es aber auch eine andere Möglichkeit, die m. W. noch nicht erörtert wurde: Die Kette wird von unten nach oben gezogen, über eine Rolle geführt und drüben mit Zettelstreckern gestreckt. Hierdurch ist es möglich, nach unten zu weben und die damit verbundenen Vorteile zu nutzen. Ferner ist es so auch möglich, den Webstuhl wagerecht zu stellen. Schließlich haben so die Zettelstrecker, die sonst durch die Hantierung beim Fachbilden hin und her pendeln, eine ruhigere Lage.

Ath. Mitt. 36 (1911) S. 145ff. Blinkenberg; Bankfield Museum notes II. Ser. Nr. 2 Halifax 1913 S. 36 Ling-Roth; Brandenburgia Monatsblatt 23 (1914) S. 55ff. C. H. Johl; Geschichtsblätter für Technik 1915 S. 144f. H. Mötefindt.

§ 11. Den beim Aufziehen des Fadens von der Spule auf die Kette in Tätigkeit tretenden Fadensammler möchte von Kimakowicz (a. a. O. S. 43 Abb. 70, S. 47) in durchlochten Hirschgeweihstücken finden (?), die man sonst als Hämmer oder Stockknäufe ansieht. Der einzige Fadensammler, der mir als solcher gesichert erscheint, ist ein mehrfach durchlochtes Holzbrett mit einem Handgriff aus den merowingerzeitlichen Gräbern von Oberflacht.

§ 12. Um den Durchschußfaden in seiner ganzen Länge bequem durch das Fach hindurchzubringen, wird er auf das Weberschiffchen aufgewickelt. Das vorgesch. Weberschiffchen aus gebranntem Ton hat die Form einer Spule mit Endscheiben, die das Abgleiten des Garnes verhindern. Bei einer entwickelten Form ist eine der Scheiben zum Durchführen des Fadens durchlocht, wodurch dessen Lockerung während der Arbeit erschwert wird (Großpropstdorf). Hölzerne Weberschiffchen sollen im neol. Pfahlbau Wangen (s. d.) und auf der Ostorfer Seeinsel in Mecklenburg (s. Ostorf) gefunden worden sein. In der nord. BZ scheint eine dicke Bronzenadel mit einem Öhr nahe der vielleicht mit einem Holzblatt montierten Spitze benutzt worden zu sein. Das Seitenstück des Südens ist eine geöhrte Bronzenadel mit Kopf von Troja II—V und Zypern; an einer solchen von Levkosia haften Reste eines herumgewundenen Leinenfadens (Dörpfeld *Troja* S. 356f. Götze). Zum Festschlagen des Durchschußfadens dient das Webeschwert. Aus vorgesch. Zeit sind keine erhalten oder wenigstens nicht als solche feststellbar. Eiserne kommen in der Merowingerzeit, knöcherne in der Wikingerzeit, bronzene Miniaturmodelle in spätheidnischen Gräberfeldern des Kreises Memel in Verbindung mit Geräten der Brettchenweberei (s. § 14) vor.

§ 13. Der Taffet, das leinwandbindige Gewebe, bei dem Kette und Durchschuß sich einfach kreuzen, ist die einfachste Webeart, die auch im Flechtrahmen hergestellt werden kann. Er kommt von der j. StZ an durch alle Per. vor und ist örtlich allg. verbreitet. Beim Köper überspringt ein Faden immer zwei oder mehr Querfäden. Seine Herstellung auf dem vierschäftigen Webstuhl ist aus der StZ noch nicht nachweisbar. Zwar liegen der Abdruck eines Batavia-Köper-Musters von Tordás in Siebenbürgen (von Kimakowicz a. a. O. S. 49) und Köperstoff aus dem Pfahlbau von Irgenhausen (Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 181) vor, aber es besteht die Möglichkeit, daß sie im Flechtrahmen hergestellt sind. Geköpert ist ferner ein Mantel aus Gerum (s. d.) in Schweden der älteren BZ (Band IV Tf. 109). Über die jütländischen Eichensargfunde lauten die Angaben widersprechend; nach Boye soll Drell vorkommen, nach Buschan fehlt Köper. In der ersten EZ kommt einfaches und Rautendrellmuster als Abdruck auf Tonklumpen von Mödling (Niederösterreich) vor. Aus dem Lausitzer Kulturkreis erwähnt Förtsch köperartiges Gewebe in einem bronzezeitlichen Hügelgrab von Klein-Rössen (Kr. Schweinitz; Sächs. Jahresschr. 3 [1904] S. 54). Das Fundmaterial ist noch zu spärlich, um ein Bild von der Verbreitung des Köpers zu bekommen. Es wird erst in der RKZ reichlicher. Atlas fehlt in vorgesch. Funden vollständig.

Wien. Präh. Z. 10 (1923) S. 41ff. L. Franz.

§ 14. Eine besondere Art der Weberei ist die Brettchenweberei (über eine neol. Vorstufe vgl. § 7), mit der Bänder und Webekanten hergestellt werden. Die Breite des Bandes ergibt sich aus der Anzahl der nebeneinander gelegten Brettchen. Beim Drehen der Brettchen drehen sich die Kettenfäden nicht nur am Gewebe, sondern auch gegenüber und zwar im Gegensinne zusammen. Dadurch verringert sich der Spielraum für die Brettchen, und nach einiger Zeit müssen diese in entgegengesetzter Richtung gedreht werden, damit sie sich wieder aufdrieseln. Der Vorgang macht sich in einem Wechsel des Musters bemerkbar. Dieser Wechsel und die Schnurdrehung der Kette sind die beiden sicheren Kennzeichen für Brettchenweberei. Abgesehen von der erwähnten neol. Vorstufe fehlen aus vorchristlicher Zeit Funde, vielleicht mit Ausnahme eines bronzezeitl. Gürtels von Borum Eshøi, dessen Technik umstritten ist. Erst in der j. RKZ erscheint Brettchenweberei am Hemd von Thorsberg und in anderen Moor- und Grabfunden. Sie bleibt im Gebrauch in der Wikingerzeit, aus der ein kompletter Webeapparat mit

angefangener Arbeit im Oseberg-Schiff vorliegt. Überaus zahlreich sind Funde von Schnurbändern und funerären Miniaturmodellen im gleichzeitigen Ostbaltikum. Die Tätigkeit der *„foeminae fresum facienti"* in der Lex Frisionum wird auf Brettchenweberei bezogen.

M. Lehmann-Filhés *Über Brettchenweberei* 1901; ZfEthn. 40 (1908) S. 481ff. A. Götze; Mitteil. d. anthropol. Vereins in Schleswig-Holstein 19 (1911) S. 26ff. R. Stettiner.

§ 15. Über Stricken und Häkeln, die aus dem Flechten hervorgegangen sind und einen einzigen Faden durch Verschlingen zur Fläche umgestalten, ist Näheres nicht bekannt. Aus den Pfahlbauten liegen Nadeln mit unterschnittener Spitze wie Häkelnadeln vor, aber ob und wie damit gehäkelt wurde, läßt sich nicht ersehen.

§ 16. Beim Knüpfen werden die Fadenkreuzungen verknotet, eine Technik, die besonders zur Anfertigung von Netzen dient. Von solchen liegen fein- und grobmaschige Proben aus den Pfahlbauten vor, sowie der Abdruck eines Netzes, in dem Rötel aufbewahrt wurde, in einem neol. Grabe von Poserna (bei Weißenfels; Präh. Z. 1 [1909] S. 193 Tf. 20, 1). Der nord. BZ gehört ein kunstvolles Haarnetz aus dem Borum Eshøi an (Band VI Tf. 95e; Aarb. 6 [1891] S. 101f.).

Als Geräte zum Netzeknüpfen gelten Nadeln von zweierlei Art. Die eine besteht aus einem an beiden Enden gegabelten Stab (je ein Exemplar aus Bronze vom Bieler See, von Haltnau am Obersee und von Zürich-Limmat). Von der andern ist ein Bruchstück aus Holz aus dem neol. Pfahlbau von Bodman (s. d.) erhalten.

§ 17. Stickerei, mit anderen Flachsfäden ausgeführt, befindet sich an einem neol. Gewebe von Irgenhausen (Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 176). S. Färberei. S. a. Noin Ula und Band VIII Tf. 179—181.

F. Keller *Pfahlbauten 4. Bericht* 1861 S. 14ff.; Annalen d. Vereins f. Nassauische Altertumskunde 15 (1879) S. 23ff. von Cohausen; Anz. f. schweiz. AK. 5 (1887) S. 423ff., 455ff. J. Heierli; ZfEthn. Verh. 21 (1889) S. 227ff. Buschan; Aarb. 6 (1891) S. 97ff. B. Gram, S. Müller; J. Heierli *Urgeschichte der Schweiz* 1901 S. 172ff; von Tröltsch *Die Pfahlbauten des Bodenseegebietes* 1902 S. 113ff.; J. Karlin *Några Undersökningar om den förhistoriska Textilkonsten i Norden* Montelius-Festschrift 1903 S. 189; H. Ephraim *Über die Entwicklung der Webetechnik u. ihre Verbreitung außerhalb Europas* Diss. Leipzig o. J. (1904?); Mitteil. aus dem Städt. Museum f. Völkerkunde Leipzig 1 (1905) Heft 1 H. Ephraim; Forrer *Urgeschichte des Europäers* o. J. (1909) S. 172ff.; Mannusbibliothek 2 (1910) M. von Kimakowicz-Winnicki; Hoops *Reall.* s. v. Spinnen, Webstuhl Fuhse.

Alfred Götze

B. Naher Orient s. Brettchenweberei B, Kunstgewerbe B, D, Weberei B—D.

Teyjat-Höhle. Diese auch unter dem Namen „Grotte de la Mairie" bekannte Höhle liegt n. von Teyjat (Dép. Dordogne). Die künstlerisch hochstehenden Gravierungen (Wildpferde, Urrinder, Rentiere, Bisonten, Hirsche, Hirschkühe, 2 Höhlenbären) befinden sich an Stalagmit-Kaskaden, die zum Teile bereits während der Magdalénienzeit abbröckelten und in Trümmerform im diluv. Schutte aufgefunden wurden (s. Kunst A II). Die ersten Entdeckungen gehen auf D. Peyrony (1903) und P. Bourrinet (1905) zurück.

Congr. intern. préh. Genève 1912 Bd. I 498ff. L. Capitan, H. Breuil, D. Peyrony und P. Bourrinet.

H. Obermaier

Thaanach (Band I Tf. 90b, II Tf. 71, XIV Tf. 40^B f—k, 42^A a—e).

§ 1. Äg. Nachrichten; die Amarna-Briefe. — § 2. Angaben im AT. — § 3. Die heutige Stätte. — § 4—7. Die Grabung (§ 4. BZ und EZ. — § 5. Gräber, Altar, Steinpfeiler. — § 6. Die Keilschrifttafeln. — § 7. Kritik der Grabung).

§ 1. In dem Berichte über den Kampf der Ägypter unter Thutmosis III. gegen Megiddo (s. d.) wird auch der Ort *t'nk* erwähnt. Auf ihn stützt sich der linke Flügel der verbündeten Syrer, während der rechte Megiddo deckt (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* II 421, 426). Über das Schicksal des Ortes nach der Schlacht erfahren wir nichts, doch führt ihn Thutmosis III. auch unter den von ihm eroberten Städten auf (Sethe *Urkunden* IV 650). Daß er ein selbständiger Stadtstaat war, ergibt sich aus der Liste palästinischer Fürstensitze, die nach Ägypten eigene Gesandte schicken (Pap. Golenischeff 1116A; OLZ 17 [1914] S. 103ff. W. M. Müller). Die Amarna-Briefe nennen die Stadt nur einmal als ^{alu}ta-[*ḫnuk*]*a* (Knudt-

zon 248, 14). Jašdata, ein Mann mit subaräischem Namen, klagt darüber, daß die Leute von T. ihn, den getreuen Diener des Pharao, beraubt hätten. Demnach muß die Stadt den Äg. wieder verlorengegangen sein. Erst Scheschonk I. (22. Dyn.) zählt sie in der Liste der von ihm genommenen Städte wieder auf (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1906] S. 53, Tf. 77, 14). Diese Angabe, die allg. bezweifelt wurde, muß nun als glaubhaft betrachtet werden, nachdem in Megiddo ein Stein mit dem Königsring des Scheschonk gefunden worden ist (Biblica 7 [1926] S. 350 A. Mallon).

§ 2. Auch das AT kennt T. (hebr. *ta'ᵃnâk*) als eine kanaanitische Königsstadt (Jos. 12, 21; Richt. 1, 19), die erst später von den Israeliten besetzt worden ist (Richt. 1, 27). Unter Salomo war es Vorort eines Bezirkes, der auch Megiddo und Bethsean (s. d.), also die ganze Ebene Jesreel, umfaßte (1. Kön. 4, 12). Später galt es als Besitz des Stammes Manasse (Jos. 17, 11; 1. Chron. 7, 29; anders Jos. 21, 25). Über die weiteren Schicksale des Ortes erfahren wir nichts; erst in röm. Zeit wird er von Eusebius in seinem Onomastikon als großes Dorf erwähnt.

H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 665.

§ 3. Über die Lage des Ortes kann kein Zweifel bestehen, da sich der alte Name an derselben Stelle bis heute erhalten hat. An der großen Straße, die am sw. Rande der Ebene Jesreel vom heutigen *ǧenîn* über *el-leǧǧûn* am *tell el-mutesellim* (= Megiddo) vorbei nach *ḥaifâ* führt, erhebt sich 11 km von *ǧenîn* entfernt als ein Ausläufer des samaritanischen Berglandes der *tell ta'annek* beinahe 50 m h. über die Ebene. Er sperrt zugleich ein Tal, durch das ein Weg von der Ebene über das Gebirge zur Küstenstraße führt. Die eiförmige Oberfläche des Hügels ist 340 m l. und 160 m breit. In ihrer Mitte liegt ein Bezirk von 150 × 110 m noch um 3—4 m höher. Im O und S steigt der *tell* ziemlich steil auf, während auf den anderen Seiten Terrassen vorgelagert sind. Die einzige Quelle befindet sich n. vor dem Hügel in der Ebene. Hier hat E. Sellin vom März bis Juli 1902, März und August bis September 1903 mit großem Erfolg gegraben, obwohl die knappe Zeit nur die Erforschung des Zentralplateaus und die Anlage mehrerer Quergräben und Probeanstiche an verschiedenen Stellen des Hügels erlaubte. Doch ließen sich deutlich zwei Hauptschichten der Besiedlung unterscheiden: eine Schicht der BZ und eine der EZ.

§ 4. Zeugen für die ältere BZ sind zahlreiche, z. T. sehr fein gearbeitete Feuersteingeräte und die sogen. gekämmte Tonware, die überall gefunden wurden, wo die Grabung den natürlichen Felsen erreichte. In der mittleren BZ ist die großartige, erst später erkannte Ringmauer errichtet worden, die den ganzen Hügel umschlossen zu haben scheint. Sie hatte einen Sockel aus Bruchsteinen (1,20 m dick, 80 cm h.) und darauf einen Oberbau aus luftgetrockneten Lehmziegeln. Innerhalb dieses Mauerrings sind an verschiedenen Stellen größere Anlagen nachgewiesen worden, so die Westburg (s. Baukunst C § 4 und Band I Tf. 90 b), die Burg des Ištar-jašur in der Mitte der n. Hälfte der Oberfläche, die Ostburg und die älteren Bauten unter der arab. Burg in der Mitte des Hügels. Es ist demnach die ganze Oberfläche bewohnt gewesen und die Sicherheit der Bewohner durch diese Einzelbauten, die für sich verteidigt werden konnten, erhöht worden. Dieser Zeit gehören die bemalten Scherben an, bei denen sich schon ausländische Einflüsse bemerkbar machen (s. Vase E § 9), ebenso die ältesten Zisternen, die in den Felsboden eingegraben und durch schmale Wendeltreppen zugänglich gemacht sind. An Einzelfunden wären zu nennen eine Tonfigur der Astarte mit großen Ohrringen (vgl. dazu J. L. Myres und M. Ohnefalsch-Richter *A Catalogue of the Cyprus Museum* 1899 Tf. 3, 464), ein Goldschmuck, bestehend aus einem Stirnband, 8 Ringen, einem weiteren mit drei drehbaren Zylindern, je zwei Ringen aus Silber und Bronze, drei kleineren Kristallzylindern, fünf blauen Perlen, zwei Skarabäen, einer silbernen Spange, zwei Knochennadeln und vielen kleinen Muscheln, ferner die Bronzefigur einer Göttin, an deren Füßen noch die Einsteckzapfen erhalten waren. Das Wertvollste waren außer einem babyl. Zylinder, auf dem in Keilschrift der Name des Atanaḫ-

ili, Sohn des Ḥabṣi, Diener des Nergal, und daneben glückverheißende Hieroglyphen eingegraben waren (etwa 2000 v. C.), zwölf Tontafeln mit Keilschrift, die bei einer Tonkiste in der Burg des Ištar-jašur gefunden wurden und sich als Briefe oder Listen erwiesen (s. u. § 6). Diese kanaanitische Festung, die zeitweilig unter starkem äg. Einfluß gestanden zu haben scheint, ist mehrfach durch Feuer zerstört worden. Erst in der frühen EZ wurde der Hügel wieder in größerem Umfange bebaut. Die wichtigeren Gebäude sind nun durchweg aus roh zugeschlagenen Quadersteinen errichtet, die sorgfältig geschichtet waren. Sehr stark macht sich jetzt fremde Tonware (z. B. aus Zypern) und immer noch äg. Kleinkunst (Amulette, Skarabäen aus Fayence, ein Bruchstück von einem kleinen Standbild aus Granit) bemerkbar. Einheimische Erzeugnisse sind die tönernen Astarte-Figuren, die Kohlenbecken (s. Hausgerät C § 4) und die Gefäße (Mörser [s. d. B] und Schalen) aus Basalt. Auch die isr. Stadt fand durch eine Eroberung ihr Ende; dafür sprechen Brandspuren und die zahlreichen Schleuderkugeln.

§ 5. Bestattungen sind nur in geringer Zahl gefunden worden. Zwei Gräber erwiesen sich durch die Beigaben als äg. (s. Grab F § 16). In der Nähe eines angeblichen Felsaltars befand sich ein ansehnlicher Kinderfriedhof, auf dem die Toten in Krügen mit feinem Sand beigesetzt waren. Die Felsplatte, die von Sellin als Altar (s. d. D § 2) bezeichnet wird, trug mehrere Napflöcher und hatte an der ö. Seite eine Stufe. Aber diese ist wohl nur durch Steinbrucharbeit entstanden, und zu einer religiösen Deutung der Napflöcher fehlen die Beweise (Pal.-Jahrb. 9 [1913] S. 42ff. G. Dalman). Ebenso irrig war es, in den aufrecht stehenden Steinblöcken, die mehrfach, z. T. in größerer Zahl, beieinander innerhalb der Gebäude gefunden wurden, Maṣṣeben, d. h. kultische Steinpfeiler (s. Menhir C § 5), zu erblicken. Zweifellos sind diese Blöcke nur Deckenträger, Stützen für die Wand oder Pfeiler von Ölpressen gewesen.

§ 6. Ein Ergebnis von größter Bedeutung war der Fund von zwölf in Keilschrift beschriebenen Tontafeln (Band II Tf. 71). Sieben von ihnen waren Briefe (s. d. B), die anderen enthielten Listen. Diese Schriftstücke mögen etwa 100 Jahre älter als die El-Amarna-Briefe sein, mit denen sie in Form und Inhalt übereinstimmen (Journal of the Palestine Oriental Society 2 [1922] S. 132 W. F. Albright; Annual of the American Schools of Oriental Research 6 [1926] S. 52 ders.). Zu dieser Zeitbestimmung führt auch der in einem Briefe vorkommende Name Amenḥatpe (nicht Amanḥasîr), den wohl ein äg. Statthalter trug (ÄZ 62 [1926] S. 63f. W. F. Albright). Herrscher auf der Burg war damals Ištar-jašur. Neben diesem und anderen kanaanitischen Namen begegnen aber auch mehrere Subaräernamen, so *A-gi-ia* (vgl. Amarnabriefe *Akia*), *Ta-a-gu* (vgl. *Tagi*), *Puti-ḫi-ba* (vgl. den Herrscher von Jerusalem gleichen Namens), *Gu-li-Tešup*, *Ḫati-ti-til-[la]*, *Puti-šar-ru-ma*. Mit Recht wird man daraus den Schluß ziehen dürfen, daß damals in Nordpalästina unter den Kanaanitern auch Subaräer als gleichberechtigte Bürger wohnten, und daß unter den Hettitern des AT ebenfalls Subaräer zu verstehen sind (ZdPV 50 [1927] S. 1ff. A. Gustavs). Wenn man bedenkt, daß solche angeblichen Hettiter sogar in Hebron (s. d.) erwähnt werden und auch in Sichem (s. d.) ein fremder Bevölkerungseinschlag erkennbar ist, so muß man annehmen, daß nicht nur in Syrien, sondern auch in Palästina selbst diese Subaräer einen wesentlichen Teil der Bevölkerung, vor allem der herrschenden Klasse, gebildet haben.

H. Greßmann *Altorientalische Texte zum AT*[2] 1926 S. 371.

§ 7. Daß bei einer rückschauenden Betrachtung sich zahlreiche Mängel der Grabung ergeben, kann nicht wundernehmen. War sie doch die erste größere Unternehmung von deutscher Seite, bei der die Erfahrungen fehlten, die erst später durch weitere Grabungen mühsam gewonnen wurden. Daher erklärt es sich, daß die einzelnen Schichten nicht genau genug bestimmt und abgegrenzt wurden, daß die große Ringmauer in ihrer Bedeutung überhaupt nicht erkannt und erforscht wurde, daß mancherlei Geräte und Einrichtungen des täglichen Lebens religiös-

kultisch gedeutet wurden. Sollte es einmal möglich sein, die Arbeiten in T. wieder aufzunehmen, so müßte auch die Südspitze des Hügels genauer untersucht werden, wo sich wahrscheinlich die große Toranlage befunden hat. Dann würde voraussichtlich klar werden, daß auch T. wie einst Jericho eine stattliche Festung gewesen ist, die geeignet war, heftigen Angriffen standzuhalten.

Sellin *Tell Ta'annek* 1904; *Nachlese* 1906; Rev. bibl. 3 (1906) S. 287ff. H. Vincent; Arch. Anz. 1907 S. 311ff. H. Thiersch; Internationale Wochenschrift 3 (1909) S. 126ff.; ebd. 4 (1910) S. 589ff. ders.; ebd. S. 353ff. E. Sellin; OLZ 15 (1912) S. 119f., 568f. ders.; ebd. S. 250ff.; ebd. 16 (1913) S. 85f. K. Budde. Peter Thomsen

Thaingen s. Kunst A § 5, Schweiz A § 3, 4.

Thapsos (Magnisi) s. Sizilien B II § 11.

Thaur (Tirol). Verschiedene Messer aus Bronze, Kugel- und Schalenkopfnadeln, Hörnchenfibeln, Bruchstücke von Urnen und Schalen, sowie die Hälfte eines Zwillingsgefäßes, welche Funde ohne systematische Grabungen gehoben wurden, aber dafür zeugen, daß wir es mit einem Gräberfelde, und zwar höchstwahrscheinlich mit Brandbestattungen der Übergangszeit von der Bronze- zur Hallstattperiode zu tun haben.

G. Kyrle *Urgeschichte Tirols* Österreichische Kunsttopographie (im Erscheinen). G. Kyrle

Theater. S. a. Mummenschanz § 1. — (Ägäischer Kreis) Im W-Hof des älteren Palastes von Phaistos (Band VII Tf. 48, 49a) befand sich eine breite, durch eine hohe Mauer hinten abgeschlossene Stufenreihe, durch schmale Treppchen unterbrochen, offenbar eine Tribüne für Zuschauer bei Aufzügen oder Kulthandlungen im W-Hof. Als dessen Niveau beim Neubau des Palastes gehoben und dadurch jene Stufen bis auf die obersten verdeckt wurden, ist wohl die monumentale Freitreppe zum prächtigen Torbau im N der neuen W-Fassade als Tribüne verwendet worden. In Knossos (Band VII Tf. 46, 49b) liegt eine ähnliche Anlage nw. vom Palaste, wohl dem jüngeren Bau gleichzeitig: zwei rechtwinklig aneinanderstoßende Stufenreihen, in ihrem Winkel eine Art niedrige Bastion. Vielleicht trug diese einst einen Kiosk für den König, während sein Gefolge auf den Stufenreihen saß. Eine min. Straße führt gerade auf die Mitte des nach W offenen Baues und über die Treppe hinweg zum Palast. Kurz vor dem Bau aber zweigt von dieser Straße eine andere südwärts ab und führt im Bogen um die Treppenanlage herum, die also nur bei besonderen Gelegenheiten, etwa als eine Art Hohe Pforte, Verwendung fand. Für Spiele oder ähnliches ist der Raum in Knossos zu klein. Eigentliche Theater kann man beide Anlagen nicht nennen. Der Typus lebt in einer Treppentribüne auf dem Markt von Lato in Ostkreta bis in griech. Zeit fort. S. a. Kreta B.

Phaistos: Mon. Lincei 12 Tf. 3f.; Maraghiannis *Ant. crét.* I 1f. — Knossos: BSA 9 S. 99ff.; Maraghiannis a. a. O. III 1. — Lato: ArchfRW. 7 (1904) S. 145 G. Karo. G. Karo

Theben (Griechenland). Auf der Burg Kadmeia hat Keramopullos in jahrelanger, durch die moderne Bebauung sehr erschwerter Ausgrabung die Reste eines Palastes aus jünger-myk. Zeit freigelegt, der zwar kleiner als die von Mykenai (s. d.) und Tiryns (s. d.) war, aber zweistöckig und ebenfalls mit Fresken reich geschmückt. Im S lag, durch Funde von Schmucksachen bestimmbar, die Frauenwohnung; von ihr führt ein gewundener Gang zu einem Saal, wohl dem Megaron des Palastes. Im W grenzt an den Bau ein Hof mit einem Töpferofen (s. Tiryns). Im Korridor zum Megaron lagen eine Menge großer Bügelkannen (s. d.) mit aufgemalten Inschriften wie in Tiryns. Ältere Gräber (SM I) hat Keramopullos im Bezirk des Apollon Ismenios aufgedeckt (hier die erste auf dem Festlande gefundene Badewanne als Sarg; s. a. Bad A), eine große Nekropole von Kammergräbern (SM II—III) im S der Stadt, am Kolonaki-Hügel. Einige der Gräber haben merkwürdige Nischen und Seitenkammern, eines könnte nach dem Funde eines bronzenen Skeptrons einem Fürsten gehören. Ganz spätmyk. sind einige Gräber am Elektra-Tor, mit frühgeom. vermischt. Sie bezeichnen das Ende des myk. Theben, in dessen Anfänge mattbemalte und minysche Scherben weisen.

Ältere Literatur bei Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 6. Zusammenfassend A. Keramopullos Θηβαϊκά (= Δελτίον 3 [1917]); Arch. Anz. 1922 S. 267ff. B. Schweitzer. G. Karo

Theben (Ägypten) s. Ägypten.

Thenay s. Eolithenproblem § 4.

Theodosia s. Südrußland D § 5.

Theotokou. Frühgeom. Siedelung im nö. Thessalien, von der Kistengräber freigelegt sind. Die Fibelformen und die Keramik weisen etwa ins 11. Jh. v. C.

BSA 13 S. 321ff. Wace-Droop; Wace-Thompson *Thessaly* S. 209ff.; Montelius-Festschrift 1913 S. 212 S. Wide; B. Schweitzer *Untersuch. z. Chronol. d. geom. Stile in Griech.* 1917 S. 11, 62ff. G. Karo

Thera-Therasia. Vulkanische Doppelinsel im S der Kykladen, aus einem durch frühe Ausbrüche gesprengten gewaltigen Krater bestehend. Die halbmondförmige Hauptinsel hat etwa $3^1/_2$ Quadratmeilen Umfang, die sanft abfallenden Außenhänge tragen vorzüglichen Wein. An der Westseite des Kraterbeckens (6 × 5 Seemeilen) das etwa 5 km l. Therasia. Der höchste Berg, H. Elias, ist 578 m hoch. Da die ältesten Ansiedlungsspuren von Therasia unter solchen Ausbruchsmassen liegen, haben Archäologen und Geologen sich in der Datierung ehemals wechselseitig beeinflußt. Tatsächlich ergibt nur die Archäologie feste zeitliche Ansätze ins 2. Jht. Dahin weisen die einheimischen, von Kreta (MM III—SM II) stark beeinflußten Vasen. Indessen hat Thera in der BZ niemals auch nur annähernd die Blüte von Melos (s. d.) erreicht, da ihm der Obsidian (s. d. E) fehlt. Die geom. Per. (I. EZ) dagegen bringt eine der melischen überlegene Blüte, die wir besonders für die ersten Jahrhunderte des 1. Jht. aus den großen Grabungen F. Hillers von Gaertringen am Messavouno, der alten Hauptstadt der Insel, genau kennenlernen. In dieser Zeit hat Thera einen der bedeutendsten geom. Vasenstile ausgebildet.

F. Bursian *Geogr. v. Griech.* II 520ff.; F. Fouqué *Santorin et ses éruptions* 1879 S. 49ff. Grundlegend Fr. Hiller von Gaertringen *Thera* (I—IV; in II: H. Dragendorff *Theräische Gräber*); Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] S. 15; Bull. corr. hell. 46 (1922) S. 113ff. Renaudin (frühe Vasen). — Geom.: außer Dragendorff (s. o.) Ath. Mitt. 28 (1903) S. 1ff. E. Pfuhl; ebd. 43 (1918) S. 67ff. B. Schweitzer; ders. *Unters. z. Chronol. d. geom. Stile in Griech.* S. 5f. G. Karo

Therapie. § 1. Wenn Abwehrhandlungen gegen eine von außen wirkende Schädlichkeit, Wegjagen eines Insekts, Abwischen eines scharfen Saftes, Abstreifen eines steckengebliebenen Splitters oder Dornes und ähnliches, an der Spitze aller Heilhandlungen stehen und mit dem Menschen aus dem Tierreiche herübergeschritten sind und auch wie das Suchen nach einem Fremdkörper, das Lecken, das Kratzen schon als bewußte Handlungen imponieren und doch noch in die Sphäre des Instinktes fallen, so kann man hier von einer „instinktiven" Therapie sprechen, an die sich dann in fließendem Übergange die eigentlichen überlegten, wenn auch triebhaft auf alles Mögliche durch Analogieschluß übertragenen mechanischen Behebungsversuche von Fremdkörpern anschließen, als welche ja alles Krankhafte theoretisch durch lange Zeiträume gegolten hat.

Auf dieser Stufe, die der Mensch allerwärts auf der Erde, soweit er sie bewohnt, durchlaufen hat, treffen wir ihn frühhistorisch nicht mehr. Er ist weiter fortgeschritten.

§ 2. Durch das ganze frühzeitliche Altertum Vorderasiens wie Europas trifft man auf eine dreifache Wurzel aller Therapie, auf die Pharmako-Therapie, auf die Beschwörungstherapie und auf die mechanisch-chirurgische. Noch im *Frîdank* hieß es ja

krut, stein und wort
hant an kraeften grozen hort

und er legt damit die drei Hauptheilungsformen fest, mehr noch, als dies auf den ersten Blick im Wortlaute zu liegen scheint. Das mittelste Wörtlein *stein* ist schon recht vieldeutig. Einmal kann es natürlich als ein mineralisches Mittel verstanden werden; doch ist das vielleicht der am wenigsten hervorstechende Gebrauchssinn. Dann kann es den Edelstein bedeuten, der in Amuletten oder anderweit zauberisch oder sonstige Verwendung findet. Drittens, und das ist der weitwirkendste Sinn, wenn auch zu Frîdanks Zeiten kaum mehr verstanden, ist der Stein auch das schneidende Steinwerkzeug, die älteste Form chirurgischer Schneidetherapie, die ja auch im Awesta die mittlere der drei Heilformen bildet im Iranischen: *urvarô-* (Kraut), *karetô-* ([Stein]-Messer) und *maθrô-* Heilung (*baêshaza*), und gewöhnlich (und auch mit Recht) einfach als Chirurgie (s. d.) ausgelegt wird. Der dritte, der mit dem Worte heilt, ist der Zauberarzt, der über die Besprechungen verfügt, der

zum Zauberpriester gewordene Schamane, der die Wortweisheit im Heilzauber handhabt. Für ihn wie für seine Gläubigen stellt die „rationellere" Kräutertherapie (s. Heilkraut) nur eine halb nebensächliche Beihilfe dar, um durch betäubend narkotischen Kräutergeruch oder durch erregende Dämpfe und Tränke den Kranken mehr vorzubereiten für die entscheidende Zauberhandlung als schon heilend zu beeinflussen. Das Wort, die Zauberformel, der Spruch, der „Segen" war unabschätzbare Zeiträume lang das eigentlich Entscheidende, Geheimnisvolle, aber Wirkungssichere, da die Krankheit ja durch einen Geist, einen Dämon veranlaßt war oder das Treiben des Dämons im Leibe des Betroffenen direkt anzeigte oder widerspiegelte. In den schreibfreudigen Ländern, wie Babel und Ägypten, war schließlich Geschriebenes mit dem gesprochenen Worte in seiner Wirkung gleichwertig. Aber die Bedeutung der Schrift schwand auch wieder dahin für die Priesterschaft, und diese war für sie nur noch die Form für das sichere Festhalten der Worte, deren Wirkung erst mit ihrem Hersprechen sich wieder belebte, so daß auch die Art der Rezitierung, leise gehaucht oder geschrieen, je nach Bedarf, rhythmisch rhapsodiert oder mit Musik begleitet, für die Wirkung und ihren Erfolg von Bedeutung wurde. In einfacherer Kultur steigert sich umgekehrt die Wirkung mit der schriftlichen Aufzeichnung, so daß unter Umständen die schriftliche Fixierung erst die volle Wirkung gab. So wurde der geheimnisvolle Schriftzug der „Rune" wirkungskräftiger als das „geraunte" Wort, von dem sie doch ihren Namen hatte. In diesem Sinne heißt es in der Edda:

Astrunen lerne, willst Arzt du werden
und wissen, wie Wunden man heilt.
In die Borke schneid' sie dem Baum
des Waldes,
der die Äste nach Osten neigt.

Vollwirksamer Zauber zieht alles in seinen Bereich: die Rune, den Spruch und als Drittes die zauberische Handlung, mag es ein rhythmischer Sang oder anderes sein, zu denen das Kraut, der Stein usw. als Erhöhungsmittel der Wirkung hinzukommen (s. Zauberarzt).

§ 3. Aber nicht immer greift man gleich so hoch in die therapeutischen Register; man verwendet auch einfachere Töne und Mittel, benutzt harmlosere Formen des Heilzaubers, späht nach Ähnlichkeiten und Sympathien in den Dingen, wie deren Farbe usw., bannt den Rotlauf mit roten Stoffen, Schnüren, Fäden, Vogelflügeln, Federn usw., verwendet Gold oder anderes Gelbe gegen Gelbsucht, blaue Tücher gegen Krämpfe mit Blauwerden des Gesichtes, bindet einer Gebärenden das Männchen einer Geburtshelferkröte (das die Eier seines Weibchens auf dem Rücken trägt) auf den Leib oder übt andere „homöopathische" Maßnahmen, die zu den Sympathie-Mitteln hinüberleiten (s. Sympathie), oder läßt Amulette tragen, bei denen das Material und die Herstellungsweise das geheimnisvolle Magisch-Zauberhafte sind. Wenn auch der einfache Zauberspruch, über eine blutende Wunde gesprochen, deren Blutung stillt, so sind der sympathetischen Heilverfahren, für den gleichen Zweck nebenher oder selbständig verwendet, Legion.

Über die chirurgische Therapie s. Chirurgie und Trepanation.

v. Hovorka und Kronfeld *Vergleichende Volksmedizin* II (1909) in allen Abteilungen.

Sudhoff

Thermon. Berühmtes Heiligtum des Apollon in Ätolien. In den tiefen Schichten hat Rhomaios wichtige vorgesch. Reste gefunden, vor allem Ovalhäuser des 2. Jht. (s. Haus A2 § 2). Einen festen chronol. Stützpunkt bieten frühmyk. (SH I) Scherben und ein Becher derselben Gattung. Die obere und untere Zeitgrenze der Siedelung sind noch nicht festgestellt. Einige der Häuser haben merkwürdig unregelmäßige Grundrisse; unter dem archaischen Apollontempel des 7. Jh. hatte schon Sotiriadis einen mächtigen Ovalbau mit Ringhalle festgestellt, den einzigen bisher bekannten seiner Art, der wohl mit Recht als ältester Tempel gilt. Die einheimische Keramik der vorgesch. Schicht weist Beziehungen zu Leukas (s. d.) und Olympia (s. d.) auf.

Ältere Literatur bei Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² S. 4; Δελτίον 2 (1916) S. 179ff. K. Rhomaios; Arch. Anz. 1922 S. 279ff. B. Schweitzer; Ath. Mitt. 47 (1922) S. 43ff. W. Dörpfeld.

G. Karo

Thessalien (Band I Tf. 6). Die große Landschaft, die den ganzen O Nordgriechenlands einnimmt, bietet die reichsten Funde neol. Zeit, deren Beziehungen zum NO der Balkanhalbinsel festgestellt sind. Die sehr vielseitig ausgebildete thessal. Keramik (Band I Tf. 8b—d, 9d) wirkt stark auf Mittelgriechenland und den Peloponnes, aber, soweit bisher nachweisbar, nicht auf die Inseln, sicher nicht auf Kreta ein. Die großen Bergketten und Flußläufe bedingen wesentliche regionale Unterschiede der neol. Kultur. Der W war damals wohl unbewohnter Urwald. Mit dem Ende des Neol. hört die kulturelle Vormachtstellung T. auf, während der BZ und ersten EZ ist seine heimische Produktion dürftig, die besten Fundstücke sind nun aus dem südlicheren Griechenland importiert. Es gibt nur im Neol. einen starken thessal. Stil. S. Ägäische Kultur, Kretische Schrift § 5, Vase B 1.

Grundlegend: Chr. Tsuntas Διμήνιον καὶ Σέσκλον 1908; Wace-Thompson *Prehist. Thessaly* 1912; ferner D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] S. 2ff.; Arch. Anz. 1922 S. 246ff. B. Schweitzer; ebd. 1925 S. 328 G. Welter; Bull. corr. hell. 46 (1922) S. 518; ebd. 47 (1923) S. 524. — Geom.: B. Schweitzer *Unters. z. Chronol. d. geom. Stile in Griech.* 1917 S. 10f., 53ff., 62, 72. — Zur Landeskunde: C. Bursian *Geogr. v. Griech.* I 40ff.; vor allem F. Stählin *Das hellen. Thessalien* 1924 S. 1ff. G. Karo

Theurgie (Medizinische). Hält man heilende Einwirkung durch göttliche Gewalten und solche, die durch Dämonen-Einfluß erfolgt, auseinander, so kann man die „Theurgie" vom medizinischen Zauber (s. d. E) trennen, obgleich auch dann die Übergänge fließend bleiben. Die T. ist Zauberritus, der die Himmlichen meistern und zur Hilfe zwingen will. Daß dabei das „Göttliche" entwertet wird, führt zur Umbiegung und Umbildung der theurgischen Lehre im Neuplatonismus. Bei den alten Ägyptern war der Zauber lange Zeit fast ausschließlich ein theurgischer.

F. Lenormant *Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer* 1878 S. 83f. Sudhoff

Thiede s. Norddeutschland A § 4.

Thierstein-Höhle s. Schweiz A § 3.

This (Thinis). Name einer Stadt im 8. Gau (Thinites) von Oberägypten, äg. *tnj*, gesprochen etwa *Tinej*, griech. Θῖς. In ältester Zeit ist T. Hauptstadt des Gaues gewesen, und als die aus T. stammenden Fürsten während der 1.—2. Dyn. als Könige über ganz Ä. herrschten, war es auch Landeshauptstadt. Die Könige der beiden ersten Dyn. werden deshalb Thiniten genannt. T. soll auch die Heimat des Königs Menes (Dyn. 1) gewesen sein; da er bei Negade (s. d.) bestattet ist, hat er vielleicht in der dortigen Gegend, etwa in Koptos (s. d.), residiert. Der Schutzgott von T. ist ein Kriegsgott, der mit der Lanze in der erhobenen Hand dargestellt wird und Anhôr (äg. *jn-ḥr.t*, griech. Ὀνοῦρις) heißt; der Name scheint etwas Ähnliches wie „Himmelsträger" zu bedeuten und weist auf die innere Verwandtschaft mit dem Himmelsträger Schow hin, dem Anhôr in späterer Zeit gleichgesetzt wird. Daneben kommt in T. auch Upuat (Wepwawet) als Ortsgott vor; er heißt „Wegöffner", ist Kriegsgott und hat die Gestalt eines stehenden Hundes (Wolfes).

Die Stadt T. liegt auf dem Westufer. Überreste sind so gut wie gar nicht erhalten. Die zugehörigen Friedhöfe sind am Rande der w. Wüste angelegt, und in Verbindung mit ihnen ist die Stadt Abydos (s. d.) entstanden, die das benachbarte This bei weitem überflügelte, nachdem es durch die Nähe der Gräber der Thiniten-Könige Bedeutung erlangt hatte und durch die Verbreitung des in Abydos eingeführten Totengottes Osiris von ausschlaggebender Wichtigkeit für ganz Ägypten geworden war. Der ursprüngliche Totengott von Abydos, also auch von T., war der liegende Hund Chonti-Amentiu „Erster der Westlichen", der im AR von Osiris aufgesogen worden ist (s. Religion C § 6). Roeder

Thorikos. Alte Bergfeste an der Ostküste von Attika. Eine ältere Siedelung mit Urfirnisware, Steinkisten- und Pithos-Gräbern, eine jüngere mit myk. Ware und Stuckfragmenten. Zu dieser gehören zwei Kuppelgräber (s. d. B), deren eines, ganz singulär, ovalen Grundriß zeigt (ein ganz kleines drittes enthielt nur Nachmyk.). Schöne SH I—II-Keramik neben einheimischer monochromer Ware.

Πρακτικά 1893 S. 12ff.; Ἐφ. ἀρχ. 1895 S. 221ff. V. Staïs; ders. *Coll. mycénienne d'Athènes*[2] 1915 S. 155f.; D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*[2] 1924 S. 8. G. Karo

Thraker A. Archäologie s. Bulgarien, Jugoslavien, Lausitzische Kultur, Ma-

kedonische Tumuli, Rumänien, Ungarn, Südrußland.

B. Sprache.

§ 1. Das zusammenhängende thrak. Siedlungsgebiet. — § 2. Gliederung der thrak. Stämme. — § 3. Vorgeschobene Posten des thrak. Volkstums. — § 4. Sprachliche Charakteristik des Thrakischen. — § 5. Frühere Wohnsitze der Thraker. — § 6. Vermischung mit anderen Stämmen.

§ 1. In alter Zeit galt den Griechen das Gebiet n. ihrer eigenen Wohnsitze als Thrake. Bei zunehmender erdkundlicher Kenntnis wurde das Land näher umgrenzt: es umfaßte den Raum zwischen Mazedonien, der Donau, dem Pontos Euxeinos und der Propontis. Für die Erstreckung der Grenzen nach W haben wir keine direkte Überlieferung. Wohl aber läßt uns die sprachliche Analyse der topographischen Namen die Ausbreitung der T. nach dieser Richtung und nach N erkennen, indem sowohl die unmittelbare Namensübereinstimmung als die Art der Namenszusammensetzung einen Fingerzeig geben: Im NW ist der antike Name der Morava Βρόγγος noch den T. zuzuweisen, wie seine Übereinstimmung mit *Brunga*, Station in Bithynien, zeigt. Namen wie Ῥολλιγεραί (Prokop, De aedif. ed. Haury S. 122, 11) im Bezirk Germane, Δαρδάπαρα (ebd. S. 120, 27; 123, 39), Αἰάδαβα (ebd. 123, 26) an der Grenze von Dardania und Dacia mediterranea erweisen sich durch die Bestandteile *-gerrai, -para, -dava* als thrak., während der Hauptteil von Dardanien und Paionien dem illyr. Gebiete zuzuweisen ist. Einen *dava*-Namen finden wir noch hoch oben im N jenseits des Tyras in der Sarmatia Europaea: Κληπίδαυα (Ptol. ed. Müller III 5, 15). Zusammenfassend läßt sich sagen: das zusammenhängende Siedlungsgebiet der thrak. Stämme reicht in hist. Zeit vom N-Abhang der Karpathen über Donau und Hämus zur Ägäis und nach Kleinasien, wo die Völkerschaften der Myser und Bithynen und die nahverwandten Phryger (s. d.) ansässig waren. Daß übrigens im N und S Ausstrahlungen über dieses so umschriebene Gebiet stattfanden, wird unten (§ 3) gezeigt.

SB. Wiener Ak. 128/4 (1893) S. 1ff. Tomaschek; Kretschmer *Einl.* S. 172ff.; Kiepert *Lehrbuch der alten Geogr.* 1878 S. 320ff.; G. Dottin *Les anciens peuples de l'Europe* 1916 S. 156ff.; H. d'Arbois de Jubainville *Les prem. hab. de l'Eur.* I² (1898) S. 265ff.; M. Besnier *Lexique de géogr. anc.* 1914 S. 765—768; Anuarul Inst. Ist. Nat. Cluj 3 (1924—25) S. 377—492 Mateescu.

§ 2. Eine Gliederung der thrak. Stämme versucht Tomaschek, indem er eine Reihe der s. Stämme als phryg.-mys. Gruppe zusammenfaßt und den echt-thrak. n. Stämmen gegenüberstellt. Die erstere Gruppe betrachtet er als alt-ansässige Bevölkerung, während die echt-thrak. Stämme später eingewandert seien. Die Ratio dieser Einteilung sind Namensübereinstimmungen zwischen der Balkanhalbinsel und Kleinasien. Da die kleinas. Völkerschaften, soweit sie idg. sind, zur phryg.-mys. Gruppe gehören, so erschließt Tomaschek auch für ihre europ. Namensverwandten die gleiche Volkszugehörigkeit. Nur die in Asien ansässigen Bithynen, die nach Herod. VII 75 ursprünglich am Strymon in der Nachbarschaft der Maiden saßen (Maidobithynen bei Strabo VII 295), zählt Tomaschek zur echt-thrak. Gruppe. Ein zweiter, mit dem ersten kombinierter Grund für diese Einteilung ist das Vorhandensein des orgiastischen Naturkultes, den Tomaschek nur der phryg.-mys. Gruppe zuspricht. Wohl begründete Einwendungen gegen diese Einteilung hat Kretschmer erhoben: Die Einwanderung der thrak. Stämme nach Kleinasien ist in vielen Schüben erfolgt, sie dauerte jahrhundertelang. Hervorgehoben sei noch, daß Tomaschek seine Einteilung nicht ohne Willkür durchführen kann. Das thrak. Zentralvolk der Bessen, das das Rhodope-Gebiet bewohnte und die Obhut über das Nationalheiligtum des Dionysos innehatte, rechnet Tomaschek geographisch zur echt-thrak. Gruppe (SB. Wiener Ak. 128/4 S. 53f., 72), betrachtet es aber — nur wegen des Dionysos-Kultes — als phryg. Mischvolk. Die Kikonen werden der phryg. Gruppe auf Grund der Ortsnamengleichung: Γαλλαική an der kikonischen Küste — Γαλήσιον ὄρος bei Ephesus zugewiesen. Und doch lassen sich in derselben Weise Gleichungen anführen, die auf die Verbindung seiner s. Gruppe mit der n. hinweisen. Die Γέται zählt Tomaschek zur n. Gruppe, aber ein Königsname der Edonen, die von ihm der s. Gruppe zugewiesen werden, ist Γέτας, wobei auf den von der neueren ethnogr. Etymologie beachteten Zusammenhang von Personennamen und

Völkernamen zu verweisen ist. Σέρρειον ist ein Vorgebirge und eine Stadt im Kikonenlande, *Serorrum montes* erwähnt Ammianus Marcellinus (XXVII 5) in Dazien; und vollends zeigt eine genauere morphologische Analyse des Namenmaterials, daß Namen, insbesondere auch die Völkernamen, durch Tomascheks beide Gruppen hindurchgehen. So stimmt der stammhafte Bestandteil des Namens der *Doliones*, die Tomaschek den Phrygern zuzählt, zum Namensstamm der Δόλογκοι im Inneren des thrak. Chersones, die er zur n. Gruppe rechnet. Zudem werden unten (s. § 3) Namensübereinstimmungen angeführt, die die südlichsten Ausstrahlungen des thrak. Volkstums in Griechenland und Tomascheks n. Gruppe umfassen. Ist demnach Tomascheks Hauptgliederung abzulehnen, so wird immerhin die sprachliche Analyse (s. § 4) lehren, daß das ganze Gebiet keineswegs einheitlich ist; mundartliche Unterschiede sind vielmehr noch erkennbar. — Geographischer Überblick über die Stämme: Βρύγοι (Herod. VI 45; VII 185) in der Emathia, ferner ö. vom Lychnitis (Strabo VII 327), Βρίγες in der Nähe von Dyrrhachium (Appian, Bell. Civ. II 39). Μυγδόνες zwischen dem Unterlauf des Axios und dem des Strymon (cf. Μυγδόνες in Kleinasien, w. vom mys. Olymp, ö. der Mündung des Rhyndakos [Strabo XII 564]); Κρηστῶνες n. vom Bolbe-See; Krusaier an der Küste von Aineia bis Olynthos; Sithones auf der Halbinsel Pallene s. von Olynthos, endlich die Ἠδωνοί am unteren Strymon; w. von ihnen die Bisalten, an diese n. anschließend die Ὀδόμαντοι am Unterlaufe des Strymon. In der Gegend von Abdera an der Küste des Ägäischen Meeres die Βιστόνες; gegenüber von Thasos die Σάϊοι; die Κικόνες w. von der Mündung des Hebros. Am unteren Laufe dieses Flusses die Παῖτοι, diesen benachbart ö. von Ainos am Sinus Melas die Ἀψίνθιοι, im Inneren des thrak. Chersones die Δόλογκοι. Von den in geogr. Hinsicht n. Stämmen seien hervorgehoben: die Σιντοί am Mittellauf des Strymon, weiter n. an diesem Strom die Μαιδοί; die Δανθαλῆται am Oberlauf des Flusses in der Gegend von Pautalia. Zwischen Strymon und Nestos die Σάτραι, ihnen im SO benachbart die Σαπαῖοι, im O am s. Abhang der Rhodope die Τραυσοί, ö. von diesen die Κορπίλοι. Im Rhodopegebirge die Δῖοι, hier im Arda-Tale die Κοιλαλῆται, von denen ein Teil auch am Südabhange des Haemus saß. Zwischen Rhodope und Oberlauf des Hebros die Βησσοί, im O von ihnen am Mittellauf des Hebros und am Tonzos die Odrysen, die ihre Herrschaft bis zur Donau einerseits und bis zum thrak. Meere andererseits ausdehnten; in ihrer Nachbarschaft die Drugeri. Dem Stammgebiet der Odrysen im S benachbart, am Unterlauf des Hebros die Βένοι; vom Flusse Ergines ö. die Καινοί, im Küstengebiet von Pontos und Propontis die Ἀσταί (w. von Byzanz). Im mittleren Haemus die Σέλλητες. Thrak. Völker jenseits des Haemus: zwischen Athrys, Oskios, Haemus und Donau auf Grund der älteren griech. Nachrichten die Geten (Scymnus 740), später zu Beginn des 3. Jh. am l. Donauufer. In Untermösien, an der Westküste des Pontos Euxeinos, die Τέριζοι (mit dem Kap Τίριζις); im ö. Ausläufer des Haemus gleichfalls in Untermösien, w. und n. von den Terizen, die Krobyzen (Scym. 746, Ptol. III 10, 9). Im NW des thrak. Gebietes der Balkanhalbinsel die Τριβαλλοί (Herod. IV 49; Thuk. II 96). Nach dem Zeugnis dieser Stelle in ihrer Nachbarschaft die Τρῆρες und die Τιλαταῖοι. Die Τρῆρες sind, wie Strabo XIII 586 bezeugt, dasselbe Volk, das den Zug der Kimmerier mitmachte und sich in der Troas festsetzte (vgl. Τρῆρος, Ort in Thrake nach Theopomp, Τράριον Ort in der Troas). Auch sonst sind durch direkte Nachrichten der Alten Überwanderungen bezeugt: die Μοισοί des Haemus-Gebietes erscheinen als Μυσοί an der O-Küste der Troas (Strabo VII 295; Plin. V 145; VII 206). Diese Überwanderung spiegelt sich noch in Namensübereinstimmungen wieder: Ἀρτάκη Hafen in der Nähe von Kyzikos, Ἀρταῖοι am Rhyndakos, andererseits Ἀρτακοί, nach Steph. Byz. Name eines thrak. Volkes, Ἀρτάκης Name eines Flusses; Κεβρήνη Stadt in der Troas — Κεβρήνιοι, thrak. Volk am Arisbos, Nebenfluß des Hebros (Strabo XIII 590). Die jenseits des Ister zu beiden Seiten des Maris (Marisus) in Siebenbürgen ansässigen Agathyrsen, die

von mehreren Forschern für Thraker gehalten wurden, sind nach der Untersuchung von C. Patsch (Anz. Wiener Ak. 1925 S. 69ff.) ein skyth. Stamm, der als Herrenvolk über eine dak. Unterschicht gebot. Im Gebiete am l. Donauufer, wo wir Geten gefunden haben, und das nach den ältesten Berichten von Agathyrsen bewohnt war, taucht seit Philipp V. von Mazedonien der Name der Daker auf, deren ältere Bezeichnung nach Strabo VII 304 Δᾶοι war. Ihre Wohnsitze waren demnach Siebenbürgen und die Walachei, das ehemalige Südungarn. Die sprachliche Zusammengehörigkeit der Geten und Thraker ist durch Strabo VII 303 ausdrücklich bezeugt; derselbe Schriftsteller (VII 304) unterrichtet auch über den griech. Sprachgebrauch seiner Zeit bezüglich der Verwendung der Namen Geten und Daker. Daß wir es bei Dakern, Geten und Thrakern in der Tat mit sprachlich ganz nahverwandten Stämmen zu tun haben, lehrt die Übereinstimmung der Namen (Ortsnamen, Personennamen): *Burticum* in Dazien — *Burticum* an der thynischen Küste; Σάλδη in Dazien — Ἀσκλήπιος Σαλδοβυσσηνός Name eines thrak., nach seiner Kultstätte bezeichneten Gottes (belegt Izv. blg. arch. dr. 7 [1919/20] S. 6 Kacarov); Πετροδαύα, Πέτρα in Dazien vergleicht Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 64) gewiß richtig mit Πέτρα in Maedica (*Petro-, Petra* sind nach Ausweis der morphologischen Analyse echt thrak., mit *r*-Suff. zu *Peto-*[*porus*] gebildete Namen, vgl. Βείθυρις Personenname zu Βεῖθυς [Kalinka *Ant. Denkm. i. Bulg.* 34, II, 66; 34, I, 20]; Τιριστρία [Ptol. III 10, 8]: *Tiristis*); Πίνον in Dacien, Πίνζος in Thrake. Ja, der Dakername selbst kehrt in Bithynien wieder: Δακίβιζα (Prokop, Anecd. XXX 8). Die Namen mit *-deva, -dava*, für Dazien so charakteristisch, fehlen auch s. des Haemus nicht: *Pulpudeva* (Philippopel). Den Geten nahe verwandt sind die Κρόβυζοι; ihren Namen vergleicht Tomaschek a. a. O. S. 87 mit dem der odrysischen Veste Κρωβύλη; *Siosta* am l. Donauufer, danach benannt die *cohors Sostica—Sostra* (*Sost-ra* mit *r*-Suff., gebildet wie das erwähnte Τιριστρία). Auf die Übereinstimmung des Namens der Geten und des edonischen Königsnamens *Getas* wurde bereits verwiesen. Ebenso stimmen die Personennamen und ihre Bildung bei Dakern und Thrakern überein: *Cotiso*, Name eines dakischen Fürsten (Hor. Carm. III 8, 18) — thrak. Κότυς. Die Bildung des dak. Personennamens entspricht der von *Mar-isus, Drig-isa*. Andererseits finden wir Entsprechendes auch im Thrak.: Πίνκισος, Βέργισον am oberen Hebros, Κενδρισός, heimischer Name des Apollon (Kacarov a. a. O. S. 7, 3 und 10). Sowohl dak. als thrak. sind ferner die Namen mit *Muca-*: *Mucasenus* (CIL III 1195 aus Apulum) — thrak. Κότυς Μουκασένη (Tomaschek a. a. O. 131/1 S. 25), die Namen auf *por*: *Mucapor* (CIL III 852), ebenso im eigentlichen Thrakien (zahlreiche Belege bei Tomaschek a. a. O. S. 26); *Oroles* Dacorum rex (Just. XXXII 3, 16) — thrak. Ὄρολος usw. Über die Stämme der Daker unterrichtet Ptol. III 8, 5 (Nobbe), in dessen Liste sich jedoch auch nicht-dak. Namen (Ἄναρτοι vgl. Vasmer *Unters. über die ältesten Wohns. der Slav.* 1923 S. 32, Τευρίσκοι) finden. Dem äußersten N gehören nach Ptol. die Κοιστοβῶκαι (*Coisstobocensis* CIL VI 1801, *Costoboci* Capitol., M. Aur. 22, 1), die an der N-Grenze der Provinz Dacia saßen, dem äußersten S die Κειάγισοι und Πιέφιγοι an. Andere von Ptol. überlieferte Stammesnamen sind bis auf den der Βίηφοι von Ortschaften hergenommen. Außerhalb der römischen Provinz Dacia, am s. Abhang der Karpathen, siedelten die Carpi (Κάρποι), deren Name in der Bezeichnung dieses Gebirges fortlebt (SB. Wiener Ak. 128/4 [1893] S. 108 Tomaschek; Roczn. Sl. 5 [1912] S. 152 Vasmer). Dem Karpathen-Gebiete gehören auch die Βίεσσοι an (vgl. die thrak. Βησσοί). Den Coistobocen namensverwandt sind die Σαβῶκοι, ö. von ihnen die Πιεγγῖται, wohl nach einem Fluß benannt, wie der Flußname Πίνκος wahrscheinlich macht. In der Gegend der unteren Donau hausten die Καρποδάκαι, die zusammen mit Hunnen und Skiren im J. 380 (Zosim. IV 34) in römisches Gebiet einfielen.

Literatur wie zu § 1, ferner: G. Tocilescu *Dacia înainte de Romani* 1880 S. 1—104, 149ff., 255; Müllenhoff *DAK.* III (1892) S. 125—163; R. Roesler *Román. Stud.* 1871 S. 1—62; V. Pârvan *Getica* 1926 S. 220—289; ders. *Dacia* 1928 S. 35—73.

§ 3. Vorgeschobene Posten des thrak. Elementes finden wir auch außerhalb des oben (§ 1) umschriebenen Gebietes; auf Κλημίδαυα in der Sarmatia Europaea wurde bereits hingewiesen. Aber auch beträchtlich weiter nach O, im bosporanischen Reiche, an der Nordspitze der Maeotis, ja auch in der Sarmatia Asiatica haben wir thrak. Volksbestandteile anzunehmen. Dies bezeugen bis zu einem gewissen Grade schon die thrak. Personennamen, die wir im bosporanischen Herrschergeschlechte, ferner in den Städten Olbia, Panticapaeum, Tanais finden (Σπάρτοκος, Κότυς, Ῥησκούπορις, Ῥοιμητάλκης, Namen bosporanischer Herrscher; aus Olbia: Δάος, Διζάζηλμις, Μήταγος, Μήτακος; aus Panticapaeum: Βενζεῖ, Tochter eines Μοκάπορις, Δαλαζέλμις, Μοκκοῦς, Σαδάλας, Σειτάλκης, Σίσος; aus Tanais: Μόκκος. Belege bei Vasmer in dem unten zitierten Werke S. 36f., 57). Daß es sich hierbei nicht bloß um eine kulturelle Beeinflussung handelt, zeigen die in dieser Gegend nachweisbaren thrak. Landes-, Fluß- und Volksnamen: der Name der Ἀβική, der bei Steph. Byz. als Ὑλαία „Waldland" verdolmetscht wird und die Waldgegend an der Dnjepr-Mündung im O von Olbia bezeichnet (:lat. *abies* KZ 41 [1907] S. 348 Fick), ist m. E. in Übereinstimmung mit der Überlieferung dem Thrak. zuzuweisen, wie Ἄβαι, der thrak. Orakelsitz in Phokis, und der Name der Ἄβαντες im mittleren Euboia (s. weiter unten) dartun. Thrak. benannt sind auch der Fluß Ὕπανις (Bug), an dem Olbia lag: Ὕπιος, Grenzfluß zwischen den Bebryken und Mariandynen (Schwachstufe von idg. **ap-* „Wasser" s. u. § 4 mit Suff. *-an-*); desgleichen der Stamm der Σάϊοι in der Nähe von Olbia, der mit den Σάϊοι gegenüber von Thasos homonym ist. Wenn Ὕπανις als Flußname auch in Sarmatia Asiatica für den heutigen Kuban-Fluß vorkommt (Strabo XI 494), so vermag dies die obige Deutung zu bestätigen; der tscherkessische Name: *Psyż* (von *psy* „Wasser") stellt sich als Übersetzung dar. In diesem Zusammenhang ist an die kolchischen Flußnamen Ἄψαρος und Ῥίζιος, Seitenstücke zu illyr. *Absarus*, Ῥίζων (s. Illyrier B), zu erinnern, die weitere Zeugnisse für das Vorhandensein thrak.-illyr. Elemente in diesen Gegenden liefern. Die Existenz von thrak. Volksbestandteilen in jenem Gebiete, aus dem die Kimmerier auszogen, läßt sich sonach feststellen. Ein streng sprachlicher Beweis für die antike Überlieferung (Strabo I 3, 21), die dieses Volk mit den thrak. Treren verbindet (s. o.), ist aber damit noch keineswegs geführt, da wir keinen Anhaltspunkt für die Altersbestimmung der erwähnten Namen haben, ihre Zuweisung an die Kimmerier durch die Überlieferung nicht zu stützen ist und kimmerische Sprachreste — außer ein paar nichts beweisenden Königsnamen iran. Herkunft (s. Skythen B § 1) — nur ganz spärlich auf uns gekommen sind. Immerhin ist die Verknüpfung der Kimmerier mit dem thrak. Volkstum gemäß der eben gegebenen Darlegung des Sachverhaltes durchaus möglich.

Auch nach N und W sind thrak. Ausstrahlungen zu ermitteln: *Setidava*, bei Ptol. an der O-Grenze der Germania magna, erweist sich schon durch den zweiten Bestandteil des Namens: *dava* als thrak. und stimmt im ersten mit dem karpodak. *Setuia* (oder *Setovia*) überein (Petermanns Mitt. 63 [1917] S. 329 Mehlis). Wenn auch der Name bei Ptol. vielleicht nur irrtümlich zu weit nach NW geraten ist, so sprechen auch andere Erwägungen für eine vorgesch. Besiedlung der unteren Weichselgegend durch Thraker (Kossinna früher; s. a. Lausitzische Kultur A § 14, B § 4). Thrak. scheint auch der Name des für Süddeutschland überlieferten Stammes der *Gerrae* zu sein, der an thrak. Stammesnamen wie *Drugeri*, *Pyrogeri* erinnert (Mehlis a. a. O. 59 S. 20).

Reicher fließen die Quellen für die Erkenntnis der thrak. Bewegung nach S, d. h. in die Gebiete s. vom eigentl. Thrakien. Pierien, die Landschaft am Fuße des Olymp, n. von der Mündung des Penaios, hatte thrak. Bewohner (Strabo X 471). In der Tat finden wir auf griech. Inschriften Thessaliens auch thrak. Personennamen, so in Phalanna Ταρούλα (Bechtel-Collitz *GDI* 1329 II a 5), vgl. Ταρούλας, Ταρούλος bei Tomaschek in SB. Wiener Ak. 131/1 (1894) S. 37; in Larisa Μοκ. τίνεος (Bechtel-Collitz *GDI* 345, 51), welcher Name mit thrak. Μόκας und dem Ortsnamen Μόκατα in Bithynien zusammenzustellen ist. Thrak. ist wohl auch Κότ(τ)υφος zu: Κότ(τ)υς s. unten § 4. Für einige Landschaften Mittel-

griechenlands ist eine thrak. Diaspora durch die Überlieferung griech. Schriftsteller ausdrücklich bezeugt, so für Phokis, die benachbarten Striche von Boiotien und zwar vom Helikon bis an das Hyphantion-Gebirge, ferner für das mittlere Euboia, wo die Abanten siedelten (Thuk. II 29; Strabo IX 401). Nach dem Zeugnis des letzteren drangen sie aus Thessalien ein. Sprachliche Erwägungen sind geeignet, diese antike Überlieferung aufs beste zu bestätigen. Boiotische Inschriften bieten Personennamen wie: Βοῦρις, Δῖνος, Ἴσιος, Κωτίλα, Μώσης, die durchwegs auch aus dem Thrak. zu belegen sind. Kaibel (Nachr. Gött. Ges. 1901 S. 495 Anm. 1) verweist auf Ἀστακός, den Ahnherrn theban. Heroen, der andererseits auch Eponym der gleichnamigen bithynischen Stadt in Kleinasien ist. Der Name ist von dem der thrak. Ἄσται nicht zu trennen. Τεγύριος, nach Apollodor III 15, 4 ein thrak. König, ist Eponym der boiot. Stadt Tegyra. Der Königsname stimmt mit dem Ethnikon Τεγύριος überein. Δαυλίς, Hauptstadt in Phokis, hat gleichfalls eine bithynische Namensverwandte: Δαβλεῖς. Desgleichen ist Λίλαια im Quellgebiet des Kephisos homonym mit Λίλαιος, Fluß in Bithynien (Plin. V 32, 43). Der Name des mythischen Königs Τηρεύς in Daulis ist echt thrak.: vgl. Τήρης Name mehrerer thrak. Fürsten (der auch als Τηρεύς überliefert wird), auch Name des Vaters des Grammatikers Dionysios Thrax. Der thrak. Charakter ergibt sich auch aus: Τήρεια, Gebirge und Stadt in Mysien am Hellespont. Ὑάμπολις bei Phokis stellt sich mit seinem *-m*-Suff. morphologisch an die Seite thrak. Ortsnamen wie Σηλυμβρία· Σήλυος πόλις, Μεσημβρία, Πολτυμβρία. *-m*-Suff. ist in Ὑάμπολις abzutrennen nach Ausweis des Bewohnernamens Ὕαντες und des lokrischen Gaues der Ὑαῖοι. Auch die Bewohnernamen auf *-ant-* (Ὕαντες, Φλεγυαντίς, Ἄβαντες), die sich in Mittelgriechenland auf Orte bezogen, für die eine thrak. Bevölkerung durch die Überlieferung bezeugt ist, erweisen sich vermöge der sprachlichen Analyse als echt thrak. gebildet: Βριάνται thrak. Stamm, Μελαντιάς am Flusse Melas (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 66 Tomaschek). In Delphi finden wir auf griech. Inschriften für Personen heimischen Ursprungs thrak. Namen wie Ἔβρος (Bechtel-Collitz a. a. O. 2194, 2273, 2284), Κότυς (ebd. 2267), Κόσις (ebd. 1816), Κόσιμος (ebd. 2152), letzterer mit dem erwähnten thrak. *-m*-Suffix. Zu dieser Tatsache stimmt es, wenn Diodor (XVI 24) ein delphisches Geschlecht der Θρᾳκίδαι überliefert. Als Sohn des eleusinischen Eumolpos wird (Apollodor III 15, 4) Ἴσμαρος genannt; der thrak. Charakter dieses Namens ist längst erkannt (Hiller von Gaertringen *De Graecor. fab. ad Thrac. pertin.* Diss. Berlin 1885 S. 30); er deckt sich mit dem Namen der Stadt Ἴσμαρος im Lande der thrak. Kikonen, aber auch mit Ἴσμαρος, Sohn des theban. Ἀστακός. In formantischer Hinsicht echt thrak. ist auch die von Pausanias I 5, 2 überlieferte Form Ἰμμάραδος (vgl. Μυσάδιος = Μυσός, ferner Ἀθύμβραδος Bruder des Ἄθυμβρος [Strabo XIV 650]).

Die der thrak. Küste vorgelagerten Inseln des nord-ägäischen Meeres hatten, wie sich sprachlich wahrscheinlich machen läßt, ein thrak. Bevölkerungselement; der Name „Thrakisches Meer" ist daher auch ethnisch, nicht nur geogr. gerechtfertigt. Als älteren Namen für Thasos lernen wir aus Hesych Ὀδωνίς kennen, somit eine Bezeichnung, die auf Besiedlung durch den thrak. Stamm der Ἠδωνοί, die auch Ὄδωνες, Ὦδονες genannt wurden, hinweist. Archilochos kämpft auf Thasos mit den Saiern; der Name des Volkes der Saier kehrt auf dem Festlande in der Bezeichnung der Stadt Sais bei Abdera wieder und wird bei Hesych im Kikonen-Lande lokalisiert. Echt thrak. Personennamen sind hier nachweisbar: Βεῖθυς, Βενδίς, Βιτίων, Δειζᾶς, Δολᾶς, Δολίνας, Ζείπυρος, Κάμολος, Νεστόπυρις, Πόσις, Σεύθης, Ταρουσίνας, Τραλίς (IG XII 8). Den eben erwähnten Saiern begegnen wir auch auf Samothrake (ion. Σάμος Θρηικίη, sonst Σαμοθράκη): „Einige berichten, daß Samos von den Saiern, seinen früheren thrak. Bewohnern, benannt sei, die auch das benachbarte Festland inne hatten" (Strabo X 457). Thrak. Personennamen fehlen hier gleichfalls nicht: *Beitus* (CIL III 7369), Ταλόρας (Tomaschek a. a. O. 131/1 S. 37), Σκόπιος cf. Σκόπας Θρᾷξ, Σκοπάνης aus Kyzikos (ebd. 45).

Auf Lemnos erwähnt Homer A 594 Σίντιες ἄνδρες ἀγριόφωνοι; die von den älteren Erklärern vorgenommene Zusammenstellung mit den thrak. Σιντοί (formell vgl. man Ἠδωνοί neben Ἠδῶνες) verdient um so mehr Billigung, als Lemnos Sitz der Verehrung der thrak. Bendis war. In formantischer Hinsicht ist Σιντοί, Σίντιες eine Bildung wie Παῖτοι, Ἀσταί. Die Tatsache, daß Thuk. IV 109 als Bewohner von Lemnos Τυρσηνοί bezeugt (vgl. a. Band VII Tf. 200), ist mit dem Vorstehenden sehr wohl vereinbar (Ath. Mitt. 31 [1906] S. 84 Fredrich). Die Personennamen gestatten es, auch für Imbros eine thrak. Bevölkerung zu erschließen: Κότυς, Κορπεῖλος, Καρδενθ... (der letztere Name auch in der eigentl. Thrake; Kalinka *Ant. Denkm. i. Bulg.* Nr. 55, 312). Ob der den Inseln des thrak. Meeres eigentümliche Kult der Kabiren ein Rest thrak. Volkstums ist (KZ 41 [1907] S. 314ff., insbesondere S. 318 Wackernagel; Atti Acc. Linc. 12 [1906] S. 169f., 707 Pettazzoni) oder — was am wahrscheinlichsten ist — der voridg. Bevölkerung angehört (Fredrich a. a. O. S. 83; Fick *Hattiden und Danub.* 1909 S. 48) oder endlich sem. Ursprungs ist, bzw. durch Überschichtung thrak. religiöser Vorstellungen durch sem. entstand, ist eine Streitfrage. Aber auch weiter nach S sind die Thraker vorgedrungen. Naxos hatte nach Diodor (V 50) thrak. Bevölkerung. Dazu stimmt der seinem Ursprung nach thrak. Dionysos-Kult auf dieser Insel (Roscher *Lex.* Voigt; *RE* s. v. Kern) ebensogut wie das Vorkommen thrak. Personennamen (Βόζης; SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 16 Tomaschek). Wurde im bisherigen die Verbreitung des thrak. Elements in Griechenland, die sich zum großen Teil auf direkte Überlieferung stützen kann, zu umgrenzen versucht, so ist nicht zu übersehen, daß der Ausdruck „Thraker" hierbei als eine einigermaßen grobe, wenn auch nicht unzutreffende ethnogr. Formel zu betrachten ist. Schon in den Artikeln Albaner B und Illyrier B wurde auf die nahe Verwandtschaft zwischen Thrakern und Illyriern aufmerksam gemacht. Im letzterwähnten Artikel wurde auf messenische Ortsnamen wie Δενθάλιοι (im Grenzgebiet von Messenien und Lakonien) und Μεθώνη verwiesen, die den thrak. Δενθήλητοι (Δενθηλῆται; Polyb. XXIII 8, 4) und der Μεθώνη in Mazedonien, die Strabo Μεθώνη τῆς Θρᾳκίας nennt, aufs genaueste entsprechen, und die neben illyr. Homonymen vorkommen. Und doch berichtet die griech. Überlieferung nur von Thrakern in Mittelgriechenland, nicht von Thrakern im Peloponnes (Hiller von Gaertringen a. a. O. S. 34). Es handelt sich eben um nahverwandte Stämme. Zu dem gleichen Schlusse berechtigen auch folgende namenskundliche Tatsachen: in Boiotien mit seiner gut bezeugten „thrak." Bevölkerung finden wir im Gebiete von Anthedon ein Μεσσάπιον (ὄρος), dessen Name auch für ein Grenzgebirge zwischen Paionen und thrak. Maiden, ferner im illyr. Unteritalien, als Gau-Name im Lande der ozolischen Lokrer, als Ortsname in Lakonien und als Name eines Baches auf Kreta vorkommt. Die „thrak." Insel Samothrake führt nach Strabo X 472 ursprünglich den Namen Μελίτη, einen Namen, den wir auch in der Adria als Bezeichnung für eine dalmatische Insel und auf Korkyra als Bergnamen wiederfinden, und den wir (s. Albaner B, Illyrier B) als illyr. kennengelernt haben. Der Personenname Βέδαυρος auf Thasos, wo sich, wie gezeigt, thrak. Namen in reichhaltigem Ausmaß erhalten haben, hat ein Seitenstück an *Medaurus*, Schutzgott der dalmatischen Seestadt Risinium (CIL III 285); zum Lautlichen vgl. thrak. Βενδῖς und Μενδῖς (s. auch unten). Das ableitende thrak. Suffix *-ad-* (Μυσάδιος, Ἰμμάραδος, das auch in *Savadios*: *Savos* wiederkehrt, s. o.) ist nach der Hesych-Glosse Δευάδαι· οἱ Σάϊοι ὑπ' Ἰλλυρίων auch illyrisch. Die von Patsch (Österr. Jahresh. 10 [1907] S. 669ff.) festgestellten toponomastischen Übereinstimmungen zwischen der Adria-Küste und dem O der Balkanhalbinsel haben unter solchen Umständen nichts Überraschendes. Diese Tatsachen fügen sich fast durchwegs in den weiteren Rahmen der thrak.-illyr. Verwandtschaft, die auch aus den weitgehenden lautlichen, morphologischen und lexikalischen Parallelismen (s. Albaner B, Illyrier B) erhellt, ein Ergebnis, das mit dem nachweislichen Fluß der Stammesbildungen in alter Zeit, der geringeren Bestimmtheit der ethnischen Abgrenzung bei Zurück-

schreiten in eine entferntere Vergangenheit übereinstimmt: *Asseria* in Liburnien, wegen *Assera* auf der Chalkidike für das Thrak. in Anspruch genommen, ist auch illyr., vgl. *Assoparis* gen., Personenname aus Brigetio in Pannonien, CIL III 4332; das gleiche gilt von den dalmatischen *Scirtones*, deren Name wegen der Station *Scirtiana* (Itin. A. 330, 1) an der Straße Lychnidus-Heraklea nicht thrak. im engeren Sinne sein muß, vgl. die paionischen Σκίρτιοι und Σκιρτώνιον in Arkadien, wo „illyr." Ortsnamen wie Μανθυρεῖς (: *Mandurium* in Unteritalien) nachweisbar sind. Die Gleichung *Saldae* in Pannonia inferior — Σαλδήνσιοι in Dazien ist nicht beweisend, da *Saldae*, dem heutigen *Slatina* („Salzquelle") entsprechend, vom Salze, idg. nom. *sald* (vgl. got. *salt*), benannt ist, der Name also über das thrak.-illyr. Gebiet hinausgreift. Die Parallelen *Baloie* in Dalmatien — *Baloion* in Mazedonien, *Asamum* in Dalmatien — *Asamus* Fluß in Mösien sind auch innerhalb des Illyr. reich versippt (*Balissae*, Ἀσίνη usw.). *Nestos*, Fluß in Dalmatien und Thrazien, ist nach Stamm, Lauten und Bildung sowohl thrak. als illyr. (*Nedao*; s. Illyrier B). Die dalmatischen Μάνιοι haben nicht nur den thrak. Namen *Manius* zur Seite, sondern auch den illyr. *Manu* (CIL III 3871 Pannonia sup. Laibach). Die Parallele *Scodra* (Skutari) und regio *Scodrihensis* (CIL VI 2698) in Dacia med. entscheidet wenig, da es sich wohl um voridg. Namen handelt: etrusk. *Scutrius*, mod. ital. Ortsname *Scotriano* (W. Schulze *Eig.* S. 383 Anm. 2, 416 Anm. 5). Für ein bereits scharf umrissenes, spezifisch thrak. Volkstum im Ost-Adria-Gebiete ist jedoch am ehesten *Thermidava* (Ptol. II 16, 7) beweisend, wenn auch die Stadt sonst durch keine antike Quelle überliefert ist. Möglicherweise haben wir also vereinzelte Wanderungen eines sich schon schärfer absondernden thrak. Volkstums an das Ostgestade der Adria anzunehmen; auch das Vorhandensein von Βρίγες in der Nähe von Dyrrhachium (s. o.) und die Βρυγητίδες νῆσοι im N der Adria sind einer solchen Annahme günstig.

Pontische Länder: M. Vasmer *Untersuchungen über die ältesten Wohnsitze der Slaven* 1923 S. 4—7, 29—57, 65, 67, 74; M. Ebert *Südrußland im Alterium* 1921 S. 350ff., 412; Prášek *Geschichte der Meder und Perser* I (1906) S. 112ff.; Klio 7 (1907) S. 296 Anm. Lehmann-Haupt; *RE* s. v. Kimmerier ders.; Ber. d. Forschungsinst. f. Osten u. Or. 3 (1919—23) S. 24ff. Pokorny; ZDMG 71 (1917) S. 347ff. Charpentier; Hommel *Grundriß der alten Geogr. und Gesch. Vorderas.* 1904 S. 210.

Germania: Petermanns Mitt. 63 (1917) S. 329; ebd. 59 (1913) S. 20 Mehlis; Kossinna *Herkunft der Germanen* 1911 S. 21.

Griechenland: Bursian *Geogr. Griechl.* (1862—1872); Dottin *Les anc. peuples de l'Eur.* 1916 S. 156—164; Hiller von Gaertringen *De Graec. fab. ad Thrac. pertin.* Diss. Berlin 1885 S. 30ff.; Nachr. Gött. Ges. 1901 S. 495 Kaibel; Penka *Die vorhellenische Bevölkerung Griechl.* 1911 S. 20ff.; Fick *Vorgriechische Ortsnamen* 1903 S. 79, 122ff., 148; ders. *Hattiden und Danubier* 1909 S. 26—29, 46—48, 53; Perdrizet *Cultes et mythes du Pangée* 1910 S. 9ff., 66ff.; Ath. Mitt. 31 (1906) S. 82ff. Fredrich; IG XII 8 (1909) S. 2, 75f. ders.; Izv. blg. arch. Inst. 3 (1925) S. 131—164 Dečev.

§ 4. Eine sprachliche Charakteristik des Thrak., die das überlieferte Material in möglichster Vollständigkeit zu überblicken unternimmt, wird vor allem auf die nicht geringen mundartlichen Unterschiede aufmerksam zu machen haben, die in einzelnen Lautvertretungen beobachtet werden. Dies ist auch für die Frage der sprachlichen Einordnung wichtig. Bei der lautlichen Beurteilung mißt man herkömmlicherweise der Erhaltung der idg. Vokaldreiheit (*e, o, a*) vorzügliche Bedeutung bei. Es wurde darüber gestritten, ob das Thrak. die drei Vokale erhalten habe und sich so an die Seite des Griech., Ital. und Kelt. stelle (Fick, Kretschmer), oder ob es mit den nordeurop. Sprachen (germ., balt. und slav.) *o* und *a* habe zusammenfallen lassen (Hirt *Indogerm.* S. 594; Riv. indogr.-it. 1 [1917] S. 300 Ribezzo). Neuestens stimmt dieser letzteren Ansicht teilweise, nämlich für die haupttonige Stammsilbe, Barić zu (Zbornik Belić 1921 S. 185ff.). Sieht man vom Falle einer nur annähernd genauen Wiedergabe desselben Lautes in demselben Worte durch die alten Schriftsteller ab (Πορόλισσον, Ptol. und in Inschriften, daneben aber *civitas Paralisensium* CIL III 2866, *Costoboci*, *Castabocae*, Personenname Μήτοκος, Μήταικος, *Potaissa* in Dazien, auch *Patavissa*), so lehrt die Beobachtung, daß dieselben Worte und Wortbestandteile je nach den Gegenden teils *o*, teils *a* aufweisen: die Stammesnamen Κορπίλοι im s. Thrazien und Κάρποι im äußersten N-Gebiete gehören zu alb. *karpe* „Fels" (Roczn. slaw. 5

[1912] S. 152 Vasmer) und weisen daher (SB. Wiener Ak. 167/1 [1911] S. 34ff. Jokl) auf idg. *o* (lit. *kerpù* „schneide", norw. *skarv* „Fels"). Das gleiche (idg. *o*) gilt von dem Nebeneinander: *Moriseni* Stamm an der Küste des Pontos ([*Mor-is-eni* „Meeranwohner"] gebildet wie Ἀπόλλων Κενδρεσηνός, aber auch Κενδρισός [s. u.] mit dem in Ethnika so häufigen Suff. *-ēn-* in Verkettung mit *-is-*: Βέργισον am oberen Hebros: Βέργα in Bisaltia, φυλὴ Κενδρισεῖς in Philippopel CIG II 2049, vgl. Κίνδρα in Thrake) und Μαρήνη ägäischer Küstenstrich (*mor-ēn-*), da sonst zwei im Ablautsverhältnis stehende Formen angenommen werden müßten. Ebenso im Personennamen *Potazis* (CIL VI 2389), Ποτάσιος (Latyšev II 300) gegenüber Πάταρος Heros in Bithynien, *Patrus* Lokalgott in Tios (Stamm m. E. zu idg. *pot-* Herr, Bildung wie Βένδαρις, Μούκαρις: Μουκα, Βείθυρις: Βεῖθυς usw.); Σόρνον in Dazien — Σαρνάκη in Mysien (vgl. aind. *sarati* fließt, lat. *serum*). Erhaltung des *o* zeigen unzweifelhaft die Personennamen: *Deospor* (idg. gen. *diu̯os* cf. *Mucapor*), *Dioscuthes* (vgl. Μιλτοκύθης Kretschmer *Einl.* S. 241; Godišnik n. Sof. Univ. 18/4 [1922] S. 14 Dečev), ferner: Ὀδρύσαι (*o-dru-s-* „Waldanwohner"): *Dru-geri* mit idg. Präposition *o-* (Brugmann *Grundr.* II/2 S. 816), *Bersovia* Fluß in Dazien mit Suff. *-ov-* (cf. slav. *běsovъ*) aus idg. heterosyllabischem *-eu̯-iā-*. Wandel von ursprünglichem und sekundärem *o* zu *a* zeigen hingegen wahrscheinlich σκάλμη Schwert: anord. *skālm* f. dass., urgerm. **skalmô*, vorgerm. **skalmā*, **skolmā*, Basis **sqel*; Dacia *Maluensis*: rum. *mal* Ufer, Küste, alban. *mal'* Berg aus **mol-no-*, ir. *mell* Hügel, Grdf. **mel-no-*, slav. *moléti* ragen; Ἄσερμος im Chersones (**o-serm-*: Σέρμιος Zufluß des Hebros und Sippe von Σόρνον mit *o-* wie Ὀδρύσαι), Ἀνάδραιμος edon. Name für Ἐννέα ὁδοί (*ana* „neun" aus idg. **eneu̯n* über **enou̯a* vgl. oben *Bersovia*, **enaua*, **enaa* mit einer unten zu erörternden Behandlung des *au*-Diphthongs). Auf den Wortausgang *-os* ist nicht viel zu geben, da die Überlieferung durch griech. Medium erfolgte und Gräzisierung der Endungen in übernommenen Wörtern bei den Griechen üblich war: Σανδροκύπτος, aus aind. *candraguptas*, τζάνδανον Sandelholz aus aind. *candanam*. So vermögen wir noch eine mundartlich verschiedene Vertretung des idg. *o* zu erkennen, ohne daß wir bei dem spärlichen Material die geogr. Verteilung des Lautstandes bestimmen könnten. Die Zentraldialekte scheinen *o* bewahrt zu haben, während dem S und N *a* eignete. Dabei ist allerdings für den N (das Dak.) die oben belegte häufige graphische Verwechslung von *o* und *a* zu beachten. Nach dem dargelegten Tatbestande haben wir *a* wohl für eine intern thrak., relativ junge Entwicklung zu halten.

Der Reflex des idg. *e* hat in weiten Teilen des thrak. Gebietes offene Aussprache gehabt. Das Nebeneinander der folgenden Namensformen, die etymologisches *e* aufweisen, lehrt dies: Οὐτάσπιος, Βετέσπιος Namen des thrak. Reiterheros (*ut-ek̑u̯io-*: idg. **ek̑u̯o-* Pferd; Izv. blg. arch. dr. 3 [1912/13] S. 126ff. Kacarov). Νέστος Fluß- und Stadtname, daneben Νάστος cf. *Nedao* Fluß in Pannonien, griech. νοτέω naß sein; *Germizera*, *Germisara* Warmbad in Dazien (*g*ʷʰ*ermo-* warm + *sera* Wasser zu der für das Thrak. belegten Sippe *sero-*), ζαλμός· δορὰ ἄρκτου· Θρᾷκες (σάλμος cf. Σάλμοξις): ahd. *helm*, aind. *śarman-* Schutz, mit *e*-Vokalismus entsprechend den formantisch analogen Nomina mit *m(n)o-* (Brugmann *Grundr.* II/1 S 247); Βουρδέπ-τω (Prokop, cf. Νύμφαις Βουρδεπηναῖς), *Burdapa* CIL VI 2799 mit Suff. *-ep-* abtön. zu *-op-*: Ἀξίοπα Mös. (Prokop, keine Korruptel). Stammhaftes *e* ist auch den Namen mit *-para*, *-pera* zuzuweisen („Furt"). Die Stammsilbe mit *a* anzusetzen, geht nicht an, da *para*-Namen auch im Odrysen-Lande inschriftlich bezeugt sind, demnach in einem Gebiete, wo *o* bleibt (Στρατόπαρα, Βαζόπαρα, Βουσίπαρα, Κρασαλόπαρα sämtlich aus der Gründungsurkunde von Pizos; Kalinka *Ant. Denkm. a. Bulg.* Nr. 34). Neben dieser offenen Aussprache des *e* läßt sich insbesondere für den N (das Dak.) Diphthongierung (Präjotierung) des *e* (*ie*, *ia*) feststellen: dak. σκιάρη Kardendistel (idg. **sqer*), dak. ἀνιαρσεξέ Esparsette (**aner* Männchen; SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 29 Tomaschek + σεξε, das ich als *ḱik[h]-s-* mit aind. *śikhā* Büschel, Pfauenkamm vergleiche); Βίεσσοι in den Karpathen, namensgleich mit den Βησσοί

(Herod. VII 111), Βέσσοι (Plut. Mor. p. 669) in der eigentl. Thrake usw. Daß aber der Vorgang auch dem S des thrak. Gebietes nicht fremd war, zeigt der Name der *Sialetae* (w. der Hebros-Mündung; Plin. IV 41), der der Σελλητική des Ptol. entspricht. Die mundartliche Gruppierung ist also ähnlich wie bei *o.* — *i* neigt in der Aussprache nach *e*: Ἀπόλλων Κενδρισός (Österr. Jahresh. 16 [1913] Beibl. 208), daneben Ἀπόλλων Κενδρεσηνός mit Suff. *-is-* bzw. Suff.-Verkettung *-is-ēn-* wie das oben erwähnte *Mor-is-ēni*, ebenso Ἀπόλλων Γινκισηνός, Γεικεσηνός (belegt: Izv. blg. arch. dr. 7 [1919/20] S. 9, 10 Kacarov); *Diuzenus*, *Deospor* (vgl. griech. Διός), Ζιβελεΐξις, Name des blitzeschleudernden Gottes der Geten (zur Überlieferung: Rev. arch. 1915/1 S. 92 Anm. 4 Seure) — Γεβελεΐζις: (lit. *žiburỹs* Licht). Daß diese Art der Aussprache des Vokals in das Maked. und Nordgriech. eindrang (thessal. πατρουέαν = att. πατρωίαν), hat Kretschmer erkannt (*Einl.* S. 225). — Mit der Aussprache des *i* steht die des *u*, das sich dem *o* nähert, phonetisch auf einer Stufe: Δόβηρος im Pangaios, namensgleich mit dem paionischen Δόβηρος, das von den Alten als φρικάλεον νάπος bezeichnet wird, daher zu altruss. *dobrŭ* Schlucht, lit. *dúburas* Loch, *dauburà* Bergschlucht gehört. Κασιβόνων (Haemimontus, Prokop), in derselben Gegend Βασίβουνον (vgl. *Buni* liburn. Stamm, Βοῦννος in Illyrien, alban. *bunε* Hütte; s. Illyrier B); Κότος (Izv. blg. arch. dr. 3 [1912/13] S. 191) gegenüber häufigem Κότυς; Δουρόστορον, Καριστορηνοί (Izv. blg. arch. dr. 7 [1919/20] S. 6 Kacarov) neben Καπιστούρια Kastell (Prokop), Βηλαστύρας im Haemimontus (ebd.), *gesti-styrum* („locus possessorum") mit etymologischem *u* (vgl. lit. *stovà* Stelle und morphologisch insbesondere lat. *restaurare* wiederherstellen); Δρόσοι Stamm im Rhodope-Gebirge („Waldbewohner" ähnlich wie Ὀδρύσαι, Bildung wie Βρῖσαι, *Brisae* bessischer Stamm zu βρία „Burgbewohner"); Personennamen Ἀστικόσης (zu Ἀστική) neben Ταρ-ουσ-ῖνος, Δαούςδαυα, Τοτόης (Amphipolis) neben Τουτώριος viell.: got. þiuda usw. Andererseits hat sich innerhalb des Thrak. aus *u* ein Laut entwickelt, der teils durch *i*, teils durch *iu* (ιου) bezeichnet wird. Über Ursprung, Natur und Bezeichnungsart des Lautes geben folgende Namen Auskunft: die eben erwähnten Ὀδρύσαι erscheinen auch als Ὀδρυσῖται, auf Münzen als Ὀδριζῖται, während Prokop einen Ortsnamen Ὀδρίουζο überliefert. In derselben Weise steht den angeführten Namen mit *tut-* (Τουτώριος, Τοτόης) der Ortsname *Tiutiamenos* (vicus reg. Philippop. CIL VI 2799) zur Seite. So erklärt sich auch der Stammvokal des thrak. Namens des Roggens: βρίζα gegenüber lit. *rugỹs*, pl. *rugiaĩ*, aruss. *rožь*, asächs. *roggo* (thrak. Gdf. **vrugiā*); ferner das Nebeneinander *Timogittia*, *Diniguttia*.

Intern thrak. Entwicklung (mundartliche Gliederung und chronologischen Verlauf des Lautwandels) läßt uns recht deutlich der Reflex des idg. *ē* wahrnehmen. Den Namen des homerischen Ῥῆσος haben A. Cuny (Rev. ét. anc. 11 [1909] S. 213ff.) und Muller (Mnemosyne 46 [1918] S. 135f.) wohl mit Recht auf idg. *rēg-* „herrschen" zurückgeführt. Hier sehen wir also *ē* noch erhalten. Das gleiche gilt von der Namensgruppe Μῆδος, Μήδα, Μήδοκος (Xenophon, Anab. VII 2, 32), Μηδίστας (Bechtel-Collitz *GDI* 2743), die, den griech. Namen wie Ἀρχιμήδης, Μηδοκρίτα vergleichbar, idg. *mēd-* ersinnen, raten (griech. μήδομαι usw.) enthalten. Ableitungen und Varianten dieser zwei thrak. Namensgruppen sind: Ῥάσκος thrak. Häuptling, Zeitgenosse des Octavianus, Ῥασκούποριϛ (vgl. IG III 552, älter als 11 vor C., Appian b. c. IV 87, 103ff.), sonst auch mit ι adscriptum Ῥαισκούποριϛ (IG III 553), Ρασκύποριϛ (Cass. Dio 47, 25), während die Form mit *ē*: Ῥησκούποριϛ, für das Thrak. inschriftlich nur einmal auf einem Fragment unbekannter Zeit und Beziehung bezeugt (Prosop. imp. R. III 129, 42; cf. Tac. Ann. II 64), die im bosporanischen Reiche amtlich angewendete ist; in spätester Zeit auch Ῥισκούποριϛ. Ebenso neben Μήδοκος auch Μάδακος (Latyšev *IPE* II Nr. 451). So sehen wir, daß ursprüngliches *ē* hier intern thrak. teils zu *a*, teils zu *i* entwickelt ist (ähnlich wie dieser Laut auch innerhalb des slav. und germ. Sonderlebens sich verschieden fortbildete). Die von Lagercrantz (IF 25 [1909] S. 363ff.) auf Grund der überzeugenden Vergleichung thrak. ζίλας Wein: aind. *hālā* Branntwein, Wein (**ĝhālā*) postulierte Lautvertretung idg. *ē*: thrak. *i* (ähnlich

Riv. indogr. -it. 1 [1917] S. 300 Ribezzo) läßt sich jetzt in den Gang der thrak. Sprachgeschichte einordnen. Mit der von Lagercrantz herangezogenen arm. Wiedergabe von idg. *ē* durch *i* besteht demnach kein geschichtlicher Zusammenhang. Die gleiche Lautentwicklung (thrak. *i* aus idg. *ē*) erblickt der genannte Gelehrte (Serta phil. K. F. Johanson obl. 1910 S. 117ff.) im mythol. Namen Σιλανός, den er mit griech. κήλων Hengst, ahd. *scëlo*, mhd. *schele* dass. vergleicht (Gdf. **sk̂ēl-*). Daß in der Tat diese Sippe im Thrak. vertreten ist, lehrt m. E. deutlich die dak. Pflanzenbezeichnung σαλία· τράγιον, τραγοκέρως („Bockskraut"), die ein semasiologisches Seitenstück zur dtsch. Sippe (ahd. *scëlo* auch = Bockhirsch) darstellt. σαλία: Σιλανός ganz ähnlich wie Ῥασκός: Ῥισκούπορις. Thrak. *a* aus idg. *ē* auch in: Σάνδανος Fluß bei Olynth, dessen zweiter Bestandteil mit avest. *dânu* Fluß, osset. *don* Wasser, *Danapris* verglichen wurde (Arch. f. slav. Phil. 27 [1905] S. 240ff. Sobolevskij; Schrader *Reall.* I² S. 329), dessen ersten ich zu poln. *San*, klruss. *Sian* (Nebenfluß der Weichsel in Galizien; vgl. Roczn. slaw. 6 [1913] S. 54 Rozwadowski), *Sēna* Fluß in Umbrien stelle; ferner in *Uscudama* Name einer odrysischen Veste, dessen Endglied Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 58) mit aind. *dhāma(n)* vergleicht. Diese Deutung des zweiten Wortgliedes ist andern Vorschlägen: griech. δῶμα, δόμος (Z. f. ö. Gymn. 1873 S. 107 Roesler, δᾶμος Gemeinde Kretschmer *Einl.* S. 222) vorzuziehen, und zwar wegen des mit ihm übereinstimmenden dak. Pflanzennamens κοαδάμα· ποταμογείτων (m. E. **q̑ᵘadama*, **q̑ᵘadhēmn̥* „Wassersiedler", „im Wasser seine Heimstätte habend"). Auch die zahlreichen Namen mit *-dava*, die von Haus aus offene, unbefestigte Siedlungen, Weiler bezeichneten, gehören zweifellos zur selben Gruppe, können aber ebensogut **dhēu̯ā* wie **dhəu̯ā* reflektieren. — Idg. *ō* hatte geschlossene Aussprache: dak. ζουόστη, ζουούστη Beifuß (Gdf. m. E. **g̑ᵘiu-ōd-tā* „Quickduft" gemäß der Verwendung des Beifußes als Mittel gegen Müdigkeit und als Heilmittel); Φόρουννα in Maedica (**Bhorōniā*), Bildung wie *Sal-ōnia* in Bithynien. Die thrak. Frauennamen auf *-u* stellt Kretschmer *Einl.* S. 225 den griech. auf -ω gleich. Die geschlossene Aussprache des *ō* teilt das Thrak. mit dem Phryg. (δουμος· σύνοδος = got. *dōms*), dem Arm. (*tur* Gabe = griech. δῶρον), dem Maked. (ἀκρουνοί Grenzsteine, Suffix *-ōn-* cf. griech. κολωνός) und dem Nordgriech. (thessal.: πατρουέαν = att. πατρωίαν). Eine ähnlich verlaufende Isoglosse wird weiter unten bei *-n̥i-* festzustellen sein. — Idg. *eu* ist in Namen relativ alter Überlieferung noch erhalten: Σεύθης (Thuk. II 97, IV 101); daneben gibt es unzweifelhafte Belege für Wandel von tautosyllabischem *eu* zu *e*, wie bereits G. Meyer (Bezz. Beitr. 20 [1894] S. 124) durch Erklärung von ζετραία· χύτρα (Pollux X, 95 [Gdf. **ĝheutr-*]) erkannt hat. Hier handelt es sich um eine jüngere Entwicklung. Dem Beispiel Meyers lassen sich noch andere anreihen: dak. διέσεμα Himmelbrand, Marienkerze m. E. = *dies* (gen. des Gottesnamens) **eusmn̥* demnach „Himmelsbrand"; *Pecetum* vicus reg. Philipp. (CIL VI 2799) aus **Peuk-et-*, thrak. Reflex des idg. Fichtennamens; seine ältere Gestalt erscheint noch im Namen der Insel Peuke (Πεύκη [Ptol.]), in der Donau-Mündung. Den thrak. Charakter dieser Bezeichnung verbürgt die Form des adj. *Peuci* (neben *Peuceni* und Πευκῖνοι) mit seiner dem Thrak.-Illyr. entsprechenden Nichttrennung von Ethnikon und Ktetikon; Δέβρη Kastell im Haemus (Gdf. **deubr-*, **dheubr-*), womit ich das oben besprochene Δόβηρος (**dhubēr-*) als ablautende Form vergleiche, während sich Ζδεβρήν (d. i. **Zi-deubr-ēn* mit Vokalausfall an unbetonter Stelle wie oft im Thrak.) im Vokalismus mit Δέβρη vergleicht. Heterosyllabisches *e-u̯o-*, *e-u̯io* erscheint hingegen als *o-u̯o-*, *o-u̯io-*, bzw. als deren Reflex: Ἀνάδραιμος der edon. Name für Ἐννέα ὁδοί wurde bereits oben erörtert (**eneu̯n̥*, **ano-u̯a*, *ana-u̯a*); *Bersovia* (im sw. Dazien), *Salsovia* im Donau-Delta, Ὄζωβία bei Dorostorus stimmen im Suff. zu illyr. *Grabovius* und zu slav. *-ovъ* (*běsovъ* dämonisch u. dgl.) aus *eu̯o-*. Es handelt sich hier um einen intern thrak. Vorgang, der mit den analogen, im Ergebnis vergleichbaren Prozessen des Ital. und Slav. nichts zu schaffen hat, wie schon aus der verschiedenen Behandlung des tautosyllabischen *eu̯-* wahrscheinlich wird. In der Behandlung der Gruppe *e-u̯io-* schließt sich, wenn

man Meillets Einteilung (*Les dial. indoeur.* 1908 S. 71f.) zugrunde legt, das Thrak. jener Gruppe idg. Sprachen an, die hier keinen Diphthong, sondern Vokal + *u̯i̯* zeigen, also die Silbengrenze nach *e* eintreten lassen. Es sind dies das Aind. (*-avya-*), Arm., Griech. (-οϝιο-), Ital., Keltische. Hingegen weist das mit dem Thrak. verwandte Alban. (s. Albaner B.) auf *au-i̯a-* usw. (*je* Erlaubnis, Urlaub aus *au-i̯ā*: aind. *avi-h* günstig, *voe* Ei aus *ēui̯ē*, urgerm. *ēwja*, IF 36 [1916] S. 110ff. Jokl) und stellt sich sohin zu der anderen Gruppe, die das Iran., Slav., Lit.-Lett., Got. und Skand. umfaßt. Der Unterschied ist nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß auch die germ. Sprachen hier nicht einheitlich verfahren (Meillet a. a. O. S. 73; Brugmann *Grundr.* I [1897] S. 297).

Die Entwicklung des *au̯*-Diphthongs ist der von *eu̯* analog. Auch hier finden wir *au* neben späterem *a*: älter Δαύνιον τεῖχος, später Δάνειον; die Ortsnamen Βί-βαστος (Steph. Byz.), Στραν-βάστα (Prokop), Ζηρο-βάστα (Sborn. n. nar. um. 1901 S. 791 Nr. 103, Rev. arch. 1915/1 S. 92 Seure) enthalten ebenso wie Βάνες in Dacia Med. (Prokop) *au:* Grdf. **bhau̯-st-* „Wohnung" (vgl. got. *bauan*, messap. βαυρία), **bhau̯-n-*. Auch die von Strabo X 347 bezeugte Zusammengehörigkeit der Σάϊοι (d. i. ΣαϜιοι, Verehrer des Gottes *Savos*; Fick *Hatt. u. Danub.* 1909 S. 46) und Σαπαῖοι (Σάπαι) läßt sich jetzt sprachlich erweisen: Σαπαῖοι, Σάπαι aus **Sau(o)p-*: ΣαϜιοι ganz ähnlich wie *Deuriopes* (paion. Stamm): *Deuri*. In *Sau̯op-* fiel der unbetonte *o*-Vokal (vgl. das oben über Ζδεβρήν Bemerkte, ferner σαῦδοι neben σαυᾶδαι nach Hesych Name der Silene bei den Makedonen).

In der Lautgruppe *ni̯-* tritt in einem Teil des Gebietes Doppelung des Nasals und Schwund des *i̯* ein. Ἀρκίννα in Dacia bei Ptol. (*-inia*), Ἴννα Quelle im Grenzgebiet der Maiden und Paionen (vgl. Ἰν-ωπός Bach auf Delos), Gdf. **inia*, das ich zu lit. *ýnis* Reif, kslav. *inij*, νιφετός, russ. *inej* Reif (**īnia-*) stelle. Φόρουννα Burg in Maedica (*-ōnia*) wurde bereits erwähnt. Wie nun die geschlossene Aussprache des *ō* auf die benachbarten Gebiete (Maked., Nordgriech., Phryg. und Arm.) übergreift, so ist auch diese „Schärfung" des *n* im Thessal. (Παυσαννίας), ferner im Messap. (*Dazohonnihi*) festzustellen. Doch ist sprachgeschichtlich auf diese Übereinstimmung nicht allzu großes Gewicht zu legen, da der Lautvorgang weder das ganze Gebiet des Thrak. ergriffen zu haben scheint (Ἐργινία), noch dem ganzen Gebiet des Illyr. (*Ulcinium*) eignet, noch auch endlich im heutigen Alban. nachweisbar ist. So sehen wir auch hier intern thrak. Sonderentwicklung. — Steht *n* in sonantischer Funktion (*n̥*), so ist es gewiß durch *a* vertreten: der dak. Pflanzenname διέσεμα Himmelbrand wurde schon oben als **dies eusmn̥* „Himmelsbrand" gedeutet. Die bereits besprochenen, voneinander nicht zu trennenden Nomina: κοαδάμα· ποταμογείτων (dak. Pflanzenname [**qu̯a-dhēmn̥*]) und odrys. *Uscudama* (vgl. aind. *dhāman*) bilden ein morphologisches und lautliches Analogon zu διέσεμα. Ἀθύρας Name eines Küstenflusses bei Byzanz ist m. E. auf **n̥-dhŭ-r-* zurückzuführen (: aind. *dhavatē* fließt, rennt, griech. θέω laufe, rinne), bedeutet demnach „ohne Lauf", ähnlich wie ahd. Flußnamen: *Scammaha* „Kurzwasser" und insbes. lit. Flußnamen mit *ne-* wie: *Ne-veda* „ohne Wasser", *Ne-vadas* (*Vada*, Name eines Baches), *Nemunas* usw. (Roczn. slaw. 6 [1913] S. 12ff. Būga). Den Namen der Odrysen-Veste Βάστειρα, Μάστειρα stelle ich als **bhn̥d-teria* zu got. *bansts* Scheuer (eig. Zäunung), sohin zur Sippe von **bhendh* (griech. φάτνη, πάθνη Krippe, lit. *bandà* Vieh, Rinderherde eig. „Hürde"). Diese Vertretung des *n̥* stellt das Thrak. an die Seite des Ar. und Griechischen. Daneben finden wir aber auch einen Reflex *-an, -en*, deren Nebeneinander dem Parallelismus von Fällen wie *-dava, -deva* zu vergleichen ist: Κανδάων Name des krestonischen Ares (**ḱu̯n̥-dhau̯-*, vgl. phryg.-lyd. Κανδαύλης· κυνάγχης „Hundswürger"; Kretschmer *Einl.* S. 388; KZ 45 [1913] S. 97ff. Solmsen); γέντον Fleisch nach Tomaschek (SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 8) und Ribezzo (Riv. indogr. -it. 1 [1917] S. 62) **gu̯hn̥-t-*. Möglicherweise ist auch das oben erwähnte Γάνος Veste an der Propontis als *gu̯hn̥n-* zu fassen. Jedenfalls können wir aber auch schon auf Grund von Fällen wie Κανδάων sehen, daß analogische Ausbreitungen der Fälle von *n̥* in antesonantischer Stellung die

Doppelheit in der Vertretung veranlaßt haben mögen. Die Tatsache ist bemerkenswert, da wir (s. Albaner B) eine entsprechende Erscheinung im Alban. finden.

Das Thrak. hält *r* und *l* auseinander und reiht sich auch dadurch den europ. Gliedern des idg. Sprachstammes an. Schon die im bisherigen erwähnten Beispiele zeigen dies: thrak. σκάλμη Schwert: anord. *skálm*, Dacia *Maluensis*: alban. *mal'* Berg, lett. *mala*, Rand, Ufer, dak. σαλία· τράγιον, τραγοχέρως Bockskraut (**skēl-ia*: ahd. *scëlo* Bockhirsch, griech. κήλων), andererseits: βρίζα Roggen (*vrugiā*): lit. *rugỹs*; die Ortsnamen mit *-pera, -para* (Sippe von **per-* durchdringen, griech. πόρος Gang, Durchgang); *gestistyrum* locus possessorum: lat. *restaurare* (s. o.) usw. — Schwieriger ist die Frage nach der Vertretung von silbischem *r̥* im Thrakischen. Einen Hinweis für die Beantwortung der Frage liefern die thrak. Flußübergangsorte mit dem Element *Burt-, Burd-, Bort-*: *Burticum* 1. in Dazien, 2. an der thyn. Küste bei dem heutigen *Brodivo, Burdipta* am l. Hebros-Ufer, *Bortia* am Hebros vor Hadrianopolis, die, wie der angeführte moderne Ortsname *Brodivo* zeigt, zur Sippe von lit. *bredù* wate, *bradà* Furt, slav. *bredǫ, brodъ* dass. gehören und nur **bhr̥d-* darstellen können, in der Ablautstufe also mit dem zur gleichen Sippe gehörigen (Göteb. Högsk. Årsskr. 22 [1916] S. 9 Lidén) lit. *birdà* (nasser Kot) übereinstimmen. Die Stufe **bhred-* zeigt der Name des bei *Burdipta* gelegenen Βρέδαι. Es handelt sich bei dieser Wiedergabe wohl nur um einen graphischen Ausdruck für den in der Nähe von *r* auftretenden Gleitlaut. Diese Schlußfolgerung ergibt sich aus dem Stammesnamen der thrak. Τριβαλλοί, der, mit dem in Ethnica auftretenden *l*- Suff. gebildet (vgl. Δέρταλλος Kastell, Κόραλλοι getischer Stamm, *Morylli* Einw. von Μόρυλλος), seinem stammhaften Bestandteil nach zur Sippe von ags. *þorp* Dorf, lit. *trobà* Gebäude gehört. Im Alban. ist *ri* in haupttoniger Silbe der regelrechte Reflex von *r̥*. Daß aber auch hier *r* nicht ohne Gleitvokal gesprochen wird, zeigt die Behandlung des sekundär in tonlose Stellung geratenen *ri*: *er* (*geršás*: *griša* ich rief), die nur den unbetont gewordenen Vokal hat schwinden lassen. (Ebenso *germaða* Ruine aus slav. *gramáda, gerðás* schreie aus lat. **critare*). Wie $_{o}$ behandelt wird, zeigt Ὕπιος thrak. Fluß, Ὕπανις Fluß bei Olbia, das ich mit lit. *ùpė* Fluß, Strom (Gdf. **$_{o}$p-iā*; Trautmann *Balt.-Slav. Wörterbuch* 1923 S. 11) vergleiche. Die lautliche Übereinstimmung mit dem Balt.-Slav. ist bemerkenswert.

Eine Charakterisierung des thrak. Konsonantismus hat vor allem zwei ganze Gruppen von Konsonanten ergreifende Tatsachen festzustellen: a) die Mediae *b, d, g* erscheinen in der Überlieferung bald mit den für diese Laute geltenden Zeichen wiedergegeben, bald jedoch — und zwar in denselben Wörtern, denselben Mundarten und denselben Zeiten — mit *p, t, k*; b) die Tenues erscheinen auch als Tenues aspiratae. Beispiele für a): Nachbarn der Θυνοί in Europa und Wandergenossen bei der Einwanderung in Kleinasien (Strabo VII 295, XI 541) waren die Βι-θυνοί; ebenso gab es neben den *Astii*, den Bewohnern der Ἀστική, zu der auch die Thynias gerechnet wurde, Πι-άσται; die Βριαντική (Herod.) bewohnen die *Priantae* (Plin. IV 41); der Name des Bithynenkönigs Ζειποίτης, Ζειπύτης, Ζιποίτης (Memnon), Ζυποίτης (Pausanias V 12, 7) erscheint auch in der Form Ζιβοίτης (Diodor XIX 60), *Ziboeta* (Liv. XXXVIII 16, 7). Die antike Überlieferung, die paphlagonische Stadt Τίος, eine Gründung des bithynischen Fürsten Pataros, sei nach der Zeus-Verehrung (ἐκ τοῦ τιμᾶν τὸν Δία) benannt (Steph. Byz.), ist sohin sprachlich aufs beste gestützt. *Burticum* in Dazien und an der thyn. Küste steht neben Βουρδ-έπτω am l. Hebros-Ufer; die inschriftlich bezeugte Form des Personennamens Μήτοκος (Kalinka *Ant. Denkm. i. Bulg.* 1906 Nr. 156) erscheint auf Münzen als Μήδοκος; die edonische Landschaft Γραστωνία hieß auch Κραστωνία, Κρηστωνία. Beispiele für b): Πίττακος König der Edonen (Thuk. IV 107) wird auf Münzen Φιττακος geschrieben; die ganze Gruppe der Personennamen auf -κενθος (*-centhus*) hat teils diese Schreibung, teils die auf -κεντος, *-centus*: Δινίκενθος, Τρικέντιος, *Bithicenthus, Dizacentus*, Ἑπταικένθος, *Eptacentus, Sarmizegetusa, -zegethusa* usw. Den Schlüssel zum phonetischen Verständnis dieser Erscheinungen liefert das moderne Alban., wo *b, d, g* als stimmlose Lenes eingesetzt, die Tenues *p,*

t, *k* leicht aspiriert gesprochen werden. Wir haben hier also eine phonetische Übereinstimmung zwischen Thrak. und Alban., eine Übereinstimmung, an der gewiß auch das Illyr. teilnahm, wie die Parallelformen Γαλάβριοι Stamm in Dardanien — *Calabri* in Unteritalien; *Clambetae* in Dalmatien — *Clampetia* Stadt in Bruttium; *Atrans* und *Adrans* in Noricum; Ἐορδός, Ἔορτος in Mazedonien, daneben Ἐορδέται in Illyrien, Ἐορταῖος (Dyrrhachium) zeigen. Wenn Mladenov (Spis. blg. ak. 10 [1915] S. 44) die gemäß der besprochenen lautlichen Eigenheit zu erklärenden verschiedenen Schreibungen desselben Namens wie Οὔδ-ων, *Utus* (der heutige Fluß *Vid*, *Vit*) auf eine Lautverschiebung zurückführt, so spricht schon die aus den Beispielen ersichtliche Chronologie gegen diese Bezeichnung, ebenso auch die Verbreitung der Erscheinung, das Nebeneinander der heutigen bulg. Formen wie die Aussprache des Albanischen. Verwiesen sei darauf, daß auch aus den etrusk.-lat. Namensbeziehungen ähnliche artikulatorische Verhältnisse sich ergeben: *pucna* — *Buccinius*, *tlapuni* — *Tlaboni*, *Talponius*, *Hortionius*, *Hordeonius*, *Balbinius*, *Palpennius*, *Otho*, auf ägypt. Ostraca Ὄτων und Ὄθων (W. Schulze *Eig.* S. 134, 306, 206, 202). Der voridg. Ortsname Γόρτυν (so in Kreta), Γόρτυς in der arkad. Kynuria erscheint am oberen Axios in der Form Γορδυνία (Ptol. III 12, 36 Müller; Steph. Byz.), bei Thuk. II 100 hingegen als Γορτυνία. So ist es nicht unwahrscheinlich, daß wir es hier mit einer von der voridg. Bevölkerung übernommenen Artikulationsgewohnheit zu tun haben. Für das thrak. Konsonantensystem ist es auch charakteristisch, daß die idg. Mediae aspiratae sich noch bis in thrak. einzelsprachliche Zeit erhalten haben. Der bereits erklärte Flußname Ἀθύρας (*ŋ-dhū-r-*: aind. *dhavati* fließt, griech. θέω „ohne Lauf") zeigt dies. Der Name und die Sippe ist im Thrak. nicht vereinzelt: Βι-θύας Fluß (Appian Mithrid.); Bildung wie in slav. *po-tokъ*; auch die nebeneinanderstehenden Formen wie Ἠδωνοί, Ἠδῶνες — Ἠθῶναι sind wohl als verschiedene Versuche griech. Wiedergabe eines inlautenden *dh* zu erklären. In Δάτος (früherer Name von Neapolis gegenüber Thasos [**dhə-t-* „Stätte"]) ist von den Griechen nur *d* überliefert. Auf *bh*, das in alter Zeit griech. noch durch *ph* wiedergegeben wurde, weist das Verhältnis zwischen den Formen Βρίγες und Φρύγες, ferner m. E. der Personenname Κόττυφος in Thessalien (Larisa; Bechtel-Collitz *GDI* 1308), der ein mit Suff. *-bho-* gebildetes Derivativ des thrak. Personennamens Κότ(τ)υς ist. Die Nebenform mit einfachem *t*: Κότειφος (Bull. corr. hell. 10 S. 438 Nr. 3, 18) zeigt den Zusammenhang mit Κότυς, Κόττυς noch deutlich; der *i*-Laut in Κότειφος wie in Κοτιάειον, daneben Κοσιάειον Κουτίλας usw. (anders über diese Namensgruppe Gött. gel. Anz. 1897 S. 900 Schulze). Das gleiche Suff. *-bho-* innerhalb des Thrak. noch in: *Daphabae* Name einer Mutatio (vgl. Δάπ-υξ Personenn.), *Rocobae* in Scythia minor: Ῥουκκόνιον (Dacia), Ἐντριβαί thrak. Stamm, *Drubeta* (*Dru-b-eta*: Ὀ-δρύ-σαι, Δρόσοι usw.).

Die Dentalen unterliegen vor alt-ererbtem oder im Thrak. sekundär entstandenem hellen Vokal der Assibilation: Σαβάδιος, Σεβάδιος, Σευάδιος, Σαβάζιος (**Sav-adios*: *Savos*), *Zygere* in Scythia minor (Plin. IV 11, 44 [**diu-gere* vgl. *Diu-zenus*; andererseits *-ger* als zweiter Bestandteil in thrak. Ortsnamen wie in Ῥολλιγεραί, *Cuntiegerum*); Δίερνα in Dacia Ap. am l. Donau-Ufer (Ptol.), *Dierna* (CIL III 8277, 14468), *Tierna* (Tab. P.), *Zerna* (Dig. L 15, 1, 8), *Statio Tsiernensis* (CIL III 1568; Gdf.: *der-na*, von Tomaschek [SB. Wiener Ak. 131/1 ⟨1894⟩ S. 71] richtig als „Durchbruch" gedeutet). Die Formen mit *T*, *Ts* erklären sich nach dem oben über die thrak. Artikulationsverhältnisse Bemerkten. Ζίνδρουμα Kultstätte des Zeus Ζινδρουμηνός daher m. E. **Di(u̯)-in-druma* „Zeushain", Suff. wie in dem unten erwähnten καλαμίνδαρ „Platane"; Δινδρύμη ist gleichfalls überliefert; Κούτζης Personenname bei Prokop — *Cuties* (CIL VI 2353); Ζβελθιοῦρδος, Ζιβελσοῦρδος, Ζβελσοῦρδος, Ζβερθιοῦρδος, *Zbertiurdus* Name eines thrak. Gottes, ein Kompositum, dessen ersten Bestandteil Tomaschek (SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 61) richtig zu lit. *žiburỹs* Licht, Fackel, *žaĩbas* Blitz stellt. (Zur Darstellung des Gottes wurde der Typus des Zeus Keraunos verwendet). Den zweiten Bestandteil deute ich als **tur-d-*, **tiur-d-*: lit. *turėti* halten,

demnach „Blitzhalter", vgl. zur Sippe auch den Ortsn. *Tyrida*, dessen Bedeutung, aus Plin.: Diomedis equorum *stabula* ersichtlich, mit lit. *aptvâras* Gehege übereinstimmt. Daß es sich bei diesen aus Dentalen hervorgegangenen Lautverbindungen, die durch ζ, σ, ϑ, ϑι bezeichnet werden, um Affrikata handelt, geht schon aus der angeführten Schreibung *Tsiern-* hervor. Das heutige Alban. hat für heimisches und lat. *ti̯ s*, dessen Vorstufe etwa *t'ś* ist (Jokl *Ling.-kult. Unters.* 1923 S. 93, 109, 266). Es liegt also eine thrak.-alban. Übereinstimmung vor.

Einen Fingerzeig für die phonetische Analyse der überlieferten Graphik des Thrak. gewährt auch die Tatsache, daß die gleiche Schreibung ϑ, σ auch dort angewendet wird, wo etymologisches *-dhs-* zugrunde liegt: Ῥόϑος Personenname, Ῥόσηζις, das ich als **rudh-so-* blond, rot fasse, vgl. lat. *russus*, im Ablaut slav. *rusъ* blond. Die Gruppen *ti̯*, *di̯* und *d(h)s* standen also einander in der Aussprache nahe. Die gleiche Art der Schreibung auch bei den Reflexen der idg. Palatale (s. u.). Affrikata ergaben im Thrak. auch die Verbindungen *-dt-*, *tt-*, als deren Vertreter uns die grammatische Analyse beispielsweise kennen lehrt: Νέσ(σ)ος Fluß (so bei Ptol., nach den meisten Handsch.) bei Herod. und Thuk. Νέστος (vgl. Νεσσωνίς See in Thessalien, **net-t-* oder **ned-t-*: griech. νότιος feucht, got. *natjan* benetzen); *gestistyrum* locus possessorum (**ghed-ti-*: got. *bigitan*; SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 8ff. Tomaschek; zum zweiten Bestandteile s. o.); *Salsovia* in der Nähe des Salzsees Salmuris (aus **sald-t-ov-*, vgl. lat. *Salsugo*, *salsus*, **sald-t*, dak. ζουούστη Beifuß, d. i. **gʰiu-ōd-tā* „Quickduft", s. o.). In der Überlieferung gehen also *s(s)* und *st* als graphische Wiedergaben des Reflexes von idg. *-tt-* und *-dt-* nebeneinander her. Daß σσ bei den Griechen als Ausdruck für den *tš*-Laut dient, wurde auf Grund der Wiedergabe aind. Namen bereits unter Albaner B hervorgehoben (Νέσσος etwa *netšos*), ebenso daß das heutige Alban. *s*, dessen Vorstufe *t'ś* ist, aufweist. Der Reflex unterlag dann im Thrak. zum Teil der Metathese, was in der Schreibung *st* zum Ausdruck kommt. Es zeigt sich also auch hier eine dialektische Differenzierung; ein Teil des Thrak. stimmt zum Albanischen. Ein altes *b(h)* wird im Thrak. nicht nur durch *b*, sondern auch durch *m* wiedergegeben: Βενδῖς, Μενδῖς, Name einer thrak. Göttin, μανδάχης Grasband (**bhendh-*, vgl. dtsch. *binden*); der Lautwandel wurde von Tomaschek (SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 47) auf Einwirkung des folgenden Nasals zurückgeführt und geogr. auf die ägäische Küstenregion eingeschränkt. Doch finden wir neben Δόβηρος (Thuk.) *Domerus* (It. H.), neben *Tibiscus* Fluß in Dazien in ganz später Überlieferung (Const. Porph.) Τιμήσης mit *m*, wie in der heutigen Form *Temeš*; neben Μάστειρα im Odrysen-Land auch die Variante Βάστειρα. Die Bedingungen und die Verbreitung des Wandels, den Oštir für voridg. hält, sind also noch des Näheren zu bestimmen.

Von Wichtigkeit für die Erkenntnis der sprachlichen Stellung ist die Ermittlung der Vertretung der idg. Gutturale. Daß das Thrak. den Satem-Sprachen zuzuzählen ist, ist längst anerkannt (Kretschmer *Einl.* S. 230). Man war bisher wohl allgemein der Meinung, daß die palatalen Gutturale (Kretschmer a. a. O.; KZ 50 [1922] S. 302 E. Hermann) im Thrak. durch Zischlaute vertreten sind. In der Tat kann für eine solche Vertretung eine Reihe von Beispielen, die zum Teil schon oben erörtert wurden, angeführt werden: δίζος, δίζα Burg, Veste, Schloß (aber auch mit *x*, worüber unten): Δείξας Name eines Kastells im Haemimontus (Prokop), ebenso *Burto-dixi* (Cod. Just. V 10, 23; *Burtodexion* Acta SS., Mai 3, 199 neben *Burtu-dizos* It. A.): griech. τεῖχος, aind. *dēhī* Damm, Wall (**dhiĝh-*); ζίλας Wein: aind. *hālā* Branntwein, Wein (*ĝhēlā* [IF 25 ⟨1909⟩ S. 363ff. Lagercrantz]); μόσσυν Holzturm, Schutzwehr, Turm (Hesych, EM.): westosset. *mäsug* Turm = mitteliran. **masŭ-k*, idg. **moku-* (Strena phil. Persson 1922 S. 393—396 Lidén); ζετραία· χύτρα Grube (**ĝheu-tr-*) Bezz. Beitr. 20 (1894) S. 124 G. Meyer. Ζιβελ-σοῦρδος Gottesname (s. o.): lit. *žiburỹs* Licht, Fackel, *žaĩbas* Blitz (*ĝhibh-*); dak. σαλία· τράγιον Bockskraut stelle ich zu ahd. *scëlo* Bockhirsch, griech. κήλων Hengst (*skēl-* s. o.); dak. ἀνιαρσεξέ Esparsette (**aner-kik[h]-s*, vgl. aind. *šikhā* Büschel s. o.); Ῥῆσος „König" (*rēĝ-* Rev. ét. anc. 11

[1909] S. 213ff. Cuny; Mnemosyne 46 [1918] S. 135ff. Muller). Indes darf man der lautlich mangelhaften Graphik nicht allzusehr trauen; es handelt sich bei dieser Vertretung der Palatalen nicht um reine Spiranten. Vertreter der gleichen Wortsippen, die eben angeführt wurden, zeigen andere Schreibungen. So steht neben Ῥῆσος Ῥαῖζδος (wohl zu lesen Ῥάιζδος, Ῥᾷζδος Perdrizet *Mythes et cultes du Pangée* 1910 S. 17 u. Anm. 1) und neben dem zugehörigen Ortsnamen *Resiston* (Plin. IV 48) auch Ῥαιδεστός (Prokop, De aedif. ed. Haury S. 139; Not. episc., wo auch Ῥοδοστοῦ), ferner *Registo* (Itin. p. 601); ähnlich neben δίξα (δέξιον usw.) Βί-διγις (Prokop) bei Odessos (zu *bi-* vgl. das oben über den Flußnamen Βι-θύας sowie über Βι-θυνοί neben Θυνοί Bemerkte), ein Name, der mit *Be-dizos* (It.) bei Resiston identisch ist; zur gleichen Sippe von **dhigh-* und zwar mit Nasal-Infix wie lat. *fingo* auch der Festungsname Δίγγιον; neben ζετραία Grube (*ĝheu-*) steht der Flußname Γεῦδις, Γεῦδος, den Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 100) mit Recht zur Sippe *ĝheu-* gieße (vgl. got. *giutan*, lat. *fundo*) stellt; neben Ζιβελσουῦρδος das im ersten Bestandteil übereinstimmende Γεβελέϊζις (SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 62 Tomaschek; Rev. ét. gr. 26 [1913] S. 253 Seure); neben *Diuzenus*, der thrak. Entsprechung von griech. Διογένης (*ĝen-*), findet sich Διζένης, Διθένης (Seure a. a. O. S. 247 Anm. 3), dessen zweiter Bestandteil m. E. auch in den von Völkernamen abgeleiteten Personennamen Καρδένθης, Βεσ(σ)οδένθης (Kalinka *Ant. Denkm. in Bulg.* 34, III 52; II 17) wiederzufinden ist. Der Name des Ἀγγί(σ)της lautet bei den Byzantinern Ἄντζιστα und gehört gemäß dem schluchtartigen Flußtal zu **anĝ-* eng (vgl. den Fluß *Angitula* in Bruttium). Von Κανδάων, Name des thrak. Ares (Lykophron, Schol. z. 938), aus **ḱu̯n-dhəu̯-*„Hundswürger" war schon oben die Rede. Πεύκη, Insel an der Mündung des Ister, mit Fichten bewachsen, Einwohnernamen *Peuci*, *Peuceni*, *-ini* (s. o.), *Pecetum* Dorf bei Philippopel gehören etymologisch zum idg. Fichtennamen **peuk̑-*. Der Tatbestand ist also der, daß die palatalen Gutturale in ihren thrak. Reflexen teils durch *k*, *g*, teils durch ϑ, δ, teils durch σ, ζ graphisch wiedergegeben werden. Zum phonetischen Verständnis dieses Tatbestandes hat man sich zu vergegenwärtigen, daß auch bei den reinen Velaren und den Labiovelaren, über die gleich zu sprechen sein wird, ähnliche parallele Schreibungen in der Stellung vor hellem Vokal beobachtet werden können: βρίζα (Galen.) Roggen aus **vrugi̯ā* (vgl. lit. *rugỹs*), andererseits *gestistyrum* locus possessorum (**ghed-ti-*, s. o., überliefert aus der Zeit nach 304); Γερμανία (Prokop, **gu̯herm-* heute Banja), *Germisara* (CIL III 1395), Ζερμίζερα (Ptol.) Warmbad in Dazien; dak. ζουούστη Beifuß aus **gu̯iu-ōd-tā*: got. *qius* lebendig, lat. *vivus* („Quickduft" s. o.). Bei βρίζα kann es sich also nach Ausweis der später überlieferten Fälle wie *gestistyrum*, Γερμανία nicht etwa um Bezeichnung einer in späterer Zeit eingetretenen Palatalisierung der Gutturale nach Art der slav. handeln. Vielmehr zeigt sich, daß die idg. Palatale im Thrak. nicht anders dargestellt wurden als die reinen Velare vor hellem Vokal. Zu beachten ist, daß auch σσ, soweit es ursprachliches *-tt-* wiedergibt, als ein *tš*-artiger Laut zu fassen ist (s. o.). Wir haben also wohl Halbverschlußlaute (Semiocclusiva oder Affricata) anzusetzen. Jene Ansicht, die für die Satem-Sprachen überhaupt zuletzt Meillet (Idg. Jb. 1 [1914] S. 16) und Herbig (Gött. gel. Anz. 1921 S. 215 Anm. 4) ausgesprochen haben, derzufolge die Palatalen sich als Halbverschlußlaute bis in die einzelsprachliche Zeit der ostidg. Gruppe erhalten haben, eine Anschauung, die speziell für das Thrak. schon Solmsen (KZ 45 [1913] S. 98) angedeutet hat, und die sich für andere ostidg. Sprachen aus den Ausführungen Hermanns (KZ 41 [1907] S. 39, 43) und Pedersens (ebd. 39 [1905] S. 439) ergibt, wird also durch eine Untersuchung des thrak. Tatsachenmaterials bestätigt. Der Ortsname *Orodista* (It. Ant.), der nach Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 56) als zweiten Bestandteil eine Ableitung von dem schon besprochenen -διζος, -διζα (*dhigh-*) enthält, kann sohin mit seinem *-st-* etwa ein *(d)žt*, *-št-* darstellen. Im Alban. wird Palatal + *t* (*drit* aus **dr̥ḱ-t-*) zu *t*. Es kann hier entweder tatsächlich ein mundartlicher Unterschied vorliegen, wie er zwischen nahverwandten Dialekten auch sonst beobachtet werden

kann (vgl. avest. *vaši* du willst gegenüber aind. *vakṣi*), oder es kann sich bei *Orodista* um eine Analogiebildung handeln. Neben dieser Vertretung des *k̂, ĝ* ging eine etwas andere einher: Βεργούλη, jetzt Lüle-Bergas (Tomaschek a. a. O. S. 59), stellt sich zum illyr. *Bargullum* und gemäß den topographischen Verhältnissen (Streitberg-Festg. 1924 S. 175 Jokl) zur Sippe von idg. *bhergh-* (ahd. *berg*, urslav. *bergъ* in altkslav. *brěgъ* Anhöhe, Ufer, avest. *barəzah* Höhe, Berg; Trautmann *Balt.-slav. Wb.* 1923 S. 30f.). Also haben wir hier in der Stellung nach *r* einen Fall, wo der Wandel des Halbverschlußlautes proethnisch und zwar dem Slav., Thrak. und Illyr. gemeinsam ist. Dies ist um so bemerkenswerter, als der analog gebaute dak. Flußname *Berzovia*, wie immer er etymologisch gedeutet wird (Pauly-Wissowa *RE* III 318 Tomaschek: lit. *béržas* Birke, anders Magy. Nyelv 2 [1906] S. 103 Melich: slav. *bъrzъ* schnell), ein slav. Seitenstück mit *z* hat. Zur phonetischen Natur der Entpalatalisierung sei auf Bechtel *Hauptprobleme* S. 378ff., KZ 45 (1913) S. 98 und Anm. 1 Solmsen verwiesen. In den Namen des thrak. Reiterheros Οὐτ-άσπιος, Βετ-έσπιος hat Kacarov (Izv. blg. arch. dr. 3 [1912/13] S. 126ff.) den Reflex des idg. Pferdenamens *ek̂u̯o-* erkannt. Scheinbar liegt hier völlige Übereinstimmung mit dem Iran. (avest. *aspō*, Βανάδασπος Name eines Jazygenkönigs) vor. Indes sei auf die eben hervorgehobene Tatsache der Wiedergabe der Halbverschlußlaute durch griech. σ verwiesen, so daß die mit dem Iran. gleiche Schreibung keineswegs völlige lautliche Übereinstimmung ausdrückt. Wenn hinhingegen in Κανδάων (**k̂u̯n-dhu̯-*; s. o.) für idg. *k̂u̯- k-* erscheint, so liegt hier unleugbar eine andere Vertretung von *k̂u̯-* als in Βετέσπιος vor, die, da *u*-Schwund in idg. *k̂u̯n-* als proethnisch nicht erwiesen ist, auf Analogie des Anlauts der vorsonantischen schwachen Stammform thrak. *kun-* (idg. *k̂un-*) beruht. Auf thrak. **kun-* weist noch dak. *cinubula* Zaunrübe („Hundskürbis"; Tomaschek in SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 35: lit. *šun-obůlas*). *kun-* Hund ist übrigens proethnisch: lett. *kuńa*, kaschub. *kuna* Hündin (Roczn. slav. 5 [1912] S. 23 Rozwadowski). Ähnliche Verhältnisse auch im Iran.: pehl. *sak* Hund, med.-iran. *spaka* (*s-* f. *sp-* Bartholomae *Grdr. d. iran. Phil.* I 1 S. 29).

Die idg. nichtaspirierten Labiovelare sind im Thrak. erhalten; Reflexe: dak. κοαδάμα· ποταμογείτων also Name einer Wasserpflanze **q̑u̯a-dhēmn̥* „Wassersiedler" (o. S. 287, 1; 288, 2). **q̑u̯a* Wasser auch im aind. *ka* Wasser (IF 2 [1894] S. 20ff. Johanson; KZ 36 [1900] S. 123 Anm. Foy); der Reflex des idg. Wassernamens auch noch im Ortsnamen Ἀκυενισίον (Prokop, De aed. ed. Haury S. 123). Die Verkettung der Suff. (*-aq̑u̯-en-is-*), die in anderer Reihenfolge, z. B. in Ἀπόλλων Κενδρεσηνός neben Κενδρισός und Κίνδρα (Izv. blg. arch. dr. 7 [1919/20] S. 3 Kacarov), wiederkehrt, erweist das Wort als thrakisch. Κουιμέδαβα (Prokop) stellt schon Tomaschek zur Sippe von lat. *quies*. Das *m*-Suff. ist dem von Σηλυ-μ-βρία (= Σήλυος πόλις, Ὑάμπολις analog. In dak. γουολῆτα· λιθοσπέρμιον Steinsame, Vogelhirse, Steinhirse ist diese Lesart der anderen (γονολῆτα) wohl vorzuziehen. γουολῆτα mit kollektivischem *-eta* (Suff. wie in κοτ-ιατα) als *g̑u̯ol-eta* zur Sippe von lat. *glans* Eichel, lit. *gilė*, arm. *kałin*. Die Frucht ist ein viergeteilter, steinharter Klumpen. Einen indirekten Beweis für die Erhaltung der idg. Labiovelare im Thrak. liefert auch der Name der Ὑπερβόρεοι. Der Hyperboreerglaube weist mit seinen Kultbräuchen auf thrak. Herkunft (ArchfRW 8 [1905] S. 69—84 O. Schröder). Der Name entstammt einem Lande und einer Zeit, da der „Berg" *βορις (**g̑u̯ori-*, **g̑u̯o̯ri-*, vgl. slav. *gora* Berg, alban. *gur* Stein, *Bora* Berg in Mazedonien; KZ 36 [1900] S. 319 Pedersen; ArchfRW 8 [1905] S. 83 O. Schröder, J. Wackernagel) hieß. Ein solches Wort fehlt dem Griech., kann aber dem Thrak. nach Ausweis des erwähnten Bergnamens und des Alban. zugeschrieben werden. Andererseits hat das Griech. noch die Labiovelare gekannt, wie das Auseinandergehen seiner Dialekte in ihrer Wiedergabe dartut. Und da nun, wie oben (§ 3) gezeigt, Nordhellas eine thrak. Bevölkerung hatte, haben die Griechen das Wort von dieser noch mit Labiovelar übernommen und wie lautlich ähnliche Wörter des eigenen Wortschatzes weiter entwickelt. Der β-Laut geht also hier auf Rechnung des Griechischen. Vertretung der idg. nicht-

aspirierten Labiovelare durch thrak. Labiale und damit nahe Verwandtschaft mit dem Kelt. lehrt Dečev (Godišnik n. Sof. Univ. 18/4 [1922] S. 3ff.). Als Belege werden zum großen Teil wenig durchsichtige Personennamen, von Ortsnamen das oben anders gedeutete Βουρδέπτω, Σαπαῖοι herangezogen. Am meisten Überzeugungskraft wohnt der Analyse des dak. Pflanzennamens βουδάλλα, βουδάθλα· βούγλωσσον lingua boum inne, worin der erste Bestandteil (a. a. O. S. 5, 31) als heimischer Reflex von idg. *g^{u}ōu̯- Rind gedeutet wird. Doch stehen auch dieser Erklärung des Wortes, insbesondere wegen der Verknüpfung des zweiten Bestandteiles mit altir. *dál* forum („Rinderversammlung") Schwierigkeiten entgegen. (Anders übrigens Kretschmer *Einl.* S. 234, Tomaschek in SB. Wiener Ak. 130/2 [1893] S. 33, die Entlehnung aus dem Griech. bzw. Umformung nach griech. Muster annahmen.) Vielleicht handelt es sich gar nicht um eine Entsprechung des griech. Namens βούγλωσσον, sondern um eine solche des gleichfalls von Dioskorides und auch von Plin. XXV 8, 40 überlieferten anderen griech. Namens derselben Pflanze: εὐφρόσυνον. Dann aber gehört das dak. Wort als **bhudh-ē-tl-* oder dgl. zur Sippe von slav. *bъdrъ* munter (**bhudh-r-*). Hingegen verdient Dečev Zustimmung, wenn er als regelrechte thrak. Vertretung von idg. $g^{u}h$ *g* hinstellt: Γέρμη, Γερμαί, *Germizera* „Warmbad" aus g^{u}*herm-* warm. Ein Beweis für den historischen Zusammenhang mit dem Kelt. ist jedoch hierin nicht zu erblicken, da eben bei den nicht-aspirierten Labiovelaren Thrak. und Kelt. auseinandergehen. Vielmehr ergibt sich die abweichende Behandlung des $g^{u}h$ aus der oben dargelegten Tatsache, daß die Mediae aspiratae bis in einzelsprachliche thrak. Zeit erhalten blieben. Wie also bei den aspirierten Labiovelaren im Urkelt. die Aspiration vor dem Zusammenfall der Mediae und Mediae aspiratae den Verlust der Labialisierung bewirkte (ir. *gu^{i}rid* er erhitzt gegenüber *bō* Kuh), so auch im Thrakischen. Es liegt also deutlich der Fall einer selbständigen, übrigens nur partiellen Parallelentwicklung vor. Daß diese so aus aspirierten Labiovelaren entstandenen thrak. Velare das Schicksal der Velare teilten, indem sie vor hellem Vokal zu Halbverschlußlauten wurden, lehrt das bereits oben erwähnte Ζερμίζερα neben *Germizera*. Dem gleichen Wandel erlagen im Dak. — wohl nur mundartlich — auch die Labiovelare in gleicher (präpalataler) Stellung: ζουούστη, *zyred* (**g^{u}iu-ōd-tā* „Quickduft" [s. S. 287, 1], **g^{u}iu-red* „Quickmittel", vgl. altsächs. *radan* raten, helfen, got. *ga-rēdan* sorgen usw.). Die Gegenüberstellung mit den oben gegebenen Beispielen wie Ἀκυενισίον usw. lehrt den mundartlichen Charakter. Wenn endlich Γαληψός Name zweier thrak. Küstenstädte (am pierischen Meerbusen, auf der sithonischen Halbinsel der Chalkidike), der sich schon durch sein Suff. als echt thrak. erweist (vgl. *Tir-epsum* Ort der Karpier mit *-ep-t-i̯o-*, Μελανδέπται Einwohner von Μελανδία, Βουρδ-έπ-τω neben Βουρδ-επ-ηναῖς), gemäß meinem Vorschlag zu preuss. *Galindo* Landschaft im SW des preuss. Sprachgebietes („die am Ende wohnenden"; Gerullis *Altpreuß. Ortsnameu* 1922 S. 35; s. a. Baltische Völker B § 3, 5) und damit zu lit. *gãlas* (**g^{u}olo-*) gehört („der am Ende, an der Küste befindliche Ort"), so hätten wir hier einen Fall von mundartlicher und vielleicht sekundärer Entlabialisierung des Labiovelars (welcher der im Alban. beobachteten analog ist). Ein solches Ergebnis ist wohl nicht verwunderlich, da ja auch die ital., griech. und kelt. Mundarten in der Wiedergabe der Labiovelare schließlich auseinandergehen und dies bei den heutigen roman. Sprachen noch mehr der Fall ist. Im ganzen hat sich also die oben zitierte heuristische Formel Solmsens (KZ 45 [1913] S. 98) und Herbigs (Gött. gel. Anz. 1921 S. 215 Anm. 4), wonach im Thrak. neben dem Verschlußlautcharakter der Palatale Erhaltung des u̯-Nachschlags der Labiovelare einherging, als richtig erwiesen.

sr erfährt im Thrak., wie längst beobachtet, *t*-Einschub: Στρυμών Flußname (**sreu-* fließen, griech. ῥέω, aind. *srávati*), Ἴστρος (zu *Isara* in Gallien). Das Thrak. geht hierin mit dem Illyr. (Εἴστρις), Alban. (*štɛrpíń* Schlangen aus **sr̥p-* [s. Albaner B]), ferner mit dem Germ. (ahd. *stroum* Strom), dem Slav. (*struja* Strömung) und teilweise auch mit dem Balt. (lett. *stràva*, lit. *strovė*, daneben auch *srovẽ* Strömung) zusammen. Mit dem Alban. verbindet das Thrak. auch die Behandlung der Gruppe *-sm-*, die *-m-*

ergibt: dak. διέσεμα Himmelbrand (**dies eusmn̥*, oben S. 287,2), alban. *jam* ich bin (**esmi*).

Auf zahlreiche morphologische Übereinstimmungen zwischen Thrak. und Illyr. wurde bereits hingewiesen (s. Illyrier B §4). Den dort aufgezählten Gemeinsamkeiten auf dem Gebiete der Personennamen reihen sich Übereinstimmungen in der geographischen Nomenklatur an, die namentlich bei dem dürftigen Stande der Überlieferung als bedeutsam zu werten sind. Thrak. Παράκιον Mündungsarm der Donau (Ptol.), *Narcos* thrak. Station an der Vereinigung zweier Flüsse gelegen — Νάρων Fluß in Dalmatien, an dem *Narona* lag, messap. *Neretum* Stadt der Sallentiner. (Anders über Παράκιον Vasmer *Unters. ü. d. ältesten Wohns. der Slav.* 1923 S. 60ff., der den Namen als iran. betrachtet und osset. *naräg* schmal vergleicht, s. auch weiter unten); *Setidava* dak. Ort weit im N (s. o.) — *Setovia* (Dalm.); Τέρπυλλος in Mygdonia, *Tarpodizos* Station zwischen Ostudizos und Burtudizos — *Terponos* Festung der Japoden; Ἀρσόνιον im Gebiete der dak. Ἀρσιῆται — *Arsia* Fluß in Istrien, Ἄρσα in Dardanien; Νέστος, Νέσσος thrak. Fluß — Νέστος Fluß in Dalmatien, dessen echt illyr. Charakter durch *Nedao* Fluß in Pannonien bezeugt ist; Πάναξ, Πάνυσος Bachnamen in Thrazien — *Pannonia*; Ἀλητοί thrak. Stamm oberh. der Sapaier — *Aletium* (Messapien), *Aleta* (Dalmatien); Παῖτοι thrak. Stamm — Παίονες und viele andere.

Es ist nun bemerkenswert, daß an den eben aufgezählten thrak.-illyr. Übereinstimmungen in der Orts- und Flußnamengebung zu einem namhaften Teil auch das Balt. teilnimmt: thrak. Παράκιον, illyr. Νάρων — altpreuß. *Narus* Bach, lit. *Nar̃-upė* Fluß, lett. *Nāružas* Fluß; thrak. Τέρπυλλος, *Tarpodizos*, illyr. *Terponos* — lit. *tar̃pas* Zwischenraum, *Tarpuczei* Ortsname; *Arsia* Fluß in Istrien usw. — preuß. *Arse* Fluß in Nadrauen, preuß. *Arsio* Ortsname; thrak. Νέστος, illyr. *Nedao* — altpreuß. *Nede* Name eines Teiches; thrak. Πάν-αξ, Πάν-υσος, illyr. *Pannonia* („Sumpfland") — lett. *pane* Bach, altpreuß. *pannean* Moosbruch, *Panyen* Name eines Sumpfes; thrak. *Alutus* Fluß, *Almus* Fl. (heute Lom) — *Aluotà*, *Alona* Name lit. Flüsse, *Almuonė* lit. Fluß (vgl. *Alma* Fluß in Etrurien). Ein Teil dieser Gleichungen greift auf das Slav. über: čech. *nořiti* tauchen, kirchenslav. *trapъ* Grube, ein anderer auf das Iran.: *Alutus* Zufluß des kasp. Meeres. Auch sonst fehlt es nicht an thrak.-balt. lexikalischen Übereinstimmungen. Der thrak. Flußname Ὕπιος (**u̯pio-*) stimmt m. E. in Stamm, Ablautstufe und Suffix vollständig zu lit. *upė* Fluß, Strom (über letzteres vgl. Trautmann *Balt.-Slav. Wörterb.* 1923 S. 11). Σάλη im Gebiet der Σελλητική, Σιαλέται gelegen (C. Müller in seiner Ptol.-Ausgabe I/1 S. 478) zeigt gegenüber dieser Stammesbezeichnung das gleiche Ablautsverhältnis wie lit. *salà* Dorf, ahd. usw. *sal* Haus, Wohnung: slav. *selo* (erhalten in poln. *sioło* Dorf, čech. [mähr.] *selo* Acker). Τιμένα Kastell an der Donau (Prokop) stellt sich wohl zu lit. *Timenis* Nebenfluß der Inster, preuß. *Thim* See. Auf das wichtige Kulturwort thrak. βρίζα Roggen, das sich in lit. *rugỹs*, slav. *rožь*, germ. **rugi* (altnord. *rugr* usw.) wiederfindet, und auf manches andere wurde schon hingewiesen. Desgleichen kamen bereits die kulturhist. interessanten thrak.-ar. Gleichungen: μόσυν Turm — osset. *mäsug*, thrak. ζίλας Wein — aind. *hālā*, ferner die thrak.-germ. σκάλμη Schwert — altnord. *skálm*, dak. σαλία· τράγιον Bockskraut — ahd. *scëlo* Bockhirsch zur Sprache.

So hat sich das Thrak. als eine ostidg. Sprache erwiesen, die, mit dem Illyr. und Alban. aufs nächste verwandt, namentlich bei den Gutturalen Züge erhalten hat, welche man bisher der Grundsprache zuzusprechen geneigt war. Mancherlei Fäden führen hinüber zum Griech., aber eine größere Zahl von Einzelheiten stellt das Thrak. mit dem Illyr. an die Seite der Sprachen der europ. Nordvölker (s. auch weiter unten), insbesondere der Balten. Daß auch lautliche und lexikalische Übereinstimmungen mit dem Ar. nicht fehlen, wurde gezeigt.

Kretschmer *Einl.* S. 217—243; Tomaschek *Die alten Thraker* SB. Wiener Ak. 128/4, 130/2 (1893), 131/1 (1894); Hirt *Die Indogermanen* I (1905) S. 128—132, II (1907) S. 591—594; Kalinka *Antike Denkm. i. Bulgarien* 1906; Stromata i. hon. Morawski 1908 S. 195—215 Rozwadowski; IF 25 (1909) S. 363—67 Lagercrantz; Strena philol. Persson 1922 S. 393—96 Lidén; Izv. blg. arch. dr. 2 (1911) S. 175—190; ebd. 3 (1912—13) S. 125—129, 180—201; ebd. 4 (1914) S. 80—112; ebd. 5 (1915) S. 1—19; ebd. 7 (1919—20) S. 1—

14 Kacarov; Izv. blg. arch. Inst. 2 (1924) S. 69—82 ders.; Rev. arch. 1914/2 S. 55—66ff. (bis 1926/2 S. 137—172) Seure; Spisanie Blg. Ak. 10 (1915) S. 41—70, ebd. 16 (1918) S. 65—104 Mladenov; Riv. indogr.-ital. 1 (1917) S. 59f. Ribezzo; Zbornik Belić 1921 S. 85—95 Barić; Vasmer *Osteurop. Ortsn.* 1921 S. 11; Godišnik Sof. Univ. 18/4 (1922) S. 1—47; ebd. 21/10 (1925) S. 1—36 Dečev; Streitberg-Festg. 1924 S. 173—181 Jokl; Ephem. Dacorom. 1 (1923) S. 57—290, ebd. 2 (1924) S. 223—238 Mateescu.

Insbesondere zur Ring-Inschrift (Band II Tf. 109, 3. 4): Izv. blg. arch. dr. 3 (1912—13) S. 202ff. Filov; ebd. 4 (1914) S. 70ff. Dečev; Glotta 6 (1915) S. 74ff. Kretschmer; ebd. 7 (1916) S. 81—86 Dečev, S. 86—92 Kretschmer; IF 37 (1917) S. 213—17 Hirt; ebd. 38 (1917—20) S. 166—168 Olsen; Riv. indogr.-it. 1 (1917) S. 59ff. Ribezzo; Rev. ét. anc. 1920 S. 1—21 Seure.

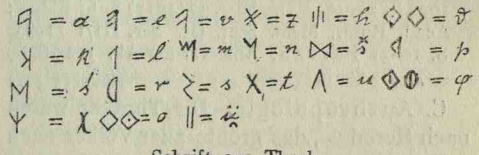
§ 5. Gehen wir nunmehr daran, etwaige frühere Sitze der Thraker zu bestimmen, so bieten sich uns sprachliche Hilfsmittel dar, deren Anwendung ein Ergebnis liefert, das sich zu der eben gegebenen sprachlichen Charakteristik fügt. Auch diese Hilfsmittel werden die Thraker an die Seite der europ. Nordvölker stellen. Vigfusson hat darauf hingewiesen, daß altnord. *Harvaðafjǫll*, Name eines Gebirges in der Hervarar-Sage, das dak. Καρπάτης (s. oben S. 280, 2) wiedergibt. Macht man sich Muchs Folgerung (Hoops *Reall.* II 452), daß die Entlehnung in die Zeit vor der Lautverschiebung fällt, zu eigen (germ. **Harbōþa-* oder **Harfōda-*), so ergibt sich, daß in dieser Epoche sprachliche Berührungen zwischen Germanen und Thrakern und zwar in einer Gegend stattgefunden haben, der das Karpathen-Gebirge nicht unbekannt sein konnte. Was oben (§ 4) über die Lautgebung des Namens des San-Flusses in Galizien und seine Übereinstimmung mit der Bezeichnung Σάνδανος (*Sĕn-*) ausgeführt wurde, bestätigt dies. In lautlicher Hinsicht hat das Thrak. mit dem Germ. und mit dem Slav., zum Teil mit dem Balt. den Wandel *sr* zu *str* gemein; ferner gibt es auch eine Art der Stammesnamenbildung, die eine lautliche Isoglosse des Thrak. und Germ. darstellt. Der Name der Δόλογκοι, *Dolongae* im thrak. Chersones, den Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 34) mit dem Personennamen Δόλης verknüpft, stellt sich demnach und m. E. nach Ausweis des im Stamme gleichfalls verwandten Ethnikons Δόλ-οπες als eine Bildung mit dem Suff. *-on-k-* dar, wie es auch sonst in den idg. Sprachen außerhalb des Ar. verwendet wird (vgl. *Aurunci*: Αὔσονες). Daneben findet sich auch das Suff. *-in-k-* (Personennamen Κοσίγγας, Heraspriester bei den Kebrenieren in Mösien: Κόσας, Κόσων), das wegen des Parallelismus mit *-ōn, -on-k-* und nach dem Zeugnis der verwandten Sprachen (Brugmann *Grundr.* II/1 [1906] S. 484ff.) aus *-en-k-* hervorgegangen ist. (Zum thrak. Wandel *en-k-* zu *in-k-* vgl. Πίνκος Flußname: Πόντος Flußname.) Dieser Lautwandel ist aber ebenso wie die Verwendung des Suff. in der Namenbildung dem Germ. eigen: *Thuringi*: Τουρωνοί (Ptol.) ganz ähnlich wie Κοσίγγας zu Κόσων. Suff. *-iskos*, im Germ. und in seinen Nachbarsprachen Balt., Slav. und Kelt., spärlich im Ital. die Art und Zugehörigkeit bezeichnend, wird im Thrak. ähnlich verwendet: Τιβίσκος Fluß, Τιβίσκα Ort in Scythia minor: griech. τῖφος (Tomaschek a. a. O. S. 97), Τραμάρισκα vgl. Μαρήνη. Die Eiche ist im Thrak., wie in anderen idg. Sprachen (Kelt., Griech., Maked.), der Baum κατ' ἐξοχήν, wie eine Gegenüberstellung der edon. Glosse καλαμίνδαρ Platane (wo *-dar* also Baum bedeutet) und Δάρανδος, Τάραντος in Bithynien, Kultstätte des Ζεύς Ταρανταῖος (**dar-ant-*), zeigt. Bei Kelten und Griechen ist dem höchsten Himmelsgott die Eiche geweiht. Δάρανδος ist daher „Eichstätt", Suff. *-ant-* wie in Βριάνται usw. Haben wir sohin die früheren Sitze der Thraker, wie ja auch die (§ 3) gegebene geographische Übersicht deutlich zu machen vermag, in die Gegenden n. des Karpathenwalls zu verlegen, in die Nachbarschaft von Germanen, Balten und Slaven, so geben Berührungen mit den finn.-ugr. Völkern einen Hinweis auf die Erstreckung dieser Sitze nach Osten. Paasonen stellt fest (Jour. soc. finno-ougr. 23 [1906] Nr. 24), daß der bei finn. Völkern verbreitete Name des Roggens: syrjän. *rud'žeg*, wotjak. *žižek* usw. dem thrak. βρίζα (Gdf. **vrugiā* s. o.) entlehnt ist. (In lautlicher Hinsicht werden Paasonens Ausführungen jetzt durch Jacobsohn *Arier und Ugro-Finnen* 1922 S. 133ff. berichtigt.) Es besteht keine Veranlassung, mit Jacobsohn wegen des Suff. der finn. Bezeichnungen Vermittlung der Iranier, in deren Sprache Suff. *-aka-*, iran. *-ag* eine bedeutende Rolle spielt, anzunehmen. Ist

doch Suff. *-aka-* auch im Thrak. oft nachweisbar: μανδάκης Band: Βενδῖς, Πάναξ, Ναράκιον, Ἀσταχός (s. § 3) gegenüber Ἀσταί. Andererseits haben wir (s. Albaner B) die Isoglosse alban. *pištar* Spleißenhalter, Kienspanhalter (*piš-t-ar-*: *pišε* Fichte), finn. *pihti*, estn. *piht*, mordwin. *peš* (Gdf. **pišti*) hervorgehoben. Der Name des thrak. Flusses Ὄλγανος (Nebenfluß des Haliakmon im Bereich des Bermios), den schon Tomaschek (SB. Wiener Ak. 131/1 [1894] S. 94) mit ahd. *wolchan* Regenwolke verbindet, stellt sich weiterhin zu lett. *valgs* feucht, russ.-kirchenslav. *vьlgъkъ* dasselbe, ir. *folc* Wasserflut. Dazu vielleicht auch der Name der *Wolga*, deren antike Bezeichnung Ῥᾶ sich aus dem aind. *rasā* Feuchtigkeit, Flut, *Rasā* ved. Flußname, pers. *Raha* usw. erklärt (IF 31 [1912] S. 69 Knauer), wobei Vermittlung wolga-finn. Völker angenommen wird. Nach der eben gegebenen Erklärung ist *Wolga* mit Ῥᾶ gleichbedeutend; auch für dieses Wort werden finn.-ugr. Völker die Vermittler abgegeben haben. Dabei ist zu beachten, daß der genannte Stamm **ulg-*, **uolg-* auf die europ. Nordvölker (kelt., germ., balt., slav. und thrak.) beschränkt ist.

So enthält vielleicht auch dieser Flußname einen Hinweis auf Berührungen der Thraker mit finn.-ugr. Völkern. Vom geogr. Standpunkt begegnet diese Annahme keiner Schwierigkeit, da wir oben (§ 3) das Mündungsgebiet des Tanaïs als eine Zone thrak. Namen kennengelernt haben. Stromaufwärts an diesem Flusse siedelten aber nach Herodots Bericht die finn.-ugr. Budinen.

Vigfusson *Corp. poet. bor.* 1883 I 349, 352; Hoops *Reall.* II 452 Much; Journ. soc. finno-ougr. 23 [1906] Nr. 24 Paasonen; Jacobsohn *Arier und Ugrofinnen* 1922 S. 133f.

§ 6. Die Sprachreste des Thrak. bieten uns eine ganze Reihe von Anhaltspunkten für die Annahme, daß sich die Thraker mit anderen Elementen, insbesondere auch mit einer voridg. Bevölkerung, vermischt haben. Namen wie Λάρισα, nach Strabo (IX 440) Bezeichnung eines Dorfes zwischen Naulochos und Odessos nahe der Höhe des Haemus, Πέργαμον im Quellgebiete des Kossinites sind für die voridg. Mittelmeerbevölkerung geradezu typisch, erscheinen aber hier im später thrak. Gebiet. Die thrak. *Krusaier* (Dion Hal. A. R. I 47) stimmen in ihrem Namen mit dem der Insel *Crusa* nahe der Küste Kariens (Plin. V 31, 134) überein. Der karische Einfluß ergibt sich auch aus dem (§ 4) angeführten Personennamen Καρδένθης, dessen Analyse durch Gegenüberstellung mit Βεσοδένθης klar wird. (Die Namen bilden also der inneren Wortform nach ein Analogon zu modernen serbokr. Namen wie *Arnaudović*, zu neugriech. wie Ἀρβανιτόπουλος.) So wird jetzt auch das Epitheton Καρι-στορ-ηνός (belegt Izv. blg. arch. dr. 4 [1914] S. 81 Kacarov) verständlich, dessen zweiter Bestandteil mit dem zweiten Gliede von *gesti-styrum* (s. S. 286, 1) übereinstimmt; daher „zum Karerort gehörig". Daß eine für das Konsonanten-System des Thrak. charakteristische artikulatorische Eigentümlichkeit (stimmlose Lenes, Behauchung der Tenues) wahrscheinlich auf die voridg. Bevölkerung zurückgeht, wurde bereits oben (§ 4) erwähnt. (Zu weit geht in der Bewertung des voridg.



Schrift aus Thrake

Anteils Oštir an dem unten angeführten Ort, passim, insbesondere S. 131f. [s. auch Albaner B]). Auch eine morphologische Beeinflussung durch die Sprachen der voridg. Bevölkerung läßt sich noch zeigen: neben Δαώνιον, Δάνειον, älter Δαύνιον τεῖχος heißt es bei Skylax Δάμινον τεῖχος, was nicht mit Tomaschek als Verschreibung zu fassen ist, sondern das voridg. Suff. *-mino-* enthält (vgl. *dictamnum* ein Heilkraut nach dem Berge *Dicte* auf Kreta benannt, etrusk. *tra-menas*, lat. *Her-minius* neben *Her-torius* W. Schulze *Eig.* S. 335). Die Funktion des Suff. im Thrak. ergibt sich weiter aus der Gegenüberstellung von Βουρδ-έπτω (s. o.) und Βουρδόμινα (Prokop), *Tiutiamenos* Ortsname und Τιούτα Personenname. Vielleicht enthalten auch Ortsnamen wie Σαλμυδησσός in der Thynias, Ὀδησσός ein entlehntes Suff., das im Thrak. produktiv werden konnte (Σαλμυδ-ησσός: griech. ἅλμη Küste, Analyse nach Ausweis von *Salmuris* See s. des Ister). Die voridg. Götterbeinamen Ῥησκυνθίς (Beiname der Hera; Izv. blg.

arch. dr. 7 [1919/20] S. 5 Kacarov), Ζηρυνθία, Ζηρινθία (Beiname der Hekate-Selene-Artemis auf Samothrake), die sich in ihrem Ausgange mit dem phryg. Βερέκυνθος vergleichen lassen und das bekannte *-nth-* Suff. enthalten, deuten darauf hin, daß diese Beeinflussung sich auch auf das kultische Gebiet erstreckte. Neben dieser voridg. Beimischung haben wir gewiß auch eine skyth. anzuerkennen. Die Skythen (s. d.) siedelten nicht nur n. der Donau, sondern auch in dem sog. Kleinskythien, der heutigen Dobrudscha (Pseudoskymn. 755ff., 765ff., Strabo V 7, 12, Plin. IV 11, 41 und 44). Skyth. Spuren sind auch in Dazien (Siebenbürgen) nachweisbar.

Fick *Vorgriech. Ortsnamen* 1905 S. 16; ders. *Hattiden und Danubier* 1909 S. 22ff.; Glotta 6 (1915) S. 78 Anm. 1 Kretschmer; Oštir *Studien zur alarodischen Sprachwissenschaft* I (1921); Narodna Starina 3 (1922) S. 211—227 Županić; Neubert *Die dorische Wanderung* 1920 S. 97; F. Braun *Urbevölkerung Europas* 1922 S. 27, 48; Röm. Mitt. 32 (1917) S. 61 Filov; Acad. Rom., Mem. Sect. Ist. Ser. III/1 (1923) S. 1—31 Pârvan; Anz. Wiener Ak. 1925 S. 69—77 Patsch.

Norbert Jokl

C. Anthropologie. Die Thraker waren nach Herodot „das größte aller Völker nach den Indern" und bestanden aus zahlreichen Einzelstämmen (Bessi, Odrysen, Triballer, Geten, Daker, Dardaner, Agathyrsen usw.). Ihr Äußeres wird geschildert wie das der Gallier und Germanen: sie hatten rötlichgelbes Haar und weiße Haut, waren stark und hochgewachsen, gehörten also zur hellen nordeurop. Rasse (*Homo europaeus*; s. d.); noch heute finden sich unter den Bergrumänen zahlreiche Blonde. Sie waren wegen ihrer kriegerischen Eigenschaften gefürchtet und als Bundesgenossen geschätzt. Thrakische Völker überfluteten Teile von Griechenland und Kleinasien (Attika, Mykenai, Epirus); Phryger, Lyder, Myser, Troer, Bithynen usw. sind thrakischer Abstammung.

L. Wilser *Die Germanen* 1923 S. 122; E. Fischer *Spezielle Anthropologie oder Rassenlehre* in *Anthropologie* 1923 S. 171; Fligier *Die Urzeit von Hellas und Italien* Archiv f. Anthr. 13 (1881) S. 439; Pol. Anthr. Rev. 1 (1902) S. 510 Kraitschek; Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 356.

Reche

Thrakische Fibel s. Tinosul, Vlaško Selo § 2.

Thron. S. a. Altar, Baukunst, Kunstgewerbe D, Kreta B, Religion, Sessel. — (Ägäischer Kreis) Schemel und Stühle waren in der Ägäis schon sehr früh gebräuchlich. Vgl. eine sitzende Frau mit Kind aus Dimini (neol.) und den marmornen Harfenspieler (Band VI Tf. 4a, Kykladen-Kultur). Auf Kreta lehrt schon früh im MM die tönerne Nachbildung eines Tragsessels (Band VII Tf. 57G) die Verwendung solcher Möbel im Kult. Doch sitzen auch auf Bildern feierlicher Handlungen die vornehmsten Zuschauer auf der Erde, der T. ist wohl ein Vorrecht des Fürsten gewesen, die hohen Würdenträger saßen auf Bänken daneben. Dies veranschaulicht der Thronsaal von Knossos (SM II, Band IV Tf. 240), dessen Alabastersessel in dem welligen Umriß der Lehne und dem gebogenen Spreizen der Beine Nachahmung von Holz bezeugt. Zwei ebenfalls alabasterne T. in einem Raum der Privatgemächer von Knossos und im Hauptsaal der „Königlichen Villa" sind für eine Rekonstruktion zu schlecht erhalten. In anderen kret. Palästen fehlen die T., ein Anzeichen des überragenden Ranges des Herrn von Knossos. In Tiryns (s. d.) ist im Megaron der Platz für den T. in der Bemalung des Fußbodens angegeben (Band V Tf. 59), dieser selbst ist verloren, er bestand wohl aus Holz. Auf dem großen Goldring von Tiryns thront die Göttin auf einem Lehnstuhl. Kleine tönerne Sessel sind mehrfach in jünger-myk. Gräbern gefunden und als Seelenthrone gedeutet worden, was zweifelhaft bleibt. Die besonders im kleinas. Gebiet vorkommenden Felsthrone stammen wohl alle aus hist. Zeiten.

Knossos: Thronsaal BSA S. 35ff.; D. Fimmen *Kret.-myk. Kultur*² 1924 S. 52; H. Bossert *Altkreta*² Abb. 55. — Privatgemächer: BSA 8 S. 44. — Kgl. Villa: BSA 9 S. 145f. Tf. 1. — Tiryns: *Tiryns* II 223f. Tf. 19. — Goldring: Arch. Anz. 1916 S. 146f. — Tönerne Sessel: H. Schliemann *Tiryns* Tf. 23; Δελτίον 3 (1917) S. 190 Keramopullos; Arch. Anz. 1922 S. 269 B. Schweitzer.

G. Karo

Thuine s. Megalithgrab C § 3b, Nordischer Kreis A § 5b 5α.

Thurberg (Gemeinde Weinfelden, Kanton Thurgau, Schweiz). Hoch über dem Thurtal liegt auf einem Vorsprung des Ottenberges eine vorgesch., bisher durch keine wissenschaftliche Ausgrabung erforschte Höhensiedlung, die durch drei Gräben gegen das

Hinterland abgeschnürt ist. Sie wurde zuerst besiedelt in der j. StZ, deren Spuren in einer den ganzen Komplex durchziehenden Kulturschicht zu sehen sind. In dieser Schicht fanden sich bis heute Rechteckbeile, Hammerfragmente, Bohrzapfen, angesägte und angeschliffene Steine, bearbeitete Feuersteine und Knochen sowie eine Reihe von Scherben, darunter solche mit Schnur- und Stichverzierung. Ein Scherben fällt durch sein Girlandenmotiv auf. Nicht ganz zuverlässigen Beobachtungen zufolge sind Wohngruben aufgefunden worden.

Der BZ gehören ein Spinnwirtel, eine Pfeilspitze und einige Scherben an.

An der äußersten Zunge des Bergvorsprunges und hinter den Gräben häufen sich Funde von hallstattzeitl. Keramik, Spinnwirtel und Spulen aus dem Alb-Salemer Kulturkreis. Die Scherben sind schwarz und rot bemalt und tragen unter anderem ein Stempelornament mit einem Kreuz in schwarzem Grund.

Röm. Funde, namentlich Münzen, lassen an einen Wachtturm denken zur Bewachung der im Tal vorbeiführenden röm. Straße Vindonissa—Vitodurum—Ad fines—Arbor felix—Brigantia. Eine mittelalterliche Burg, die ihre Fortsetzung in einem modernen Wirtshaus fand, läßt die Besiedlung des T. von der StZ bis in die Gegenwart als beinahe ununterbrochen erscheinen.

Literatur vgl. Keller und Reinerth *Urgeschichte des Thurgaus* 1925 S. 281.

Karl Keller-Tarnuzzer

Thüringen s. Mittel- und Süddeutschland, Norddeutschland A.

Thüringische Skelettgräbergruppe der Hallstatt- und Latènezeit. § 1. Zwischen Thüringer Wald und Harz, andererseits zwischen Werra und Saale erscheint am Ende der HZ eine Gruppe von Skelettgräbern, die namentlich durch Halsringe mit nachgeahmter wechselnder Drehung, sog. Steigbügel-Armringe, zylindrische Ohrringe und Gürtelbleche, Paukenfibeln, Ketten von blauen Perlen süddeutscher Form usw. charakterisiert sind. Von den ZfEthn. 1900 S. (486f.) P. Reinecke, Anthrop. Korr.-Bl. 1907 S. 58 G. Kossinna, Götze - Höfer - Zschiesche *Thüringen* S. XXXI, Sächs. Jahresschr. 10 (1911) S. 128 E. Wahle und sonst zusammengestellten Fundorten seien nur Klein-Corbetha (Kr. Merseburg), Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis), Umgebung von Nordhausen, Tilleda am Kyffhäuser, s. mehrere im Kreise Langensalza, bei Weimar, Arnstadt und Jena genannt. Es sind Flachgräber oder Nachbestattungen in älteren Grabhügeln, mitunter von Steinen umstellt, in ausgestreckter Lage (gelegentlich aber auch in Hockerstellung), ohne bestimmte Orientierung. Die reicher ausgestatteten Gräber mit Wendelring und vielen Steigbügelringen am Unterarm sind Frauengräber, während die Männergräber viel seltener beobachtet sind. Die keramischen Beigaben sind äußerst dürftig.

§ 2. Mit dieser Volksgruppe hängt aufs engste zusammen die Kulturausprägung, die wir in der frühen LTZ im s. Teil jenes Gebietes antreffen, während jene Hallstattskelettgräber im N noch etwas über den Harz hinausreichten (Tarthun, Silstedt, Oschersleben). Namentlich das Gebiet zwischen Saale und Elster bei Ranis, Pößneck, Wernburg usw. ist ein Mittelpunkt dieser gall. Skelettgräber-Kultur, während am Unterlauf der genannten Flüsse bereits Brandgräber mit germ. Kultur auftreten, die das Vordringen der Germanen in dieser Zeit beweisen (Mannus 7 [1915] S. 114ff. G. Kossinna).

§ 3. Bei Ranis (ö. der Saale, Kr. Ziegenrück) liegt am Südhange und Fuße des Schloß- und Preißelsberges ein sehr ausgedehntes Gräberfeld, gebildet durch kleine, flache, oft längliche Hügelchen mit ein oder mehreren Skeletten, mit und ohne Steinsetzung. Die Männergräber enthalten kurze (gekrümmte) Frühlatène-Eisenschwerter, eiserne Lanzen, bronzene und eiserne Ringe, Fibeln und ein Tongefäß, im ganzen sind sie aber ziemlich sparsam ausgestattet, die Frauen dagegen trugen reicheren Schmuck an Puffer- und Petschaft-Halsringen, verschiedenartigen Armringen, Bändern mit Bernstein- und Glasperlen, verschiedenen Formen der Frühlatène-Fibeln. Die Keramik zeigt manche Beziehung mit der rheinischen (z. B. Braubach), aber noch mehr mit der frühkeltischen Nordhessens, Nordbayerns bis herab nach Schlesien und Böhmen. Diese keltischen Siedler Thüringens der LTZ_2 (Teurones-Turones aus Südfrankreich?) stellen wie die verwandten Boier Böhmens

wohl eine zweite gall. Welle dar, welche die von HZ_4 und LTZ_1 verstärkte oder ablöste.

§ 4. Aber schon in der Späthallstatt- und Frühlatènezeit drängen die Germanen mit ihren Brandgräbern von allen Seiten heran und haben bei Gera, Leipzig, Klein-Corbetha usw. zahlreiche Anzeichen hinterlassen. Doch tritt eine merkwürdige Mischung kelt. und germ. Kultur ein, die nicht bloß auf regen Handelsaustausch, sondern auch auf Zurückbleiben starker kelt. Bevölkerungsteile im germ. Neuland schließen läßt. Auch die Orts-, Berg- und Flußnamen dieses Gebietes verraten die gleiche Durchsetzung kelt. und germ. Benennungen, und die von R. Much hervorgehobene gleichartige Bildung der kelt. Teurisker und germ. Cherusker scheint tatsächlich einen tieferen kulturellen Zusammenhang zu haben.

Götze-Höfer-Zschiesche *Thüringen* 1909 S. XXXIf.; ZfEthn. Verh. 32 (1900) S. 486f. Reinecke; Mannusbibl. 2 (1911) Ph. Kropp; K. Jacob *Zur Präh. Nordwestsachsens* 1911 S. 202f.; Sächs. Jahresschr. 10 (1911) S. 127f.; Präh. Z. 6 (1914) S. 287f. K. Schumacher

Thuschpa (Thuruschpa) s. Tuschpa.

Tiefstichornamentik (Nordische, steinzeitliche) s. Nordischer Kreis A § 5b 2γ.

Tiegel, Tiegelzange s. Bronzeguß.

Tierbestattung. A. Europa.

§ 1. Tierische Knochenreste, die nicht nur von den allg. üblichen Totenmahlen und Speisebeigaben (s. Totenopfer A) für einen verstorbenen Menschen, sondern von intakt, lebend oder tot, eingegrabenen Tieren stammen, finden sich in fast ganz Europa, wenn auch zeitlich und regional an Häufigkeit wechselnd, in ziemlich großer Menge. Die weit überwiegende Mehrzahl von ihnen haben die Bedeutung einfacher Totenbeigaben. Denn wie dem Toten nach dem herrschenden Totenrechte alle möglichen sonstigen Dinge, die ihn im Leben erfreut hatten, und deren er zur Fortsetzung dieses Lebens auch im Jenseits bedurfte (Waffen, Schmucksachen, Geräte, Sklaven, die Frau), mit ins Grab folgen mußten, so auch allerhand Tiere, die ihm im Leben die Zeit vertrieben (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 22f.), als Gehilfen bei der Jagd gedient hatten, oder die er als Beförderungsmittel zum Reiten oder Fahren auf seinem Jagd-, Kriegs- oder Reisewagen benötigte. Am häufigsten sind Mitbestattungen von Pferden, wie sie Tacitus (Germ. c. 27) von den Germanen, Herodot (IV 71f.) von den Skythen usw. berichtet. Auf germ. Gebiete sind Reitergräber, wie das von Neukölln bei Berlin (Präh. Z. 4 S. 395 Kiekebusch) oder eine auch wegen mancher Einzelheiten der Zäumung und sonstigen Ausrüstung sehr bemerkenswerte Pferdebestattung von der Försterei Klein-Fließ, Kr. Labiau (Sitzungsber. Prussia 21 [1900] S. 58ff. und Tf. 5), freilich fast durchweg nur aus jüngerer Zeit, jetzt schon in ziemlicher Zahl bekannt. So auf der frühkarolingerzeitl. Begräbnisstätte an der Boxhornschanze bei Quedlinburg (Mannus IV. Ergänzungsband 1924 S. 157ff. W. Schulz). Bei den Festland-Kelten findet sich Mitbestattung von Pferden, wenn auch nur sehr vereinzelt (Déchelette *Manuel* III 3 S. 1025), in den latènezeitl. Wagengräbern (s. d. B 2) Frankreichs (Nanterre, Dép. Seine; H. Hubert *Sépulture à char de Nanterre* Congr. intern. préh. 1900 S. 410 und L'Anthrop. 1902 S. 66), etwas häufiger bei den kelt. Bewohnern Englands, wo sie namentlich in den Hügelgräbern der Grafschaft York (z. B. King's Barrow; s. Arrasgruppe; *Guide to the Brit. Mus. Early Iron Age* S. 107) auftritt. Ziemlich häufig erscheint sie ferner in den Gräbern Bolognas, hier unmittelbar auf den die Grabgrube deckenden Platten (v. Duhn *Italische Gräberkunde* I [1924] S. 162), und in Terni (s. d.) in Umbrien pflegte man das Leibroß des eingeäscherten Herrn in einer besondern Grube neben dessen Grabe zu verbrennen (a. a. O. S. 198). In den Ostalpenländern begegnet die Mitbestattung von Pferden in dem Riesentumulus am Fuße des Loibenberges bei Videm a. d. Save und besonders in Santa Lucia (Marchesetti *Santa Lucia* 1893), in Ungarn u. a. in einem kelt. Reitergrabe von Gyoma (s. Ungarn G § 8), in Griechenland (vgl. auch Ilias XXIII 171f.) in einem Kuppelgrabe von Menidi (s. d.). Nirgends aber tritt sie so häufig auf, und nirgends ist zugleich auch die Zahl der bestatteten Pferde eine so große wie im skyth. Gebiete, wo beispielsweise im Ul-Kurgan über 400 Pferdeskelette gefunden wurden (s. Ul; Band XIV Tf. 1), und wo bisweilen, wie im Kurgan von Baksy bei Kerč, die Pferde noch lebend in die Grabkammer

eingesperrt und dort dem Erstickungstode preisgegeben wurden (M. Ebert *Südrußland im Altert.* 1921 S. 159; s. a. Südrußland D § 54 und Tf. 25^B, 26^B, 28^A).

Viel weniger häufig als die Mitbestattung von Pferden ist die von Hunden. Als Beispiele aus älteren Perioden diene ein Grab von Züschen in Hessen und ein Wohnhüttengrab aus dem Vibrata-Tal (v. Duhn a. a. O. S. 33; s. a. Italien B § 5), aus jüngerer Zeit ein Skelettgrab von Terni (a. a. O. S. 450) und ein Brandgrab auf dem Forum in Rom, wo die Reste des mitverbrannten Hundes mit denen seines Herrn in einer gemeinsamen Aschenurne lagen (a. a. O. S. 423). Am meisten begegnet die Mitbestattung von Hunden in merowinger- und wikingerzeitl. Gräbern, z. B. in dem oben erwähnten von Quedlinburg (Mannus IV. Ergänzungsband 1924 S. 169 Abb. 15), hier auch in den großen Bootsgräbern (s. d.), wie beispielsweise im Oseberg-Schiffe, namentlich aber in den alten Livengräbern, in denen Hunde eine ganz gewöhnliche Beigabe bilden (Hausmann *Rig. Katalog*).

Außer Hunden wurden dem Toten bisweilen auch noch kleinere Tiere, vor allem Marder (Niedersächsisches Jahrb. 1 [1924] S. 67), ferner Eichhörnchen (z. B. in 5 Kindergräbern von Keszthely; Hampel *Altert.* II 174), Katzen (Frauengrab von Keszthely, a. a. O.), Vögel usw. mit ins Grab gegeben, besonders gern eine Taube, wie mehrfach in den römischen Forumgräbern (s. d.; v. Duhn a. a. O. S. 424) und vereinzelt auch in Deutschland (Anthrop. Korr.-Bl. 28 [1897] S. 51), und nach Einführung der Falkenbeize der Jagdfalke, der namentlich in Frauengräbern Süddeutschlands öfters erscheint.

§ 2. Im Gegensatz zu den bisher behandelten Tierbestattungen, bei denen die Tiere nur im Interesse eines in der gleichen Grabanlage bestatteten Menschen beigegeben sind, verstehen wir unter den eigentlichen T., für die allein diese Bezeichnung vorbehalten bleiben sollte, solche Gräber, in denen die Tiere um ihrer selbst willen nach Art verstorbener Menschen bestattet worden sind. Ein besonders typisches Beispiel hierfür bildet ein sehr sorgfältig hergestelltes und bei der Aufdeckung noch völlig unberührt gewesenes Steinkistengrab mit dem Skelett eines $1\frac{1}{2}$—$1\frac{3}{4}$jährigen Schafes von Bergholz im Randow-Tale in Pommern, in dessen unmittelbarer Nähe schon früher bronzezeitl. Steinkisten- und früheisenzeitl. Flachgräber in Steinpackung zum Vorschein gekommen waren. Das Tier lag auf der r. Seite mit dem Kopf nach N, die Hinterfüße nach S; der Kopf befand sich nicht an der Wirbelsäule, sondern etwa 20 cm links davon, ob absichtlich dahin gelegt oder beim Zerfall dahin geraten, war nicht zu erkennen. Die Extremitäten des Tieres waren durch untergelegte kleine Steine gestützt. In der Kiste fanden sich noch zwei Gefäßscherben, darunter ein Henkelstück (ZfEthn. Verh. 1889 S. 428 ff. H. Schumann). Andere T., deren Bedeutung allerdings nicht durchweg gesichert erscheint, hat L. Giesebrecht (Balt. Stud. 13 S. 112 ff.) zusammengestellt. Über ein sehr sorgsam zwischen großen Steinplatten bestattetes Pferd, das im J. 1823 auf einem Acker zwischen Roßleben und Wendelstein in Thüringen in der Nähe eines Menschengrabes aufgedeckt wurde, berichtet Kruse (*Deutsche Altertümer* I 2 S. 46); allerdings könnte es sich dabei auch um eines der unter § 1 besprochenen Pferdeopfer handeln, doch bietet in Anbetracht der ausdrücklich hervorgehobenen Sorgfalt der Bestattung die Annahme einer echten T. die größere Wahrscheinlichkeit. Gleich unsicher ist die Bedeutung des Fundes in einem Hügelgrab bei Prieschendorf in Mecklenburg, wo im J. 1837 in einem Grabhügel in einer boden- und deckenlosen Steinkiste von $7\frac{1}{2} \times 3\frac{1}{2}$ Fuß die unverbrannten Schädelknochen eines 12—14jährigen Pferdes zum Vorschein kamen, alle sonstigen Reste dieses Tieres aber ebenso wie menschliche Knochen vollständig fehlten; ostwärts davon wurde etwas später noch ein von runden Feldsteinen eingehegter und mit weißgebrannten Feuersteinen gepflasterter Raum aufgedeckt, in dem sich neben Fragmenten von 5 Gefäßen und einigen Steingeräten sowie zahlreichen Kohlen ein in kleine Stücke zerfallener, vom Feuer aber gleichfalls unberührter Tierschädel (Tierart nicht genannt) fand, bei dem nur noch 8 Backenzähne erhalten waren (Balt. Stud. 13 S. 125). Gleich zweifelhaft erscheint auch der Fund von Seisla, Kr. Ziegenrück, wo sich ebenfalls in einem Grabhügel unter einem starken Geröllhaufen zahlreiche Pferdeknochen mit einigen Kohlen und Urnenscherben fanden, Menschenknochen dagegen

fehlten (Jahrb. d. Vogtl. altertumsforschenden Ver. 13 S. 68). Und die gleiche Unsicherheit besteht auch hinsichtlich eines Tiergrabes in einem älterbronzezeitl. Grabhügel, dem „Langenberg" bei Langen, wo zwischen Steinen verpackt eine Holzkiste mit kalzinierten Tierknochen bestattet worden war (Schübeler *Der Langenberg bei Langen, ein Grabhügel der älteren Bronzezeit* Jahresb. der Männer vom Morgenstern, Heimatbund an Elb- und Wesermündung 11 [1908/09] S. 139). Eine Reihe von Gräbern mit zahlreichen Resten von Pferden und Rindern, die zwar in einer Schicht von Asche und Kohlen lagen, selbst aber keine Spur von Brand zeigten, wurde ferner im Orla-Tale unweit Pößneck bei Wernburg aufgedeckt. Bemerkenswert ist, daß in sämtlichen Pößnecker Gräbern jede Spur von den Schädelknochen der Tiere fehlte. Ebenso fehlten menschliche Reste vollständig. 46 Schritt sö. von den Gräbern fand sich eine 9 × 3 Ellen große und bis $1^1/_2$ Fuß h. Brandstelle, in deren Umgebung Scherben graphitierter Gefäße und vereinzelte Knochen von Ochsen und Pferden umherlagen, während menschliche Reste auch hier fehlten (Adler *Die Grabhügel, Ustrinen und Opferplätze der Heiden im Orlagau und in den schaurigen Tälern des Sorbitzbaches* 1837 S. 49—52). Sehr merkwürdig ist ferner die Bestattung eines Hirschschädels in einem aus überkragenden Steinplatten hergerichteten Grabe in einem Grabhügel im Wendelsteiner Forst in Thüringen (Kruse a. a. O. I 41—43). Der Kopf lag genau in der Mitte des Grabes, neben ihm auf einer Sandsteinplatte eine Feuersteinaxt. Einige wenige Spuren von Menschenknochen sollen zwar gleichfalls vorhanden gewesen sein, doch dürfte hier wohl ein Irrtum walten. Im Gegensatz zu den Pößnecker Gräbern, bei denen der Kopf regelmäßig fehlte, liegt also hier wie bei vielen menschlichen Teilbestattungen (s. d.) und wie vielleicht auch in dem Prieschendorfer Grabhügel eine Schädelbestattung vor, die wir wohl als neol. auffassen dürfen. Ähnliche Schädelbestattungen sind auch noch von Frethun bei Calais bekannt geworden, wo im J. 1847 in einer ausgemauerten, 2 m l. und 1 m br. Grube gegen 100 Pferdeköpfe und in ihrer Mitte ein Kuhkopf mit noch wohlerhaltenen Hörnern aufgedeckt wurden, sonstige Knochenreste dagegen völlig fehlten (Das Ausland 1847 Nr. 171 S. 168). Von sonstigen T. ist besonders eine Doppelbestattung von zwei Hunden in der spätsteinzeitl. Siedelung von Lobositz erwähnenswert, deren Köpfe liebevoll durch zwei untergelegte Steinplatten gestützt waren (MAGW 1894 S. 169). In Spanien sind ganz neuerdings einige Gräber mit Pferd bzw. Rind in der Gegend von Solsona (s. d.), Prov. Tarragona, aufgedeckt worden (Briefl. Mitt. d. Herrn J. Serra-Vilaró in Tarragona; Publikation in Vorbereitung). Ebenso ist in allerjüngster Zeit ein regelrechter Pferdefriedhof, der nahe bei einem gall. Gräberfelde der Frühlatènezeit liegt, von Thiérot bei Châlons-sur-Marne freigelegt worden. Jedes Pferd war sorgsam in einer entsprechend großen Grube auf der Seite liegend bestattet; als Beigaben fanden sich gewöhnlich 1 römischer Wasserkrug (wahrscheinlich des 1. Jh. n. C.), oft noch andere Krüge, sowie Knochen von Rind und Schwein, während menschliche Reste anscheinend fehlen (Mitt. d. H. Dr. Schaeffer in Straßburg i. E.; Publikation in Vorbereitung). Endlich ist noch ein wohl der letzten oskischen Zeit angehöriges Hundegrab von Pompeji bekannt geworden (Gr. XVII), in dem sich neben dem Hunde eine schwarzgefirnißte Schale fand (v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 623). Aus England, Ungarn, Rumänien und Bulgarien sind nach Mitteilung der Herren Bremer, Roska, Popov und Andriesescu T. bisher nicht bekannt geworden. Ebenso fehlen Fundberichte aus Griechenland und dem äg. Kreise. Indes kannten die Alten auf der thrakischen Halbinsel ein Vorgebirge Κυνὸς σῆμα, so benannt nach einem Grabmal für die angeblich in einen Hund verwandelte und dort bestattete alte Königin Hekabe (Strabo VII 339; XIII 595; Pomponius Mela II 26; Plinius, Nat. Hist. IV 49). Doch lag nach Solinus X 22 und Martian. Capella VI 658 das Κυνὸς σῆμα vielmehr am Vorgebirge Sigeion in der Troas. Diese Hekabe hat sich durch Namensverwandtschaft mit der Totengottheit Hekate vermischt, mit deren Kult auch noch andere, von Plutarch (Themistokles 10) und Pollux (V 45) erwähnte Hundegräber in Beziehung stehen (Mitt. von

H. Joh. Schmidt, Grimma). Es haben also augenscheinlich hier früher einmal wirkliche Hundebestattungen existiert.

§ 3. In der Gegenwart findet sich die Sitte der T. noch vielfach bei Völkern mit totemistischen Vorstellungen (s. a. Totemismus B § 11). Wird ein Totem-Tier tot aufgefunden, so treten die gleichen Trauerbezeugungen ein wie beim Tode eines Verwandten, und das Tier erhält gewöhnlich, wie es die Ägypter mit tot aufgefundenen Bären und Wölfen taten (Herodot II 67), eine regelrechte Bestattung an Ort und Stelle. Als Beispiele hierfür seien die Dinka (Seligmann in Hastings *Encycl. Rel. and Ethics* IV 705) und die Buschkatzen- und Leopardensippe der Tschi (L'Anthrop. 36 S. 180f. Harper; ebd. S. 186 von Hieu) angeführt. Ebenso begraben gewisse Betsimisaraka den Babakoto, einige Sakalaven-Familien eine Falkenart (v. Gennep *Tabou et Totémisme à Madagascar* S. 216, 260). Endlich gehört hierher auch noch die Sitte der Baziba, den Vogel, mit dem sie sich in mystischer Verbindung glauben, weil er zufällig einmal ein von ihnen als Tabu (*muziro*) erklärtes Tier oder Teile davon nicht gefressen hat, wenn sie ihn tot auffinden, mit Gras zu bedecken (ZfEthn. 1915 S. 137, 147 Ankermann).

§ 4. Ähnliche Vorstellungen wie dem Tierkult der heutigen Naturvölker werden jedenfalls ursprünglich auch dem ägyptischen Tierkult und den damit in Verbindung stehenden T. zugrunde gelegen haben, wenn auch diese Vorstellungen schon frühzeitig mit höheren, aus der Beobachtung der Gestirne und namentlich des Mondes hervorgegangenen Göttervorstellungen verschmolzen sein mögen. Und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß auch die bisher freilich nur in sehr geringer Zahl aufgedeckten (in Wirklichkeit vielleicht viel häufigeren und bisher nur nicht beachteten) europ. T., wenigstens z. T., noch die letzten Spuren eines solchen, in letzter Linie in alten totemistischen Anschauungen wurzelnden Tierkultes bilden. Schriftliche Zeugnisse für einen alten Tierkult finden sich ja auch bei den verschiedensten idg. Völkern in Hülle und Fülle (Raben des Odin, Hunde der Hel, Hekate, Artemis usw., Adler des Zeus, Löwe der Kybele, Eule der Athene u. v. a.). Auffallend und ganz wundersam war für die alten Besucher Ägyptens nur die Übertreibung dieses Kultes, dessen Ursprung längst in Vergessenheit geraten war. Freilich haben nicht alle T. eine solche kultische Bedeutung. Manche von ihnen, wie beispielsweise das § 2 erwähnte Hundegrab von Pompeji, mögen wohl nur den Ausdruck liebevoller Anhänglichkeit bilden, die man dem treuen Genossen nach seinem Tode bewahrte. Auch darüber liegen mancherlei schriftliche Nachrichten vor. So befand sich auf Salamis ein Κυνὸς σῆμα für den treuen Hund des Xanthippos, des Vaters von Perikles, der bei der allg. Flucht der Athener vor der Schlacht bei Salamis seinem Herrn schwimmend nach der Insel gefolgt und dort verschieden war (Plutarch). Miltiades, Euagoras und Kimon ließen ihren Leibstuten, die dreimal in den Olympischen Spielen gesiegt hatten, ein Grabmal errichten. Ebenso „Augustus und Adrianus ihren Leibpferden, Crassus seiner Mauleselin, der Peripatetiker Lakides einer Gans, die ihn, solange sie lebte, auf allen Schritten begleitet hatte; selbst Hunden und Hähnen, ja einer Muräne sind solche Totenehren zuteil geworden" (Balt. Stud. 13 S. 112 Giesebrecht). Im allg. galten freilich derartige T. in klassischer Zeit nur noch als ein Zeichen unangebrachter Weichlichkeit und Spielerei, und Crassus bemerkt auf dem Grabmal seiner Mauleselin ausdrücklich, daß dies nur ein Spaß sein solle (Kirchmann *De funerib. Rom.* App. 6). Doch hat sich die Sitte auch später noch vielfach erhalten. Im Potsdamer Schloßpark liegt der Mollwitzer Schimmel. Auf der Terrasse von Sanssouci sind die Gräber der Lieblingshunde Friedrichs d. Gr. mit griech.-französ. Namen, und sorgfältig gepflegte Gräber mit einem Kanarienvogel, einem Hunde und wohl auch einmal einem Roß kann man selbst heute noch öfters sehen. Ja Paris hat auf der Île de la Recette oder des Ravageurs sogar einen regelrechten Hundefriedhof (*Cimetière des animaux*), mit einem Denkmal für den berühmten Bernhardinerhund Barry, der 40 Menschen das Leben gerettet hat.

§ 5. Einer besondern Besprechung bedürfen noch die T., in denen entweder nur der Schädel bestattet ist und alle übrigen Körperreste fehlen oder umgekehrt der

Körper vorhanden ist und der Kopf fehlt. Beispiele aus Europa bilden die § 2 angeführten Schädelbestattungen von Prieschendorf, Wendelsteiner Forst und namentlich Frethun. Die zweite Art findet sich besonders in den Pößnecker Tierbestattungen. Bei beiden Gruppen von T. handelt es sich wohl nicht um Bestattungen gefallener Tiere, sondern von einer Gottheit geheiligten Tieren, die dieser geopfert worden waren und dann nach der Opferung feierlich beerdigt wurden. Und zwar gebührten einer Gottheit nach einer allgemein herrschenden Anschauung als Opfer vornehmlich die Tiere, in denen sie nach den älteren Anschauungen selbst ihren Wohnsitz hatte, also dem stiergestaltigen Ptah der Stier, der hundegestaltigen Hekate der Hund usw. Ihnen allen wurde nach dem ägyptischen Opferritus der Kopf abgehauen, über diesen aber die Verwünschung ausgesprochen, daß alles Übel auf ihn falle, das den Opfernden oder dem ganzen Ägypten nahen wolle. Den also Verfluchten trug man fort und gab ihn entweder einem Griechen, wenn ein solcher da war, oder warf ihn in den Nil (Herodot II 38). Vom übrigen geopferten Tier wurde ein Teil zum Brandopfer hergerichtet, nur vom Widder, der am Fest des Zeus Amun in Theben geschlachtet wurde, wurde nichts verbrannt und genossen; man bestattete ihn vielmehr vollständig in einer heiligen Gruft, der Kopf allein ward auch ihm abgeschnitten wie allen geopferten Tieren (Herodot II 42). Ein ähnlicher Opferritus wird daher wohl auch den genannten Teilbestattungen in den europäischen Tiergräbern zugrunde liegen. Besonders bemerkenswert unter diesen Teilbestattungen ist das Hirschschädelgrab im Wendelsteiner Forst, denn hier handelt es sich offenbar um eines der arch. noch recht selten einwandfrei belegten Hirschopfer (Wilke *Religion der Indogerm.* 1923 S. 222f.), wie wir es außer auf griech. Vasen und Gemmen (Furtwängler I Tf. 20, 22; III 231) und hin und wieder auf babylonisch-assyrischen Denkmälern (z. B. Höfler *Organotherapie* 1910 S. 80 Abb. 15) vor allem auf dem bekannten Judenburger Wagen (s. Strettweg und Band XII Tf. 114) und außerdem auf ein paar Ödenburger Gefäßscherben beobachten, auf denen zwar nicht die Opferhandlung selbst dargestellt ist, wohl aber eine feierliche Prozession mit Kultwagen, vor dem der zur Opferung bestimmte Hirsch geführt wird (s. Ödenburg und Band III Tf. 119 unten).

§ 6. Erwähnt sei endlich noch, daß die Bezeichnung „Tierbestattung" außer in dem vorstehend behandelten Sinne von manchen Autoren auch noch auf die einfache Leichenaussetzung angewendet wird (Hoernes *Urgeschichte* I [1898] S. 248), bei der die menschlichen Leichen den Tieren der Wildnis zum Fraß überlassen wurden und gewissermaßen in deren Magen ihr Grab fanden. Hoernes verweist dabei besonders auf die *Sohona* der Singhalesen, gewöhnlich eine 3—4 engl. Meilen von der nächsten Siedelung entfernte Waldschlucht, wohin die Verstorbenen, öfter auch schon die Todkranken, gebracht wurden, um dort von Hunden oder Vögeln aufgezehrt zu werden. Diese Sitte, der wir auch noch bei zahlreichen andern Naturvölkern und vor allem in den pers. Totentürmen begegnen (Wilke *Relig. der Indogerm.* 1923 S. 49ff. u. ö.), ist auch aus dem Altertum vielfach bezeugt, so insbesondere bei den Baktriern, die nach Strabo XI 11, 2 ihre Kranken und Greise sogar noch lebend eigens zum Zwecke des Auffressens abgerichteten Hunden, Ἐνταφιασταί genannt, vorgeworfen haben sollen, und es ist wohl anzunehmen, daß sie in den allerfrühsten Zeiten die einzige Form der Leichenbeseitigung bildete. Trotzdem halte ich die Bezeichnung „Tierbestattung" in diesem Sinne nicht für glücklich, es sei denn, daß man sie als aktive T., bei der also das Tier selbst als Leichenbestatter auftritt, ausdrücklich von der passiven Tierbestattung unterscheidet, bei der der tote Tierkörper sein Grab erhält.

G. Wilke

B. Ägypten. Die im späteren Ä. geläufige Sitte, bestimmte Tiere, die als die Verkörperungen verschiedener Gottheiten angesehen wurden, in gesonderten Friedhöfen zu bestatten (Erman *Religion*^{2} S. 197), läßt sich vor dem NR nicht nachweisen. Allerdings finden sich schon in vorgesch. Friedhöfen Bestattungen einzelner Tiere, doch handelt es sich dabei um die Beisetzung von Haustieren, die im oder beim Grabe ihres Herrn die letzte Ruhe fanden. Vgl. den Kopf eines Hundes in geplünderten Gräbern bei Naqada (s. Negade; Petrie-

Quibell S. 26, 286) und Diospolis (s. d.; Petrie S. 33, B 119), die Skelette von zwei Hunden neben der Hockerleiche eines mit allerlei Waffen reich ausgestatteten Mannes (Ayrton-Loat *Mahâsna* S. 21 H 23), die Grabsteine von Hunden in den Königsgräbern der beiden ersten Dyn. bei Abydos (s. d.; Petrie *Roy. Tombs* I Tf. 32, 10. 11. 12), die Skelette von drei Eseln neben einer Mastaba der 1. Dyn. (Petrie *Tarkhan* II 6, 16 und Tf. 18, 19) sowie die Skelette von Hunden, Rindern und Ziegen in nub. Friedhöfen der Vorzeit und Frühzeit (Junker *Kubanieh-Süd* S. 18—20, 41 und Tf. 21 d). Eine gemeinsame Beisetzung von etwa 20 Hunden in einer Grube, die keine Menschenskelette enthielt, fand Petrie bei Naqada (a. a. O. S. 26, 286). Vgl. auch Reisner *Survey 1907—08* S. 137 ff.

Ranke

Tierbild (Paläolithikum) s. Kunst A, Nördliches Afrika A § 7.

Tierfell, Tierhaut s. Fell, Leder.

Tierfibel, Tierkopffibel s. Fibel A § 26.

Tiergötter s. Kultus A § 2a, Mischwesen, Religion.

Tierkopfförmige Steinwaffen. § 1. Unter dieser Benennung sind neol., steinerne, im kammkeramischen Kulturgebiet auftretende, mit Schaftloch versehene Tierköpfe (Tf. 58c) oder Schaftlochäxte und -hacken, deren eines Ende in einen Tierkopf ausläuft (Tf. 58a, b, d), zu verstehen. Das Material besteht gewöhnlich aus dem leicht zu formenden Topfstein. Aus Finnland kennt man bisher 9 Stück. Das schönste Exemplar und zugleich eines der besten Kunstwerke der neol. Zeit ist ein bei Huittinen in Südwestfinnland gefundener Elchkopf (Band III Tf. 124i). Einige Exemplare sind dagegen sehr plump gearbeitet. Am reichsten sind die Tierkopfwaffen in Olonec vertreten, wo auf einem kleinem Gebiet etwa ein Dutzend von ihnen gefunden ist. Man hat deshalb diese Gegend für die eigentliche Heimat der fraglichen Waffen gehalten, von der aus die meisten Stücke ausgeführt wären. Aus dem übrigen Rußland liegen ein Stück von Archangelsk und eines von Tver vor. In Schweden sind 2 Stück gefunden worden, das eine in Uppland, das andere in Helsingland, wohin sie wohl aus Olonec über Finnland eingeführt sind.

§ 2. Die Tierkopfwaffen gehören in den Kreis der primitiven naturalistischen Tiergebilde, die beinahe über die ganze arktische Zone verbreitet sind. Die ältesten Erscheinungen dieser Art sind außer diesen Tierkopfwaffen die in Norwegen, Nordschweden, Olonec, dem Ural und Sibirien gefundenen Felsenzeichnungen (s. d. A, B) und -malereien mit Tiermotiven, und die skand. Schiefermesser mit Tierkopfgriffen (Band IX Tf. 33n, q), die eine Parallelgruppe zu den olonecisch-finn. Tierkopfwaffen bilden. Die jüngsten Erzeugnisse dieser Kunst sind die noch heute z. B. von Tschuktschen, Lamuten und Korjaken in Ostasien verfertigten Tiergebilde. Die paläol. Tierdarstellungen (s. Kunst A) bilden gewissermaßen die erste Stufe dieser Kunst; ob ein genetischer Zusammenhang zwischen der paläol. und der neol. und heutigen arktischen Kunst besteht, ist indessen zweifelhaft. Solche primitiven Tierdarstellungen kommen nicht nur in der arktischen Zone vor, man trifft sie auch bei anderen von der Jagd abhängigen Völkern wie z. B. den Buschmännern in Südafrika an (s. Südliches Afrika § 3). Diese Kunstart scheint in erster Linie primitiven Jägervölkern eigentümlich zu sein, denen ihr Lebenserwerb eine sichere Hand und eine genaue Kenntnis der Tiere verlieh.

S. Pälsi *Kulttuurikuvia kivikaudelta* Helsingfors 1916; ders. *Arktisia kuvia* Helsingfors 1920.

§ 3. An den neol. Tierkopfwaffen deuten die Beherrschung des harten Materiales, die Schaftlochtechnik und die Form selbst auf eine starke Beeinflussung seitens einer höheren Kultur. Diese Waffen dürfen als ein Kreuzungs-Produkt zwischen der arktischen Tierdarstellungskunst und den Streitaxtkulturen betrachtet werden, welche letztere in Finnland und Rußland in der III. Per. Mont. der StZ die Jagd- und Fischereikultur durchsetzten. Die Entwicklungsgeschichte und die Chronol. der Tierkopfwaffen wird durch den Fund von Seima (s. d.) in Zentralrußland beleuchtet: Dieser Fund, welcher der dortigen der Bootaxt-Kultur entsprechenden Fatjanovo-Gruppe (s. Fatjanovo-Kultur) angehört, enthält nämlich u. a. einen Kupferdolch (Band III Tf. 33 a, b, d, g), dessen elchkopfförmiger Griff von der Jägerkunst der kammkeramischen Kreise entlehnt sein muß, und der aus einer Zeit stammt, die der Bootaxtzeit entspricht.

Anderseits sind wieder ornamentale Einzelheiten einer in Finnland gefundenen Elchkopfaxt, die in die Übergangszeit zwischen der III. und IV. Per. datiert werden kann (Band III Tf. 33e), von dem Dolchtypus von Seima entliehen. Eine in Südkarelien gefundene Bärenkopfaxt (Tf. 58b) ist die Nachbildung einer finnländischen Bootaxt von spätem Typus; an anderen Tierkopfäxten lassen sich Spuren von Beeinflussung durch gewisse ostruss. Streitaxtformen wahrnehmen (Tf. 58a). Da ein paar degenerierte finnländische Tierkopfwaffen (Tf. 58d) ganz an den Ausgang der StZ gesetzt werden können (s. Kyrkslätt und Esbo), fällt die Lebenszeit der steinernen Tierkopfwaffen in den Zeitraum vom Ende der III. Per. bis zum Ende der StZ. Doch ist anzunehmen, daß die primitive Tierdarstellungskunst schon vor dieser Zeit im Gebiet der Kammkeramik (s. d.) ausgeübt worden ist, wennschon in anderen Formen (z. B. in Felsenzeichnungen und -malereien, deren Ausbreitungsgebiet — nach den in Kyrkslätt [s. d.] und in Olonec gefundenen Denkmälern dieser Art zu urteilen — auch das Gebiet der Tierkopfwaffen umfaßt) und in weniger hartem Material; in Zentralfinnland ist z. B. ein mit einem Tierkopf verzierter Holzlöffel (Band III Tf. 125a) und im Ural eine beinerne Tierkopfwaffe gehoben worden, die beide der StZ angehören, ohne jedoch näher datiert werden zu können.

§ 4. Die Tierkopfwaffen werden für Häuptlingsabzeichen oder Kultgegenstände gehalten, mit deren Hilfe man Jagdglück oder größere Gewalt über die abgebildeten Tiere zu erlangen hoffte. Die zoologisch bestimmbaren Tierbilder an diesen Waffen stellen den Elch (Band III Tf. 124i) und den Bären (Tf. 58b) dar, welche Tiere demnach besonders wertgeschätzt worden sind.

Suomen Museo 16 (1909) S. 1ff. und Z. d. Finn. Altert.-Ges. 26 S. 257ff. J. Ailio; Fornvännen 2 (1907) S. 113ff. und ebd. 6 (1911) S. 152ff. O. Almgren; Suomen Museo 14 (1907) S. 67ff. und Finskt Museum 22 (1915) S. 73ff. A. M. Tallgren; Z. d. Finn. Altert.-Ges. 32 Nr. 1 S. 109ff. A. Europaeus; [*Finlands konst* Helsingfors 1926 S. 1ff. ders.]. Aarne Europaeus

Tierkultus s. Kultus, Religion.

Tieropfer A. Allgemein s. Kultus A, Opfer A.

B. Palästina-Syrien.

§ 1. Speise der Gottheit. — § 2. Opfertiere in Israel. — § 3. Reinheit. — § 4. Opferriten. — § 5. Tieropfer in Phönikien.

§ 1. Unter den Vorstellungen, die der antike Mensch mit seinem Opfer verbindet, steht die der Lebenserhaltung bzw. Lebenserhöhung der Gottheit durch Speisen voran, sie ist ihrem anthropomorphen Charakter gemäß uralt und in fast allen entwickelten Religionen üblich. Das Opfermaterial setzt sich also vornehmlich aus Nahrungsmitteln zusammen. Zu den vegetabilen Opfern (rohes, geröstetes, gemahlenes oder verbackenes Getreide, Wein, Öl und Weihrauch) treten die Tieropfer.

§ 2. Das israelitische Ritual kennt nur Haus-, keine Jagdtiere (s. u.), und auch unter diesen wurden „reine" und „unreine" unterschieden. Rindvieh und Kleinvieh (Schafe [s. d. C] und Ziegen [s. d. C]) männlichen und weiblichen Geschlechts waren im Gegensatz zu Esel (s. d. C), Hund (s. d. C), Schwein (s. d. C) und Kamel (s. d. B) zulässig (Lev. 11). Obwohl das Ritual erst im sog. Priesterkodex aus dem 5. Jh. v. C. überliefert ist, geht es sicher auf die alte, vorexilische Zeit zurück; das beweist einmal Deut. 14 (7. vorchr. Jh.), das diese Tiere der profanen Schlachtung freigibt (mithin rechnete man sie vor dieser Zeit zu den unreinen Tieren), und eine teilweise Übereinstimmung des Priester-Rituals mit dem Bundesbuch (Ex. 20ff.) und dem Opfergesetz in Ex. 34, die beide etwa in das 10. Jh. v. C. zu setzen sind (Ex. 22, 29 = Lev. 22, 27; Lev. 22, 28 = Ex. 34, 26). Der Kultus und sein Ritual sind ja auch im allg. etwas überaus Beständiges; eher verschieben sich die Opfervorstellungen als ihr Ritus. Von den Vögeln werden nur Tauben geopfert (Lev. 5, 7. 11).

§ 3. Voraussetzung der Opferfähigkeit eines Tieres war seine Makellosigkeit. Im Priesterkodex-Ritual (Lev. 22, 20—24) wird einzeln aufgezählt: „Ist ⟨das Tier⟩ blind, gebrechlich oder verwundet, hat es Geschwüre, Krätze oder Flechte, so sollt ihr es Jahve nicht opfern". Hat das Tier ungleiche Glieder, so kann man diese Mißgeburt allenfalls zum freiwilligen Opfer, niemals aber im offiziellen Ritus verwenden (Lev. 22, 23). Künstliche Beschädigungen, wie Kastration und andere Ver-

stümmelungen, machen das Tier unrein zum Opfer.

Mindestens 8 Tage mußte das Opfer alt sein, eher sollte man es der Mutter nicht entreißen (Ex. 22, 29, vgl. Lev. 22, 22). Die gleiche Einstellung auf das Tier zeigt das alte Verbot: „Du sollst das Böckchen nicht in der Milch seiner Mutter kochen" (Ex. 34, 26 = Lev. 22, 28). In Micha 6, 6 (ca. 725 v. C.) ist von einjährigen Opferkälbern die Rede, es waren jedenfalls immer Jungtiere, „auf die kein Joch gekommen ist" (vgl. I. Sam. 6, 7).

§ 4. Die Tiere konnten auf verschiedene Weise und in verschiedenem Maße der Gottheit dargebracht werden. Die drei Riten sind das Ganzbrandopfer, das Gemeinschaftsopfer und das Sühnopfer. Beim Ganzbrandopfer (*'olâ* bzw. *'olâ kalîl*) wird das Tier zunächst geschächtet, so daß das Blut an den Altar spritzt, dann — zerstückt — auf die Holzschicht des Altars gelegt und in rohem Zustande völlig verbrannt. Beim Gemeinschaftsopfer (früher meist: Schlacht- oder Mahlopfer genannt; hebr. *zaebaḥ* oder *zaebaḥ šelamîm*) wird das Opfertier geteilt: das Beste, das Blut und das Fett (mit den Nieren), erhält die Gottheit, das (übrige) Fleisch wird von der Kultgemeinde „im Angesicht der Gottheit" verzehrt. So ist das Opfer ein Essen und Fröhlichsein vor Jahve (Deut. 12, 7). Aus der Tatsache, daß das Brandopfer im besonderen als Ganz-Brandopfer bezeichnet wird, darf man vielleicht schließen, daß beim *zaebaḥ* ursprünglich der Gottesanteil (das Fett) auf dem Altar niedergelegt wurde. Erst in späterer Zeit hat man ihn verbrannt (so I. Sam. 2, 16; hier für „verbrennen" der Ausdruck *qittêr* = im Rauch aufgehen lassen), so daß man dann diesem Teil-Brandopfer das *'olâ kalîl* gegenüberstellte. So wird auch — anders Greßmann in *Religion in Geschichte und Gegenwart* IV 964 s. v. Opfer — der Ausdruck „schlachten (*zabach*) und räuchern (*qittêr*)" I. Kön. 3, 3, II. Kön. 16, 4 nach der obengenannten Stelle I. Sam. 2, 16 von einer Kulthandlung, eben dem *zaebaḥ*, zu verstehen sein. Der dritte Opferritus ist das Sühnopfer, das, aus verschiedenen Anlässen (pro peccato oder pro delicto) dargebracht, zwei Namen führt: *ḥaṭṭât* = Sündopfer und *'âšâm* = Schuldopfer (Lev. 6, 18ff.; 7, 1ff.). Für beide ist die Blutbesprengung des Altars bezeichnend; das Fleisch des *ḥaṭṭât* ist „hochheilig" und wird daher nicht gegessen, sondern verbrannt, während es beim *'âšâm*, mit Ausnahme des auf dem Altar verbrannten Fettes, als Bußzahlung des Schuldigen an den (reinen) Priester fällt. Die Übereinstimmung des Sühnopfers mit dem Ganzbrandopfer ist eine weitgehende. Es ist Dussauds Verdienst (s. § 5), nachgewiesen zu haben, daß das Sühnopfer altisraelitisch und nicht, wie Wellhausen (*Prolegomena* S. 71ff.) annahm, erst nachexilische Schöpfung ist.

§ 5. Für Phönikien haben wir zwar nur Opfertarife aus dem 4. Jh. v. C. und aus den punischen Kolonien, doch gestattet der Vergleich der Opferriten mit denen der Israeliten den Rückschluß, daß in der Opfertafel von Marseille (CIS I 165) und der von Karthago (CIS I 167) das alte phön. Opferritual erhalten ist. An Haustieren werden genannt der Ochse (M. 3), das Kalb (M. 5), der Widder und die Ziege (M. 7), Lamm und Böckchen (M. 9), sowie zahme Vögel (M. 11) — dazu auf punischen Stelen oft abgebildet: das (zahme?) Kaninchen. An Jagdtieren werden im einzelnen der Hirsch (M. 5) und wilde Vögel (M. 11) aufgeführt.

Da im phön. Ritual Haus- und Jagdtiere in gleicher Weise als Opfer gewertet werden — der Hirsch wird beispielsweise neben das Kalb gestellt —, so wird sich von hier aus am ehesten die Ablehnung der Jagdtiere im israelitischen Kultus erklären. Was den „Heiden" heilig ist, wird unheilig genannt, weil sich so am leichtesten die Reinheit und Selbständigkeit des Kultus gewährleisten läßt.

Die Opfertiere werden im phön. Kultus bei den drei Riten des *kalîl*, *zeva'at* und *šaelaem kalîl* geopfert. Das zuletzt genannte Opfer entspricht dem isr. Ganzbrandopfer, *zeva'at* ist sakramentales Gemeinschaftsopfer wie das *zaebaḥ*, *kalîl* endlich entspricht dem *'âšâm* und *ḥaṭṭât* der Israeliten. Nicht nur die Ähnlichkeit des Ritus, auch die der Namen läßt darauf schließen, daß es ursprünglich im phön. Kultus nur das *kalîl* und daneben das *zeva'at* gab. In Israel liegt dann eine weitere Teilung des *kalîl* in drei Opfer: *'olâ*, *'âšâm* und *ḥaṭṭât* vor.

Diese Teilung muß nach II. Kön. 12, 17 bereits um 800 v. C. vollzogen sein. Für die Zeit vorher wird man auch bei den Israeliten ein Ganzbrandopfer und ein Gemeinschaftsopfer voraussetzen dürfen, wobei das erste einen Sühnecharakter, das zweite einen mehr fröhlichen Zug besitzt. Dient das eine der Herstellung des Heilsverhältnisses zur Gottheit — *šaelaem kalîl; šalôm* der Zustand der Gottwohlgefälligkeit —, so das andere der Darstellung dieses Verhältnisses (*zaebaḥ šelamîm*).

J. Wellhausen *Prolegomena zur Geschichte Israels*[6] 1899; I. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907; R. Dussaud *Les origines cananéennes du sacrifice israélite* 1921; B. Gray *The sacrifice in the Old Testament* 1924; K. Galling *Der Altar in den Kulturen des Alten Orients* 1925.

Galling

C. Vorderasien s. Opfer B, Ziegenträger, Zoologischer Garten.

Tierornament. § 1. Der grundsätzlich verschiedene Charakter der Kunst im alten Orient und Europa findet einen treffenden Ausdruck in der abweichenden Stellung zum T.: in Mesopotamien und Ägypten schuf die vom Anbeginn gepflegte darstellende Kunst die selbstverständliche Voraussetzung zur dekorativen Verwendung der Tiergestalt, in der abstrakt-geometrischen europ. Ornamentik bildete diese dagegen einen Fremdkörper, dessen Auftreten in den meisten Fällen ein sicheres Zeichen s. Einwirkung ist.

§ 2. Ein frühestes Beispiel dafür bieten die südruss. neol. Gefäße der Tripoljekultur mit ihren aufgemalten Vierfüßlern (Rinder, Böcke, Esel), menschlichen Figuren mit dreieckigem Rumpf (Tf. 16c, 20a) oder auch plastischen Stierköpfchen (Tf. 19a). Die nächsten Parallelen zu den menschlichen und gereihten Tiergestalten bietet die elam. Gefäßmalerei (s. Vase F; vgl. Band VIII Tf. 45—47) der Kupferzeit (vgl. u. a. Podolien: Mannus 1 S. 239 Abb. 15; Mussian: Mém. Délég. Perse 8 S. 119 Abb. 209), die Verbindung plastischer Rinderköpfe mit den Tongefäßen begegnet in den untersten Schichten Trojas (s. d.) und ist, wohl auf Grund der religiös-sinnbildlichen Bedeutung, schon in der j. StZ weit in Mittel- und Südeuropa vorgedrungen (Böhmen: ZfEthn. Verh. 29 [1897] S. 250ff.; s. a. Mondidol). — Auf ganz anderer Grundlage kann sich, sei es auch höchst selten, aus den verwilderten Formen des aufgelösten bandkeramischen Ornaments ein stark schematisches, geradliniges T. entwickeln (Eberstadter [s. d.] Typus: Mannus 9 [1917] S. 55ff., 69ff. — Die umgekehrte Entwicklung kommt nicht in Frage).

§ 3. Nicht als eigentliches T., sondern als eine dekorativ angewandte Tierplastik sind die Tierköpfe an Waffen der arktisch-baltischen Kultur zu verstehen (s. Tierkopfförmige Steinwaffen). Hier handelt es sich um eine Betätigung des primären Jägernaturalismus; die Umgestaltung der freien Endungen von Waffen und Geräten in naturalistisch empfundene Tierköpfe findet eine Parallele in der diluv. Kunst Südwesteuropas, z. T. auch in der altägyptischen Gerätverzierung (s. a. Ur). Bezeichnenderweise haben diese T. trotz ihrer unmittelbaren Berührung mit den Bauernkulturen der j. StZ in Skandinavien und Norddeutschland zu keiner Nachfolge angeregt, vermutlich weil es sich um den Ausdruck einer tiefer stehenden Kultur handelte. In Osteuropa hat diese ornamentale Tierplastik, sei es auch häufig in stark stilisierter Gestalt, in den gegossenen Bronzen der ural-altaischen Bronzezeit (s. Eurasische Bronzezeit) eine Fortsetzung gefunden. Vermutlich ist in ihr auch die eigentl. Wurzel des stark mit fremden Elementen gemischten skyth. Tierstils zu erblicken (s. a. Südrußland D § 25ff.).

A. M. Tallgren *Die Kupfer- und Bronzezeit in Nord- und Ostrußland* 1911.

§ 4. Im Gegensatz zum eigentlichen Ornament, das in der früheren BZ von Italien bis Skandinavien streng geometrisch bleibt, werden in der II. Per. Mont. der nord. BZ die Griffe der „Rasiermesser" nicht selten zu Pferdeköpfen umgestaltet (vgl. z. B. Band IX Tf. 109l). Es ist denkbar, daß diese Köpfe an den vielleicht für chirurgische Zwecke verwendeten Messern aus religiösen Gründen (s. Südrußland D § 59 Endabschnitt) zu erklären sind — vgl. die Pferdestatuette vom Trundholmer „Sonnenwagen" (Tf. 76) —; die zunehmende Stilisierung des Pferdekopfes in der III. und IV. Per. Mont. läßt aber vermuten, daß es sich ursprünglich um eine Anlehnung an fremde Vorlagen handelt, wenn auch die Ableitung aus den sehr verwandten Pferdestatuetten der Dipylon-Kunst aus chronologischen Gründen nicht möglich scheint

(dagegen S. Müller *Urgeschichte Europas* 1905 S. 116f.; s. a. Plastik B).

§ 5. Spätestens jedoch in der III. Per. Mont. der BZ hat das Einfließen von Tiermotiven aus den geometrischen Stilen Griechenlands und Italiens eingesetzt und Skandinavien erreicht (Vogelfigürchen am Kesselwagen von Skallerup; Band IX Tf. 151f). Seit dem Beginn der mitteleurop. HZ bzw. der späteren nord. BZ wird die Verbreitung der s. Tiergestalten allg.: gedrängte Reihen von „Hallstattvögelchen" an Kesselwagen und Doppelspiralfibeln (Ungarn, Band XIV Tf. 10^{A}c), Tonschalen und Urnen (Ödenburg [Band III Tf. 119], Gemeinlebarn); Pferdefigürchen mit oder ohne Reiter auf Beilstöcken (Hallstatt; Band V Tf. 19, 12. 13. 15), als Fibelbügel (Hallstatt, ebd. Nr. 26, 27), auf Tonurnen (Gemeinlebarn, Band V Tf. 23a; Hausurne von Hoym, Prov. Sachsen, Band V Tf. 66d); Rinderköpfe oder ganze Rinderfiguren als Henkel an Ton- und Bronzegefäßen (Gemeinlebarn [Band IX Tf. 198b. c, 199b], Hallstatt; stark degenerierte Rinderfiguren als Henkel auch in Norddeutschland vgl. Undset *Eisen* S. 300 Abb. 22); Pferdeköpfe als Henkelabschluß (Boeslunde-Seeland, Band II Tf. 15), symmetrisch gestellte Tierprotome oder -köpfe an südd. Halbmondfibeln (Band III Tf. 104e), Feuerböcken (vgl. Band XIV Tf. 11a) usw. In all diesen Fällen, zu denen Italien vielfach genaue Parallelen bietet, handelt es sich um Fremdkörper, die äußerlich auf die Geräte geheftet erscheinen, oder um die zoomorphe Umgestaltung der Gerätteile selber, besonders deren freier Endungen. Eine scharfe Trennung von der freien Plastik (s. d. B) ist oft nicht möglich; sakrale oder doch sinnbildliche Bedeutung der Tierfiguren ist wohl in den meisten Fällen anzunehmen, wenn auch dieser tiefere Inhalt oft verblaßt sein mag.

§ 6. Eigenartig ist das Verhalten der einheimischen Ornamentik zu diesen fremden Tierformen: In der frühesten EZ (IV. Per. Mont. der nord. BZ) verbreiten sich die ital. Kesseleimer mit in Punktlinien getriebenen Vogelprotomen zu beiden Seiten der Sonnenscheibe von Mitteleuropa bis Skandinavien (vgl. z. B. Band V Tf. 15d; VIII Tf. 77c 3; IX Tf. 150f; X Tf. 102a), ohne daß zunächst eine künstlerische Anregung von ihnen ausginge. Diese Sonnensymbole, deren Ursprung aus den phön. Uräus-Schlangen Undset plausibel gemacht hat (ZfEthn. 23 [1891] S. 243ff.), werden in der III. Stufe Reinecke der HZ in Italien und Mitteleuropa in einzelne Kreise und Vögelchen oder auch Vogelköpfe mit langem Halse aufgelöst. Reihenweise eingestempelt erscheinen sie auf Metallgefäßen und Hallstätter Gürtelblechen, hier neben Pferde- und Menschenfigürchen: es herrscht die Reihung als primitivstes, schon in der altorient. Kunst erprobtes Mittel zur dekorativen Verwertung der Tiergestalt. — In Norddeutschland erscheinen die Sonnensymbole rudimentär als graviertes Ornament auf rautenförmigen Fibelplatten der V. Per. Mont., dann verbinden sich die Köpfe, jetzt als Drachenköpfe, organisch mit dem Wellenbandmuster der einheimischen Kunst, das selber in den Ranken-Endungen geradezu zu diesem freien Abschluß drängte (Band IX Tf. 138). Eine ähnliche Entwicklung ging mit dem Randornament der späten „Rasiermesser" vor sich und führte dort zum Drachenschiff-Ornament. Erst dann zerreißen die organisch zusammenhängenden Gebilde in einzelne bandförmige Tiergestalten, die zu isolierten Streufiguren entarten können. — Eingestempelt an Tongefäßen erscheinen aber auch die Reihen echter Hallstattvögelchen in Dänemark, in der LTZ sogar noch in Portugal, Nordfrankreich.

Mecklenb. Jahrbb. 1895—1896 S. 227 Beltz; Präh. Z. 13—14 (1921—1922) S. 114 ders.; Déchelette *Manuel* II 1 S. 426ff., 3 S. 1472; Hoernes *Urgesch.*² S. 516ff.; MAGW 1892 S. 107f.; Scheltema *Altnord. Kunst* 1923 S. 134ff., 140ff.

§ 7. In der frühen LTZ setzt sich das T. als plastische Verzierung der Schmuck- und Gerätteile fort. Auch jetzt werden an den Bügelfibeln vielfach Fuß- oder Kopfende oder auch beide zu Tier-, meistens Vogelköpfen oder Menschenmasken umgestaltet (Band III Tf. 105 r). Graeco-ital. Metallarbeiten boten neue Anregungen: vollständige Tiergestalten dienen als Henkel an Schnabelkannen (Borscher Aue), Achelousmasken erscheinen als Henkelansatz (u. a. Klein-Aspergle [Band VII Tf. 2b]), als Reliefschmuck an Hals- und Armringen (Schwarzenbach [s. d.; vgl. Band XI Tf. 115—118], Rodenbach [s. d.; Band XI Tf. 29a, 30e]), heraldisch gepaarte Tiere an Henkel-

ansätzen und Ringen (s. Wappen A). Im Gegensatz zum Hallstattstil treten eingestempelte figurale Motive stark zurück (Goldblechband mit Sphinxen aus Weißkirchen, Menschenmasken auf gepreßten Zierblechen aus Hořovic, Böhmen; s. Latènestil); die in Italien ungemein beliebten gemalten, gestempelten, gravierten Tierstreifen sind sehr selten (Tonflasche von Matzhausen [Band VII Tf. 193d], Bronzeflasche von Rodenbach), lassen sich dann allerdings, bis zur Unkenntlichkeit degeneriert, bis an den westpreuß. Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur) nachweisen (F. Behn *Mittelital. Bronzescheiben* Röm. Mitt. 1920 S. 11ff.). In der reiferen Latènekunst wird das T. zugunsten des Pflanzenornaments stark in den Hintergrund gedrängt, obwohl menschliche Masken und Wappentiere auch jetzt nicht selten sind. Als freie Endung an Geräten sind Tierköpfe oder Tierprotome auch in der späteren LTZ beliebt: Widderköpfe an tönernen Feuerböcken Nordfrankreichs (Band II Tf. 66b), Stierköpfe mit den charakteristischen, in Kugeln endenden Hörnern an Messergriffen, Gefäßhenkeln, Trinkhörnern, Feuerböcken usw., Pferdeköpfe an Gürtelhaken usw. Aber auch im eigentlichen Ornament wird die Tiergestalt, organischer als zuvor, verarbeitet: stark, zum Teil rankenartig stilisierte Tiere treten auf (Schwertscheide von La Tène, Blechfragment von Levroux [Dép. Indre], Eimerbeschlag von Aylesford [Band I Tf. 26a]); umgekehrt können sich an der stilisierten Blattranke Tiermotive entwickeln (Schwertscheiden von La Tène).

Mainz. Festschr. S. 53ff. P. Reinecke; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1507ff.

§ 8. In Ost- und Südosteuropa bedingte das Nachleben der primitiven Tierbildnerei (s. § 2) in Verbindung mit orient., ägäischen, mitteleurop. Einflüssen die Entstehung eines außerordentlich reichen, aber verwilderten und entwicklungslosen Tierornamentes. Ostpontische Gürtelbleche der frühen EZ mit graviertem T. lassen die Einwirkung myk. Kunst erkennen, während nordkaukas. Arbeiten sich durch das Überwiegen plastischen Tierschmucks der ural-altaischen Gruppe nähern. Überraschende Ähnlichkeit mit mitteleurop. Arbeiten ist entweder durch das Zusammenwirken gleicher Faktoren oder durch direkte Verbindungen zu erklären: zu Dreiecken stilisierte Menschen- und Tiergestalten an kaukas. Tonurnen könnten auch aus Ödenburg (Band III Tf. 119) stammen (ZfEthn. Verh. 33 [1901] S. 117 Abb. 39, S. 140 Abb. 59; vgl. Hoernes *Urgesch.*[1] Tf. 28); der gleiche Bronzeschmuck mit gekuppelten Pferdeprotomen ist aus Ostrußland und Tirol-Bosnien bekannt (Aspelin a. a. O. S. 145f.; Hoernes *Urgesch.*[1] Tf. 13). — In der späteren EZ bedecken die pontischen Skythen ihre Metallarbeiten unter wahlloser [s. a. § 3] Aufnahme griech. Formen (s. Südrußland D § 25—37) mit einer gedrängten Fülle naturalistischer Tiergestalten oder Fabelwesen. In scharfem, meistens zu wenig beachtetem Gegensatz zu dieser Bastardkunst und nach den ersten Ansätzen in der späten nord. BZ und spätkelt. EZ sind erst die Germanen in der nachröm. EZ zu einer rein ornamentalen Beherrschung der Tiergestalt bzw. zu einer animalischen Belebung der abstrakt-ornamentalen Form fortgeschritten. F. A. v. Scheltema

Tiersehne. Ebensowenig wie die Primitiven der Gegenwart wird sich auch der vorgesch. Mensch die zum Binden und Nähen gut geeigneten T. haben entgehen lassen. Aber Belege sind nicht gefunden worden. Sicher hat man sie auch zur Bespannung des Bogens (s. d.) benutzt. Über die νεῦρα der antiken Geschütze und ihre Zubereitung s. Federung. Alfred Götze

Tierzergliederung. T. wurde in der Frühzeit, außer der Ausweidung und Zerteilung der Jagdbeute, nur zu Schlachtzwecken vorgenommen und zwar fast ausschließlich als Opferschlachtung geübt. Soweit dabei eine Betrachtung oder gar Durchforschung der Tierorgane in Frage kam, ist sie unter Opferschau behandelt. Zu wissenschaftlichen Zwecken wäre eine T. in der Frühzeit Babyloniens vielleicht möglich gewesen, nachzuweisen ist sie aber nicht. Sudhoff

Tiflisskaja Stanica (Kuban-Gebiet; Südrußland). Hügelgräberfeld der sarmat. Per. aus vorröm. und röm. Zeit mit z. T. reichen Funden (Widder-Rhyton aus Ton; CRPétersb. 1902 S. 67 Abb. 136), am wichtigsten ein ungestörtes Frauengrab (Denisova-Kurgan; Nr. 15 der Grabung 1902) mit viel Goldschmuck und hellenistischem

Silber- und Bronzegeschirr etwa aus dem 3. Jh. v. C.

CRPétersb. 1901 S. 84ff.; ebd. 1902 S. 65ff. M. Ebert

Tigris, sumer. *Idigna* (auch kurzweg *Id*, d. i. „Strom"), daraus akkad. *Idiḳlat, Diḳlat*, hebr. *Hiddeḳel*, altpers. *Tigrâ*, griech. Τίγρις, jetzt *Didjle*. S. a. die Karten Band IV Tf. 87, 88.

§ 1. Der T., der zweitgrößte Strom Vorderasiens, entsteht aus zwei vom armen. Hochlande (assyr. „Naïri-Länder") kommenden Quellflüssen: 1. dem eigentl. Didjle (Westtigris) oder Diarbekr-su und 2. dem Boḫtan-su (Osttigris). Der Westtigris seinerseits entsteht aus dem Zusammenfluß des westl. Arghana-su, der aus der Nähe des Gölldschik-Sees kommt, und des Sebene-su, dessen Oberlauf Bylkaleïn-su die den Assyrern bekannten Quellgrotten des T. enthält; Tiglatpileser I. (1115—1080 v. C.) und Salmanassar III. (859—825 v. C.) brachten dort bei Besuchen ihre Inschriften an; s. die Darstellung auf Platte J der Balawat-Tore Salmanassars III. (s. Imgur-Enlil, Tigris-Quelle).

§ 2. Nach dem Zusammenfluß unterhalb von Sört nimmt der T. sö. Richtung an und durchfließt Assyrien; die Hauptstädte des assyr. Reiches lagen am Tigris: *Ninive* (s. d.; j. Kujundschik gegenüber Mosul), *Kalḫu* (s. d.; Nimrûd) beim Einfluß des „Oberen Zâb" (s. Zâb), *Assur* (Kalʿat-Šerḳât; s. Aššûr) und *Kâr-Tukulti-Ninurta* (Tulul Akir). Zwischen Kalḫu und Assur ist die Flußrichtung fast südlich. Von Mosul ab ist der T. schiffbar. Noch heute finden die aus assyr. Reliefs bekannten Fahrzeuge Verwendung: die runden, aus Weiden geflochtenen, asphaltverpichten *„Kuffen"* (s. Schiff D; Band III Tf. 148c, XI Tf. 68a) und die auf aufgeblasenen Hammelhäuten ruhenden Flöße, j. *„Kellek"*, von den Assyrern *elippêti taḫši* genannt.

§ 3. Unterhalb Assur nimmt der T. links den „Unteren Zâb" auf, betritt bei Tekrît die Ebene und fließt von Samarra ab zunächst fast genau ö., dann bis Bagdâd s.; unterhalb Bagdâd mündet der Dijâla (assyr. Turnât) ein. Durch zahlreiche Kanäle steht der T. seit dem babyl. Altertum mit dem Euphrat in Verbindung, so bei Upî-Akšak (später Opis, Seleukia, Ktesiphon, Tâḳ-i-Kesrā), wo er sich dem Euphrat (s. d.) bis auf etwa 30 km genähert hat, durch den „Königskanal" (*nâr šarri*) mit Sippar (s. d.). Das zwischen Euphrat und Tigris gelegene Gebiet n. der Linie Sippar-Upî bezeichnet man als „Mesopotamien" (el-Dschezîre), das s. davon gelegene als „Babylonien" (Irâḳ).

Wie der Euphrat mündete auch der T. im Altertum unmittelbar in den *nâr marratu* genannten Meeresarm; jetzt vereinigt er sich nach etwa 1500 km langem Lauf mit dem Euphrat bei Korna zum Schaṭṭ-el-ʿArab; die in diesen einmündenden Flüsse Kerḫa und Ḳârûn, der *Uknû* und *Ulai* der Assyrer, gingen also im Altertum direkt ins Meer.

F. Delitzsch *Wo lag das Paradies?* 1881 S. 170ff.; A. Billerbeck *Geographische Untersuchungen* MVAG 1898, 2 S. 81ff.; M. v. Oppenheim *Vom Mittelmeer zum Pers. Golf* II (1900) S. 192ff.; C. F. Lehmann-Haupt *Armenien* II (1910) S. 430ff.; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 4ff.; E. Unger *Die Wiederherstellung des Bronzetores von Balawat* Ath. Mitt. 45 (1920) S. 40ff. † O. Schroeder

Tigris-Quelle. Im W des Wan-Sees, im antiken Lande Naïri, n. von Diarbekr (Band IV Tf. 88), entspringt eine Quelle des Tigris, die wegen ihrer landschaftlichen Eigenart im Altertum als die T.-Q. angesehen wurde. Hier kommt der heute sog. Bylkaleïn-su aus einer mächtigen Kalksteinhöhle am s. Abhange eines wö. streichenden Bergzuges, der Treppen, Felskammern, eine armen. Burg trägt und von einem Felstor durchbrochen wird. Dieses führt in ein n., höher gelegenes Hochtal, das sich gleichfalls von O nach W ausdehnt, und in dessen Abhange im N mehrere mächtige Tropfsteinhöhlen, gegenüber vom Felstor, liegen. Im O des Hochtals stürzt sich der Oberlauf des Tigris, der einst das Hochtal selbst durchströmte, in einer Felsspalte des Bergzuges ins Innere der Karstfelsen hinab, um aus der Quellhöhle hervorzubrechen. Dieses romantische Gelände haben assyr. Könige mit Denkmälern geschmückt. Die Quellhöhle unten Tiglatpileser I. mit Königsrelief und Inschrift (Luckenbill *Ancient Records of Assyria and Babylonia* I § 271; E. Unger *Assyr. und babylon. Kunst* Abb. 33). Vor dieser Quellhöhle befindet sich heute ein Felstor, als Durchgang des Flusses, und im Altertum gab es noch ein zweites Felstor. Salmanassar III. bildet diese beiden Tore und die Quellhöhle im Bronzerelief D (J)

7 [unten] von Imgur-Enlil (s. d.) ab. Der König läßt Inschrift und Relief einmeißeln, die er nach anderen Inschriften im J. 852 anfertigte. Eine Kopie dieser Inschrift allein findet sich vor der Tropfsteinhöhle im Hochtale nw. gegenüber dem Felstore. Die Inschrift, deren Einmeißelung an der Tropfsteinhöhle das Bronzerelief D (J) 7 [oben] illustriert, spricht davon, daß der König *„seinen Namen an der T.-Q. eingeschrieben hat"* (E. Unger a. a. O. S. 30). Also hat der Assyrer Quellhöhle und Tropfsteinhöhle zusammen als T.-Q. gerechnet, was analog bei der Quelle und Höhle von Iwris (s. d.) begegnet. Ein zweites Mal, im J. 844, kam Salmanassar III. wieder hierher und ließ, umgekehrt, oben Bild und Inschrift, unten nur die Kopie der Inschrift einmeißeln. Dabei wurde der Text über das frühere Bild hinweggeschrieben. Die Schriftcharaktere und die Stilisierung des Königsreliefs sind verschieden. Diese von mir in *Zum Bronzetor von Balawat* 1912 und *Die Wiederherstellung des Bronzetores von Balawat* (Ath. Mitt. 45 [1920] S. 30ff.) ausführlich begründete Sachlage hatte C. F. Lehmann-Haupt (*Armenien einst und jetzt* I), dem die wertvolle Beschreibung und Aufnahme der Örtlichkeit zu danken ist, nicht erkannt; sie muß auch gegen seine Einwände (a. a. O. II 1) aufrechterhalten bleiben. Die Behauptung, daß alle 4 Inschriften und Reliefs Salmanassars III. gleichzeitig eingemeißelt seien, ist unbegründet, um so mehr, als die Verschiedenheit des Schriftcharakters der beiden Inschriften, die des Stils der Reliefs und die intolerante Überschreibung des unteren Reliefs durch die spätere Inschrift nach Photographie und Papierabklatsch völlig sicher festgestellt sind. Eckhard Unger

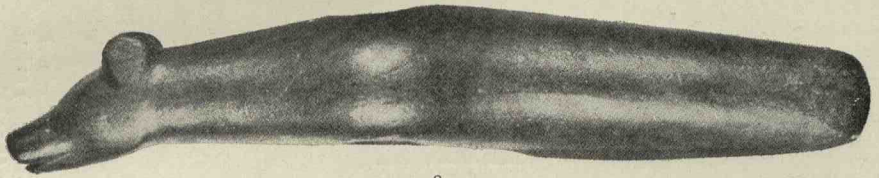
Til Barsip s. Kar-Salmanassar.

Tilbury. Im Gebiet der Docks bei T., nahe London, ist ein Schädel gefunden. Sein geol. Alter ist zweifelhaft. Früher wurde der Schädel seiner ziemlich kräftigen Oberaugenwülste wegen vielfach zu *Homo primigenius* gerechnet, genauere Untersuchung hat aber ergeben, daß er sicher nicht zu diesem gehört, sondern sehr wahrscheinlich zu *Homo europaeus* (s. d.). Er gleicht nach Keith ganz der Schädelform der modernen Engländer und stammt wahrscheinlich aus dem ältesten Neolithikum.

G. Schwalbe *Die Abstammung d. Menschen* in *Anthropologie* 1923 S. 293; Macnamara *Studien über präh. Menschenrassen* Archiv f. Anthr. 27 (1902) S. 370 und Tf. 21. Reche

Tilmun (Tf. 58[A] und die Karte Band XII Tf. 1). § 1. Altbabyl. Ort und Landschaft, vermutlich die Insel Baḫrein am Südgestade des Pers. Meerbusens, 26°N: 50° 30′ OGr. Das Innere ist eine Hochfläche aus Nummulithen-Kalk und Sandstein der Tertiärformationen Eozän und Miozän, mit höchster Erhebung bis zu 130 m im zentral gelegenen Dschebel Dukhan, fast ohne Vegetation und wüstenartig. An der Küste ist Alluvialboden, besonders im N üppiges, fruchtbares Land mit artesischen Brunnen und reichen Dattelpflanzungen. Die Haupttätigkeit der Bewohner ist die Perlfischerei. Baḫrein wurde genauer im J. 1879 von Durand, 1889 von Th. Bent und 1904—05 von G. E. Pilgrim erforscht. In neuester Zeit grub Mackay in T. („Times" vom 2. Juli 1926). Der alte Name T. ist geschrieben *Ni-tuk*^{ki} (d. h. „ölbringender Ort"), *Til-mun*^{ki}, *Til-mu-un*, „30 Doppelstunden (170 km) weit wie ein Fisch im Ostmeer gelegen", griechisch: Tylos, in der arabischen Zeit: Owal genannt. In der Geschichte tritt T. wenig hervor, wohl wegen seiner Abgelegenheit. Zur Zeit Lugalandas von Lagasch herrschte ein Tauschgeschäft mit T., das Kupfer lieferte und Brotfrucht erhielt (Riv. d. Studi Or. 7 S. 192 f. W. Förtsch). T. wird neben *Makan* erwähnt (Schroeder *KAV* Nr. 92 Z. 42). T. war der Aufenthaltsort des babyl. Noah (*Ziuzuddu, Ziuzudra*) nach der sumer. Sintfluterzählung (s. Sintflut; A. Ungnad *Die Religion der Babylonier und Assyrer* 1921 S. 122; H. Gressmann *Altorientalische Texte zum AT*^{2} S. 199, VI, Z. 12). Die Lesung *Dilmun* ist neben T. möglich.

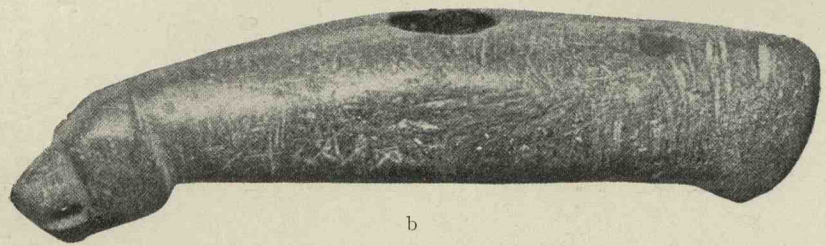
§ 2. T. wurde von Sargon von Akkad (2800) erobert (L. W. King *Chronicles* II 92, 94); Gudea von Lagasch (Statue D, IV, Z. 10) läßt sich Holz vom Tilmun-Lande holen; die assyr. Könige Tukulti-Ninurta I. (1250; Schroeder *KAH* II Nr. 61 Z. 15) und Sanherib (700) erobern T. von neuem (a. a. O. Nr. 122 Z. 39—40). Sargon II. nennt um 710 einen König von T. namens Upêri (*U-pi-e-ri*, Annal. Z. 369, 381; D. Luckenbill *Ancient Records* II § 81),



a



c



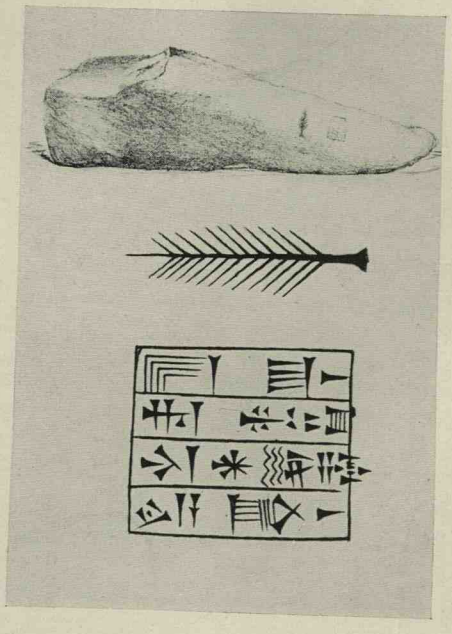
b



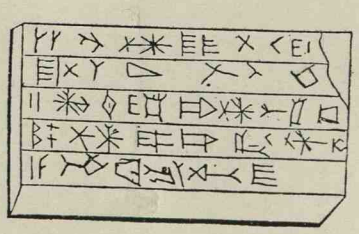
d

Tierkopfförmige Steinwaffen

a. Tulguba, Gouv. Olonec. $^1/_2$ n. Gr. — b. Antrea, Karelien. $^1/_2$ n. Gr. — c. Esbo, Nyland. $^2/_5$ n. Gr. — d. Kortesjärvi (85 km n. von Vasa). Aus einem Depotfund. — Nach Photographien.



a



b

Tilmun

a. Inschrift des Rimum von T. (um 2000 v. C.) auf Rundplastik aus Baḥrein. Nach JRAS 1880 (Durand). — b. Inschrift des Naram-Sin von T. (ca. Mitte des 3. Jht.) auf weißem Schmuckstein von Kythera. Nach TRS Lit. 1850 (Leake).

der dem Assyrer nach der Eroberung von Babylon durch Tribut huldigt. Sargon gibt die Entfernung von T. vom Lande an (§ 1). Assurbanipal (650) nennt T. als ö. Grenzpunkt seines Reiches, neben Tyrus (s. d.) als dem w. (YOS 1 Nr. 42 Z. 9 Clay). In neubabyl. Kontrakten aus Uruk (vom 21. J. und 26. J. des Nebukadnezar II.) werden „Datteln von T." genannt (Dougherty *Goucher Coll.* Nr. 42, 238). T. war dem babyl. Reiche untertan; gemäß dem Kontrakt in Berlin (VASD VI Nr. 81) vom 11 J. des Nabonaid gab es einen Bezirksherrn (*bêl pihâti*) von Tilmun. Aus dieser Zeit sind in Privaturkunden häufig die Datteln von T. erwähnt (YOS 6 Nr. 33, 39, 242; Dougherty a.a.O. Nr. 347, 373; Lutz *Berkeley Adm. Doc.* I Nr. 63). Es ist damals berühmt wegen seiner guten Datteln (MVAG 18, 2 S. 22, 28 f.). Sumu-ilu von Larsa (2100) machte vom 6.—8. J. eine Expedition nach T., wobei die Stadt *Pî-nâri* (= Mündung des Stromes = *URU^{ki}-KA-ID-DA*) zerstört wurde, die wohl auf dem Festlande am Wege nach T. gelegen hat (Mus. Journ. 17 S. 387). Aus kassit. Zeit (14. Jh.) stammen einige Briefe aus Nippur (Ni 615 und 641 in Konstantinopel). Eine Inschrift (um 2000) auf einem 0,65 m l. Basaltstein, „eine Tierzunge"(?), nebst der symbolischen Zeichnung eines Palmblatts darauf, wurde von Durand in Bilad-el-Kadim, der mutmaßlichen einstigen Hauptstadt in der Medresse-i-Daud, entdeckt und fortgeschafft (Tf. 58^{A}a). Die Inschrift lautet: ^{1}*E-kal* ^{2}*Ri-mu-um* ^{3}*arad^{ilu} In-zak* ^{4}*Kar-ga-rum*: Palast des Rimum, Knecht Gottes Inzak-Kargarum. Nach O. Schroeder *KAV* Nr. 84, A. Z. 7 scheint der Tempel von T. *E-kar-ra* zu heißen. Ein Kuriosum ist eine fünfzeilige Inschrift auf einem rechteckigen Stein, etwa 0,025 m l., aus einem altgriech. Grabe in Kythera (s. d; Tf. 58^{A}b). Die Inschriftoberseite ist poliert, die Rückseite ist zu 5 Halbkreisen ausgeschnitten, wohl zur Befestigung auf ein Schmuckstück. Die bisher noch nicht richtig erklärte Inschrift stammt aus T., d. h. aus dem östlichsten Ort der sumer. Kultur, und ist zum westlichsten Fundort von Keilinschriften im Altertum gelangt (TRS Lit. 1850 S. 255 ff. M. Leake, nach dem Bericht des Senators John Calucci an Hamilton vom 3. Okt. 1849; vgl. SB. Preuß. Ak. 1897 S. 262 f. U. Köhler, H. Winckler). Die interessante, aus der Mitte des 3. Jht. stammende Inschrift lautet:

1. *A-na An-zak ù* [^{ilu}*Lahamun ilâni*]
2. *ša Tilmun^{ki}* (*NI-TUK^{ki}*) [*bêlêšu*]
3. $^{m\,ilu}$*Na-ra-am-^{ilu}Sin* [*šar Tilmun^{ki}*]
4. *mâr^{ilu}I-bi-iq-^{ilu}Adad* [*šar Tilmun^{ki}*]
5. *a-na ba-la-ṭi-šu* [*i-qi-iš*]

= Dem Gotte Anzak und der Göttin Laḫamun, den Göttern von T., hat Naram-Sin, König von T., Sohn des Ibiq-Adad, Königs von T., für sein Leben (dies) geweiht.

Die Deïfizierung der Personen zeigt, daß man es nur mit Königen zu tun hat, deren Titel am Ende der Zeilen ergänzt werden muß, wo Platz vorhanden ist. Somit existiert neben dem Naram-Sin von Akkad (s. d.) und dem gleichnamigen Könige von Ḫana (s. Mari [und Ḫana] § 3; Band IV Tf. 163b) ein dritter Naram-Sin von T., dessen Zeit frühestens der Akkad-Periode angehören dürfte, da hier die Vergöttlichung der Könige (s. Götterbild E 1 § 30) beginnt. Außer diesen beiden Herrschern sind als Könige (*šarru*, bzw. *lugal*) von T. bekannt: Tukulti-Ninurta I. (1250; s.o. § 2) und Asarhaddon von Assyrien (BA III 2 S. 231 Z. 28 Meissner), sowie die einheimischen Könige Upêri und wohl auch Rimum (s. o.).

§ 3. Der Hauptgott von T. war *Inzak* oder *Anzak* (s.o.), dem Nabu (s. Nabû) gleichgesetzt, geschrieben: *In-za-ak*, *In-zak*, in späteren Götterlisten auch *En-zak* (A. Deimel *Pantheon babylon.* s. v. Enzag). Nach letzteren hieße die Göttin von T. *Laḫamun*, *Laḫamu* oder *Laḫama*, sie wird hier auch als „*Zarpanitum* (s.d.) *von Tilmun*" bezeichnet. In den Briefen aus T. selbst heißt sie *Šid-di* (Var. *dul*)*-la-ak*, in der Grußformel neben ihrem Gemahl *Inzak* genannt. Der Absender der Briefe (Ni 615 und 641) ist *Ilu* (*Anu*)*-ip-pa-aš-ra*, der von den *Aḫlamû*-Räubern (s. Aḫlâmê) erzählt.

Der Gott *An-zak* hatte vermutlich in der Stadt *Dêri* (*Dûr-ilu*) einen Tempel, in den seine Statue durch Asarhaddon zurückgeführt wurde (BA III 22 S. 239 Z. 42 Meissner).

Die Gleichsetzung der Insel Baḫrein mit T. beruht vorläufig besonders auf dem Fund der Basalt-Inschrift des Rimum auf der Insel selbst. Die Ansicht, daß die Urkunde nach Baḫrein verschleppt sei, trifft auf das Material zu, das in Baḫrein nicht ansteht,

ist aber sonst lediglich eine Vermutung, da der Import des Steines zur Anfertigung einer Urkunde im Altertum nichts Ungewöhnliches sein kann. Das vom Lande T. nach Lagasch gelieferte Kupfererz war wohl Durchgangsware und wurde von Lagasch gegen Erzeugnisse anderer Städte weitergetauscht. Die Gleichsetzung von T. mit Baḫrein ist aber ebenfalls noch nicht sicher bewiesen.

§ 4. Aus vorgesch. Zeit stammen eine Reihe von 300 oder mehr Tumuli, auf allen Seiten der Insel verstreut, in dichter Gruppe von mehr als 30 Hügeln beim Dorfe Ali auf dem n. Teile. Sie sind bis 12 und 16 m hoch. Der Grundriß ist kreisförmig, etwa 57—200 Schritte im Umfang, die Mauern sind aus großen Steinblöcken errichtet, die aus Kalkstein wenig oder nur roh bearbeitet, die aus Sandstein sorgfältiger geglättet, entsprechend der Art des Materials. Sie sind ohne Mörtel, aber zum Teil mit Stuck abgeputzt. Die Steine sind etwa 1,80 m l., 1 m br. und 0,45 m dick. Der Eingang in den Tumulus führt vom O her in einen Flur, an dem seitlich je zwei viereckige Nischen liegen; in der einen n. war die Leiche bestattet, ein Skelett mit kleinem Langschädel in Hockerstellung. In den s. Nischen fand man Knochenreste von Opfertieren, Gazellen oder Schafen, sowie ein rotes Trinkgefäß aus Ton und Metallreste aus Kupfer. Nur wenige Hügel sind und zwar ohne systematische Untersuchung aufgedeckt worden, so daß bisher nur ein unklares Bild von der Kultur und ihrer Zeit gewonnen ist.

Durand und H. Rawlinson *Extracts from Report on the Islands and Antiquities of Bahrein* JRAS NF 12 (1880) S. 189—227; Th. Bent *The Bahrein Islands*; G. E. Pilgrim *Geology of the Persian Gulf* Memoirs of the Geol. Survey of India 34, 4 (1908) S. 112 Tf. 12; S. M. Zwemer *Arabia. The Cradle of Islam* New York 1900 S. 97f.; *RE* Suppl. S. 1204 s. v. Euphrates F. H. Weissbach; *Enzyklopädie des Islam* s. v. Bahrein Oestrup; B. Meissner *Tilmun* OLZ 1917 S. 201; Mém. Délég. en Perse 8 S. 148 A. Jouannin; Rev. Stud. Or. 1922 S. 290 f. E. Weidner; AJSL 35 (1919) S. 182f.; VAB 7 S. 780 M. Streck; F. Hommel *Geographie* (passim); SB. Wien. Ak. 121, 8 S. 77 Tomaschek.

Eckhard Unger

Timmari (Unteritalien). § 1. Von Ridola 11 km w. von Matera, am Bradano, entdeckte Siedelung, auf einem nach S frei liegenden Hügel mit Resten von Hüttenböden, Wandbewurf, Herd- und Tennenspuren, einer hochgeschwungenen Bogenfibel, deren Bügel fein ziseliert ist, Mühl- und Reibsteinen u. a., dazu vielen Stücken von Tongefäßen, ganz großen Dolien, aber auch mittelgroßen und kleinen, dickwandigen und dünneren, glänzend geglätteten mit eingepreßten Linien, einige auch mit aufgelegten Reliefbändern (Bull. Paletn. Ital. 27 [1901] S. 35—36 Ridola).

Zu dieser Niederlassung gehört eine beträchtliche Zahl von Gräbern, die jedoch nicht auf diesem Hügelabhang, sondern bedeutend tiefer und ziemlich entfernt zutage traten, zuerst in vereinzelten Proben Ridolas Aufmerksamkeit erregten, dann durch ihn und Quagliati ausgegraben und bearbeitet worden sind. Inhalt in den Museen von Tarent und Matera.

§ 2. Es war eine große Überraschung, in dieser vom N so entfernten Ecke Italiens eine ausgedehnte Brandnekropole zu finden, welche durch Ritus und Typologie der Beigaben lebhaft an das Po-Land, insbesondere an die letzte Terramaren-Zeit und die beginnende sog. Villanova-Periode, erinnerte, zunächst ganz vereinzelt blieb, bis man sich eines gleichartigen, wenn auch nur in einem Grabe bestehenden Fundes in Matera selbst erinnerte und ein vielleicht ähnlicher Fund bei Cotrone auftauchte, sodann der sog. Pfahlbau auf der Punta del Tonno bei Tarent (s. d. § 2 und Matera § 5) wiederum nach N zu weisen schien. Warum jedoch daneben mögliche Herkunft vom Balkan sehr ins Auge gefaßt werden muß, ist Italien B § 13 und Tarent § 2 dargelegt. Äußerlich ist die Anlage der Gräber äußerst einfach; in dichten Mengen, ungeordnet, sind die Aschengefäße in den Boden gesenkt und mit einer Schale bedeckt, worüber meist eine rohe Steinplatte das Grab schloß. In einzelnen Fällen war ein darüber aufrechtgestellter Stein augenscheinlich als äußeres Merkmal gemeint, auch können zu Seiten der Urne vertikal stehende und über die Urne emporragende Steinplatten wohl nur so verstanden werden. Seltene Male ist auch die Urne ganz mit Steinplatten umbaut, wie in Oberitalien in den von mir *Ital. Gräberk.* I 119 unter (III) und (IV) zusammengefaßten Formen. Karte des Gräberplatzes, soweit ausgegraben: Mon. Lincei 16 (1906) Tf. 1; Ansichten ebd. S. 11

—36 Abb. 1—22, S. 131—132 Abb. 136 und Bull. Paletn. Ital. 40 (1914) Tf. 2.

Ebenfalls eine nahe Berührung mit der Art der Terramaren-Gräber zeigt sich in der außerordentlichen Geringfügigkeit der Ausstattung. Von 248 Urnen waren nur in 42 überhaupt Beigaben. Und zwar außer den zweischneidigen „Rasiermessern" (s. d. A 2), kurz und breit, meist mit viereckigem oder rundem Einschnitt auf der dem mitgegossenen oder angenieteten Griffring entgegenstehenden Langseite (Mon. Lincei 16 S. 87—92 Abb. 97—102; Bull. Paletn. Ital. 27 S. 40 Abb. C), ein paar bescheidensten Knochenkämmen und Nähnadeln nichts, was nicht bei der Verbrennung am Körper selbst zu einfachstem Schmuck oder zum Festhalten der Kleider diente. Da diese Dinge vielfach Brandspuren zeigen, ist klar, daß die Leichen in ihren Gewändern verbrannt wurden. Bei den ganz beigabenlosen Beisetzungen mögen solche Dinge entweder vor oder nach der Verbrennung fortgenommen oder ausgelesen sein, wie es bei den Terramaren-Gräbern auch angenommen werden muß (s. Terramarenfriedhof). Waffen fehlen gänzlich. Einige wenige Fibeln sind natürlich chronol. wesentlich: Violinbogenfibeln, die sich schon im Bügel leicht zu krümmen beginnen, bereits mit Knoten und Bügelziselierung, sowie einfache Bogenfibeln mit noch ziemlich dünnem Bügel, der vereinzelt Neigung zur Verbreiterung, auch wohl zur Tordierung zeigt (Mon. Lincei 16 S. 37 Abb. 23, S. 83—86 Abb. 91—96), auch einfache und spiralische Ringe (a. a. O. S. 94—95 Abb. 106—109) weisen in die letzten Jh. des 2. Jht.; ferner Haarnadeln mit Scheiben oder Köpfen aus Bronze, Horn oder Knochen (Mon. Lincei 16 S. 93 Abb. 103—105, S. 100—106 Abb. 121—127); Perlen aus Knochen oder, selten, aus Glas für Halsketten (ebd. Abb. 129) und vermutlich zur Gliederung der Halsketten dienende viereckige Knochenstäbe mit fünf Durchbohrungen für durchlaufende Schnüre und gravierten konzentrischen Kreisen (Mon. Lincei 16 S. 99 Abb. 117—120). Das einzige als Amulett anzusehende Halsschmuckstück war wohl eine *Cypraea*.

§ 3. Die Aschengefäße (Band VI Tf. 33 d, f) waren verschiedener Art, fast durchweg, mit wenigen Ausnahmen, am offnen Feuer gebrannt, handgemacht, dickwandig, mitunter aus besserem Ton und geglättet; ebenso die Deckschalen und vereinzelte kleine Beigefäße. Ein großer Teil der Aschengefäße zeigt Erinnerungen an neol. und kuprol. Formen, kugelförmig mit zylindrischem Hals, andere die sog. Villanova-Form in mancherlei Varianten, also der Terramaren-Keramik voraneilend, höchstens an deren letzte Ausläufer (Fontanella [s. d.], Bismantova [s. d.]) erinnernd, auch darin die jüngere Zeit verratend. Die Verzierung, wenn überhaupt vorhanden, einfachste Gravierung in Form umlaufender oder in Zickzack geführter Striche und Punkte, vereinzelt auch in weicher eingedrückten, wie metallgetriebenen, parallelen Linien (abg. Bull. Paletn. Ital. 27 [1901] Tf. 2 und zahlreich verteilt im Bericht Mon. Lincei 16 [1906]). Interessant ist, daß auch hier die aus Etrurien und Umbrien bekannte Sitte auftritt, einen oder, hier meist, beide Henkel, sowohl der Urne wie der Deckelschale, abzubrechen und mitunter die abgebrochenen Henkel unter das Gefäß zu legen (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 211—212; s. a. Reg. S. 649). Oft enthielt die Urne Reste von zwei oder mehreren augenscheinlich gleichzeitig verbrannten Toten: hierüber sorgfältige Untersuchung Ridolas, des erfahrenen Arztes (Mon. Lincei 16 S. 159—166).

Bull. Paletn. Ital. 27 (1901) S. 37—41 Ridola; Mon. Lincei 16 (1906) S. 5—166 mit zahlreichen Abb. und der älteren Lit. Quagliati; Bull. Paletn. Ital. 34 (1908) S. 38 Colini; A. Jatta *La Puglia preistor.* 1914 S. 186, 201; M. Mayer *Molfetta und Matera* 1924 S. 250, 276 und Tf. 23 Abb. 12, S. 293.

v. Duhn

Timoševskaja s. Südrußland D § 111.

Tindsdahler Fibel. Genannt nach einem großen Hügelgräberfeld am Elbufer bei Blankenese (Mestorf *Urnenfriedhöfe* S. 98; 40. Bericht 1894 S. 8), in der Konstruktion, zeitlichen Stellung und Verbreitung der Heitbracker (s. d.) Fibel gleich, von ihr nur dadurch unterschieden, daß an die bronzene Deckscheibe sich in der Längsrichtung mehrere (je eine oder je drei) Sprossen anschließen. Eine Beeinflussung durch junghallstätt. Plattenfibeln (wie die von der Beckersloh; Nürnberger Festschrift 1901 Tf. 23; auch sonst sind in jener Zeit Plattenfibeln in Gebrauch; vgl. Montelius-festschrift 1913 S. 199 Orsi) ist wahrschein-

lich. Über die Weiterbildung zur Flügelnadelfibel s. d.

Knorr *Friedhöfe der ält. Eisenzeit* 1910 S. 28; ZfEthn. 1913 S. 698; G. Schwantes *Urnenfriedhöfe in Niedersachsen* I 1—2 S. 109.

R. Beltz

Tinosul (Rumänien). Befestigte, am l. Ufer der Prahova und $1^1/_2$ km n. der Station Prahova gelegene Höhensiedelung des Äneol. und der Latènezeit. Aus äneol. Zeit, der die Befestigungsanlagen entstammen, sind außer einem Silexspan nur kümmerliche Reste einer naturfarbenen Keramik erhalten, die mit ihren Kannelüren, ihrer eigentümlichen Strichverzierung, den Dreieckmustern und hängenden Bogen, der Henkelbildung usw. am meisten an Sărată-Monteorŭ (s. d. und Band XI Tf. 51, 52) erinnert. Der LTZ C (3. Jh. v. C.) gehören verschiedene Scherben von feinen, glänzend polierten, schwarzen Drehscheibengefäßen (Schalen, Schüsseln u. dgl.) an, die nach Form, Technik und Verzierung die größte Übereinstimmung mit der Keramik von Apahida (Kom. Klausenburg) aufweisen (Dolgozatok 1911 S. 26ff.), dagegen in den T. benachbarten Piscul-Crăsani und Piscul-Coconi fehlen. Der LTZ D endlich entstammt neben einer Reihe grober, handgemachter Gefäße mit Fingertupfenleisten und ähnlichen plastischen Verzierungen sowie neben verschiedenen griech. Importstücken und Nachahmungen von solchen eine einheimische, feine, ziemlich formenreiche und z. T. recht geschmackvoll verzierte Tonware, die namentlich in den zwischen den Wohngruben liegenden Brandgräbern gut vertreten ist, und die auch in Piscul-Crăsani und Piscul-Coconi wiederkehrt. Die Hauptformen sind weitbauchige Urnen, Terrinen, Amphoren, Schalen, Schüsseln, Tassen, Krüge, Kannen u. dgl., vielfach mit verdicktem oder nach außen gelegtem Randteil. Auch Miniaturgefäße sind häufig. Unter den Verzierungen sind besonders bemerkenswert die öfter vorkommenden ein- oder mehrreihigen Wellenlinien. — Ziemlich häufig sind Metallgeräte. Erwähnung verdient das Auftreten des bisher nur aus Bulgarien bekannten „Thrakischen Typus" der Certosa-Fibeln (s. Vlaško Selo § 2), ebenso einer Schälchenkopffibel. Als Schmuckgerät erscheinen neben den typischen grünlichen, gelben und blauen, weiß eingelegten Glasperlen Nadeln und Anhänger verschiedener Form, darunter auch kleine Bronzerädchen. Wahrscheinlich ital. Ursprungs sind 5 Spiegelfragmente aus Weißmetall (V. Pârvan *Getica* S. 527ff. und 785). Von Geräten fanden sich besonders eiserne Messer, Angelhaken, Nägel, Türgriffe, Reste der Pferdezäumung, Handmühlen u. dgl., einmal auch eine eiserne Pflugschar. Auffallend ist das fast völlige Fehlen von Waffen, von denen sich nur zwei eiserne Pfeilspitzen fanden. — Die nahe Verwandtschaft der LTZ C-Keramik von T. mit der von Apahida weist auf siebenbürgische Herkunft der rumänischen Latènekultur hin, was auch noch durch andere Tatsachen bestätigt wird (s. Ungarn G § 9). Um die Mitte des 1. Jh. n. C., von wo noch als jüngste eine Münze Agrippinas stammt, ist T. gewaltsam durch Feuer zerstört worden, und man darf daher diese Vernichtung wohl mit dem Siegeszuge des Gouverneurs von Mösien Plautius Aelianus in Verbindung bringen, der 52 n. C. in die Gebiete nordwärts der Donau eindrang und 100000 Bewohner von dort als Kolonisten nach Mösien wegführte.

Radu und Ecaterina Vulpe *Les fouilles de Tinosul* Dacia 1 (1924) S. 166—223; V. Pârvan *Getica* 1926 S. 132, 137, 174f. u. ö. G. Wilke

Tintenfisch (in der Archäologie gebräuchliche, aber falsche Bezeichnung für den Oktopus). S. a. Meerestiere. Unter den auf frühmin. kret. Siegeln nicht seltenen Tieren ist der T. meines Wissens noch nicht nachgewiesen. Auch im MM spielt er eine geringe Rolle, die schönen Fayence- und Tonreliefs von Knossos (MM III) bieten zwar allerhand Muscheln und fliegende Fische (Band III Tf. 35), aber keine Tintenfische. Um so wichtiger ist ein streng symmetrisch und ornamental stilisiertes Exemplar auf einer MM II-Vase aus der Kamares-Höhle, Vorläufer der ebenso stilisierten T. auf Goldplättchen aus den myk. Schachtgräbern. Indessen bleibt diese Darstellungsform isoliert, während naturwahre Bildungen, vor allem der schräg schwimmende T., seit dem Ausgang von MM (schöner Siegelabdruck Band VII Tf. 58, 1b) immer häufiger werden, in SM I zu den beliebtesten Gegenständen auf Reliefgefäßen aus Stein und

Metall, Schmucksachen, Tonvasen gehören (Band XIV Tf. 24c links). Dagegen fehlen sie bisher auf Fresken. Besonders dekorativ gelungen ist die Darstellung zweier T. auf dem großen Gewicht von Knossos (Band VII Tf. 70). Unter den Seelandschaften ragt eine Goldschale von Mideia hervor (Schwed. Ausgrabungen 1926).

Im Verlaufe von SM II werden die Darstellungen von T. lebloser und kümmerlicher, die Fangarme immer länger und schließlich in SM III zu bloßen unnatürlich ausgedehnten Wellenlinien (Vasen und Larnakes). Der Fußboden des Megarons von Tiryns (Band V Tf. 59) bietet eines der letzten noch leidlich naturnahen Beispiele. Mit dem Ende der min.-myk. Kultur verschwindet der T. aus der Kunst. — S. a. Band XIV Tf. 42^{B}c.

Vase von Kamares: BSA 19 Tf. 10. — Siegelabdrücke: A. Evans *Palace Minos* I 273 (S. 677 Gemme mit Fischer, der T. und Fisch hält). — Steingefäße: Arch. Jahrb. 30 (1915) S. 264 K. Müller. — Goldplättchen aus Mykenai: ebd. S. 305, 309; H. Bossert *Altkreta*^{2} Abb. 310f. — Seelandschaften auf Vasen: ebd. Abb. 165; Bosanquet-Dawkins *Unpubl. Objects from Palaikastro* Tf. 18f.; Bossert a. a. O. Abb. 275. — Gewicht von Knossos: Bossert Abb. 98; Corolla numism. Head S. 342 A. Evans. — Spätere Vasen und Larnakes: A. Evans *Prehist. Tombs* S. 93ff., 156; ders. *Tomb of Double Axes* S. 47f.; Ἐφ. ἀρχ. 1904 S. 21ff. St. Xanthudides. — Fußboden von Tiryns: R. Hackl *Tiryns* II 223ff., Tf. 19, 21. G. Karo

Tirqa. § 1. Altbabyl. Stadt am r. Ufer des Euphrat (s. d.), an Stelle der jetzigen Ruine Tell Ischâra, sö. von Mejadin, 34° 52′ N und 40° 34′ ö. Gr. gelegen, wurde 1910 von E. Herzfeld untersucht. Die Vermutung Herzfelds, daß T. dem späteren Sirqu entspreche, wird durch die Tontafel aus Assur in Berlin VAT 10260 bestätigt. Hier ist die Stadt Tirqan der Stadt Sir-qu in Sutî gleichgesetzt (WVDOG 35 Nr. 183 Z. 16). Die Sutäer waren ein aramäisches Steppenvolk neben anderen in dieser Gegend. T. gehörte zum Reiche Mari (s. d.) und Ḫana, dessen genauere Abgrenzung aber noch unbekannt ist. Seit dem 9. Jh. heißt die Landschaft der Stadt T. Laqî.

§ 2. Die Geschichte von T. wird durch mehrere Keilschrift-Urkunden beleuchtet, die in T. gefunden sind oder von dorther stammen müssen. Die hist. Reihenfolge der hier angeführten Dokumente ist nicht ganz sicher. 1. Tontafelfragment (Herzfeld Nr. 12) eines Königs von Mari und (Ḫana?) namens Zim-?, Sohn des Iaḫ-?, der in T. einen Bau errichtete, ist von Herzfeld in Tell Ischâra gefunden. 2. Ein Kontrakt aus T. in Berlin VAT 6685 (Beitr. z. Assyr. 6, 5 S. 26) nennt einen König Ammiba-il, den Sohn des Šunu'rammu. 3. Kontrakt z. Z. des Königs von Ḫana, Išarilim, Sohn des Idinkakka, der hier einen Palast hatte (Rev. d'Assyr. 4 S. 85 Tf. 32; VAB 5 Nr. 219). 4. Gemäß Kodex IV 24 eroberte Hammurapi von Babylon die Gegend von T., genauer im 35. Jahre (VAB 5 S. 592), wo er die Mauer von Mari zerstörte. 5. Ein Kontrakt der Sammlung Morgan (Bd. IV Nr. 52) berichtet, daß ein einheimischer König Hammurapi den Kanal Ḫaburibal-Bugaš von der Stadt Dûr-Išarilim zur Stadt Dûr-Igitlim grub. 6. Tontafel des assyr. Königs Šamši-Adad I. (2000), in T. gefunden; er baute einen Tempel für Gott Dagan (ZfAssyr. 21 S. 248; OLZ 1908 S. 193 Condamin). 7. Kontrakte, datiert (1900) unter dem Kassiten Kaštiliaš (OLZ 1908 S. 93; JA 1909 S. 149; MAOG 4 S. 1f. Bauer). — Ḫana wird vom König Tukulti-Ninurta I. (1250) erobert (WVDOG 37 Nr. 60 Z. 69). Die assyr. Keilinschriften bilden für die nächste Zeit die Quellen für T., das jetzt nur noch unter dem Namen Sirqu vorkommt. Die Umgebung wird Laqî genannt. Adadnirari II. empfängt um 900 den Tribut des Laqäerfürsten Mudadda (WVDOG 37 Nr. 84 Z. 116); die Stadt ist Si-ir(!)-qi geschrieben, ihre Lage wird durch die Angabe näher bestimmt, daß sie sich am „jenseitigen", d. h. r., s. Euphratufer befinde. 884 nimmt Tukulti-Ninurta II. noch von demselben Fürsten zweimaligen Tribut oder Proviant (Annalen ed. Scheil). 878 z. Z. Assurnassirpals II. ist Sirqu ebenfalls unabhängig (Annalen III 1—26). Gemäß der Stele Adadniraris III. von Saba'a (805) war damals die Stadt ein Bestandteil der assyr. Provinz Raṣappa, der 838 (?) von Salmanassar III. erobert worden war (E. Unger *Reliefstele Adadniraris III. aus Saba'a* Publ. d. Kais. Osm. Mus. 2 [1916] S. 26 Tf. 2 Z. 24; E. Forrer *Provinzeinteilung d. assyr. Reiches* 1920 S. 16). In klassischer Zeit wechselte T. seine Lage auf

das gegenüberliegende Ufer des Euphrat an der Habur-Mündung und hieß Circesium, das Sirgorra der Tab. Peutinger. XI 4 (Peterm. Mitt. 62 [1916] S. 303 E. Unger).

§ 3. An Bauwerken werden namhaft gemacht der Palast des Išarilim, Königs von Ḫana, ferner der Tempel *Ekisiga*, Bît tukulti (= Kultstätte) des Gottes Dagan. Dieser Gott wurde hauptsächlich in T. verehrt. Daneben wird der Gott Iturmêr genannt, vielleicht eine einheimische Lokalgottheit.

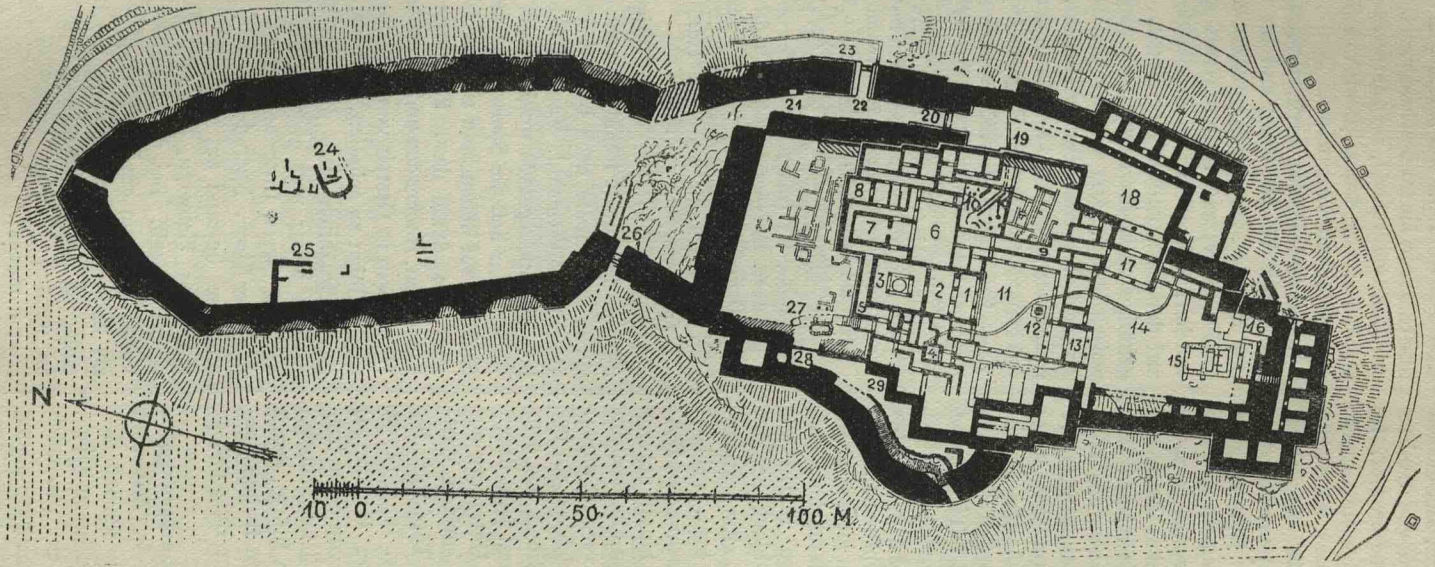
§ 4. An Denkmälern der Kunst fand Herzfeld: 1. die Alabasterstatuette eines Fürsten im sumer. Mantel (um 2000 v. C.); 2. Füße mit Basis einer anderen Alabasterstatuette; 3. Alabasterköpfchen einer Göttin mit hohem Polos, Schopf und eingelegten Augen, sowie Brauen aus Kupferdraht; 4. Frauenstatuette aus Marmor; 5. Alabastergewicht einer Ente zu 10 Sekel (81,5 g); 6.—11. Terrakottakopf eines Widders, lieg. Löwe, Lapislazuli-Löwe, Lapislazuli-Hund(?), Onyxfaust und Siegelzylinder aus Achat, alles Stücke von geringer Dimension. Sie gehören wahrscheinlich sämtlich in die älteste Zeit; 12. die Tontafel des Zim-?, Königs von Mari und [Ḫana?], die den Stadtnamen T. nennt und über die Bestimmung der Ruinenstätte Aufschluß gab (s. § 2, 1). S. Mari (und Ḫana).

E. Herzfeld *Hana et Mari* Rev. d'Assyr. 11 (1914) S. 131—139; S. Schiffer *Die Aramäer* 1911 S. 103.

Eckhard Unger

Tiryns (Tf. 59). §1. Alte Ansiedlung auf einem schmalen, von N nach S allmählich ansteigenden Felsenrücken, der sich aus der Ebene von Argos eine Wegstunde n. von Nauplia erhebt. Seit frühhellad. Zeit lag hier eine blühende Ortschaft. Mindestens zwei Wohnschichten mit rechteckigen, runden und ovalen Häusern und Urfirnisware (s. Vase B 1 § 9) sind nachweisbar. In die zweite Schicht gehört ein leider vom späteren Palast größtenteils bedeckter mächtiger Rundbau von fast 28 m Dm: auf steinernem Fundament zwei konzentrische Lehmziegelmauern, die äußere durch Lehmziegelstreben auf zungenförmigen Steinsockeln gestützt (Band V Tf. 57, 58). Das Dach war mit flachen, gebrannten Tonziegeln (den ersten bisher bekannten) und Schieferplatten (wie sie auch in Asine [s. d.] vorkommen) gedeckt. Einzelheiten der Plangestaltung und der Zweck dieses gewaltigsten vormyk. Bauwerks — wohl des ältesten Herrenhauses von T. — bleiben leider unsicher, ebenso die Grenzen der Ansiedlung. Noch weniger wissen wir von der mittelhellad. Zeit, die uns Mauerstücke, aber kein zusammenhängendes Gebäude, Steinkistengräber mit dürftigem Inhalt und Keramik (Mattmalerei, Minysches) hinterlassen hat. Zu einem noch nicht genau bestimmten Zeitpunkt innerhalb des 16—15. Jh. hat man die Unterburg (im N) ganz aufgegeben und auf der s. Höhe (Oberburg) ein befestigtes Herrenhaus angelegt. Unter dem späteren Palast sind zwei aufeinanderfolgende Bauperioden nachgewiesen; klar faßbar ist nur das mächtige Tor der Burg, unter dem späteren Propylon. Freskenreste und Keramik (festländ. Kamaresware, Früh- und Ältermyk.) bezeugen Wohlstand und Kunstfertigkeit.

§ 2. Indessen beginnt die Glanzzeit von T. erst im 14. Jh. Durch umfangreiche Aufschüttungen und Planierungen wird für den neuen Palast eine weit größere Fläche gewonnen, die Befestigung an die Ränder und Abhänge des Hügels hinausgeschoben und in unerhörter Großartigkeit ausgeführt (Tf. 59; Band III Tf. 71). Die Mauern aus z. T. ungeheuren Blöcken sind durchschnittlich 7—9 m dick und über 10 m h. gewesen, im SO und S mehr als doppelt so stark; denn hier enthalten sie ein System spitzbogig gewölbter, geräumiger Gänge und Kammern; es waren offenbar Vorratsräume. Sie gehören zu der letzten von drei Phasen dieser Befestigung, ebenso der Haupteingang zur Burg, im O: über eine mächtige Rampe führte der Weg durch ein Tor (der sog. Turm s. davon ist bloß ein höher als die übrigen erhaltenes Mauerstück) in einen breiten Gang, der die Unterburg mit der Oberburg verband. Jene blieb, durch Aufschüttungen zu einer weiten Fläche innerhalb des gewaltigen Mauerrings umgestaltet, als Fluchtburg für die sich in der Ebene ausbreitende städtische Ansiedlung leer (mit Ausnahme eines ansehnlichen Gebäudes derselben spätmyk. Zeit); zur Oberburg gelangte man durch ein gewaltiges, dem Löwentor von Mykenai (s. d.) in Anlagen und Maßen entsprechendes Tor, das zur Hälfte erhalten ist. Dahinter lag ein Hof, offenbar mit Säulenhalle, einer Art Loggia, nach O; aus ihm führte ein säulengeschmücktes Propylon, Vorläufer der spä-



Tiryns

1. Vorhalle des Megaron.
2. Vorzimmer des Megaron.
3. Megaron.
4. Badezimmer.
5. Korridor hinter dem Megaron.
6. Hof des „Frauen"-Megaron.
7. Frauen-Megaron.
8. Kleines Megaron.
9. Korridor zum großen Propylon.
10. Kleiner Hof, darin vormykenische Ruinen.
11. Säulenhof.
12. Altar.
13. Kleines Propylon.
14. Großer Hof.
15. Einstige Reste der byzantinischen Kirche.
16. Treppe zur Südgalerie.
17. Großes Propylon.
18. Vorplatz.
19. Abflußkanal.
20. Tor der Oberburg.
21. Nische im Weg zur Unterburg.
22. Großes Burgtor.
23. Rampe.
24. Vormykenische Häuser.
25. Mykenisches Haus.
26. Pforte der Unterburg.
27. Stufenweg von Oberburg zu Mittelburg.
28. Wolfsgrube (links neben der Zahl).
29. Treppe zur Westpforte.

teren griech., in einen zweiten, aus diesem ein kleineres Propylon in den von Säulenhallen umgebenen dritten, inneren Hof. In diesem stand ö. vom Propylon ein runder, später quadratisch umgebauter Altar, die Nordseite nahm die Fassade des großen Megarons ein. Dieses bestand aus Vorhalle, Vorzimmer und Hauptsaal. Die Vorhalle war von zwei Säulen getragen, wie der daraus entwickelte griech. Tempel in antis, an den Seitenwänden lief eine Bank aus kret. Alabaster mit Schmelzeinlagen entlang; der Hauptsaal mit seinen die kret. weit übertreffenden Abmessungen (11,80 × 9,80 m), den 4 Säulen um den mittleren Herd, dem reich bemalten Stuckfußboden, in dessen Mustern der Platz des Thrones ausgespart ist (Band V Tf. 59), und dem prächtigen Freskenschmuck (Band VI Tf. 42; vgl. auch Band V Tf. 4) gehört zu den großartigsten kret.-myk. Schöpfungen. Eine Tür führte vom Vorzimmer in jetzt größtenteils zerstörte, geräumige Gemächer; darunter ein Baderaum, dessen Boden aus einem gewaltigen Kalksteinblock besteht. Sonst ist das Megaron nach alter festländ. Tradition (vgl. dagegen die kret. Paläste; s. Palast B) eine in sich abgeschlossene Bauzelle, ein schmaler Gang führt hinten um den Bau herum zu ein paar kleineren, ähnlichen im O, die auch reich mit Fresken verziert waren. Wirtschaftsräume schlossen sich an, ein besonderer Gang verband sie direkt mit dem großen Propylon. Auch die erst jetzt durch eine starke Mauer gegen die Unterburg abgeschlossene sog. Mittelburg enthielt Wirtschaftsräume, darunter einen Töpferofen für einfaches unbemaltes Geschirr. Im W führte eine befestigte Treppe (Band III Tf. 72) über eine Wolfsgrube (einen von einer Zugbrücke überspannten turmähnlichen Schacht) zu einer kleinen überwölbten Pforte, durch die man wohl zu einem nahen Brunnen gelangen konnte. Denn auf der Burg gab es weder Quelle noch Zisterne.

§ 3. Die Grenzen der recht ausgedehnten städtischen Siedlung spätmyk. Zeit sind noch nicht festgestellt. Sie scheint sich besonders weit nach NO erstreckt zu haben. An Gräbern ist bisher nur ein vorzüglich erhaltenes, leider seit seiner Umgestaltung zu einer Ölmühle röm. Zeit völlig ausgeraubtes jüngeres Kuppelgrab (s. d. B § 6) freigelegt worden. Aus z. T. älteren Gräbern dürfte der in einem bescheidenen Hause sö. der Burg vergrabene, 1915 entdeckte Schatz stammen: ein Bronzekessel voll Schmuck aus Gold und Bernstein.

Über und in den myk. Hausruinen im O, S und W der Burg und im Gelände des Bahnhofs, vereinzelt auch nw. davon, sind Gräber mit geom. Vasen gefunden worden, ebenso Scherben derselben Per. auf der Burg und in der Ebene. Die zugehörige Ansiedlung hat sich nicht nachweisen lassen. Aus welcher Zeit der in das Megaron eingebaute Tempel stammt, ist noch umstritten, ebenso der Ansatz für den Beginn des Hera-Kultes auf der Burg, der sicher vom 7.—5. Jh. blühte. — S. a. Kretische Schrift.

S. a. Haus A 2, Festung A, Mykenische Kultur. Erste große Ausgrabung Schliemanns und Dörpfelds (1884/85): H. Schliemann *Tiryns* 1885. Ausgrabungen des Deutschen Instituts, seit 1905: *Tiryns* I (1912): A. Frickenhaus *Die Hera von Tiryns*; W. Müller und Fr. Oelmann *Die „geom." Nekropole.* II (1912): G. Rodenwaldt *Die Fresken des Palastes*; R. Hackl *Fußböden.* III (1927): K. Müller *Architektur*; IV: ders. *Kleinfunde* (in Vorb.); Ath. Mitt. 38 (1913) S. 78ff., 329ff. Müller-Dragendorff; G. Karo *Führer d. d. Ruinen von Tiryns* 1915. — Schatzfund: Δελτίον 2 (1916) παράρτ. S. 13ff.; Ath. Mitt. 52 (1926). G. Karo

Tisch. A. Europa. T. im heutigen Sinne dürften der Urzeit fremd gewesen sein, wie sie es z. T. heute noch bei Orientalen und anderen Völkern sind. Man stellte ursprünglich die Speisegefäße wohl einfach auf den Boden oder ließ die Speisen auf den heißen Steinen, auf denen man sie buk oder briet. Als man dann dazu überging, für die Liegenden, Hockenden und Sitzenden höhere Unterlagen in Gestalt von Bänken, Schemel und Stühlen zu schaffen, wird man parallel dazu allmählich auch die Unterlagen der Speisen höher und höher gemacht haben, und aus diesen Unterlagen entwickelte sich dann der Tisch. Nach den sprachlichen Aufschlüssen bestand auf germ. Boden der T. aus einer kleineren, hölzernen Platte auf einem Gestell. Bei den Mahlzeiten wurde vor jede Person ein Tischchen, das zugleich als Schüssel diente, gestellt, um nach Beendigung des Mahles wieder weggenommen zu werden (Tacitus, Germania c. 22: sua cuique mensa).

Heyne *Deutsche Hausaltertümer* I 55, 110; Hoops *Reall.* IV 327 Falk. Hugo Mötefindt

B. Ägypten. Die kleinen Tischchen mit niedrigem Fuß, an denen im AR schon einfache Leute auf der Erde kauernd ihre Mahlzeit verzehren (Klebs *Reliefs AR* S. 67 Abb. 55, S. 80 Abb. 64), fehlen unter den Beigaben der vorgesch. Gräber noch ganz. Nur ein tischartiger Tonuntersatz, den Petrie in einem spätvorgesch. Grabe bei Naqada (s. Negade; Petrie-Quibell S. 24 Tf. 36 und Tf. 41, 86) fand, wäre hier zu erwähnen. Auch die Privatgräber der 1. und 2. Dyn. scheinen keine solchen Tische enthalten zu haben, in den Königsgräbern bei Abydos (s. d.) dagegen haben sie sich zahlreich gefunden (Amélineau *Fouilles* 1896—97 Tf. 3 und 4; eine sehr schöne Sammlung auch im Berliner Museum). Es sind runde Steinplatten, meist aus „Alabaster", an die ein niedriger Fuß entweder angearbeitet ist, oder die auf einen besonders gearbeiteten Fuß gestellt wurden. (Dieser T. erhält erst später, als die Sitte, sich auf einen Stuhl zu setzen, aufgekommen war, einen höheren Fuß; vgl. Erman-Ranke *Äg.* S. 215.)

Niedrige, viereckige und vierfüßige Tischchen dagegen, teils aus Holz (Petrie *Tarkhan* I Tf. 11, 23 = 1, 2, 7 und S. 11, 136; vgl. Petrie-Quibell *Naqada* S. 24, Grab 3), teils aus Alabaster (Petrie *Tarkhan* II Tf. 8 und S. 11), über deren Verwendung wir nichts wissen, haben sich vereinzelt auch in Gräbern der Frühzeit gefunden.

Ranke

C. Palästina-Syrien s. Hausgerät C § 3.

D. Vorderasien s. Hausgerät D, Kunstgewerbe D § 8.

Tischofer Höhle (Tirol). In der Tischofer Höhle bei Kufstein wurden neben einer großen Anzahl fossiler Tierknochen auch zwei getrennte arch. Fund-Inventare gehoben. Das eine, im sog. neol. Winkel, ergab einige geschlagene Steinwerkzeuge, dann Flachäxte, einen Keulenknauf und angearbeitete Geschiebetrümmer, ferner zahlreiche Artefakte aus Horn oder Bein, besonders spatelförmige Geräte und Nadeln sowie wenig typische Keramik. Es handelt sich um ein kleines endneol. Werkzeug-Atelier. — Beim sog. „Bronzepfeiler" fand man Bronzeröhrchen, Pfriemen, Ringe, drei große Spiral-Tutuli, eine Gußform für eine Randaxt, Gußtrichter und verschiedenes Rohmaterial. Eine durchgeführte Bronze-Analyse ergab einen fast 20%igen Zinngehalt. Die mitgefundene Keramik ist ebenfalls wenig typisch. Es handelt sich um eine kleine Bronzegußwerkstätte aus der ä. BZ. Ob die neol. Benutzung der Höhle mit der bronzezeitl. zusammenhängt, kann nicht sicher erwiesen werden, ist jedoch sehr wahrscheinlich.

H. Obermaier in *Die Bären- oder Tischoferhöhle im Kaisertal bei Kufstein* Abhandlung der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften II. Kl. 24, 2 S. 484—501 (1909). G. Kyrle

Tivisa (Tivissa). A. Paläolithikum. N. von Tortosa (span. Prov. Tarragona). Im „Barranco de la Font Vilella" befinden sich die bemalten paläol. Felsnischen Cova del Remat (mit einigen Capridenbildern) und die Cova del Cingle (mit mehreren belanglosen menschlichen Darstellungen). Entdeckt von J. Colominas (1921), studiert von P. Bosch Gimpera. S. Kunst A III.

H. Obermaier

B. Jüngere Perioden.

Aus der iber. Zeit stammt eine Siedelung, die grobe Keramik (mit Tonwülsten nebst Fingereindrücken) geliefert hat.

In Castellet de Banyoles, bei T., wurde in einem Gefäß eine Anzahl iber. Schmucksachen gefunden, die sich im arch. Mus. Tarragona befinden. Es sind: 6 goldene, ziemlich dicke Ohrringe, mit angehefteten Plättchen verziert, und 4 andere von offener Form, zwei silberne Armringe aus zusammengeflochtenen Reifen und mehrere andere Silberringe, der Griff eines bronzenen Spiegels, der in ein Ochsenköpfchen endet, ein eisernes Werkzeug, wahrscheinlich eine Pflugschar, und 25 silberne Münzen, die aus den J. 268—217 v. C. stammen. Der Fund gehört also ins Ende des 3. Jh. oder in den Anfang des 2. Jh. v. C. Die iber. Ansiedelung mit bemalter Keramik wurde nicht näher untersucht.

Paläolithische Felsmalereien: Butlletí de l'Associació catalana d'Antropologia, Etnologia i Prehistòria 1 (1923) Noticies S 206. Älteste iberische Siedelung: Anuari Inst. 1915—1920 Crónica S. 680. Schmucksachen: ebd. 1914—15 Crónica S. 856—858 Bosch.

A. del Castillo

Tlukomer Typus s. Plattenfibel B.

Toalien s. Indien A § 3.

Tobiaszeit. Nach der Bibel heiratet der junge Tobias die Tochter von seines Vaters Bruder, eine Eheschließung, wie sie der semitischen Auffassung entspricht (s. Heiratsordnung § 3d und Brenda Z. Seligman *Studies in Semitic Kinship* Bulletin of the School Oriental Studies 3, 1 [1923] und dies. *Marital Gerontrocracy in Africa* Journ. anthr. inst. 54 [1924]). Die Braut wird als Jungfrau bezeichnet, obgleich sie bereits 7 Männer zuvor hatte, die jedoch alle in der Hochzeitsnacht gestorben waren, und zwar durch einen bösen Geist. Ein Riechzauber, der im Verbrennen von Herz und Leber eines Fisches besteht, verhilft dazu, den bösen Geist in der Hochzeitsnacht zu vertreiben. Beide beten und enthalten sich des geschlechtlichen Umgangs in dieser Nacht.

Letztere Tatsache hat den Ausdruck „Tobiasnacht" als eine Nacht der Enthaltsamkeit, insbesondere unter neuverheirateten Ehepaaren, gezeitigt.

Bei verschiedenen Naturvölkern finden sich derartige Enthaltsamkeits-Vorschriften, teils für neuvermählte Ehepaare, teils für bereits länger in Ehe lebende Paare, als Vorbereitung für besondere Riten, Feste, Kämpfe u. dgl. Die Enthaltsamkeit wird aber nicht immer bloß auf eine oder einige Nächte gefordert, sondern ist manchmal für Wochen und Monate geboten. Daher redet man nicht nur von „Tobiasnächten", sondern von „Tobiaszeiten" als Perioden der ehelichen Enthaltsamkeit.

Es mag sein, daß eine der Wurzeln dieser Einrichtung auf das Abverdienen der Braut zurückgeht. Hat bei den Bergdama Südwestafrikas der Jüngling seine Zeit beim Schwiegervater als Jäger abgedient, und sind Geschenke unter den beiden Sippen getauscht worden, so bereiten die weiblichen Verwandten der Braut eine dürftige Hütte für das Paar, in die es sich des Abends zurückziehen und 5 und 6 Tage dort zubringen kann. Darauf begibt sich der junge Mann zu seinen Eltern und wartet nun ab, ob man ihm die Braut zuführt. Beiden Seiten steht bis dahin die Ablehnung des anderen ohne Nachteile noch frei (Vedder *Die Bergdama* 1923 S. 53).

Vgl. auch Tremearne *Bori Beliefs and Ceremonies* Journ. anthr. inst. 45 (1915) S. 37. Für Bulgarien: Kohler *Lebens- und Rechtsgebräuche der Bulgaren* Zfvgl. RW. 33 (1916) S. 454. Reste der Sitte in Europa zusammengestellt bei Eduard Hermann *Beiträge zu den indogermanischen Hochzeitsgebräuchen* IF 17 (1905) S. 383—85. S. a. Ehe A, Heirat, Heiratsordnung, Hochzeit A, Keuschheit, Meidung, Zählen, Zauber A. Thurnwald

Todendorfer Typus (Tf. 75a—g). Genannt nach dem Urnenfeld von Todendorf, Stormarn. Sehr ausgeprägte keramische Form: flacher, stark rundlicher Behälter, annähernd zylindrischer Hals, breiter, schräg abstehender Rand; kleine, meist rundlich vertiefte Standfläche; dünnwandig, oft glänzend schwarz; Henkel am Halsansatz, oft mit scharfkantiger Leiste. Offenbar Nachahmung von hallstatt. Metallgefäßen (Grevenkrug), doch braucht diese Nachahmung keine direkte zu sein, sondern kann durch gleichgeformte Hallstätter Tongefäße (Koenen *Gefäßkunde* Tf. 6, 8, 9) vermittelt sein, auch spielen bei den jüngeren, flaschenförmigen Gefäßen (Knorr a. a. O. Tf. 3, 45; hier Tf. 75g) sicher schon Einflüsse der älteren Latènekeramik („Linsengefäße" u. ä.; Band VIII Tf. 89 Mitte) mit. Wichtige Charakterform der II. EZ vom Ende der Per., in reiner Form am häufigsten in Holstein, ferner in Osthannover und Mecklenburg, in abgeleiteter Form in der Altmark, Havelland, vereinzelt auch in Braunschweig (Mannus 8 S. 181 Abb. 150 Fuhse) und Pommern.

F. Knorr *Friedhöfe ält. EZ* S. 20; G. Schwantes *Urnenfriedhöfe* S. 7; Beltz *VAM* Tf. 48, 47. R. Beltz

Tököly (Ungarn). § 1. T. liegt im Kom. Tolna, am l. Ufer des Hauptarmes der die Insel Csepel bildenden Donau. Wichtigster Vertreter der sog. Glockenbecherkultur (s. d. § 65 und Band IV Tf. 152f, h) Ungarns. Hier fanden sich unweit des Ortes drei verschiedene Gräberfelder, alle drei mit gemischter Bestattung, aber sonst angeblich im wesentlichen gleichartigem Inventar. Die Toten waren, soweit es sich um Körperbestattung handelt, sitzend in bloßer Erde beigesetzt, mit ausgestreckten Beinen, herabhängenden und an den Körper angelegten Armen und auf die Brust gesenktem Haupte. Unter den Gefäßformen finden sich besonders zahlreich die weitmundigen, glockenförmigen Becher, daneben auch ähnlich profilierte Henkeltöpfe, gehenkelte Fußschalen mit

hohlem, pyramidenförmigen, vierkantigen, durchbrochenen Fuß, Schalen mit 4 niedrigen Füßchen u. dgl. Der Ton ist sehr fein geschlämmt, der Brand gut und gleichmäßig, die Oberfläche lebhaft rot oder rotbraun und glänzend poliert, dadurch lebhaft an Terra sigillata erinnernd. Die weiß inkrustierten, teils freihändig eingeschnittenen, teils mit dem Stempelrädchen eingedrückten Verzierungen sind zu breiten, die ganze Gefäßoberfläche bis hinab zum Fuß bedeckenden Bändern angeordnet, die von mehrfachen Zickzackreihen, Horizontalfurchen, eingestempelten dichten Punktreihen u. dgl. gebildet werden, und die entweder das Gefäß gleichmäßig umziehen oder metopenartig durch vertikale, freie oder mit Dreiecken, Rauten usw. ausgefüllte Bänder unterbrochen werden.

§ 2. Von sonstigen bemerkenswerten Beigaben fanden sich die typischen Armschutzplatten aus Schiefer, V-förmig durchbohrte Knöpfe, Steinäxte und Späne sowie Pfeilspitzen aus Feuerstein. Dagegen fehlten in den Skelettgräbern Geräte aus Bronze oder Kupfer vollständig, die aber in den Brandgräbern vorkommen.

§ 3. Außer in der unmittelbaren Umgebung von T. begegnet diese Glockenbecherkultur, die trotz des Fehlens von Kupfergeräten in den Skelettgräbern der Kupferzeit (s. d.) zuzuweisen ist, und die ihre nächsten Verwandten in Schlesien (s. d. B § 11; Schles. Vorz. NF 7 S. 78ff. Seger) und Mähren (I. L. Červinka *Moravské starožitnosti* II 5 S. 200ff.; s. Böhmen-Mähren C I) hat, auch noch an mehreren anderen Punkten der Insel Csepel, dagegen weiter östlich bisher nur noch in der Umgebung von Dömsöd am l. Ufer des Soroksárer Nebenarmes der Donau, der mit dem Hauptstrom die Insel bildet (Dolgozatok 1914 M. Roska) [und bei Szenthes an der Theiss; s. Band IV Tf. 145 Nr. 181]. Sonst fehlt sie im Duab und im S des Landes vollständig; sie wird hier augenscheinlich vertreten durch die frühpannonische Gruppe, im NO durch die Kultur von Bodrogkeresztúr (s. d.), die zweifellos der gleichen Zeit angehört.

Hampel *Antiquités préhistoriques de la Hongrie* 1877 Tf. 5, 7—9; Wosinsky *Die inkrustierte Keramik* S. 55ff. und Tf. 78—80. G. Wilke

Tolfa-Allumiere (Italien; Tf. 60 und Band VI Tf. 33c). § 1. Ortschaften des vulkanischen Randgebirges im SW Etruriens, für die ital. Frühgeschichte wichtig, weil sie nach der Typologie der den Gräbern entnommenen Gegenstände, auch nach Form und Ritus der Gräber, wahrscheinlich diese Gegend als diejenige kennzeichnen, an der die in Mittelitalien einziehenden verbrennenden „Italiker" zuerst das Meer erreichten, und von wo aus sie zumeist längs der Küste nord- und südwärts vorstießen. Die vulkanischen und metallischen Produkte dieser Gegend, Gold, Bleiglanz u. a., weniger wohl der seit dem 15. Jh. und noch heute hier stark ausgebeutete Alaun, woher der heutige Name, der den Alten als wichtiges Hilfsmittel zum Färben aus Lipara und Melos zukam (Diod. V 10), mögen einen wesentlichen Anziehungspunkt für die südwärts strebenden Einwandererscharen gebildet haben.

§ 2. Spärliche Reste von einfachsten Hüttensiedlungen, ebenso wie die Gräber lose über das ganze Gebiet gruppenweise verteilt, die Asche meist in sog. Villanova-Urnen (Tf. 60, 16), ganz vereinzelt auch schon in Hausurnen (s. d. B) geborgen, die jüngsten mitunter wieder in Dolien (s. Doliengrab): jünger je weiter nach N, während die älteren Gräber die Aschengefäße gern in Nenfro-Behälter oder sog. *Cassettoni*, d. h. aus unbehauenen Kalksteinplatten zusammengesetzte Kästen, gestellt zeigen. Die Ausstattung sehr bescheiden, allerlei Bronzeschmuck, demjenigen von Terni (s. d.), Pianello (s. d.) usw. noch gleichartig, keine Violinbogenfibeln mehr, aber Bogenfibeln in mancherlei Gestaltungen (Tf. 60, 3—5), die Waffen behielt man für sich; über ihre Formen klärte ein Depotfund von Coste di Marano (s. d. und Depotfund B II) auf. Noch keine äußeren Grabeskennzeichen, in allem noch große Einfachheit und Gleichheit, die Signatur der „Italiker", als sie in das Land kamen. Manche später aus dem Albanergebirge und dem übrigen Latium bekannte metallische, besonders aber keramische Form tritt hier in gleicher oder erst vorbereitender Gestalt auf.

§ 3. Als die Etrusker auch diese Gegend besetzten, erst etwa im 8. Jh., lebten sie nach Ausweis ihrer Bestattungsgräber noch ziemlich lange mit den Brennern gemeinsam;

später hört aber auch für sie das Leben hier auf; es wird sehr still, vermutlich als Folge der Aufschließung der sehr viel ergiebigeren n. Gebiete um Vetulonia und Elba.

Neben den Berichten des verdienten sorgsamen ersten Entdeckers Klitsche de la Grange sind Colinis typol. Behandlungen ungemein beachtenswert (Bull. Paletn. Ital. 35 und 36 [1911—12] mit vielen Tf.); v. Duhn *Ital. Gräberkunde* I 201—205; Mac Iver *Villanovans and Etruscans* 1924 S. 86—90 Tf. 18—19.

v. Duhn

Tolkemit (Ostpreußen; Band IX Tf. 215b).

§ 1. Etwa $1^1/_2$ km ö. von T. am Südufer des frischen Haffes im Kreise Elbing entdeckte G. Berendt im J. 1875 im obersten Teile der etwa 5—7 m steil vom Frischen Haff aufsteigenden Kliffküste eine Kulturschicht, die sich im Laufe seiner eigenen Grabungen und der seiner Nachfolger (Tischler, Fröling, Conwentz u. a.) als Überreste einer rein neol. Siedlung erwies. Diese erstreckte sich längs des Plateau-Randes über mehrere 100 m und zeigte eine bis 1,30 m dicke Abfallschicht.

§ 2. Zahlreich waren die Fischreste, oft zu großen Nestern angehäuft. In der untersten Schicht kamen die meisten Artefakte zum Vorschein, während die darüber ruhende noch etwa 1 m dicke, schwarze, mit Kohlenstückchen durchsetzte deren ungleich weniger bot. Die Ausbeute an Knochen und Steingeräten war im Verhältnis zu der reichen Anzahl der gehobenen Scherben gering. Desgleichen sind die Flint-Artefakte sehr spärlich. Von Schaftlochäxten fanden sich nur das Fragment einer Amazonenaxt vom nord. Typus (N. Åberg *Das nordische Kulturgebiet* 1918 Abb. 31) und eine degenerierte Bootaxt.

§ 3. Das keramische Material, das ungleich stärker vertreten ist, bietet einen Überblick über die auch sonst im neol. West- und Ostpreußen üblich gewesenen Stilarten (s. Kurische Nehrung, Rutzau). Neben Tiefstichkeramik, bei der auch die Strichzonenverzierung nicht fehlt, tritt besonders scharf in den Vordergrund die schnurverzierte Gruppe, und zwar hauptsächlich in der Ausprägung der Oderschnurkeramik. Die Schnurmuster zeigen einige Besonderheiten, die sich in Rutzau wiederholen. Im Gegensatz zum schnurkeramischen Stil ist die Gruppe der Schrägstrichzonen-, Wulst- und Rillenkeramik nur spärlich vertreten.

§ 4. Die Formen der Gefäße sind durchaus die gleichen wie in Rutzau und auf der Kurischen Nehrung. Auch die Schnuramphore scheint nicht gefehlt zu haben.

§ 5. Hinsichtlich der faunistischen Überbleibsel ist bemerkenswert, daß neben Rind, Schwein, Hund, Hase auch das Vorkommen des Schafes festgestellt werden konnte. Erwähnt mag noch werden, daß sich in T. zwei Schleifsteine vom östlichen Typus mit kreisförmiger Schleifbahn gefunden haben, die bisher westlichsten Ausläufer dieser Art.

§ 6. Die Sitte der Bestattung innerhalb des engeren Siedlungsbereiches, die den ostpreuss. Schnurkeramikern eigentümlich gewesen zu sein scheint (s. Ostpreussen A § 10), ist auch für T. durch den Fund dreier Skelette unmittelbar unter der Kulturschicht bezeugt (Schriften der Naturforsch. Ges. zu Danzig NF 10 [1899] S. 97), von denen zwei brachykephale Schädelform aufweisen. Die aus der Kulturschicht gehobenen Überreste zweier Urnen mit Leichenbrand (ebd. S. 97) gehören wohl schon der BZ an.

§ 7. Die Zeitdauer der Tolkemiter Ansiedlung ist auf Grund der hier vertretenen keramischen Stilabfolge auf etwa $1^1/_2$ Jht. anzusetzen. Sie wird etwa um die Mitte der nord. Ganggräberzeit ihren Anfang genommen und mit dem Ausgang des Neol. ihr Ende erreicht haben.

Die Ansiedlung bei Tolkemit ist ihrer kulturgeschichtlichen Stellung nach mit den in der 2. Hälfte des Neol. in West- und Ostpreussen auftretenden Kulturwellen in Verbindung zu bringen, die, von Mitteldeutschland ausgehend, in der Haffküstenkultur (s. Ostpreussen A) ihren sichtbarsten Niederschlag gezeitigt haben.

Lissauer *Denkmäler* S. 38; E. Wahle *Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit* Mannusbibl. 15 (1918) S. 172 mit Angabe der Literatur; Elbinger Jahrbuch 2 (1922) S. 162, ebd. 3 (1923) S. 195, ebd. 4 (1924) S. 113ff. Ehrlich; Sitzungsber. Prussia 24 (1923) S. 114ff. ders.; W. Gaerte *Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens* 1927.

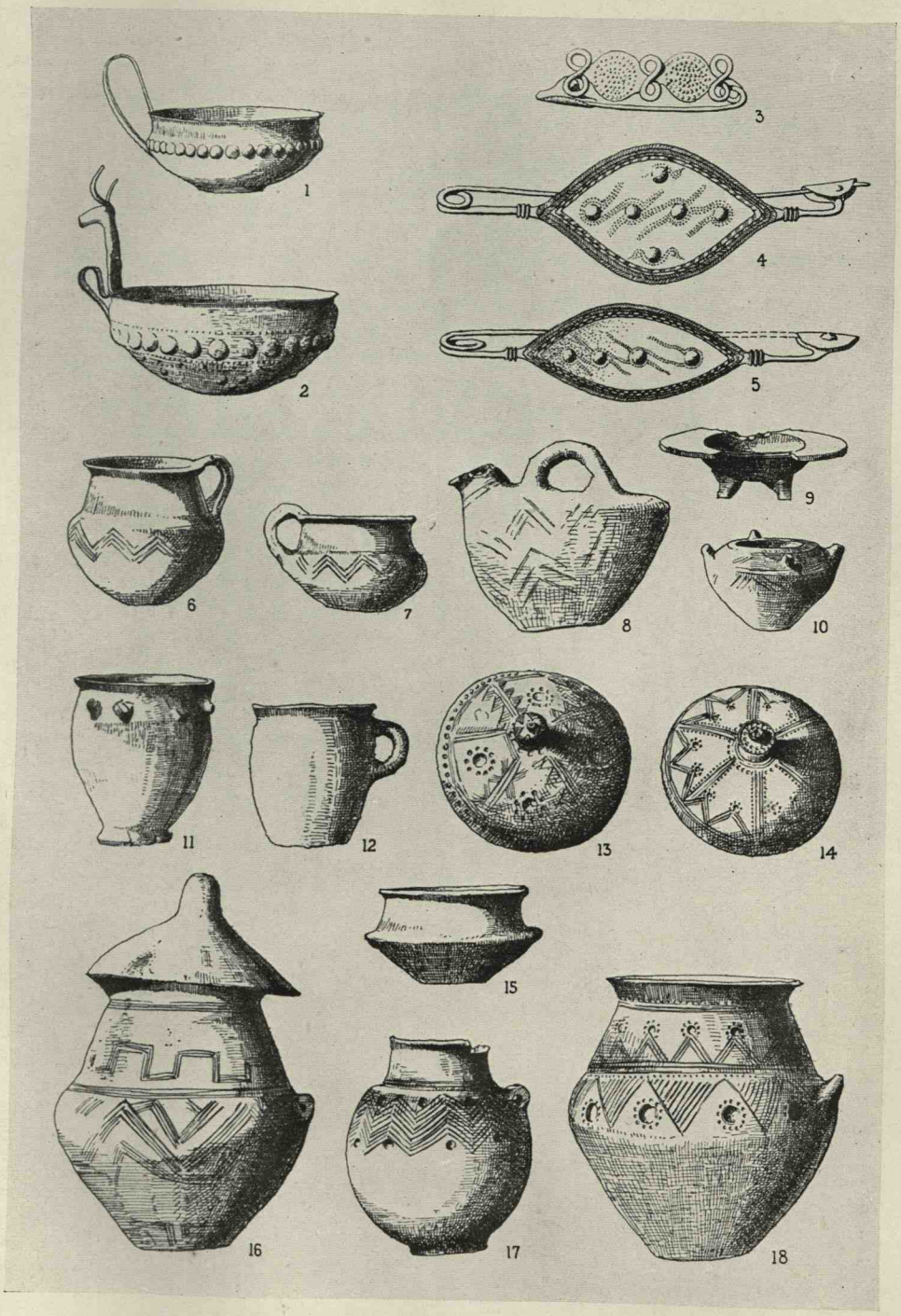
W. Gaerte

Tomakovka s. Ostraja Mogila I, Südrußland D § 59.

Tomba Barberini s. Praeneste.

Tomba del Duce s. Vetulonia.

Tomba del Guerriero s. Corneto.



Tolfa-Allumiere

Funde von Tolfa-Allumiere. Nach Randall Mac Iver.

Tombe dei Giganti. Sardinische Bezeichnung einer dortigen Weiterentwicklung von Dolmen in Gestalt korridorartiger Gräber, die, oft durch eine Apsis hinten und einen Kultplatz vorn ausgezeichnet, der Totenverehrung, wohl auch -befragung eine geweihte Stätte boten. S. Megalithgrab D. v. Duhn

Ton, Tonbearbeitung, Tongefäß s. besonders Technik A § 5ff., Töpferei, Töpferofen, Vase.

Tonbank, Gehörnte s. Mondidol.

Tonmarke (Vorderasien). Im altsumer. Babylonien waren Urkunden von olivenförmiger Gestalt aus Ton im Gebrauch. Sie sind der Länge nach durchbohrt; zuweilen fehlt auch diese Durchbohrung. Sie tragen kurze Inschriften, die einen religiösen Namen, vielfach in Verbindung mit dem Namen des Königs, bedeuten. Es ist wahrscheinlich, daß diese Ton-Oliven eine Art Marken oder Etiketten für Weihgegenstände sind, denen sie umgehängt oder beigelegt waren.

ZfAssyr. 31 S. 131 ff. W. Förtsch; E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 7 Abb. 21.

Eckhard Unger

Tonplombe (Vorderasien). Zur Bezeichnung des Eigentümers und zur Sicherung gegen Unbefugte verfertigte man T. von wechselnder Gestalt, dreieckig, herz-elliptisch oder eiförmig. Sie waren quer oder längs durchbohrt. Hier gingen die Enden der Schnüre hindurch, mit denen die Plomben an Gegenständen oder Tieren befestigt waren. In älterer Zeit war auf den T. (sumer. *mal-dup*) das Siegel des Besitzers abgerollt, später schrieb man, auch unter Fortlassung des Siegels, in Keilschrift die nähere Bezeichnung des Gegenstandes und den Namen des Eigentümers darauf. Um 3000 v. C. finden wir in Lagasch (s. d.) solche Krugverschlüsse mit dem Siegel der Fürsten, des Lugalanda, der Barnamtarra usw., in Schuruppak (s. d.) mit dem Siegel des Imdugud-Sukurru (Band IV Tf. 155a—e). Die gesiegelte T. eines Unterkönigs der 3. Dyn. von Ur, um 2500 v. C., ebd. Tf. 204d. Ein solcher Krugverschluß aus Boghasköj: AO 17—18 Abb. 7.

H. V. Hilprecht *Explorations in Bible Lands* 1903 S. 414f.; Allotte de la Fuye *Documents présargoniques* Paris 1908 Tf. 6ff.; E. Unger *Babyl. Schrifttum* 1921 S. 7; The Museum Journal Philadelphia 11 (1920) S. 169ff. L. Legrain.

Eckhard Unger

Tonprisma (Vorderasien). Urkunden von ähnlicher Art wie die Tonzylinder (s. d.), religiösen und hist. Charakters, in kleinerer Gestalt auch zur Aufnahme von Listen und Tabellen verwendet. Es kommen Prismen im allg. von 4—10 Seiten vor. Am bekanntesten sind die Urkunden der assyr. Könige mit sehr umfangreichen Berichten über geschichtliche und baukünstlerische Ereignisse, besonders das achtseitige Prisma Tiglatpilesers I. vom Tempelturm zu Assur und das sechsseitige Prisma Sanheribs aus Ninive. Als weitere Beispiele mögen ein vierseitiges Prisma mit einem Hymnus, sowie zwei sechsseitige Prismen der Sammlung Nies erwähnt sein, die eine Liste von Personen und eine Tabelle von Gewichtsmaßen enthalten. Prismen sind nicht sehr häufig, sie sind seit 2800 v. C. (V. K. Šilejko *Votivnyja nadpisi šumerijskich pravetelej* 1915 Nr. VI S. 12 Tf. C) nachweisbar. In alter Zeit sind sie voll, später hohl angefertigt.

C. Bezold *Ninive und Babylon*[3] 1909 Abb. 56 S. 73; E. Unger *Babylon. Schrifttum* 1921 S. 8 Abb. 30; J. B. Nies und C. E. Keiser *Historical, religious and economic texts and antiquities. Babylonian Inscriptions in the Collection of J. B. Nies* II (1920) Tf. 62—64 Nr. 23, Tf. 66a Nr. 38, b Nr. 36.

Eckhard Unger

Tonsitula. Stark profilierte, hohe Schale mit kleiner Standfläche, schräg ansteigender Wandung, hochliegender, oft scharfkantiger Ausladung. Rand klein, stark, meist gerade; Farbe meist glänzend schwarz. Kleine Henkelösen am Rande. Die Form geht zurück auf Hallstatt-Typen (Koenen *Gefäßkunde* Tf. 6, 7), ist aber in den ausgeprägten, scharfkantigen Stücken sicher beeinflußt durch die gleichformigen ital. Bronzesitulen, mit denen sie z. B. in Nienbüttel (s. d.) zusammen gefunden sind; auch Latèneformen (s. Nordischer Kreis C 2; Cröben) werden mitgewirkt haben. Verzierung: Band aus ausgezogenen oder punktierten Linien (oft beides zusammen) auf der Schulter, vereinzelt Mäander. Striche oder Streifen zum Fuß (Band IX Tf. 166g links oben). Charakterform der vierten nordd. EZ (Spätlatènezeit, Seedorf), in die frühröm. Per. reichend.

F. Knorr *Friedhöfe ält. EZ* S. 23; Mecklenb. Jahrbb. 85 S. 17 R. Beltz.

R. Belt

Tontafel (Vorderasien). § 1. Die gebräuchliche Art der Schrifturkunden in Mesopotamien ist die Tontafel. Ihre Gestalt wird durch den Zweck bestimmt. 1. Die Urkunde der ältesten Zeit ist die Bau-Urkunde, der Ziegel (s.d.D). Seine Form ist damals auch die der Geschäftsurkunde, wovon in Lagasch ein Beispiel, ein Kontrakt Eannatums (3100), gefunden wurde (G. Cros *Nouv. Fouilles de Tello* S. 220f.). Die Spezialform der Geschäftsurkunde ist erst in den Kanzlei-Urkunden des Entemena, Enlitarzi und Enetarzi, der Vorgänger des Urukagina (um 3000 v. C.), nachgewiesen, denen die Privaturkunden von Schuruppak (s. d.) der Form und der Zeit nach nahestehen. 2. Die gewöhnliche Gestalt ist quadratisch. Die Schreibseiten sind beiderseits flach konvex gewölbt und stoßen an den Kanten im spitzen Winkel zusammen; dadurch wird die Tafel nur auf den beiden flachen Seiten beschreibbar, nicht aber auf den Rändern. Die Ecken der Tafel sind abgerundet. Daneben gibt es auch größere Tafeln mit beschreibbaren Kanten (in Fara) bis zu 0,40 m im Quadrat. 3. In akkad. Zeit (2800 v. C.) zog man eine längliche Form der quadratischen vor und schuf ein Unterscheidungsmerkmal von Vorder- und Rückseite, indem man die Vorderseite ganz flach, die Rückseite aber nach wie vor konvex herstellte; die Kanten stoßen noch in spitzem Winkel zusammen, so daß sie, wie früher, ohne Schrift bleiben mußten. 4. Um 2500 v. C. veränderte man die Form der Tafel in der Weise, daß man die Rückseite bedeutend mehr wölbte, und ließ die Ränder, namentlich an den Schmalseiten, nicht spitz zusammenstoßen, sondern flachte sie ab. Die Abrundung der Ecken fiel weg, die Tafel wurde jetzt rechtwinklig. So konnte man die Schrift auch über die Kanten fortsetzen. Man benutzte die Schmalseiten zur Fortsetzung des Haupttextes. Von den Längsseiten, die meist schwach gewölbt blieben, mitunter auch etwas konkav eingezogen sind, wurde nur die links vom Schreiber zur Aufnahme summarischer Notizen verwendet; die rechte Längsseite war dazu ungeeignet, weil sich hier die Endzeichen der Hauptseiten sowie die Zwischenlinien fortsetzten. So blieb die Gestalt der Tafel bis ins 7. Jh. hinein. Erst die Spätzeit, die der Neubabylonier und Perser, kehrte bei den kleineren Tontafeln zur älteren Form zurück, d. h. man behielt die oblonge Form bei, wölbte aber wieder beide Schreibflächen und machte auch die Kanten wieder konvex. Schon der äußeren Gestalt nach läßt sich also eine Tontafel in eine bestimmte Zeit verweisen.

§ 2. Die Schreibweise ist sehr wichtig (s. Keilschrift § 7—9). In der archaischen Zeit schrieb man die Zeichen von oben nach unten — trennte die Wörter durch senkrechte Striche (Worttrenner) — und die Kolumnen von rechts nach links. Hatte man die Vorderseite z. B. in zwei Kolumnen beschrieben, so drehte man die Tafel, auf der Kante rechts ruhend, nach rechts hin herum und beschrieb auch die Rückseite, hier aber zuerst eine untere Kolumne und dann erst die obere. Dadurch stießen der Anfang und das Ende eines Schriftstücks, wenn es die Tafel ausfüllte, zusammen. Als man die oblonge Form der Tafel eingeführt hatte, war man wohl dazu übergegangen, die Schrift rechtsläufig zu schreiben. Man nahm nun die Schmalseiten als oben und unten an, schrieb von links nach rechts die Vorderseite voll, ebenso den unteren Rand, sobald er vorhanden war, legte die Tafel nach vorn über und setzte die Schrift auf der Rückseite fort, im Bedarfsfalle auch auf den oberen Rand übergreifend, so daß wieder der Text unmittelbar am Anfange endigte. Mitunter wurde auch der Längsrand links der Vorderseite beschrieben, falls der Platz nicht ausreichte, niemals aber beschrieb man die rechts der Vorderseite befindliche Längskante. So hingen oft Vorder- und Rückseite, in derselben Schriftrichtung geschrieben, miteinander derart zusammen, daß es nur aus der äußeren Form der Tafel, Flachheit der Vorderseite, Wölbung der Rückseite, schnell ersichtlich war, wo eigentlich der Text begann. Die größeren Tafeln beschrieb man zuweilen auch, indem man sie quer hielt. Die Tafeln der spätesten Zeit, vom 6. Jh. ab, sind in der Regel quer beschrieben, insbesondere die von kleinem Formate. Manchmal kommt es auch vor, daß der Schreiber die Tafel seitlich nach links umlegte und beschrieb, wie wir es heute zu tun pflegen. Diese Fälle sind jedoch so selten, daß man

mit einiger Sicherheit einfach auf ein Versehen des Schreibers schließen darf.

§ 3. Die T. sind die häufigsten Fundgegenstände der Ausgrabungen. Neben den Originalen besitzen wir auch Abbildungen von T. auf den Denkmälern. Als Göttersymbol (s. d. E 1 § 48) des Schreibergottes Nabû (s. d.) erscheint eine Tafel, nebst Keilschriftgriffel (s. d.) darauf, auf dem Postament liegend auf einem Kudurru (s. Grenzstein) kassit. Zeit (Band IV Tf. 205b, 3. Fries von unten), desgleichen auf dem Grenzstein Brit. Mus. 90836 (King a. a. O. Tf. 82). Von der Schwester des belehnten Großen wird eine T. auf beiden Händen getragen (Kudurru Brit. Mus. 90835, King a. a. O. Tf. 72). Auf dem assyr. Bronzerelief von Balawat (s. Imgur-Enlil), Platte D (J) 7 oben (um 850), schreibt ein Schriftgelehrter mit dem Griffel auf einer Tontafel. Das Relief Tiglatpilesers III. (Band VII Tf. 153b) bringt zwei Schreiber (s. d.), denen ein Oberst diktiert. Der erste Schreiber hat eine T. auf der Linken, den Griffel in der Rechten. Dieselbe Szene wiederholen mehrere Reliefs Assurbanipals in London (s. a. Diptychon; Band II Tf. 201, 202; IV Tf. 1541, m, 158h).

§ 4. Manchmal werden die T. mit Siegelzylindern gesiegelt. Seit 2000 v. C. etwa umhüllte man ausgefertigte Urkunden von Wichtigkeit, wie Verträge und Briefe, mit einer Tonhülle, auf der die Aufschrift, summarische Notizen, manchmal auch eine Wiederholung des Originaltextes eingetragen und die Siegel abgerollt wurden. In der spätassyr. und neubabylon. Zeit gab es Stempel (s. a. Glyptik C, Schultafel). Die sumer. Schriftzeichen für T. und Siegel vgl. Jhb. d. Dtsch. Ver. f. Buch u. Schrift 2 S. 31 Nr. 136/7 Unger.

E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 6f. Abb. 6—20; Amer. Journ. Sem. Lang. 32 (1916) S. 230f. J. H. Breasted; L. W. King *Babylonian boundary stones* London 1912; Hinke *A new boundary stone of Nebuchadrezzar I. from Nippur* Philadelphia 1907; Ath. Mitt. 45 (1920) Tf. 3 E. Unger; H. Hilprecht *Explorations in Bible Lands* 1903 Abb. S. 155.

Eckhard Unger

Tontafeln, Kappadokische s. Kappadokische Tontafeln.

Tonurkunde. Die häufigsten Urkunden in Mesopotamien sind aus dem im Lande anstehenden Ton gefertigt. Es haben sich im Laufe der Zeit eine ganze Reihe von verschiedenen Formen herausgebildet. Dazu gehören: Nagelurkunde, Schultafel, Tonmarke, Tonplombe, Tonprisma, Tontafel, Tonzylinder, Vasenurkunde, Ziegel, Ziegelstempel (s. diese Artikel). Eigenartigere sind: Baukonsolen in Form von Tatzen oder Händen, im späteren Assyrien im Gebrauch; Amulette, d. i. Tontafeln mit halsartigem Ansatz, der quer durchbohrt ist zum Durchziehen einer Schnur, mit der das Amulett dem Kranken um den Hals gehängt wurde. Die Amulette enthalten in Keilschrift (s. d.) eine Beschwörung gegen Krankheit und deren unheilbringende Dämonen; Lebern in Form einer Schafsleber, worauf Wahrsagungen (Omina) in Keilschrift eingetragen sind. Sie dienten als Modell für die Leberschau (s. d.). S. a. Diptychon.

E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 Abb. 22, 31, 32.

Eckhard Unger

Tonzylinder (Vorderasien). Urkunden in zylindrischer Form sind im alten Babylonien bis in die Diadochenzeit hinein gebräuchlich. In älterer Zeit werden die Tonzylinder voll, später beim Fortschritt der Technik hohl gearbeitet. Drei verschiedene Formen sind nachweisbar: 1. Rein zylindrisch. Zu den bedeutendsten Urkunden dieser Art gehören die beiden Zylinder des Gudea von Lagasch (2600 v. C.), von denen Zylinder A mit 750 Zeilen über die Erbauung des Ningirsu-Tempels, B mit ungefähr 480 Zeilen über die Ausrüstung des Heiligtums nach seiner Vollendung berichtet (Sarzec und Heuzey *Découvertes en Chaldée* Tf. 33—36). Kleinere Zylinder enthalten Listen und Tabellen. In assyr. Zeit sind die Tonzylinder als religiöse und geschichtliche Urkunden in Verwendung (z. B. A. T. Clay *Miscellaneous Inscriptions in the Yale Babylonian Collection* 1915 Nr. 38, 40—41 Tf. 53). 2. In späterer Zeit gibt es in der Mitte verstärkte, tönnchenförmige Urkunden. Sie finden sich vielfach in Sandbettung unter der Türschwelle der Tempel eingelegt. 3. Eine Abart der Zylinder ist in archaischer Zeit (Lugalanda) und zur Zeit Nebukadnezars II. im 6. Jh. im Gebrauch. Sie sind zum Aufstellen bestimmt, durchbohrt und mit unterer breiterer Standfläche: Die älteren enthalten geschäftliche Notizen; die Nebu-

kadnezars waren Tempelurkunden. Diese waren in einer Ziegelkapsel in den Ecken der Tempeltürme vermauert, ähnlich den Tonprismen (s.d.). S.a. Gründungsurkunde.

C. Bezold *Ninive und Babylon*[3] 1909 Abb. 60 S. 79; E. Unger *Babylonisches Schrifttum* 1921 S. 8 Abb. 27—29; Allotte de la Fuye *Documents présargoniques* 1908 Tf. 12f.

Eckhard Unger

Töpferei. S. a. Handwerk A § 2a. c, Technik A § 5ff.

A. Europa.

§ 1. Zweck. — § 2. Entstehung. — § 3. Material. — § 4—10. Formen (§ 4. Aufbau aus Zonen und Lappen. — § 5. Treiben. — § 6. Eindrücken in eine Form. — § 7. Töpferscheibe. — § 8. Zubehör [Henkel, Füße, Deckel]. — § 9. Einsätze in die Wand. — § 10. Einflüsse anderer Techniken). — § 11—15. Oberflächenbehandlung (§ 11. Überkleiden. — § 12. Glätten. — § 13. Tiefornamente. — § 14. Erhabene Ornamente. — § 15. Einlagen). — § 16. Dichten. — § 17. Trocknen und Brennen. — § 18. Reparaturen. — § 19. Schluß.

§ 1. Die T. dient, wie der Name sagt, hauptsächlich zur Herstellung von Töpfen zum Hausgebrauch: zum Kochen, Essen, Trinken, Schöpfen, Aufbewahren von Vorräten; ferner zum funerären Gebrauch als Behälter des Leichenbrandes (Urnen) oder als Beigefäße. Andere Erzeugnisse der T. sind Spezialgeräte, wie Siebe zu verschiedenen Zwecken (s. Sieb A), Kochvorrichtungen, Lampen, Feuerböcke (s. d.), Spinnwirtel, Klappern, Menschen- und Tierfiguren usw. Auch in den Dienst des Hausbaues für dekorative Zwecke scheint man die Töpfertechnik gestellt zu haben, obschon hierüber erst wenige Beobachtungen vorliegen: Säulenkapitelle(?) von Černavoda (s.d.) und Erösd (s.d.; Präh. Z. 13—14 [1921—22] S. 169 Schuchhardt), Bauteile(?) aus Ansiedlungen der LTZ von Meisdorf und Walternienburg (Ausgrabungen Götze).

§ 2. Im Paläol. war T. noch nicht bekannt (s. Belgien A § 1, Italien A § 3, Jagd A § 8, Jungpaläolithikum § 1). Über einige angebliche Funde von Topfscherben in paläol. Stationen vgl. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* II 20f.; Déchelette *Manuel* I 169f. Dem Bedürfnis nach Gefäßen wurde jedenfalls durch Hohlkörper abgeholfen, wie sie die Natur darbot: Muscheln, Gelenkpfannen (ZfEthn. Verh. 24 [1892] S. 375 Abb. 10: Taubach), vertiefte Steine, Fruchtschalen, menschliche Schädelkapseln (Heierli *Urgeschichte der Schweiz* S. 184 Schaffis [s.d.] und Sutz), Hornscheiden vom Rind (Reliefs von Laussel; Band VII Tf. 99c, d); vielleicht hatte man auch geflochtene und aus Holz geschnitzte Gefäße, Lederschläuche u. dgl.

Den Ursprung der T. sucht man in der Nachbildung von Leder-, Kürbis- und ähnlichen Gefäßen aus vergänglichen Stoffen. Namentlich wird aus gewissen neol. Topfornamenten vermutet, daß geflochtene Körbe mit Ton ausgekleidet worden seien; beim Brennen sei der Korb verbrannt und die Tonwand als Gefäß übrig geblieben (Anthrop. Korr.-Bl. 1878 S. 158 Ranke). Gewiß zeigen manche Gefäße solche Einflüsse, aber sie gehören dem vollentwickelten Neol. an, und es besteht die Möglichkeit, daß die Vorbilder erst dieser Zeit entstammen. Will man den Ursprung der Töpferei kennen lernen, wird man sicherer gehen, wenn man das älteste erreichbare Fundmaterial aus den Kjökkenmöddingern und dem Campignien (s.d.; Band II Tf. 122b, c; IX Tf. 12c) ins Auge faßt. Diese Keramik aber baut die Gefäßwand aus Horizontalbändern auf (s. § 4; Madsen *Affaldsd.* S. 72). Die Keimzelle des Zonenaufbaues ist die auf eine Unterlage aufgesetzte unterste Zone: ein Damm, den man um eine Sickerquelle oder ein Rinnsal macht, um die Flüssigkeit zu sammeln. Damit ist für die Weiterentwicklung nicht nur die Technik des Formens, sondern auch das Material (Erde, Lehm, Ton in Verbindung mit Wasser) dem Menschen in die Hand gegeben. Erst später macht sich nach Ausbildung der Töpfertechnik bei der stilistischen Weiterentwicklung im Neol. der Einfluß der Kürbis-, Leder- usw. Gefäße bemerkbar. Eine zweite Urform mag der ausgehöhlte oder eingedellte Tonklumpen gewesen sein (s. § 5).

§ 3. Das Material. Die natürlich vorkommenden Tone sind nur z. T. so mager, daß sie ohne weiteres verwendet werden können. Meistens wurden sie mit Sand, zerfallenem Granit oder anderen steinigen Substanzen gemagert. Eine Besonderheit gewisser kelt. Töpfe der LTZ ist die Beimengung von Graphit (s. d.; nicht zu verwechseln mit dem oberflächlichen Aufreiben), die häufig so reichlich ist, daß die Scherbe im Bruch ebenso wie an der Oberfläche metallisch

glänzt und wie Bleistift schreibt. Zuweilen werden eisenhaltige Substanzen oder Holzkohle beigemengt, um gewisse Farbenwirkungen, die z. T. erst beim Brennen erscheinen, zu erzielen. Verwendung von Schamotte (Zusatz von zerkleinertem hartgebrannten Scherbenmaterial zur Herstellung feuerbeständiger Tonwaren) scheint in Mittel- und Nordeuropa nicht bekannt gewesen zu sein, wohl aber ist sie im griech. Kulturgebiet im 6. Jh. v. C. nachgewiesen (H. Lütgen *Antike Chamotten* Tonindustrie-Zeitung 1895 Nr. 32). Über die Beimengung von Pflanzenfasern, Stroh und andern vegetabilischen Stoffen liegen noch wenig sichere Beobachtungen vor; so fehlt sie in dem reichlichen früheisenzeitl. Scherbenmaterial des Schloßbergs von Burg im Spreewald, wo nur im Überfangton einige Male kurzgeschnittene feine Pflanzenstengel vorkommen (Präh. Z. 4 [1912] S. 312 Götze). Gewisse stark poröse Gefäße der Bandkeramik (s. d.) sind anscheinend mit einer vergänglichen Substanz von körniger Beschaffenheit angemengt gewesen.

§ 4. Die schon im Mesol. auftretende (s. § 2) und durch alle vorgesch. Per. am meisten geübte Herstellungsweise ist der Aufbau der Gefäßwand aus horizontalen Zonen, seltener aus spiralig gelegten Wülsten. Auf die Bodenplatte, die übrigens niemals, wie manchmal behauptet wird, aus einem Spiralwulst besteht, wird ein Tonband aufgesetzt, auf dieses ein zweites und so fort, bis das Gefäß vollständig aufgebaut ist. Bei langsamem Arbeiten erhärten die unteren Zonen und werden tragfähig, so daß sehr große, dünnwandige Gefäße hergestellt werden können, wie es bei Scheibenarbeit nicht möglich ist. Die aus Zonen zusammengesetzten Gefäße zerbrechen gern längs der Stoßfugen, und dann sieht man, daß die Oberkante der Zone stets konvex, die Unterkante konkav ist; man kann daraus auch an der Scherbe ihre ursprüngliche Stellung in der Gefäßwand erkennen. Große und breite Zonen sind manchmal aus Lappen zusammengesetzt. Außer dem Aufbau durch Bänder und Lappen kommt auch die Zusammensetzung aus ganzen Gefäßteilen: Hals + Schulter + Unterteil vor, namentlich bei Gefäßen mit scharfgeknicktem Profil (Niederlaus. Mitt. 7 [1902] S. 240 Grosse; BJ 119 [1910] S. 354 Abb. 3, 4 Günther). Das Zusammensetzen von Gefäßen aus mehreren Teilen war dem Altertum überhaupt geläufig. Es sei nur an die zahlreichen in ebensolchen Abschnitten zusammengenieteten Bronzeblechgefäße erinnert, sowie an eine aus zwei Teilen geschnittene und zusammengesetzte Glas-Amphora von Olbia (Amtl. Ber. Pr. S. 35 S. 112ff. Abb. 52 Zahn). Im Zusammenhang mit der Zusammensetzung aus größeren Gefäßteilen ist die Frage erörtert worden, ob Formkerne verwendet wurden. Man hätte einen festen Körper in Gestalt des herzustellenden Gefäßes mit einem Tonmantel umkleidet, diesen auseinandergeschnitten, abgehoben und wieder zusammengesetzt (Berendt *Die pommerellischen Gesichtsurnen* 1872 S. 12; Sitzungsber. Prussia 1879—80 S. 1—4 Heydeck). Bei den überaus häufigen halbkugeligen und flacheren Trinkschalen der Lausitzer Keramik (s. Lausitzische Kultur A), die offenbar im Massenbetrieb hergestellt wurden, ist die Zuhilfenahme kugeliger Formkerne nicht unwahrscheinlich; auch die Zusammensetzung großer, flacher Näpfe aus Lappen ist ohne stützenden Kern kaum möglich. Vielleicht haben gewisse kugelige oder linsenförmige Steinkörper, die beim jüng. Lausitzer Typus vorkommen, als Kernformen für Schalen gedient. Eine Kernform aus Ton wurde bei Mattinata gefunden (Mayer *Apulien* S. 115 f. Abb. 39). Bei allen diesen Methoden hat man, solange der Ton noch nicht erhärtet ist, die Möglichkeit, das Profil nach dem Aufbau durch Ausbauchen, Abrunden, Einkehlen bis zu einem gewissen Grade zu verändern, und man hat davon Gebrauch gemacht.

§ 5. Grundsätzlich verschieden hiervon ist die Herstellung des Gefäßes aus einem einzigen Klumpen durch Treiben. Dies Verfahren läßt sich am fertigen Gefäß nur ausnahmsweise sicher nachweisen, wenn nämlich das zum Treiben benutzte Werkzeug einmal eine tiefere Spur hinterlassen hat. Die Folgen dieser Technik sind eine höckerige Oberfläche und die Kugelform des unteren Gefäßteiles. Man wird namentlich dann dieses Verfahren annehmen dürfen, wenn diese Merkmale innerhalb einer ganzen keramischen Gruppe mit dem Fehlen von Spuren der Zusammensetzungstechnik zusammentreffen, wie es bei den Kugel-

amphoren (s. d.), den Bombengefäßen der Bandkeramik und den angeblich der I. Stadt Trojas angehörigen Dreifußkesseln (Schliemann *Ilios* S. 259 Nr. 59) der Fall ist.

§ 6. Daß Gefäße durch Eindrücken in eine Form hergestellt wurden, ist zuweilen behauptet worden (Anthrop. Korr.-Bl. 1878 S. 158f. Ranke; Archiv f. Anthr. 14 [1882] S. 222 Struckmann). Den überzeugenden Nachweis hat Pälsi an osteurop. Material erbracht: als Form diente ein fertiges Gefäß, das mit einem Sack gefüttert wurde. Mit Hilfe des letzteren wurde das Gefäß in feuchtem Zustand aus der Form gehoben. Seine Oberfläche ist mit dem abgedrückten Textilmuster bedeckt. Diese „Textilkeramik" (s. d. und Finnland A § 6) war in Finnland und Rußland vom Ende der StZ bis zur EZ im Gebrauch; in Sibirien (s. d. B) und Japan ist sie neol., in Amerika vorkolumbisch. Zonenaufbau kommt hierbei nicht vor (Suomen Museo 23 [1916] S. 66ff. S. Pälsi, dtsch. Referat S. 3; ZfEthn. 56 [1924] S. 133 H. Schmidt). Es ist die technische Vorstufe für die in feste Formen eingedrückten reliefierten röm. Terra-sigillata-Gefäße. Ähnliche, offenbar frühneol. Scherben mit Abdrücken von Schnüren, nicht Binsen, wie Schneider meint, die aber kein Ornamentmuster bilden, sondern sich zu Flächen zusammensetzen, wurden an der Unterhavel und im Rhinluch (s. d.; vgl. Band XI Tf. 22) gefunden (Götze *Westprignitz* 1912 S. 12; Präh. Z. 15 [1924] S. 75ff. Schneider).

§ 7. Der Vorläufer der Töpferscheibe ist eine Unterlage, die es ermöglicht, das noch weiche Gefäß bei der Arbeit bequem vor sich zu bewegen, ohne es selbst anzufassen. Diesem Zweck dienten solide Mattenstücke oder in Korbgeflecht ausgeführte Scheiben, deren Abdruck zuweilen an den Topfböden sichtbar ist. Den Übergang zur Drehscheibe bildet die primitive Blockscheibe, wie sie noch im 19. Jh. in Preußen im Gebrauch war (Ph. Ö. Schr. 26 [1885] Sitzungsber. S. 6ff. Scharlok), die sich aber in vorgesch. Funden nicht nachweisen läßt. Die schnellrotierende Töpferscheibe war in den älteren Epochen der europ. Vorgeschichte unbekannt. Sie dringt aus dem Orient (um 3000 v. C. in Ägypten; s. Vase C) über die Uferländer des Mittelmeeres allmählich nach N vor und erreicht das kelt. Gebiet n. der Alpen in der LTZ. Von hier geht sie seit der späten LTZ nur zögernd zu den Germanen über, die noch in der Merowingerzeit einen großen Teil ihrer Topfware freihändig formen. Die ältere slav. Keramik (s. Slaven A § 29ff.) ist freihändig, z. T. vielleicht mit der Blockscheibe gearbeitet, und erst von 1000 n. C. an kommt die Töpferscheibe mehr und mehr in Gebrauch; häufig zeigen die slav. Gefäßböden den Abdruck der vorragenden Scheibenachse oder den Reliefabdruck eines in die Scheibe eingeschnittenen Musters (Kreuz, Hakenkreuz u. dgl.).

Die Töpferscheibe schließt den Aufbau aus Zonen aus, das Gefäß wird aus einem einzigen Klumpen geformt, indem die eine Hand von innen, die andere von außen gegeneinander drücken. Die Vibration des formenden Fingers erzeugt seichte, parallele Horizontalfurchen, seine Rauheit feine, ebenfalls horizontale Rillen, beides Kennzeichen der Scheibenarbeit, die an der Außenfläche des Gefäßes häufig überglättet sind, aber an der Innenwand meistens beobachtet werden können. Während bei freihändiger Zusammensetzung gern geknickte Profile entstehen, begünstigt die Scheibenarbeit rundliche, weiche Formen.

Eine Töpferscheibe kann sich nicht jeder Haushalt leisten, ihr Auftreten bedingt den endgültigen Übergang von der Hausindustrie zum Handwerk.

§ 8. Zubehör. Henkel, Zapfen u. dgl. werden in der Regel am fertigen Gefäßkörper befestigt. Entweder klebt man sie auf die Oberfläche auf, wobei diese gern durch Einschnitte gerauht wird, oder sie werden in die Gefäßwand eingezapft. Die großen Bandhenkel des Bernburger (s. d.; Band I Tf. 132) Typus sind gleich beim Zonenaufbau der Wand in entsprechende Ausschnitte eingesetzt.

Congr. préh. 4. Sess. 1908 S. 737ff. A. Guébhard; Congr. Soc. sav. de Provence 2. Sess. (Arles 1909) S. 5ff. ders.; Bull. Préh. 8 (1911) S. 501ff. ders.; Mém. de la Soc. préh. française 2 (1912) S. 1ff. ders.

Der ringförmige hohle Fuß, der schon in der jüngeren StZ auftritt (Rössen; s. d.; Band XI Tf. 33 h) ist zweifellos dadurch entstanden, daß der lose Ring, in den spitze Gefäße wie das Kjökkenmöddingergefäß (Band IX Tf. 12c) gestellt wurden, um stehen zu können, mit

dem Gefäß fest verbunden wurde. Solche losen Tonringe kommen in den Pfahlbauten vor. Daneben gibt es ebenfalls schon seit der jüngeren StZ massive Einzelfüße, und es kennzeichnet das richtige Stilgefühl des vorgesch. Töpfers, daß er diesen manchmal die Gestalt menschlicher Füße gab (Lausitzer Keramik der jüngeren BZ; s. Stiefelgefäß und Band XII Tf. 108).

Als Deckel dient meistens ein Napf oder eine Schale. Daneben formt man auch besondere Deckel: Mützendeckel für Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur und Band IV Tf. 112a, 113a, 114a, 115a, 116—118, 120b; VI Tf. 96, 97; IX Tf. 222c), Kappen- und Falzdeckel (s. a. Tf. 66b—d). Der Deckel der Urne aus dem Seddiner Königsgrab (s. Seddin § 2) ist mit vier tönernen Nieten befestigt.

Beim Formen brachte man auch Reliefschmuck an. Erhabene Leisten, Bänder, Knubben u. dgl. wurden entweder aufgeklebt oder aus der Wand herausmodelliert oder von innen her getrieben (Buckelurnen; s. Buckelkeramik). Als Ergänzung treten bei den Gesichtsurnen wirkliche Schmucksachen, wie Bronzeohrringe, eiserne Halsringe, hinzu (s. Gesichtsurnenkultur und Band IV Tf. 114—116, VI Tf. 97a).

§ 9. Eigenartige Einsätze in die Gefäßwand aus durchsichtigem Material (Fensterurnen) findet man in Troja II—V, wo kleine, unregelmäßige Stücke Bergkristall (s. d.) im Gefäßboden vorkommen, und an germ. Urnen der RKZ mit Fenstern aus Glas (und Marienglas?) im Boden und der Seitenwand (ZfEthn. Verh. 13 [1881] S. 63ff. Virchow; Oldenburger Jahrbuch 29 [1925] S. 328ff. von Buttel-Reepen).

§ 10. Die Töpferkunst empfing seit der jüngeren StZ Anregungen durch Gefäße aus anderem Material, die sich von leisen Andeutungen bis zur genauen Nachahmung auswirkten. Hier kann nur beispielsweise auf solche Vorbilder hingewiesen werden: Ledergefäße, von denen nicht nur im allg. die Beutelform übernommen wird, sondern deren Nähte manchmal ganz naturalistisch nachgeahmt werden (Steinzeitgefäß von Harsleben: ZfEthn. Verh. 26 [1894] S. 101 Olshausen; Becher von Lengyel: Ungar. Revue 1888 Heft 2—4 Abb. 106 Wosinsky), geflochtene Körbe mit Andeutung der radialen Ruten, wie sie zuweilen in der Bandkeramik (Píč *Starožitnosti* I 1 Tf. 58, 18), aber auch in Troja vorkommen (Schliemann *Ilios* 1881 S. 259 Nr. 59); besonders gern aber Bronzegefäße der BZ bis LTZ.

ZfEthn. Verh. 33 (1901) S. 277ff. Voß; Präh. Z. 1 (1909) S. 37ff., 351ff.; ebd. 2 (1910) S. 145ff. Schuchhardt.

§ 11. Die Behandlung der Oberfläche geschieht in der Regel vor dem völligen Austrocknen und verfolgt teils den Zweck, die Gefäßwand weniger durchlässig zu machen, teils erstrebt man ästhetische Wirkung.

Überkleidung der Oberfläche. Dünn und höckerig geformte Gefäßwände erhalten außen und innen einen dicken Tonauftrag (Oberhessischer Geschichtsverein, Fundbericht 1899—1901 S. 15f.). Sonst wird schon von der j. StZ an die Oberfläche gern mit einer dünnen Schlickerschicht überzogen, die sich besser als das steindurchsetzte Material der Gefäßwand glätten läßt. Steingemengter Schlicker wird nur dann verwendet, wenn die Oberfläche absichtlich rauh gehalten wird. Gepichte Tongefäße kommen in der Hallstattkultur vor, ob schon in der böhm. Bandkeramik, ist zweifelhaft. Zu den aufgetragenen Substanzen gehören schließlich der Graphit (s. d.), der besonders in Schlesien und Posen (s. Graphitierte Gefäße), aber auch sonst in der Hallstattkultur aufgerieben wird, und verschiedene Farben als Malmittel. Während in der j. StZ die Gefäßmalerei auf gewisse stilistisch mit der Bandkeramik (s. d.) zusammenhängende Gruppen beschränkt ist (Galizien, Bukowina, Siebenbürgen, Rumänien, Südrußland; Tf. 19, 20; Band II Tf. 94) und mit der Bandkeramik nach Mähren und Böhmen, vereinzelt bis nach Thüringen vordringt, erlebt sie, angeregt durch die vorgeschrittene mittelländische Keramik, in der Hallstattkultur n. der Alpen eine reiche Entfaltung (Band IX Tf. 199), die sich in die kelt. Latènekultur fortsetzt (Band II Tf. 48). Dem germ. N ist die Gefäßmalerei fremd, nur hin und wieder begegnen schüchterne Versuche in der ältesten EZ, offenbar die äußersten Ausstrahlungen der Hallstattkultur (s. a. Bemalte ostdeutsch-polnische Keramik und Band I Tf. 109). Dunkelbraune Farbbänder an einigen neol. Gefäßen von Rhinow (s. d. und

Band XI Tf. 23h, k, l) kann man kaum als Malerei ansprechen: abgefallener, aber in schwachen Spuren noch vorhandener Auftrag einer braunen Harzmasse hat auf den Ton abgefärbt und täuscht Malerei vor. Auch sonst findet man zuweilen dunkle Streifen als Malerei angeführt, die weiter nichts sind als übergelaufener Topfinhalt oder Flämmung. Die Farben der neol. Keramik Böhmens scheinen mit Pech angemengt zu sein (Mannus 3 [1911] S. 239 Jíra). S. a. Malerei A 2.

§ 12. Die bessere Topfware pflegt durch die ganze vorgesch. Zeit mechanisch geglättet zu werden, und man versteht es, einen politur-artigen Hochglanz zu erzeugen (s. a. Bucchero, Vase B 1 § 9). Als Werkzeug dient der Glätt- oder Polierstein aus Kiesel oder Feuerstein, wie er in mehr oder weniger abgenutztem Zustand in Ansiedlungen und als Grabbeigabe häufig vorkommt. Vielleicht hat man auch Leder zum Glätten verwendet. Vorbedingung einer guten Politur ist die Feinheit des Tons oder ein feiner Schlickerüberzug, den man durch Räuchern, vielleicht auch durch Einreiben mit Wachs oder Fett zur Annahme der Politur geneigter machte. Die Glättung erstreckt sich auf das ganze Gefäß — auch innen — oder beschränkt sich auf den Oberteil. Sie erscheint als Verzierungselement in Form von Streifen auf roh gelassenem Grund, vereinzelt schon in den Ausläufern der Lausitzer Keramik, häufig in der LTZ, und setzt sich in feinerer Ausführung in die RKZ und Merowingerzeit fort.

§ 13. Tiefornamente, d. h. alle in die Oberfläche eingetieften Verzierungen, sind in der Regel in den noch weichen, nachgiebigen Ton gestochen, gedrückt, gefurcht, geschnitten; nur selten in den schon erhärteten Ton eingeritzt. Sie lassen entweder das Muster lediglich durch Schattenwirkung hervortreten oder sind zur Aufnahme einer andersfarbigen Füllmasse bestimmt (s. § 15). Manche scheinbaren Linearmuster, wie z. B. die Strichelung der Ornamentbänder des Schussenrieder (s. d.; Band XI Tf. 114) Typus, sind am fertigen Gefäß nicht sichtbar gewesen, sondern bilden nur die Rauhung für eine flächig aufgelegte weiße Masse. Die meisten Arten der Tiefornamentik kommen bereits in der hochentwickelten neol. Töpferei vor. Als Werkzeuge dienen außer der Fingerspitze einfache spitze Stichel, Federposen, kleine Röhrenknochen, meißelartige Geräte oder Holzspäne mit gerader oder gewinkelter Schneide (besonders in der Megalithkeramik), ferner aus mehreren Federkielen zusammengesetzte Stichel (Rössener [s. d.] Typus; ZfEthn. Verh. 22 [1900] S. 247). Die Benutzung natürlich fassonierter Gegenstände, wie Tierzähne (Rössener Typus), Herzmuscheln (nord. Neol. und ä. EZ Italiens) u. a. m., leitet zu künstlich angefertigten Stempeln über, deren Abdrücke in den mannigfachsten Formen vorliegen. Schließlich benutzte man jeden geeigneten Gegenstand, der gerade zur Hand war, wie die Köpfe kleiner Spindelnadeln (s. d.) im Billendorfer (s. d.) Typus. Im allg. verwendete man besondere Töpferstempel in vorchristlicher Zeit n. der Alpen nicht zu häufig und dann meist nur zur Aushilfe neben anderen Verzierungsweisen; dagegen bilden in der ital. Villanova-Keramik die ermüdend sich wiederholenden Reihen eingestempelter Menschen-, Vierfüßler-, Vogel- und geometrischer Figuren das Hauptornament (vgl. Band II Tf. 54).

Der Schönheitssinn des vorgesch. Töpfers begnügt sich nicht mit einfachen Strichen zur Bildung des Ornamentmusters, sondern strebt nach einer Gliederung der Linie selbst. Sie wird entweder auf einfachste Weise durch Aneinanderreihen einzelner Stiche erzielt, oder man bedient sich besonderer Hilfsmittel, um die Manipulation zu erleichtern. So entsteht bei der Schnurkeramik (s. d.; Band XI Tf. 96) und den Kugelamphoren (s. d.; Band VII Tf. 89) durch Eindrücken einer gedrellten Schnur die Schnurverzierung, die man zuweilen noch dadurch belebt, daß der Faden in Abständen geknotet oder spiralig um eine Achse gewickelt oder zopfartig geflochten wird (ZfEthn. 32 [1900] S. 163ff. Götze; Mém. de la Soc. Royale des Antiquaires du Nord 1914—15 S. 65ff. S. Müller). Während diese echte Schnurverzierung stets neol. ist, tritt die in ihrem Aussehen ähnliche imitierte Schnurverzierung erst am Ende der BZ auf und verbreitet sich in der ä. EZ über einen großen Teil Mittel- und Südeuropas bis nach Südrußland und Troja VII; sie entsteht durch Abrollen eines gedrehten kantigen Metallstabes, also eines tordierten Hals- oder Arm-

ringes (s. Göritzer Typus § 2 und Band IV Tf. 179d). Ebenso werden auch Drahtspiralen und Kämme (s. a. Kammkeramik) oder kammartig gekerbte Stäbe verwendet. Zieht man ein kammartiges Instrument („Raster") über die Fläche, so entsteht ein Band aus parallelen Linien, eine von der BZ an beliebte Verzierungsweise. Das Töpferrädchen, eine um ihre Achse sich drehende Scheibe mit gemustertem Rand, mit der das Ornament abgerollt wird, ist schon in der StZ bei den Zonenbechern und der Bandkeramik benutzt worden, aber dann außer Gebrauch gekommen, um erst zugleich mit der Töpferscheibe mehr und mehr Boden zu gewinnen, bis es in der röm. und merowingischen Keramik zum ständigen Inventar des Töpfers gehört.

Während bei allen diesen Methoden die Eintiefung durch Verdrängen der Tonmasse erfolgt, wird in gewissen Gruppen der bronze- und hallstattzeitl. Keramik Frankreichs und des Rhein- und Donaugebietes durch Ausstechen Tonsubstanz entfernt und so eine Verzierung nach Art des Kerbschnittes (s. d.) gewonnen (Band VIII Tf. 78).

§ 14. Erhabene Ornamente wurden erzeugt durch Aufkleben entsprechend geformter Tonmasse, durch Aufwulsten der Oberfläche und durch Treiben von innen heraus. Die beiden ersten Arten sind zeitlich und örtlich weit verbreitet, die letztere fand ihre stärkste Anwendung in der bronzezeitl. Buckelkeramik (s. d.; Band II Tf. 85) und der niedersächsischen Keramik der Merowingerzeit mit Vorläufern in der RKZ und Ausstrahlungen nach dem merow. Kulturkreis. Beide Gruppen sind durch einen mehr als tausendjährigen Zeitraum voneinander getrennt, so daß man sie wohl nicht, wie es geschehen, in ursächlichen Zusammenhang bringen kann; begünstigt doch die Hantierung mit der nachgiebigen Gefäßwand die selbständige Entstehung getriebener Motive außerordentlich.

§ 15. Einlagen anderer Stoffe. Wie schon erwähnt, war ein Teil der Tiefornamente von vornherein zur Aufnahme einer Inkrustation (s. Einlage A 2) bestimmt, die durch ihre Färbung das Ornament hervortreten lassen sollte. Namentlich im Neol., aber auch in manchen späteren Gruppen (z. B. Gesichtsurnen und ungar. BZ) war das Einstreichen einer breiigen erhärtenden Masse aus pulverisierten gebrannten Knochen, Gips, Anhydrit, Kalk, Kreide, Marmor, Kaliglimmer sehr beliebt (vgl. z. B. Band III Tf. 8; IV Tf. 133, 134); auch rote Inkrustationen aus Bolus und einmal blaue (Sarvaš; s. d.; vgl. Band XI Tf. 53) sind beobachtet worden. Harzeinlage (s. Harz A) kommt im nord. Neol. einige Male vor. Als feste Substanzen verwendet man Muschelstückchen, die mit Harz eingeklebt sind (nord. Neol.), Streifen aus Hornsubstanz (s. Horn A; Bandkeramik von Rehmsdorf, Kr. Zeitz) und im Alpen- und Mittelmeergebiet Stifte und Bänder aus Zinn (s. d. A § 5), Blei und Bronze, die z. T. mit Harz aufgeklebt, z. T. ohne Bindemittel eingelegt sind. Ein Topf aus dem Pfahlbau von Moosseedorf (s. d.) war mit Asphalt überzogen und mit pyramidenförmigen Blättchen von Birkenrinde beklebt (Band XI Tf. 123b 13, 13a).

ZfEthn. Verh. 1895 S. 124, 241ff., 462ff.; ebd. 1897 S. 180ff.; ebd. 1898 S. 546ff. Olshausen; Wosinsky *Die inkrustierte Keramik der Stein- und Bronzezeit* 1904; Mitteilungen der Geschichts- u. Altertumsf. Gesellsch. d. Osterlandes 13 (1922) S. 195 Amende.

§ 16. Die der Antike bekannte Glasur ist dem übrigen Europa bis zur nachkarolingischen Zeit fremd. Man mußte auf andere Weise versuchen, eine mehr oder weniger vollständige Dichtung der für Flüssigkeiten durchlässigen Gefäßwand zu erzielen. Vielleicht hat dieses Bestreben zum Aufbringen der Schlickerschicht und zum Glätten angeregt, allerdings ohne Erfolg. Wirksamer war Schmauchen, wobei Kohle und Destillations-Produkte des Brennmaterials die feinen Poren ausfüllen; es geschieht, indem das gebrannte Gefäß einem schwelenden Feuer mit Zugabe von feuchtem, stark rauchenden Brennstoff ausgesetzt wird. Die Beimengung von Graphit zum Ton, wie man sie von kelt. Latènegefäßen kennt, hatte vielleicht denselben Zweck; denn bei starkem Reiben der Oberfläche verstopft der Graphit die Poren und macht sie wasserundurchlässig. Beim längeren Gebrauch, namentlich durch Aufbewahren und Kochen fetter Speisen, wurde die Durchlässigkeit stark gemindert, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man diesen Vorgang durch absichtliches Tränken mit Fett beschleunigte; jedenfalls hat man an vorgesch. Topfwaren Fettgehalt festgestellt (ZfEthn.

Verh. 25 [1893] S. 401 Heintzel). Das im Hallstätter Kulturkreis ausnahmsweise beobachtete Auspichen wurde schon erwähnt. Vielleicht kommt für Gefäße, die beim Gebrauch keiner Hitze ausgesetzt wurden, auch Einreiben mit Wachs in Frage, es liegen aber hierüber noch keine Beobachtungen vor.

§ 17. Trocknen und Brennen. Das geformte Gefäß wird zunächst an der Luft getrocknet. Hierbei bleibt der Ton plastisch, d. h. er wird durch Berührung mit Wasser wieder knetbar. Bei der ersten Stufe des Brennens (400—800° C) wird das chemisch gebundene Wasser entfernt, der Ton verliert seine Plastizität. Manche vorgesch. Gefäße, namentlich in der Gruppe der Gesichtsurnen, scheinen hiernach nur einer Hitze unter 400° ausgesetzt gewesen zu sein. Das Garbrennen beginnt mit 800°. Von den bronzezeitl. Töpfen des germ. N unterscheiden sich die bronze- und früheisenzeitl. der Lausitzer Gruppe durch eine ausgezeichnete Brenntechnik. Das erkennt man nicht nur an der größeren Härte der letzteren, sondern auch an der hellen, rötlichen oder ledergelben Färbung, die erst bei 960° beginnt, indem die kohligen Einschlüsse verbrennen. Bei 1000° machen sich Anzeichen des Überbrennens bemerkbar, manche Tone bekommen feine Risse, andere beginnen zu schmelzen, bis bei 1150° Blasenbildung mit Aufblähen der Masse eintritt (Präh. Z. 4 [1912] S. 314ff. Götze; von Seger [Archiv f. Anthr. NF 5 Heft 1—2] werden die Hitzegrade etwas niedriger angegeben). Wo solche verschlackten Scherben in Ansiedlungen massenhaft auftreten, wie auf dem Burgwall im Uckersee und auf dem Schloßberg bei Burg (im Spreewalde), darf man sie wohl als Fehlbrände aus handwerksmäßig betriebenen Töpfereien ansehen. Verschlackte Keramik findet man auch in Gräbern mit Leichenbrand als Produkt der Hitze des Scheiterhaufens.

Über den Hergang des Brennens und die Vorrichtungen hierzu ist wenig bekannt. Die schlechtere Ware ist wohl am offenen Feuer auf freiem Feld oder in Gruben gebrannt worden, die bessere, wie die Lausitzer, in richtigen Öfen (s. Töpferofen).

Häufig kann man an der verschiedenen Färbung eines Gefäßes die ungleichmäßige Wirkung der Hitze beobachten. Diese „Flämmung" entsteht da, wo angesetzte Stützen oder beim Brennen dicht danebenstehende Gefäße die Hitzewirkung an manchen Stellen mindern, die so eine dunkle Farbe behalten, während die übrige Fläche hell gebrannt ist.

§ 18. Reparaturen. Das Tongefäß hatte einen solchen Wert, daß man es bei Beschädigungen nicht fortwarf, sondern zu reparieren suchte. Bei einfachen Sprüngen wurde die Gefäßwand zu beiden Seiten des Risses angebohrt, um Klammern anzubringen. In Santa Lucia (s. d.) verwendete man hierzu Blei, das als Faden durchgezogen und verhämmert oder eingegossen wurde (ä. EZ), ein auch in der Antike übliches Verfahren. Zum Verkleben eines Loches oder Ausfüllen eines Oberflächen-Absplisses benutzte man Harzmasse, bei größeren Löchern mit Zuhilfenahme von Holzspänen oder Topfscherben (Rev. d'Anthropol. 4 S. 155f. Salmon; Geschichtsblätter für Technik 1914 S. 151 Mötefindt; Anthrop. Korr.-Bl. 1889 S. 183 Marchesetti).

§ 19. Eine ins einzelne gehende Geschichte der vorgesch. Töpferei-Technik kann noch nicht geschrieben werden. Um den wichtigen Übergang von der mesol. zur neol. Keramik zu verfolgen, fehlt das Fundmaterial, ebenso fehlt es, um die hin- und herschwankende Kurve der Entwicklung vom Neol. bis weit in die nachröm. Zeit hinsichtlich der Tonbehandlung, des Handformens und des Brennens im einzelnen festzustellen. Hier und da treten neue Momente auf, um wieder zu verschwinden, ein großer Zug läßt sich aber nicht erkennen und ist wohl auch nicht vorhanden. Manche keramischen Gruppen der Merowinger- und sogar der Wikingerzeit stehen technisch noch auf demselben Niveau wie neol.; andererseits kommen innerhalb ein und derselben Gruppe nicht unwesentliche Verschiedenheiten vor. Auf einzelne neu auftretende Momente ist in vorstehenden Paragraphen gelegentlich hingewiesen.

Ph. Ö. Schr. 22 (1881) Sitzungsber. S. 13ff. Tischler; Koenen *Gefäßkunde der vorröm., röm. u. fränk. Zeit in den Rheinlanden* 1895; ZfEthn. Verh. 34 (1902) S. 409ff. Krause; Nachr. ü. D. A. 1904 S. 22ff. Fuhse; L. Franchet *Céramique primitive* 1911; Sächs. Jahresschr. 10 (1911) S. 145f. Götze; Präh. Z. 4 (1912) S. 312ff. ders.; L. Pfeiffer *Die Werkzeuge des Steinzeit-Menschen* 1920 S. 307ff. Alfred Götze

B—D. Ägäischer Kreis und Naher Orient s. Vase B—F.

Töpferofen. A. Europa. Während man über die röm. Töpferöfen durch Funde gut unterrichtet ist, liegt über die vorgesch. nur wenig brauchbares Material vor. Die technische Entwicklung ist jedenfalls so vor sich gegangen, daß zuerst das Gefäß auf offenem, ebenerdigen Feuer, dann in einer Grube gebacken wurde. Einen erheblichen Schritt vorwärts bedeutet der obere Verschluß der Grube bei seitlicher Beschickung, woraus schließlich der regulär ausgebaute Ofen mit Rost über der Feuerstelle entsteht. Die chronol. Entwicklung ist aber nicht überall in dieser geraden Linie verlaufen, denn während offene Topfbrandstellen noch in der Völkerwanderungszeit vorkommen (Nachr. ü. D. A. 1904 S. 24ff. Fuhse), setzt der vorzügliche Brand weit älterer keramischer Gruppen, z. B. der bronzezeitl. Lausitzer Keramik, den Gebrauch richtiger Öfen voraus. Auf Öfen für gleichzeitige Beschickung mit mehreren Gefäßen weisen kleine, dreikantige Tonprismen hin, die an Fehlbränden vom Schloßberg bei Burg im Spreewald angebacken sind und als Gefäßstützen dienten (Billendorfer [s. d.] Typus, frühe EZ; Präh. Z. 4 [1912] S. 319ff. Götze). Überreste von T. werden sogar schon aus der j. StZ gemeldet, so von Ottitz bei Ratibor, wo ein zentraler Pfeiler inmitten der Brandgrube nach Richters Rekonstruktion sogar eine Muffel getragen haben soll. Der in der Feuergrube stehende Mittelpfeiler dient sonst als Stütze für den Rost, der bei einem Ofen der späten LTZ von Oberlahnstein in Form radialer Tonarme die Oberkante des Pfeilers mit der Ofenwand verbindet. Ein aus Lehm gebauter, fast vollständig erhaltener T. der späten LTZ von Bieskau, Kr. Leobschütz (Altschlesien 1 [1926] Tf. 24 Abb. 3), besteht aus einem runden Heizraum, der von einer seitlichen Grube her befeuert wird, einem Rost mit 27 Zügen, der von einem Mittelpfeiler gestützt wird, und einer Kuppel, von der noch der untere Teil vorhanden ist. Ein Stück eines 4,5 cm starken Lehmsiebes aus Troja VI gehört wohl gleichfalls zu einem Töpferofen. Die häufig als Brennstützen angesprochenen petschaftförmigen Tonsäulchen und -tüten dürften jedoch bei der Salzsiederei benutzt worden sein, denn ihr massenhaftes Auftreten ist an Gegenden mit Salzvorkommen gebunden. S. a. Herzogenburg und Band V Tf. 96, Koszyłowce § 2 und Band VII Tf. 25 a, Ofen A § 3, Töpferei A § 17.

Schlesiens Vorzeit NF 6 (1911) S. 35f. J. Richter; Mitt. d. Ver. f. Nassauische Altertumskunde 1904—05 S. 114ff. Bodewig; MAGW 25 (1895) S. 190; ebd. 27 (1897) S. 57ff. v. Weinzierl; Kasiski *Beschreibung der vaterländ. Alterthümer im Neustettiner u. Schlochauer Kreise* 1881 S. 83; Franchet *Céramique primitive* 1911 S. 120f.; Zeitschr. f. Naturwissenschaften 67 S. 59ff. Förtsch; R. Meringer *Beitrag zur Geschichte der Öfen* 1912. Weitere Literatur vgl. Hoops *Reall.* IV 329f. Fuhse. Alfred Götze

B. Vorderasien. Die Vasen und die wichtigeren Tontafeln, die in Bibliotheken (s. d.) aufbewahrt werden sollten oder hist. Urkunden sind, wurden in T. gebrannt, von denen sich einige einfacher Art gefunden haben, wie sie auch heute noch in Mesopotamien üblich sind. Ein rechteckiger, oblonger Raum ist von mehreren Gurtbögen quer überspannt, die zwischen sich leere Zwischenräume von halber Bogenbreite lassen. Die Vasen bzw. Tontafeln wurden unten auf tönerne Dreifüße gesetzt, die Tontafeln außerdem noch mit einer Glockenvase zugedeckt und von dem durch Strauchwerk unterhaltenen Feuer gebrannt. Solche Brennöfen sind in Nippur, Assur usw. ausgegraben; sie liegen meist außerhalb der Stadtmauern, aber auch in der Nähe der Arbeitsstätte, z. B. bei Ziegelbauten. S. a. Ofen B.

H. V. Hilprecht *Explorations in Bible Lands* 1903 S. 489f.; ders. *Ausgrabungen im Bêl-Tempel zu Nippur* 1903 Abb. 11—12 S. 21f.; WVDOG 23 (1913) S. 141 Abb. 252 W. Andrae; B. Meissner *Babylonien und Assyrien* I (1920) S. 233f. Abb. 55—56 Tf.-Abb. 96. Eckhard Unger

Töpferscheibe s. Technik A § 6f., Töpferei A § 7, Vase.

Topfsteingefäß. In Norwegen, wo der Topfstein (*Klebersten*) heimisch ist, kommen während der ganzen EZ T. vor und verdrängen zuletzt in der Wikingerzeit die Tongefäße fast ganz. Schon aus der ersten Per. der vorröm. EZ hat man Fragmente von solchen Gefäßen, welche, nach den Bruchstücken zu urteilen, hohen, wenig profilierten Tongefäßen ähnelten.

Während der LTZ zeigen die Gefäße (Band IX Tf. 160 d) große Verwandtschaft mit den Bronzekesseln mit Eisenrand (ebd. Tf. 160 e), sowohl in der Form mit dem

kugelförmigen Boden als in den Proportionen und in der Nachahmung des Eisenrandes. Aus der LTZ ist auch ein solches Gefäß aus Schweden bekannt (s. Saxeröd).

Oldtiden 2 (1912) S. 49ff. H. Schetelig.

Hanna Rydh

Tor. A. Europa. § 1. Der Anreiz zu einem besonderen Ausbau der Toranlage tritt erst da auf, wo es sich um Zugänge zu Festungsbauten handelt, die geeignete Gegenmaßnahmen gegen die Schwächung der Wehrlinie erforderten. So wird das Festungstor zum Wertmesser des fortifikatorischen Könnens einer Kultur. Die grundlegenden Gesichtspunkte bei Anlage eines Festungstores sind Flankierung und Traversierung. Die ersten kunstmäßigen Wehrbauten gehören in die Stufe der neol. Michelsberger Kultur (s. Michelsberger Typus). Der Graben, der einfach oder doppelt die Festung umzieht, setzt an der Stelle der Tore aus, die dadurch entstandene Erdbrücke trägt ein System längs- und quergelegter Balken, die rechtwinklig zum Durchlaß liegenden wohl zu einer permanenten Anlage gehörig, die Querbalken zu einer Sperrvorrichtung, die erst im Falle der Gefahr betätigt wurde (vgl. Band III Tf. 63). Die Durchlässe durch die Grabenlinie und die innere Palisadenstellung liegen meist ohne den Versuch einer Traversierung in einer geraden Linie. Die Tore in der Palisade sind um das Mehrfache zahlreicher als die in den äußeren Linien, da die Hauptverteidigungsstellung vor der Palisade schnell von innen aus besetzt werden mußte, während dem von außen andrängenden Feinde möglichst wenig Einbruchspunkte geboten werden durften. Nur an einer Stelle der Festung von Urmitz (s. d.) ist Traversierung angewendet durch Versetzung der Durchlässe durch die beiden Grabenlinien und Anlage einer nach vorn offenen, dreiseitigen Sperre (Band III Tf. 62). Die Festung von Mayen (s. d.) hat eine ähnliche Sperre in Form eines nach vorn offenen Bogens (Band III Tf. 60). Das besonders in späteren Stufen deutliche Bestreben, ältere Tordurchgänge auf eine geringere Breite zu verengen, setzt bereits im neol. Wehrbau ein, wie ein Tor in Mayen zeigt (ebd. Tf. 61). Die der Zonenkeramik angehörige Festung von Oltingen im Elsaß mit ihren ganz abweichenden fortifikatorischen Grundgedanken hat nur eine einzige Stelle, die man als Tor ansprechen könnte. Der Zugang wird flankiert von zwei tief herabreichenden, im rechten Winkel zueinander stehenden Mauern, der Torweg knickt dann noch zweimal um und wird am Ende, ehe er die Wohnterrasse erreicht, von einer hakenförmigen Flankenmauer begleitet (Präh. Z. 5 [1913] Tf. 12). Die befestigten neol. Herrenburgen in Thessalien, Dimini (s. d.) und Sesklo (s. d.), legen kein großes Gewicht auf Traversierung, lange, schmale, von Flankenmauern begleitete Gänge sind durch die mehrfachen Wehrlinien hindurchgeführt (Band I Tf. 7a).

§ 2. Für Torbauten der BZ bietet der SO Europas ein überaus reiches Material in den Burgen von Troja (s. d.) und des griechischen Festlandes. Das Tor wird zu einem selbständigen Bauteil (oft in Verbindung mit einem Turm) und erhält einen Oberbau mit Plattform. Die drei Bauperioden von Troja II heben sich auch im Ausbau der Tore mit aller Schärfe ab (Tf. 63). Die ältere Stufe hat lange, schmale, nach außen vorgeschobene Poternen (Band III Tf. 67), die mittlere hält die vordere Front der Tore annähernd in der Mauerflucht und führt den Zugang über lange Rampen mit Steinpflasterung (ebd. Tf. 68), die jüngste endlich läßt kurze Flankenmauern neben dem Torweg nach außen vorgreifen und sichert den Durchgang durch eine nach innen einspringende doppelte Torhalle. Die beiden Tore der VI. Stadt sind nach ganz abweichenden Grundsätzen angelegt: das eine bildet eine einfache Lücke in der Mauer und ist auf der einen Seite durch einen mächtigen Turm flankiert; das andere zeigt die im Altertum und Mittelalter beliebteste Art der Traversierung durch Versetzung der beiden Maueräste gegeneinander (ebd. Tf. 69), wie sie auch im Mauerring von Mykenai (s. d. und Band VIII Tf. 118) angewendet ist. Die Burg von Tiryns hat die stärkste Sicherung des Torweges durch dreifache, rechtwinklige Umbiegung, zwei schmale Torverschlüsse und zwei monumentale Torhallen (Band III Tf. 71; hier Tf. 59). Von mitteleurop. Wehrbauten gehört die „Römerschanze" bei Potsdam noch der ausgehenden BZ an (Band III Tf. 76a). Von den beiden Toren hat das ö. einen Torbau mit doppelter Durchfahrt und gepflastertem Boden, die

Breite betrug etwa 6,75 m; das andere, seewärts gelegene war etwas schmaler und wurde beim Wiederaufbau nach einem Brande auf etwa die Hälfte verengert.

§ 3. Die hallstattzeitl. Festungsanlage der Koberstadt (s. d.) bei Langen in Hessen-Starkenburg hatte 5 Tore, von denen 4 im Zuge der doppelten Wehrlinie liegen. Die Torwege schneiden diese in schräger Richtung und biegen in der Mitte um einige Winkelgrade um, womit auf einfachste Weise eine für damalige Kampfmittel völlig ausreichende Traversierung erzielt wird (Archiv für hess. Gesch. und Altertumskunde NF 3 [1902] S. 215ff.; Schumacher *Rheinlande* I 112 Abb. 36). Das Haupttor der mit Wall und Graben umzogenen Siedlung von Neuhäusel (s. d.) im Westerwald hat die auffallende Breite von 18 m, der Graben ist unterbrochen, und die Erdbrücke trug nach den Pfostenlöchern eine Torbaracke mit einem geschlossenen Mittelbau und je einer Durchfahrt an jeder Seite (Nass. Ann. 32 [1901] Tf. 6, 4 S. 172).

§ 4. In den Ringwällen, deren große Masse der LTZ angehört, ist die Traversierung des Torweges am konsequentesten durchgeführt und am reichsten variiert. Wo das Tor nur einen geraden Durchlaß durch die Außenmauer darstellt, ist die Schwächung der Wehrlinie meist durch Einbau eines inneren Mauerriegels wettgemacht, oder die Eingänge durch die verschiedenen Mauerringe liegen nicht in einer Geraden, sondern sind mehr oder weniger gegeneinander versetzt. Häufig greifen die Wallästе übereinander, und zwar nach Möglichkeit so, daß der Angreifer, zur Linkskurve gezwungen, seine rechte, unbeschildete Seite der Mauer zuwenden mußte. Als jüngere Anlagen erweisen sich kurze, nach innen eingreifende Flankenmauern. Zur besonderen Sicherung sind den Toren zuweilen kleine Vorwerke vorgelegt, die je nach der Art des Geländes ganz verschiedene Formen erhalten; ein gutes Beispiel ist der „Heunstein" bei Dillenburg (Nass. Mitteil. 1903—1904 S. 125ff.), wo der Eingang durch einen runden Turm geführt ist. Auch Anlehnung des Tores an natürliche Klippen ist beliebt.

§ 5. Die Tore der befestigten kleinen Meierhöfe, der sog. „Viereckschanzen", haben mehrfach einen Oberbau gehabt; sie stehen in Verbindung mit einer Brücke über den ohne Unterbrechung durchgeführten Graben, der sich jedoch die Wehrkraft des Wassers noch nicht zunutze macht. Die Untersuchung der Toranlage der Viereckschanze bei Heiligkreuztal im O.-A. Riedlingen (Fundb. Schwaben NF 1 [1922] S. 67ff. Tf. 4) stellte eine von zwei Pfostenbauten begleitete Durchfahrt von 3 m Br. fest, die Tiefe des Torweges beträgt gegen 8 m. Die wohl germ., doch durch röm. Lagerbaukunst beeinflußte Befestigung des „Römerlagers" bei Kneblinghausen in Westfalen (Schumacher *Materialien* S. 191) hat an der Innenseite jedes der 4 Tore eine kurze, hakenförmige Flankierungsmauer in Form der röm. *clavicula*. Die Grundsätze der Torbefestigung vorgesch. Ringwälle leben im Festungsbau der Sachsen fort, wie die niedersächsischen Wehrbauten an zahlreichen Beispielen zeigen (C. Schuchhardt *Vorgesch. Befest. in Niedersachsen* S. 18ff.). S. a. Festung A.

Präh. Z. 11/12 (1919—20) S. 102ff. F. Behn.

F. Behn

B. Naher Orient s. Baukunst C—D, Festung B—D.

Tordos (Siebenbürgen). § 1. FO im Kom. Hunyad, w. von Broos am Südufer des Maros. Ausgedehnte Siedlung von ursprünglich über 1 km L. und 0,5 km Breite. Die 0,5—2,0 m starke Kulturschicht zeigt an manchen Stellen horizontale Bänder von Aschen- und Kohlenlagern, dazwischen Herdstellen mit Wandbewurf, vereinzelt auch Pfahlreste. Ebenfalls kommen einzelne Skelettgräber vor. Das aus diesem weiten Raume zutage geförderte, aber nicht wissenschaftlich gehobene Fundmaterial zeigt keinen einheitlichen Charakter, gehört indes in der überwiegenden Masse den jüngeren Abschnitten des Neol. an.

§ 2. Unter den keramischen Resten lassen sich nach Technik, Form und Ornamentik sehr verschiedene Gruppen unterscheiden. Der Ton ist teils grob, mit Quarzkörnchen durchsetzt und mangelhaft gebrannt, teils gut geschlämmt und gleichmäßig gebrannt. Die Oberfläche ist entweder naturfarben oder schwarz oder mit einem roten Überzug versehen und sorgfältig geglättet. Eine technische Sondergruppe bilden solche Gefäße,

bei denen der Rand und z. T. auch die ganze Innenseite absichtlich geschwärzt sind, während der übrige Teil des Gefäßes hell, meist rötlich gebrannt ist.

§ 3. Die bemerkenswertesten Formen sind weitmundige Näpfe, glockenförmige Becher mit breit ausladendem Fuß und mehreren Zierwarzen, Schalen mit scharf abgesetztem, eingezogenen Rand und Zierwarzen, flaschenförmige Gefäße mit 4 Buckeln oder Vorsprüngen an der weitesten Stelle des Bauches, hochgehenkelte Tassen mit abgeschrägtem Rande und Schnurösengefäße von Topf-, Flaschen-, Eimer- und Becherform. Unter den formalen Einzelheiten sind noch die teils massiven, teils horizontal durchbohrten, tierkopfförmigen Handhaben hervorzuheben.

§ 4. Hinsichtlich der Ornamentik ist zunächst eine kleine Gruppe hervorzuheben, bei der die Verzierungen in „Absatzstich"- oder „intermittierender Furchenstichtechnik" eingestochen und z. T. weiß inkrustiert sind. Die Anordnung und Verteilung der Motive auf der Gefäßfläche erinnert teilweise lebhaft an den sog. Rössener Stil. Bei einer zweiten Gattung, die ihre wichtigsten Parallelen in Butmir (s. d.) hat, sind die Ornamente in gewöhnlicher Furchenverzierung eingetieft. Hauptmotive bilden Spiral- und Volutenmuster, mäandrische Motive, Horizontal- und Vertikalbänder, z. T. mit Punkten oder Strichen ausgefüllt, Zickzackbänder, Rhomben usw. (s. a. Bandkeramik). Noch eine weitere Gruppe bildet die bemalte Keramik. Die meist gut geschlämmten Gefäße erhalten hier gewöhnlich einen weißen Überzug, auf den die Ornamentmuster mit matten roten, violettroten oder violettbraunen Farben aufgetragen werden (Mattmalerei). Die vorherrschenden Muster bilden Zickzackmuster mit Zwickelfüllung und namentlich Voluten- und mäandrische Muster, wie sie auch sonst in Siebenbürgen häufig vorkommen (s. Brenndorf). Mitunter werden die aufgemalten Streifen durch eingetiefte Furchen begrenzt, oder die eingetieften Ornamente bleiben tongrundig, während die übrige Fläche mit einem roten Überzug versehen und geglättet ist. Endlich findet sich auch noch die Kerbschnitt-Technik vertreten, die auch in Verbindung mit der Bandkeramik auftritt, und ebenso dürfen wir heute trotz der von Hoernes s. Z. (*Urgesch.*[2] S. 607f.; MAGW 1915 S. 45f.) geäußerten starken Zweifel das freilich nur ganz vereinzelte (einige Scherben aus der Torma'schen Sammlung) Vorkommen von Schnurkeramik (s. d.) in T. für gesichert halten, nachdem die gleiche Keramik neuerdings auch noch an einigen anderen Punkten Siebenbürgens (Erösd [s. d.]; Sepsiszentgyörgy — Gidófalva; Siedelung auf dem Berge Örkő bei Sepsiszentgyörgy; Funde auf dem Füvenyestető bei Bad Málnás) einwandfrei festgestellt worden ist (Präh. Z. 16 [1925] S. 85f. Roska).

§ 5. Die Reste der figuralen Tonplastik bestehen in kleinen, kurzbeinigen Tierfiguren und rohen Frauenidolen mit horizontal weggestreckten Armstümpfen oder symmetrisch auf den Leib gelegten Armen, Köpfen mit breit abstehenden Ohren und bisweilen sorgfältiger Darstellung der Haarfrisur u. dgl. Offenbar bronzezeitl., aber nach den ungenügenden Abbildungen kaum zu beurteilen sind zwei Deckelgefäße mit Gesichtsdarstellungen (v. Torma *Ethnographische Analogien* Tf. 5 Abb. 52, 54).

§ 6. Die Bedeutung von T. liegt einmal in seinen engen Beziehungen zur Rössener Gruppe Mitteldeutschlands (s. Rössener Typus) und noch mehr zur bandkeramischen Gruppe des nordwestbalkanischen Gebietes (Butmir [s. d.] usw.), zum andern in den zahlreichen Analogien, die es, wie das übrige Siebenbürgen, mit Troja (s. d.), Yortan (s. d.) und dem ägäischen Formenkreise (s. Vase B) verbinden. Hierzu gehören außer den Übereinstimmungen, die in den Gefäßformen (besonders die hochgehenkelten Gefäße mit abgeschrägtem Rande) sowie in der Maltechnik und dem Ornamentstil bestehen, vor allem auch die in T. am Boden oder der unteren Gefäßwand vielfach eingeritzten Marken oder schriftartigen Zeichen (kammartige Figuren, Doppelspiralen, mäandrische Haken, einfache und Hakenkreuze u. dgl.), die in ganz gleicher Weise auch im ägäischen Formenkreise und Troja wiederkehren, außerdem aber auch noch in den kupferzeitlichen Siedlungen Westpersiens (Mussian Tepe [s. d.], Susa [s. d.] usw.; s. Vase F) eine häufige Erscheinung bilden.

ZfEthn. Verh. 1895 S. 125f. A. Voß; ebd. 1903 S. 438ff. H. Schmidt; Arch. Ertesitö 1898 S. 97ff., ebd. 1899 S. 115ff., Westd. Z. 1900 S. 221 P. Reinecke; Hoernes *Urgesch.*[2] S. 302, 305, 340, 372, 624. G. Wilke

Torralba s. Pyrenäenhalbinsel A § 3.

Torre del Mordillo (Italien). § 1. Die im J. 1879 einsetzenden, bis heute erfolglosen Bemühungen, die Stätte des alten Sybaris aufzufinden, brachten 1888 die Aufdeckung einer Gruppe von 229 Gräbern am Abhang des Mordillo-Hügels am unteren Coscile-Lauf, etwa 15 km w. von dem Punkt, wo dieser Fluß sich mit dem Krathis vereinigt, unweit Spezzano Albanese und im Bereich des Weichbildes dieser Ortschaft. Seitdem sind an manchen anderen Orten in der Krathis-Ebene selbst, auf den umgebenden Höhen und in den Zwischentälern, auch n. derselben, am Nordrand der Sila, sowie bei Torre Galli (s. d.) an der Westküste (etwa 300 Gräber) zahlreiche größere und kleinere Gräbergruppen aufgetaucht, welche das von T. d. M. gegebene Bild bestätigen und erweitern. Es ergibt sich eine ziemlich dichte, homogene Besiedlung dieser Landstriche, welche den wesentlichsten Teil der 4 Stämme und 25 Gaue gebildet haben mögen, über die das wohl zu Ende des 8. Jh. von den Achäern gegründete Sybaris geherrscht haben soll. In diese Zeit, z. T. wohl auch schon früher, gehören diese Gräber, in denen zwar viele Bronzesachen, Waffen, Schmuck- und Ausstattungsstücke gefunden sind, die auf griech. Vorbilder hinweisen; aber speziell ion. Import, wie er im Hinterland des so eng mit Milet verbundenen und aus dieser Verbindung gewiß einen guten Teil seines Wohlstandes schöpfenden Sybaris vorausgesetzt werden müßte, wenn Sybaris schon länger hätte wirken können, fehlt noch durchaus. Die Wirkung von Sybaris tritt erst zutage bei archaisch griech. Tonreliefs und ähnlichen Dingen, wie ich sie Notizie 1897 S. 348—360 aus demselben Hinterlande von Sybaris veröffentlicht habe, oder bei gut griech. Flechtbandziegeln, korinthischen und ion. Väschen und Schmuckstücken, wie sie aus den Contrade S. Mauro und Michelicchio, beide unweit T. d. M., im Museum von Cosenza unverwertet liegen. So ist namentlich die in großer Menge den Toten mitgegebene Keramik durchweg einheimisches Fabrikat, wenn auch griech. Formen, z. B. die Askoi, bereits wirken. Die auf manchen Stücken erkennbare Bemalung, rote, braune oder schwarze Strichmusterung auf gelblichem Grund, rückt die sich hier aussprechende Kunstübung, wenn auch bereits ganz von fern, mehr an neol.-kuprol. und bronzezeitl. Verzierungsweisen Süditaliens heran, wie z. B. an die (Mon. Lincei 29 Tf. 1—11) von Rellini veröffentlichten Stücke aus der Grotta delle Felci von Capri, auch an einzelnes aus Matera (s. d.) u. ä., als an Submykenisches oder Frühgeometrisches aus Griechenland, wie es, wenn auch erst vereinzelt, in Gräbern der vorgriech. Siedlungen bei Lokri sich schon zeigt (s. Sikuler A 2 § 2), wo der hart an der Küste vorüberstreichende belebende Hauch griech. Handels leichter befruchtend wirken mochte als bei den binnenländischen Leuten weiter nördlich.

§ 2. Im übrigen ist die Ähnlichkeit gerade mit den Gräbern und ihrem Inhalt von Canale-Janchina bei Lokri so groß, daß Orsi gewiß mit Recht dieselbe Bevölkerung, d. h. Sikuler, auch in diesen Krathis-Nekropolen voraussetzt (zuletzt Ausonia 8 [1913] S. 59), wo u. a. besonders hingewiesen wird auf die eigentümlichen, höchst primitiven Amulett-Figuren aus Bronze, je zwei, wohl stets eine männlich, eine weiblich gedacht, in enger Umschlingung zusammenkoppelt (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 62, 632; Arch. Anz. 1921 S. 174), von denen eins der vier Exemplare aus T. d. M. im Museum von Cosenza sich mir zweifellos als ein Kettenglied zum Anhängen herausstellte. Drei gleiche Gruppen aus Sizilien, eine aus Kenturipe, liegen im Museum von Syrakus (Ausonia a. a. O.): also eine eigentümliche Gleichheit der Sitte. Ebenso herrscht die größte Übereinstimmung der Formen zwischen den Gefäßen aus den Lokri-Nekropolen wie vom Krathis-Gebiet; auch was wir vom Ritus und der äußeren Grabgestaltung wissen, geht durchaus zusammen. Einige formlose Stücke gegossener Bronze, die sich in 4 Gräbern fanden, wurden von Pasqui bereits für mitgegebenes Aes rude (s. Geld § 16) angesehen, wie mir (*Ital. Gräberk.* I 63), so auch Willers (ZfNum. 34 [1924] S. 256, 267) sehr zweifelhaft. Jedoch vgl. den Kupferbarren aus dem kuprolith. Grab von

Montemerano in Etrurien (*Ital. Gräberk.* I 29). Von schon entwickelter Bronzetechnik geben manche der mitgegebenen Waffen, z. B. die feine Lanzenspitze Notizie 1888 Tf. 15 Abb. 2, zu der ein Sauroter gehört, das Kurzschwert ebd. Tf. 19 oder eine sehöne Gürtelschnalle, rechteckig mit konkaven Längsseiten, konvexen Kurzseiten, eine zutreffende Vorstellung. Freilich waren derartige hochwertige Metallsachen auch die ersten, weil lohnendsten Importstücke.

Zusammenfassende Veröffentlichung und Bearbeitung dieses und des übrigen im Museum von Cosenza (im dortigen Theater) liegenden Materials wäre sehr zu wünschen. Notizie 1888 S. 240ff., 462ff., 575ff., 648ff. Tf. 15, 19 Pasqui; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 58—66.

v. Duhn

Torre d'en Gaumés (Menorka) s. Balearen § 10.

Torre Galli (Italien). § 1. Das sich Sizilien entgegenstreckende brettische Land, als Brücke für Völker und Kulturen allezeit wichtig, bedurfte seit langem näherer Untersuchung zur Aufklärung seiner Frühzeiten. Während für die griech. Kolonialzeit schon mancherlei getan ist, Rhegion, Lokri, Kaulonia, Kroton, Medma keine leeren Begriffe mehr sind und man jetzt erneute Anstrengungen machen will, um das vielgesuchte Sybaris zu finden, lag über der vorgriech. Zeit noch peinigendes Dunkel; denn numerisch und qualitativ nur höchst bescheidene Tatsachen werden durch die Ziffern bezeichnet, die ich auf den Karten 3 und 4 meiner *Ital. Gräberkunde* I eintragen und im Text S. 52—66 behandeln konnte. Auch Domenico Topa (*Le civiltà primitive della Brettia* 1924; vgl. Vorgesch. Jahrb. 1 [1926] S. 96) hat trotz sorgsamen und lange fortgesetzten Absuchens der Landschaft das Material im wesentlichen nur vermehren können durch mehrfachen Hinweis auf die in den J. 1922 und 1923 von Orsi aufgedeckte Siedelung und Nekropole von Torre Galli, oberhalb Tropea, auf einer auch militärisch wichtigen Hochfläche nahe dem tyrrhenischen Ufer des Landes. Beim Suchen nach Sybaris stieß man zwar schon im J. 1888 auf eine — die einzige — größere Gruppe von Gräbern beim Torre del Mordillo (s. d.) in der Küstenebene des Krathis-Tales (*Ital. Gräberk.* I 58—64; Topa a. a. O. S. 91—97). Aber die Aufdeckung wurde schlecht gemacht und mangelhaft und ganz unvollständig über sie berichtet, so daß das in Cosenza aufgestellte Material neuer Durcharbeitung bedarf. Soweit keramisch, ist es mit demjenigen aus Torre Galli eng verwandt.

§ 2. Da tritt nun T. G. ergänzend ein. Ist auch von der Ortschaft nicht viel mehr erhalten als einige Brunnen, Tonscherben, namentlich Reste großer, schmuckloser Pithoi, einige Steinwerkzeuge und Lehmhüttenspuren, so bieten die 334 Gräber, durch seltenen Glücksfall weder antik noch modern beraubt und durch Orsi in persönlichster Arbeit geöffnet, einen so vollständigen Durchschnitt durch die Kulturformen dieses Hinterlandes griech. Kolonisation etwa vom 9.—6. Jh., daß man die Sorgsamkeit dankbar zu würdigen lernt, mit der Orsi diese Grabung und seine andere mehrjährige Erforschung der vorgriech. Siedelungen und Gräbergruppen bei Lokri in einer inhaltreichen, aufs reichste illustrierten Arbeit zur Darstellung bringt und die Ergebnisse klar zusammenfaßt. Bis auf 8 Brandgräber, die auch inhaltlich schon völlig unter griech. Einfluß stehen, vielleicht Griechen selbst gehörten, nur Bestattung. Einzelgräber in weichem, feuchten Erdreich, daher vielfach Auflösung der Knochen, bis auf die Zähne, und starke Zerstörung der Fundstücke, namentlich der metallischen; häufige Ausstellung der Grube mit Findelsteinen, auch wohl teilweise Bedeckung derselben mit solchen, in seltenen Fällen auch mit Ziegeln, während im allg. wohl Bretterschutz angenommen werden muß; der Boden in Einzelfällen bedeckt mit Zweigen und Farren, auch wohl mit einer Mischung von Ton und Sand; keine erhaltenen äußeren Kennzeichen, die aber für einst vorausgesetzt werden müssen, weil sonst die geordnete Verteilung der Gräber (Orsi a. a. O. Abb. 17) nicht denkbar wäre. Einzelne Kruggräber für Kinder (s. Pithos-Bestattung). Die Männergräber sind reich an Waffen, Lanzen, Kurzschwertern und kleinen Wurflanzen, meist schon aus Eisen, aber auch aus Bronze, oft aus beiden Metallen gemischt, die Griffe einst mit Holz oder Knochen umgeben, die Kurzschwerter in Scheiden aus Holz, mit Kupferblech umkleidet, das feinen linearen Schmuck zeigt (vorzügliche Abb. a. a. O. Tf. 7, 8), die Formen

submykenisch, aber gewiß schon zu gutem Teil auf ital. Boden gearbeitet. Oft sind alle drei Formen dieser Angriffswaffen in einem Grab vereinigt. Keine Schutzwaffen, bis auf einige in dieser Form neue längliche, schildförmige, ledergefütterte Schutzbleche, die als Schutz für Schienbein oder Arm gedient haben werden, bald am Arm, bald am Unterschenkel gefunden, zierlich geschmückt mit punktumgebenen und durch Punktreihen verbundenen Buckeln (a. a. O. Abb. 34, 44, 50—51). Bronze- oder Eisenmesser der bekannten geflammten Form werden oft unter der r. Schulter gefunden, hingen wohl auch an den Gürteln der Männer, mehr noch der Frauen, auch bei ihnen sind vielfach Holz-, Knochen- oder Elfenbeingriffe vorauszusetzen; sie dienten praktischem Gebrauch. Vereinzelt fanden sich übrigens auch Waffen, namentlich jene Kurzschwerter oder Dolche, in Frauengräbern, wie man auch vorsorglicherweise wohl Frauen (z. B. Gr. 213) jene rechteckigen, seltener ovalen „Rasiermesser" (s. d. A 2) mitgab, die in Männergräbern häufig sind. Die Hauptbeigabe für Frauen ist Spinn- und Webegerät, zu dem Orsi wohl mit Recht auch große, angelhakenartige Eisenhaken rechnet.

§ 3. Die Kleidung muß noch ziemlich einfach gewesen sein, aus den vielen Fibeln zu schließen, sowohl in Frauen- wie in Männergräbern, und zwar an den verschiedensten Körpergegenden, so auch nahe dem Knie, so daß Orsi sogar an damit zusammengesteckte Fellhosen denkt. Die Fibelformen sind so gut wie durchweg rein ital., und zwar keineswegs besonders alt, meist noch Bronze, aber auch schon Eisen, noch selten und geschätzt, daher einmal ein Eisenbügel mit Kupferband umwickelt (Gr. 215). Die Elementarformen fehlen, die einfache Bogenfibel mit bereits verlängertem Kanal regiert, mit ihren verschiedenen Abwandlungen zur Kahnfibel hin, mit seitlichen Knöpfen usw.; auch die für das umbrische Mittelitalien so typische Schlangenfibel mit Spiralfußscheibe ist bis hierher vorgedrungen. Eine Silberfibel mit dreifacher Umrippung des Bügels und großem Fußknopf überrascht (a. a. O. Abb. 133), und neben ihr ein herzförmiger Silberanhänger. Sonst ist von der Schmuckfreude Mittelitaliens hier nicht mehr viel zu spüren. Einmal begegnet man einem mit Kupferknöpfen besetzt gewesenen Frauengürtel (Gr. 226); beliebt sind aus vielen Spiralen bestehende Schmuckpanzerungen der Unterarme, auch kleinere Spiralen gehörten zum Haar- oder Halsschmuck, darunter einige wenige aus Golddraht, abwechselnd mit Perlen verschiedener Form aus Bernstein, diese reichlich, aus Glas, Bronze, einmal aus Bergkristall, einmal aus Silber, auch mit einer ganzen Reihe Skarabäen aus Smalt mit Pseudo-Hieroglyphen, also etwas bescheidener griech. Import, sicher nicht phönik., sonst würde man mehr Edelmetall, namentlich Silber, erwarten; dieses war so hoch geschätzt, daß unter den paar Silberringen, die gefunden sind, einer (a. a. O. Abb. 124) mühselig geflickt war; dieser und ein anderer aus demselben Frauengrabe zeigten rohe griech. figürliche Gravierung, wie denn auch dasselbe Grab ein Tongefäß rein metallischer Form lieferte, das eine leider so unleserliche, dünn gravierte griech. Inschrift trägt, daß nicht einmal das Alphabet festzustellen ist (a. a. O. Abb. 123). Ziemlich zahlreich sind Arm- und Fingerreifen aus Bronze und Eisen, auch Ringe zum Anhängen an Fibeln, aber keine jener mittelitalischen Hängewerke mit Kettchen, Ringen usw.; nur in einem Frauengrab (158) scheint etwas wie ein hängender Brustschmuck gewesen zu sein. Bis jetzt nicht zu erklären sind eigenartige, dicke Bronzeringe, schwer, aber mit zu kleinem Dm, um selbst von einem Kind als Ring getragen werden zu können (z. B. a. a. O. Abb. 113, 137, 143), meist nahe den Beinen oder an der Hüfte gefunden, auch bei jungen Mädchen.

§ 4. Eigenartig äußert sich auch hier die Sorge vor dem bösen Blick. Zwar sind die sonst üblichen Amulette selten; eine Anzahl kleiner Beilchen aus Bronze, Granit, auch Bernstein stammt aus Frauengräbern, z. B. a. a. O. Abb. 41, 74, 87, 142; aber schon die Einlage eines geglätteten Kiesels in ein Frauengrab (Gr. 158) leitet über zu den Beigaben von Talismanen in Gestalt von wunderlichen Naturbildungen aus Stein (Gr. 57, 147, 212); noch auffälliger sind jedoch die ungemein zahlreichen Messerchen und Splitter von Feuerstein und Obsidian, auch Quarz, die sich, sorgsam niedergelegt,

sowohl in Gräbern sogar kräftig bewaffneter Männer wie besonders natürlich von Frauen gefunden haben (Orsi a. a. O. S. 209—212).

§ 5. Die Zahl der Gefäße ist in T. G. im Verhältnis nicht so groß wie in manchen anderen Nekropolen, z. B. gerade bei den vorgriech. um Lokri, die Orsi im selben Bande behandelt. Selten sind Metallgefäße, diese primitiver einheimischer Technik. Meistens steht zwischen den Schenkeln ein großes Gefäß, oft der sog. Villanova-Form ähnlich, in dem Orsi gewiß mit Recht Wasser voraussetzt. Alsdann kleinere Schalen, Schöpf- und Trinkgefäße ringsum, meist auch in der Fußgegend. Kahnartige Formen möchte Orsi auch hier für Lampen halten (a. a. O. S. 205), wie sich denn auch in einem jungen, schon auf starken griech. Einfluß weisenden Grab eine griech. Lampe gefunden hat (a. a. O. Abb. 140), entsprechend der Deutung ähnlicher Gefäße in Latium und Süd-Etrurien (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I Reg. „Lampen"). Sowohl die Formen wie der Schmuck, Buckel, Strichgravierung, Nachahmung auch von getriebenen Metallschmuckformen (Orsi a. a. O. Tf. 1—6 zusammengestellt), sind im wesentlichen durchaus ital., wenn auch einzelnes, besonders einige Askos-Formen, von Frühgriechischem angeregt sein mag, obschon Orsi sehr mit Recht betont, wie viel später der griech. Einfluß sich an der tyrrhen. Küste auswirke als an der ionischen (a. a. O. S. 189—190); besonders wird man an Erscheinungen in Campanien sowie Latium, aber auch an das sabellische Mittelitalien, z. B. Alfedena (s. d.), erinnert. Auffällig ist dagegen, wie sehr alle Beziehungen zu dem doch so nahen Sizilien hier zurücktreten, ein Umstand, der mehr noch als die gänzlich abweichende Bestattungsform, die man aus der geol. Verschiedenheit allenfalls erklären könnte, nicht nur mich (vgl. Klio 21 [1927] S. 289 Mayer) bedenklich macht gegenüber Orsis Neigung, auch diese Leute, wie jene auf der ion. Seite, für Sikuler (s. d.) zu halten. Obschon ich weit davon entfernt bin, der „Villanova-Urne" auch nur annähernd jene wegweisende Bedeutung zuzuschreiben, die ihr von manchen zugewiesen wird (vgl. Orsi a. a. O. S. 198—203), so will es doch beachtet sein, daß auch sie jenseits der Meerenge nicht mehr vorkommt. Demgegenüber will vereinzeltes Zusammentreffen, wie die Auffindung eines in Sizilien für die Perioden Orsi I und II mehrfach bezeugten Tonhörnchens im Gr. 314/15, nicht viel besagen. Merkwürdig ist, daß hier, soweit im S, die in Oberitalien, namentlich dem Venetergebiet (s. Veneter A), so gern geübte Sitte des Einpressens von Metallblättchen in den feuchten Ton ein paarmal beobachtet ist (Orsi a. a. O. S. 194—196).

§ 6. Von der ion. Küste greift der Grieche überall nach der tyrrhenischen über. So auch hier. Ob griech. Kolonisten sich hier neben oder über die Eingeborenen gesetzt haben, wissen wir nicht. Doch ist es immerhin auffällig, daß ungefähr mit Ende des 7. Jh. nicht nur der Inhalt der Gräber starken griech. Einschlag zeigt — z. B. protokorinthische, korinthische, durch die dunkle Verzierung auf hellem Grund nach Rhodos oder andere Länder weisende Vasen, woneben freilich in denselben Gräbern noch die einheimischen Gefäße hergehen —, sondern auch Leichenbrand beginnt, gerade wie um die gleiche Zeit in Campanien. Ja, es scheint, als ob zeitweilig innerhalb des Gräberbezirks gewohnt sei, Brunnen gegraben wurden u. dgl., die dann allerdings an einem späteren Zeitpunkt wieder verschlossen und alles den Toten zurückgegeben wurde. Später wird es hier still, wie auch anderwärts im Inneren. Die Küste mag die Bevölkerung immer stärker aufgesogen haben.

Welchen Namen wir diesen Leuten geben sollen, ist auch für Orsi nicht sicher. Es waren, nach den Handhaben der Waffen, kleine Menschen, die Schädel werden für „mediterran" erklärt. Jedenfalls noch keine Umbro-Sabeller, die sich erst später auch hier über die Stammbevölkerung legten, also keine bestattenden „Italiker".

Das Fundmaterial im Antiquarium der Sopraintendenza für Calabrien in Reggio.

Mon. Lincei 31 (1926) S. 6—212 Tf. 1—8 Orsi. Der zweite Teil dieser Abhandlung S. 212—375, mit vielen Abb. und Tafeln, enthält sehr wesentliche Ergänzungen zu Sikuler A 2.

v. Duhn

Tortosillas. Unweit Ayora (span. Provinz Valencia). Enthält drei kleine paläol. Tierfiguren (darunter eine Gemse) und eine menschliche Gestalt. Entdeckt von P. Serrano (1911). S. Kunst A III.

Beschrieben von H. Breuil in L'Anthrop. 23 (1912) S. 529.

H. Obermaier

Torzella-Vase s. Apulisch-geometrische Vasen § 6.

Toscanella Imolese (Italien). § 1. Nnö. von T. I., im Bereich der Gemeinde Dozza, 2 km talwärts der Via Ämilia, fanden sich im J. 1886 Spuren einer Niederlassung, die Brizio anregten, Grabungen zu veranlassen, welche Scarabelli, durch seine Entdeckung des Platzes und seine Ausgrabung von Castellaccio (s. d.) dazu berufen, von 1891—92 und 1896—1904 durchführte und das Fundmaterial teils ins Museum von Imola, teils dem von Bologna überwies. Leider starb er über der Veröffentlichung hinweg, so daß unser Wissen über die Fundverhältnisse auf kurzen Mitteilungen Brizios beruhte (Atti e mem. d. R. Deput. di stor. p. p. la Romagna Ser. III 18 S. 337—338), worauf auch Peet (*Stone and Bronzeages* S. 379—380) fußen mußte. Erst 1916 war es Pettazzoni vergönnt, aus dem handschriftlichen Nachlaß Scarabellis einen klaren und gut illustrierten Bericht herauszuarbeiten, den er zusammen mit einem gleichen über die nahverwandten Grabungen in Villa Cassarini, an der Südseite Bolognas (Mon. Lincei 24 S. 221—278), veröffentlichte. Darüber Arch. Anz. 1921 S. 45—46.

§ 2. Die Siedelung lag auf einer leicht nach NO geneigten Fläche, die jetzt mit einem 0,80 m t. Alluvialboden bedeckt ist, dessen 0,50 m starke untere Schicht eben jene Reste aufgenommen und eingedeckt hatte, und zwar bereits in vorröm. Zeit, da die heutige Oberfläche, wie so oft in der Romagna (vgl. z. B. Atti e mem. usw. Ser. III 1 Tf. 4), noch die Quadrierung der röm. Landeinteilung deutlich erkennen läßt. Diese Überdeckung erfolgte durch Überschwemmungen der beiden diese Fläche umströmenden Flüsse Sillaro und Sellustro unter Mithilfe des dazwischen fließenden Rio Sabbioso, gegen die schon die alten Siedler sich durch deichartige Anlagen zu schützen versucht hatten, die natürlich nach dem frühen Verlassen der Örtlichkeit keinen Widerstand mehr boten.

§ 3. Die Hütten standen auf dem Urboden, nur zwei waren etwas eingetieft, andere waren etwas höher auf dem Schutt zerstörter Vorgänger errichtet. Doch war die ganze Wohnschicht dünn, so daß sie nur kurze Dauer gehabt haben kann. Mehr oder minder runde Herde waren der Mittelpunkt jeder Hütte, neben ihnen meistens eine Abfallgrube, in der sich Abfälle, Asche, Gefäßscherben, ausnahmsweise auch wohl mal ganze Gefäßchen fanden. Die Herde, Dm ungefähr 1,20m, bestanden aus Erdschlag, durchsetzt mit Kohlen und Asche, und waren im Durchschnitt 5 m voneinander entfernt, so daß auch, wo die Spuren der runden Umfassungspfähle der Hütten im Erdboden nicht mehr vorhanden sind, auf enge Bewohnung geschlossen werden muß. So entsteht ein Hüttenbild, wie es genau so in Castellaccio durch Scarabellis schöne große Veröffentlichung uns anschaulich vor Augen gestellt ist. Inmitten des aufgedeckten Siedlungsstücks drängten sich 17 Herde eng zusammen, kleiner, mit gelbroter Asche und metallischen Schlacken; also wohl eine Werkstätte für Herstellung von Bronzegeräten und Waffen, was durch zahlreiche Formsteine bestätigt wird. Diese beweisen Guß von Lanzen, Dolchen, Beilen, Sicheln, Pfriemen, Knopfnadeln (Pettazzoni a. a. O. Abb. 33—38).

§ 4. Die Siedelung stellte nach Scarabelli ein ungefähr rautenförmiges Parallelogramm dar von vielleicht 17000 qm Inhalt, von dem etwa 2000 aufgedeckt wurden. Mit diesen Ziffern scheint die Zahl von 300 Hütten, die Scarabelli für die Gesamtsiedelung berechnete, nicht recht im Verhältnis zu stehen, da er angibt, etwa 70 durch Grabung festgestellt zu haben. Jede Spur einer Umwallung oder eines schützenden Grabens oder Palisadenringes fehlte, ebenso wie nirgends Spuren von Holzbelag der Fußböden gefunden seien. (Plan a. a. O. S. 225—226 Abb. A.)

Funde: Aus Stein: Werkzeugstücke (a. a. O. S. 231—232 Abb. 1), ein kugelförmiger Reiber, Pfeilspitzen, Sägen, Messerchen, durchbohrte, runde Scheiben als Anhänger, ebenso verwendet gewesene durchbohrte Muscheln. — Aus Horn oder Knochen: Griffumkleidungen verschiedenster Art, ein Kopfrädchen einer hörnernen Haarnadel, genau wie aus den Terramaren (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 119), Haarnadeln und Öhrnadeln, Spateln und Pfriemen. — Aus Bronze: Stücke von Schwertklingen, Dolche verschiedenster Größe, aber einfachster Form, Sicheln, Paletten, Nägel, Knopfnadeln, Ringchen, eine Bulla aus zwei mit Bronzedraht zusammengehaltenen Hohlscheiben und einer Mittelscheibe mit kräftigem Ring zum Anhängen (a. a. O. 24 Abb. 32, 8) und, besonders wichtig, Stücke von Violin-

bogenfibeln (a. a. O. Abb. 32). — Aus Bernstein eine durchbohrte, runde Scheibe. — Viel Tongeschirr, in der Gesamtform noch oft die Terramarenformen wiedergebend, aber weniger schmucklos, feiner, oft auch in eigne Formen übergehend, in mancher Hinsicht mehr an Formen der Neolithiker, auch des O und S, anklingend. Die Hauptformen a. a. O. Abb. 8—12. Eigenartige Krüge, deren Ausgußrohr durch ein Querglied mit dem oberen Rand verbunden ist (a. a. O. Abb. 10—11). Als Grifform geht neben der Ansa cornuta (s.d.) der Terramarenform (ebd. Abb. 16—18) her die Romagna-Form der Ansa a cilindro retto (ebd. Abb. 12), oft abgeplattet und mit seitlichen Dornen (ebd. Abb. 13, wie Montelius *Civ. prim.* I Tf. 21, 21), oder ein Ring mit aufgesetzter vierseitiger Erweiterung (a. a. O. 24 Abb. 15) oder spielerisch auslaufend im Schnabel oder Maul eines Tieres (ebd. Abb. 14). Der Schmuck besteht entweder in aufgelegten, gern in Bogenlinien geführten Streifen oder häufig die ganze Fläche bedeckenden, knopfartigen Erhebungen (ebd. Abb. 19), in reihenweise oder sonstwie verteilten Eindrücken, die mit Fingernägeln oder Holzwerkzeugen hergestellt wurden (ebd. Abb. 20—21), oder in Ritzlinien, mehr oder minder linear, oft roh, oft fein, gern in Zickzack oder mäanderartig, sogar mitunter in schräger Führung, wie gern in Istrien und auf dem Balkan, auch schon mit beginnender Zonenteilung (ebd. Abb. 22—23), aber auch bereits in geschwungenen, komplizierten und bewußt nach organischer Musterung strebenden Zierformen (ebd. Abb. 24; Ducati *Guida del Museo civ. di Bologna* 1923 S. 37). Alsdann viele Wirtel und Spindeln, durchbohrte, runde Tonplatten (Mon. Lincei 24 Abb. 27), ein gekrümmtes, dickes Tonrohr (ebd. Abb. 28), richtiger als mit Musikhörnern von Pettazzoni (a. a. O. S. 264) mit Rohren zusammengestellt, die Déchelette (*Manuel* II 1 S. 186 Abb. 56) für Blasebalgvorgänger erklärt hat, zur entwickelten Metallverarbeitung ja gut passend. Schließlich sei noch ein freilich sehr formloser Idolrest (Mon. Lincei 24 Abb. 29) erwähnt.

§ 5. 28 m ö. von der Ostseite der Siedelung haben sich im J. 1898 einige bestattete Leichen gefunden, alle in gleicher Richtung, gestreckt, wie vielfach solche der Urbewohner, bei denen nicht die Lage als Hocker üblich war (Mon. Linc. 29 S. 398 Rellini; abg. S. 229—230 Abb. B). Ich habe sie (*Ital. Gräberk.* I 23) den Urbewohnern zugewiesen, also wohl denselben Leuten, die die Siedelung erstmalig anlegten und hernach von den bronzezeitl. Nachbarn im W manche der Kultur- und Kunstformen übernahmen, die jenen eigen waren, ohne darum ihr bisheriges geistiges und künstlerisches Eigentum aufzugeben. Es sind leider nur wenige Gräber und, was besonders befremdend wirkt, ohne jede Beigabe, so daß, in Verbindung mit der allen Skeletten gleichen Orientierung von NW nach SO, mir nach Bekanntschaft mit Pettazzonis Abhandlung ernste Bedenken aufstiegen, ob hier wirklich alte Gräber zu erkennen wären (*Ital. Gräberk.* I 631). Auch jetzt möchte ich diese Frage noch offenlassen und abwarten, ob nicht aus dieser oder verwandten Anlagen, von denen T. I. eine der jüngsten ist, noch einmal klärende Gräber auftauchen. Denn auch in den andern verwandten Siedelungen der Romagna (s. Castellaccio d'Imola § 3, Italien B § 13) fehlen bis jetzt auffälligerweise Gräber.

§ 6. Jedoch abgesehen von dieser Frage liegt die Bedeutung von T. I. auf der Hand. Besser als durch die andern gleichartigen Fundkomplexe wird durch diese so gut beobachtete und so unberührt gefundene Siedelung der Charakter der zu Ende gehenden BZ und die Vorbereitung der von den Italienern Villanova-Periode genannten Epoche in der Romagna klargestellt. Finden sich tatsächlich in dieser Zeit noch keine Brandgräber, so sind wir zu dem Schluß gedrängt, daß der später so starken und maßgebend gewordenen Besetzung der Romagna durch sich nach O ausdehnende Terramarenbewohner des verbrennenden „Italiker" stammes eine merkliche kulturelle und kommerzielle Verbindung wegbahnend vorangegangen ist. Ungefähr so hatte ich das Verhältnis schon dargestellt (Präh. Z. 5 [1913] S. 480—481 = Atti e mem. d. R. Dep. di Romagna IV 5 [1915] S. 21—23; Arch. Anz. 1921 S. 45).

v. Duhn

Toskanische Inseln. I. Elba. § 1. Für die Frühgeschichte von Bedeutung durch seine Metallschätze. Da der Name *Ilva* wiederkehrt als Bezeichnung eines ligur. Stammes in der Gegend von Piacenza (Liv. XXXI 10; XXXII 31), sowie einer bei Ptolemäus genannten kleinen Insel nahe Sardinien, wird man auch hier wie auf Korsika und in nw. Teilen des späteren Etrurien ligur. Urbevölkerung voraussetzen dürfen, über die sich im 2. Jht. wie auf dem gegenüberliegenden Festland verbrennende „Italiker" legten, angezogen durch das Metall der Insel (v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 288; vgl. Montelius *Civ. prim.* II 597 Tf. 124, 19). Ihnen folgten, sobald sie von S aufrückend Vetulonia (s.d.) und Populonia (s.d.) besetzt hatten, als Herrscher die Etrusker, zeitweilig

in ihrer Souveränität beschränkt durch Griechen, z. B. um 453 durch Syrakusaner.

§ 2. Die einzige antike Nachricht (Ps-Aristot. mir. ausc. 93 S. 837 B) über früheren Kupferbetrieb auf der Insel könnte man, so voreilig Nissen (*Ital. Landeskunde* II 299), für Abstraktion aus der den Alten ja bekannten und von ihnen oft behandelten Tatsache der Priorität des Kupfers vor dem Eisen (ich erinnere nur an die bekannten Verse des Lucretius V 1285ff.) halten wollen, wenn nicht einstmaliges Vorhandensein von Kupfer auf der Insel durch neuere Untersuchungen bestätigt (Blümner *Technol.* IV 64) und auch durch gefundene Kupferwerkzeuge und Waffen schon wahrscheinlich gemacht wäre. Das schwerer zu gewinnende Eisen ist erst später ausgebeutet. Im ö. Mittelmeerbecken in der 2. Hälfte des 2. Jht. als Nutzmetall bekannt geworden, wurde es um eben jene Zeit im Gebiet des Tyrrhener Meeres zwar bereits geschätzt, aber noch nicht gewonnen, so daß der Taphierfürst Mentes (Hom. α 184) seine Rechnung dabei findet, wenn er Eisen von seiner Insel nach der brettischen Westküste verfrachtet und dafür Kupfer eintauscht (s. Italien B § 1), das damals doch noch für Werkzeuge und namentlich für Waffen das herrschende Metall ist (Beloch *Griech. Gesch.* I² [1913] S. 109—121), ganz anders als nach der Völkerwanderung und der Jahrtausendwende.

§ 3. Zu Varros und Strabons Zeit wurde das Eisen nicht mehr auf der Insel selbst verhüttet (Varro bei Serv. z. Aen. X 174; Strabo 223), sondern auf der großen Ebene an der Baratti-Bucht bei Populonia (s. d.); und zwar könne man es nicht auf der Insel, wahrscheinlich wegen inzwischen vollzogener Entwaldung derselben. Da sich aber in den Eisengebieten im O und N der Insel noch heute zahlreiche Reste alter Schmelzöfen und Schlacken gefunden haben, und zwar stets da, wo Spuren alten Waldbestandes Gewinnung von Holzkohle ermöglichten und fließendes Wasser in der Nähe war (Misc. Salinas 1907 S. 16—18 Sabbadini), ist die Annahme früherer Verarbeitung des Eisens auch auf der Insel selbst nicht abzuweisen, so daß die Vermutung der Alten (Steph. Byz. s. v.), der griech. Name Aithaleia bedeute Rußinsel, weil schon von der See aus der aufsteigende viele Rauch die Industrie verraten habe, möglich wäre, vorausgesetzt, daß nicht ein ungriech. Name hellenisiert ist.

§ 4. Elbas noch heute unerschöpfter Eisenreichtum hat zuerst Vetulonia (s. d.), dann Populonia (s. d.) zu hoher Blüte gebracht. Das neue Metall wurde augenscheinlich vielfach höher bewertet als die Bronze, woraus sich seine Verwendung zu Schmuckstücken, Fibeln, Pferdegeschirrstücken u. a. in Formen, die später wieder mehr aus Bronze gearbeitet wurden, auf Elba selbst und in seiner Nähe in Populonia und Vetulonia usw. erklärt (s. die betr. Registerangaben v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 642).

Planmäßig untersucht, wie etwa das benachbarte Pianosa (s. II), ist Elba arch. noch nicht. Nur Zufallsfunde, auch diese spärlich, sind bekannt.

Lotti *Descr. geol. dell'isola di Elba* 1886; Nissen *Ital. Landeskunde* I 367—68, II 299; Deecke *Italien* 1899 S. 182—83; *RE* IX 1091; Solari *Topogr. stor. della Etruria* II (1920) S. 167—172.

II. Pianosa. S. von Elba gelegene Insel, arch. bekannt durch zahlreiche teils als Wohnungen, teils als Gräber benutzte, meist runde oder elliptische, künstliche Felshöhlen, die schon in den J. 1875—76 durch Chierici erforscht und Ausgangspunkt wurden für viel weitgreifendere Untersuchungen, die später auf dem Festland, auf Sardinien, Sizilien usw. einsetzten. Die Ähnlichkeit nach Form und Inhalt namentlich mit den Felsgräbern (Domus de gianas; s. d.) im benachbarten Sardinien, man vergleiche nur Anghelu Ruju (s. d.), ist so groß, daß man auch auf Gleichartigkeit der Bevölkerung wird schließen dürfen. Dorthin weist auch die gute, schwarze, mit weißer Punktierung geschmückte Tonware und der reichliche Obsidian (s. d. D). Wie auf Sardinien ist in jeder Höhle sukzessiv bestattet, meist als liegende Hocker, aber auch gestreckt. Auf der einsamen Insel mag sich neben seltenem Metall (von einem Bronzenagel war ein Schädel durchbohrt) das reichliche Stein-Inventar länger im Gebrauch gehalten haben.

Chierici *Ant. Monum. della Pianosa* 1875; Bull. Paletn. Ital. 1 (1875) S. 169; ebd. 2 (1876) S. 157ff.; ebd. 8 S. 11ff. Tf. 1; ebd. 9 S. 48, 55, 58 Tf. 1, 2 Chierici; ebd. 24 S. 208 Colini; ebd. 29 S. 212f. ders.; Montelius *Civ. prim.*

II Tf. 128, 15—17; ders. *Orient und Europa* S. 166f.; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 27. v. Duhn

Totemismus. S. a. Grab A, Kunst A, Religion.

A. Religion. § 1. Das Wort *totem*, welches seine Wurzel in einem Indianerdialekt, dem des Algonkin-Stammes der Ojibwai, hat (s. B § 1), ist seit etwa 100 Jahren wissenschaftlicher Fachausdruck. Ein *totem* ist nach gegenwärtig herrschender Ansicht eine Gattung von Wesen: Tieren, und zwar vorwiegend wilden, oder weit seltener Pflanzen oder auch von lebendig gedachten Dingen, wie z. B. Eisen, die einer Gruppe von Menschen bzw. einem Einzelnen von ihnen ehrwürdig erscheinen, weil sie bzw. er sich zu ihnen in sehr enger, vielfach verwandtschaftlich gedachter Beziehung stehend ansieht. Solche verwandtschaftliche Beziehung erscheint auf die verschiedenste Weise vermittelt (vgl. darüber Genaueres zusammengestellt von R. Thurnwald in Anthropos 14 und 15 [1919—20] S. 7ff.). Diese Vorstellung sowie bestimmte, im Zusammenhang damit begegnende Konsequenzen, besonders auf sozialem Gebiete, pflegt man heute als T. zu bezeichnen. Nun ist aber gleich hier zu beachten, daß der T. keine einheitliche Erscheinungsform zeigt, sondern uns in räumlich und zeitlich voneinander getrennten Variationen entgegentritt, und dem entspricht der mangelnde Konsensus unter den Forschern.

§ 2. Nachgewiesen ist T. gegenwärtig nur in Australien, Nordamerika, Südafrika und Indien. Damit soll nun nicht behauptet sein, daß er nicht ursprünglich bei allen Primitiven vorhanden gewesen sein könnte. Dieses letztere wurde und wird noch von nicht wenigen Forschern angenommen. Ihnen gilt der T. als ein unvermeidliches Durchgangsstadium in der religiösen Entwicklung der Menschheit. Wo sich in irgendeinem Kult Speiseverbote oder tiergestaltige Götter finden, oder wo uns Völkerstämme mit Tier- oder Pflanzennamen begegnen, da wird solches als Spur eines ehemaligen T. aufgefaßt. Auf diese Weise hat man T. bei den alten Ägyptern, zahlreichen sem. Völkerschaften, selbst bei den Griechen und Römern voraussetzen zu dürfen geglaubt. Ursprünglich ist das *totem* ein Tier, bei den Australiern z. B. ein Känguruh, bei den Indianern etwa ein Jaguar; bisweilen ist es eine Pflanze, irgendeine Palmenart, Banane oder dgl. Eine weit jüngere Art des *totem* scheinen Gestirne, wie Sonne und Mond, oder Naturerscheinungen, wie Donner, Blitz, Hagel, Regen u. dgl., zu sein. Ferner findet sich neben dem kollektiven, d. h. für eine Gruppe von Menschen geltenden, auch ein individuelles *totem*, das von den meisten Gelehrten als eine jüngere Ableitung beurteilt wird. Einige Forscher, wie C. Clemen, wollen T. nur da mit Sicherheit konstatieren, wo sich folgende Charakteristika beisammen nachweisen lassen: 1. Der Glaube an eine enge Beziehung zu dem *totem*, die des öfteren durch verwandtschaftliche Kategorien ausgedrückt wird, wie Vater und Mutter. Nach Edv. Lehmann macht allerdings die Vorstellung der Abstammung vom Totem-Tier den Eindruck des Sekundären und Unwesentlichen. In engem Zusammenhang mit jenem Glauben steht die Benennung nach dem *totem*. 2. Enthaltung von der Tötung oder dem Genuß des *totem*, bzw. wenn dieses ein Ding ist, von seiner Berührung. Auch dieses Zweite gilt andern Forschern, wie Martin P. Nilsson, als hypothetisch und umstritten. Vielfach, aber durchaus nicht immer, treten als Begleit-Erscheinungen die Tätowierung (s. d.) des Körpers, der Waffen u. a. Dinge, sowie ein Eheverbot unter den Mitgliedern eines Totem-Verbandes — Exogamie — hinzu. Betreffs des letzteren ist es aber noch eine offene Frage, ob T. und Exogamie von Haus aus zusammengehören oder erst später miteinander vereinigt sind.

§ 3. Das Vorstehende zeigt deutlich, daß wir zurzeit noch von einem Konsensus der Sachverständigen sogar über grundlegende Fragen ziemlich weit entfernt sind. Bei Behandlung der ganzen Materie im Anthropos hat Thurnwald mit Recht darauf hingewiesen, daß wir zwischen einem, wie er sagt, „klassischen" T. und einem im Verfall begriffenen unterscheiden müssen; der letztere ist ein solcher, der durch hist., kulturelle und politische Schicksale der betr. Totem-Gruppen modifiziert ist. Um Beispiele einer solchen Verfallsform zu geben, ist der sog. abstrakte T. zu nennen: nicht mehr ein bestimmtes Wesen, sondern nur noch Teile desselben, wie Ohren, Augen,

Knochen u. a., erscheinen als *totem*; oder die sog. zusammengesetzten *totem*, bisweilen noch in Ober- und Untertotems gegliedert, welche wohl durch Vereinigung ursprünglich selbständiger Gruppen herbeigeführt sind.

§ 4. Der Grund, weshalb die Ansichten der Forscher so weit auseinandergehen, ist hauptsächlich darin zu suchen, daß man über Ursprung und Wesen des T. immer noch nicht zu einem allg. gültigen Urteil gelangt ist. Verschiedene Theorien über den Ursprung des T. sind ausgesprochen worden (eine übersichtliche Zusammenstellung bei C. Clemen a. a. O. S. 72 ff., vgl. auch Thurnwald a. a. O. S. 19 Anm. 3). Sicher stand der Primitive der Tierwelt sehr nahe, um einmal beim Tier als dem vermutlich ursprünglichsten *totem* zu bleiben. Der Glaube, daß sich Tiere in Menschen und Menschen in Tiere verwandeln können, ist in Sagen und Märchen weit verbreitet.

„Das behaarte Ungeheuer
ist ein Königssohn geworden. — —
Doch die Zauberfrist verrinnt,
und wir schauen plötzlich wieder
seine königliche Hoheit
in ein Ungetüm verzottelt."

§ 5. Aber der Primitive fühlt sich dem Tiere nicht nur nahe oder gleich, er erblickt auch in den Kräften oder Fähigkeiten manches Tieres eine ihm überlegene, übermenschliche Macht. Es erwacht in ihm ein Abhängigkeitsempfinden, es regt sich das Religiöse als eine in der Menschenseele ruhende geistige Veranlagung. Das *tabu* (s. d. A), die Unberührbarkeit, das meist mit dem *totem* verbunden erscheint, ist die eine Seite der Verknüpfung des religiösen Empfindens mit dem Totem-Tier. Da nun der Primitive sich unauflöslich an eine Gemeinschaft gekettet weiß, so stehen nicht der Einzelne und das einzelne Tier, sondern die Gruppe und die Tiergattung sich gegenüber. Das notwendige Korrelat aber zu dem religiösen Gefühl des *tremendum*, wie es im trennenden *tabu* zum Ausdruck kommt, ist das Gefühl des Verbundenseins, des Schutzes seitens des Totem-Tieres, der Einheit zwischen Totem-Gattung und Menschengruppe, ruhend auf dem ethischen Prinzip der Vergeltung (s. d.). Wie der Mensch durch das *tabu* das Tier schützt, so schützt ihn dieses. Das Einheitsempfinden zwischen beiden wird durch die Vorstellung der Abstammung, durch die verwandtschaftliche Beziehung zwischen Mensch und Tier naiv zum Ausdruck gebracht. So ist wohl der T. als ein Weg anzusehen, auf dem im Menschen das religiöse Leben erwacht ist; allerdings ein Weg, der wohl noch mancherlei Verfeinerungen erfahren, aber doch nicht ein nennenswertes Ziel erreicht hat. Zu einem wirklichen Kult des *totem* ist es nicht gekommen. Es entstand keine wirkliche Gottheit, denn es handelte sich immer um eine Tiergattung, nicht um ein einzelnes Exemplar; auch Orakel- und Zauberwesen, wo es sich in Verbindung mit T. zeigt, ist erst durch fremde Einflüsse hinzugetreten, und zwar zu einer Zeit, da die klassische Beschaffenheit verloren gegangen war. Wohl wirkt sich der echte T. in Festen aus, auf denen die Einheit mit dem *totem* sinnfällig zur Darstellung gebracht wird. Hier wird Religion, wie man gesagt hat, getanzt. Aber schon die Einführungszeremonien, durch welche die Geschlechtsreifen in den Kreis der Erwachsenen aufgenommen werden und die Einheit zwischen jenen und dem *totem* bekräftigt wird, sollen nach Thurnwald erst in den Verfallsstadien durch äußere Einwirkungen hinzugekommen sein. Auch die wesentlichsten Elemente des T., wie das *tabu* und die Einheitsvorstellung, haben mancherlei Wandel erfahren. Was das *tabu* betrifft, so darf es wohl zunächst als ganz selbstverständlich angesehen werden, daß nicht alle Tabu-Vorschriften der Religionsgeschichte aus dem T. herstammen. Auch im T. sind die Tabu-Vorschriften mannigfach verschieden. Es finden sich Verbote des Tötens, des Essens, des teilweisen oder unter bestimmten Kautelen Essens, des Berührens; zuweilen auch das Verbot, den Namen des *totem* auszusprechen. Daneben kommt es aber auch vor, daß — wieder ein Verfallsstadium? — das Töten und Verzehren des *totem* gestattet ist. Jedenfalls haben im klassischen Totemismus Verfehlungen gegen die Tabu-Vorschriften Unglück zur Folge, auch hier ist schon das ethische Prinzip der Vergeltung wirksam. Was die Einheitsvorstellung betrifft, so bröckelt auch von ihr mit der Zeit durch fremde Einflüsse manches ab. Wo das *totem* als beseelt gedacht wird, erscheint es mit zauberischen Fähigkeiten begabt, und

der Mensch sucht sich mit diesen ins Benehmen zu setzen, durch irgendwelche Mittel sich das *totem* willfährig zu machen.

§ 6. Neben dieser stark religiösen Bedeutung ist die soziale nicht zu übersehen; beide Elemente vermischen sich in der ältesten Zeit bzw. stehen in enger Wechselwirkung miteinander. Sozial bestimmt erscheint der T. dadurch, daß sich die Mitglieder einer Gruppe eng untereinander verbunden, miteinander verwandt wissen. Hier tritt uns der Anfang einer Gesellschaftsordnung entgegen; und sollte die Exogamie ein genuines Element des T. sein, so könnte sie als eine eherechtliche Auswirkung jener Gesellschaftsordnung angesehen werden.

G. E. Frazer *Totemism and Exogamy* I—IV (1910); S. Reinach *Orpheus*, deutsch von Mahler 1910; Edv. Lehmann in *Kultur der Gegenwart*² I 3 (1906); ders. in *Religion in Geschichte und Gegenwart* V 1295ff.; Edg. Reuterskiöld *Die Entstehung der Speisesakramente* (Religionswissensch. Bibliothek Bd. 4), deutsch von Sperber 1912; C. Meurer *Der Totemismus bei den Griechen u. Römern* Diss. Bonn 1919; Thurnwald *Die Psychologie des Totemismus* Anthropos 14/15 (1919—20) S. 3ff. Weitere Literatur in C. Clemen *Die Reste der primitiven Religion im ältesten Christentum* 1916 S. 68ff.; Siegm. Freud *Totem und Tabu* 1913; A. Bertholet *Über den Ursprung des Totemismus* Festgabe für D. Kaftan 1920.

Max Löhr

B. Soziologie.

§ 1. Begriff des T. — § 2. Glaube des T. — § 3. Abstammungsglaube der Gruppe; „orthodoxer" T. — § 4. Individueller Konzeptions- und Abstammungsglaube. — § 5. Individueller Inspirationsglaube; Wappen (*crest*); Totem-Säulen. — § 6. Schutzgeister und Tierverwandlungen; „Werwölfe". — § 7. Verbundene Totems und Nebentotems. — § 8. Sexual-Totems. — § 9. Symbolik von Tieren und Tierbestandteilen. — § 10. Symbolik von Baum, Pflanzen, Steinen, Felsen, Riffen, Höhlen und Gegenständen. — § 11. Die Beziehung des T. zu Meidungen, zum Mana- und Geisterglauben, zu Zauber, Omen und Religion. — § 12. Sozialer T. und Exogamie. — § 13. Reste und verfallender T. — § 14. Verbreitung des Totemismus.

§ 1. Verschiedene vorgesch. Funde gaben Anlaß, sie für Zeugnisse von T. zu halten. Es wird nicht leicht sein, hierüber in schlüssiger Weise etwas festzustellen. Schon wegen dieser Vermutungen dürfte es angezeigt sein, über Wort und Begriff des T. Aufklärungen und über dieses Problem selbst einen Überblick zu gewinnen. Denn verschiedene und vielgestaltige Erscheinungen bei Naturvölkern werden als T. bezeichnet.

Um was handelt es sich beim T.? In erster Linie wurde Unklarheit in den Begriff dadurch hineingetragen, daß er einerseits auf gewisse Glaubensvorstellungen Anwendung fand, andererseits in Verbindung mit sozialen Einrichtungen, mit Heiratsordnungen und einer gewissen Gesellschaftsverfassung in Verbindung gebracht wurde. Auf diese Weise haben sich beinahe unentwirrbare Mißverständnisse in die Diskussion eingeschlichen. Man spricht von „totemistischen Kulturen" und meint damit bald solche mit einem gewissen Glauben, bald will man mit diesem Ausdruck einen bestimmten sozialen Bau kennzeichnen. Indessen hat sich mehr und mehr herausgestellt, daß der erwähnte Glaube keineswegs notwendig verbunden ist mit den erwähnten Heiratsordnungen und sozialen Einrichtungen. Darum ist es nötig, beide Seiten gesondert zu betrachten. Es empfiehlt sich, die Heiratsordnungen und sozialen Beziehungen bei der Erörterung von dem Glaubens-T. zu trennen. In diesem Reallexikon wurden sie unter den Stichwörtern „Heiratsordnung", „Kulturkreis", „Soziale Entwicklung" behandelt. Hier soll in § 3 und § 12 nur so weit auf die soziale Seite des T. eingegangen werden, als gewisse Einrichtungen des Gesellschaftslebens gelegentlich in Verbindung mit dem Glaubens-T. in Erscheinung treten. Denn der totemistische Glaube bildet keineswegs die Voraussetzung für Formen sozialer Ordnung und eines Zusammenschlusses, insbesondere nicht für die Heiratsordnungen. Der Sachverhalt wird getrübt, wenn hier keine Unterscheidungen vorgenommen werden.

Da der Begriff in wenig abgeschliffener Form in die ethnologische Literatur hineingebracht und auf verschiedene Arten von Beziehungen des Menschen zu Tieren, Pflanzen, Gestein und Gegenständen angewandt wurde, ist es in ähnlicher Weise ebensowenig ausschlaggebend, was bei den Ojibwä- oder Chippewa-Indianern, von denen das Wort stammt, *„ototeman"* bedeutet, geradesowenig als es entscheidend ist, was die Maori mit dem aus ihrer Sprache entlehnten Ausdruck *tapu*, der sogar noch

der Änderung in „Tabu" unterworfen wurde, bezeichnen.

Trotzdem lohnt es sich, auf den Ausdruck in seiner ursprünglichen Bedeutung einen kurzen Blick zu werfen. Bei dem genannten Stamm und ihm verwandten Algonkin-Völkern ist *ototeman* eine Verwandtschaftsbezeichnung, die wörtlich: „seines Bruders oder seiner Schwester (von Mutterseite) Angehörige" bedeutet, unter denen eine Zwischenheirat verboten ist, die aber auch den Wohnsitz dieser Verwandten mitbezeichnet. Sprachlich stellt das erste *o-* ein Personalpräfix = sein vor. Den eigentlichen Stamm bildet *ote*, das aber als Verwandtschaftswort niemals ohne Beziehungssilben gebraucht wird. Das *-t-* nach dem ersten *o-* wird nur zur Trennung des Personalpräfixes *o-* vom Stamm *-ote-* eingeschoben. Das *m* ist ein Possessiv-Suffix, an das noch ein Personal-Suffix der dritten Person als Objektbeziehung angehängt wird. In der Cree-Sprache wird das *n* weggelassen, und das Wort erscheint als *ototema*. Das Wort „Totem" stellt somit eine sprachliche Mißbildung dar, denn der Stamm allein wäre *ote*, mit den Beziehungssilben ausgerüstet, müßte das Wort aber als *ototema* oder *ototeman* auftreten. Die hier und da aufgestellte Behauptung, daß das Wort in irgendeiner Beziehung zu der Bedeutung für „Lehmerde" oder „Mal" stünde, ist ebenfalls nicht richtig (Hodge II 787). — Ein Missionar der Algonkin, Abbé Thavenet, bemerkte Anfang des 19. Jh. als Erklärung zu dem Stamm *ote* folgendes: „Man muß annehmen, daß bei dem Zusammenschluß der einzelnen Sippen zu einem Stamm eine jede Sippe ihr *manitu* (s. Mana B) bewahrte, nämlich das Tier, zu dem sie in dem Land, aus dem sie herkam, besondere Beziehungen, etwa als Jagdtier, von dem sie hauptsächlich lebte, unterhielt und es darum als Symbol der betreffenden Familie oder Sippe auf die Nachkommenschaft vererbte." Schon in diesem frühen Bericht tritt die Verbindung mit dem Tierglauben einer bestimmten Verwandtschaftsgruppe in den Vordergrund. — Für die Einführung des Wortes „Totem" ist jedoch vor allem der Händler Long (S. 86f.) verantwortlich, der unter den „Chippewa" (Ojibwä) in der zweiten Hälfte des 18. Jh. lebte und darüber schrieb, daß deren *totam* als Geist zu betrachten sei, der den Einzelnen beschützt, und den er sich als irgendein Tier oder sonstwie vorstellt, das er darum nicht jagt, tötet oder ißt. Er fügt hinzu, daß dieser „Schicksalsgedanke" oder „Totamismus" nicht auf „diese Wilden" beschränkt sei. Damit beschrieb er einen persönlichen Schutzgeist, dem gegenüber ein Meidungsverhalten beobachtet wurde, bezeichnete ihn aber als „Klanverwandtschaft". — Der deutsche Reisende Kohl berichtet von demselben Stamm, den er im J. 1855 besuchte, daß diese Indianer Naturkräfte und Objekte vergöttlichten, und daß nahezu jeder Indianer ein solches Objekt herausgefunden habe, in das er sein Vertrauen setzt. — Schon von Anfang an haben sich hier also eine Menge Unklarheiten und Mißverständnisse eingeschlichen, die einerseits das Wort, andererseits auch die Auffassungen und Sitten gerade bei dem Stamm verdunkelten, von dem ursprünglich der hier in Rede stehende Ausdruck genommen ist (Hodge II 788f.). Auch der Gedanke eines Klan-Abzeichens spielt hier bereits hinein.

So ist in das Wort „Totem" von vornherein eine Anzahl von Vorstellungen getragen worden, die sich in der Tat bei dem einen oder anderen Stamm finden. Vor allem steht dabei der Gedanke im Vordergrund, daß Personen oder Personengruppen unter dem Schutz irgendwelcher Wesen oder Geister stehen.

Da inzwischen auf fast allen Kontinenten (z. B. als *Kobong* in Australien; vgl. Grey II 228) verwandte Gedankengänge aufgefunden wurden, für die man allmählich das Wort T. in Anwendung brachte, so steht man heute vor der Frage des T. in einem eigentümlichen Dilemma. Man kann von dem Volk aus, von dem das Wort ursprünglich und belastet mit Irrtümern abgeleitet ist, auf dem Wege der Verallgemeinerung oder Erweiterung gar nicht zur Feststellung dessen kommen, was inzwischen „richtig" oder „unrichtigerweise" als T. bezeichnet wurde. Andererseits hat die Völkerkunde es unterlassen, trotz aller Anhäufung von Material den Begriff selbst entsprechend abzuschleifen und zu schärfen. Zusammenstellungen über die Ver-

breitung des T. leiden aber gewöhnlich gerade unter diesem Mangel an begrifflicher Formulierung.

Wir müssen daher zunächst ausgehen von dem, was sich uns an anklingenden und ähnlichen Erscheinungen bietet.

Es handelt sich somit darum, einen gewissen Umkreis von Vorstellungen, Gedankengängen und Glaubensarten unter einem Begriff zusammenzufassen. Zweifellos gibt es eine ganze Reihe von Meinungen über die Beziehungen des Menschen zu gewissen Objekten seiner Umgebung, Meinungen, die untereinander eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen, eine Ähnlichkeit allerdings, die bei näherer Untersuchung mehr und mehr Besonderheiten offenbart. Als letzte Grundlage für diesen Vorstellungskreis werden wir die in Zeiten primitiver Technik (s. d. A) ganz andersartige Einstellung des Menschen zu den belebten oder belebt gedachten Erscheinungen seiner Umwelt zu betrachten haben. Der Mensch, der die Natur nur in geringem Maße zu meistern vermag, fühlt sich von ihr in höherem Grade abhängig als wir heutzutage, die wir in einer mit primitiven Zuständen ganz unvergleichbaren Weise Tier, Pflanze und Gestein in den Dienst unserer Zwecke gebannt haben. Diese Abhängigkeit von der „Natur" ist aber nicht die von einem abstrakten Naturbegriff, sondern von konkreten, repräsentativen und symbolisierenden Erscheinungen der Umgebung. Die Natur wird gewissermaßen lokalisiert und eingefangen in Tieren, Bäumen, Felsen u. dgl. Weitaus am stärksten treten dabei bestimmte Tierarten hervor.

Den T. darf man nicht isoliert betrachten, sondern muß ihn im Zusammenhang mit dem ganzen primitiven Leben und Denken sehen. Es ist daher unvermeidlich, daß er mit anderen Erscheinungen, mit anderen Geistesgebilden des primitiven (s. d.) Denkens verbunden auftritt: vor allem mit Meidungen (s. d.), mit dem Glauben an besondere Wirkungskräfte (s. Mana B) oder an Geister, mit gewissen Seelenvorstellungen (s. Totenkultus A), Vorbedeutungen (s. Omen A) u. dgl. m. (s. § 11). Diese Gedankengänge beeinflussen unter Umständen den eigentlich totemistischen Gehalt des Denkens in außerordentlicher Weise. Dadurch erhält der T. auch wieder verschiedene Färbung.

Die Gedankengänge, wie sie in den verschiedenen totemistischen Varianten erscheinen, werden natürlich zunächst durch die gesamte Lebenshaltung gestaltet. Bei den Jäger- und Sammlervölkern finden sich Tierbeziehungen, doch erscheinen sie überwiegend nicht in einem Gewande der „orthodoxen" Form. Bei den pygmäoiden Naturvölkern, wie bei den Kongozwergen, den Weddas u. dgl. sind Tierbeziehungen nicht zu einer totemistischen Formulierung vorgeschritten. Dasselbe gilt auch von anderen Jäger- und Sammlerstämmen, wie von den Bergdama und den Buschmännern SW-Afrikas, den Eskimos, von nordsibirischen Stämmen usw. Eine Ausnahme bilden nur die Australier, bei denen der T. in verschiedenen Varianten auftritt. Man wird daher nicht fehlgehen, die verschiedenen Formen des australischen T. als Folgen fremder Beeinflussung aufzufassen, die bei den einzelnen Stämmen in verschiedener Weise umgebildet und variiert wurden (vgl. Vatter 1925, Nieuwenhuis 1927).

Man kann im allgemeinen sagen, daß erst bei denjenigen Lebensformen, die sich im Anschluß an die Anlage von Gärten durch die Frauen mit Hilfe der Männer (s. Wirtschaft D) herausgebildet haben, richtiger T. in Erscheinung tritt.

Große Unterschiede zeigen sich wieder zwischen dem T. der Gartenbau- und der Hirtenvölker. Bei den letzteren nehmen die Beziehungen zu den von den Hirten gehaltenen Tieren ganz besondere, auch kultische Formen an, während solche den übrigen totemistischen Varianten fehlen (s. § 9).

Bei den höheren Natur- und archaischen Völkern leben nur noch Reste und Trümmer des eigentlichen T., der sich hier mit verschiedenen anderen Vorstellungen von Geistern (s. Omen A, Totenkultus A), Zauber A) besonderer Wirkungskraft (s. Mana B) u. dgl. verbunden hat (s. § 11, 13) und hier und da auf Geheime (s. d.) Gesellschaften beschränkt ist.

Es ist klar, daß bei einem gewissen Fortschritt der technischen Naturbeherrschung sich auch die Einstellung des Menschen, der

sich von Tier, Pflanze und Gestein in außerordentlichem Maße abhängig fühlte, verändert, ja, die Aufmerksamkeit sich anderen Erscheinungen und Zusammenhängen zuwendet. Das ist ganz besonders durch die Entwicklung des Zauberglaubens bei höheren Naturvölkern und in archaischen und höheren Kulturen der Fall gewesen. Trotzdem haben auch da totemistische Gedankengänge sich vielfach als Sagen, Legenden und Märchen oder als Schwänke u. dgl. erhalten (s. § 13).

In Volksüberlieferungen und Gebräuchen sind Traditionen einzelner Stammesbestandteile aus vergangenen Schicksalsperioden oft noch lebendig, wenn der offizielle Glaube längst andere Bahnen gewandelt ist, wie z. B. im islamisierten Teil von Afrika.

Daß man den T. in irgendeiner bestimmten Form, etwa in der des „orthodoxen" T., als eine allgemeine Durchgangsstufe menschlichen Glaubens wird bezeichnen können, dürfte nicht berechtigt sein. Sieht man dagegen von einer solchen bestimmten Erscheinungsform ab und faßt bloß die eine dem T. zugrunde liegende „vortotemistische" Auffassung ins Auge, die in dem T. einen religiösen Ausdruck der Abhängigkeit des Menschen von bestimmten Naturerscheinungen erblickt, so wird man ihm eine allgemeine Bedeutung für die Geistesentwicklung zuerkennen dürfen (vgl. Fox S. 265).

Nach den hier gemachten Ausführungen kann nicht die Frage aufgeworfen werden, was T. „ist", sondern nur die, welche Erscheinungen innerlich zusammengehören, so daß man sie praktischerweise als T. bezeichnen soll.

Vielleicht können wir T. als einen Glauben bezeichnen, der von einer Gruppe getragen ist und dadurch ein Band geistiger Gemeinschaft um die Angehörigen des gleichen „Bekenntnisses" schlingt. Wenngleich nur der Glaube an die gemeinsame Abstammung einer Familie, einer Sippe oder eines Klans im strengen Sinn als Gruppenglaube betrachtet werden kann, so liegt doch im weiteren Sinn auch im Konzeptions- und Inspirations-T. der Glaube einer Gruppe an die Macht einzelner Tiere oder sonstiger Wesen überhaupt, wenngleich diese individuell oder nach Familien verschieden ihren schützenden und fördernden Einfluß äußern.

§ 2. Dieses Gefühl der Abhängigkeit von solchen Schutzmächten wird intellektuell auf sehr verschiedene Weise ausgedrückt, und zwar in der symbolischen Sprache der Menschen eines geringen Schatzes an Fertigkeiten und Kenntnissen (vgl. Thurnwald 1927). Diese Symbolik ist auch keineswegs gleich, sondern einer fast unendlichen Fülle von Varianten unterworfen. Vor allem kommt darin die Einordnung des Ich-gebundenen Menschen zum Ausdruck, der eine Brücke zu den nichtfaßbaren Faktoren schlägt, die er in Tier oder Pflanze, Gestein oder einem besonderen Gegenstand auf sich einwirken sieht (s. Technik A § 3).

Diese Beziehungen zeigen sich in der Form eines Gefühles von Einheit, von Zusammengehörigkeit oder Schicksalsgemeinschaft; mag es sich um einen Einzelnen oder um eine ganze Gruppe handeln, die sich mit dem Totem-Wesen verbunden wähnt. Unter dem Süd-Massim-Stamm der Gelaria (ö. Süd-Neu-Guinea) meinte einer, daß die Totem-Angehörigen auf irgendeine unbestimmte Art aus demselben Stoff gemacht seien wie das Totem-Tier, und daß eine besondere, wenn auch nicht näher zu bezeichnende Verwandtschaft zwischen dem Totem-Tier und der betreffenden Sippe, der dieses Tier als Totem zugesprochen ist, bestünde. Doch wurde in diesem Fall eine direkte Hilfe durch das Tier nicht behauptet. Hier vererbte sich das Totem in weiblicher Linie (Seligmann 1910 S. 450).

Die zur selben Gruppe gehörenden Wamira gebrauchen für Totem das Wort *bariaua*, das auf jede übernatürliche oder ungewöhnliche Macht, auch auf gespensterartige einbeinige Wesen, schließlich ebenfalls auf die Weißen angewendet wird. Auf letztere wegen ihrer besonderen Fähigkeiten und ihrer unbegreiflichen Herkunft. Fragten sie doch: „Hattet ihr Mütter? wurdet ihr von ihnen gestillt? unsere Nasen sind flach, weil sie beim Stillen gegen die Brust der Mutter gedrückt wurden, eure jedoch nicht flach, somit müßt ihr auf andere Weise ins Leben getreten sein." Wenn einer die weiße Taube oder eine

Schlange als Vater oder Großvater bezeichnet, von der seine Familie abstammt, so nennt er sie seinen *bariaua* und weigert sich, das betreffende Tier zu töten oder zu essen; seine Abstammung kommt ihm mysteriös vor, er kann die wunderbaren Legenden darüber von dem, was wir etwa für möglich halten, nicht unterscheiden (ebd. S. 446; vgl. Parkinson S. 407, 408).

Die Zusammenhänge mit Säugetieren, Vögeln, Amphibien, Insekten, mit einem Baum, einer Pflanze, einem Felsen, einer Höhle, einem Riff, einem Stein oder aber mit einem Holz, einem Tau, einer Schüssel, einer Pfeife oder etwa mit einem Fabelwesen, wie dem Donnervogel u. dgl., werden in sehr verschiedener Weise vorgestellt. Vor allem gelten dafür zwei Haupttypen: 1. entweder die Beziehung einer ganzen Gruppe oder 2. eines Einzelmenschen zu dem Totem-Wesen. Das Totem-Wesen selbst kann entweder als einzelnes oder als ihrer mehrere gleichzeitig in Beziehung zu einer Gruppe oder einem Menschen stehend gedacht werden (s. § 7). Was die Art der Beziehung anbelangt, so herrscht der Gedanke der Abstammung vor, d. h. die Gruppe oder der betreffende Einzelne vermutet in dem Totem-Wesen seinen Ahnen. Dieser sehr verbreitete Glaube scheint einstmals große Durchschlagskraft besessen zu haben. Die Auffassungen, nach denen ein menschlicher Ahne nur ein bestimmtes Erlebnis, eine Begegnung oder die Zuerteilung von gewissen Kulturgütern durch das Totem-Wesen hatte, sind offenbar die spätere Verdünnung einer gegen den Abstammungsgedanken kritisch-rationalistisch gewordenen Zeit. In dieser Art historisch legendären Geschehens kommt auch gewöhnlich gleichzeitig die Art des Bandes zum Ausdruck, das zwischen Mensch und Totem-Wesen gedacht wird. Das legendäre Ereignis selbst enthält das Symbolbild des Totem-Glaubens. Darum ist es auch naheliegend, daß die Totem-Sage selbst in der Regel ganz kurz ist; sie findet in der Bezeichnung, im Verhalten oder gar der Darstellung des Symbolbildes selbst ihren schon genügend fertigen Ausdruck.

Ebenso begnügt sich die Vision damit, das betreffende Totem-Wesen als Symbol erscheinen zu lassen. Damit ist gewissermaßen alles gesagt, mit diesem Bild sind die Zusammenhänge unausgesprochen angedeutet, wie ja auch durch die Handlungen, die Meidungen usw. unausgesprochen dem Totem-Wesen Verehrung bezeugt wird (s. a. § 3 und 11). Im Grunde handelt es sich beim T. um Religion und Philosophie in Bildern, nicht in Worten, um Ausdruck der Verehrung durch Handlungen mehr als durch Lehren und Gedanken.

§ 3. Für eine Schilderung der totemistischen Auffassung dürfte es angezeigt sein, von derjenigen Form des T. zunächst auszugehen, die man als die „orthodoxe" oder „klassische" im wissenschaftlichen Sinn bezeichnen kann, von derjenigen nämlich, an welche gewöhnlich und hauptsächlich gedacht wird, wenn von T. die Rede ist. Bei dieser Form, die auch schon in dem obigen Beispiel erwähnt wurde, ist nämlich eine Gruppe der Ansicht, von dem Totem-Wesen abzustammen. Die gleiche Auffassung hegen die benachbarten Gruppen, mag es sich um eine Teilung des ganzen Stammes in zwei Hälften, wie etwa in Neu-Mecklenburg (Peekel, Wirz 1924 S. 46), handeln oder darum, daß mehrere, nicht zahlenmäßig festgelegte Gruppen ebenfalls von verschiedenen Totem-Wesen, jede jedoch von einem anderen, sich abstammend betrachten. Rivers (1909 S. 158) stellte in Fiji fest, daß der tierische Ahne, von dem die ganze Gemeinschaft abzustammen meinte, fünf bis sechs Generationen zurückliegend gedacht wurde.

Die Beziehungen zu dem Totem-Wesen der Gruppe werden in der Form gewisser Ähnlichkeiten gedacht: rote Augen haben die Menschen, wie die Fische, von denen sie stammen; entsprechend der Art ihres Totem-Wesens sind die einen schwächlich und langsam, die anderen heißblütig, andere weich und milde, andere unbedachtsam, hastig und unmäßig, z. B. wie die Ratte, andere haben einen dicken Bauch, wie der Malay-Apfel (Rivers 1909 S. 166, 175). — In Buin machte ich ähnliche Feststellungen (ZfEthn. 1910 S. 124): die Falten des Handtellers sollen bei einer Gruppe den Abdruck der Vogelfüße im Sande darstellen und in einer ganz bestimmten Art verlaufen. — Die Angehörigen des Möwe-Totems in Neu-

Mecklenburg schreiten (nach Parkinson S. 652) mit dem linken Bein zuerst aus, die Seeadler-Leute mit dem rechten, die einer Papageien-Art angehörigen Leute haben dicke Waden und feine Fußgelenke, die Angehörigen einer Taubenart weniger ausgebildete Waden und dicke Fußgelenke; die mit dem schwarzen und weißen Fliegenfänger verbundene Gruppe hat dünne Oberarme und muskulöse Unterarme, während die Menschen der Hundegruppe schnell und andauernd laufen können. — Auf den Marshall-Inseln zeichnet sich das Donner-Totem durch Drängen und Bitten aus; das Totem der Rotgans (*Kalo*-Vogel) zeigt Entschlossenheit und Charakterstärke, die Hibiscus-Leute sind unbeständig und wankelmütig (Erdland S. 343f.). — In diesen Beispielen tritt eine bald auf Charaktereigenschaften, bald auf äußeres Aussehen begründete Theorie der Beziehung zwischen der Erscheinung und dem Verhalten der Menschengruppen und ihrem Totem-Wesen zutage.

Bei den Kiwai des s. Neu-Guinea wird jedes Haus von einem Totem-Klan bewohnt, und das Haus trägt den Namen nach dem Totem oder der Totem-Gruppe, nach der auch der Ort benannt ist (Landtmann S. 9).

Die Yuchi-Indianer, welche ihre Abstammung nach der Mutterlinie (s. Mutterrecht A) berechnen, glauben, daß die Angehörigen eines jeden Klans Verwandte und in einer unbestimmten Weise Abkömmlinge gewisser früher lebender Tiere seien, deren Namen und Identität sie jetzt tragen. Diese tierischen Vorfahren sind somit totemistisch. Die lebenden Tiere gelten andererseits ebenfalls als Abkömmlinge dieser früher existierenden, von denen auch die menschlichen Klans abstammen, so daß diese mit den betreffenden lebenden Tieren auf dem Wege ihrer gemeinsamen Ahnen verwandt sind. Aus diesem Grunde halten sich die Angehörigen für verpflichtet, denjenigen Tieren, die Form und Namen ihrer Schutzahnen tragen, nichts anzutun. Fleisch oder Fell solcher Tiere können jedoch von Angehörigen anderer Klans erworben werden, die gegen das betreffende Tier keiner besonderen Schutzverpflichtung unterliegen. Die einzelnen Individuen erwerben die Beschirmung durch das Schutzwesen aber erst durch die besonderen Weihen (Speck S. 70ff.).

§ 4. Bei denjenigen Arten von T., bei denen ein Einzelner, nicht eine ganze Gruppe geschlossen in Beziehung zu einem Totem-Wesen tritt, ist es gewöhnlich so, daß in traditionell festgelegter Weise nur bestimmte Tiere u. dgl. als solche betrachtet werden, von denen ein Mensch abstammt. — Dadurch, daß ein Totem-Geist in Gestalt eines Tieres in eine Frau eingeht, wird das Kind, das sie gebärt, die Verkörperung des Totems; dadurch wird die Abkunft und die Einheit mit dem Totem begründet. Diese Art von T. enthält oft gleichzeitig eine Theorie über die Herkunft der Kinder. Sie ist also nach einer ganz anderen Seite hin ausgestaltet als der Abstammungsglaube der Gruppe.

Geht bei den Aranda Zentral-Australiens eine Frau an einem Platz vorbei, an dem der verwandelte Leib eines Vorfahren steht (*kanakala*), so geht ein *ratapa*, der Geist eines Totem-Ahnen, der schon nach ihr ausgeschaut und in ihr eine künftige, seiner Verwandtschaft angehörige Mutter erkannt hat, durch ihre Hüfte in den Leib ein, wodurch Übelkeit und drückende Schmerzen entstehen. Wird das Kind dann geboren, so gehört es dem Totem des betreffenden Vorfahrengeistes an. Ist die Frau z. B. an einem „Emu-Platz" vorbeigegangen und hat dort die ersten Zeichen der Schwangerschaft wahrgenommen, so ist ein Emugestaltiger Vorfahr in sie eingegangen, und das Kind wird einen auf das Emu bezüglichen Namen erhalten, z. B. „kleines Emu", „Emu-Feder" (Strehlow II 1 S. 53).

Die Beziehungen eines Mannes zu dem Totem werden bei den Kurnai in ganz anderer Weise hergestellt. Vielfach erhält sie einer nach seiner persönlichen Fertigkeit, z. B. auf der Jagd, oder nach der Geschicklichkeit, ein Rindenkanu anzufertigen. Im letzteren Fall wurde aber nicht etwa der Name „Kanu" verliehen, sondern eine charakteristische Bewegung: „Umstülper", weil das Kanu bei der Herstellung umgestülpt wurde (s. a. Name A). Ein anderer Mann wurde nach einer zahmen Eidechse benannt, die er hielt (Howitt S. 277). Im allgemeinen empfing einer aber bei den Kurnai

seinen Totem-Namen von dem Vater bei der Jünglingsweihe mit ungefähr 10 Jahren. Das betreffende Tier wurde ihm gezeigt mit der Ermahnung: „Das ist dein älterer Bruder, tue ihm nichts an." Dafür nahm man an, daß das Tier „seinen jüngeren Bruder" dadurch beschützt, daß es ihn in Träumen vor nahenden Gefahren warnt oder in körperlicher Gestalt sich ihm naht. Mitunter rief man es auch in Zaubergesängen an, um eine Krankheit zu vertreiben. Die Leute meinten auch, über ihre „älteren Brüder" Macht ausüben zu können.

Diese Art von T. scheint aber Verfallszeichen aufzuweisen, zumal es wahrscheinlich ist, daß die Kurnai, wie Howitt betont, früher in zwei Hälften, Falke und Krähe, geteilt waren. Die Medizinmänner vermutete man häufig im Besitz von persönlichen Totems (ebd. S. 497f.).

Bemerkenswert ist bei dieser Form des T. das starke Hervortreten der persönlichen Schutzkraft und auch der Rolle, die Träume dabei spielen, was an amerikanische Formen des T. gemahnt. So soll z. B. ein Mann ein Seher geworden sein, weil er dreimal davon träumte, daß er ein Känguruh wäre. Dann nahm er an einem Tanz dieser Tiere teil, und infolge der Verwandtschaft mit den Känguruhs durfte er auch nichts mehr von den Känguruhs genießen. Er sagte, wenn er Känguruhfleisch mit Blut darauf genießen würde oder auch nur solches Fleisch berühre, dann würden die Geister ihn nicht mehr loslassen.

Über die psychologische Bedeutung des Gruppen-T. in Australien vgl. Nieuwenhuis 1927, auch Róheim und Winthuis.

§ 5. Unter den Omaha-Indianern erhält ein junger Mann seinen persönlichen Schutzgeist, sein sog. Totem, auf dem Wege eines Ritus, den er vorzunehmen hat (s. Jünglingsweihe). Dieses Totem wird nicht von einem Ahnen ererbt und auch nicht von irgendeiner lebenden Person übernommen. Die Zeremonie der Männerweihe beruht auf der Annahme, daß die Kräfte und Fähigkeiten eines Mannes durch die Elemente und die Tiere nur vermöge des *Wakonda* (s. Mana B) erlangt werden können, und zwar durch einen Visions-Ritus, der in Fasten, inbrünstigem Gebet und Ausdruck des Verlangens nach dem, was er noch nicht besitzt, besteht, sowie in dem Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit und dem gehorsamen Wunsch nach etwas, das der Wohlfahrt und dem Gedeihen des Bewerbers dienlich ist. Wenn der Jüngling das Alter der Mannbarkeit erreicht, so schmiert er befeuchtete Erde auf seinen Kopf und seine Brust, ein kleiner Bogen und Pfeile werden ihm von seinen Eltern eingehändigt mit dem Auftrag, einen einsamen Punkt im Gebirge aufzusuchen. Dort muß er ein vorgeschriebenes Gebet singen, seine Hände, naß von seinen Tränen, zum Himmel erheben, sie dann auf die Erde legen und, bis er in einen Schlaf- oder Trance-Zustand verfällt, fasten. Was er in diesem Zustand sieht oder hört, wird das besondere Mittel, durch das er übermenschliche Hilfe und Unterstützung empfangen kann. Erst wenn er nach Hause zurückkehrt, nimmt er Nahrung ein und ruht aus. Vier Tage lang darf er nur ganz wenig sprechen und während dieser Zeit auch nicht seine Vision enthüllen. Erst später kann er sie einem alten Mann anvertrauen, der eine ähnliche Vision hatte. Hierauf muß er nach dem Tier (z. B. dem Vogel) aus seiner ihm gewordenen Offenbarung suchen, dieses erschlagen und einen kleinen Teil davon auswählen und zurückbehalten. Dieses Andenken soll ihn hinfort als Symbol an seine Vision oder den Traum erinnern. Es gilt als das heiligste Objekt, das er je besitzen kann. Dieses Symbol kann in einer Vogelfeder bestehen, einem Büschel Haare oder, wenn er im Traum keine konkreten Formen gesehen hat, etwa in einem schwarzen Stein oder in einem durchschimmernden Kiesel. Dieses Andenken ist kein Gegenstand der Verehrung, es ist nur das Band, das Fragment, das den Besitzer mit der Macht der ganzen Spezies verbindet und seinen Traum gewissermaßen konkretisiert (s. a. Idol A 1, Zauber A). Nicht alle Objekte und Wesen, welche durch die Visionen zu Schutzkräften werden, sieht man als gleich wirkungsvoll an. Der Novize wird aber zur Vorbereitung für seine Mission ermahnt, in seinem Gebet nicht um das Gesicht eines besonderen Objektes zu bitten. Man meint, daß, obgleich niemand bewußterweise seine

persönliche Schutzmacht wählen kann, Begabung und Charakter des Jünglings je nachdem wirkungsreichere Tiere und Wesen anziehen. Diese Schutzkräfte entstammen der umgebenden Tierwelt: Hirsch, Büffel, Bär, Schildkröte, Vögel und Reptilien, auch Pflanzen, wie Mais, und Elementarkräften: Donner, Erde, Wasser, Winde. Menschliche Ahnen treten dabei in keiner Weise in Erscheinung. Auch werden keinerlei Verwandtschaftsbeziehungen zwischen dem Menschen und seinem Schutzgeist angenommen (Fletcher und La Flesche S. 128ff.).

Der Einfluß dieser Schutzgeister kommt in sozialer Beziehung (s. a. § 12) dadurch zur Geltung, daß bei den Omaha diejenigen, welche Visionen desselben Wesens oder Objektes empfangen haben, sich zu einer Kultgesellschaft zusammenschließen (s. Geheime Gesellschaft, Männerbund). Die Bärengesellschaft besteht aus Leuten verschiedenster Verwandtschaftsangehörigkeit, die aber bei dem Visionsritus einen Bären gesehen haben. Das Vereinigungsband stellt hier nicht die Blutverwandtschaft, sondern eine Art geistige Verwandtschaft dar (s. Brüderschaft [Künstliche]). Diese Gesellschaften besitzen bestimmte Riten und Beamte. Daneben besteht jedoch ganz unabhängig eine Gliederung des Stammes in 10 herrschende exogame *gentes*, vaterrechtliche Klans (s. d.), die besondere Namen besitzen, und die direkt oder symbolisch mit dem Patron oder Schutzgeist desselben in Beziehung stehen (Hodge S. 790f.).

Auch bei den Salish-Stämmen im Innern von British-Columbien, deren soziale Organisation (nach Boas) sehr lose und deren Dorfbevölkerung außerordentlich fluktuierend ist, wo keine exogamen Gruppen und auch kein erblicher Adel oder Ritengesellschaften anzutreffen sind, erfolgt die Erwerbung der Schutzkraft durch Visionen. Jede Familie der Küsten-Salish dagegen besitzt ihre eigenen Abzeichen (*crest*), die in plastischen oder piktographischen Emblemen des vermuteten Ahnen-Totems der Familie oder Verwandtschaftsgruppe bestehen und als Schutzgeister des Haushalts betrachtet werden. Sie werden nicht, wie bei den Haida und Tlingit, nach Tieren- oder Pflanzennamen benannt (Ontario Arch. Rep. 18 [1905] S. 229f. Hill-Tout).

Von besonderer Bedeutung sind im Zusammenhang mit dem T. die Totem-Säulen, geschnitzte Zedern-Pfeiler, die von den Indianern der nord-pazifischen Küste von Canada bis Alaska errichtet werden. Unter den Haida gibt es drei Hauptarten davon: die äußeren Säulen, die Pfeiler im Hause und die Denksäulen. Außerdem waren oft die 4 Haupttragepfeiler des Hauses und zwei äußere Eckpfeiler geschnitzt. Nahe der Basis war die Außensäule vor dem Hause von einer runden Öffnung durchbohrt, die als Tor diente. Im Innern des Hauses errichteten nur sehr reiche Leute derartige Säulen, die in der Mitte des Hauses gleich hinter dem Feuer ihren Platz fanden und den Ehrensitz kennzeichneten. Manchmal standen derartige Säulen in Verbindung mit geschnitzten Kisten, welche die Gebeine von Verstorbenen enthielten. Die Schnitzereien bestanden gewöhnlich in Abzeichen (*crest*) der Familie des Verstorbenen, während die Hauspfeiler Symbole aus der Geschichte der betreffenden Familie darstellten oder selbst Figuren der Besitzer aufwiesen (Hodge S. 794f.).

Bei den s. Massim-Stämmen werden Totem-Vögel, Schlangen und Fische gewöhnlich auf den Häusern, Kanus und Geräten verschiedener Art dargestellt, jedoch ohne Rücksicht darauf, ob sie die Totem der Besitzer oder Verfertiger dieser Objekte sind. Andererseits kommt es häufig vor, daß der Angehörige eines Totems mit besonderer Vorliebe seine Totem-Wesen auf die Gebrauchsgegenstände schnitzt (Seligmann 1910 S. 440).

§ 6. In ganz ähnlicher Weise sehen wir eine unendliche Zahl von Varianten der Verhaltungsweisen gegenüber den Totem-Wesen, sowohl in Amerika wie in Afrika. Auch in Afrika erwartet man als Gegenleistung für die Schonung, die der Mensch seinem Totem zuteil werden läßt, von diesem eine gleiche Rücksichtnahme gegenüber den Angehörigen der Totem-Gruppe (s. Vergeltung). Man ist des Glaubens, daß Leute, die ein Raubtier oder eine Giftschlange als Totem haben, bei einer Begegnung mit ihnen ohne Furcht bleiben

können. Wird diese Erwartung einmal dennoch getäuscht, so hilft man sich auf die Weise, wie es etwa von den Dinka berichtet wird, die zwei Arten von Löwen unterscheiden, die eine, welche Rinder, die andere, welche Menschen frißt. Nur die erstere betrachtet die Sippe, die den Löwen als Totem hat, als ihre Verwandten, die andere aber nicht (Ankermann 1915 S. 146). Es ist ganz ähnlich wie auf San Cristoval mit den Haifischen, die man ebenfalls in Familien-Haifische und andere scheidet (Fox S. 74, 231). In diesem Fall glaubt man insbesondere an die Verwandlung von Menschen in Haifische und auch umgekehrt. Aus diesem Grund schont man die Haifische, weil man meint, es könnte ein Mensch oder Menschengeist sein (ebd. S. 110).

Mit diesen Vorstellungen hängen auch die Benennungen nach dem Totem-Tier zusammen (s. a. Name A), sowie die mimischen Darstellungen des Totem-Wesens bei Festen u. dgl., wobei die Darsteller nicht selten sich tatsächlich als die verwandten Tiere fühlen (Thurnwald 1919/20 S. 496ff.).

Daran schließen sich auch die mit dem Totem-Glauben nicht selten vermengten Vorbedeutungen (s. Omen A, Orakel A) oder zauberischen Praktiken (s. Zauber A; vgl. Wirz 1925; Ankermann 1915 S. 153ff.). Vgl. a. Strehlow I 2 S. 58f.; Anthropos 1914 S. 738 Hocart. Für Europa vgl. Daehnhardt, Mannhardt, Pancritius. Über die Schutzgeister vgl. Sternberg und van der Leeuw S. 57ff.

Mit der Vorstellung der Schutzgeister hängt auch die eigentümliche und in den verschiedensten Gegenden weitverbreitete Auffassung von „Lycanthropie", von Wolfmenschentum, zusammen, von den Werwölfen, die sowohl aus dem europäischen Altertum und Mittelalter bekannt ist (Hertz, Leubuscher, Andree, Frazer 1913) als auch von der westafrikanischen Küste (Beattie, Burrows), von den hinterindischen Naga-Gebirgen in Assam (Hutton), von Mittel-Celebes (Kruijt S. 548f.), von Melanesien (Seligmann 1910 S. 282f., 640ff.), von Australien (Journ. anthr. inst. 16 [1887] S. 34 Howitt; vgl. a. Frazer 1910 II 596f.); selbst in Amerika hören wir von einer merkwürdigen Sage von Hunde-Menschen bei den Athabasken (Charencey). Es handelt sich dabei um die Auffassung, daß ein Mensch sich vorstellt, ein Wolf zu sein, und diesem Glauben entsprechend sich auch so benimmt. Dem steht der Volksglaube gegenüber, daß ein Mensch tatsächlich sich in ein solches Tier verwandeln kann und in dieser Form Menschen tötet und verzehrt. Dieser Werwolf-Glaube erscheint in einzelnen Gegenden je nach der Art der heimischen Tiere abgewandelt: in Abessinien und Ost-Afrika tritt die Verwandlung in Hyäne, Leopard oder Löwe auf, in Indien in Tiger, in Borneo in Ziege oder Leopard, in Süd-Amerika in Jaguar; vereinzelt auch in Haifisch, Krokodil, Elefant u. dgl. Nach Vertilgung der gefährlichen Raubtiere treten Verwandlungen von Hexen und Zauberern in Katzen oder Hasen auf. Eine gewisse Parallele dazu bildet die Verwandlung in den Vampyr.

§ 7. Auf Neu-Guinea und den Südsee-Inseln tritt namentlich bei höheren Stämmen eine Vielheit von Totems in Erscheinung. So wurde bei einigen Stämmen der Fiji-Inseln festgestellt, daß die Angehörigen eines Stammes ein Haupttotem und ein Nebentotem besitzen. Das Haupttotem ist wieder doppelt und besteht aus einem Tier und einem Baum. Beiden gegenüber wird ein Tabu (s. d. B) beobachtet, das die Zerstörung oder den Genuß des Totems verbietet. Als Nebentotem werden etwa Taro oder Yams betrachtet, deren Genuß jedoch nicht verboten wird, sondern nur in zeremonieller Weise geschehen darf (de Marzan S. 400ff.; vgl. dazu Hocart 1912, 1913, 1914; Rivers 1909 S. 159, 161ff.; Frazer 1910 II 29; vgl. a. Thurnwald 1917/18 S. 1102ff.).

Auf den Fiji-Inseln verehrt die verheiratete Frau auch das Totem der Sippe, in die sie eingeheiratet hat, und erwirbt auf diese Weise ein zweites Totem. Die Kinder respektieren jedoch nur das Totem ihres Vaters (de Marzan S. 403).

Über die verbundenen Totems auf den Trobriand-Inseln, von denen ein Vogel als Haupttotem gilt, vgl. Malinowski S. 70; vgl. a. Seligmann 1910 S. 9f.

Unter den Wagawaga-Stämmen des sö. Neu-Guinea sowie auch bei den Tubetube

besitzt ein jeder verbundene Totems aus Vogel, Fisch und Schlange sowie einer Pflanze. Vor allem respektiert ein Mann seines Vaters Totem und vermeidet, dieses zu töten; wenn es eine Pflanze ist, diese zu beschädigen. Man nimmt an, daß, wenn er seines Vaters Vogel- oder Fisch-Totem nicht genügend achtet, er an Geschwülsten zu leiden Gefahr läuft (Seligmann 1910 S. 441ff.).

Rivers (1914 II 338f.) unterscheidet zwischen „verbundenen" (*linked*) und „vergesellten" (*associated*) Totems. Zu den ersten rechnet er „Wesen" derselben Kategorie, wie Pflanzen untereinander, Fische untereinander, Vögel untereinander, zu den letzteren die Verbindung etwa von Tieren (z. B. Krähen) mit Pflanzen oder Pflanzenteilen (z. B. großen, schwarzen Blütenkolben).

Diese zusammengesetzten Totems stellen eine besondere Variante namentlich des in § 3 beschriebenen „orthodoxen" T. dar und dürften wohl auf eine gewisse Unsicherheit in der Vererbung der Totems, namentlich bei der Berührung ethnisch verschiedener Stämme, zurückzuführen sein (vgl. Rivers 1909 S. 165, 178ff.; auch Nieuwenhuis 1927).

§ 8. Eine besondere Variante stellt der Geschlechts-T. dar, bei dem die Männer ein anderes Totem für sich in Anspruch nehmen als die Frauen. Dabei wird gewöhnlich außerdem noch ein gemeinsames Totem respektiert. Diese Art von Teilung kommt hauptsächlich in Australien vor. Vgl. die Zusammenstellung bei Vatter 1925 S. 95ff. — Vgl. a. Wheeler.

§ 9. Wie sich schon aus dem Vorhergehenden ergibt, spielen Tiere und Tierbestandteile die wichtigste Rolle beim T. (für Afrika vgl. Ankermann 1915 S. 130f.). Es handelt sich anscheinend überwiegend um eine Symbolik, welche durch die Tiere ausgedrückt werden soll. Das Tier nimmt im primitiven Leben und Denken eine ganz andere Stellung ein als bei uns. Es ist dem Menschen nicht untergeordnet, sondern tritt als gewissermaßen gleichberechtigter Faktor neben ihm, ja, wie die großen Raubtiere, Löwe, Krokodil, Leopard, Haifisch, sogar als eine Macht auf, die der Mensch bei seinen primitiven Verteidigungsmitteln als übergeordnet empfindet. Diese Verschiedenheit müssen wir uns klar machen, wenn wir die Rolle, die den Tieren überhaupt zugeschrieben wird, genügend würdigen wollen. Indessen hat sich herausgestellt, daß als Totem-Tiere keineswegs allein oder vorwiegend die großen Raubtiere auftreten, sondern auch eine Anzahl kleiner Raubtiere (in Afrika z. B. noch Zibet- und Ginsterkatze, Wildkatze, Serwal, Schakal und Otter). Nach der Zusammenstellung von Ankermann (1915 S. 129ff.) kommen als Totems die großen Raubtiere 42mal vor, rechnet man denen noch die kleinen hinzu, so ergeben sich zusammen 67 Raubtiere als Totems für Afrika. Diesen folgen die Gazellen und Affen als besonders eindrucksvolle Tiere. Die großen Dickhäuter treten stark zurück, das Nashorn tritt überhaupt nur einmal (bei den Betschuanen) auf. — Von den Haustieren ist bei weitem das häufigste das Rind, das bei den Hirtenstämmen, wie schon ausgeführt, eine besondere Stelle einnimmt. Es kommt nur bei den ost- und südafrikanischen Viehzüchtern vor, obgleich auch hier nicht durchweg. Von den übrigen Haustieren ist nur der Hund einigermaßen häufig, Schaf und Ziege treten ganz zurück, unter dem Schwein ist wahrscheinlich meist eines der afrikanischen Wildschweine zu verstehen. Pferd und Esel werden nur bei den Tim erwähnt. — Von den Vögeln scheinen die Raubvögel ebenfalls ziemlich häufig zu sein: Habicht, Weihe, Bussard; desgleichen auch der Kronenkranich. Bei den Reptilien und Amphibien ist die große Seltenheit der Eidechse bemerkenswert, und auch des Krokodils, obgleich beide in der afrikanischen Kunst häufig vorkommen. Öfter treten allerdings Schlangen auf, insbesondere bei den Hausa, wenn auch im Vergleich zu anderen Tierarten nicht besonders oft.

Die mannigfachen Beziehungen, in die sich das Verhältnis zwischen Mensch und Tier gelegentlich nach der Auffassung einzelner Völker kleidet, treten beispielsweise in San Cristoval auf den Salomo-Inseln (Südsee) hervor, wo verschiedene Kulturströme zusammentrafen. Dort kann z. B. zwischen einem Tier und einem Menschen 1. das Bestehen eines Brüderschaftsbandes angenommen werden; 2. Tiere können durch

Menschen adoptiert sein; 3. Menschen können von Tieren adoptiert sein; 4. eine Heiratsbeziehung zwischen Menschen und Tier kann angenommen werden; 5. es gibt Tiere, denen der Besitz einer „guten Seele" (*aunga*) wie Menschen zugeschrieben wird; 6. Tiere werden als Ahnen betrachtet; 7. es gibt Tiere, in die das zweite Ich (*adaro*) eines Menschen nach seinem Tode eingeht; 8. das zweite Ich (*adaro*) kann die Form eines Tieres annehmen; 9. Menschen können sich in Tiere verwandeln und Tiere in Menschen; 10. es gibt tierische Beschützer; 11. eine Waipo-Gruppe von West-Arosi kann in besonderer Weise mit Tieren zusammenhängen, die sich wieder untereinander verwandeln; 12. es gibt Tiere, die überhaupt „tabu" oder geheiligt sind (Fox S. 266).

Diese vielfachen Beziehungen muß man sich stets vor Augen halten, wenn man von Tier-T. redet, der innerhalb der verzweigten gedanklichen Beziehungen nur eine besondere Form bildet, die wiederum selbst innerhalb nahe verwandter Stämme oft außerordentlich variiert und durch verwandte Gedankengänge beeinflußt wurde und zweifellos auch im historischen Ablauf erheblichen Schwankungen ausgesetzt war.

Über Vögel und andere Tiere im griechischen Altertum vgl. Douglas. Über Tierembleme in Indonesien vgl. Smith.

Für Amerika vgl. Wilson; ferner über Tiergesänge und Symbolismus: La Flesche *The Osage Tribe* (*The Rite of Vigil*) 39. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1925.

Über die Verehrung der Rinder vgl. Ribard S. 90ff.; Joleaud S. 103ff.; insbesondere Roscoe *The Bakitara* 1923; ders. *The Banyankole* 1923; s. a. Wirtschaft D § 6.

Die Tierverehrung der Hirtenvölker, namentlich bez. der Hunde und Kühe, tritt besonders in den heiligen Schriften der Perser (West *Pahlavi Texts* in *The Sacred Books of the East* XVIII [1882]) und Inder in Erscheinung (vgl. a. Oldenberg *Buddha* 1906 S. 80f.).

§ 10. Die Beziehungen von Pflanzen, Steinen, Felsen, Höhlen oder handwerklich gefertigten Gegenständen zum T. sind zwar seltener, jedoch nicht weniger bemerkenswert. Man darf nicht vergessen, daß die scharfe Unterscheidung zwischen Tier und Pflanze oder Stein u. dgl., die wir machen, für den Naturmenschen keineswegs in der gleichen Weise besteht, sondern daß er auch in diesen Objekten oft das Walten irgendwelcher besonderer übermenschlicher Kräfte erblickt. Auch hier gibt es wieder sehr verschiedene Auffassungen über das Verhältnis dieser einzelnen Objekte zum Menschen. Beispielsweise mag wegen der in einer Gegend vorkommenden Mannigfaltigkeit solcher Beziehungen ebenfalls San Cristoval herausgegriffen werden.

Der Baum kann dort 1. als Begräbnisbaum erscheinen, wie namentlich im Innern bei dem Stamm der *Bauro*, der aus zwei Hälften besteht. Der Baum gilt als Zentrum des Begräbnisplatzes, und die Leichen wurden so bestattet, daß sie entweder auf den Baum blickten oder rundherum unter Laubdächern saßen oder unter den Wurzeln oder innerhalb des Stammes beigesetzt wurden. Diese Bäume hießen „Seelendörfer" („Dörfer des *adaro*"), und die dort lebenden Schlangen galten als heilig (s. Totenkultus A). Gewöhnlich handelte es sich um Banyan-Bäume. — 2. Gartenbäume (*maniato* oder *mainato*), die an den vier Ecken eines Gartens gepflanzt wurden. Von diesen holt man sich den Zauber für den Grabstock, wenn man den Garten anlegt. In der Mitte wird ein kahler *maniato*-Pfosten errichtet, von dem man meint, daß er den Garten beschützt. Bei der Anlage des Gartens enthält man sich des Essens von Fisch und Schwein, bei der Ernte häuft man Yams und andere Wurzeln um den *maniato*-Pfosten. Auch wird diesem Pfosten zur Vermehrung der Frucht geopfert, namentlich das Fleisch eines im Dorfe Getöteten wird dort verbrannt. Auch Menschenopfer (s. d. C) wurden diesem Pfosten, der mit Blut beschmiert wurde, dargebracht. Die an den Ecken stehenden *maniato*-Bäume hießen die Lebensspender. In manchen Gärten wurden neben diesen auch noch Lilien gepflanzt, ferner auch Drazäne und Amaranthus, die Blut vorstellen und dadurch den Garten fruchtbar machen sollten. — 3. Der *Ho'asia*-Baum, an dem zu gewissen Zeiten Opfer dargebracht wurden. Bei diesen Festen wurden

Drazänen-Zweige verwendet, um das Haus und alles darin von Geistern (*adaro*) zu reinigen (s. a. Totenkultus A). — 4. Die Bäume der Grabhügel (*hera* und *heo*). Diese sind wieder von den anderen heiligen Bäumen zu unterscheiden. Sie werden mit den Familien-Haifischen in Beziehung gebracht, und man nimmt an, daß, wenn einer von diesen stirbt, der Baum fällt. — 5. Der *'Airasi*. Mit diesem hängt eine Sitte feierlichen Einbringens des Baumes zusammen, wobei gefastet und getanzt wird. Der Baum ist vom Fuß bis zur Krone geschmückt, es wird von ihm als von einem weiblichen Wesen geredet, und er wird schließlich langsam Stück für Stück sorgfältig verbrannt. — 6. Heilige Büsche und Dickichte, die als voll von Geistern (*adaro*) gelten, obgleich Tote dort nicht begraben werden. Man spricht von ihnen als „Totendörfern" und glaubt, daß, wenn ein Mann durch einen solchen Busch hindurchgeht, seine Seele dort haften bleibt. — 7. „Böse Bäume", von denen man z. B. annimmt, daß sie Hunde töten oder einen üblen Einfluß auf eine Gartenanlage haben u. dgl. — 8. Der *Arite* (Catappa terminalis), der auf vielen Grabhügeln gepflanzt wird, und dessen Frucht auf die Stirn von Häuptlingen in Ulawa eintätowiert wird. — 9. Auch viele Kokospalmen gelten als heilig und voll von Geistern (*adaro*), und mitunter sagt man von der Kokosnußmilch, daß sie das Blut des ersten weiblichen Ahnen der Menschheit ist (Fox S. 277ff.).

Über Pflanzen-Embleme bei den Orokaiva im ö. Teil des n. Neu-Guinea vgl. Williams, besonders S. 408ff. Vgl. a. de Marzan S. 404. Für Europa vgl. Mannhardt.

Über heilige Steine vgl. Fox S. 281ff.; Rivers 1909; Best II 298, 370, 386.

Auf den Trobriand-Inseln stammt jede Sippe von einer Ahnfrau ab, die aus einem Loch in der Erde, aus einer Höhle, aus einer Grotte oder aus Korallenlöchern gekommen ist. Diese ganz konkret bezeichneten Stellen werden in der Umgebung des Dorfes gezeigt und gelten als nicht kultivierbares Land (Malinowski 1922 S. 63).

In bezug auf Stein-Totems wird ein Fall von den Wedau (südl. Massim-Stamm, Neu-Guinea) erwähnt. Von einem Stein *Waro-rovuna* werden Stücke abgehauen, gekocht, und das Wasser davon wird getrunken, das Kraft im Kampfe verleihen soll. Leute sollen von weit her gekommen sein, um diesen Trank zu erhalten, er wurde jedoch nur an Verbündete abgegeben. Es war ein Stein, bei dem im Boden Schädel von Feinden begraben waren (s. a. Mana B; Seligmann 1910 S. 451).

Als Beispiel für handwerkliche Gegenstände sei das Tau angeführt, das bei einer Sippe in Yap (Karolinen-Insel, Südsee) als Totem neben Tieren, wie Delphin, Maus, Krebs, Fisch, ferner Bambus, Hausschwamm usw. betrachtet wird. Ein Kind soll nämlich von einer Tau-Mutter herstammen, und dieses wurde der Stammvater eines Geschlechts, dessen Angehörige ihre Speisekörbe nicht an einem Tau aus Kokosfasern aufhängen dürfen, weil dies sonst als „Blutschande" (s. d.) gelten würde (Müller-Wismar S. 218f.). — Einer der Nebenverbände (s. Geheime Gesellschaft) *Kwat* auf Mota, Neue Hebriden, Südsee, leitet seinen Namen von *wumeto* = „Schüssel" ab, die in Wanikolo als Totem gilt. Später ist diese Schüssel in ein Bootsmodell umgewandelt worden (Rivers 1914 II 223). Auf Wanikolo geht nämlich die Sage, daß die *Tegmete*-Leute von einem Kind abstammen, das von irgendwoher in einer Schüssel von der See angeschwemmt wurde. — Die *Ambumi*-Leute glauben, daß aus Gras ein Mädchen geboren wurde, die *Wire*-Leute leiten ihren Ursprung aus dem Wasser her. Daher dürfen die letzteren das Wasser nicht aus einem bestimmten Quellbecken trinken, die *Tegmete*-Leute dürfen Nahrung nicht genießen, die in einer Schüssel zubereitet wurde, und die *Ambumi*-Leute nicht über Gras gehen (Rivers 1914 I 224).

§ 11. Die Beziehungen des Menschen zu dem Totem-Wesen malen sich in sehr verschiedener Form. Am schärfsten hervortretend ist die Meidung (s. d.) nach vielerlei Richtungen. Bald darf das Tier nicht getötet und nicht gegessen werden, die Pflanze nicht berührt, deren Frucht nicht genossen oder dieses Töten und Genießen darf nur unter einem besonders vorsichtigen Zeremoniell ausgeführt werden usw. Von den Tieren erwartet man auch ein besonderes Verhalten gegen die Menschen.

Ein Garuboi-Mann (Gelaria) von den s. Massim SO-Neu-Guineas sagte, daß er es bedauern würde, wenn er einen Nashornvogel tötete, und der Nashornvogel würde das auch bedauern. Ein Elewa-Mann (Gelaria) möchte keinen Hund essen, aber Hunde würden ihn auch nicht beißen, selbst in fremden Dörfern. Die Elewa-Leute lieben die Hunde sehr und begraben diese auch, wenn sie tot sind. Wenn Leute eines anderen Klans einen Elewa-Mann sehen, so sagen sie ihm etwa: „Wir sahen einen von euren Hunden tot, geht hin und begrabt ihn." In dem Wort „euer" steckt die Bedeutung von „euch zugehörig", für euch „tabu". Man erzählt sich auch, daß die Elewa-Leute ihren Hunden dasselbe Essen geben, das sie selbst genießen, statt nur irgendwelcher Abfälle, und daß sie auf diese Weise auch bessere Jagdhunde heranziehen. Die Elewa-Leute sind überzeugt davon, daß ihre Hunde ihnen mehr helfen als die Hunde anderer Klans ihren Besitzern. In der Tat sehen die Elewa-Hunde auch besser aus. — Ein Mann des *Logaloga*-Klans (Wamira) tötet zwar seinen Totem-Vogel, den roten Papagei, und er trägt auch dessen Federn, ißt ihn aber nicht. — Ein Janibolanai-Mann tötet oder ißt nicht die Monitor-Eidechse, sein wichtigstes Totem-Tier, aber er benutzt die Haut dieser Eidechse als Trommelfell. — Ein Jaronai-Mann hält wohl weiße Schweine, ißt sie aber nicht, obgleich er schwarze oder graue Schweine genießt. — Ein Lavarata-Mann sammelt als Feuerholz nicht Modewa-Holz oder verbrennt es, obgleich die Leute anderer Klans dies gern tun, usw. (Seligmann 1910 S. 450f.). — In solchen Fällen äußert sich keinerlei Verwandtschaftsgedanke, sondern vielmehr eine gewisse Kameradschaft oder Sympathie zwischen dem Mann und seinem Totem.

Auch aus Afrika ist die Betrauerung oder Beerdigung eines tot aufgefundenen Totem-Tieres bekannt. Man bezeugt Trauer wie beim Tode eines Verwandten. Die Dinka beerdigen ihre Totem-Tiere, wie auch zwei Sippen der Tschi: die Leoparden- und Buschkatzen-Sippe (Ankermann 1915 S. 146f.). Ebenso begraben gewisse Betsimisaraka den Babakoto, einige Sakalava-Familien eine Falkenart (van Gennep S. 216, 260). — Die Baziba bedecken den Vogel, mit dem sie in mystischer Verbindung stehen, wenn sie ihn tot finden, mit Gras. — Zwei Sippen der Dschagga laden ihre Totem-Tiere, den Hundsaffen und die Riesenschlange, als Familienmitglieder zu ihren Hochzeiten ein.

Das häufig vorkommende Füttern der Totem-Tiere wird man nicht als eigentliches Opfern bezeichnen können, vielleicht aber als einen derjenigen Faktoren, die den Gedanken der Opferung gefördert haben (s. Opfer A, Menschenopfer C). Opferungen für Totems scheinen erst auf einem komplizierten Weg über die Ausbildung des eigentlichen Opfers auf andere Weise wieder in Verbindung mit totemistischen Vorstellungen dort getreten zu sein, wo der T. sich aus dem einen oder anderen Grunde erhalten hat. Das mag namentlich in einzelnen Gebieten Westafrikas der Fall sein (vgl. Ankermann 1915 S. 47).

§ 12. Der Umstand, daß man diejenige Form von T. als „orthodox" bezeichnete, bei der sich eine ganze Gruppe, Sippe oder Klan von einem Totem-Wesen herleitet oder sonst in einer mystischen Beziehung zu diesem sich wähnt, es als sein Existenzsymbol auffaßt, zeigt die innige Verbindung des T. mit einem Gemeindeverband, weist auf ihn hin als auf den Träger des Glaubens. Ebenso wie verschiedene Vorstellungen, etwa Mana-, Geister- oder Seelenglaube, Vorbedeutungen und Orakel, sich auch mit totemistischen Gedankengängen verbunden haben und auf diese Weise besondere Varianten des T. hervorbrachten, so ist es auch mit sozialen Einrichtungen. Auch solche haben sich unter Umständen mit totemistischen Gedankengängen verknüpft. So finden wir hier und da, wo eine Agglomeration von Sippenverbänden oder Klangemeinden vorhanden ist (s. Klan, Sippe, Soziale Entwicklung), diese Gruppen mit Totems ausgestattet. Jedoch kommt ein solcher T. ebenso oft bei einer sog. Stammeshalbierung vor, wobei eine Volkshälfte einer zweiten gegenübersteht, wie etwa bei Inlandstämmen des s. Teiles von Holländisch-Neu-Guinea, bei denen der ganze Stamm in „Känguruh-Söhne" und „Beutelmarder-Söhne" geteilt ist, eine Teilung, die sich sogar auf das ganze diesen Leuten zugängliche Universum erstreckt.

Bei Zusammenkünften pflegen die Männer außerdem die Zugehörigkeit zu ihrem Totem durch die Wahl des Stirnschmucks kenntlich zu machen. Der gelegentlich auftretende Neid und die Eifersucht sind ein Zug, der auch anderwärts bei Stammeshalbierung, etwa auf den Fiji-Inseln, bemerkt wurde. Daß bei gewissen Anlässen unter diesen beiden exogamen Hälften Verbrüderungszeremonien stattfinden, weist darauf hin, daß wir es wahrscheinlich mit dem Ergebnis einer Mischung von zwei ethnischen Gruppen zu tun haben. Die Kinder folgen den Vätern; somit ist mit dieser Halbierung Vaterrecht verbunden. Jede totemistische Stammeshälfte zerfällt weiterhin wieder in eine größere Zahl von totemistischen Sippen, die sich nach einem Naturobjekt benennen, mit welchem man in gewisser naher Beziehung zu stehen glaubt. Dieses Naturobjekt gehört meistens der Pflanzen-, seltener der Tierwelt an, kann aber auch ein anderes Objekt sein, z. B. Sonnenschein. Die Beziehung zu dem Totem-Wesen wird als „Besitz" gekennzeichnet: z. B. „der Sonnenschein ist mein". Zu essen verboten ist das Stammes-Totem, dagegen scheint das Sippen-Totem keinem weiteren Tabu zu unterliegen (Wirz 1924 S. 46ff.).

Eine andere Halbierung mit Totem-Charakter kommt in Neu-Mecklenburg vor, bei der die Bevölkerung zur einen Hälfte dem *Tárago*, dem männlichen Weißkopfgeier (*Pandion leucocephalus*) = Sonne, und zur anderen der *Málaba*, dem weiblichen Weißbauchgeier (*Haliaëtus leucogaster*) = Mond, zugeordnet wird (Peekel S. 7).

Da die einzelnen Gruppen gerade derjenigen Völker, bei denen der T. am markantesten in Erscheinung tritt, nämlich der Jäger-Gärtnerinnen-Stämme, sehr häufig in exogamen Gemeinden leben, verbindet sich der T., und zwar besonders in seinen orthodoxen Varianten, mit exogamen Einrichtungen (s. Heiratsordnung), ohne jedoch innerlich, seinem Glauben nach, irgendwie etwas mit Exogamie, Mutterrecht, Vaterrecht oder dgl. zu tun zu haben. Totemistischer Glaube kann in Verbindung mit diesen Einrichtungen auftreten oder auch nicht, während andererseits Exogamie, Mutterrecht oder Vaterrecht vorkommen können, ohne daß von irgendwelchen totemistischen Bestandteilen die Rede ist.

Während auf der einen Seite T. häufig zusammen mit Vaterrecht (s. d.) auftritt, und zwar wohl deshalb, weil er hauptsächlich bei patriarchalischen Völkern vorkommt, bei denen die Männer überwiegend Jäger sind, fehlt es nicht an Verbindungen mit mutterrechtlichen Zügen, wie z. B. auf den Trobriand-Inseln oder bei den Pueblo-Indianern usw.

Über die Verbindung mit der Couvade, dem Männerkindbett (s. d.), vgl. Casas.

Außerdem darf man nicht vergessen, daß gerade unter dem Einfluß gewisser Änderungen Verschiebungen in dem Sinn eintreten, daß etwa eine Sippen-Organisation sich neben einer Totem-Gruppierung ausbreitet, wie z. B. bei den Insel-Papuas auf Mabuiag (Haddon-Rivers *Cambridge Anthropological Expedition* V, VI [1905]). Namentlich findet eine Beiseiteschiebung der alten Totem-Verbände dort statt, wo eine Rangstaffelung auf ganz anderer politischer Grundlage zur Geltung gekommen ist, wie etwa auf Yap. Dort wohnen heute in einem Dorf die Angehörigen verschiedener Totems durcheinander. Die Totem-Angehörigkeit wird durch die Mutter vererbt, und vieles deutet darauf hin, daß ehemals mit diesen Totem-Gruppen eine Halbierung in nicht unähnlicher Weise verbunden war wie bei dem erwähnten Stamm von Süd-Neu-Guinea, bei dem jedoch die Totem-Angehörigen stets gemeinsam siedeln (Müller-Wismar S. 216ff.).

Die einzelnen totemistischen Sippen sind auf den Trobriand-Inseln in die Rangstaffelung einbezogen worden (Malinowski S. 63).

Die Fragen der Klan- und Sippenorganisation wie der Heiratsordnung und auch eines stellenweisen T. bei Geheimen Gesellschaften wurden in den Artikeln Geheime Gesellschaft, Heiratsordnung, Klan, Politische Entwicklung, Sippe, Soziale Entwicklung ausführlicher behandelt. Vgl. a. Wheeler, Ivanitzky, Nieuwenhuis, Rivers 1909, 1914, Frazer.

§ 13. Über Reste des T. und verfallenden T. sei etwa an die Auffassung der Abstammung von Tieren bei Thukydides oder

an die Seelenwanderungslehre des Pythagoras erinnert.

Im Schattenspiel der Javanen und den mimischen Vorstellungen anderer Völker spielen Tiere eine besondere Rolle für die Menschen und ihr Schicksal (vgl. Tassilo Adam).

Über alte Tiervorstellungen bei den Arabern vgl. Mitt. Sem. Or. Spr. 16 (1913) Mittwoch.

Über Volkssagen auf Ceylon vgl. Parker.

Über das Heruntersinken von Volkssagen zu Schwänken vgl. Daehnhardt 1922.

§ 14. Über die Verbreitung und die Art der verschiedenen totemistischen Ansichten und Gebräuche in Australien vgl. Vatter 1925 und 1926 S. 506; in Afrika vgl. Ankermann 1915.

S. a. Blutrache, Feuer A, Heirat, Heiratsordnung, Idol A 1, Jünglingsweihe, Kaste A, Klan, Kulturkreis, Mana B, Meidung, Menschenopfer C, Mutterrecht A, Omen A, Opfer A, Orakel A, Primitives Denken, Schrift A § 3, Sippe, Soziale Entwicklung, Tabu B, Totenkultus A, Vaterrecht, Zauber A.

Adam *Stammesorganisation und Häuptlingtum der Haida und Tsimshian* Zfvgl. RW. 30 (1913); ders. *Totem und Individualtotem* ebd. 34 (1917); Tassilo Adam *Die Tiere im Wajang der Javanen* MAGW 57 (1927); Andree *Ethnographische Parallelen* 1889; Ankermann *Verbreitung und Formen des Totemismus in Afrika* ZfEthn. 1915; ders. *Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Totemismus* Neue Jahrbücher I. Abt. Bd. 39 Heft 8—9 (1917); ders. *Die Religion der Naturvölker* in *Lehrb. d. Rel.-Gesch.*[4] 1925; Beattie *Human Leopards, An Account of the Trial of Human Leopards before the Special Commission Court* 1915; Best *The Maori* 1924; Boas *The Mythology of the Bella-Coola Indians* Mem. Am. Mus. Nat. Hist. 2 (1898); Brown *Three Tribes of Western Australia* Journ. anthr. inst. 43 (1913); Burrows *The Human Leopard Society of Sierra Leone* Journ. Afric. Soc. 13 (1913—14); Casas *La Covada y el origen del Totemismo* 1924; Caspary *Eine biologische Theorie des Totemismus* Zfvgl. RW. 42 (1927); Charencey *Les hommes chiens* Athénée oriental 4 (1882); Daehnhardt *Natursagen, eine Sammlung naturdeutender Sagen, Märchen, Fabeln und Legenden* I (1907), II (1909); ders. *Naturgeschichtliche Volksmärchen* 1909; ders. *Schwänke aus aller Welt* 1922; Douglas *Birds and Beasts in the Greek Anthology* 1928; Erdland *Die Marshall-Insulaner* 1914; Fletcher und La Flesche *The Omaha Tribe* 27. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. 1911; Fox *Social Organization in San-Cristoval (Salomo Islands)* Journ. anthr. inst. 49 (1919); Frazer *Totemism and Exogamy* 1910; ders. *Balder, the Beautiful* in *Golden Bough* VII (1913); van Gennep *Tabou et Totémisme à Madagascar* 1904; Goldenweiser *Totemism, an Analytical Study* Journ. Americ. Folk-Lore 23 (1910); ders. *The Origin of Totemism* Amer. Anthrop. 14/4 (1912); ders. *Andrew Lang on Method in the Study of Totemism* Amer. Anthr. 14/2 (1912); ders. *Spirit, Mana and the Religious Thrill* Journ. of Philosophy, Psychology and Scientific Methods 12 (1915); Grey *Journal of two Expeditions of Discovery in NW- and W-Australia during the Years 1837—39* 1841; Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Hackmann *Werturteile und Vergleichung der Religionen* Nieuw Theol. Tijdschr. 1920; Harper *Notes on the Totemism of the Gold Coast* Journ. anthr. inst. 36 (1906); Hertz *Der Werwolf, ein Beitrag zur Sagengeschichte* 1862; Hodge *Handbook of American Indians North of Mexico* Smithson. Inst. Bur. Am. Ethnol. Bulletin 30 (1910); Hocart *On the meaning of Kalou and the origin of Fijian temples* Journ. anthr. inst. 42 (1912); ders. *The Fijian Custom of Tauvu* ebd. 43 (1913); ders. *On the Meaning of the Fijian Word Turanga („chief")* Man 13 (1913); ders. *„Mana"* Man 14 (1914); ders. *Notes on Fijian Totemism* Anthropos 9 (1914); Howitt *Native Tribes of South East Australia* 1904; Hutton *Leopard-Men in the Naga-Hills* Journ. anthr. inst. 50 (1920); James *Taboo among the Ancient Hebrews* Univ. of Pennsylvania (Thesis) 1925; Joleaud *Le boeuf de Madagascar, son origine, son rôle dans les coutumes sakalaves* L'Anthrop. 34 (1924); Ivanitzky *Les institutions des primitifs Australiens* Revue de l'Institut de Sociologie Solvay 2/2 und 3/1 (1921—1922—1923); Keysser *Aus dem Leben der Kaileute* in Neuhauss *Deutsch-Neu-Guinea* III (1911); v. Klaproth *Reise in den Kaukasus und Georgien* I (1912); Kruijt *De weerwolf bij de Toradjas van Midden Celebes* Tijdschr. voor ind. taal-, land- en volkenkunde 12 (1899); Landtmann *Papuan Magic in the Building of Houses* Acta Acad. Aboensis Humaniora 1:5 (1920); Lang *The Secret of the Totem* 1905; Lehmann *Mana, Der Begriff des „außerordentlich Wirkungsvollen" bei Südseevölkern* 1922; van der Leeuw *External Soul, Schutzgeist, und der äg. KA* ÄZ 54 (1918); Leubuscher *Über die Werwölfe und Tierverwandlungen im Mittelalter* 1850; Long *Voyages and Travels of an Indian Interpreter* 1791; Malinowski *The Argonauts of the Western Pacific* 1922; Mannhardt *Wald- und Feldkulte* 1904/5; de Marzan *Le totémisme aux îles Fiji* Anthropos 2 (1907); Mills *Head Hunting in Assam* Asia 1926; Müller-Wismar *Yap* 1917; Nieuwenhuis *The Difference between the Conception of Soul (animus) and of Spirit (Spiritus) among the American Indians* 21. Congr. d. Américanistes 1924; ders. *Die Grundbegriffe der Magie und ihre psychologische Bedeutung* 21. Congr. d. Américanist. 1924; ders. *Die psychologische Bedeutung des Gruppentotemismus in Australien* Internat. Arch.

f. Ethnogr. 28 (1927); Pancritius *Europäischer Totemismus* Anthropos 12/13 (1917/18); Parker *Village Folk Tales of Ceylon* Man 15 (1915); Parkinson *30 Jahre in der Südsee* 1907; Pechuël-Lösche *Volkskunde von Loango* 1907; Peekel *Religion und Zauberei auf dem mittleren Neu-Mecklenburg* Anthropos-Bibliothek 1,3 (1910); Radin *Peyote Cult of the Winnebago* Journ. Relig. Psychol. 7/1 (1914); Reuterskiöld *Die Entstehung der Speisesakramente* Archiv f. Religionswiss. 15 (1912); Ribard *Contribution à l'étude des Aloalo malgaches* L'Anthrop. 34 (1924); Rivers *Totemism in Polynesia and Melanesia* Journ. anthr. inst. 39 (1909); ders. *History of Melanesian Society* 1914; Róheim *Australian Totemism, a Psycho-analytical Study* 1925; Schreuer *Das Recht der Toten* Zfvgl.RW. 33 und 34 (1916/17); Seligmann *The Melanesians of British New-Guinea* 1910; ders. *Some little-known Tribes of the Southern Sudan* Journ. anthr. inst. 55 (1925); Smith *Animal Standards in Indonesia* The Year Book of Oriental Art and Culture 1924/25; Speck *Ethn. Yuchi Indians* Anthr. Pub. Univ. Pennsylvania 1 (1909); Speiser *Schlange, Phallus und Feuer in der Mythologie Australiens und Melanesiens* Verh. d. Naturforsch. Ges. in Basel Bd. 38 (1927); Spencer und Gillen *Across Australia* 1912; Sternberg *Divine Election in Primitive Religion* 21. Congr. d. Américanistes 1924; Strehlow *Die Aranda- und Loritja-Stämme in Zentral-Australien* 1907—20; Thilenius *Zum Problem des Animalismus* Meinhof-Festschrift 1927; Thurnwald *Die Denkart als Wurzel des Totemismus* Anthrop. Korr.-Bl. 42 (1911); ders. *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* 1912; ders. *Ethnopsychologische Studien an Südseevölkern* 1913; ders. *Die Psychologie des Totemismus* Anthropos 12/13 und 14/15 (1917/18 und 1919/20); ders. *Symbol im Lichte der Völkerkunde* Z. f. Ästhetik u. allgem. Kunstwiss. 21 (1927); ders. *Ethnologie und Psychologie* in *Die Psychoanalyse* hg. v. Prinzhorn 1928; Tessmann *Die Urkulturen der Menschheit und ihre Entwicklung (erläutert an den Stämmen Kameruns)* ZfEthn. 51 (1919); Trilles *Le totémisme chez les Fañ* Anthropos-Bibl. 1 (1912); Vatter *Der australische Totemismus* Mitt. a. d. Mus. f. Völkerk. 10 (1925); ders. *Karten zur Verbreitung totemistischer Phänomene in Australien* Anthropos 21/3—4 (1926); Vedder *Die Bergdama* 1923; Waddell *Buddha's Diadem or „Uṣṇīṣa": its origin, nature and functions* Ostasiat. Ztschr. 3 (1914—15); Warneck *Die Religion der Batak* in *Rlg. Urk. d. Völker* IV/1 (1909); Wheeler *The Tribe and Intertribal Relations in Australia* 1910; Williams *Plant among the Orokaiva* Journ. anthr. inst. 55 (1925); Williamson *The Mafulu Mountain People of Brit. New-Guinea* 1912; Wilson *The Horse and the Dog in Hidatsa Culture* Anthrop. Pap. Am. Mus. Nat. Hist. 15/2 (1924); Winthuis *Das Zweigeschlechterwesen bei den Zentralaustraliern und anderen Völkern* 1928; Wirz *Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Zentral-Neu-Guinea-Expedition 1921/22* Nova Guinea 16/1 (1924); ders. *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea* I (1922), II (1925).

Thurnwald

Totenbaum s. Baumsarg.

Totenbeigabe s. Beigabe, Grab.

Totenfest. Bei oder nach der Bestattung des Verstorbenen finden bei den mittleren und höheren Naturvölkern gewöhnlich Feste (s. d. A), hauptsächlich Festessen, statt, bei denen man sich den Toten zu Gast vorstellt. Schon zur Beschaffung der Speisen, etwa zur Jagd oder zum Fang, wird er oft eingeladen. Man verzehrt die Früchte der von ihm gepflanzten Bäume oder seiner Gartenanlagen oder einige von den Tieren seiner Herden, gewissermaßen für ihn, bzw. seinen Geist. Derartige Feste wiederholen sich gewöhnlich in gewissen Abständen, die mit der fortschreitenden Verwesung und dem Verfall der Leiche im Zusammenhang stehen. Das ist selbst bei Völkern der Fall, welche Leichenverbrennung oder Mumifizierung vornehmen, im Wasser bestatten oder sonst ein Verfahren mit der Leiche durchführen, wodurch sie dem gewöhnlichen Verwesungsprozeß entzogen wird.

Bei höheren oder von solchen beeinflußten Völkern findet etwa nach dreiviertel Jahr noch ein Schlußfest statt, wobei häufig der Gedanke einer Parallelität des Heranwachsens des Embryo bis zur Geburt mit der Loslösung des Totengeistes von dieser Erde bis zu seinem endgültigen Eingehen ins Jenseits für die Bemessung des Zeitraums ausschlaggebend ist. — Bei höheren Völkern spielt für die Bemessung solcher Zeiträume oft die Zahlenmystik (s. Zählen) herein. Ausführlicheres darüber unter Totenkultus A § 35, 36, 37, 39, 44).

Thurnwald

Totengötter (Ägyptische) s. Religion C § 7.

Totenkrone s. Wendelring § 2.

Totenkultus. A. Allgemein.

§ 1. Beziehungen und bestimmende Faktoren des T. — § 2. A. Verfahren mit der Leiche. a) Passives Verhalten. — § 3. Hausbestattung. — § 4. Baumbestattung. — § 5. Aussetzen. — § 6. b) Beschäftigung mit der Leiche. Plattformbestattung. — § 7. Verzehren der Leiche u. dgl. — § 8. c) Behandlung der Leiche nach Eintritt des Todes. — § 9. Ausweiden. — § 10. Leichenverstümmelung. — § 11. Trocknen und Räuchern. — § 12. B. Schutz und Erhaltung des Toten. a) Durch Steine oder Holz (Dolmen). —

§ 13. b) Konservierung von Knochen und Schädel. — § 14. c) Natürliche Mumifizierung. — § 15. d) Einbalsamierung und künstliche Mumifizierung; Ausstopfen. — § 16. e) Bildwerke. — § 17. C. Art und Umstände bei der Beisetzung der Reste. a) Entfernung der Leiche. — § 18. b) Der Knochen. — § 19. c) Verbrennung. — § 20. d) Wasserbestattung. — § 21. e) Begräbnis und Begräbnisarten. — § 22. Sack- und Bündelbestattung. — § 23. Hockerbestattung. — § 24. Steinhaufen. — § 25. Dungbestattung. — § 26. Urnenbestattung. — § 27. Steinkreise. — § 28. f) Grabformen. — § 29. g) Lagerung der Leiche. — § 30. h) Besitz und Zubehör des Toten. — § 31. i) Leiche und Leichenteile als Mittel zum Wahrsagen. — § 32. D. Verhalten der Hinterbliebenen. a) Sterbezeremonien. — § 33. b) Totenklage und Trauerbemalung. — § 34. c) Selbstverstümmelung. — § 35. d) Trauerriten. — § 36. e) Zeremonien nach der Beisetzung. — § 37. f) Nachfeiern. — § 38. g) Kunstleistungen und Spiele im Zusammenhang mit Trauerfesten. — § 39. h) Das Andenken an den Verstorbenen und der Ahnenkult. — § 40. E. Vorstellungen über Leben und Tod. a) Verhalten bei Krankheit und Tod. — § 41. b) Einstellung zum Tode. — § 42. c) Todesursachen. — § 43. d) Schicksal der Toten. — § 44. e) Totengeister und Gespenster. — § 45. f) Schatten- und Seelenvorstellungen; Namen. — § 46. g) Schutzgeister. — § 47. h) Jenseits. — § 48. F. Der Totenkultus als Kulturerscheinung, Wandlungen der Vorstellungen und ineinanderwirkende Beeinflussungen. — § 49. T. und Kultursphäre. — § 50. Psychologische Deutungen.

§ 1. Vom Verhalten der Menschen schließen wir auf die den Handlungen zugrunde liegenden Gedanken und Gefühle zurück. Aus den vorgesch. Resten tritt uns nur das Ergebnis von Handlungen, und dieses Ergebnis auch nur bruchstückweise, entgegen. Wir können hier also nicht einmal die Handlung selbst beobachten. Der Weg, den wir von den Resten und Trümmern der Tätigkeit zu den Gedanken und Gefühlen einschlagen, die wir für diese entfernte Menschheit zu konstruieren uns bemühen, ist also weitläufig und fordert vor allem das wichtige Mittelglied einer Kenntnis der Handlungen selbst. Da wir Handlungen, die zu Ergebnissen führen, wie wir sie aus alten Grabstätten und Ruinen kennen, heute bei uns selbst nicht mehr beobachten können, müssen auch Spekulationen darüber überwiegend in die Irre führen. Anders, wenn wir zu solchen zeitgenössischen Völkern uns begeben, bei denen Gegenstände hergestellt, Bauten oder Begräbnisse vorgenommen werden, die in ihrem Endergebnis denen gleichen, die auch bei vorgesch. Völkern gefunden werden. Daher vermögen Handlungen von Naturvölkern, nicht Spekulationen, uns einen Fingerzeig nach der Richtung der Gedankengänge und Gefühle der vorgesch. Völker zu geben.

Die verschiedenen Bestattungsarten der Naturvölker mit den gleichzeitig ermittelten Ansichten über Leben, Lebenskräfte, Krankheit, Tod und Jenseits lassen somit Rückschlüsse für die analogen Bestattungsarten bei vorgesch. Völkern zu, von denen uns nur die spärlichen Reste in den Gräbern erhalten sind. Auf dem Weg über die Sitten in abgelegenen Teilen der Erde wird es uns also ermöglicht, Schlüsse auf die Psyche und das Denken einer entschwundenen Menschheit zu ziehen.

Darin liegt überhaupt die Bedeutung der Leichenbehandlung und der Gestaltung der Gräber, daß sie auf den Totenkult und damit weiterhin auf die Ansichten von Leben und Tod der in einer bestimmten Weise verfahrenden Menschen zurückschließen lassen. Die Form der Beisetzung, die Art der Gaben, die in das Grab gelegt wurden, geben Vergleiche mit heute unserer Beobachtung zugänglichen Naturvölkern an die Hand und eröffnen Zusammenhänge nach der psychologischen und soziologischen Seite.

Schon die Auffassung über Krankheit und Tod und ihre Ursachen sind so charakteristisch und andersartig, daß wir mit unseren von ganz anderen Voraussetzungen ausgehenden modernen Spekulationen, die im Rahmen unserer eigenen Denkgewohnheiten stecken bleiben müssen, niemals zu der Andersartigkeit des Denkens der Naturvölker und auf diesem Wege zu dem des vorgesch. Menschen vordringen könnten. Allerdings ist auch bei Vergleichen Vorsicht geboten, und in jedem einzelnen Fall wird man sich begnügen müssen, mit tastenden Vermutungen den Weg zu suchen.

Der ganze Komplex von Handlungen und Vorstellungen, der mit dem Verhalten gegenüber dem Tode und den Toten verbunden ist, bildet einen wesentlichen Bestandteil aller religiösen Anschauungen, des Glaubens an besonders wirksame Kräfte, der Auffassungen von Seelen und Geistern und

greift in die Mythen und Sagen über, durchdringt die Gedanken über die Welt des Diesseits und Jenseits.

Es ist nicht möglich, in diesem Zusammenhang auch nur annähernd erschöpfend die zahllosen Varianten in der Behandlung der Toten und der damit verknüpften Vorstellungen aufzuzeigen. Vielleicht auf keinem Gebiet tritt eine so bunte Mannigfaltigkeit von Gebräuchen und Gedanken zutage wie beim Totenkultus. — Nichtsdestoweniger ist es möglich und nötig, eine gewisse Ordnung in die vielen Sitten und Ansichten zu bringen. Dabei werden wir als ordnendes Prinzip am richtigsten die wirkenden Faktoren berücksichtigen. Deren gibt es aber auch wieder mehrere, und man darf nicht hoffen, wie es oft geschieht, von nur einem Faktor aus die Gestaltung und Wandlungen des T. meistern zu können. Die Dinge liegen viel zu kompliziert, als daß ein einfaches Schema ausreichen könnte.

Es dürfte angezeigt sein, auch innerhalb dieser Faktoren eine Gliederung nach ihrer Wichtigkeit vorzunehmen. In erster Linie muß auch hier die von dem Grad der technischen Naturbeherrschung abhängige Lebensgestaltung angeführt werden, die wiederum auf die Geistesverfassung einwirkt, für welche der T. einen wichtigen Index bildet (s. Primitives Denken). Bei Jäger- und Sammlerinnen-Völkern, die nomadisch leben, ist die Reaktion gegenüber der Leiche anders als bei seßhaften Feldbauern, sie zeigt sich wieder in einer anderen Weise bei nomadisierenden Großviehhirten. Dort, wo aus einem reicheren Handwerk und einer intensiveren Boden- und Viehwirtschaft sich eine tiefere Einsicht in die Zusammenhänge des Geschehens angebahnt hat, wird auch das Schicksal der Leiche mit größerer Aufmerksamkeit verfolgt, und die Gedanken wenden sich den Fragen und Zusammenhängen von Leben und Tod in intensiverer Weise zu. Wie in allen Dingen und Handlungen wird auch hier vorsichtig vorgegangen, und man tastet eifrig nach bedeutungsvollen Zusammenhängen. Daraus ergeben sich jene „zauberischen" Zeremonien und Riten, die wir bei höheren Naturvölkern, in den geschichteten Gesellschaften von Hirten, Feldbauern, und besonders auch in den archaischen Kulturen finden, die wiederum im Laufe der Zeit auf die Gedanken und Handlungen der heute lebenden Naturvölker einzuwirken Gelegenheit hatten.

Wie andersartig sind z. B. die Gebräuche der Hirten und der von ihnen beeinflußten Völker im Vergleich mit den im Denken stumpfen Jägern und Sammlern oder wieder mit den Stämmen, die Gärten und Felder anlegen. Dabei kommt es keineswegs auf das wirtschaftliche Moment allein an, sondern auf die gesamte Lebensführung. — Außerdem ist auch das verschiedene Verhalten miteinander in Symbiose lebender ethnischer Gruppen oder besonderer ethnischer Schichten zu beachten, die in eigener Art ihr Leben gestalten.

Diese den Lebens- und Denktypus bestimmende Lebensgrundlage erfährt indessen verschiedenerlei Modifikationen. Solcher gibt es wiederum mehrfache. Klimatische Bedingungen, wie das Leben an oder auf der See, auf dem Eise, in Wäldern oder in Wüsten und Steppen, können zu mancherlei Besonderheiten führen, wie etwa zur Wasserbestattung, zur Beisetzung in Bäumen u. dgl.

Dazu treten Einflüsse von Nachbarn, von denen etwa Frauen oder Kriegsgefangene fremde Sitten und Vorstellungen verbreiteten. Absplitterung von Volksteilen oder Zuzug fremder Gruppen, die in gleicher, über- oder untergeordneter Stellung einer Kultur assimiliert werden, sie verändern und doch auch wieder sie sich anpassend durchdringen, werden für Abänderungen, Zusätze u. dgl. bei dem T. verantwortlich zu machen sein, wie z. B. auf San Cristoval in der Südsee (s. § 12, 44, 48).

Dabei darf man nicht außer acht lassen, daß die Bestattungssitten und die Vorstellungen über Leben und Tod selbst sehr labil zu sein scheinen, sehr empfindlich und veränderlich, und suggestiven Einflüssen in ganz anderer Weise ausgesetzt als etwa soziale Einrichtungen (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung), und daß es sich mit ihnen wiederum anders verhält als etwa bei der Übertragung von Techniken (s. Technik A).

Daher wird es schwer sein, eine be-

stimmte Art der Totenbehandlung als festes Merkmal eines Volkes oder auch nur eines Stammes festzulegen. Von untereinander nahe verwandten Nachbarn erhält man oft ein sehr verschiedenes Bild der Totenbehandlung, wenngleich in den geistigen Grundlagen dennoch eine unverkennbare Ähnlichkeit zutage tritt. Für den, der jedoch, wie namentlich der Vorgeschichtsforscher, nur auf die Ergebnisse von Handlungen angewiesen ist, dürfte es darum nicht empfehlenswert sein, ohne weiteres und allein von der Andersartigkeit der Bestattung auch auf die Andersartigkeit des Volkes zurückzuschließen.

Die Einwirkung aus der Fremde muß vor allem in Gestalt von Anregungen aufgefaßt werden, die im empfindlichen Denken und Fühlen, Gestalten und Umgestalten sich geltend machen (vgl. z. B. Rivet).

Dazu kommt noch ein weiterer Faktor, nämlich die Wechselwirkung zwischen dem Schicksal der Leiche und den Vorstellungen über Leben und Tod und deren Bedingtheit. Denn, wenn wir von T. reden, ist darunter immer ein ganzer Komplex von in sehr verschiedener Weise ineinandergreifenden Anschauungen, Erfahrungen und Vorstellungen zu verstehen. Neue Auffassungen, die sich etwa auf die Lebenskraft beziehen (s. a. Mana B), können das Verfahren mit der Leiche ändern oder die Trauer-Riten beeinflussen (vgl. z. B. Ankermann 1918 S. 152f.; s. a. § 12, 19, 28, 29, 48).

Doch auch soziologische Faktoren darf man nicht übersehen. Zu diesen gehören nicht nur die Traditionen einer Gesellschaft von bestimmter Lebensformung, wie z. B. von Kuhhirten mit Milchwirtschaft, sondern vor allem die Eigenart der ethnisch sich heraushebenden Schichten, die oft in betonten Gegensatz zu den übrigen treten, während vielleicht die mit ihnen in Symbiose lebenden anderen Stämme, etwa Feldbauern, eine gewisse Angleichung ihrer Sitten an die der überlegenen ethnischen Schicht vorzunehmen geneigt sind (s. § 25, 35).

Von besonderer Wichtigkeit ist auch noch der wirtschaftliche Faktor, welcher die Beziehung zum Eigentum und Besitz hervorhebt. Er zieht sich durch den gesamten T. als Respekt vor dem persönlichen Verhältnis zu den Gegenständen, tritt jedoch in sehr verschiedener Form in den einzelnen Kulturhorizonten und Kultursphären auf (s. Erbe). Wenn die Jäger und Sammler die Gebrauchsgegenstände des Toten zerstören und neben ihn legen (s. § 30), so tun sie das aus einer gewissen Scheu, selbst die Gegenstände zu benutzen, an denen gewissermaßen etwas von dem Toten haftet. Anders in höheren Kulturen mit einem ausgebildeten Jenseitsglauben. Dort denkt man weitläufiger: man stellt sich vor, daß der Tote die Dinge im Jenseits benutzt. Aber eine nicht unwichtige Wandlung hat sich außerdem vollzogen. Man begnügt sich vielfach mit Modellen, ja mit Bildern und Symbolen, unter der geschickten „Ausrede", daß der Tote die Miniatur-Gegenstände usw. zu „vergrößern" oder zu „beleben" imstande ist. Denn der wirtschaftliche Wert der Originalobjekte hat sich teils dadurch vergrößert, daß die Gegenstände lebenswichtiger und von größerer Dauerhaftigkeit geworden sind, daß aber auch andererseits Sippe, Familie oder Erbe als Wirtschaftsträger einen gewissen Rationalismus geltend machen (s. a. Eigentum A, Kommunismus, Wirtschaft D). Infolgedessen verändern sich die Grabbeigaben. Dazu kommt noch ein Gedanke, nämlich der der persönlichen oder schichtenmäßigen Geltung des Toten in der gestaffelten Gesellschaft. Persönliche Macht und Einfluß wirken noch viel stärker nach, wo die Überlegenheit gruppenmäßig anerkannt wird, während sie in der ungeschichteten Gesellschaft auf gewisse individuelle Eigenschaften beschränkt ist. Gleich bleibt jedoch der Gedanke, daß der Tote die gleichen Eigenschaften betätigt wie der Lebende, mag es nur ein Mann „mit bösem Mund" sein oder ein Zauberer oder ein mächtiger Häuptling (s. a. § 12, 15, 16, 19, 21, 29, 35).

Wahrscheinlich knüpft der eigentliche Ahnenkult (s. § 39) gerade an die Vorstellungen von besonderer Wirkungskraft an (s. Mana B), die man sich von solchen hervorragenden Persönlichkeiten ausgehend vorstellt, und wurde durch die ethnischen

Schichtungen, die mehr und mehr nach sozial-wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientiert wurden, gefördert. Denn es ist bemerkenswert, daß der eigentliche Ahnenkult sich erst bei archaischen Völkern oder bei von solchen beeinflußten höheren Naturvölkern findet, bei denen also, welche wenigstens die Erlebnisse mit einer besonderen Schicht angehörenden machtvollen Persönlichkeiten hinter sich haben.

Im folgenden sollen zunächst gewisse Grundeinstellungen im Verfahren mit der Leiche behandelt werden, sodann die verschiedenen Arten von Deponierungen der Reste des Verstorbenen, weiterhin das Verhalten der Hinterbliebenen und schließlich deren Gedanken über Leben und Tod.

Auch hier wird es angezeigt sein, bei den vielen Varianten nicht bloß die einzelnen Verhaltungsweisen aus dem Zusammenhang gerissen anzuführen und Ähnlichkeiten zusammenzustellen, sondern es wird, wie auch bei anderen Artikeln dieses Reallexikons, empfehlenswert sein, die eine oder andere Sitte in ihrem ganzen Komplex von Handlungen und die sie tragenden Gedanken in repräsentativer Weise herauszugreifen und auf Varianten nur hinzuweisen oder sie zu übergehen, da dasjenige, was der Ethnologe dem Vorgeschichtsforscher vor allem leisten kann, gerade in dem Hinweis auf die weitläufigen Zusammenhänge irgendeines Handlungsergebnisses liegt, weniger in der erschöpfenden Anführung der zahlreichen Varianten und Schattierungen.

§ 2. A. Verfahren mit der Leiche. — Passives Verhalten. Eine nicht geringe Zahl von Fällen ist bekannt, in denen man die Leiche einfach liegen läßt. Martin (1905 S. 923) berichtet von den Mantra, im S der Malaiischen Halbinsel, die Auskunft eines Eingeborenen: „Wenn ein Freund oder eines der Eltern oder ein Kind oder die Ehefrau stirbt, dann lassen wir den Körper an der Stelle, wo er liegt; wir gehen dann nach einem anderen Orte, und der Tote bleibt dort, bis er verfault ist oder aufgefressen von den Tieren. Später wollen wir uns nicht mehr an jene Stätte begeben, weil die Stelle einen unserer Freunde getötet hat." Hier wird der Ort für den Todesfall verantwortlich gemacht. Man kann indessen nicht sagen, daß die Leute durch den Todesfall nicht berührt werden, denn sie fliehen die Stätte und meiden sie hinfort.

Die Kubus werfen nach Forbes ihre Toten in dichtes Gebüsch und zünden daraufhin den Busch an. Daher gibt es wenig Reste von ihren Toten (Nature 117 [1926] S. 589 Sarasin).

Unter den paläo-sibirischen Kamtschadalen wurden in der Mitte des 18. Jh. die Leichen in der Weise behandelt, daß man Lederriemen um den Hals band, die Leiche aus der Jurte herauszog und in kurzer Entfernung vom Tor liegen ließ, um sie von den Hunden auffressen zu lassen. Man dachte, daß der Mensch, dessen Leiche auf diese Weise verzehrt wurde, die Macht erlange, mit diesen Tieren im künftigen Leben (auf Hundeschlitten) zu fahren. Das Haus, in dem ein Mensch starb, wurde verlassen, und dessen Bewohner siedelten nach einem anderen Ort in gewisser Entfernung über. Mit der Leiche wurden auch deren Kleidungsstücke weggeworfen, denn man meinte, daß ein jeder, der sie nachher tragen würde, baldigem Tod ausgesetzt sei. Auch bestanden gewisse Reinigungszeremonien für alles, womit der Tote in Berührung gekommen war (s.a. Reinigung D). Kinder wurden in hohlen Baumstämmen beigesetzt (Czaplicka S. 145).

Die Kalmücken ließen die Toten ohne alle Bedeckung auf dem Felde liegen, wo sie den Hunden und Wölfen nach und nach zur Speise wurden (Pallas I S. XI).

Die Angst vor den Toten in der Hütte ging bei den Gilyaken NO-Sibiriens so weit, daß man eine Frau vor ihrer Entbindung, wenn man befürchtete, daß sie sterben könnte, aus dem Hause trieb (Czaplicka S. 138).

Eine Leiche, die man bei den Kupfer-Eskimos von N-Kanada fand, lag unbedeckt auf dem Felsen mit dem Gesicht nach O, der rechte Arm über der Brust, der linke neben dem Körper etwas nach oben ausgestreckt, und war vollkommen mit einem Hirschfellanzug bekleidet, mit Schuhen und Fäustlingen versehen. Daneben lagen ungefähr zwölf Fuß s. landeinwärts, parallel

mit der Leiche, Fischfanggeräte, Pfeile und Bogen sowie Messer.

Die Baininger der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern (Südsee) bringen die Leichen an Stöcken — wie Schweine — in den Wald, wo sie sie verfaulen lassen, oder wo sie von Wildschweinen aufgefressen werden. Die Schädel werden nachher an Stöcken aufgespießt (Rascher *Eine Reise quer durch die Gazelle-Halbinsel* Globus 85 [1904]).

Die kannibalischen Sippen am O- und SO-Abhang des Mount Elgon in Ostafrika werfen die Toten gegen Abend aus ihren Hütten, um sie, wie sie sagen, den wilden Tieren zu überlassen. Die alten Frauen schleichen sich aber dann zu den Leichen und rauben sich das, was sie für die größte Kostbarkeit halten. Nur Leute, die an Blattern gestorben sind, Selbstmörder und Diebe werden beerdigt (Roscoe *Notes on the Bagesu* Journ. anthr. inst. 39 [1909]).

Aus den Beispielen erhellt, daß auch das Liegenlassen nicht „teilnahmslos" geschieht, sondern wohl aus Abscheu oder Furcht, mit der sich eine Fluchtreaktion verbindet. Die Furcht scheint sich jedoch mehr auf den Ort und das Ereignis des Todes selbst zu beziehen als auf die Leiche, mit der jedenfalls in anderen niedrigen Kulturen von Jägern und Sammlern Verfahren vorgenommen werden, die nicht auf Furcht vor dem Toten deuten (s. a. § 7).

§ 3. Eine gewisse Parallele zu dem Fliehen vor der Todesstätte bildet die Bestattung des Toten im Hause, wie ich das etwa bei den Baining-Leuten im Innern des Gazelle-Halbinsel oder bei Stämmen am „Bergfluß" im Oberlaufgebiet des Augusta-Stromes selbst festgestellt habe. Auch von den meisten karaibischen Stämmen Südamerikas wird die Sitte berichtet, die Toten im Hause zu begraben, dieses aber nach der Beerdigung für immer zu verlassen. Das Haus verfällt dann wieder dem Toten (Journ. Soc. Américanistes de Paris 1915 Nr. 2 Rivet; vgl. ferner Globus 89 [1906] S. 68, Rev. d'Ethnogr. 6 S. 280 und MAGW 28 S. 149).

Die Eingeborenen des Bathurst-Zuganges und weiter ö. davon unter den Kupfereskimos von Kanada lassen die Leiche eines daheim Verstorbenen in der Hütte oder im Zelt, verlassen jedoch sofort den Lagerplatz. Im J. 1913 wurden zwei Weiße in dieser Gegend getötet, woraufhin die eingeborenen Eskimos diese Gegend der Insel mieden und auf der entgegengesetzten Seite ihre Lager aufschlugen, weil sie fürchteten, daß die Gespenster der Erschlagenen noch um ihren Sterbeplatz spukten. In der Gegend der Kupferminen, in Dolphin und Union Strait, lassen die Eskimos die Leiche im Sommerzelt und ziehen nach einem anderen Lagerplatz. Im Winter dagegen tragen sie den Verstorbenen hinaus in den Schnee und errichten einen Windschutz aus Schneeblöcken, um ihn vor dem Unwetter zu schützen. Gewöhnlich bringt man sie einige Tag später zum Land und legt sie auf der Küste an der Hochwassermarke nieder; mitunter allerdings läßt man sie auf dem Eise liegen. Die Verwandten bleiben in ihren Wohnungen und trauern den Tag nach dem Begräbnis, dann nehmen sie ihre gewöhnliche Beschäftigung wieder auf und versuchen ihren Verlust zu vergessen (Jenness S. 174).

In den Höhlen von Grimaldi z. B. findet man die Toten in den Wohnschichten eingescharrt und durch rudimentäre Steinsetzung und -packung geschützt, besonders in der Nähe des Herdes (s. Grab A § 2).

In bezug auf die Hüttenbestattung wird man zwei Haupttypen unterscheiden müssen: die, bei der die Hütte nach dem Tode des Bewohners verlassen und gemieden wird, und die, bei der der Tote in der Hütte bestattet wird, diese jedoch weiter in Benutzung bleibt. Die erste Form ist die primitivste und hängt mit der Flucht und Meidung des Todesortes zusammen. Sie findet sich vielfach bei Jäger-Gartenbaustämmen. Damit hängt auch die Sorge von sibirischen Stämmen wie von südafrikanischen Kaffern-Stämmen zusammen, den Toten nicht in der Behausung sterben zu lassen, sondern sie schleppen schon den Kranken, dessen Sterben sie fürchten, in die Wildnis (Küsters 1919 S. 656).

Das eigentliche Hüttengrab, die Bestattung in der Wohnung, ist besonders in den westafrikanischen Gebieten ausgeprägt (Küsters 1919 S. 655).

Die Akra-Neger und Yoruba erwarten von dem Toten, den sie im Hause bestatten, daß er sich einmal dankbar erweise, die Familie segne und seine Wiedergeburt in der Familie sicherstelle (Küsters 1919/20 S. 658).

Von dem „Hüttengrab" ist die Errichtung einer Hütte über dem Grab zu unterscheiden, um den Toten zu schützen (Küsters ebd. S. 657), oder die Errichtung von kleinen Häuschen für die Gebeine oder den Schädel, wie etwa auf den Salomo-Inseln oder den Neuen Hebriden.

§ 4. Die Baumbestattung findet sich namentlich unter Waldnomaden und ist wohl dort, wo sie bei höheren Naturvölkern noch auftritt, ein Erbgut eines Teiles der Stämme, aus dem sich diese Völker zusammensetzten (vgl. Moss S. 160).

Zur Baumbestattung, die wiederum sehr verschiedene Formen annimmt, vgl. Moss S. 156ff.

Eine Form der Bestattung auf San Cristoval war die in einem alten Sack, den man an einen heiligen Baum lehnte und dort verrotten ließ. Die Schmuckstücke befanden sich ebenfalls im Sack, mitunter wurde der Schädel später daraus entfernt. Die Leiche ließ man entweder ausgestreckt oder in sitzender Stellung, nur wenn sie in einem hohlen Baum beigesetzt wurde, erhielt sie eine aufrechte Stellung (Fox S. 228f.).

Die Bestattung in Bäumen, Höhlen, Schluchten u. dgl. wird auch gern als zweite Bestattung für die Knochen- oder Schädelreste gewählt, die nach der Verwesung etwa auf Plattformen u. dgl. oder auch nach einer nur teilweisen Verbrennung übrigbleiben (Moss S. 159f.).

§ 5. Beschäftigung mit der Leiche. Eine Reihe von Verfahren flieht oder verläßt nicht die Leiche, sondern beschäftigt sich mit ihr in gewisser Weise, indem sie sie nach irgendeinem traditionellen Verfahren der Verwesung aussetzt, um nachher einzelne Gebeine oder alle aufzubahren oder beizusetzen (s. § 13). Auf diese Weise kommt eine doppelte Bestattung zustande: 1. die Aussetzung zum Verwesen und 2. die endgültige Beisetzung. Wir werden sehen, daß diese Art der Bestattung in einer gewissen Weise parallel geht mit Vorstellungen vom Leben des Totengeistes (s. § 43).

Das Aussetzen dient gewöhnlich nur dazu, um die Leiche verwesen zu lassen und nachher deren Gebeine oder wenigstens den Schädel oder besondere Knochen aufsammeln zu können, die entweder zum zweiten Male beigesetzt oder aber im Hause von den Verwandten aufbewahrt werden. Für die Aussetzung werden verschiedene Formen gewählt, auf den Salomo-Inseln wird der Tote im vollen Schmuck zwischen Steinen ausgesetzt, bis er völlig verwest ist.

Auf Neu-Caledonien wurden die Leichen im Dickicht oder in den Bergen zur Verwesung ausgesetzt und ein Jahr später die Schädel abgeholt. Diese wurden in der Familie aufbewahrt und galten, besonders wenn sie von alten Häuptlingen stammten, als besonders wirkungsvoll (s. Mana B); sie wurden zur Heilung von Krankheiten, aber auch für die Herbeiführung von guter Ernte, für erfolgreichen Krieg oder für den guten Ausgang einer Reise verwendet (Lambert *Nèo-Calédoniens* 1901 S. 24). — Hier scheint die alte Schicht der Aussetzungssitte von dem Gedanken der großen indonesischen Strömung überlagert zu sein, die dem Kopf eine besondere Wirkungskraft zuschrieb und teils in der Heilighaltung des Kopfes, besonders bei der Adelsschicht (z. B. in Samoa oder Neuseeland), zum Ausdruck kam, teils in den Schädeljagden gipfelte.

Die Aufbewahrung der Leiche zum Verwesen kann in verschiedenen Behältnissen geschehen, z. B. in hohlen Bäumen oder in alten Kanus, in Sackbündeln (s. a. § 22) u. dgl. (vgl. Scherke S. 35ff.).

§ 6. Eine gewisse Beschäftigung mit der Leiche knüpft an die Plattformbestattung an, wobei die Leiche auf einem Gestell gewöhnlich in einer gewissen Entfernung von der Wohnstätte niedergelegt wird und dort verwesen soll (Küsters 1921/22 S. 927). Die Plattformbestattung ist fast immer nur eine vorläufige, die dazu führt, daß man nachher die Gebeine aufsammelt und noch einmal mehr oder minder feierlich beisetzt (s. a. § 13).

Nicht selten kommt sie auch neben anderen Bestattungsformen vor, wie z. B.

auf Mailu (Saville *In Unknown New Guinea* 1926 S. 235).

Die Yukagiren Sibiriens setzten ihre Toten früher auf Plattformen, die über Pfeilern errichtet waren, aus. Die des Kolyma-Distrikts pflegten das Fleisch und die Knochen unter die Verwandten zu verteilen, welche die empfangenen Portionen zu trocknen und in ihre Ledersäcke zu legen pflegten. (Vgl. dazu die Gepflogenheit der West-Australier, ihre Toten mit sich zu schleppen und die Leiche langsam selbst aufzufressen und des Verstorbenen Freunden davon zum Essen anzubieten; s. Kannibalismus.) Die Yukagiren betrachteten diese Stücke als Amulette, die sie als „Ahnen" bezeichneten, und schrieben ihnen große zauberische Kraft zu (Czaplicka S. 145). Weitere Beispiele vgl. Steinmetz S. 132 ff.

§ 7. Ein besonderes Verfahren, durch das man eine innige Verbindung mit dem Toten herstellen will, beruht darin, daß man entweder das Fleisch des Verstorbenen verspeist, oder daß man die von der ausgesetzten Leiche herabtropfenden ausgeschiedenen Flüssigkeiten dem eigenen Körper zuführt. Unter den bei Scherke (S. 54 ff.) angeführten Fällen wird man aber scharf das kannibalistische Verzehren von Feinden (s. Kannibalismus, Menschenopfer C) von dem Verfahren unterscheiden müssen, das man mit den Leichen der eigenen Angehörigen einschlägt.

Die Leute vom Chirima-Tal im Albert-Edward-Gebirge und im Kunimaipa-Tal am Chapman-Berg von Britisch-Neu-Guinea legen ihre Toten auf Plattformen. Während der Tote verwest, stehlen sich Männer und Frauen unter die Plattform und glauben, die Kräfte des Toten dadurch in sich aufzunehmen, daß sie mit dem von der Leiche herabtropfenden feuchten Bestandteil ihren Körper einreiben. Eine ähnliche Sitte herrscht auch am Kumusi-Fluß in dem n. Teil von Australisch-Papua. Dort machen die Leute aber Einschnitte in den Leichnam, um die Absonderung von Flüssigkeit zu erleichtern, und trocknen dann die Leiche über rauchendem Feuer (Chinnery *The Belief in Soul and Soul Substance* Man 19 [1919]).

Über das Verzehren verstorbener Angehöriger, besonders im Altertum und später, vgl. Hutton *The Eating of Dead Relatives* Folk Lore 34 (1923).

§ 8. Behandlung der Leiche. Mit der materialistischen Einkleidung von Gedanken, die über das Materielle hinausgehen (s. Primitives Denken), hängen die verschiedenen Behandlungsarten der Leiche zusammen, die alle den Zweck verfolgen, das Körperliche zu bewahren, das sie nicht losgelöst vom Geistigen und Seelischen sich vorstellen können, obgleich sie letzten Endes darauf abzuzielen scheinen (s. § 44, 45).

Mitunter will man dem Toten noch einen letzten Lebensgenuß verschaffen. So stecken die ostafrikanischen Watwa dem Toten eine Pfeife aus Bananenblattstiel in den Mund, in die ein Mann so lange Rauch hineinbläst, bis derselbe aus der Nase der Leiche wieder hervordringt (Stuhlmann S. 462).

Die Leiche eines Mannes, der auf San Cristoval in einem Stein- oder Erdhügel (*heo*) bestattet werden soll, wird gewaschen und gewöhnlich auch bemalt, um, wie man sagt, den Geruch zu vermindern. Dann wird die Leiche in ein Kanu (*'aha 'aha*) gelegt und zunächst im Hause gelassen, sodann für die nächsten Nächte der Reihe nach in die Häuser von verschiedenen Verwandten, sogar in nahe benachbarte Dörfer gebracht, schließlich zur Begräbnisstätte (*hera*) getragen und dort mit Kokosnußwedel für die Nacht bedeckt. Die großen Zehen und die Daumen des Toten müssen mit Rotang zusammengebunden werden. Während das Kanu aus dem Hause getragen wird, laufen die kleinen Kinder darunter hin und her, um den Geist irrezuführen. Zu dem gleichen Zweck, damit er nämlich die Kinder nicht schrecke, wird der junge Kern aus einer reifen Kokosnuß herausgenommen und in zwei Teile gespalten; sodann das gleiche mit einer zweiten Nuß getan. Darauf nimmt man die Hälfte der einen, paßt sie zusammen mit der der anderen Nuß und legt diese künstliche Nuß unter den rechten Armknochen des Toten. Auf diese Weise wird der Geist dazu verleitet, die beiden falschen Hälften aufeinanderzupassen, und beunruhigt dann nicht die Kinder. — Dem Kanu mit der Leiche werden die

Enden abgehauen. Nach dem Gebrauch wird es zerbrochen oder nach der See gebracht und gewaschen. Diese Art, den Toten nach seiner Begräbnisstätte zu bringen, erinnert an die ägyptische Sitte mit dem Totenschiff. — *'aha 'aha* ist auch der Name der himmlischen Heimat der geflügelten Schlange *hatuibwari*, zu der der Verstorbene geht, und dieses Kanu wird für diese Reise benutzt. Doch denkt man jetzt im allgemeinen nicht daran, daß der Verstorbene in den Himmel geht; nur ein alter Mann erwähnte, daß das Kanu tote Häuptlinge zur Sonne bringt. Man meint vielmehr, daß die Toten zur Insel Maraba, dem Totenheim, hinschwimmen, ob mit oder ohne Kanu. Es scheint, daß die Kanu-Bestattung als alte Sitte beibehalten, deren Bedeutung jedoch verlorengegangen ist (Fox S. 210f.).

§ 9. Die verschiedenen Arten der Leichenbehandlung hängen auch in Nordamerika mit der Verbreitung gewisser Kulturen und Völker zusammen.

Ausweidung der Leiche. In Yukatan und bei den Maya-Völkern sollen die Priester die Eingeweide aus der Leiche herausgenommen und sie in einen großen, manchmal mit einem Menschen- oder Totenkopf gezierten Krug gelegt haben. Die Leiche selbst wurde einbalsamiert. Auch die Algonquin-Stämme, die im *Pouchatan*-Bund vereinigt waren, behandelten so ihre verstorbenen Häuptlinge im 17. Jh. Sie trockneten die Leichen an der Sonne auf Gestellen, schmückten sie und stopften in das Innere Kupferperlen, Beilklingen und Häute. Dann wickelten sie sie sorgfältig in weiße Felle und Matten, und bestatteten sie schließlich in Mattenzelten. Ihren Besitz legten sie zu ihren Füßen in Körben nieder. Den Häuptlingen in Virginia entfernte man im 18. Jh. das Fleisch von den Knochen, trocknete diese an der Sonne und steckte sie dann wieder in die Haut; die Hohlräume der Leiche füllte man mit feinem, weißen Sand und nähte hierauf die Haut wieder so zusammen, daß der Körper in natürlicher Gestalt erschien. Um die Haut vor dem Schrumpfen und Verderben zu bewahren, wurde sie geölt. Das entfernte Fleisch wurde gut getrocknet und dann in einem Korb zusammengepackt und darin vernäht und an den Fuß der Leiche gesetzt (Beverly S. 185). — Auch in der Nordwestecke des nordamerikanischen Kontinents, an der Küste von Alaska, herrschte bis in die jüngste Zeit ein ausgebautes Mumifizierungsverfahren, bei dem man die Eingeweide aus der Leiche entfernte. Der Leichnam wurde dann getrocknet und zu einem Mumienbündel zusammengenäht, falls er nicht in lebensähnlicher Haltung bekleidet und bewaffnet wurde (James S. 214ff.).

§ 10. Ein Verfahren, das in sehr verschiedenen Formen in Erscheinung tritt, wobei aber nicht allgemein von einer feindseligen Gesinnung gegen den Toten gesprochen werden kann, sondern das auf sehr verschiedene Motive in den einzelnen Fällen zurückzuführen ist, besteht in der Abtrennung von Körperteilen, des Kopfes, des Skalps oder der Arme (z. B. Howitt S. 453) usw. Vgl. dazu die Zusammenstellung bei Scherke S. 29ff.

§ 11. Trocknen. In den Höhlen der Korbflechter des nordöstlichen Arizona wurden die Leichname manchmal in Decken und Gewebe in hockender Stellung eingewickelt und zu Mumienbündeln zusammengeschnürt, die den in den mexikanischen Manuskripten abgebildeten gleichen. In Kinboko im Kayenta-Distrikt wurden sie in an der Sonne getrocknete Ziegelmassen eingebettet. Im unteren Mimbres-Tal des s. Neumexiko wurden die Skelette in dicht gepreßtem, roten Lehm beigesetzt, ein jedes für sich allein, mit großer, durchlöcherter Schüssel über dem Gesicht usw. Namentlich verwendete man die Salpeter-Höhlen von Tarahumara zur Beisetzung der Leichen, die dort unversehrt austrockneten und sich mit allen ihren Beigaben an Muschelschmuck, geflochtenem Stroh, Baumwollgeweben und Federn erhielten. Das gleiche gilt für die Salpeter-Höhlen von Kentucky. — Diese verschiedenen Verfahren zeigen, daß man mit Absicht die Leichen auf diese Weise zu bewahren suchte, um die Unsterblichkeit zu sichern. — In einigen Gegenden wird die natürliche Austrocknung durch Räuchern über einem Feuer unterstützt. So z. B. in Pongare. Auch in Nikaragua wurde ein Häuptling nach seinem Tode in Kleider gewickelt und an Stricken über einem Feuer aufgehängt, bis er trockengeröstet war.

Nachdem man ihn so ein Jahr lang aufgehoben hatte, wurde er auf den Marktplatz gebracht und dort verbrannt, mit dem Gedanken, daß der Rauch dorthin gehe, wo des Toten Seele sei (James S. 219ff.).

§ 12. B. Schutz und Erhaltung des Toten. — Durch Steine, Holz oder Erde (Hügel). Von der Behandlung zum Schutz und zur Erhaltung der Leiche ist ein Weg, der zweifellos über Vorstellungen geht, welche in der Konservierung des Toten ein Mittel sehen, sich dessen Unterstützung zu sichern. Der direkten und indirekten Erhaltungsverfahren gibt es sehr viele. Der Kampf gegen die Verwesung der Leiche kann erst dann richtig verstanden werden, wenn wir uns vor Augen halten, daß man den Verwesungsprozeß als Wirkungsfolge gefährlicher Kräfte ansieht, die man bannen möchte (vgl. § 36). Es sind Auffassungen, denen wir hauptsächlich bei höheren Naturvölkern begegnen, denen es gewissermaßen aufzuleuchten beginnt, in wie vielfacher Weise Schicksal und Existenz des Menschen von außer ihm wirksamen Kräften abhängig sind. Die Form, in welche intellektualistisch diese Abhängigkeit gekleidet wird, ist von sekundärer Wichtigkeit. Sie tritt natürlich in zahllosen Varianten auf. Die Einflüsse, die sich an der Leiche geltend machen und die Verwesung herbeiführen, hält man auch als gefährlich für die Lebenden (s. a. § 25), vielleicht aus der Erkenntnis gewisser Zusammenhänge bei der Übertragung von Krankheiten und ähnlichem. Zur Verhütung dieser sicher noch unklar herausgeschälten Gefahren sucht man nun die Leiche zu schützen und womöglich zu erhalten (s. Zauber A). Mit dieser Tendenz traf noch eine andere zusammen, die in der leiblichen Persönlichkeit das Symbol der geistigen erblickte und im Sinne primitiven Denkens durch Erhaltung dieses Symboles auch die Macht und Wirkungskraft solcher Menschen, namentlich von Häuptlingen, Zauberern und sonstigen einflußreichen Persönlichkeiten, zu sichern suchte.

Die Basoga Ostafrikas errichteten stets einen Erdhügel über dem Grab eines Mannes und stampften diesen fest als Schutz für das Grab. An der Kopfseite wurde ein Schrein errichtet, der bei einem Bauern nur etwa drei Fuß hoch war, bei einem Häuptling jedoch oft ein großes Haus bildete, das das Grab einschloß. Man nahm an, daß der Geist den Schrein besuche, wo Opfergaben für ihn von Zeit zu Zeit dargebracht wurden. Am Grabe eines großen Häuptlings legte man einen Schacht an, der bis zum Kopf der Leiche herunterreichte. Unter dem Kopf war ebenfalls ein Raum freigelassen, in den man einen Korb stellte. An dem Kopf wurde eine Glocke befestigt, so daß, wenn dieser abfiel, die Glocke ertönte und die Wächter des Grabes verständigte. Dies war das Zeichen dafür, den Unterkieferknochen zu holen, der, gereinigt, in ein Ziegenfell eingewickelt und mit Perlen geschmückt, in einen Sack gesteckt wurde. Dieser Sack wurde in einem hölzernen Gefäß in einer Hütte oder in einem Tempel deponiert, wo eine Frau und einige Männer des Klans ihn bewachten. Wenn der Unterkieferknochen des nächsten Häuptlings zu dieser Hütte gebracht wurde, erhielt die Wächterin eine Ziege oder ein Schaf, verließ den Ort und nahm den Unterkieferknochen, den sie bewacht hatte, mit sich. Sie besuchte damit irgendein Haus und verbrachte dort die Nacht. Bei ihrem Weggehen ließ sie den Sack mit dem Unterkieferknochen zurück. Die Leute, die nun feststellten, was in dem hinterlassenen Sack war, legten den an einem Ort nieder, an dem er nicht gestört werden sollte. Bei einigen Stämmen wurde der ganze Schädel des Häuptlings in dieser Weise behandelt, und wenn ein neuer Schädel kam, wurde der frühere nach einem Ort gebracht, wo man dem Brauche nach ihn zu hinterlegen pflegte, und dort ohne weitere Beachtung gelassen.

Der Tempel der verstorbenen Häuptlinge besaß, außer der Wächterin, auch noch Priester, die den Toten um Belehrungen für den regierenden Häuptling befragten. Dafür sandte der regierende Häuptling Opfergaben an Vieh, und zu Zeiten an Mädchen, die Tempelsklavinnen wurden und die Felder des Tempels bearbeiteten. In Zeiten der Dürre wurden von diesen Tempelpriestern Opfer abgehalten und um Regen gebetet. Die Errichtung eines neuen

Tempels war immer mit einem Freudenfest verbunden (Roscoe 1924 S. 130f.).

Unter den verschiedenen Begräbnisformen von San Cristoval ist die Errichtung von Hügeln mit Dolmen und Steinkisten besonders bemerkenswert, zumal bestimmte Zeremonien (s. §21,27,43) gerade in Verbindung mit dieser Bestattungsart sich erhalten haben (Fox S. 218ff.).

Die Hügel finden sich über die ganze Insel zerstreut und werden *heo*, manchmal auch *hera* genannt. In der Landschaft Arosi liegen sie in einer quadratischen oder runden Rodung wie für ein Dorf. An der Westseite befindet sich gewöhnlich ein *oha*, ein Opferplatz; an der Nordseite oder auch an der Ostseite wurde ein Tanzhof angelegt. Von oben führte ein Schacht in die Grabkammer hinunter. An einer anderen Stelle oben auf dem Hügel liegt ein Dolmen (*hau suru*) aus drei bis fünf großen Steinplatten, deren größte das Dach bildet, und kleinere Steine, die zusammen eine Art Steinkiste oder kleinen Steintempel darstellen, in denen die Schädel der Toten beigesetzt sind. Auf den Dolmen, den *hau suru* (= erhobenen Steinen), wurden Opfer verbrannt. Darauf befanden sich manchmal runde Steine, manchmal aus Stein gehauene Köpfe, mitunter kleine Steinfiguren, in die des toten Mannes Geist (*adaro*) einging und wohnte. Oft befanden sich diese Steine, Steinfiguren und Steinfiguren von Vögeln und Fischen in der Nähe des Dolmen, aber auf dem Grabhügel. Die Öffnung des Schachtes im Norden des Dolmen und von elliptischem Durchschnitt erhob sich ungefähr einen Fuß über den Grund und war von einem Bambuszaun eingehegt. Manchmal befanden sich auf einem Hügel mehrere Schächte. Auch ein heiliger Baum und einige heilige Stauden standen auf dem Hügel, besonders *panax*, Drazäne und Croton. In der Nähe des Hügelgrundes, gelegentlich auch auf dem Hügel selbst, wuchs eine heilige Kokosnuß. Mitunter finden sich auch Steinsäulen und andere Steine, deren Zweck unbekannt ist. Die Grabhügel an der Küste sind aus Erdschutt und Steinen hergestellt und durch große Felsstücke gestützt. Im Inland wird gewöhnlich roter Lehm dafür verwendet. Ihre Größe ist sehr verschieden; kleine haben ein Längen-Breiten-Ausmaß von 6 zu 4 Fuß und 1 Fuß Höhe, große von 60 zu 40 Fuß und 20 Fuß Höhe; die größeren sind selten, die kleineren gewöhnlich.

Durch den Schacht wurde die mumifizierte Leiche in die Grabkammer hinuntergelassen und dann auf einem Bett beigesetzt. Setzte man nur die Knochen bei, so kamen diese in die Grabkammer, Schädel oder auch Unterkiefer in den Dolmen.

Die Errichtung von Grabhügeln findet hauptsächlich bei Häuptlingen statt und in der Landschaft Arosi auch bei den Sippen *Mwara* und *Amaeo*; andere Sippen haben ihre besonderen Grabhügel. Die meisten Grabhügel gelten als Gemeineigentum, aber sehr viele gehören ausschließlich der Häuptlingssippe *Ahara*, deren Angehörige stets im Hügel bestattet werden.

Doch ging nicht nur eine Form der Leichenbehandlung in Verbindung mit der Hügelbestattung vor sich, sondern die erwähnte Unterbringung der Toten in einem Bett unter einem Schacht und das beständige Waschen des Leichnams mit Wasser war nur die vorherrschende Form. Auch andere Methoden der Leichenbehandlung, namentlich die Verbrennung, kommen in Verbindung damit vor. Sowohl Männer wie Frauen finden sich in diesen Gräbern (Fox S. 218f.).

Auf einem Hügel *Tawaniora* zeigte sich, daß Hunde und Bonito auf dem Dolmen geopfert worden waren als öffentliche Opfer vor dem Kriegszug, die man dem Schlangengeist darbrachte. Heilige Schlangen befanden sich dort. Der Schädel war im Dolmen beigesetzt worden, nachdem das Fleisch der Leiche durch beständiges Besprengen mit Wasser zur völligen Verwesung gebracht worden war. Der Mann, der für das Wässern der Leiche Sorge trug, hieß der „Totenwächter" (Fox S. 220).

Über mit dem Toten begrabene Steine vgl. Baer *A preliminary remark on the so-called „bannerstones"* Amer. Anthr. 23/4 (1921).

§ 13. Die Konservierung von Knochen, Schädeln usw. erfolgt gewöhnlich nach der zweiten Bestattung, teils an besonderen Stellen, teils dadurch, daß die Angehörigen die betreffenden Knochen im Hause und in ihren eigenen Besitztümern aufheben. Im Zusammenhang mit anderen Verfahrens-

weisen wird darauf in § 5, 6, 19, 35, 43 eingegangen.

Eine Art der Beisetzung auf San Cristoval bestand darin, daß man Knochen in hohlen Figuren des Schwertfisches oder der Haifische beisetzte. Dann wurden die Hohlräume der Figuren mit Harz verschlossen und später nur geöffnet, wenn man die Schmuckstücke der verstorbenen Häuptlinge daraus entfernte. Derartige Figuren waren eine gewöhnliche Erscheinung des *oha* (Opferplatzes; Fox S. 228f.).

Vgl. a. Seler *Präparierte Feindesköpfe bei den Jivaro-Stämmen des oberen Maranon und bei den alten Bewohnern des Départements Ica der Küste Perus* Baessler-Archiv 6 (1916—1922) S. 82.

§ 14. Natürliche Bedingungen kommen der Erhaltung der Leiche in trockenen Gegenden, namentlich mit Kalksteinhöhlen u. dgl., entgegen. So wurden die schon erwähnten Salpeter-Höhlen von Tarahumara (s. § 11) für natürliche Mumifizierung verwendet (vgl. a. § 15).

§ 15. Einbalsamierung. — Verstorbene Aztekenkönige wurden nach ihrem Tode durch eigens für diesen Zweck bestimmte alte Männer mit aromatischem Kleewasser gewaschen. Manchmal wurden die Eingeweide entfernt und durch aromatische Substanzen ersetzt. Diese Methode scheint sich jedoch nicht sehr bewährt zu haben oder verfolgte nur den Zweck, den Leichnam während der Zeit zu erhalten, in der er aufgebahrt war. Die Kunst war jedenfalls alt und stammte vielleicht von den Tolteken her; sie war allgemein bekannt und wurde im ganzen Lande geübt. Nach der Einbalsamierung wurde ein roter Hund, der dem Verstorbenen gehörte, getötet und der Hund zusammen mit dem Herrn verbrannt; mit ihnen auch verschiedene Gegenstände persönlichen Besitzes, einschließlich Sklaven. Die Aschenreste wurden gesammelt, in eine Vase oder ein Steingefäß zusammen mit dem Lippenpflock des Verstorbenen gelegt und in einem Grabe, eingerahmt zwischen Stein und Kalk, bestattet. In Mithoacan wurde beim Tod eines Häuptlings der Leichnam mit „süßem Wasser" gewaschen und mit feinem Gewebe bedeckt. Hirschlederschuhe wurden an seine Füße getan und Glocken aus Gold und andere Schmuckstücke an seine Hand- und Fußgelenke und um den Hals. An seine Lippe wurde ein heiliger Smaragd gehängt. So lag der Leichnam auf einer großen Bahre mit Bogen und Pfeilen. Sieben Frauen aus guter Familie wurden, nachdem sie gewaschen und ihre Gesichter gelb bemalt waren, geopfert (Gomara S. 386ff.; s. a. Menschenopfer C). — Die Congari-Indianer von Südkarolina legten den Körper des Verstorbenen auf Rindenstöcke in die Sonne, balsamierten ihn mit Wurzeln ein und ölten das Haar. Nach ein oder zwei Tagen befestigten sie ihn an eigens für diesen Zweck zurechtgemachten Haken, ölten ihn wieder vollständig ein und bedeckten ihn dann mit Rinde der Kiefer oder Zypresse, damit kein Regen darauf fiel. Wenn das Fleisch erweicht war und sich glatt von den Knochen löste, entfernten sie dieses und verbrannten es. Dann reinigten sie die Knochen und ölten sie wieder ein. Der Schädel wurde sorgsam in ein besonderes, aus Opossumhaaren gewebtes Tuch getan. Die Knochen bewahrte man in einer hölzernen Kiste auf, ölte und reinigte sie jedes Jahr. Auf diese Weise konnten sie lange erhalten werden, und jeder Indianer besaß die Knochen seines Großvaters und noch älterer Vorfahren (Schoolcraft S. 156f.).

Mumienbündel. — Auf der mexikanischen Hochebene wurde der Leichnam manchmal in hockender Stellung in ein Bündel verschnürt. Daran wurden ein falscher Kopf und eine Maske befestigt und mit heiligen Zeichen ausgeschmückt. Aber auch ein Mumienbündel in aufrechter Stellung, ähnlich wie die ägyptischen gewickelten Mumien, findet sich von einem Krieger im Codex Magliabecchiano (Blatt 60) in der Nationalbibliothek von Florenz. Auf dem Kopf befindet sich ein Band mit einer Mosaikplatte aus Türkisen, blauen Ohr- und Nasenstiften und einem Schulterband aus Papier. Das Haar ist geschmückt mit Baumwollzöpfen, und den Kopf krönen Federn und ein Banner des Gottes *Uitzilopochtli*. Daneben befindet sich ein blauer, unbehaarter Hund und davor die Gaben an den Gott der Unterwelt *Mictlantecutli*. Der abgeschnittene Kopf einer Frau, die im Kindbett starb, oder eines Zauberers

ist auch beigefügt (Duc de Loubat 13/3). Auf einer anderen Malerei findet sich ein Mumienbündel in einem Baumwollgewebe mit Stricken festgebunden. Ähnliche Bündel sind in verschiedenen Graden ihrer Zurechtmachung im Codex Borbonicus (Blatt 28) und in den Sahagun-Manuskripten dargestellt (Seler II 451). Auch den Maya-Völkern waren diese Methoden der Leichenerhaltung vertraut. Es ist höchstwahrscheinlich, daß diese Methode der Leichenbehandlung mit der Annahme des Sonnenkalenders in Verbindung stand (Joyce S. 362). Unter diesen Umständen dürfte beides auf die Einwanderung der Nahua-Stämme in Zentralamerika zurückzuführen sein (James S. 218). Die Bewohner der Aleuten-Inseln stopften die Leichname der Männer mit getrocknetem Moos und Gras aus, setzten sie in ihrer besten Aufmachung in sitzender Haltung in einer starken Kiste bei und gaben ihnen ihre Pfeile und Geräte hinzu. Sie schmückten das Grab mit verschiedenartig gefärbten Matten, mit Stickerei und Malereien.

Auf der Insel Kagamale wurde der Leichnam eines Häuptlings mit dem feinen Fell einer Seeotter bedeckt gefunden, eingeschlossen in einem aus den Sehnen eines Seelöwen und einem Vogelnetz hergestellten korbartigen Gebilde, das mit einem Fischnetz bedeckt war. Bei den mumifizierten Resten befanden sich noch Holzgefäße, dunkelgrüne Steine, die zum Gerben von Fellen gebraucht werden, Haarlocken usw. In früheren Zeiten wurden die Leichen der Häuptlinge der Tsimshian-Indianer NW-Amerikas mit Zedernholz gefüllt, um sie zu konservieren. Die komplizierten Methoden der Aleuten und Kadiak dürften auf Einflüsse von Asien her zurückzuführen sein. — Auch die Ainu wendeten eine ähnliche Methode an wie die Aleuten und scheinen ihre Leichen erst an der Sonne getrocknet zu haben (James S. 214ff.).

Über Mumifizierung bei den Maori vgl. Journ. Polynes. Soc. 25 (1916) S. 122, 167; ebd. 26 (1917) S. 70ff., 98, 188; ebd. 32 (1923) S. 49. Vgl. a. Best II 28ff.

§ 16. Die Konservierungstendenz des Körperlichen gipfelt schließlich in gewissen Ersatzleistungen. Man stellt eine künstliche Plastik des Verstorbenen, der Leiche, her, manchmal in Lehm, wie z. B. auf den Neuen Hebriden, manchmal aus Holz geschnitten, und verwendet dazu noch echte Bestandteile des Toten, Schädel oder Knochen oder Asche. Auf diese Weise wird das Bildnis des Verstorbenen unabhängig von der Leiche, mit der es jedoch noch immer im Zusammenhang einer starken Wirkungssymbolik verharrt. Es ist darum kein Zufall, daß viele der ältesten Bildwerke eine starke Tendenz zur Porträtähnlichkeit verraten. Es handelt sich bei diesen Kunstwerken in der Tat um möglichst getreue Nachahmungen der Verstorbenen, sie rücken die Erhaltung der wirklichen Leiche in den Hintergrund. Es befördert die Loslösung der Seelen- oder Geistervorstellung von der Haftung an der Leiche, und verhilft so zu einer Entmaterialisierung der damit verbundenen Gedanken.

Diese Behandlung der Bildwerke von Verstorbenen zeigt, daß man sie, wie es dem primitiven Denken (s. d. und Zauber A) entspricht, in wirklicher Beziehung mit der dargestellten Persönlichkeit befindlich ansah, ganz ähnlich, wie das auch etwa im alten Ägypten der Fall war. In Mexiko wurde die Bildfigur eines toten Königs mit den Insignien seiner Herrschaft geschmückt und mit Ansprachen und Gaben geehrt, als ob es der Mann selbst wäre. Wenn in derselben Gegend ein Händler fern von seinem Heim starb, wurde eine Figur des Verstorbenen in Holz geschnitzt, geschmückt und, nach Erledigung der Trauerzeremonien mit der Figur, diese verbrannt und die Asche begraben. Dasselbe Verfahren wurde auch nach einer Schlacht eingehalten. Ein Bildwerk, das den Erschlagenen darstellte, wurde vor dem Tempel verbrannt, und Aschenteile wurden über die Angehörigen gestreut, der Rest dann begraben. An der Nordwestküste Amerikas, in Britisch Columbia (in *Kitwankool*), wurden Porträtfiguren gefunden, bei deren Herstellung der Künstler seine Anstrengungen darauf richtete, in Form und Ausdruck „so lebendig und lebensnah wie möglich" zu sein. In einem Bildwerk, das ursprünglich bekleidet und geschmückt war, wurden die verbrannten Reste des Verstorbenen

im Leib gefunden. Bei den Haida wurde eine solche Holzfigur eines Häuptlings bei den Familienfesten ausgestellt und bekleidet. In manchen Fällen wurde das Haar des Verstorbenen in kleine Löcher im Kopf eingesetzt. In dem Dorf *Tununuk* (Cap van Couver) wurden Pfeiler in einer Reihe parallel zum Strand gefunden, von denen man sagte, daß sie Leute darstellten, die verlorengegangen wären, und deren Leiber nicht wieder aufgefunden worden waren. Oben hatte man Köpfe und Hälse geschnitzt. Mund und Augen wurden aus Knochen eingelegt und Walroßhauer als Arme und Beine angesetzt. In 5 dem Tode folgenden Jahren wurde alljährlich eine neue Bekleidung den Figuren am Totenfest angelegt und ihnen Opfer dargebracht. Diese Sitte blieb in Kraft, auch wenn die Pfeiler für Personen errichtet waren, deren Leichnam in einer Grabkiste beigesetzt worden war. Die Kirchhöfe der Dörfer in diesem Distrikt waren voll von geschnitzten Holzbildern dieser Art (James S. 224).

In verschiedenen Teilen Amerikas wurde die Asche der Verbrannten in geschnitzten Figuren der Toten beigesetzt oder mit Lehm vermengt und daraus eine Statue hergestellt, die als Ersatz des Verstorbenen behandelt wurde. Letzteres war z. B. in *Michoacan* mit dem Leichnam eines Häuptlings der Fall. Die Statue wurde mit Kostbarkeiten und einem Mantel geschmückt, bevor die übrigen Reste begraben wurden. Auch die Tarascaner sammelten die Asche eines Häuptlings nach der Verbrennung und verwendeten sie, um daraus eine Figur herzustellen, die mit königlichen Kleidern geschmückt und auf den Thron, nach Osten schauend, gesetzt wurde, bevor sie in einer großen Urne in einem von Steinen eingesäumten Grabe gegenüber dem Tempel beerdigt wurde. Die Maya legten etwas von der Asche eines Königs auf die Rückseite einer Holzfigur des Verstorbenen, verdeckten sie mit der Haut des Hinterkopfes, setzten sie unter großer Verehrung in den Tempel und verbrannten Weihrauch vor ihr (James S. 223). — S. a. § 19.

§ 17. C. Art und Umstände bei der Beisetzung der Reste. — Entfernung der Leiche. — Im folgenden sollen die Ranken und Arabesken von Handlungen angedeutet werden, welche die verschiedenen Arten der Beisetzung begleiten, angefangen von der Entfernung der Leiche vom Ort, wo der Tod erfolgt ist, bis zu den verschiedenen Begräbnis- und Beisetzungsarten. Es handelt sich hauptsächlich um Zeremonien der mittleren und höheren Naturvölker.

Entfernt man die Leiche aus der Hütte, so wendet man gewöhnlich besondere Vorsichtsmaßregeln an. Die Samojeden der großen Tundra tragen den toten Körper nicht durch die gewöhnliche Öffnung aus dem Zelt, sondern unter der Fell- oder Rindenbedeckung hindurch nächst der Stelle, wo der Körper im Augenblick des Todes gelegen hatte (Montefiori S. 406). — Auch die Hottentotten halten es für unheilbringend, die Leiche durch die Tür hinauszutragen, die der Lebende benutzt hatte, und reißen die Rückwand der Hütte ein, um den Toten hinauszuschaffen (Seyffert S. 87f.). — Bei den Kwakiutl-Indianern von Britisch-Columbien wird der Tote entweder durch das Dach oder durch ein in die Wand gemachtes Loch aus dem Haus gebracht und erst außerhalb desselben eingesargt (Boas 1896 S. 6).

Bei den Eskimo am unteren Yukon zieht man die Leiche durch den Rauchfang hinaus (Nelson S. 314).

§ 18. Über die Beisetzung von Knochen ist im Zusammenhang anderer Paragraphen die Rede (s. § 6, 13, 19).

§ 19. Für die Sitte der Leichenverbrennung, die bei einzelnen Stämmen ausschließlich herrschend ist, bei anderen jedoch in Verbindung mit und neben anderen Bräuchen der Totenbehandlung vorkommt, wird man verschiedene Motive ins Auge zu fassen haben. Es mag sein, daß das Räuchern der Leichen zwecks ihrer Erhaltung gelegentlich zu einer Verbrennung des Toten führte. Es mag auch sein, daß nomadisierende Völker das Verbrennen dem Mitschleppen von Leichenteilen oder Knochen vorzogen. Aber zweifellos muß die Annahme dieser Verbrennungssitte gestützt worden sein durch entsprechende Auffassungen von der Wirkung auf die derartig behandelte Leiche und von den

Vorstellungen über die Totengeister. Jedenfalls entspricht die ganze Verbrennung der Leichen als Sitte bestimmt gearteten Gedankensystemen, die man ursprünglich zweifellos mit einer bestimmten Kultur oder Kulturströmung in Zusammenhang zu bringen berechtigt sein dürfte. Dort jedoch, wo die Verbrennung neben anderen Bestattungssitten vorkommt, dürfte sie wohl ein Zeuge für das Eindringen eines besonderen Kultursplitters sein.

Die Diegueño-Indianer, die früher in oder um San Diego in Kalifornien lebten, machten beim Bilderfest Figuren aus Adlerfedern, Matten und Stoff, von denen man annahm, daß sie die Seelen der Verstorbenen enthielten. Das Gesicht wurde mit Tuch bedeckt, der Mund außen rot, innen schwarz bemalt, die Zähne glänzten in Perlenform. Die Augen bestanden aus Abalone-Schnekken mit einer Pupille aus schwarzem Wachs. Man suchte die charakteristischen Züge des Verstorbenen auf dem Bilde so streng wie möglich einzuhalten. Büschel aus Federn vom Adler und dem gelben Hammervogel steckte man auf die Schultern und legte Perlenketten und anderen Schmuck darüber. Um den Hals befestigte man ein Netz mit kleinen Näpfen für Essen und Trinken des Geistes auf seiner Reise in das Jenseits. Die Seele zog in dieses Puppengebilde ein, sowie es fertig war. Nach den allnächtlich, eine Woche lang, abgehaltenen Zeremonialtänzen wurde das Bild zusammen mit den Opfergaben an Decken, Kleidern und anderen Gegenständen verbrannt, um auf diese Weise „die Seele freizumachen".

Aus diesem Verfahren geht das Verhältnis zu Aufbewahrung und Verbrennung deutlich hervor. Das Bild entsprach dem wirklichen Körper. Um die Seele zu befreien, wurde dieses Bild zum Schluß verbrannt. James (S. 225) ist der Ansicht, daß das Streben nach Erhaltung der Leiche in N-Amerika älter ist als die Verbrennung. Auch psychologisch hält er es für die einfachere Haltung gegenüber dem Leichnam, den man über die Katastrophe des Todes hinaus erhalten will. Solange man meinte, daß die physische Unversehrtheit der Leiche einen wesentlichen Teil der Fortsetzung des Lebens über den Tod hinaus ausmachte, versuchte man, den Körper zu erhalten. Die technischen Schwierigkeiten eines ausgebildeten Prozesses der Mumifizierung wiesen jedoch auf einfachere Verfahren, diesen Zweck zu erreichen. Darum wurde manchmal nur der Schädel aufbewahrt, oder der Körper durch Feuer getrocknet, oder die Leiche wurde in ein Bündel mit konservierenden Substanzen gebunden oder auf natürlichem Wege getrocknet. Zum Ersatz des Toten und der Leiche wurden Bildwerke angefertigt und wie die Person selbst behandelt. Um nun den Zusammenhang zwischen dem Bildwerk und dem Menschen zu verstärken, wurden Teile der Leiche oder Asche des verbrannten Toten in das Bildwerk übertragen oder eingebettet. In einigen Fällen zog man vor, die Knochen aufzubewahren, statt den ganzen Körper zu mumifizieren. Eine zweite Bestattung zeigt sich oft als Ergebnis eines systematischen Versuches, die Leiche unversehrt zu erhalten.

Von besonderer Bedeutung ist zweifellos die Einführung von Bildwerken des Verstorbenen. Sie waren sicher dazu geeignet, das Geistige gegenüber dem Körperlichen in den Vordergrund zu rücken. So dürften auch die Reliquien an Knochen und Aschenresten in ihrer Bedeutung gegenüber dem Streben, einen Sitz der Seele zu erhalten, zurückgetreten sein. Nach dieser Richtung hin liegt die Auffassung der *Senel*, daß die Seele durch die Flamme des Scheiterhaufens befreit und gereinigt wird und in den Rauchwolken zur Sonne getragen wird, um nach den glücklichen w. Landen zu fliegen. Die Zeremonien des Waschens der Leiche mit aromatischem Wasser vor der Verbrennung bei den Azteken weisen darauf hin, daß früher wahrscheinlich Versuche zur Erhaltung der Leiche üblich waren. In dieser Richtung liegen auch Bilder, die ein Begräbnis der *Michoacan* im 16. Jh. zeigen, wie sie in Baumwolle eingewickelte Mumien verbrennen (James S. 226).

Die Anfertigung von Bildern (s. § 16) des Toten kommt sowohl in Verbindung mit Verbrennung wie auch mit der Bewahrung der Leiche oder mit Austrocknung derselben am Feuer vor. Dadurch, daß

man diesen Figuren eine größere Bedeutung beilegte und die Übertragung des „Lebens" des Verstorbenen auf die Porträtstatue oder deren Äquivalent vornahm, wurde die Aufmerksamkeit mehr und mehr von der Leiche selbst abgezogen und damit auch der Gedanke begünstigt, daß die Leiche zugrunde gehen, insbesondere verbrannt werden kann. Namentlich dürften sich aber nomadische Völker der Verbrennung mehr und mehr zugewendet haben, schon weil es Schwierigkeiten bereitete, die Mumie mit sich herumzuschleppen. Gerade dieser Umstand aber mag zur Aufstellung von Theorien über den Tod geführt haben, die ihrer Lebensweise entsprachen. In Zentralamerika wurde die Verbrennung wahrscheinlich von den dort einbrechenden Jägerstämmen gepflogen, welche gewisse mexikanische Sitten und Auffassungen in die *Maya*-Gegend brachten. Von den *Nahua* wird z. B. erzählt, daß sie ihre Häuptlinge verbrannten, um ihre Asche bei den Wanderungen mitschleppen zu können (James S. 227).

Spuren von Feuerbestattung finden sich in verschiedenen Teilen Amerikas, und es scheint, daß die Mumifizierung Anlaß zum Übergang zur Verbrennung gegeben hat (James S. 227). Reste mit teilweiser Verbrennung werden an verschiedenen Orten gefunden (ebd. S. 221f.). Auch Gräber aus gebranntem Ton kommen in Hügeln der Cherokee vor, ebenso mit Steinen umgebene Skelette, welche Spuren von teilweiser Verbrennung zeigten. Aus Yucatan wird berichtet, daß, wenn in den alten Zeiten ein König der *Cocome* starb, sein Kopf abgeschlagen und gekocht wurde. Dann entfernte man das Fleisch, spaltete den Schädel in eine vordere und hintere Hälfte und modellierte das Vorderteil mit plastischen Substanzen zu vollständiger Lebensähnlichkeit. Verbrennung der Schädel ist von den Pitt-River-Indianern in Kalifornien und von den Tlingit der NW-Küste bekannt (James S. 222).

Damit hängt wohl auch die Verbrennung von Weihrauch zusammen, dem man ähnliche Kräfte zuschrieb, und dessen Rauch als materielles Medium gedacht wurde, auf dem die Seelen der Verstorbenen in den Himmel aufstiegen. Gleichzeitig galt er als wiederbelebendes Agens, weil darauf die Seele sich bewegen konnte (James S. 231).

James (S. 230) vertritt die Auffassung, daß die Verbrennung in Amerika wesentlich einer bestimmten Kultur von Einwanderern angehört, wie das auch Rivers (II 546ff.) für den Pazifik annimmt, obgleich letzten Endes vieles dafür spricht, daß diese Sitte als solche gerade aus dem Erhaltungsbestreben, wie bereits angedeutet, entstanden ist, und zwar durch gelegentliches Verbrennen der Leiche während des Trocknungsprozesses am Feuer, andererseits aus praktischen Erwägungen nomadisierender Stämme. Eine Voraussetzung dafür muß aber immer sein, daß man mit der Erhaltung der Leiche nicht irgendwelche besonderen Gedanken verknüpft. Denn sonst würde die Einführung der Verbrennung zweifellos auf unüberwindliche Hindernisse stoßen. Die Auffassung von einer Lebenskraft, die den Körper verläßt, um sich irgendwo anders hin zu begeben, z. B. in den Himmel, erscheint dagegen für die Verbrennung förderlich, da man den Rauch als Vehikel ansehen kann, auf dem die Seele aufsteigt. Dies war z. B. in Kalifornien der Fall, wo man meinte, daß der Geist des Menschen durch die Flamme des Scheiterhaufens zur Sonne emporgetragen werde, ganz ähnlich, wie in der Tyrischen Version der griechischen Herakles-Sage, wonach er im Rauch seines Scheiterhaufens zum Himmel aufstieg (Sophokles, Trachiniai 1191ff.).

Auf den Neuen Hebriden glaubte man, daß die Seele auf dem Feuer, das auf dem Grabe entzündet wurde, zur Sonne aufstieg (Turner S. 335). In der Geschichte von Isis im Hause des Königs von Byblos, von Demeter im Hause des Königs von Eleusis, und Thetis im Hause ihres sterblichen Gatten Peleus wird Unsterblichkeit auf die kleinen Königssöhne dadurch übertragen, daß man sie im Feuer verbrennt. Im brahmanischen Ritual werden drei heilige Feuer angezündet, um der Seele zu ihrem Aufstieg in den Himmel zu verhelfen. Rauch und Feuer (s. d. A) gelten vielfach als Mittel, die Unsterblichkeit herbeizuführen.

Die Leichenverbrennnng ist in San Cristoval auf die Landschaft Arosi be-

schränkt und hängt nach Fox (S. 228) wohl mit der letzten Einwanderung des „Vogeltotemvolkes" zusammen. Nach dem Tode wurde die Leiche in eine Pandanus-Matte gewickelt oder auch nur mit einer Matte auf einem der Grabhügel bedeckt; die Verbrennungen fanden regelmäßig auf Grabhügeln statt. Scheite von Hartholz wurden um den Toten herumgelegt, der, wenn es ein Häuptling war, auf einem Stuhl mit allem seinem Schmuck dasaß. Das Feuer wurde angeblich oben am Scheiterhaufen entzündet, und man ließ es nach unten hin brennen. Bei einem Häuptling schützte man den Kopf durch Bananenstengel. Nach anderen Berichten wurde das Feuer aber unten angezündet, so daß es zunächst die Eingeweide verbrannte und durch den offenen Mund, der absichtlich offen gelassen war, herausschlug, was einen schaurigen Eindruck machte, zumal die Verbrennung in der Dunkelheit stattfand. Nachdem das Feuer heruntergebrannt war, wurde die Asche gesammelt, in einer Einhegung beigesetzt und Drazänen und Krokus darin gepflanzt. — In einigen Dörfern von Arosi verbrannte man nur die kriegsgefangenen Feinde. Kinder wurden nicht verbrannt (Fox S. 228). — Über die Leichenverbrennung in Buin auf Bougainville (n. Salomo-Insel) vgl. Thurnwald III 21ff.

Die Leichenverbrennung findet bei den Bewohnern des s. Holländisch-Neu-Guinea immer gegen Abend statt, nachdem die männlichen Angehörigen des Verstorbenen die nötigen Vorbereitungen getroffen, d. h. den Scheiterhaufen hergerichtet haben, der ungefähr eine Höhe von 1 m besitzt. Hierauf wird die Leiche kurzerhand und ohne jegliches Zeremoniell, samt Blättern und Bananenstengeln, auf denen sie ruhte, aus der Hütte getragen und den Flammen übergeben. Ist dies geschehen, so reiben sich alle, welche die Leiche berührt oder auch nur in der Sterbehütte gesessen haben, den Körper mit zerschnittenen Bananenstengeln und Blättern ab, als wollte man hierdurch die Unreinlichkeiten entfernen, welche vom Toten ausgingen und schädlich sein konnten (s. Reinigung D). Der Boden der Wohnhütte, wo der Verstorbene gelegen hatte, wird mit Gras bestreut, um auf diese Weise einer Berührung mit Unreinem, Schädlichem vorzubeugen. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln wird die Hütte jedoch anstandslos weiter bewohnt, es sei denn, daß irgendein unliebsames Ereignis, wie z. B. ein Krankheitsfall, unter den Bewohnern eintrete. In diesem Fall wird sie sofort verlassen und bleibt mehrere Monate hindurch unbewohnt. — An der Verbrennungsstätte der Leiche wird nichts verändert. Am folgenden Morgen wird der Platz umzäunt, und einige Knollen von *Ipomoea batatas* oder *Colocasia* werden zu den noch vorhandenen Knochenresten als Totenopfer gelegt. Oftmals wird auch über den Knochenresten ein kleines Schutzdach von etwa $^1/_2$ m H. angebracht. Hierauf wird innerhalb der Umzäunungen ein sog. *piron* (= Erde, Kot, Unreinigkeit) errichtet. Dieser *piron* besteht aus 4 oder mehreren unbehauenen Baumstämmchen, die in den Boden gesteckt werden. Die eine dieser Stangen ist länger als die übrigen und wird an ihrem Ende mit Gras umwickelt. Der Raum zwischen den Stangen, die untereinander mit Rotang oder einer Liane verschnürt sind, wird am Grunde mit Erdklößen gefüllt (daher nennt man auch das ganze *piron*), und zwar pflegt ein jeder Angehöriger des Verstorbenen einen solchen Erdkloß hineinzustecken. Die eigentliche Bedeutung dieses Verfahrens ist nicht klar. Man wird entfernt an die Steinhaufen (s. § 12, 24, 27) erinnert.

Schmuck und Geräte des Verstorbenen werden am *piron* aufgehängt, die Pfeile des Mannes zerbrochen und samt dem Bogen in die Erde gesteckt. Nur die wertvolleren Dinge, die der Verstorbene hinterließ, vor allem das Schneckenmuschelgeld (*tinale*), Steinbeile und Steinmesser, werden aufbewahrt und gehen samt den Schweinen und den Pflanzungen auf die nächsten Verwandten über (Wirz 1924 S. 81f.).

Vgl. a. Zaborowski *Les Hétéens, les migrations de l'âge du bronze en Europe, le rite de l'incinération des cadavres* Bulletin et Mém. de la Soc. d' Anthrop. de Paris 1920 Nr. 456 S. 146.

§ 20. Die Wasserbestattung hat hauptsächlich Bedeutung für seefahrende Völker, wo sie vielfach von dem Gedanken getragen wird, daß die Leichen sich in be-

stimmte Fische oder andere Wassertiere verwandeln (vgl. Moss S. 15ff.). Das Bestattungsverfahren vollzieht sich wiederum in verschiedener Weise, z. B. dadurch, daß man ein Boot mit der Leiche steuerlos hinaustreiben läßt, oder aber, daß man die Leiche ins Wasser wirft und Steine an sie bindet.

Bei der Bestattung in der See, wie sie auch in San Cristoval üblich ist, und zwar hauptsächlich in der Landschaft Ulawa, soll der Leichnam von Haifischen verzehrt werden. Unter den zusammengebundenen und angezogenen Knien wird ein Stein befestigt, so daß der Tote gleich untergeht. Man rudert ihn in zwei Kanus hinaus und wirft ihn über Bord. Das eine Kanu kreist zunächst einmal um die Stelle, wo man ihn versenkt hat, „um den Geist irrezuführen", während das andere hinaus in die See geht. Herkömmlicherweise wird eine Stelle über einer sandigen Untiefe gewählt, wo man durch das klare, grüne Wasser auf den weißen Sand hinunterblicken kann, und mitunter taucht noch der Vater, Sohn oder Bruder in das Wasser und gibt der Leiche die gewünschte Stellung. In Ulawa werden die „Familien-Haifische" mit der Sorge für den Toten betraut, denn man meint, daß diese nur lebende Menschen, nicht einen Leichnam angreifen, sondern diesen behüten. Es sind Haifische, von denen man annimmt, daß sie ihre Seelen mit lebenden Menschen getauscht haben. — Das Kanu, in dem man den Leichnam herausgebracht hat, wird nachher zerstört oder nur gewaschen (Fox S. 226f.).

Auf den hawaiischen Inseln warf man die Toten in das Wasser, damit sie Haifisch- oder Eidechsengeister würden, während man vermutete, daß die Seelen nach dem Tode bald in einen Vulkan, bald ins Wasser oder bald in das trockene, ebene Land der Steppe gingen (Fornander *Collection of Hawaiian Antiquities* Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum 5, 3 S. 572).

Über die Schiffbestattung in skandinavischen Ländern und auch anderwärts und die ihr zugrunde liegenden Gedanken vgl. Major *Ship burial in Scandinavian Lands and the Beliefs, that underlie them* Folk-Lore 35 (1924).

Für kontinentale Völker kommt verhältnismäßig selten die Bestattung im Sumpf oder im Fluß in Betracht (Küsters 1921/22 S. 212ff.). Dabei handelt es sich hauptsächlich um Verbergen der Leiche, bei der Sumpfbestattung augenscheinlich um Verhinderung einer Wiederkehr der Seele.

§ 21. Begräbnis und Begräbnisarten. Während wir in einer Kultur einerseits mitunter eine ganz feststehende Art der Bestattung finden, gibt es andererseits Stämme, bei denen eine geradezu verblüffende Vielseitigkeit von Bestattungsarten möglich ist. Teils ist es der Wahl des Verstorbenen überlassen, der vorher einen bestimmten Willen kundgegeben hat, bald folgt es aus einer Zugehörigkeit zu gewissen Familien, bald aus der Eigenschaft als Häuptling oder Schamane, bald werden die Kinder in besonderer Weise bestattet, bald Missetäter oder die vom Feinde Getöteten usw.

Im folgenden sollen nur einige besonders bemerkenswerte und für die Betrachtung besonders wichtige Begräbnisarten herausgegriffen werden. Der Tote wird auf San Cristoval in verschiedener Weise behandelt, je nachdem er bestattet werden soll: in der Erde, auf der See, in einem Sack, in einer Höhle usw. Man unterscheidet folgende Bestattungsverfahren: 1. Begräbnis in einem Hügel von Stein und Erde (*heo*), entweder in einem seichten Grab oder in einer natürlichen oder künstlichen Höhle im Hügel; 2. Bestattung in einem im Boden gegrabenen Grab, entweder a) liegend, b) sitzend oder c) stehend; 3. Beisetzung im Boden mit dem Kopf über dem Boden; 4. Sitzende Bestattung in einem Grab bei einem hohlen Baum, der den Leichnam von der Mitte aufwärts umhüllt; 5. Baumplattform-Beisetzung; 6. Bestattung auf den Zweigen oder Wurzeln eines Baumes, liegend oder sitzend; 7. Beisetzung in einem hohlen Baum, gewöhnlich stehend; 8. Begräbnis in einer Höhlung, die in einem lebenden Baum ausgehauen wird; 9. Beisetzung in einem großen Sack, sitzend; 10. Bestattung in sitzender Stellung über dem Boden, an einem Baum; 11. Beisetzung in einem hölzernen Speisebecken (*dara* oder *hohoto*); 12. Beisetzung in einem

Kanu (einbalsamiert); 13. Begräbnis in einer natürlichen Felsenhöhle; 14. Bestattung in der Spalte eines Riffs; 15. Beisetzung auf einem Felsen in der See oder auf dem Lande liegend; 16. Bestattung in der See, entweder a) liegend, b) sitzend oder c) stehend; 17. Beisetzung in der Holzfigur eines Schwertfisches oder Haifisches; 18. Begräbnis in sitzender, stehender oder liegender Stellung im Hause oder in der Festhalle (*oha*); 19. Beisetzung in einem hohlen Bambus, der auf einen Hügel (*heo*) gestellt wird; 20. Verbrennung; 21. Begräbnis in einem Sagobaum, der wie ein Gong ausgehöhlt ist, am Boden.

Von diesen verschiedenen Bestattungsarten gibt es noch weitere Modifikationen; ein in einer Höhle beigesetzter Mann kann darin wieder eine verschiedene Stellung erhalten und einbalsamiert werden. Einige der Beisetzungsarten erscheinen wie Kompromisse zwischen dem Begräbnis im Boden der Aussetzung, Verbrennung und Bestattung auf der See.

Die Behandlung der Leiche richtet sich, wie erwähnt, nach der besonderen für sie vorgesehenen Bestattungsart (Fox S. 210ff.).

Unter den verschiedenen Formen der Bestattung konnte ein Mann von San Cristoval, bevor er starb, die eine oder andere Art wählen. Nur von der Häuptlingssippe steht es fest, daß ihre Mitglieder immer ausgestreckt liegen mußten, oder in sitzender Stellung exponiert, jedoch nie in die Erde eingegraben wurden. Die Sippe der *Atawa* und *Amwea* pflegte ihre Toten um heilige Bäume zu bestatten, mit eingezogenen, am Körper fest verschnürten Knien; die „Vogel-Sippen" verbrannten hauptsächlich ihre Toten. Die Bestattung in der See wurde besonders von den *Mwara*-Leuten vorgenommen (Fox S. 229). — Offenbar sind Stämme mit verschiedenen Überlieferungen zusammengetroffen, die in Heiratsbeziehungen zueinander traten, wodurch in den Überlieferungen bei ihren Nachkommen Unsicherheit Platz griff.

§ 22. Eine sehr verbreitete Behandlung der Leiche besteht darin, sie in einem Sack oder Bündel, gewöhnlich in kauernder Stellung, einzupacken. Dieser Sack oder dieses Bündel kann wiederum in verschiedener Weise, z. B. in Bäumen oder auch in Urnen (s. § 26) usw., beigesetzt werden. Die Bestattung solcher Bündel in Gräbern wird im folgenden § 23 behandelt.

Wenn ein Kind gestorben ist, so begräbt man dieses auf San Cristoval gewöhnlich im Hause, den Körper ganz in Pandanus-Matten fest eingewickelt, oft stehend in einer Ecke auf zwei Balken oder in einer Eßschüssel ausgestreckt liegend. So läßt man es für etwa zwei Jahre im Hause und entfernt dann die Knochen. Ein Haus mit einer Kinderleiche durfte eine Frau nicht betreten. Manchmal bestattete man ein Kind auch in dem großen Hohlraum eines Bambus, den man auf einem Grabhügel aufrecht einrammte. Den Sohn eines Häuptlings setzte man auf einem Stuhl in einer kleinen Laube, im vollen Schmuck eines Häuptlings, auf dem Opferplatz neben einem Grabhügel bei. Ein Wächter, der neben ihm schlief, goß täglich Wasser über die Leiche und wurde nachher durch ein „Belohnungsfest" entgolten (Fox S. 227f.).

§ 23. Als eigentliche Hockerbestattung kann man die Beisetzung einer Leiche in kauernder Haltung in Gräbern oder Grabnischen ansehen. Die Haltung dieser Hockerleichen kann wiederum verschieden sein: der Hocker kann aufrecht stehend beigesetzt werden oder aber auf einer bestimmten Seite liegend.

Bevor die Leichenstarre eintritt, muß bei den Bergdama SW-Afrikas die Leiche zum Begräbnis zusammengebunden werden. Zu diesem Zweck bringt man den Toten in hockende Stellung, stützt den Kopf auf die Knie und die Ellenbogen auf die angezogenen Oberschenkel, so daß die Hände an den Kinnladen oder auch am Hinterkopf ruhen. In dieser Hockerstellung wird die Leiche mit Riemen zusammengebunden. Oft näht man auch noch mit Dorn oder Pfriem und Zähnen das Schlaffell des Verstorbenen um seinen Körper zusammen. Während dieser Arbeit gehen einige Männer ins Gelände, um einen geeigneten Platz für das Grab zu suchen. Man bevorzugt die Nähe eines Termitenhaufens, der von den Termiten verlassen ist. Vielleicht geschieht das deshalb, weil es leichter ist, in der gelockerten Erde ein Grab auszuheben, das gewöhnlich in einer

T. von 1—1½ m angelegt wird. Besitzer von Ziegenherden begräbt man gern auf Anhöhen, „weil sich von einer Anhöhe aus der Besitz leichter übersehen läßt". Jedenfalls vermeidet man es, das Grab an einem viel begangenen Fußpfad anzulegen. Die Totengräber erhalten ein Geschenk für ihre Mühe, denn in alter Zeit mußte das Grab mit einem zugespitzten Grabstock ausgeworfen werden. Hatte der Verstorbene Ziegen hinterlassen, so erhalten die Totengräber zwei bis drei Stück davon. Diese Schenkung wird „Gesichtsrötung" genannt.

Wegen der Hockerstellung der Leiche genügt eine Grube mäßigen Umfangs. In halber Höhe des Grabes wird eine kleine Seitenkammer hergestellt, indem man die obere Erde unberührt läßt und nur ein seitliches Loch aushebt, eben groß genug, um die Leiche darin unterzubringen. Die junge Mannschaft des Lagers bringt nach Vollendung des Grabes auf einer primitiven, aus Stöcken hergestellten Tragbahre, die aber mit den Händen, nicht auf den Schultern getragen wird, den Leichnam zum Grabe. Eine starke Person steigt hinein, empfängt mit den Händen den toten Körper und setzt ihn so in die Seitennische, daß das Gesicht nach Osten sieht. In der Regel wird daher die Nische in der w. Grabeswand angebracht. Anstatt in hockender aufrechter Stellung, den Kopf nach oben, beizusetzen, kann man die Leiche auch auf die rechte oder linke Seite legen, nur muß das Gesicht nach O sehen (Vedder S. 130f.).

Oft werden den Toten vor der Bestattung die Knochen zerbrochen, wie bei den Herero SW-Afrikas oder von den Bewohnern der Aleuten-Inseln, namentlich, um die Leiche bequem zu einem Bündel verschnüren zu können (Andree S. 282, 303.)

Mitunter wartet man nicht einmal den Tod ab, um die Leiche in Hockerstellung zu bringen, sondern gibt schon dem Sterbenden die für die Bestattung gewünschte Stellung und drückt Knie und Arme fest gegen seinen Körper, bis die Leiche steif geworden ist, wie auf der Insel Seran (Andree S. 292).

Die Art der Hockerbestattung hat verschiedene Deutungen gefunden: nach der einen soll dadurch die Schlafstellung nachgeahmt werden, nach einer anderen die Stellung des Kindes im Mutterleib, wieder nach anderen soll die Raumersparnis bei der Anlage des Grabes ausschlaggebend gewesen sein. Sehr verbreitet ist die Meinung, daß die Hockerbestattung aus der Furcht vor der Wiederkehr des Toten oder seines Geistes zu erklären ist. Nach dieser Richtung liegen auch direkte Andeutungen von Eingeborenen vor (Howitt 1884 S. 590). Dazu treten auch andere Vorsichtsmaßregeln, wie das Nichtaussprechen ihrer Namen, die ausdrückliche Bitte, nicht wiederzukommen, oder die Verstopfung der verschiedenen Körperöffnungen u. dgl. Auch mehrere der hier von genauen und verläßlichen Beobachtern berichteten Fälle (s. § 9, 11, 15, 16, 35, 42, 43, 44) weisen nach dieser Richtung.

Martin (1920 S. 17) meint, daß die Umschnürungen und Umwicklungen nur den Zweck hatten, den Körpergliedern eine bestimmte Stellung zu geben, und zwar diejenige, die für den Lebenden die natürlichste war. Das Hocken ist bei den in Betracht kommenden Völkern die gebräuchlichste Ruhestellung, in die sie immer wieder zurückkehren. Wie man dem Toten alles ins Grab mitgibt, was er im Leben liebte und brauchte, damit er es im Jenseits nicht entbehre, so brachte man ihn auch in die ihm gewohnte Ruhelage, die er nach dem Tode einzunehmen selbst nicht mehr imstande war. Die Umschnürung des Körpers ist nicht das Wesentliche, sondern etwas Sekundäres, das später hier und da zu Mißdeutungen innerhalb des betreffenden Volkes selbst Anlaß gegeben haben kann. Dall (S. 28) hörte von den Kadiak (Aleuten), daß es bei ihnen nicht ungewöhnlich ist, die Leichen in einer natürlichen Haltung und Beschäftigung zu trocknen und in dieser Lage in einer Höhle beizusetzen. So wurden Frauenleichen in eine Haltung gebracht, als ob sie nähten oder ihre Kinder stillten, alte Männer, als ob sie Tamburin schlügen usw. Dabei werden die dazu nötigen Gerätschaften aber nur selten im Original den Toten beigegeben, sondern durch hölzerne Modelle ersetzt. — Auch andere Ge-

wohnheiten des Lebens können für die Lagerung der Leiche maßgebend sein: die Bassari bestatten ihre Toten ausgestreckt, die eine Hand unter den nach N gerichteten Kopf gelegt. Der Kopf des Mannes ruht auf der linken Hand, das Gesicht nach Sonnenaufgang gewendet, der Kopf der Frau auf der rechten Hand, mit dem Gesicht nach Sonnenuntergang. Als Erklärung wird dafür angeführt: Wenn die Sonne aufgeht, nimmt der Mann seine Hacke und sagt: „Ich will zur Farm-Arbeit gehen." Wenn die Sonne untergeht, nimmt die Frau ihre Last und sagt: „Ich will zum Markte gehen" (Frobenius III 474).

Auch für die Bedeutung der Hockergräber wird man nicht mit einer einseitigen Erklärung auskommen. Am wahrscheinlichsten dürfte es sein, daß man den Toten in die bei seinem Stamm übliche Ruhelage versetzte, vielleicht mit dem Gedanken, daß er von dieser aus nunmehr im Jenseits, das in der Regel als Fortsetzung des Diesseits betrachtet wird, seinen Beschäftigungen nachgehen kann. Dazu trat dann, wie das insbesondere aus dem Beispiel der Bergdama ersichtlich ist, gelegentlich die Furcht vor der Wiederkehr böser oder sonst gefürchteter Menschen und mag zu einer besonderen Betonung durch Beschweren mit Steinen oder durch ungewöhnlich feste Bündelung geführt haben. Indessen ist die Furcht vor der Wiederkehr kein durchweg ausschaltbarer Faktor bei gewissen Bestattungen, namentlich bei der Bündelung der Hocker. Wie sehr solche Gedanken gelegentlich in den Vordergrund treten können, zeigt das (§ 35 Schluß) angeführte Gebet der Banda-Leute, der Tote solle nicht wieder auferstehen.

Vgl. a. Crooke *Primitive Rites of Disposal of the Dead, with Special Reference to India* Journ. anthr. inst. 29 (1899); Scheerer *Ein ethnologischer Bericht über Botel, Tobago (Formosa)*; Ricketon *Burials in the Maya Area* Amer. Anthr. 27/3 (1925).

§ 24. Eine merkwürdige Erscheinung sind die Steinhaufen in den verschiedensten Teilen der Erde, denen gegenüber fast immer ein gewisses zeremonielles Verhalten beobachtet wird. Zum Teil handelt es sich dabei zweifellos um Grabstätten. Ob das jedoch immer und überall der Fall ist, muß dahingestellt bleiben. Bemerkenswert ist auch die Variante des Werfens von Erdklumpen, wie sie in den unten angeführten Beispielen zutage tritt.

Diodor (III 33, 1/5) berichtet nach Agatharchides, daß diejenigen Troglodyten, die Megabarer heißen (die anderen waren die Blemmyer, die nach Strabo XVII c. 2 unterhalb von Meroë zwischen Nil und Rotem Meer wohnhaft und den Äthiopen untertan waren), die Körper der Verstorbenen mit Ruten vom Dornenstrauch banden, indem sie den Hals mit den Beinen zusammenschnürten, und hierauf den Toten auf eine Erhöhung brachten und ihn unter Lachen mit handgroßen Steinen bewarfen, bis sie den Körper mit den Steinen völlig zugedeckt hatten. Schließlich steckten sie ein Ziegenhorn darauf und gingen fort, ohne im geringsten Anteilnahme zu zeigen. Es handelte sich um Hirtenvölker, die nomadisierten, und von denen ein Teil am linken Nil-Ufer von der Elefantenjagd lebte (ÄZ 55 [1918] Möller).

An viel betretenen Wegen oder auf Bergpässen findet man im Lande der Bergdama SW-Afrikas nicht selten zum Teil recht ansehnliche Steinhaufen, die eine gewisse Verehrung genießen. Der Herero, Omuambo, Nama, Buschmann oder Bergdama geht nicht vorüber, ohne einen Stein oder einen Zweig auf diese Stätten zu werfen. Daher sind manche dieser Steinhaufen außerordentlich angewachsen. Das „Daraufwerfen" wird als Gruß angesehen, der Glück bringt. Wer keinen Gruß wirft, läuft Gefahr, sich die Füße wund zu laufen, sich zu verirren oder sonst einem Mißgeschick anheimzufallen. Ob es sich dabei um Gräber handelt, muß indessen dahingestellt bleiben (Vedder S. 132ff.). Bekanntlich begegnet man derartigen Steinhaufen auch in anderen Gegenden, z. B. in Tibet.

An einigen Orten findet man bei den Kupfer-Eskimos von N-Kanada Steinhaufen, um die Leiche vor der Verwüstung durch Vögel und andere Tiere zu beschützen. Weiter w. kommen Steinhaufen nicht vor, sondern an ihrer Stelle verwendet man Baumstämme und Treibholz zu dem gleichen Zweck. Im all-

gemeinen bedecken aber die Kupfer-Eskimos ihre Toten nicht, so daß es möglich ist, daß die Steinhaufen, die man dort findet, von anderen Stämmen herrühren (Jenness S. 175).

Wenn bei den Basoga O-Afrikas der Verdacht bestand, daß der Tod durch Zauber (s. d. A) verursacht sei, ergriff die Hauptfrau des Verstorbenen etwas Erde, die erst in das Grab geworfen wurde, und machte dann daraus einen Klumpen, den sie an einen nahen Baum schleuderte. Diese Handlung befreite den Geist des Toten, der sonst im Banne der Person verblieb, die den Tod herbeigeführt hatte. War das Grab angefüllt, so wuschen alle Anwesenden ihre Hände daneben und warfen Schwämme auf den Hügel, der darüber errichtet wurde (Roscoe 1924 S. 129).

Derartige kleine Erdballen wirft man auch bei dem Feldbauerstamm der Kurni im zentralen Indien auf den Grabhügel. Und zwar legt jede der bei der Bestattung anwesenden Personen fünf solcher kleiner Erdballen auf dem Kopfende des Grabes nieder (Russell IV 77). — Vgl. a. § 12, 19, 27, 44.

§ 25. Bei dem Hirtenvolk der Bakitara O-Afrikas wurde der Häuptling in dem Dunghaufen an der rechten Seite seines Hauses, von der Tür aus gesehen, begraben. Im tiefsten Teil des Dungs wurde das Grab nur so tief angelegt, daß die Erde erreicht wurde; unter die Erdoberfläche selbst durfte es nicht gehen. — Bei dem mit den Hirten zusammenlebenden Feldbauernvolk wurde das Grab eines Mannes im Boden beim Hause seiner Hauptfrau mit der Hacke gegraben, der dieser gehörte; Bäume wurden rundherum gepflanzt, um die Kinder vom Überschreiten des Grabes abzuhalten. Denn das Überschreiten wäre sowohl für sie wie für den Geist nicht zuträglich gewesen (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 292f.).

Das Begräbnis fand bei Sonnenuntergang statt, nachdem die Kühe in die Hürde, den ‚Kral, gekommen waren. Die Leiche wurde auf ihre rechte Seite gelegt und blickte weg vom Hause. Unter dem Hirtenvolk warf der Erbe und der hauptsächlichste Verwandte die ersten zwei Stücke Dung mit der rechten Hand in das Grab und hierauf auch jede Witwe und die Kinder. Bei den Feldbauern war es üblich, die Erde mit den Ellenbogen ins Grab zu stoßen; die Leute sagten: „Wir haben aufgehört, unsere Hände für dich zu gebrauchen; wir verabschieden uns von dir mit unseren Ellenbogen." Dies geschah aus der Befürchtung, der Geist könne ihnen späterhin zürnen, weil sie den Leichnam begraben hätten, als ob sie ihn los sein wollten. Ihn nicht mit der Hand zu bestatten, bildete eine Sicherung gegen den Zorn des Geistes. Niemand, dessen Vater noch am Leben war, durfte beim Begräbnis helfen oder etwas vom Fleisch des Totenfestes genießen (Roscoe ebd. S. 293).

§ 26. Von eigenartigerem, sporadischen Vorkommen in Indien, China und Zentral-Amerika sind die Ton-Urnen, in denen zusammengekauerte Leichen bestattet werden (s. Pithos-Bestattung). — Vgl. a. Lyons *Sepulchral Pottery of Murna, Papua* Man 1922 Nr. 93.

Eine Beisetzung der Leichen in großen Ton-Urnen ist bei den Tupi-Guarani-Völkern von Guatemala bis nach Argentinien und ferner im s. Vorderindien, hier allerdings nur in vorgesch. Zeit, verbreitet (Crooke S. 290); ebenfalls an der chinesischen Ostküste (vgl. a. Martin 1920 S. 13).

§ 27. Eigentümlich ist das Vorkommen von Steinkreisen und Steinanlagen in den verschiedensten Gegenden der Erde, wie sie in der letzten Zeit festgestellt wurden (Rivers *Sun-Cult and Megaliths in Oceania* Amer. Anthr. 17 [1915]; Perry *The Megalithic Culture of Indonesia* 1918; ders. *The Problem of Megalithic Monuments and their Distribution in England and Wales* Mem. Proc. Manchester Lit. and Phil. Soc. 1921; ders. *The Children of the Sun* 1923).

Über Grabanlagen mit Steinkreis, wie sie häufig in S-Indien zusammen mit Steinpfählen und Dolmen gefunden werden, und die sich durch Beigabe von Töpfereigegenständen, Glasperlen, Gold und Silber, Kupfer und Eisen auszeichnen, vgl. Hunt *Hyderabad Cairn Burials and Their Significance* Journ. anthr. inst. 54 (1924). — S. a. § 12. — Vgl. a. Küsters 1919/20 S. 710.

§ 28. Die Mannigfaltigkeit der Bestattung läßt reichen Spielraum für Einteilungsmöglichkeiten der Begräbnisformen, besonders je nachdem man sich bloß an die äußere Form hält oder dabei auch gewisse Vorstellungen über Leben und Tod noch mit berücksichtigt.

Beispielsweise sei bezüglich der Grabformen die Einteilung von Küsters für Afrika erwähnt, der hauptsächlich nach gewissen äußeren Erscheinungsformen vorgeht, dabei aber den Rahmen ziemlich weit zieht. Er erörtert das Hüttengrab, das Nischengrab, das Hockergrab, die Aussetzung, das Steingrab, den Kannibalismus, das Baumgrab, das Flußgrab, das Lebendig-begraben, die Feuerbestattung, die Mumifizierung, das Skelettieren, das Urnengrab, die Plattformbestattung, die Geheimbestattung, die Teilbestattung, die Doppelbestattung, das stellvertretende Begräbnis. Man sieht aus dieser Einteilung, daß dabei nach sehr verschiedenen Gesichtspunkten verfahren wurde. Dieser Einteilung sei die von Moss gegenübergestellt, welche mehr den Vorstellungen von den Geistern und dem Leben nach dem Tode Rechnung trägt: z. B. Wanderung nach der Jenseits-Insel, Seebegräbnis, Kanu-Sarg und Jenseits-Insel, die Unterwelt und ihre ethnologische Bedeutung, das Jenseits auf der Erde, im Himmel, die Reise und die Zulassung ins Jenseits usw. Vgl. a. Seyffert und Scherke.

§ 29. Nicht ohne Bedeutung für gewisse Vorstellungen und Gedanken ist die Lagerung der Leiche an ihrer Bestattungsstätte. In Höhlengräbern blickt der Tote nach dem Ausgang der Höhle dem Lichte zu (Ebert S. 1ff.). Vielfach wird er so gelegt, daß er dem Lande des Jenseits entgegenblickt. Als solches wird gewöhnlich die Gegend betrachtet, aus der nach der erhaltenen legendären Erinnerung der Stamm zuletzt gekommen ist.

Nach der Auffassung von Perry (*The Orientation of the Dead in Indonesia* Journ. anthr. inst. 44 [1914] S. 281 und Man 25 [1916]) werden die Toten in der Richtung niedergelegt, daß sie nach dem Orte blicken, von dem das betreffende Volk gekommen ist oder gekommen zu sein glaubt. — S. a. § 43. — Die Verlegung des Totenreiches nach dem Sonnenuntergang ist wohl das Ergebnis erst späterer philosophischer Spekulation und findet sich hauptsächlich bei archaischen Völkern oder von diesen beeinflußten Stämmen.

Eine Form der Bestattung auf San Cristoval besteht darin, daß auf einer kreisrunden Rodung gewöhnliche Männer rundherum, die Füße gegen das Zentrum zu, auf dem Rücken liegend, ziemlich tief begraben sind, die Hände zusammen im Schoß, die Knöchel, Knie, die Leibmitte und die Brust zusammengebunden. In der Mitte liegt der Häuptling in ganz anderer Weise. Ein ovaler Schacht ist gegraben, Bambus stehen kreuzweise an jedem Ende, und darüber ist ein Firstbalken über die Mitte gelegt, Baumzweige lehnen dagegen, so daß die rohe Form eines Baumzeltes entsteht. Im Innern des Schachtes liegt der Häuptling, das Gesicht gegen O gewendet. Als der Leichnam bestattet wurde, hatte man diese Laubhütte errichtet und Erde hinzugetragen, so daß aber nur eine Art hohler Hügel entstand. Die Öffnung war gelassen worden, um Wasser auf den Leichnam zu gießen und die Knochen später zu entfernen. Bei dieser Form der Bestattung liegt der Häuptling inmitten seines Volkes (Fox S. 223f.).

Nach einem alten Opferritual aus den Pyramiden-Texten wird der Tote im Grabe aufgefordert, sich im Sarge, auf der linken Seite liegend, nach rechts umzudrehen, um von seinem Sohn das Speise-Opfer entgegenzunehmen. Während der Körper in sn. Richtung liegt, schaut der Tote nach W, der Sohn kommt von Osten. Das ist die vor- und frühdynastische Lagerung der Leiche. Von der 4. Dynastie an wird die Lage der Leiche geändert: der Kopf kommt nach N, das Gesicht blickt nach O, der Körper liegt auf der linken Seite, aber die Gesichtsrichtung ist geändert (Rusch *Der Tote im Grabe* ÄZ 53 [1917]). Vgl. a. Rose *Celestial and Terrestrial Orientation of the Dead* Journ. anthr. inst. 52 (1922) S. 127ff.

Über die Lagerung der Toten im alten Japan vgl. Erskino *Disposition of the Dead in Old Japan* Journ. Rlg. Psych. a. Educ. 7 (1915).

§ 30. Besitz und Zubehör des Toten werden bis zu einem gewissen Grade mit der Leiche bestattet oder in derselben Weise der Vernichtung oder auch der Aufbewahrung anheimgegeben. Doch machen sich große Unterschiede je nach den herrschenden Ansichten geltend. Schon auf verhältnismäßig niedriger technischer Stufe zieht man es vor, wertvolle Gebrauchsgegenstände den Lebenden zu reservieren und dem Toten nur verkleinerte Gegenstände oder später Bilder derselben beizugeben. Indessen ist nicht mit allen Bestattungsarten die Beigabe von Gegenständen verbunden. — Eine besondere Stellung nehmen die Menschen ein, insbesondere die Witwen oder der Blutrache bzw. der Rache des Totengeistes ausgesetzte Persönlichkeiten und Sklaven (s. Blutrache, Eigentum A, Erbe, Höriger A, Sklave A, Witwe).

Bei den Kupfer-Eskimos ist es üblich, einige oder auch alle Geräte eines Mannes zu zerbrechen und auf den Boden neben ihn für den Gebrauch im jenseitigen Leben hinzulegen. Die Eingeborenen sagen: „Der Mann ist tot und wünscht, daß auch seine Geräte sterben." In gleicher Weise pflegt man auch Frauen zu bestatten. An allen diesen Dingen vergreift man sich nicht, weil der Tote sie braucht und darüber zürnen könnte, wenn man sie ihm wegnimmt (Jenness S. 174).

Die wertvolleren Stücke eines Toten pflegen bei den Kupfer-Eskimos aber die Verwandten zurückzubehalten und an deren Stelle nur Miniaturkopien davon in seine Beisetzungsstätte zu legen. Das geschieht hauptsächlich mit seinen Wasserstiefeln, aber mitunter auch mit Pfeilen und Bogen. Man sagt sich, daß der Tote diese Miniatur-Gegenstände, wenn er es wünscht, vergrößern kann, so daß es nicht notwendig ist, echte Gegenstände dort zu hinterlassen. Auch winzige Feuersteinmesser, Pfeile mit Kupferspitzen, Bohrer und Jagdgeräte in Miniaturform werden so dem Toten beigegeben (Jenness S. 175).

Auf San Cristoval (südl. Salomo-Inseln) wird das Eigentum eines Mannes nach seinem Tode zerstört, seine Bäume umgeschlagen, seine Kokosnüsse und Yams auf dem Boden herumgestreut, seine Schüssel zerbrochen. Das zerbrochene Gut wird auf das Grab gelegt. Ein Lieblingshund oder ein Schwein wird auch im Grabe bestattet; ebenfalls wird die Schüssel, aus der das betreffende Schwein gefüttert wurde, zerbrochen und neben dem Hund der zur Schweinejagd verwendete Speer auf das Grab gesteckt und nicht mehr gebraucht (Fox S. 211).

In einigen Teilen von Busoga (O-Afrika) wurden Witwen und Sklaven gleichzeitig mit einem Häuptling begraben; die Leiche des Häuptlings wurde jedoch für sich bestattet (Roscoe 1924 S. 131).

Bei den Banyankole O-Afrikas pflegten die Witwen eines Verstorbenen, namentlich wenn sie zu alt waren, um wieder zu heiraten, Selbstmord durch Vergiftung oder Erhängen zu begehen. Alte Frauen trugen häufig Gift bei sich, so daß sie es jederzeit nehmen konnten, und niemand pflegte sie daran zu hindern, da eine solche Handlung als lobenswert galt. Jüngere Witwen dagegen konnten vom Erben (§ 37) zur Frau (s. a. Levirat) genommen werden (Roscoe *The Banyankole* 1923 S. 149).

Wenn bei den Bakyiga O-Afrikas, die sehr erregt und voreilig sind, in einem Streit ein Mann getötet wurde, so bemächtigte man sich sofort des Mörders, band ihm Hände und Füße und legte ihn neben den Ort, wo das Grab für sein Opfer gegraben wurde. Dann rief man die Dorfältesten, um das Urteil über ihn zu fällen. Die übliche Strafe bestand darin, daß man den Mörder lebendig in das Grab legte und neben dem Leichnam seines Opfers beisetzte. Mitunter wurde er erdrosselt und sein Leichnam den Verwandten seines Opfers zum Verbrennen gegeben. Mitunter wurde von diesen eine Geldentschädigung vom Mörder angenommen, wenn er eine solche anbot (Roscoe 1924 S. 180f.; s. a. Blutrache, Busse, Strafe, Vergeltung).

Vgl. a. Bruck *Totenteil und Seelengerät im griechischen Recht, eine entwicklungsgesch. Unters. zum Verh. v. Recht und Rlg. mit Beitr. z. Gesch. des Eigentums und Erbrechts* 1926.

Über Totenbeigaben aus der chinesischen Han-Zeit (Kochherd auf Bärenfüßen mit zwei Feueröffnungen und Rauchabzug, Tongefäß in Form eines Getreidespeichers,

Häuschen mit Ton- und Ziegeldach) vgl. Münsterberg *Chinesische Kunstgeschichte* 1910. Auf die vielen ägyptischen (s. Beigabe B) oder mesopotamischen Grabbeigaben (s. z. B. Ur) usw. kann in diesem Zusammenhang natürlich nicht eingegangen werden.

Über Totenbeigaben südamerikanischer Völker vgl. Nordenskiöld *Über die Sitten der heutigen Aymara-Quichua-Indianer* (Globus 87 [1905]), wonach der Brauch bestand, Gegenstände auch in die alten Gräber zu legen, um die Geister günstig zu stimmen. Infolgedessen brauchen nicht alle Grabbeigaben gleich alt zu sein.

In Mexiko wurden die persönlichen Idole (s. d. A1) eines Mannes mit ihm bestattet; wenn es ein Priester war, auch gewisse religiöse Bücher (Joyce *Mexican Archaeology* 1914 S. 275).

§ 31. Leiche oder Totenknochen dienen öfter Wahrsagezwecken. Bekannt ist die Bahrprobe (s. Gottesurteil), wobei der Beweisführer, welcher der Tat verdächtig war, gezwungen wurde, nackend oder im Hemd an die Bahre zu gehen und die Wunden des Toten mit der Hand zu berühren oder mit dem Munde zu küssen. Trat Blut hervor (in Wirklichkeit wohl etwas Blutwasser), so hatte Gott gegen ihn entschieden, er war schuldig (Fehr *Das Recht im Bilde* 1923 S. 64). — Vgl. a. Wilutzky III (1903) S. 151.

Eine besondere Art des Wahrsagens und der Gewinnung von Vorbedeutungen knüpft sich an Knöchelspiele, von denen als besonders ausgebildete Form an das Beispiel der südafrikanischen Ba-Thonga erinnert sei (s. Orakel A § 3). Die meisten dieser Knöchel stammen von Tieren, aber auch solche von Menschen werden verwendet (Junod *The Life of a South African Tribe* II [1913] S. 493ff.). — In ähnlicher Weise werden Knöchel für Wahrsagezwecke und im Zusammenhang mit den Totenzeremonien von den Indianern von Equador verwendet (Rivet *Coutumes Funéraires des Indiens de l'Equateur* Congrès international d'histoire des Religions. Paris 1923 [1926] S. 391ff.).

Um gutes Wetter zu bekommen, nahmen die Aymara- und Quichua-Indianer das Cranium aus dem Grab heraus, wendeten das Gesicht nach NW und steckten es auf eine Stange. Nachdem dieser Dienst geleistet worden war, vergrub man es wieder. Damit hängt zusammen, daß in Argentinien Gräber von Calchaquis ohne Cranium gefunden werden (Nordenskiöld a. a. O. S. 27ff.).

Mit großer Vorliebe werden Schädel, namentlich in dem großen Bereich der indonesischen Schädelkultströmung, besonders von Zauberern für ihre Zwecke gesucht (Seligmann 1910 S. 289).

§ 32. D. Verhalten der Hinterbliebenen. — Sterbezeremonien. Im folgenden sollen einige Beispiele aus dem verschiedenen Verhalten gegenüber den Sterbenden vorgeführt werden.

Um einen schwerkranken Hottentotten versammeln sich die nächsten Verwandten und suchen ihn durch allerlei Versprechungen zu bereden, daß er noch nicht sterben möge. Der Sterbende wird gerüttelt und gestoßen und, wenn er wirklich gestorben ist, unter Geschrei und Geheul mit den bittersten Vorwürfen überschüttet (Seyffert S. 187).

Von den Eingeborenen des zentralen Holländisch - Süd - Neu - Guinea berichtet Wirz, daß sich die nächsten Angehörigen in der Sterbehütte versammeln, zum Zeichen der Trauer sich mit weißem Ton beschmieren, aber kein Klagegeheul oder Trauergesang angestimmt wird. Resigniert hocken sie um den Verstorbenen, der in halb liegender, halb sitzender Stellung mit hochgezogenen Knien auf eine Unterlage von Bananenblättern und zerschnittenen Bananenstämmen gelegt wurde. Nur von Zeit zu Zeit hört man den einen oder anderen, auch Jünglinge und Männer, in schluchzendes Weinen ausbrechen. Doch ist der Schmerz nicht von langer Dauer, bald wird wieder gescherzt und gelacht (Wirz 1924 S. 79).

Auf eine merkwürdige Ähnlichkeit zwischen dem Totenkult des alten Ägypten (vgl. Kees) und dem heutigen von San Cristoval hat Rivers hingewiesen. Folgende Schilderung entwirft Fox (S. 210ff.): Wenn man den tödlichen Ausgang einer Krankheit erwartet, so versammeln sich die Angehörigen im Hause um den Sterbenden und stützen ihn der Reihe nach, um ihn in einer sitzenden Lage zu halten. Sowie der Tod eingetreten

ist (*niga manawa* = Atem ausgehaucht), so bläst man, wenn es sich um einen Großhäuptling (*araha*) handelt, das Muschelhorn, und alle eilen weg, um ihre Waffen und Schmuckstücke anzulegen und sich wie zu einem Fest zu rüsten. Sie beschmieren ihre Gesichter mit Kalk weiß und stecken sich Blätter ins Haar, wie zu einem Kampf. Dann kehren sie rennend ins Dorf zurück unter Geschrei, Sprüngen, mit Ausdruck der Freude und unter Scheinkämpfen heftig hin und her laufend, Speere werfend und voll Jubel, als wenn es zu einem Feste ginge. Vor allem achten sie darauf, daß kein Feind zuerst von dem Tode erfährt und sich freut. Es kommt darauf an, dem Feind zuvorzukommen, sonst wäre es eine Beleidigung für den Toten. Alle Bekleidungsgegenstände werden von dem Leichnam entfernt, und dieser wird von einem Verwandten gewaschen.

§ 33. Da die Beerdigung bei den Bergdama gewöhnlich am Todestage selbst stattfindet, mindestens am folgenden Tage, so bleibt nicht viel Zeit für die Trauergebräuche bis zum Begräbnis. Ist ein Kind (s.d.) gestorben, so muß vom Werftältesten oder dessen Vertreter nach dem Begräbnis für die Eltern die Trauersalbe bereitet werden, die aus einigen gestoßenenen Wurzeln, mit Fett vermischt, bereitet wird. Damit haben beide Eltern sich gehörig einzureiben, besonders Brust und Oberarme; durch die Salbe sollen sie gegen böse Einflüsse geschützt werden. Kinder, denen Vater oder Mutter stirbt, haben sich den ganzen Körper mit Erde zu bestreichen, „damit sie nicht von einer Schlange gebissen werden" (Vedder S. 135).

Über Trauerbemalung, Trauertracht und Trauerkleidung u. dgl. vgl. die Zusammenstellung bei Scherke S. 106ff.

Sofort nach eingetretenem Tode beginnt bei den Bergdama SW-Afrikas die Totenklage, und Boten eilen in die Nachbarschaft, um die Verwandten zu benachrichtigen. Nur beim Tode eines Lagerhäuptlings beobachtet man ängstliches Schweigen. Selbst die Lagerangehörigen werden in diesem Falle nicht offiziell benachrichtigt. Dies geschah früher vermutlich deshalb, damit Feinden die Nachricht nicht sobald zukam und das Lager nicht Gefahr lief, führerlos überfallen zu werden. — Die Totenklage wird nur von Frauen und herangewachsenen Mädchen ausgeführt. Eine in der Regel ältere Person leitet die Veranstaltung, die meistens im Trauerhause stattfindet, aber sich auch noch bis nach dem Heimweg nach beendetem Begräbnis fortsetzt. Die „Vorsängerin" drückt ihre Gefühle in kurzen Sätzen aus, die abgerissen und eintönig in hoher Stimmlage vorgetragen werden. Das letzte Wort tönt regelmäßig in einem langgezogenen nasalierten *hīīī* in gleicher Tonlage aus. Während des Gesanges fließen die Tränen reichlich. Es ist Pflicht aller Erschienenen, bei der Totenklage zu weinen, und wer zufällig Gelegenheit hat, sie zu beobachten, wundert sich über die Trauer. Ist man vom Weinen und Klagen ermüdet, so setzt die Vorsängerin aus. Wie auf Kommando versiegen sogleich die Tränen, und es kommt nicht selten vor, daß alsbald über die unwichtigsten Ereignisse und Vorkommnisse während der kurzen Pause geschwatzt und gelacht wird (Vedder S. 129f.).

Sowie auf San Cristoval ein Mann gestorben ist, beginnen die Frauen die Totenklage (*agoago*). Sie schreien dabei laut und reden von seiner Tätigkeit und ihrer Liebe für ihn. Die Männer klagen nicht bis zum Abend, wo sie sich im Hause an der Leiche versammeln. Alsdann beginnt ein Anführer (*baoha'i*) die Klage in bestimmter Weise. Die Klage der Männer kann mehrere Nächte hindurch, während die Leiche im Kanu liegt oder in einer Matte gebündelt ist, im eigenen Haus oder in dem von Verwandten bis zum Begräbnis vor sich gehen (Fox S. 211f.).

Am mittleren Kongo rissen, wenn ein Vornehmer starb, sich seine Frauen ihre Gewänder vom Leibe und hüllten sich in Lumpen, manchmal gingen sie auch vollständig unbekleidet. Sie beschmierten den Körper dick mit Lehm, ergriffen irgend etwas, das dem Toten gehört hatte, seinen Stuhl, Speer, Krug, Pfeife, Messer, Decke, oder was sonst ihnen aus seinem Besitze gerade in die Hand kam, und zogen allein oder zu zweien oder zu dreien durch das Dorf und schrien und weinten und flehten den Verstorbenen an, zurückzukehren. Manchmal blieben sie stehen, hörten auf

zu weinen und sagten: „Er ist gegangen, den und den zu besuchen!“ worauf sie eilends davonliefen und sich stellten, als ob sie ihn suchten. Dieses Hin- und Herziehen setzten sie mehrere Tage hindurch fort. Dann aber schmückten sich die Frauen des Dorfes mit allerhand Grün, mit Blättern und Bündeln von Zweigen, umwanden ihre Körper mit Schlingpflanzen, ordneten sich zu einem Zug und marschierten durch die Straßen, wobei sie Loblieder auf den Verstorbenen sangen. Die Männer bemalten ihre Körper, nahmen ihre Waffen zur Hand und ahmten die kühnen Taten des Dahingeschiedenen nach. Hatte er sich im Leben bei Kämpfen auf dem Flusse besonders ausgezeichnet, so veranstalteten sie auch wohl ein Scheingefecht in ihren Kanus. 15 bis 20 Kanus wurden bemannt, und die Leute, bewaffnet mit Speeren, Schilden und Gewehren, führten genau alle Einzelheiten eines Kampfes auf dem Flusse durch, sie feuerten ihre Gewehre ab, taten so, als ob sie ihre Speere würfen oder feindliche Geschosse mit ihren Schilden auffingen; hin und her flogen die Kanus, lautes Beifallsgeschrei begleitete die kühne Tat eines der Kämpfer, und mit Gelächter wurde es begrüßt, wenn einer durch Ungeschicklichkeit ins Wasser fiel. Am Ufer standen und hockten in dichten Reihen die Zuschauer und feuerten den Eifer der Kämpfenden mit gellenden Zurufen an, bald erteilten sie Ratschläge, bald tadelten oder bewunderten sie einen. Dieses Schauspiel hieß: „Den Toten loben und ehren“ (Weeks S. 78f.).

Vgl. a. Parsons *A few Zuñi Death Beliefs and Practices* Amer. Anthr. 18 (1916) S. 245; Gilhodes *Mort et Funérailles chez les Katchins (Birmanie)* Anthropos 14—15 (1919/20) S. 16; Bryandt *The Zulu cult of the Dead* Man 1917 Nr. 95.

§ 34. Bei den Bewohnern des zentralen Holländisch-Süd-Neu-Guinea wird keinerlei Trauerschmuck angelegt (vgl. § 32). Auch der übliche Schmuck wird nicht abgelegt, und ebensowenig wird das Haupthaar geschnitten. Die Trauernden nehmen vielmehr eine Verstümmelung an den Fingergliedern vor. Jedoch ist das auf die erwachsenen Personen beschränkt. Bei jedem Todesfall eines Nahestehenden wird ein Finger abgehackt. In der Regel beginnt man beim Zeigefinger der rechten Hand, d. h. bei dem am meisten gebrauchten, dann kommen beliebig andere an die Reihe, aber niemals wird der Daumen und ebensowenig der kleine Finger abgehackt. Die Amputation geschieht nicht sofort, sondern das Fingerglied wird zuerst dicht über dem zweiten Gelenk so stark zugeschnürt, daß die Fingerspitze mit der Zeit vollständig gefühllos wird. Man sieht oftmals Männer und Frauen mit derartig unterbundenen Fingern herumlaufen, bis sie endlich den Mut finden, den Finger mit einem Steinbeil abhauen zu lassen. Ein einziges Mal wurde auch ein Mann gesehen, der sich die große Zehe amputiert hatte. Gewöhnlich beschränkt man sich jedoch bloß auf die äußere Fingerhälfte, so daß die Fingerstummel in gewissem Grade noch immer zum Fassen und Greifen gebraucht werden können. — Bekanntlich ist diese Verstümmelung der Finger auch in vielen Teilen Australiens und anderwärts üblich (Wirz 1924 S. 83f.).

Nach Jenness gehen die Seelen derer, die sich die Finger verstümmelten, sicherer in das Jenseits ein, die der anderen werden von Hunden verzehrt. Auch bei anderen Völkern sollen die Verstümmelungen den Weg nach der anderen Welt, nach dem Jenseits, sichern.

Die Selbstverstümmelung durch Abhacken von Fingern ist bei vielen Stämmen von Nordamerika weit verbreitet (vgl. darüber und über Menschenopfer [s.d.C] bei der Totentrauer in Amerika Festschrift für Bastian 1896 S. 223 Preuss). In Afrika ist das Abhacken des kleinen Fingers bei den Alta-Hottentotten bekannt (Archiv f. Anthr. 46 [1920] S. 74 Struck), ferner bei den Buschmännern, bei den Pygmäen vom See Ngami und Babongo, in Indien bei den Dravidas von Mysore, in Neu-Guinea unter anderen bei den Mafulu, im Pazifik von Fiji und den Tonga-Inseln (Journ. Polynes. Soc. 31 [1922] S. 154f. Skinner). Auf den Tonga soll das Abhacken des kleinen Fingers bei Trauer früher so häufig gewesen sein, daß man kaum jemand mit den kleinen Fingern beider Hände antraf (Collocott *Notes on Tongan Religion*

Journ. Polynes. Soc. 30 [1921] S. 152). — Vgl. a. Scherke S. 105, 109.

Eine andere Art von Verstümmelung als Trauerzeichen in der obenerwähnten Gegend von Neu-Guinea bezieht sich auf ein Beschneiden des Helix-Randes der Ohren. Fast bei jeder Frau und bei vielen Männern findet man ein Stückchen des Helix-Randes des einen oder beider Ohren abgeschnitten (Wirz 1924 S. 83f.).

Über das Abtrennen von Fingergliedern zum Zeichen der Trauer von seiten der Witwe in Australien vgl. Pöch *Studien an Eingeborenen von N. S. Wales* usw. 1915.

§ 35. Die Totenfeier verläuft bei den Bewohnern des zentralen Holländisch-Süd-Neu-Guinea für solche Personen anders, die im Kampfe umgekommen sind und gerächt werden müssen. Hierbei pflegt man gewöhnlich eine große, gemeinsame Schmauserei zu veranstalten. Jede Siedlung, die einen Verlust zu verzeichnen hat, schlachtet ein Schwein ab, und nachher findet das Fest statt, von dem jedoch die Frauen ausgeschlossen sind. Gewisse Teile vom Schwein, d. h. etwas Fett, Fleisch, Haut und die Schulterblätter, werden für die *Kugi* reserviert, d. h. auf den Opfertischchen ausgesetzt, kleine Gestelle, wie sie in jeder Siedlung zu sehen sind. Auch die Blätter, in denen das Fleisch geschmort wurde, werden niemals weggeworfen, sondern in der Männerhütte aufgehängt oder auf die Opfertischchen gebracht, um durch ihren Geruch und Anblick die *Kugi* günstig zu stimmen (Wirz 1924 S. 83). — In anderen Gegenden werden die Unterkiefer in ähnlicher Weise, namentlich an den Hauswänden, aufbewahrt (Wollaston S. 153). Dies z. B. nach eigenen Beobachtungen auch auf der Insel Nissan.

Nach dem Tode eines Mannes dürfen sich auf San Cristoval sein Vater und Bruder nicht rasieren, sondern sie müssen ihre Bärte wachsen lassen bis zum Fest des „Nachkaufes". Dem Schwestersohn und anderen Verwandten ist diese Beschränkung nicht auferlegt. Der „Nachkauf" besteht darin, daß ein Kind an Stelle des Verstorbenen adoptiert wird und Namen und Stand des Toten erhält. Im Falle eines verstorbenen Häuptlings muß ein Mann getötet werden (s. Kannibalismus, Menschenopfer C). Für ein Kind kann man auch ein Kanu kaufen. Das Opfer (s. d. A) für den Häuptling wird gewöhnlich von fernher gebracht. Falls man einen solchen Opferknecht sich nicht beschaffen kann, werden die Leute unruhig, sie tauschen ihre Frauen für zwei Nächte aus oder auch für länger und fangen dann an, Kot zu essen. Wird schließlich noch immer keiner herangeschafft, so stiftet einer der Häuptlinge irgendeinen jungen Mann von den Seinen. Dieser wird dann getötet, sein Körper gekocht und verzehrt, und seine Knochen werden in den Busch gestreut. Der Kauf dieses Opferknechts findet unter einem bestimmten Baum statt, der *daro* heißt, manchmal auch unter einer Kasuarine. Ein Ring von Kasuarinen-Zweigen wird auf den Leichnam gelegt (Fox S. 213f.).

Die Art, wie sich die verschiedenen Verwandten den Kopf zur Trauer um einen Toten scheren, ist auf San Cristoval nicht gleich. Gatte oder Gattin scheren sich den ganzen Kopf kahl. Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Schwiegervater, Schwager, Onkel und dessen Frau scheren bloß eine Linie quer über den Schädel von Ohr zu Ohr, die Kinder den ganzen Hinterkopf hinter den Ohren. Die Witwe und der Witwer lassen das Haar allmählich in Querstreifen über den Kopf wieder wachsen. Solange die Trauerzeit währt, werden sie als *nao* bezeichnet und auch so gerufen. Nach der Trauerzeit erhalten sie andere Namen (s. d. A). Auch in bezug auf die Kleidung besteht eine Reihe von ins einzelne gehenden Vorschriften. Die verwitweten Eheleute fasten (s. Fasten) einige Tage vollständig und dürfen für zwei weitere Monate nichts Gekochtes genießen. Während eines Jahres können sie zu dem ungekochten Essen noch Bananen und einiges andere verzehren. Nach dem zweiten Jahr können sie noch weiteres ihrer Kost hinzufügen, nach vier oder fünf Jahren auch Yams und dann schließlich auch das Fleisch von Hund, Schwein, Kuskus und Taro, diesen mitunter erst nach zwanzig Jahren, manchmal überhaupt nicht mehr wieder. Vater und Mutter sind denselben

Meidungen (s. d.) unterworfen, die sich jedoch nicht auf eingeführte Nahrungsmittel erstrecken. Die Kinder enthalten sich der Yams ein Jahr lang, des Taro drei Jahre. Schwester und Bruder essen nur kurze Zeit keine Yams, Taro ein Jahr lang nicht (s. Nahrung A1). Dasselbe gilt für den Schwestersohn, der aber drei Jahre lang keinen Taro genießt usw. (Fox S. 214).

Vgl. a. Hocart *The Cult of the Dead in Eddystone of the Salomons* Journ. anthr. inst. 52 (1922) S. 71ff., 259ff.

Wenn ein Häuptling bei den Bakitara-Hirten Ostafrikas starb, so erhob sich sofort das Klagegeschrei der Witwen und der Freunde vom Aufwartungsdienst. Seine Leute sagten: „Er hat keine Kraft mehr als König zu dienen." Seine Trommel schlägt: „Der Kranke ruft nach allen Arten von Dingen und Fetischen, um den Tod zu vermeiden, aber der Tod sagt, es ist nutzlos, du mußt kommen." Der Tote liegt im Hause bis zum Abend. Wenn er nachts starb, durfte niemand im Hause einschlafen, und sogar die Kinder wurden wach gehalten. Eine Schwiegertochter darf das Haus, wo ihres Gatten Vater tot liegt, nicht betreten, und niemand, dessen Vater noch lebt, darf auf einen Toten sehen.

Die Hauptwitwe des Verstorbenen rasierte den Kopf des Toten und richtete seine Nägel her, während sein Erbe aufgerufen wurde, die letzten Riten zu verrichten. Eine junge Kuh mit ihrem ersten Kalb aus der Herde des Verstorbenen wurde gebracht, von ihr etwas Milch gemolken und dem Toten in den Mund gegossen. Früher wurde die Kuh, nachdem sie gemolken worden war, getötet und ihre Haut dazu verwendet, die Leiche hineinzuwickeln. Das geschah indessen nur bei einem reichen Mann; häufiger wurde die Kuh einem der Hirten gegeben, denn sie durfte nicht in der Familie bleiben. Auch ein Schaf brachte man und tötete es. Der Erbe nahm die rohe Haut und breitete sie zwischen den Beinen des Toten und über den unteren Teil des Bauches aus. Diese Haut wurde *Mbindisisi* genannt und galt als so heilig, daß der feierlichste Eid, den ein Mann schwören konnte, der bei der Haut war, die er über die Leiche seines Vaters gebreitet hatte. Etwas Hirse oder ein paar Zwergbohnen oder etwas Kürbis-Samen wurden dem Toten in die rechte Hand gegeben, und der Erbe nahm sie daraus mit den Lippen auf, kaute sie und spuckte sie dann über den Boden aus. — Die Beine eines toten Häuptlings wurden unter seinem Kinn hochgezogen, so daß er eine kauernde Haltung einnahm, und seine Hände wurden unter der rechten Seite des Kopfes zusammengefaltet. Der Körper wurde in Rindenstoff fest zusammengebunden; wenn es ein reicher Häuptling war, wie schon erwähnt, in eine Kuhhaut. Hierauf erschien die Hauptwitwe in einem neuen Rindenstoffumhang, den sie eigens für diesen Zweck erhalten hatte, legte sich neben der Leiche hin und breitete einen Teil des Rindenstoffes über diese aus, als wäre sie im Bett neben dem Lebenden. So verharrte sie einige Minuten. War der Tod jedoch in der Nacht eingetreten, so mußte sie bis zum Morgen neben dem Toten liegen bleiben. Wenn sie aufstand, wurde der Rindenstoff in zwei Teile geschnitten, deren einen sie während der Trauerzeremonien trug, den anderen aber um den Leichnam wickelte. Diese Handlung wurde als „Abschiednehmen" vom Toten betrachtet, als Teilen der letzten Gabe. Denn an dem Tag, an dem die Trauer aufhörte, gab die Witwe diesen Rindenstoff entweder einem ihrer Kinder oder sie verbrannte ihn. — Unter den Feldbauern, die mit diesen Hirten lebten, wurde im allgemeinen die Sitte der Hirten befolgt, jedoch mit gewissen Abänderungen. Bei ihnen wurde der Witwe am Ende der Trauerzeit auch der Kopf geschoren und ihr Haar hierauf in den erwähnten Rindenstoff gewickelt und im Grabe beigesetzt (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 291f.).

Bei den Basoga Ostafrikas wurde das abgeschnittene Haar der Trauergäste ganz heimlich in ein benachbartes Land gebracht, da man meinte, daß das Haar, wenn entdeckt, Tod bringen und sicherlich zu Krieg führen würde (Roscoe 1924 S. 129f.).

Während der Trauer um einen der großen Häuptlinge hielten sich die Unterhäuptlinge der Basoga Ostafrikas in Hütten nahe dem Trauerplatz auf und leiteten von hier aus die Angelegenheiten ihres Gaues. Der

Erbe eines großen Häuptlings war immer sein ältester Sohn, ohne Rücksicht darauf, ob er zu dem Amt geeignet war oder nicht. Nach Beendigung der Trauerzeit brachte der Erbe ein Schaf und eine Kuh und tötete beide mit einem Speer; das Fleisch wurde unter die Trauergäste verteilt. Dann wurden Boten an den König von Kitara und von Baganda zur Benachrichtigung über den Tod und den Thronwechsel geschickt. Die Boten brachten Rindenstoffe (s. Handel F), und der König von Kitara sandte zur Anerkennung des Thronerben Geschenke an Hacken zum Feldbau (Roscoe 1924 S. 132).

Admiral Neck (S. 23ff.) erzählt aus dem Jahre 1599 von den Gebräuchen der ursprünglichen Bewohner Bandas auf den S-Molucken: „Wenn einer ihrer Freunde gestorben ist, so rufen und klagen die Weiber sehr laut, da sie meinen, daß durch ihr Rufen und Jammern der Tote wieder auferstehen solle. Wenn sie dann merken, daß er tot bleibt, bereiten sie eine große Mahlzeit und nötigen dazu ihre Freunde sowie alle diejenigen, die am Begräbnis teilnehmen. Sie werden auf die Weise begraben, wie man es hierzulande tut, aber über der Leiche liegt ein Kleid aus feinem weißen Kattun; der Tote wird auf den Schultern getragen, und hinter ihm folgen die Männer und danach die Frauen. Wenn er begraben ist, wird sofort ein Weihrauchgefäß gebracht, worin Tag und Nacht Weihrauch brennt. Außerdem brannte eine Lampe unter einem Häuschen, welches sie über das Grab machen. Alsdann kommen des Morgens und des Abends die gesamten Leute, Edle und Geringe, und sprechen ihr Gebet über dem Grab." Auf die Frage, was sie beteten, sagten sie: „Sie beteten, daß der Tote nicht wieder auferstehen soll." Denn sie meinten, daß er wiederum auferstehen würde, wenn sie nicht über seinem Grabe beteten (Stresemann S. 371f.).

Vgl. a. Davasandup *A Tibetan Funeral Prayer* Journ. and Proceedings Asiatic Soc. (Bengal) NS 12 (1916) S. 147.

§ 36. Am Begräbnistage findet in San Cristoval ein Fest statt, das als „Wärmen des Grabes" bezeichnet wird. Neben den Toten wird in dieser Nacht ein kleiner Kuchen hingesetzt, und im Dorfe verzehren die Leute Kuchen als Totenessen. Zwei oder drei Leute erzählen dabei Geschichten und singen Totenlieder, die von Ort zu Ort anders sind, und zu denen auch der *Peko*-Gesang gehört, der in drei Teile zerfällt. Der erste wird des Abends angestimmt, der zweite zu Mitternacht und der dritte beim zweiten Hahnenschrei ungefähr um vier Uhr morgens, wenn der erste Lichtschein dämmert. *Peko* bedeutet „Ahne". Die Gesänge sind in alter Sprache abgefaßt, die nur mit Mühe noch teilweise verstanden wird. — Dieser Umstand, wie vieles andere, weist darauf hin, daß es sich um verfallene Sitten handelt, und daß man sich der Symbolik dessen, was man tut, nicht mehr deutlich bewußt ist.

Am zweiten Tag ißt man Kuchen mit geschabter Kokosnuß, am dritten Tag wird das Fest für den vierten vorbereitet, dem des „kleinen Dahingehens", denn an diesem vierten Tage, nimmt man an, verläßt der Geist den Leichnam, wie das Fleisch die Knochen. Am sechsten Tage wird Wasser auf den Leichnam gegossen, und an einigen Orten wird eine Trink-Kokosnuß über ihn entleert. Am achten Tage ißt man wieder Kuchen mit geschabter Kokosnuß, am neunten Tage findet die Vorbereitung für das große Fest des zehnten Tages statt: „die vollendeten Tage" und „das große Dahingehen". An diesem Tage ißt man allerlei Speisen und Leckerbissen. — Damit wird der volle Eintritt des Verwesungsprozesses, der in den Tropen sehr rasch vor sich geht, angedeutet. Nach einem nicht genau festgesetzten Zeitraum von etwa 6 Monaten findet ein anderes Fest, *Haru*, statt, an dem manchmal die Frauen wehklagen. Damit schließt gewöhnlich die Totenfeier. Für hervorragende Persönlichkeiten werden aber noch einige weitere Feste veranstaltet, z. B. am 200., 400. und 1000. Tag nach dem Begräbnis. Beim letzten Fest wird alles, was von dem Besitz des Verstorbenen übrig ist, verbrannt. Diese Verbrennung ist dann auf jeden Fall das Ende der ganzen Totenfeier. — Dabei fand früher ein zeremonielles Trinken von *Kawa* statt, wobei die Wurzel in einem Steinbecken zerrieben wurde und ein jeder aus einem kleinen Becher trank. Nach dem Eindringen der Betelnuß ver-

schwand das Kawa-Trinken, und nur die Erinnerung daran ist erhalten geblieben (Fox S. 216f.).

Nach der Rückkehr vom Begräbnis gehen auf San Cristoval der Vater, der Mutterbruder und der Bruder des Verstorbenen hinter das Haus, und (vermutlich) der Mutterbruder nimmt eine Fischangel, knüpft eine Betelnuß an ein Ende und „fischt den Geist". Wenn er den Geist an der Betelnuß gefangen hat, steckt er die Nuß in seine Schultertasche. Diese Nuß wird später zusammen mit dem Schädel des Toten aufbewahrt. Dann kommen andere Männer hinzu, einige mit Fackeln, andere mit Stöcken, zunächst jedoch solche mit langen Fischangeln. Die letzteren stellen sich an die Tür und fischen mit ihren Angeln nach den Geistern im Hause. Als Köder verwenden sie Drazänen-Sprossen, die am Ende der Angel befestigt sind. Ist ein Geist gefangen, so zittert die Angel. Die anderen Männer treten ein, stoßen ihre Fackeln an alle Seiten des Hauses und schlagen an die Wände mit ihren Stöcken, während die Fischer nach den Geistern angeln, die sie, wenn sie sie gefangen haben, in die See werfen. Man betrachtet das Haus als voll von solchen Geistern, die an dem Fleisch des Toten sich ergötzen und versuchen, die Lebenden zu töten, wenn sie können. Feuer werden im Hause angezündet; die Leute versammeln sich in einem oder zwei der anderen Häuser und verweilen nicht in ihren eigenen für etwa zwanzig Nächte. Unterdessen werden in der Nacht vielerlei Geschichten erzählt.

Mittlerweile holen die Freunde des Toten lange Stöcke von dem Mark des *'ahuto*-Baumes, der zum Feuerreiben verwendet wird, gehen zum Grabe und stecken sie um den Zaun, der errichtet wurde, oder stecken die Früchte von reifen Kokosnüssen auf den Zaun. Viele geben nur vor, dies zu tun, weil sie sich fürchten. Sowie man irgendeinen Lärm oder ein Geräusch in der Nähe des Grabes hört, so glaubt man, daß die Geister oder die Seelen von Lebenden gekommen sind, um das Fleisch zu verzehren. Dann zündet man die *'ahuto*-Stäbe an oder nimmt andere Feuerbrände und wirft sie auf das Grab. Wenn die Seele eines Lebenden am Fleisch frißt, und der Feuerbrand berührt sie, so wird auch der Körper des Lebenden, wo immer er in seinem Hause weit entfernt liegen mag, eine Brandwunde bekommen. Das kann ganz ohne Wissen und Willen des betreffenden Menschen geschehen (Fox S. 212).

Nach der Bestattung eines vornehmen Mannes am mittleren Kongo traten, nachdem der Sarg in das Grab gesenkt worden war, mit Speeren bewaffnete Männer vor, riefen die Geister derer, die von dem Verstorbenen im Kampfe erschlagen worden waren, und forderten sie auf, ihrem Überwinder in der Geisterwelt zu dienen. Die Nennung eines jeden neuen Namens und die Wiederholung des Befehls wurde von dem Werfen eines Speeres begleitet. Der Verstorbene hatte sieben Personen im Kampfe getötet, deren Schädel rings um den Fuß eines wilden Feigenbaumes gerade seinem Hause gegenüber lagen. Die Geister der Erschlagenen wurden von verschiedenen Männern aufgerufen, und zwar von solchen, die mit allem, was die Getöteten betraf, und über die Art von deren Tod zuverlässig Bescheid wußten. Es schien, als ob sie die Eigenschaften und Gewohnheiten der Aufgerufenen eingehend aufzählten, damit bei den Geistern keine Verwechslung vorkomme, sondern damit sie bestimmt wußten, wer gemeint sei. Die Art der Toten wurde so genau geschildert, um den Anspruch auf ihre Dienstbarkeit zu begründen. Eine Anzahl von Speeren und Messern wurde in den Sarg gelegt und ebenso einige Messingstangen als Zahlungsmittel (Weeks S. 79).

§ 37. Bei Sonnenuntergang nach der Begräbnisnacht geht auf San Cristoval ein Mann zu dem Grab und schreit laut. Der Tote antwortet mit Donner. Zur gleichen Zeit findet im Hause die Nachbegräbnis-Zeremonie statt, das Gegenstück zur Totenklage vor dem Begräbnis. Die Männer versammeln sich im Hause, und bestimmte Geschichten werden dabei erzählt, von dem *diwi*-Vogel, von der Schlange und den Bambus-Sprossen. In den Zwischenzeiten wird gesungen. Sie rufen alle den Namen des Verstorbenen, und draußen im Dunkeln wird geantwortet und die Namen derjenigen werden genannt, die in diesem Jahre sterben werden (Fox S. 213).

In der dem Begräbnis folgenden Nacht wurden bei dem Hirtenvolk der Bakitara Ostafrikas die Kühe in der Hürde nicht gemolken, sondern den Kälbern überlassen. Oft wurden aber auch die Kälber in den Hütten gehalten und nicht an die Kühe gelassen, so daß deren Schreien und das Brüllen der Kühe den Lärm der Trauerklage vermehrte. Der Stier der Herde wurde am Skrotum festgebunden und nicht an die Kühe herangelassen. Er wurde getötet, nachdem der Erbe in den Besitz eingeführt war. Niemand durfte diese Nacht schlafen, sondern alle saßen außerhalb des Hürdentores, wo Feuer angezündet waren und Klagerufe ertönten. Des Morgens wurden die Kühe gemolken, und die Kinder erhielten Milch, nicht jedoch durften die Trauerleute davon genießen. Die Trauerklage währte wenigstens vier Tage lang. War es ein bedeutender Häuptling, so erheblich länger. Während dieser Zeit tranken die Trauernden Bier, das die Verwandten des Toten besorgten, und aßen Fleisch von den bei dieser Gelegenheit getöteten erwachsenen Stieren der Herde des Verstorbenen. Sie durften sich nicht waschen, die Haare scheren oder ihre Nägel abschneiden, und in den früheren Zeiten trugen sie besondere Kleider aus trockenen Blättern oder Fasern, die sie am Ende der Trauerzeit auf dem Grabe hinterließen. Auch durften sie ihre Körper nicht mit ihren Nägeln oder Fingerspitzen kratzen, sondern hatten den Rücken der Hand dazu zu benutzen oder die juckende Stelle mit irgendeinem anderen Körperteil zu reiben. Am Ende der Trauerzeit wuschen sich alle Trauernden, schoren ihre Köpfe, schnitten ihre Nägel und zogen neue Kleider an (s. Reinigung D). Dies taten sie alles am Grabe; das Haar und die abgeschnittenen Nägel legten sie darauf, und das Waschwasser gossen sie ebenfalls darüber, während die Wassergefäße selbst zerbrochen und gleichfalls auf das Grab gelegt wurden. Dann erst fand die Einführung des Erben durch das Klanhaupt statt, das ihn den versammelten Trauernden vorstellte und ihn zum richtigen Erben des Eigentums (s. Eigentum A, Erbe) erklärte (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 293f.).

An Stelle des getöteten Hauptstieres der Herde brachte der Erbe einen neuen jungen Stier mit und erklärte diesen zum Erben des Getöteten. An dem ersten Tage saß er mit seiner Mutter und der Hauptwitwe am Tore seines Hauses, und dann konnten alle Leute, die irgendwelche Ansprüche auf die Herden und Liegenschaften des Toten hatten, sie vorbringen. Nur an diesem Tage erhobene Ansprüche hatten Aussicht auf Berücksichtigung. An diesem Tage wurde der Erbe sorgsam bewacht, damit er sich nicht verletze; denn eine Verletzung an diesem Tage würde ein böses Vorzeichen für seinen Besitz gewesen sein (s. Omen A). Er ergriff nun Besitz von der Witwe oder den Witwen des Verstorbenen und konnte jede von ihnen zur Gattin nehmen, obgleich ihnen allen freistand, nach ihren Heimstätten zurückzukehren, wenn das Heiratsgeld zurückerstattet wurde. Der Erbe verblieb in derselben Hürde ungefähr 6 Monate lang, bis man meinte, daß die Leiche verwest war. Dann errichtete er eine neue Hürde, die alte verfiel und wurde bald mit Gras und Strauchwerk überwachsen. Solange sie in Benutzung war, wurde aber täglich Dung auf das Grab gelegt.

Die Kuhhirten des Königs durften ihre Toten nicht im Dunghaufen begraben, sondern mußten ihre Gräber außerhalb und in der Erde anlegen. Keine besondere Aufmerksamkeit wurde dem Begräbnis armer Leute zugewendet, weil man deren Geister auch nicht für mächtig hielt und sie nicht fürchtete. Überhaupt wendete man einem Geist nur dann Aufmerksamkeit zu, wenn es der eines Mächtigen war oder eines Medizinmannes, dessen Geist als gefährlich galt. Dann wurde in dem Hause des neuen Besitzers nahe bei seinem Bett ein Schrein errichtet und täglich Milch als Opfer (s. d. A) für den Geist dort hingestellt.

Die Frau eines mächtigen Mannes wurde mit Respekt behandelt, wenn sie verstarb. Ihr Schmuck wurde entfernt, ihr Haupt geschoren, ihre Nägel geschnitten, ihre Beine hochgezogen und ihre Hände unter die linke Seite des Kopfes gelegt. Milch wurde jedoch nicht in ihren Mund gegossen, aber der Leichnam in Rindenstoff ein-

gewickelt und auf der linken Seite des Hauses begraben. Die Betrauerung dauerte vier Tage. Das Grab wurde durch ein paar Stöcke von Euphorbia, die darauf gepflanzt wurden, gekennzeichnet. Das Haus, in dem eine Frau starb, wurde sofort zerstört, das Material jedoch nicht beschädigt, sondern für die Errichtung eines neuen Hauses in der Nähe des alten verwendet. Ihrem Geist wurde keine Beachtung zuteil, weil eine Frau keinen Besitz hatte und ihr Geist nicht als gefährlich galt (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 296).

§ 38. Die Totenklagen und Gesänge, sowie Tänze und mimische Darstellungen (s. § 33, 35) verselbständigen sich gelegentlich zu eigenen Kunstleistungen, wie etwa die Klagerufe bei dem Tanz um den Scheiterhaufen in Buin, welche die Grundlage für die Dichtung von Gesängen abgeben (Thurnwald I [1912] S. 307f.). Insbesondere finden in Verbindung mit den Totenfeiern Spiele, Scheinkämpfe (vgl. § 33), Wettrennen u. dgl. statt (vgl. Scherke S. 130).

Vgl. a. Karsten *Zeremonielle Spiele unter den Indianern S-Amerikas* Acta Academiae Aboensis Humaniora 1 : 4 (1920).

Der Gebrauch von Masken sowie Maskentänze knüpfen ebenfalls an die Vorstellung eines Erscheinens von Totengeistern an.

Vgl. a. Parsons *A narrative of the Ten'a of Anvik, Alaska* Anthropos 16/17 (1921/22).

§ 39. Einige Wochen oder Monate nach dem Tode einer Person findet bei den Bewohnern des zentralen Holländisch-Süd-Neu-Guinea die Totenfeier statt, bei der eine Nacht hindurch gesungen und ein Schwein geschlachtet wird, um den Totengeist zufrieden zu stellen und zu verabschieden. Der kleine Verschlag in der Pflanzung des Verstorbenen soll seine Behausung sein, die gepflanzten Bananen- und Zuckerrohrstauden ihm als Nahrung dienen. Alles geht darauf aus, die so gefürchteten und gefährlichen *Kugi* (s. § 43) loszuwerden, mit denen man eigentlich im ewigen Kampfe steht, der jedoch niemals ausgefochten werden kann (Wirz 1924 S. 83).

Die Totenfeiern wiederholen sich bei mittleren und höheren Naturvölkern in einem gewissen Abstand nach der Beisetzung der Leiche. Findet auf Buin eine Leichenverbrennung statt, so fertigt man eine Rechnungsschnur mit drei Knoten an, die unter einen Scheiterhaufenpfahl in die Erde dorthin gelegt wird, wo der Pfahl nicht verbrennt. Nach der Verbrennung zieht man den Stumpf heraus und holt dabei auch den Knotenfaden, von dem an den folgenden Tagen der Erbe oder nächste Verwandte je einen Knoten abreißt. In der Nacht, in der man den letzten Knoten ins Feuer geworfen hat, geht man an der Küste auf Fischfang, im Binnenland auf Fang von Kuskus. Dazu wird der Geist des Verstorbenen, dem man ein Stück Schwein verbrennt, eingeladen. Am Tage nach der Verbrennung knüpft man in eine andere Rechnungsschnur 6 Knoten ein. Am 6. Tage findet ein Gespenster-Essen auf dem Verbrennungsplatz statt. Mit diesem Tage hörte der Tote auf, zu spuken. Am folgenden Tage wird für die Teilnehmer an der Scheiterhaufenfeier ein Schweineessen veranstaltet. Danach erfolgt einige Tage später ein Mahl für alle, die Holz zum Scheiterhaufen holten, und zwar an Schwein, Taro, Sago, aber ohne Kokosnüsse. Gleich nach dem Tode des Mannes pflanzt man Taro, der nach ungefähr 9—10 Monaten reif ist. Dann erst geht das große Totenessen vor sich (Thurnwald 1912 III 22ff.).

Bei höheren Naturvölkern differenzieren sich die Totenfeiern entsprechend der ethnischen, sozialen und wirtschaftlichen Schichtung außerordentlich. In ganz besonderer Weise geschieht dies durch die Ausbildung des despotischen Häuptlingtums (s. Despotie, Häuptling, Staat). Die Fülle von Zeremonien wird vor allem dadurch vermehrt, daß man durch verschiedene Maßnahmen den Einfluß des Toten, seinen Geist und seine Macht zu erhalten und für den eigenen Schutz zu nutzen sucht. Diesen Zwecken dienen die Grabanlagen und Totenwächter, von denen in § 12 die Rede war. Auf diese Weise wird auch Licht auf die Funktion der frühen Priesterschaft und des Tempelbesitzes geworfen.

Die Verehrung von solchen toten Häuptlingen hat wohl auch den Ausgangspunkt für den eigentlichen Ahnenkult geboten (s. § 19).

Über den Ahnenkult bei den Banyangwezi

(O-Afrika) vgl. Bösch *Le culte des Ancêtres chez les Banyangwezi* Anthropos 20 (1925) S. 200ff.

Über Totenopfer beim Ableben eines Häuptling vgl. Swanton *Indian Tribes of the Lower Mississippi Valley and Adjacent Coast of Mexico* 43. Bulletin Bur. Am. Ethnol. Smiths. Inst. 1911 S. 142, 165.

Vgl. a. J. Walter Fewkes *Ancestor Worship of the Hopi Indians* Smithson. Report for 1921; Psharoti *Notes on Ancestor Worship Current in Kezala* Man 1923 Nr. 60. — Malcolm (*Notes on the Ancestral Cult Ceremonies of the Engap, Central Cameroons* Journ. anthr. inst. 55 [1925] S. 373) schildert die großen Zeremonien beim Besuch der Begräbnis-Hütten verstorbener Häuptlinge. — Vgl. a. Cardinall *Customs at Death of king of Dagomba* Man 21 (1921) Nr. 52.

Über Schamanenbestattung vgl. Nioradze S. 103.

Früher wurden bei den Ashanti W-Afrikas die Grabstätten der königlichen Familie, wenn sie verfallen waren, an einem einzigen Tage zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang ausgebessert. Zu diesem Zwecke mußten die Materialien vorher bereitgestellt werden. Dabei handelte es sich um das Pflastern des Fußbodens und Ausbesserungen der Wände. Diese Grabstätte, *Barim dan*, der Ashanti sieht außen und innen wie ein gewöhnliches Ashanti-Haus aus. Innen ist der Hof an allen vier Seiten von kleinen, vollständig leeren Räumen mit nur drei Wänden umgeben, da diese Räume nach dem Hof zu offen sind. Unter jedem Raum ist einer der früheren Herrscher des regierenden Klans der Ashanti begraben. — An dem Morgen, an dem die Ausbesserungszeremonie stattfand, ertönten zunächst die Sprech-Trommeln (*ntumpane*), welche die Geschichte, die Namen und Attribute der verstorbenen Könige und Königinnen dieses Klans verkündigten. Alle Leute trugen Trauerkleider von brauner Farbe, und alle hatten gefastet (s. Fasten). Der König verließ seinen Palast an der Spitze eines langen Zuges von Hofbeamten, die die Staatsstühle trugen, angeführt von den Sandalenträgern und einem jungen Schatzmeister, der einen ungeheueren Ring mit Eisenschlüsseln auf seinem Kopf trug. Sänger, die die Namen der verstorbenen Ahnen des Königs verkündigten, folgten ihnen und beschlossen den Zug. Das ganze Stadtvolk war auf das emsigste mit Hilfeleistungen verschiedener Art beschäftigt, insbesondere die Angehörigen des Königsklan. Die alte Königin-Mutter half auch dabei. Einige Leute mischten Erde mit Wasser an; dorthin wurde ein Schaf gebracht, dessen Hals der König selbst durchstach, um das Blut in die Mischung von Erde und Wasser fließen zu zu lassen. Das Schaf wurde dann in einem jeden der kleinen Räume herumgetragen, damit etwas Blut zur Erde tropfte. Hierauf wurde Goldstaub von dem Häuptling und der Königin-Mutter aus einem kleinen Papierpaket, das sie mit sich trugen, über die mit Blut angerührte Erde gestreut. Die Königin-Mutter trug ein Bronzegefäß mit Wasser auf ihrem Kopf. Inzwischen war der Raum und der Hof dicht mit lärmendem Volk gefüllt, und man machte sich daran, mit dem roten Lehm, der mit Blut, Wasser und Goldstaub gemischt war, die Räume auszubessern. Unterdessen beschmierte der König die Stirn eines jeden mit der gleichen Mischung. Ein zweites Schaf wurde gebracht und dessen Blut in derselben Weise wie das des ersten verwendet. In alten Zeiten soll statt dessen das Blut von menschlichen Opfern (s. Menschenopfer C) benutzt worden sein und zwar mit dem Gedanken, daß deren Geister den Geistern der toten Herrscher dienen sollten. — Hierauf setzen sich der König und die Königin-Mutter in einem der Räume nieder, und Rum wurde gebracht. Später erschien der Häuptling auf der Straße und tanzte mit einem Gewehr in der Hand. Dabei empfing er die Ehrenbezeugung seines Hofes. Ein jeder fastete während des ganzen Tages. Da man aber eine große Menge von Rum genoß, zeigten sich bei vielen die Folgen (Rattray S. 133ff.).

Die Verlängerung des Gedächtnisses an den Toten, wie sie sich namentlich bei höheren Naturvölkern und in archaischen Kulturen findet, hat auch ihre Parallele in der in solchen Kulturen unvergleichlich weiter zurückreichenden historischen Er-

innerung, die sich wenigstens in der Überlieferung von Namen wichtiger Ahnen niederzuschlagen pflegt, wie z. B. in den großen polynesischen Kulturen.

Vgl. a. Sottas *La préservation de la propriété funéraire dans l'anc. Egypte* (Bibl. de l'Ec. d. H.-Etudes 205) 1913.

§ 40. E. Vorstellungen über Leben und Tod. — Verhalten bei Krankheit und Tod. Darüber wird namentlich in dem Artikel Zauber A, aber auch unter Blutrache und Omen A gesprochen. Im Zusammenhang des vorliegenden Artikels kamen bereits im § 32 Hinweise vor, daß bei den meisten Naturvölkern Krankheit und Tod wie Dinge betrachtet werden, die von außen auf den Menschen einstürmen, wobei teilweise menschliche, teilweise übermenschliche Faktoren im Spiele sind.

Vgl. a. Bley *Sagen der Baininger auf Neupommern, Südsee* Anthropos 9 (1914) S. 418; Rivers *The Primitive Conception of Death* The Hibbert Journal 10, 2 (1912); Parsons *A few Zuñi Death Beliefs and Practices* Amer. Anthr. 18 (1916) S. 245; La Fontaine *Taveta Customs and Beliefs in Connection with Religion, Burial and Disease* Journ. Afric. Soc. 13 (1913—14) S. 385; Quell *Die Auffassung des Todes in Israel* 1925.

§ 41. Über die Einstellung zum Tode äußert sich Jenness (S. 171) in bezug auf die Kupfer-Eskimos des n. Kanada dahin, daß wohl im allgemeinen die Möglichkeit des Sterbens gelegentlich ins Auge gefaßt wird, jedoch von keiner eigentlich bedrückenden Todesfurcht gesprochen werden kann, ebensowenig wie von einem leidenschaftlichen Hängen am Leben, sondern eher von einer tiefen Resignation und melancholischen Ruhe gegenüber dem unabwendbaren Ausgang. Gewöhnlich senkten sie die Stimme und nahmen einen trauervollen Tonfall an, wenn sie von toten Verwandten oder Freunden redeten. Gelegentlich konnte man indessen die mehr scherzhafte als ernste Bemerkung hören: „Die Füchse haben den Soundso aufgefressen" oder „Die Reste des Soundso gleichen nicht mehr einem Menschen". Selten nur wurde ein Toter beim Namen genannt, man versuchte vielmehr, ihn zu vergessen, als ob man eine unerfreuliche Erinnerung fernhalten wollte.

§ 42. Die Eskimos (Kupfer-Eskimos von N-Kanada) kennen als Grund von Unfällen oder Krankheiten, die zum Tode führen, eigentlich nur eine Ursache: die bösartige Tätigkeit von schädlichen Geistern und Schatten der Toten. Die Tätigkeit der Schamanen verfolgt gewöhnlich den Zweck, diese Gespenster zu verscheuchen und ihren Einfluß zu bannen. Die Kupfer-Eskimos haben keine Kenntnis irgendwelcher Heilmittel und verstehen sich nur wenig auf Wundbehandlung. Kopfschmerz wird z. B. durch Blutlassen zu heilen versucht, gebrochene Gliedmaßen werden geschient und erfrorene Teile weggeschnitten. Leiden, die auf zauberische Ursachen zurückgeführt werden, sucht man durch Gegenzauber zu beseitigen. Zu diesem Zweck wird gewöhnlich ein Schamane gerufen, der bald entdeckt, daß irgendein Tabu (s. d. B) gebrochen wurde, oder daß der Patient durch eine Handlung das Gespenst eines bestimmten Toten beleidigt hat. So wurde die Krankheit eines Mannes darauf zurückgeführt, daß er im Zorn seinen Hund getötet hatte, der den Namen eines verstorbenen Verwandten trug. Dabei hatte man nicht die Auffassung, daß die Seele des Verstorbenen etwa in dem Hund lebte, sondern der Mann hatte nur Mangel an Respekt dadurch gezeigt, daß er den Namensträger tötete (s. Name A). In den meisten Krankheitsfällen wird die Diagnose allein für hinreichend gehalten, das Übel aufzuhalten, insbesondere geschieht dies aber noch durch Enthaltung von solchen Nahrungsmitteln, wie sie von Schamanen als schädlich erkannt werden. Führt das zu keinem Erfolg, so wird dadurch nicht der Schamane diskreditiert, sondern die gefährlichen Mächte werden für so stark gehalten, daß die immerhin als begrenzt geltenden Einflüsse des Schamanen nicht ausreichen, sie zu bannen (Jenness S. 171).

§ 43. Direkte Fragen nach dem Schicksal des Menschen nach dem Tode wurden von den Kupfer-Eskimos (Kanada) zunächst mit der Frage abgetan: „Ich weiß nicht." Auf stärkeres Drängen erfolgte die Antwort, daß der Tote vielleicht irgendwo an einem anderen Platz lebe, den man nicht

kenne. Eine Frau erzählte, daß die Toten manchmal nach dem Mond gingen. Nach einer anderen Auffassung gehen die Toten nach dem W, und eine Frau erkundigte sich bei Jenness, der auch bei den w. Eskimos war, ob er dort ihren ersten, seit einigen Jahren verstorbenen Gatten angetroffen hätte. Bei einer anderen Gelegenheit erkundigte sich diese Frau, ob ihr verschollener Vater bei einem bestimmten Eskimo-Stamm gesehen worden sei. Denn ein Schamane hatte es herausgebracht, daß die bösen Gespenster einiger Weißen ihn nach dem Lande dieses Eskimo-Stammes weggeführt hätten. Der Glaube, daß die Seelen der Toten in ihren Nachkommen oder in den Kindern von Freunden und Verwandten wieder lebendig werden, ein Glaube, der in Barrow besteht, wurde bei den Kupfer-Eskimos nicht gefunden (Jenness S. 176f.).

Nach der Auffassung der Bewohner des zentralen Holländisch-Süd-Neu-Guinea geht der Totengeist (*Kugi*) nach der Verbrennung der Leiche den Bach hinab in der Richtung nach dem Gebiete der Meervlakte. Aber auch der Gipfel hoher Berge, wie z. B. der Doorman-Top, gelten als von den *Kugi* bewohnt. Daher vermeidet man, sie zu besteigen, denn dies würde, so glaubt man, zweifellos Krankheit oder Tod für den Betreffenden nach sich ziehen. Das Jenseits liegt also jenseits der Grenzen des bekannten Landes (Wirz 1924 S. 80f.).

In bezug auf das Schicksal, das den Toten nach der Ansicht der San-Cristoval-Leute trifft, muß man sich ihre Auffassung von den verschiedenen im Menschen wirkenden Kräften vergegenwärtigen. *Adaro* ist der Schatten vom Feuer oder von der Sonne, der Geist, der sich in unangenehmer Weise geltend macht. *Aunga* ist der friedliche Bestandteil des Menschen, der nach dem Tode den Körper verläßt und in derselben Nacht sich auf den Weg nach *Maraba* ins Jenseits begibt. Das Bild im Spiegel oder im Wasser ist seine konkrete Erscheinungsform (s. Name A, Primitives Denken, Zauber A). *Adaro* verläßt den Körper nicht so schnell, nicht bis das Fleisch abgefallen ist. Mit Rücksicht auf die verschiedenen Stadien der Verwesung werden die Feste des „kleinen" und „großen Dahingehens" gefeiert (s. § 36). *Mena* (= *Mana*; s. d. B) ist an den Schatten (*adaro*) gebunden, und daher ist es gut, mit *adaro* auszukommen und für seine Unterkunft zu sorgen. Dies geschah auf verschiedene Weise: durch Beherbergung 1. im Schädel; 2. in einer Steinfigur oder einem Steinkopf; 3. in einem vorzugsweisen runden Stein oder nur in einem Steinblock; 4. in einem Säugetier, Vogel, Fisch oder Reptil; 5. in einem Baum. Die Geister (*adaro*), die keine Unterkunft haben, oder deren Unterkunft zerstört wurde, müssen herumwandern.

Der Kopf wird als der Sitz des Lebens aufgefaßt (s. Meidung, Menschenopfer C, Tabu B). Da der Eintritt des Todes das zweifache Leben teilt, so muß für den Schädel, der verbleibt und Sitz eines Teiles des Lebens ist, eine Stätte geschaffen werden. Es scheint indessen, daß man sich vorstellt, daß der Geist (*adaro*) sich an jedes Objekt haftet, das ihm nachdrücklich dargeboten wird. Wie erwähnt (§ 36), wird er mit einer Betelnuß geangelt. Wenn man den Schädel hat, wird er auf eine kleine Platte gelegt, unter der Opfer dargeboten werden, und die Betelnuß mit dem *adaro* dem Schädel zur Seite gelegt. Dann geht der Geist von dem einem in das andere über. Der Schädel ist zwar mit transzendenter Wirkungskraft (*mena* = *Mana*) erfüllt, diese würde ihn aber mit der Zeit verlassen. Die Gegenwart des *adaro* erhält aber auf die Dauer das *mena*. *Mena* erscheint somit als eine Eigenschaft des *adaro*, jedoch nicht des *aunga*. Vom *aunga* wird solches nicht berichtet.

Die Steinfigur auf dem Grabhügel ist ein Objekt für das Eingehen des Geistes (*adaro*). In einer solchen Steinfigur, die nur Kopf und Schulter darstellt oder als runder Stein ganz roh diesen Formen gleicht, können viele *adaro* leben. Nicht jeder Tote hat eine besondere Figur oder einen besonderen Stein als Aufenthaltsort für seinen Geist, sondern eine Figur oder ein Stein reichte für alle in dem Hügel Bestatteten hin. Auch Steinsäulen galten als Heimstätten der Geister.

Nach einer anderen Auffassung, die mit der anderen Bestattungsart zusammenhängt, gingen die Geister in Haifische ein, oder auch in Schildkröten, Oktopus und Rochen. Doch

nimmt die Auffassung von den Familien-Haifischen von Ulawa darin wiederum eine besondere Stellung ein (vgl. § 20), denn dabei handelt es sich um den Austausch der Seele zwischen Mensch und Haifisch, der zu einer vollkommenen Schicksalsgemeinschaft zwischen beiden führt. Wenn der „Haifischmensch" stirbt, wird sein Körper zu dem Haifischfelsen gebracht und gebadet, und zwei lange Linien von Kalk werden vom Ohr zu den Fersen gezogen. Am Haifisch sollen diese gleichen Linien erscheinen, und dieser stirbt ebenfalls.

In der Landschaft Arosi ist es nicht ungewöhnlich, nach dem Tode eines Mannes einen Vogel, ein Iguana, ein Buschhuhn oder einen Fisch zu fangen und ihn nach dem Begräbnisplatz zu bringen, wo der Geist sich aufhält, dort das betreffende Tier eine Weile lang zu halten und dann zurück in den Wald oder in die See freizulassen, in der Meinung, daß der Geist nunmehr in dem Vogel oder Fisch gefangen sei. Fische oder Vögel besitzen weder eigenen *aunga* noch *adaro*, sondern der *adaro* der Menschen nimmt seine Wohnstätte in ihnen und verleiht ihnen *mena* (*Mana*). Die Vorbedeutungen (s. Omen A) werden gewöhnlich mit den Vögeln in Zusammenhang gebracht, dabei scheint jedoch der Gedanke an besondere Tiere auf die ganze Klasse ausgedehnt zu werden, z. B. auf die Totem-Vögel (s. Totemismus B) einer Sippe (Fox S. 230ff.).

Der Geist (*adaro*) kann auch in einen Baum eingehen, und zwar dort, wo der Tote begraben ist; auch entweder in den Boden oder in die Laubhäuser um oder gegenüber einem heiligen Baum. Diese Bäume werden „Totendörfer" genannt und als von den Geistern der Verstorbenen erfüllt gedacht. Aber nur diese, nicht auch andere heilige Bäume, gelten als Heimstätten der Totengeister.

Manche Geister haben keine Wohnung und spuken darum auf der See oder auf dem Lande. Solche unsteten Geister heißen in Arosi *wraohi* und werden nicht gefürchtet. Auch gibt es noch andere Geister (*adaro*), die niemals mit einem *aunga* im Körper eines Mannes vereinigt waren, wie der Geist der offenen See, *matawa*, Waldgeister, *hasimou*, usw. Diese besitzen stärkeres *mena* (= *Mana*) als Totengeister, scheinen jedoch alle gefährlicher und bösartiger Natur zu sein, wie der böse Teil eines Menschen und nicht der ganze Mensch, der „gut" (*aunga*) und „böse" ist (Fox S. 233).

Auch auf den Trobriand-Inseln findet eine Spaltung in Geist und Seele statt. Der Geist des Toten, *baloma*, geht nach Tuma, einer kleinen Insel, die 10 Meilen nw. von den Trobriand-Inseln liegt. Diese Insel gilt als bewohnt auch von lebenden Menschen, die in dem großen Dorfe Tuma wohnen, das oft von den Eingeborenen der Hauptinsel besucht wird. Die Seele, *kosi*, führt nach dem Tode eine nur kurze Existenz in der Nähe des Dorfes und an den übrigen Aufenthaltsstätten des Verstorbenen, wie seinem Feld, dem Strand oder dem Wasserloch (Malinowski S. 354ff.). Die Reise des *baloma* nach Tuma wird in derselben Weise gedacht, wie sie ein Lebender in einem Kanu mit Segel unternehmen würde. Der Geist eines der binnenländischen Dörfer begibt sich nach einem der Küstenorte, von denen man gewöhnlich nach Tuma fährt, und zwar besonders während des SO-Windes. Man nimmt an, daß diese Geister an der Küste warten, bis der rechte Wind einsetzt. Aber weder die Geister noch auch deren Kanus kann ein gewöhnlicher Mensch sehen. Während des Wartens sitzt ein *baloma* etwas auf einem Steine nieder und weint; andere, die das hören, kommen hinzu und beteiligen sich an seinen Klagen. Manche singen ein monotones Lied, wie es während der großen Totenwache nach dem Ableben eines Menschen üblich ist, usw. (ders. S. 358).

Der *baloma* wird wie ein Spiegelbild (*saribu*) im Wasser gedacht, der *kosi* dagegen als Schatten (*kaikuabula*). Indessen sind sich nicht alle Leute darüber völlig einig und erklären bald beide als Spiegelbild oder als Schatten. Es scheint manchmal, als ob eine derartige Deutung mehr ein Analogon darstelle, mit dem man die Vorstellung illustriert, als ein fest verbundenes Symbol. Die Eingeborenen waren keineswegs darin sicher, daß ein *baloma* etwa aus derselben Substanz bestände wie ein Spiegelbild, das sie als „Nichts" oder als „Lüge" (*sasopa*) be-

zeichneten, in dem kein *baloma* drin steckt, daß aber der *baloma* etwas Ähnliches ist wie ein Spiegel (*baloma makabala saribu*). Auf den weiteren Einwand, wie ein *baloma* als Spiegelbild rufen oder essen könne, oder ein *kosi* gegen ein Haus klopfen oder Steine werfen, wenn er ein Schatten ist, erfolgte die Antwort: der *baloma* und der *kosi* sind wie ein Spiegelbild und wie ein Schatten, aber sie sind auch wie Menschen, und sie benehmen sich ebenso wie Menschen. Derartige Antworten wie die letzte wurden jedoch nur von den intelligenteren Leuten gegeben, ungeduldigere, selbstüberzeugte oder weniger begabte begnügten sich, über solche Fragen die Schultern zu zucken; andere wieder interessierten sich für solche Spekulationen und äußerten Augenblicksansichten oder fragten schließlich den Ausfrager selbst nach seiner Meinung. Die selbständigen Meinungen bewegten sich jedoch im allgemeinen immer innerhalb der traditionellen Ansichten. Gewisse Grundansichten waren auch für alle gleich, wie etwa die, daß ein *baloma* dem Mann gleicht, den er vorstellt, so daß man sogleich den Mann erkennt, wenn man den *baloma* erblickt. Der *baloma* lebt auch insofern wie ein Mensch, als er älter wird, ißt, schläft und der Liebe pflegt, alles auf Tuma und auf Besuchen in ihren Dörfern. In bezug darauf bestanden nicht die geringsten Zweifel; das Sichere betrifft also die Handlungen und das Verhalten der *baloma* (ders. S. 367f.).

Noch weniger klar ist das Verhältnis des *baloma* zu dem lebenden Menschen, insbesondere bezüglich des Aufenthaltsortes des *baloma* im Körper: ob im Kopf, im Bauch, in den Lungen. Scharfe Antworten sind darüber nicht zu erzielen; auch nicht darüber, ob er den Menschen während seiner Lebenszeit verlassen kann, ob es der *baloma* ist, der während der Träume spazieren geht, ob nur der *baloma* von bestimmten Leuten nach Tuma geht, usw. Allerdings werden die beiden letzten Fragen bejahend beantwortet, jedoch in wenig überzeugender Weise. Es scheint, daß der *baloma* eine Art teilweise materiell gedachtes zweites Ich ist, das sich beim Tode vom Körper trennt, und nicht eine Seele, die während des Lebens im Körper wohnt. Derartige Gedanken leben in einer nicht kristallisierten Form, werden mehr gefühlt als formuliert und beziehen sich mehr auf Tätigkeiten des *baloma* als auf eine analytische Untersuchung seiner Natur und Lebensbedingungen. — In ähnlicher Weise ist man auch unsicher mit seinen Auskünften über die Wohnung der Geister. Während einige maßgebende Persönlichkeiten den Wohnort der *baloma* auf der Insel Tuma ziemlich genau festlegen und auch von den *baloma* erzählen, daß sie zu dem jährlichen Totenfest der Heimat einen Besuch abstatten, besteht doch noch eine andere Ansicht, daß nämlich die *baloma* in eine Art Unterwelt hinabsteigen und dort in Groß-Tuma (*tumaviaka*) leben. Diese Ansicht wurde wiederum in zwei verschiedenen Versionen geäußert: nach der einen handelt es sich um eine Art zweigeschossige Unterwelt. Wenn der *baloma* am Ende seiner ersten Geister-Existenz stirbt, so steigt er in das untere Stockwerk hinunter, von dem er nach der materiellen Welt nur durch eine Reinkarnation wieder zurückkehren kann. Die Mehrheit verwirft diese Theorie und spricht nur von einem Rang der Unterwelt (ders. S. 369f.). Bemerkenswert ist dabei, daß nach Seligmanns (1910 S. 679, 733) Ermittlungen die Welt von Tuma aus bevölkert worden sei, was wiederum darauf hindeutet, daß die Trobriander, oder wenigstens ein Teil von ihnen, von Tuma als der letzten Station ihrer Wanderung kamen, und somit weiterhin den Gedanken unterstützen würde, daß das Totenreich dorthin verlegt wird, woher die letzte Einwanderung erfolgte.

§ 44. Wenn nach der Ansicht der Leute von San Cristoval das *aunga* (die gute Seele) den Körper verläßt (s. § 43), so geht es zunächst an einen Felsen, von dem es ein Stück abbricht, dann klopft es an den Felsen, worauf sich dieser öffnet. Es betritt nun einen Pfad, der sich nach verschiedenen Richtungen für die einzelnen Sippen verzweigt. Ist es die Seele eines Häuptlings, so geht sie nach dem Häuptlingsfelsen und taucht dort in die See. Sehen die Leute eine Sternschnuppe, so sagen sie, das *aunga* eines Häuptlings taucht in die See (vgl. die ähnlichen Auf-

fassungen auf den nw. Salomo-Inseln Choiseul und Bougainville; Thurnwald 1912 I 63, 159f., 320ff.; III 19ff., 27). Das *aunga* geht stets bei Nacht auf Reise. Beim Häuptlingsfelsen hält es eine Rede und legt über alle großen und kleinen Dinge, die es getan, Rechenschaft ab, nennt seinen Namen, taucht in die See und schwimmt zu den Inseln der drei Schwestern, die zwischen San Cristoval und Ulawa liegen. Dort steht es auf dem Felsen des Kreuzwegs, wo ein Fischer, der Seelenfischer, nach ihm die Angel auswirft. Manchmal läßt er es entwischen, mitunter spielt er mit ihm und wirft es in die Luft, um es zu quälen, aber schließlich wirft er es auf den „Frauenfelsen" und bringt es zu dem „geschlossenen Felsen", auf dem *Karingapusi*, ein altes Weib, steht, die nachsieht, ob die Ohren der Seele durchlocht sind, und wenn nicht, treibt sie sie zwischen ihren Beinen hinweg nach einem üblen Ort (s. Moral). Sind aber die Ohren durchlocht, so kann sich die Seele zu den anderen Toten gesellen, die schon von fern einen toten *Kiokio*-Vogel treiben sahen und daraus schlossen, daß eine Seele (*aunga*) zu ihnen nach *Rodomana* unterwegs ist. Darauf wird ein Tanz in *Rodomana* abgehalten, um den neuangekommenen Toten zu bewillkommnen, aber seine Verwandten zeigen sich noch nicht. Sie tanzen dreimal an drei Tagen und bringen ihm auch seine Freunde mit, die sich unter den Tänzern verborgen befinden. Hier lebt die „gute Seele" für einige Zeit, dann schwimmt sie nach dem *Marau*-Sund am Ende von Guadalcanar, nach der Insel *Maraba* unter den Schatten des großen Berges, auf dessen Gipfel *Hatuibwari* sich befindet. Hier ist ein Paradies der Seelen, die da Feste feiern und tanzen. Hier befindet sich auch ein prachtvoller Fluß *Totomanu* und der „Fluß des lebenden Wassers" (*Wai mauri*). Hierin badet die Seele und wird ein *hi'ona*. Gehörte sie einem guten und ergebenen Mann (*mahasi*), so wird sie ein *'unua*, sie besteht hinfort aus unsterblichem Stoff und wird vereint mit *A'unua*, dem persönlichen Nucleus und Zentrum des alles durchströmenden *'unua*. Sie wird göttlich, ohne ihre Persönlichkeit zu verlieren, wird ein Bestandteil des höchsten Gottes. Es scheint, daß sie nicht länger in *Maraba* lebt, aber es ist sehr schwer zu sagen, was und wie man sich das vorstellt. Die meisten Eingeborenen wissen über *Maraba* nicht hinaus. Einer, der ein *'unua* wird, scheint in Hinkunft zu einer Art Nebenherrscher mit *Hatuibwari*, dem großen Schlangengeist, zu werden. Alle indessen, die im *Totomanu*-Fluß gebadet haben, erwerben eine Verwandtschaft mit den Schlangengeistern und können in die Welt der Lebenden zurückkehren, wo sie als Schlangen erscheinen; sie sind stärker als ein *adaro*-Geist, besitzen Wirkungskraft (*mena*) und fügen Menschen Schaden zu (Fox S. 234f.). — Es ist klar, daß auch in diesen Jenseitsvorstellungen verschiedene Auffassungen durcheinandergehen, wie dies ja auch in den vielerlei Bestattungsformen der San-Cristoval-Leute zum Ausdruck kommt. Außerdem tragen diese Gedankengänge die Spuren eines Verfalls aus früher besser durchgebildeten Auffassungen an sich.

Es wäre nicht richtig, die Leute von San Cristoval als Leute, die einen „Ahnenkult" pflegen, zu bezeichnen. Sie verehren nur die Geister der Toten, nicht eigentlich die Toten als ganze, da sie dem *aunga*, das eigentlich der wichtige Teil am Menschen ist, keinerlei weitere Aufmerksamkeit schenken. In bezug auf das *aunga* herrschen verschiedene Ansichten. In einigen Teilen von Arosi meint man, daß nur die Männer ein *aunga* besäßen, im anderen Teil wird ein *aunga* auch Hunden und Schweinen und vermutlich auch Haifischen beigelegt, sowie noch anderen Tieren. Es ist dasselbe *aunga* wie das der Menschen. Das *aunga* verläßt den Körper im Augenblick des Todes. Es wohnt im Kopf, durchströmt aber alle Teile des Körpers und geht auch auf die Kleidung, die Fußabdrücke, die Speise eines Menschen und auf alles über, das eng mit ihm zusammenhängt. Wenn irgend etwas derartiges, das zum äußeren Körperbereich des Menschen gezählt wird, zu einem Haifischfelsen oder einem Hügelgrab gebracht wird, so ist Krankheit die Folge. Eine solche wird aber ganz besonders klassifiziert: sie gilt als *to'o aunga* = „in der Seele geschlagen". Das *mena* (= *Mana*) dieser Orte hat näm-

lich nach der herrschenden Auffassung durch die Berührung das ganze *aunga* in Mitleidenschaft gezogen, es erscheint als eine Art „Seelensubstanz" (Fox S. 234; vgl. Keysser S. 113ff.; s. a. Idol A 1).

Vgl. a. Hocart *The Cult of the Dead in Eddystone Island* Journ. anthr. inst. 52 (1922). — Über Geister der Toten (Neue Hebriden) vgl. Anthropos 16/17 (1921/22) S. 249.

Auch bei den Bergdama SW-Afrikas besteht der Glaube, daß die Gespenster der Toten, die als Knochengerippe gedacht werden, die Lebenden beunruhigen, und zwar insbesondere von solchen Menschen, die auch zu ihren Lebzeiten einen bösen Mund hatten oder jähzornig waren. Um sich vor solchen besonders zu schützen, schnürt man deren Leichen mit recht starken und dicken Riemen fest und verschließt ihre Gräber mit großen und schweren Steinplatten oder stellt diese direkt neben der Leiche auf, so daß die aufrecht stehenden Platten sich über dem Kopf der Leiche berühren. Ist dies geschehen, so wird die Grube mit Erde und Geröll zugeworfen, oben mit zahlreichen Steinen in runden Haufen bedeckt (s. § 24) und verlassen, um nie wieder besucht zu werden (Vedder S. 131f.).

Wenn bei dem Hirtenvolk der Banyankole ein Mann sehr krank war, und man fürchtete, daß er sich nicht wieder erhole, bestand man darauf, daß er den Namen des Sohnes nenne, den er als seinen Erben erwählte, denn es war nicht notwendigerweise der älteste Sohn, der erbte. Immer bestand die Gefahr, daß der Fürst, der *Mugabe*, in einem solchen Fall, wenn kein Erbe deutlich ernannt war, den Besitz an sich riß (s. Häuptling, Staat). Deshalb waren die Verwandten stets aufgeregt, wenn ein kranker Mann sich nach dieser Richtung hin nicht äußerte. Man sandte in einem solchen Fall nach einflußreichen Persönlichkeiten des Klans, um den Sterbenden zu einer Entscheidung zu drängen. Insbesondere hatte man Angst davor, daß der Sterbende noch gegen jemanden einen Groll hege. Nannte er eine solche Person, so wurde diese verständigt und brachte eine Kuh oder eine andere Gabe, um vor dem Tode mit dem Sterbenden Frieden (s. d.) zu schließen, da der andere sonst Angst vor dem gefährlichen Geist des Toten hatte. — War ein Häuptling krank, und verzweifelte man an seiner Wiederherstellung, so wurde eine alte Kuh auserlesen, um ihn mit Milch bis zu seinem Tode zu versorgen (Roscoe 1923 S. 144f.).

Bei höheren Völkern werden die Termine, die für das Walten der Seele auf der Erde angesetzt sind, vielfach in eine Zahlenmystik verstrickt (s. Zählen). Dabei spielt z. B. die auch sonst für längere Zeiträume wichtige Zahl 40 eine große Rolle. Die Mordwinen bereiten am 40. Tage Wasser für die Toten, damit ihre Seelen eine letzte Waschung auf Erden genießen, bevor sie in eine andere Welt übergehen. Die Wogulen glauben, daß der Geist in seinem Heim auf Erden 40 Tage spukt, danach erreicht er die Insel der Seeligen in dem von Eis umringten n. Meer. Das Tier, von dem ein Tschuwasse vor seinem Tode ein Opfer wünscht, erhält er nach 40 Tagen dargebracht usw. (Mainof *Les restes de la mythologie Mordvine* Journ. de la Société Finno-Ougrienne 5 [1889] S. 56; Wasiljev *Übersicht über die heidnischen Gebräuche, Aberglauben und Religion der Wotjaken* Mémoires de la Société Finno-Ougrienne 18 [1902] S. 33—35; Lehtisalo *Entwurf einer Mythologie der Jurak-Samojeden* Mémoires de la Société Finno-Ougrinne 53 [1924] S. 115).

Nach der Auffassung der Zigeuner verläßt die Seele den Körper erst nach der Verwesung, und die Seele haftet auch an den Besitztümern des Verstorbenen. Daher muß der Besitz entfernt und verbraucht werden. Um die Verwesung zu fördern, gräbt man auch die Leiche aus und vergräbt nur den Kopf wieder (Folk-Lore 1909 S. 353).

Bemerkenswert für die Auffassung des Verhältnisses zwischen Totengeistern und Göttervorstellung ist die Art, wie sich nach der älteren religiösen Literatur der Ägypter die Totengeister bedrohend gegen Götter verhalten (worauf bereits Erman *Ägyptische Religion* 1909 S. 172 hingewiesen hat; vgl. a. Kees S. 73ff., 139f., 325, 339, 397f., 417f.). In den Sprüchen der Pyramiden-Texte und des Totenbuchs kann der Tote die Götter zwingen, ihm zu Willen zu sein. Dieser Zwang geht von dem „Zauber"

(s. d. B), vorzüglich aber von der in gewissen Worten, Formeln oder Verfahrensarten steckenden besonderen Wirkungskraft, einem Mana (s. d. B), aus, das der Tote besitzt. Dadurch tritt der Verstorbene den Göttern als gleichberechtigtes, gleich machtvolles Wesen gegenüber. Wer Sprüche der bestimmten Art kennt, kann den dämonischen Mächten Vorschriften machen, Forderungen an sie stellen und verlangen, daß sie sich seinem Willen fügen. Er kann z. B. die Opfer den Göttern versagen, kann den Sonnengott ins Wasser verweisen und sich sogar tätlich an den Göttern vergreifen und ihnen sonst noch alles Schlimme antun (Grapow *Bedrohung der Götter durch Verstorbene* ÄZ 49 [1911] S. 48).

Über den Totenkult besonders in der Antike vgl. Otto *Die Manen oder von den Urformen des Totenglaubens, eine Untersuchung zur Religion d. Griechen, Römer und Semiten und zum Volksglauben überhaupt* 1923.

§ 45. Man kann sagen, daß die Kupfer-Eskimos von N-Kanada an eine Existenz nach dem Tode glauben, obwohl ihre Vorstellungen darüber sehr verschwommen und unbestimmt sind. Zwar ist es nicht verboten, die Namen der Toten auszusprechen, doch tut man das ungern. Nach ihrer Auffassung hört die Seele, *nappan*, mit dem Eintritt des Todes überhaupt auf zu existieren, nur der Schatten, *tarrak*, glaubt man, verweilt als Gespenst noch eine Zeit dort, wo die Leiche beigesetzt wurde. Das Wort *tarrak* hat drei Bedeutungen: 1. bezeichnet es einen niedrigen Höhenzug, der dem Jäger Schutz bietet (und Schatten wirft); 2. den Sonnen- oder Mondschatten irgendeines Gegenstandes; 3. den Schatten irgendeines toten Tieres oder menschlichen Wesens. — Als man drei Jahre nach dem Tode eines Mannes an dem Platz vorbei kam, wo er beigesetzt war, gingen seine Angehörigen diese Stelle besuchen und weinten. Sie vermuteten, daß der Schatten des Toten noch immer trotz der Verwüstungen der Leiche durch die Füchse an diesem Orte weile (Jenness S. 176). — Bei den Kupfer-Eskimos gilt die Seele als der Hauptträger menschlicher Lebenskraft. Ein Toter oder richtiger sein Schatten, *tarrak*, kann die Seele eines Lebenden „stehlen", der dann dahinschwindet und stirbt. Im Winter 1915 waren ein Puivlik-Eskimo namens Wikkiak und sein kleiner Junge Haugak gleichzeitig krank. Wikkiak erholte sich bald nach Jenness' Besuch in der Siedlung, worauf ein Schamane verkündete, daß seine Seele durch den Schatten eines Toten hinweggetragen worden sei, daß aber Jenness' Hund Jumbo sie wieder zurückgebracht habe. Aus diesem Grunde befestigte die Frau Higilak ein Band aus weißem Hirschleder um den Hals des Hundes, in der Erwartung, daß der Hund dankbar für die Erwärmung seines Halses sein werde und auch Haugaks Seele zurückbringen würde. Der Junge erholte sich, aber einige Monate später verfiel Frau Higilak selbst in eine Krankheit, und wieder wendete man sich an den Hund. In den Augen der Eskimos war es klar, daß dies kein gewöhnlicher Hund war, sondern der Träger einer außerordentlichen Lebenskraft. Bei dieser Gelegenheit rieb daher Frau Higilak des Hundes Speichel über ihre Stirn, damit etwas von der Kraft des Hundes auf sie übergehe und sie ihre Krankheit überstehen könne (s. a. Idol A 1, Reinigung D). Dafür erhielt Jumbo ein weiteres Halsband aus weißem Hirschleder. Manchmal „leiht" auch ein Mann seine Lebenskraft einem Freunde, um eine Krankheit zu vertreiben. Hat ein Mann z. B. Magenschmerzen, so spuckt sein Freund auf die Hand und reibt den kranken Teil damit ein, um nach seiner Auffassung durch seine überschüssige Lebenskraft den Patienten zu heilen (s. a. Geburt). Nicht selten wird auch die Krankheit als konkretes Objekt aufgefaßt, das in den Körper durch eine beleidigte Seele verpflanzt wurde. Der Schamane muß dann dieses Objekt mit Hilfe seiner Geister herausholen (s. Zauber A). Um seinen Erfolg zu beweisen, zeigt er seiner Zuschauerschaft Stücke von Knochen, Würmer oder ähnliche Dinge.

Bei der mangelhaften Unterscheidung zwischen Ohnmacht und Tod (s. a. Jünglingsweihe, Primitives Denken) werden auch häufig Geschichten von Leuten erzählt, die gestorben und wieder zum Leben erwacht sind (Jenness S. 172f.).

Daß die Seelen oder Schatten der Toten

als Schutzgeister der Lebenden auftreten, entspricht nicht der Auffassung der Kupfer-Eskimos. Der „Schatten" ist für sie ein bösartiges Wesen oder kann wenigstens schaden, ohne an Zeit oder Raum gebunden zu sein. Im allgemeinen richtet sich die Gefährlichkeit danach, ob der betreffende Mensch zu Lebzeiten böse oder gut war. Einige Schatten verschwimmen mit den *tornrait* und werden mehr oder weniger mit bösartigen Geistern, die nicht von Menschen herrühren, jedoch mitunter menschliche Gestalt annehmen, identifiziert. Im allgemeinen sind sie unsichtbar, außer wenn sie sichtbar zu sein wünschen oder sich einem Schamanen durch seinen speziellen Geist (s. Zauber A) enthüllen. Sie können den Eskimo Tag und Nacht beunruhigen und ihm Schaden zufügen. Der Schatten eines Mannes, der an einem Orte verstarb, vermag den Tod eines anderen 1000 Meilen weit entfernten zu verursachen. In verschwommener Weise bringt man diese Schatten auch mit der Gestaltung des Wetters und dem Jagdglück zusammen. Mitunter vermag ein Schamane den Namen eines Schattens festzustellen, der für die Krankheit und das Mißgeschick eines Menschen verantwortlich ist, oder für den Mangel an Moschus-Ochsen und Seehunden für die Jagd. In einem solchen Fall sucht man den Schatten entweder zu bitten oder einzuschüchtern, um seine üblen Machenschaften zu beendigen.

Um die Geneigtheit eines Schattens zu gewinnen, werden Stücke der Leber und der Nieren eines getöteten Karibu (oder auch andere Eingeweideteile) den Schatten als Opfergaben mit dem Ausruf: *„tamizza"* zugeworfen. So läßt man z. B. auch, wenn ein Seehund getötet wurde, ein kleines Stück Speck für die Schatten auf dem Eise zurück. Allerdings wird auch die Deutung vorgebracht, daß die Seehunde sich dann leichter fangen lassen. Da aber die Schatten der Toten wiederum mit der Versorgung von Seehunden für die Jagd zu tun haben, so läuft diese andere Variante der Deutung in der gleichen Richtung. Auch kommen Opfergaben (s. Opfer A) in Form von Essen und Trinken für die Schatten der Verstorbenen vor, namentlich wenn man sich auf der Jagd befindet, oder wenn die Beute zerteilt und verzehrt wird (Jenness S. 178).

Über den sonstigen Einfluß der Totengespenster und der Geister (*tornrait*), sowie über Beschwörungen und Anbetungen derselben vgl. ebd. S. 186f.

Auf Eddystone (Hocart *Medicine and Witchkraft in Eddystone of the Salomons* Journ. anthr. inst. 55 [1925] S. 246) kann der Geist eines Getöteten durch Zauber weiterhin getötet werden, wobei oft Blut und Zähne des getöteten Geistes zum Vorschein kommen.

Vgl. a. Barnes *Survival after Death among the Ba-Bemba of N.-E. Rodesia* Man 22 (1922) Nr. 26.

Über die Bedeutung der Namen von Toten und deren Nennung s. Name A; vgl. a. Scherke S. 92.

Über chinesische Vorstellungen von der Seele vgl. Wilhelm *Totenbräuche in Schantung* Mitt. d. dtsch. Ges. f. Nat.- u. Völkerk. Ostasiens 11 (1907/09).

Die Auffassung von zweierlei Art von Lebens-Agens, einer „Seele" und einem „Geist", tritt uns besonders ausgeprägt in Afrika entgegen, und zwar vielfach in der Form, daß die Lebensseele, d. h. die Seele, die bei Lebzeiten des Menschen sich geltend machte, mit dem Aufhören der Atmung und des Herzschlags, mit dem Tode, spurlos verschwindet, sie wird auch als „Hauchseele" bezeichnet. Was weiter lebt, ist das Gespenst, die Schatten- oder Bildseele (Ankermann 1918 S. 89), und stimmt mit dem KA (s. d.) der alten Ägypter überein, der den Menschen als Doppelgänger schützend durch das Leben begleitet und ihm auch nach dem Tode seine Fürsorge angedeihen läßt (Steindorff S. 152; Erman-Ranke S. 415; Kees S. 67ff.).

§ 46. Mit dem dargestellten Wirken der Geistervorstellungen scheinen in niedrigeren Lebensformen keine Auffassungen verbunden zu sein, nach denen der Geist nützlich ist, sondern höchstens, wie wiederholt angedeutet, schädlich. Die Auffassung von Toten als Schutzgeister dürfte einem stärkeren Zusammenschluß der Sippen und Familien gegenüber anderen entspringen, namentlich auch mit dem Aufkommen der Geheimen (s. d.) Gesellschaften im Zusammenhang stehen. Oft greifen hier auch tote-

mistische Gedankengänge sehr komplizierend ein (s. Totemismus B).

§ 47. Von den Jenseitsvorstellungen ist bereits in den voraufgehenden §§ als Stätte, wohin die Totengeister sich wenden, die Rede gewesen. (Bezügl. Indonesiens und Ozeaniens vgl. dazu Moss. Für Afrika vgl. Ankermann.) Vgl. a. Abegg *Der Pretakalpa des Garuḍa—Purāṇa. Eine Darstellung des hinduistischen Totenkultes und Jenseitsglaubens* 1921; Döring-Hirsch *Toten- und Jenseitsglaube im Spätmittelalter* 1927. — Vgl. a. Scherke S. 130ff.

§ 48. F. Der T. als Kulturerscheinung. Wandlungen der Vorstellungen und ineinanderwirkende Beeinflussungen. Die verschiedenen Seiten des T., die Bestattungsart, das eigenartige Verhalten zur Leiche oder gar das egozentrische Benehmen der Hottentotten gegen den Sterbenden und ähnliche Dinge, wie auch die Trauerriten und -Zeremonien kann man nicht isoliert betrachten, sondern nur als Auswirkungen von oft sehr wenig klaren Gedankenkomplexen, in die sich eine Gesellschaft unter den verschiedensten Einwirkungen eingesponnen hat. Diese Vorstellungen müssen wir uns aber immer viel mehr im Fluß vorstellen, als es dem oberflächlichen Beobachter scheint, der allzu geneigt ist, den Querschnitt, den er zu irgendeiner Zeit durch ein Volk legen kann, als etwas Beständiges anzusehen oder ihn nur mechanisch in gewisse Urbestandteile von Mosaiksteinen zu zerlegen. Nicht um „Mosaikbilder" handelt es sich, sondern um einen in beständiger Gärung befindlichen, aus vielen Ingredienzien zusammengesetzten Stoff.

Die Vorstellung von einem himmlischen Jenseits hängt in Amerika nicht notwendigerweise mit der Sitte der Verbrennung zusammen. Die Vorstellung von einem solchen himmlischen Jenseits findet sich z. B. bei den zentralen Eskimos und in Grönland, ebenso wie bei den Tlingit und Haida (James S. 232).

Verbrennung und Vorstellung vom himmlischen Jenseits decken sich nicht vollständig. Sollten sie aber ursprünglich zusammengehangen haben, so muß man sich vor Augen halten, daß oft durch einzelne Stammesteile gewisse Auffassungen und Sitten in die Traditionen von größeren Kulturgemeinschaften anderer Art hineingebracht werden können. Im allgemeinen wird man James (S. 233) zustimmen können, wenn er meint, daß Begräbnisformen zunächst den Glauben an Örtlichkeit und Beschaffenheit des Totengeistes beeinflußt haben, nachdem der ursprüngliche Zweck der Leichenbehandlung vergessen und diese durch Tradition in eine feste Form gebracht worden war. So z. B., wenn dem Feuer, das zum Trocknen der Leiche gebraucht wurde, eine geheimnisvolle Bedeutung zugeschrieben wurde. Im Laufe der Zeit haben diese Auffassungen wieder unter Führung von Priestern und Medizinmännern das Ritual beeinflußt, und gewisse Gebräuche wurden dauernd mit dem Leben oder der Bestimmung der Seele nach dem Tode in Verbindung gebracht. Die Wanderung von Stämmen brachte zweifellos die Tendenz mit sich, die ursprüngliche Heimat als das Land der Toten zu betrachten, wohin die Geister der Verstorbenen nach ihrem Ableben zurückkehren. Dieser Glaube hat sowohl häufig die Orientierung in der Lage der Leiche bestimmt als auch die ihr hinzugefügten Beigaben für die Reise in die Welt der Ahnengeister. Diese Erinnerung an die Heimat ist nachher wiederum verblaßt zur Vorstellung von einem fernen Land, einer mythischen Gegend oder einer „Insel der Seeligen" (vgl. oben § 43, 44).

So kann z. B. der Glaube der Verbrennungs-Gruppe eines Stammes an das Totenreich im Himmel von dem einer zweiten Gruppe überlagert worden sein und auf diese Weise eine Verwirrung zwischen den Lehren und den Sitten Platz gegriffen haben. So finden wir z. B. in Amerika häufig den Glauben an eine Kombination von Ober- und Unterwelt und an ein wesentlich irdisches Paradies, das mit der Sonne und dem Horizont in Zusammenhang gebracht wird. Stammesgruppen oder -Schichten stellen in Gemeinden der Naturvölker nicht selten ethnische Gruppen mit eigener Kulturüberlieferung dar. Das Zusammenwohnen und Zusammenleben, das bei aller Betonung der eigentlichen Überlieferungen

sich geltend macht, führt unvermeidlich zur Annahme einzelner Gedankengänge oder Bestandteile von Bräuchen (s. Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung). Auf diese Weise mag manchmal ein Ritus sich erhalten haben, während die dazugehörige Lehre verdunkelt wurde oder umgekehrt, oder es wurde schließlich eine Zeremonie mit einer ganz neuen Bedeutung erfüllt und verlor ihren ursprünglichen Sinn. Auf diese Weise können Unbestimmtheiten in bezug auf die Lehren vom Jenseits eintreten, wie wir das auch an dem Beispiel von San Cristoval gesehen haben; oder man vervielfältigt die Wohnstätte der Toten und verwechselt die Orte usw. Aber auch Sitten der herrschenden Schicht (z. B. Verbrennung) können später von dem übrigen Volk angenommen werden, wie es in den Tälern des Salz-, Gila- und kleinen Kolorado-Flusses der Fall war (James S. 233ff.).

§ 49. Im allgemeinen wird man wohl berechtigt gewesen sein, eine bestimmte Bestattungsart auch mit der Kultur eines bestimmten Stammes in Beziehung zu setzen. So stellen z. B. die Völker mit Leichenverbrennung an der nordpazifischen Küste von N-Amerika: die Tlingit, Tsimshian, Haida, n. Kwakiutl, Tahltan, Loucheux, Carrier und Sikanni, eine andere Kultur dar als die nicht-verbrennenden Nutka, Küsten-Salish und die s. Kwakiutl. Allerdings kommen auch innerhalb desselben Stammes gelegentlich gewisse Verschiedenheiten vor, die wahrscheinlich mit Kultureinflüssen, aber auch vielleicht mit besonderen Vorstellungen zusammenhängen. So werden z. B. unter den n. Tlingit die Schamanen stets in großen Holzsärgen mit hieroglyphischen Figuren bestattet. Auch im SW, in Casa Grande, wurden Priester beerdigt, während man die übrige Bevölkerung verbrannte (James S. 230).

Ob es berechtigt ist, die Leichenverbrennung zur ältesten Kulturschicht des austro-melanesischen Gebietes zu rechnen, muß vor allem deshalb in Frage gestellt werden, weil bei den indonesischen Pygmäen-Stämmen dieses Gebietes die Leichenverbrennung nicht besteht und in Neu-Guinea selbst fast völlig fehlt, nur von Wirz aus dem s. Teil des zentralen Holländisch-Neu-Guinea berichtet wird. Die früher verbreitete Auffassung dagegen, daß die Australier unberührte Urstämme seien, wird wohl heute nicht mehr ernstlich aufrechtgehalten werden können. Außerdem muß man das Räuchern und Mumifizieren der Leiche durch Rösten im Feuer, wie es im W und S von Neu-Guinea üblich ist, als ein älteres Verfahren ansehen (vgl. a. Wirz 1924 S. 80).

Die Bewohner der Andamanen-Inseln betrachten als die ehrenvollste Bestattung die auf Plattformen in Bäumen oder das Erdbegräbnis. Sie verlassen das Lager wenigstens für die Dauer der Trauerzeit. Später werden die Gebeine aufgelesen oder ausgegraben, im Hause aufbewahrt oder von den Verwandten getragen. Die Wald- und See-Geister erscheinen hier ursprünglich als Totengeister. In Aka-Kede gehen die Toten in die Unterwelt, bei den n. Stämmen wandert der Geist in den Urwald oder nach einer anderen Version in die Unterwelt oder in den Himmel. In Akar-Bale (südl. Stämme) geht der Tote in den Himmel oder in die Unterwelt. In A-Pučikwar (südl. Stämme) geht er nach dem O oder NO über die Kante der Welt nach einem Land, ähnlich wie dieses oder dem Himmel. Bei den Bergalfuren von Ceram wird der Körper des Toten an einen Baum gehängt, bis er verwest ist, dann in einen Sarg gebettet und im Hause aufbewahrt, die Seele geht in die Wälder oder die Felsen (Brown S. 106ff.).

Die Berg-Mangyans von Mindore verlassen den Kranken, die Leiche wird in den Wald getragen, umzäunt und mit einem Dickicht eingeschlossen. Sie haben keinen Glauben an ein künftiges Leben.

Die Papuaner von Parimau (in der Nähe der Tapiro-Pygmäen von Holländisch-Neu-Guinea) beschreiben die Geister (*niniki*) als etwas, das man nicht sehen kann, das aber hier und dort in der Luft ist. Auf die Frage, wohin die Toten gegangen seien, deuten sie unbestimmt auf den Horizont und meinen „in die Ferne".

Bei den Baining von Neu-Guinea wird der Tote beerdigt, aber das Grab nicht aufgefüllt, so daß kein Schutz gegen die Tiere vorhanden ist. Es findet nur eine geringe Trauerzeremonie statt. Der Tote

wird überall anwesend gedacht, jedoch unsichtbar und ohne bestimmte Wohnung.

Die Mafulu von Britisch-Neu-Guinea befolgen für die Häuptlinge Plattformbestattung in Bäumen. Als „jüngere Geister" betrachtet man das durchschimmernde Licht der Sonne am Boden und Gestrüpp im dichten Urwald, als „ältere Geister" einen Giftpilz in den Bergen. Beide werden gemieden (Moss S. 230f.).

Es mag von einem gewissen Wert sein, die Bestattungsarten der pygmäoiden Stämme von Indonesien und Ozeanien kurz zu überblicken:

Die Zambales-Negritos von Luzon nehmen die Beisetzung in einem ausgehöhlten Baum oder auf einem hochgelegenen, von einem Schutzzaun umgebenen Punkt vor. Keine Zeremonie und kein regelmäßiger Begräbnisplatz ist festzustellen. Die Geister werden gefürchtet, jedoch findet mit diesen keine besondere Versöhnung statt, außer daß man Nahrung für sie besorgt. Die Toten vermutet man irgendwo in der Nähe, insbesondere an ihrem früheren Wohnplatz.

Die Semang der malaiischen Halbinsel wenden jetzt hauptsächlich malaiische Methoden an. Am ehrenvollsten gilt die Beisetzung in Bäumen. Die ö. Semang (Pangan von Klemantan) bestatten in einfachen Gräbern im Urwald, bedecken diese mit Reisern und schützen sie durch ein rohes Dach; oft ahmen sie auch das Verfahren der Sakai nach. Das Lager wird nach dem Begräbnis verlassen. Unter den Hami-Semang von Hulu-Johor finden sich Spuren der Beisetzung in Höhlen. Im Unterschied zu den Sakai bestatten sie nicht Gegenstände zusammen mit den Toten. Danach hat es den Anschein, als ob die echte Bestattungsart der Semang in der Beisetzung in einem Baum oder in einer Höhle oder auch in einem Grab im Urwald, das nur durch Reiser bedeckt ist, bestünde und dabei keine Grabbeigaben üblich wären, die Überlebenden jedoch ihr Lager nach einem anderen Ort verlegten. Damit scheint eine primitive Art von Ahnenverehrung zusammenzuhängen, jedoch wenig Geisterfurcht, im großen Gegensatz zu den Sakai.

§ 50. Psychologische Deutungen. Lassen wir die Fülle der natürlich immer aus je ihrem besonderen kulturhistorischen Zusammenhang gerissenen Beispiele und die daran sich knüpfenden Betrachtungen vorübergleiten, so erhebt sich schließlich die Frage nach der psychologischen Deutung der verschiedenen Gebräuche. Wie schon betont, kann man derartige Fragen nicht ohne Rücksicht auf eine Staffelung des Denkens nach Kulturhorizonten und innerhalb dieser nach den Varianten einzelner Kultursphären ins Auge fassen. Demgegenüber treten wieder ganz allgemeine Erscheinungen, wie etwa die Auffassung, daß die Gespenster von solchen Toten, die auch bei Lebzeiten böse, gefährlich oder mächtig waren, im Jenseits und in ihrer Einwirkung auf die Menschen Anlaß zu Beunruhigung geben. Die psychologischen Deutungen werden daher 1. mit allgemein menschlichen Faktoren wenigstens einer generellen Primitivität der Lebensführung und der Kenntnisse (s. Primitives Denken) zu rechnen haben; 2. mit solchen von Kulturhorizonten, also einer bestimmten Lebensgestaltung, wie des Jäger- und Sammlerlebens, oder des Hirtentums usw. (s. Wirtschaft D), und 3. mit den lokalen Varianten, wie sie durch die besonderen Schicksale, den kulturellen Kontakt, Wanderungen, Absplitterungen und Zusammenballungen innerhalb gegebener örtlicher Umgrenzungen vorhanden sind (s. Kulturkreis, Primitive Kultur).

Zu solchen allgemeinen Erscheinungen niedriger Kulturhorizonte gehört z. B. die Reaktion, den Ort des Todes zu meiden und in egozentrischer Weise vor dem Unerfreulichen und Unsicheren die Flucht zu ergreifen, wie wir das bei noch wenig beeinflußten Jäger- und Sammlerstämmen finden. Wenn wir bei anderen Jägerstämmen ein anderes Verhalten sehen, wie etwa das Mitschleppen der Leiche, ihr Verzehren und dgl., so schließt das die Furcht vor dem Ort, wo sich der Todesfall ereignete, nicht aus, während das Meiden der Leiche nicht notwendigerweise eine ausschließliche Angst-Reaktion gegen den Toten enthält (vgl. a. Küsters, Preuss). Es ist natürlich fraglich, wieweit etwa

fremde Einflüsse auf das Verhalten dieser Völker bereits eingewirkt haben.

Von verhältnismäßig wenigen Reaktionsarten, die aber keineswegs eine einfache und gleichartige Motivierung bedingen, sondert sich aus der Fülle von einstürmenden Reaktionen hier die eine, dort die andere als „überwertig" heraus, so daß sich verschiedenartige Verhaltungsweisen je nach den Stammes-Individualitäten zeigen. Von diesen einfachen Verhältnissen aus führen immer reichere und kompliziertere Fäden zu den höheren Formen des primitiven Lebens, in denen der „Kausalhunger" nach einer stets reicheren Aufstellung von Begründungen, Ursachen und vermeintlichen Zusammenhängen sucht, die wir gewöhnlich rundweg als „zauberisch" bezeichnen.

Dabei zeigen sich mannigfache Tendenzen zur Erhaltung des materiellen Körpers als Träger von Kraft und Geist, die sich wiederum nach verschiedenen Richtungen hin auswirken, die sich bald auf den Körper als Ganzes, bald nur auf den Schädel und einige Knochen, bald auf das Körperbild als solches beziehen und unter diesen Gesichtspunkten auch wiederum die Behandlung der Leiche und die Grabanlage beeinflussen.

Hier spielen oft Beziehungen totemistischer Art (s. Totemismus B) hinein, wie etwa bei der Wasserbestattung oder der Bestattung in Gefäßen von Tiergestalt u. dgl., während eine andere Strömung die Leiche durch Feuer zerstören läßt mit der Vorstellung, daß die Seele im Rauch zum Himmel steigt.

Bei den meisten Völkern, denen wir begegnen, finden sich fast überall Trübungen der einen oder anderen orthodoxen Lehre. Noch viel deutlicher treten diese vielerlei Beeinflussungen dort in Erscheinung, wo mehrere Bestattungsarten nebeneinander bestehen, sei es, daß der Einzelne über sein Schicksal nach dem Tode selbst verfügen kann, sei es, daß Angehörige gewisser ethnischer Gruppen oder sozialer Schichten oder Kasten (s. d. A) einer eigenartigen Bestattungsweise zugeführt werden.

Neue Theorien oder Beeinflussungen führen dann trotzdem wieder zu einer gewissen Ausgleichung der Bestattungsformen und auch des Totenkultus.

S. a. Blutrache, Busse, Erbe, Eigentum A, Idol A 1, Kannibalismus, Mana B, Meidung, Menschenopfer C, Moral, Omen A, Opfer A, Primitives Denken, Reinigung D, Segen A, Strafe, Tabu B, Vergeltung, Witwe, Zauber A.

Andree *Ethnologische Betrachtungen über Hockerbestattung* Archiv f. Anthr. NF 6 (1907); Ankermann *Totenkult und Seelenglaube bei afrikanischen Völkern* ZfEthn. 50 (1918); Baumgärtel *Dolmen und Mastaba* Beih. z. „Alten Orient" 6 (1926); Best *The Maori* 1924; Beverly *History of Virginia* 1772; Boas *2. Report on the North-Western Tribes of Canada* Brit. Ass. Adv. Science 1896; A. R. Brown *The Andaman Islanders* 1922; Czaplicka *Aboriginal Siberia* 1914; Crooke *Primitive Rites of Disposal of the Dead with Special Reference to India* (Caldwell *Sepulchral Urns in Southern India*) Journ. anthr. inst. 29 (1899); Dall *On the Remains of later prehistoric man obtained from caves in the Catherina Archipelago, Alasca Territory* Smithson. Contrib. of Knowledge Nr. 318 (1878); Ebert *Die Anfänge des europäischen Totenkultus* Präh. Z. 13—14 (1921—22); Erman-Ranke *Ägypten* 1923; Fox *The Threshold of the Pacific* 1924; Frazer *The Belief in Immortality and the Worship of the Dead* 1913; Frobenius *Und Afrika sprach* 1912; Gomara *The Conquest of New Spain* 1578; Hadfield *Among the Natives of the Loyalty Group* 1920; Howitt *On some Australian Beliefs* Journ. anthr. inst. 13 (1884); James *Cremation and the Preservation of the Dead in North-America* Amer. Anthr. 30/2 (1928); Jenness *The Life of the Copper Eskimos* Report of the Canadian Arctic Expedition 1913—18, Southern Party 1913—16 (1922); Joyce *Mexican Archaeology* 1914; Junod *The Life of a South African Tribe* 1913; Kees *Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter* 1926; Keysser *Aus dem Leben der Kaileute* in Neuhauss *Deutsch-Neu-Guinea* III (1911); Küsters *Das Grab der Afrikaner* Anthropos 14—15 und 16—17 (1919—20, 1921—1922); de Loubat *Codex Magliabecchiano* 1904; Mainof *Les restes de la mythologie Mordvine* Journ. de la Société Finno-Ougrienne 5 (1889); Malinowski *Baloma; the Spirits of the Dead in the Trobriand Islands* Journ. anthr. inst. 46 (1916); Martin *Die Inlandstämme der Malayischen Halbinsel* 1905; ders. *Über Skelettkult und verwandte Vorstellungen* Festschrift f. Otto Stoll, Mitt. Geogr.-Ethnogr. Ges. in Zürich 1920; Montefiori *Notes on the Samoyads of the Great Tundra* Journ. anthr. inst. 24 (1895); Moss *The Life after Death in Oceania and the Malay Archipelago* Oxford Univ. Press 1925; Neck und Wybrandt van Warwijk *Journal ofte Dagh-register van den Admirael Jacob Cornelisz* 1601; Nelson *The Eskimo about Bering Strait* 18. Ann. Rep. Bur. Am. Ethn. part I (1899); Nioradze *Der Schamanismus bei den Sibirischen Völkern* 1925; Pallas *Samm-*

lung historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften I (1776), II (1801); Preuss *Die Begräbnisarten der Amerikaner und Nordasiaten* 1894; Rattray *Ashanti* 1923; Rivers *History of Melanesian Society* 1914; ders. *Psychology and Politics* 1918; Rivet *Coutumes funéraires des Indiens de l'équateur* Congrès internat. d'histoire des religions, Paris 1923 (1926); Roscoe *The Bakitara* 1923; ders. *The Banyankole* 1923; ders. *The Bagesu* 1924; Russell *The Tribes and Castes of the Central Provinces of India* 1916; Scherke *Über das Verhalten der Primitiven zum Tode* Pädagog. Magazin, Heft 938 (1923); Schoolcraft *Archives of Aboriginal Knowledge* 1860; Schreuer *Das Recht der Toten* Zfvgl. RW. 33 und 34 (1916); Seler *Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde* 1904; Seligmann *The Melanesians of British New Guinea* 1910; ders. *The Unconscious in Relation to Anthropology* Brit. Journ. of Psychology (General Sect.) 18/4 (1928); Seyffert *Totengebräuche und Todesvorstellungen bei den Zentralafrikanischen Pygmäen, den Buschmännern und Hottentotten* Archiv. f. Anthr. NF 12 (1913); Steindorff *Der KA und die Grabstatuen* ÄZ 48 (1910); Steinmetz *Endokannibalismus* in *Gesammelte kleinere Schriften z. Ethnologie und Soziologie* I (1928), ursprünglich MAGW 1895; Stresemann *Religiöse Gebräuche auf Seram* Tijdschr. v. h. Batav. Genootsch. v. Kunsten en Wetenschapen, Deel 62/2 (1923); Stuhlmann *Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika* 1894; Thurnwald *Forschungen auf den Salomo-Inseln und dem Bismarck-Archipel* 1912; Turner *Samoa* 1884; Vedder *Die Bergdama* 1923; Weeks *Dreißig Jahre am Kongo* 1914; Westermann *Über die Begriffe Seele, Geist, Schicksal bei dem Ewe- und Tschivolk* Arch. f. Religions-Wiss. 8 (1905); Wilken *Über das Haaropfer und einige andere Trauergebräuche bei den Völkern Indonesiens* Revue coloniale internationale 2 (1886); Wilutzky *Vorgeschichte des Rechts* 1903; Wirz *Die Marind-anim von Holländisch-Süd-Neu-Guinea* I (1922), II (1925); ders. *Anthropologische und ethnologische Ergebnisse der Zentral-Neu-Guinea-Expedition 1921 bis 1922* Nova Guinea 16/1 (1924); Wollaston *Pygmies and Papuas* 1911; Zulliger *Zur Psychologie der Trauer- und Bestattungsgebräuche* Imago 10 (1924). Thurnwald

B. Europa. Allgemein. S. a. Grab A.

§ 1. Der T., dem wir in Alteuropa schon im Acheuléen (s. d.) begegnen, steht in den älteren Entwicklungsstufen völlig unter dem Einfluß der Vorstellung vom „Lebenden Leichnam" (s. d.), nach der der Mensch auch nach dem Aufhören der äußerlich wahrnehmbaren Lebensfunktionen in der seitherigen Weise weiterlebt. Der Tote beansprucht daher vor allem wie bisher seinen Sitz am heimischen Herde, neben oder unter dem man ihn daher bestattet (s. Wohnungsbestattung). Da der Tote blaß aussieht, sucht man ihm ferner durch Bedecken mit Ocker die belebende Kraft des Blutes zurückzugeben (s. Ockerbestattung), und da er sich kalt anfühlt und daher zu frieren scheint, bereitet man ihm ein wärmendes Feuer.

§ 2. Als lebender Leichnam bedarf der Tote auch der Speisen und Getränke, mit denen man ihn daher nicht nur bei der Bestattung selbst, sondern auch später versorgt (s. Totenmahl, Totenopfer A). Und da er selbst unfähig ist, sich zu bewegen, so klemmt man ihm bisweilen die Trinkschale oder den mit Fleischstücken versehenen Bratspieß in den Mund (s. Charonspfennig), oder man führt ihm, wie es beispielsweise noch bei den Gräbern auf dem Forum Romanum beobachtet ist, durch röhrenförmige, teilweise bis ins Grabinnere herabreichende Gruben die Nahrung zu (Röm. Mitt. 20 S. 19 Hülsen), oder man verabreicht sie ihm, wie bei manchen Megalithgräbern, durch ein in der Grabwand angebrachtes Loch (s. Seelenloch).

§ 3. Weiter verlangt der Tote seine Waffen und sonstigen Geräte, ist er ein Häuptling, seiner „Stuhlwürde" entsprechend den Stuhl oder Thron (s. Beigabe A § 12), an dessen Stelle in jüngerer Zeit häufig kleine tönerne Nachbildungen (Gräber von Menidi [s. d.], Nauplia [s. d.], Mykenai [s. d.], Tiryns [s. d.]; Gumelniţa, Căscioarele u. a.) treten (Wilke *Sitzfiguren und Leerthrone* Weule-Gedenkschrift 1928), und unter Umständen auch seine Sklaven und namentlich seine Frau, die daher am Grabe geopfert werden (s. Totenopfer A, Witwentötung), während umgekehrt der Frau in sehr zahlreichen Fällen, wohl infolge alter mutterrechtlicher Anschauungen, ein oder zwei Kinder ins Grab mitgegeben werden (G. Wilke *Mutter und Kind; ein Beitrag zur Frage des Mutterrechtes* [im Druck]). Auch mußte der Tote vor allerhand ihn bedrohenden dämonischen Wesen geschützt werden, was man teils durch Verhüllung, teils durch Mitgabe aller möglichen Amulette (s. d. A) erreichte.

Schließlich mußte man auch noch seinen, wenn auch noch so primitiven, religiösen und kultischen Bedürfnissen Rechnung tragen, nach denen der Blick vornehmlich der neu aufgehenden Sonne, gewissermaßen einem Sinnbilde der eigenen Auferstehung, zu-

gewendet sein muß. Eine genaue W-O-Richtung der bestatteten Leichen, hinter deren westwärts ruhenden Häuptern Steine sich emporreckten, hat man nach den neuesten Grabungen schon bei den Aurignacmenschen von Solutré festgestellt (F. Saxer *Auf den Spuren steinzeitl. Pferdejäger* Kosmos-Handweiser 1926 H. 2 S. 71f.), und die gleiche Orientierung findet sich in der Mehrzahl der Fälle auch noch in allen jüngeren Perioden. Doch erscheint vom Neol. ab nicht selten auch NO-Lage oder eine Orientierung SW—NO oder SO—NW mit bald s. oder n., w. oder ö. ruhendem Haupte.

§ 4. Trotz aller Fürsorge für den Toten blieb aber doch die Furcht vor seiner Wiederkehr bestehen. Sie konnte verhütet werden durch möglichste Tiefe des Grabes, durch Aufstellen eines schweren Steinblockes oder Anhäufung großer Steine oder Erdmassen über dem Grabe, durch Einzwängen des Toten in einen engen Behälter (s. Baumsarg, Pithos-Bestattung, Sarg) und vor allem durch Fesselung. Diese Vorstellung liegt zweifellos der großen Mehrzahl der ausgeprägten Hockerbestattungen (s. d.) zugrunde, wenn auch bei ihnen noch mancherlei andere Motive mit in Betracht kommen. Am wirksamsten aber waren die Zerstückelung (s. Teilbestattung) und das Verbrennen der Leiche (s. Leichenverbrennung).

§ 5. Eine tief einschneidende Veränderung mußte der Übergang vom rohen Glauben an den lebenden Leichnam zu der höheren dualistischen Vorstellung mit sich bringen, nach der der Körper vergeht und nur die Seele, sei es als Schatten- oder Hauchseele oder eine Kombination beider, weiterlebt. Aus dem Totenkult entwickelt sich ein Seelenkult. Ihren wichtigsten Ausdruck findet die neue Vorstellung einmal in der seit der älteren BZ sich allmählich fast überall durchsetzenden, wenn auch ursprünglich in dem alten Vorstellungskreise wurzelnden Leichenverbrennung, mit der man nunmehr eine raschere Befreiung der Seele von den Banden des Körpers bezweckte (Müller *NAK.* I 396), und anderseits in der Verlegung des Grabes außerhalb der Wohnung, wie wir dies im N und anderwärts in den Megalith-Gräbern (s. d. A), im bandkeramischen Formenkreise (s. Bandkeramik) in den in dieser Zeit erstmalig auftretenden Skelett- und Brandgräberfeldern, später in den oft sehr ausgedehnten Urnenfeldern sehen. Allerdings wirkten auch dann noch die alten Vorstellungen und Grabriten teilweise nach, und namentlich blieb die Auffassung des Grabes als Totenwohnung, wenn auch in veredelter Form, noch lange weiter bestehen, wie die vereinzelt bis in die LTZ hinabreichenden Hausgräber (s. d.), die seit der älteren HZ in Italien, Skandinavien und Norddeutschland auftretenden, in Krain noch in frührömischer Zeit üblichen Hausurnen (s. d. A), die dachförmige Gestaltung mancher Särge (s. d. A) und die Darstellungen von Hütten auf frührömischen und mittelalterlichen (Bogumilen-Gräber Bosniens) Grabsteinen deutlich genug zeigen. Ebenso setzen sich die Totenfeuer, die ursprünglich zur Erwärmung des frierenden Leichnams dienten, als einfache Zeremonialfeuer fort. Die Sterbekerze und das Schmücken der Gräber mit Lichtern am Allerseelentage sind die letzten Reste dieser Zeremonialfeuer.

§ 6. Auch in den Grabbeigaben (s. Beigabe A) spricht sich die veränderte Auffassung aus. Während in den älteren Abschnitten bis weit ins Neol. hinein der Tote die verschiedensten Dinge zum wirklichen Gebrauch ins Grab mitbekommt, verschwinden mit der allgemeinen Ausbreitung der Brandbestattung die Beigaben, wie namentlich in den ältesten Terramaren (s. d.), auf deren durch Wall und Graben gesicherten oder auf Pfahlrosten sich erhebenden Gemeinfriedhöfen (s. Terramarenfriedhof) die Aschenurnen, durch keine Scheidewand voneinander getrennt, dicht neben-, bisweilen auch übereinander stehen, so gut wie vollständig, oder sie beschränken sich, wie in den nord. Gräbern, den Lausitzer Urnenfeldern (s. Lausitzische Kultur A § 3) und anderwärts, auf einige wenige Beigefäße, die erst in den jüngeren Abschnitten an Zahl zunehmen, ja, dann in einzelnen Gebieten sogar sehr zahlreich werden. Auch erscheint jetzt vielfach die Sitte, die wirklichen Gegenstände durch Miniaturnachbildungen (s. Miniaturbeigabe) zu ersetzen. Erst in der ält. EZ und namentlich der LTZ werden, offenbar infolge Wiederauflebens des alten, nie völlig erloschenen Totenglaubens, die Beigaben wieder reichhaltiger,

ja, in einzelnen Gebieten, wie besonders in Etrurien, den kelt. Ländern und dem skyth. Kurgan-Gebiete Südrußlands (s.d.D), in Westsibirien und dem Kaukasus, sogar sehr zahlreich und teilweise auch höchst wertvoll. Allerdings gibt man innerhalb dieser Zeit, wie vereinzelt schon innerhalb der II. Per. der BZ, die Beigaben, insbesondere die Waffen, doch auch mancherlei Schmuckstücke, vielerorts nicht mehr intakt, sondern zerbrochen oder verbogen mit ins Grab, augenscheinlich infolge gewisser animistischer Vorstellungen, nach denen man sich auch die Dinge beseelt dachte: Wie die Seele des Toten erst nach der Vernichtung des Körpers von dessen Banden befreit wurde, so auch die der ins Grab gelegten Gegenstände, die nun erst ihrem Besitzer ins Jenseits folgen konnten.

§ 7. Noch eine weitere wichtige Änderung der alten Grabriten bildet die Umwandlung des ursprünglichen Konservierungs-Gedankens. Durch die Einäscherung wurde zwar die Leiche an sich zerstört, aber durch peinlichstes Auslesen der Knochenreste aus dem Scheiterhaufen, in jüngerer Zeit auch durch Ausbreiten der gesamten Scheiterhaufenreste auf der meist gepflasterten Grabfläche (s. Brandgrubengrab, Brandschüttungsgrab), sorgte man dafür, daß alle vom Feuer nicht zerstörten Körperteile erhalten blieben. Ebenso suchte man, die Erhaltung durch Einbetten der Knochenreste in Fett, Öl oder Milch zu erzielen (Wilke *Rel. d. Indog.* S. 55, 60). Auch ordnete man vielfach die Brandreste in den Urnen entsprechend ihrer Zugehörigkeit zum Körper (Schädelteile oben, Fuß- und Beinknochen zu unterst). Endlich spricht sich der Konservierungsgedanke in gewissem Sinne auch noch in den Totenmasken (s. d.), den anthropomorphen Särgen und den plastischen Bildwerken auf den etruskischen Steinsarkophagen (s. Sarg), den in manchen Gegenden üblichen Bildsteinen, wie den Grabsteinen von Fivizzano und Villafranca im Val di Magra (s. Grabstele A, Ligurische Stelen), den Statuen vom Cerro (s. d.) de los Santos bei Yecla in Spanien (ZfEthn. Verh. 1892 S. 69ff.) und den osteurop. Baben (s. Steinmütterchen) und schließlich auch in den etruskischen (s. Canope), z. T. vielleicht auch den nordischen Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur) aus, die freilich, wie die mehrfach herausgestreckte Zunge deutlich zeigt, teilweise auch eine Totengottheit bedeuten.

§ 8. Wie ehedem die Wiederkehr des lebenden Leichnams, so fürchtete man jetzt die Rückkehr der Totengeister. Man suchte sie daher durch Errichtung von Steinkreisen, die sie nicht zu überschreiten vermochten, in den Grabbezirk zu bannen. Doch sollten diese zugleich wohl auch einen Schutz der Toten gegen feindliche Dämonen bilden. Das bekannteste Beispiel hierfür ist der Doppelring von Mykenai (s. d.), doch finden sich mehr oder weniger große Steinkreise auch sonst noch sehr häufig. Anderseits aber sorgte man durch Anbringung eines „Seelenloches" (s. d.) im Deckel oder Boden der Aschenurne für einen ungehinderten Zutritt der Seele zu ihren körperlichen Resten.

§ 9. Nur wenig Sicheres läßt sich über die Jenseitsvorstellungen, die Totengötter, das Trauerzeremoniell und die Trauertrachten sagen. In den älteren Per. hat man der Trauer augenscheinlich wie bei andern kultischen Gelegenheiten durch eine Rückkehr zu alten Sitten Ausdruck gegeben. In Palästina legte man den längst aufgegebenen, aus grobem Stoffe hergestellten Lendenschurz an (s. Kleidung D § 3), und im ägäischen Kreise erhielt sich Nacktheit als Trauerbrauch bis in Solonische Zeit (ZfEthn. 57 [1925] S. 303 Semper). Erst später gibt sich die Trauer in bestimmten Farben des Gewandes kund. In Athen begleiteten die Verwandten und Freunde den Toten in schwarzen Gewändern zum Grabe, und einer schwarzen Trauerkleidung begegnen wir auch bei den Franken (G. Girke *Die Tracht der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit* II [1922] S. 119), während bei den Slaven wie bei vielen Naturvölkern der Gegenwart (M. Hoernes *Natur- u. Urgesch. d. Menschen* II [1909] S. 333) Weiß als Trauerfarbe erscheint (D. Zelenin *Russische [Ostslavische] Volkskunde* 1927 S. 330 § 136). Bei den Frauen findet sich außerdem noch Verhüllung oder Verschleierung, die auch durch bildliche Darstellungen, namentlich von trauernden Germaninnen (Girke a. a. O. Tf. 57b), veranschaulicht wird, und die noch im Witwenschleier der Gegenwart fortlebt. Mehr Nachrichten liegen über eine

Veränderung der Haartracht vor. Meist wird, wie heute noch vielfach auf der Balkanhalbinsel und bei vielen Naturvölkern (s. Totenkultus A § 35), das Haupthaar, bisweilen auch der Bart, ab- oder ausgeschnitten (s. a. Haartracht C § 9), offenbar ein altes Haaropfer, das als pars pro toto an Stelle eines noch älteren Menschenopfers getreten ist (G. Wilke *Relig. d. Indog.* S. 229ff.; s. a. Witwentötung A § 5, 6). Doch begegnen wir auch umgekehrt dem Brauche, daß man Bart und Haar lang wachsen läßt (M. Hoernes a. a. O. S. 423). Diese Sitte wurzelt wohl ursprünglich, ebenso wie die Verhüllung, in der Furcht vor dem Toten, demgegenüber man sich unkenntlich machen wollte, und erst später hat man damit den Gedanken der Entsagung (des natürlichen und künstlichen Schmuckes) verknüpft, der auch für das Zopfopfer der Serbinnen und Albanerinnen schon früh maßgebend geworden sein mag.

G. Wilke

C. Ägäischer Kreis s. Grabkultus.

D. Ägypten s. Grab D, Kultus B § 2, Religion C.

E. Palästina-Syrien s. Grab F § 20.

F. Vorderasien s. Grab G, Totenopfer B.

Totenmahl. § 1. Wie bei den meisten Naturvölkern, so gehört auch bei den idg. Völkern zum allg. Totenkult das T., das durch ein streng beobachtetes Ritual geregelt ist. Ursprünglich wurde es jedenfalls am Grabe selbst abgehalten, wie es noch heute in den Balkanländern und in Rußland symbolisch geschieht. Dort wird nach Zuschüttung des Grabes über diesem ein weißes Tuch ausgebreitet und darauf ein mit Honig gemengter Gersten- oder Weizenbrei, die „kutja", gestellt, von dem jeder der Leidtragenden einen Löffel nimmt (Communio mit dem Toten). Das gleiche wiederholt man nach 3 Wochen, am 40. Tage und am Jahrestage (ZfEthn. Verh. 1903 S. 654).

§ 2. Im allgemeinen aber findet das T. nach Rückkehr von der Bestattung in der Wohnung des Verstorbenen statt. Dabei denkt man sich nicht nur diesen, sondern auch die schon früher heimgegangenen Väter anwesend, die hierzu ausdrücklich eingeladen werden. „Ihr heiligen Großväter, wir rufen Euch, Ihr heiligen Großväter, kommt zu uns, hier gibt es alles, was Gott gegeben hat", mit diesen Worten ruft man in Rußland die Ahnen herbei. Und ähnlich lautet die Einladung im altindischen Bestattungszeremonial: „Ihr Pitaras, laßt es Euch hier schmecken, genießet ein jeder seinen Anteil."

§ 3. Unter den ritualen Speisen des T. spielen sowohl im russ. wie im altind. T. neben dem bereits erwähnten honiggewürzten Körnerbrei Klöße die Hauptrolle, und *sapiṇḍa* „Kloßgenosse" ist die technische Bezeichnung für die Verwandten, die gemeinsam den drei Vorfahren, Urgroßvater, Großvater und Vater, opfern müssen. Auch in Thüringen sollen früher, wie mir mündlich mitgeteilt wurde, Klöße ein nie fehlendes Gericht des T. gebildet haben. Außerdem gehören dazu auch noch bestimmte Gebildkuchen (s. Gebildbrot), die bald die Mondsichel oder den Vollmond, bald gewisse, der Mond-Totengottheit heilige Tiere nachbilden. Besonders bezeichnend sind in dieser Hinsicht die ehedem in Litauen ganz allg. üblichen hundegestaltigen Kuchen, da der Hund in seiner Eigenschaft als leichenfressender Dämon eines der wichtigsten Attribute der Totengottheit bildet. Außer diesen substituierenden Tieropfern sind beim T. vielfach auch noch andere Ersatzopfer aus Teig üblich, so namentlich die weit verbreiteten Zopfgebäcke, die einen Ersatz für das im Totenkult sehr häufig vorkommende Haaropfer bilden (Wilke *Relig. d. Indogermanen* S. 229ff.).

§ 4. Nach dem T., bei dem sowohl nach russ. wie altindischem Zeremoniell jeder Gast einige Löffel der immer in ungerader Zahl aufgetragenen Speisen sowie einige Tropfen Schnaps für die anwesend gedachten Totengeister neben sich auf den Tisch ausgießt, werden die Ahnen feierlich entlassen: „Ihr heiligen Großväter, Ihr seid hierher geflogen, Ihr habt gegessen und getrunken! Flieget jetzt wieder nach Hause! Kusch, Kusch!", ruft man ihnen in Rußland zu. Ähnliche Bräuche herrschten früher auch bei den Letten, bei denen die Entlassung der Seelen nach der Jahresseelenspeisung mit den Worten erfolgte: „dass sie jhres Weges gehen solten, sie hätten nu gegessen und getruncken, solten sich derwegen wieder an jhren Ort finden, aber auf der Strassen und auff dem Wege gehen,

nicht aber auf die Rocken (= Saat) treten, damit sie nicht die Wurtzel zertreten und im künftigen Jahr einen Misswachs verursachen möchten" (Sitzungsber. Prussia 25 [1924] S. 110 Bertuleit), und ebenso förmlich verabschiedet man sie in Indien: „Gehet hin, ihr lieblichen Pitaras, auf den alten geheimnisvollen Wegen, gebet uns hier Reichtum und Glück." Bald wird die anfangs sehr gedrückte Stimmung unter dem Einflusse der reichlich genossenen Alkoholika lebhafter. Die Lobpreisungen des Verstorbenen verstummen, und mit Tänzen, Wettspielen, Maskeraden usw. endigt die Feier. „Wir gehen fort zum Tanze und zum Spiele, wir, die wir längeres Leben noch genießen", so heißt es schon in einem Totenliede des Ṛg-Vēda. Reste dieser Wettspiele und -Tänze, die auch für die Griechen und Römer vielfach bezeugt sind (z. B. die Bestattungsfeier des Patroklus Ilias XXIII 226ff.), haben sich vielerorts noch lange erhalten. So schildert Wulfstan (Script. rer. Pruss. I 734) sehr eingehend das Wettreiten bei Leichenbegängnissen von den alten Preußen, und auch noch aus viel späterer Zeit wird es von dort berichtet (Sitzungsber. Prussia 25 [1924] S. 107 Bertuleit).

§ 5. Außer am Begräbnistag selbst wird vielfach auch noch später an bestimmten Tagen ein T. abgehalten. Im alten Griechenland speiste man die Toten am 3., 9. und 30. Tage an ihren Gräbern. Bei den slav. Völkern sind die wiederkehrenden T. meist an den 7., den 40. und den Jahrestag des Todes gebunden, und in ähnlicher Weise wiederholen sie sich bei den Indern, während die alten Litauer sie am 3., 6., 9. und 40. Tage abhielten (Lasicius *De diis Samagitarum* S. 57).

§ 6. Daß das T. auch einen wesentlichen Zug im vorgesch. Totenkultus bildete, wird durch zahlreiche Tatsachen bezeugt. Sowohl in den großen Megalith-Gräbern (s. d.) wie den natürlichen und künstlichen Grabgrotten (s. d.) haben sich vielfach Brandreste mit Tierknochen gefunden, die nur von einem am oder im Grabe abgehaltenen T. herrühren können, und ähnliche Brandreste kennt man auch von zahlreichen bronze- und eisenzeitlichen Hügelgräbern. Und daß diese T. auch wiederholt wurden, zeigt deutlich das häufige Vorkommen übereinanderliegender Brandschichten. Die in diesen Brandstellen enthaltenen Knochenreste rühren im allgemeinen von den gleichen Tieren her, die auch noch in späteren Zeiten beim T. bevorzugt wurden. Dies gilt besonders von dem öfter vorkommenden Hund, von dem sich u. a. in der großen Steinkammer von Züschen (s. d.) Reste vorgefunden haben.

§ 7. Bildliche Darstellungen des T. sind mehrfach in etrusk. Gräbern angetroffen worden, so namentlich in der Tomba Golini zu Orvieto (s. d.; um 500 v. C.), deren Bilder teils die Vorbereitungen zum T., teils dieses selbst mit den um die Tafel lagernden Gästen und den Harfen- und Flötenspielern zeigen.

Arch. Anz. 1864 S. 183f. Anm. 55 F. Gerhard; J. Martha *L'Art Etrusque* 1889 S. 139.

G. Wilke

Totenmaske. § 1. Die unter den heutigen Naturvölkern (Ostasien, Melanesien, Nordwestamerika, Südamerika, Afrika) weit verbreitete Sitte der T. findet sich auch in Alteuropa, Asien und Ägypten wieder. Schon die weibliche Statuette von Willendorf (Band VII Tf. 99 a, b) hat Kopf und Gesicht anscheinend mit einer Muschelmaske verhüllt, und ebenso scheinen auch die weiblichen und Kinderschädel in der Ofnet-Höhle (s. d.) mit einer Kopf und Gesicht verhüllenden Muschelhaube bedeckt gewesen zu sein. Bei einzelnen von ihnen fanden sich zahlreiche Schnecken und daneben bis zu 69 Stück durchbohrter Hirschzähne, „collierartig fast um den ganzen Schädel gelegt, teils zusammen verkittet" (R. R. Schmidt *Die diluviale Vorzeit Deutschlands* 1912 S. 36ff.). Ganz gleichartige Erscheinungen fanden sich auch in dem Doppelgrabe der Kindergrotte von Mentone und ebenso in der östlich davon gelegenen Grotte du Cavillon, wo der Verstorbene anscheinend mit einem Netz bedeckt war, in das man — wie es noch heute in Italien üblich ist — außer zahlreichen durchbohrten Nassa-Muscheln 22 Augenzähne von Hirschen eingeflochten hatte (s. Grab A § 2). Aus neol. Zeit endlich gehört hierzu jedenfalls der große Muschelfund aus einem bandkeramischen Skelettgrabe von Bernburg (Mus. Bernburg), der aus 175 bis zu 2,5 cm großen, aus *Tridacna gigas* geschnittenen Perlen bestand.

§ 2. Diesen alt- und jungsteinzeitlichen

Muschelmasken, die ihr getreues Gegenstück in den Muschelmasken der amerik. Mounds haben (Mannus 7 S. 11ff. Wilke), schließen sich die sonstigen T. an. Gipsmasken (s. d.) finden sich vielfach in den früheisenzeitl. Gräbern Sibiriens (Band IV Tf. 135), polychrome Tonmasken in den Gräbern Ägyptens, Etruriens und Karthagos, Goldmasken in Gräbern Vorderasiens, Phöniziens, in den myk. Schachtgräbern (Band IV Tf. 174) sowie griech. Gräbern Südrußlands, und Bronzemasken sind in den ältern Gräbern von Chiusi (s.d.) und mehrfach auch in kaiserzeitlichen Gräbern Skandinaviens gefunden worden. S. a. Mummenschanz § 6.

§ 3. Der Zweck der T. war ursprünglich zweifellos der, den Toten vor feindlichen Dämonen zu bergen, wie es von den Aleuten ausdrücklich bezeugt ist, und wie es sich auch aus zahlreichen, aus dem Altertum schriftlich überlieferten und z. T. noch heute fortlebenden Bräuchen ergibt, die gleichfalls eine Verhüllung feindlichen Dämonen und Zauberern gegenüber bezwecken (die als Schutz gegen Eklampsie, Kindbettfieber und dergl. dienenden Wöchnerinhäubchen, das in den Nordalpen dem Täufling bei der Kirchfahrt über den Kopf gestülpte Chrysamhäubchen u. a. m.; Wilke *Religion d. Indogermanen* 1923 S. 55).

§ 4. Später freilich hat sich diese Bedeutung vielfach verschoben, und aus den ursprünglichen Schutzmasken, die den Toten unkenntlich machen, vielleicht auch durch ihre Scheußlichkeit, wie bei vielen Naturvölkern, die feindlichen Dämonen abschrecken sollten, sind im Laufe der Zeit Porträt-Masken geworden, die gerade umgekehrt die Züge des Verstorbenen möglichst genau wiedergeben und für die Dauer festhalten sollten, und die daher meist auch — wenigstens soweit es sich um Gipsmasken handelt — unmittelbar vom Gesichte des Verstorbenen bald nach Eintritt des Todes, in Sibirien freilich vereinzelt auch vom Schädel nach Mazeration der Weichteile abgenommen wurden (s. Gipsmaske [Sibirische]). Diese Vorstellung, die also gewissermaßen auf dem Konservierungsgedanken beruht, liegt insbesondere den äg., vorderas., myk., etrusk., südruss. und skandinavischen, und ebenso den altmexikanischen bemalten Masken zugrunde. An Stelle von diesen Masken, oft auch neben ihnen, erscheinen in Ägypten schon frühzeitig und in altbronzezeitl. Grabhügeln Norddeutschlands (Jahresber. der Männer vom Morgenstern 11 [1908/9] S. 110ff. Schübeler) anthropomorphe Särge, und in ähnlicher Weise wird auch auf den ältesten etrusk. Steinsarkophagen der Tote porträtähnlich, wenngleich sehr roh, nachgebildet (Band III Tf. 26). Durch Verschmelzung der T. mit dem Aschengefäß entstehen weiter in Palästina (Bethsean; s. d. und Band II Tf. 1a, b) und Etrurien nach Einführung der Brandbestattung die bekannten menschenköpfigen oder büstenförmigen Aschenkrüge (Canopen; s. d.; Band II Tf. 125, 126), die in Nordostdeutschland in den nur wenig jüngeren, im allg. sich freilich auf die Darstellung des Kopfes und Halsschmuckes beschränkenden Gesichtsurnen (s. Gesichtsurnenkultur; Band IV Tf. 112—120, VI Tf. 96, 97) ihr Gegenstück finden. Die jüngste Entwicklungsphase bilden in Etrurien die bekannten Aschenkisten mit den auf den Deckeln ruhenden Porträtfiguren des Toten. Schließlich waltet der gleiche Gedanke wie in den T. auch noch in den vor oder auf den Gräbern aufgestellten Bildwerken, wie sie schon in den archaischen Grabstelen Spartas und Athens auftreten und in den herrlichen attischen Grabreliefs des 5.—4. Jh. ihre höchste Vollendung erreichen. Im N kehrt der Gedanke auf vielen Bautasteinen (s. d.), auf der Pyrenäenhalbinsel in den Statuen von Yecla (Band II Tf. 150, 151), in Oberitalien an den Grabsteinen von Fivizzano (Band VII Tf. 205) und Villafranca und im O Europas in den von Galizien bis zum Jenissei sich hinziehenden unförmlichen Steinmütterchen (s. d.) wieder. Die letzten Spuren dieser alten Grabsitten leben in dem, namentlich in Polen und Litauen, vereinzelt aber auch in Süddeutschland und der Schweiz herrschenden Brauch fort, auf den Gräbern der Verstorbenen Photographien von ihnen anzubringen. In Asien dagegen haben sich auch wirkliche T. noch lange erhalten, und selbst heute finden sich Spuren dieser Sitte bei den Wogulen (Kuznecov *Pogrebalnyja maski* Izvěst. arch., ist. i etn. pri Kazanskom Univ. 22 [1906] S. 75).

R. Andree *Die Masken in der Völkerkunde* Archiv f. Anthr. 16 (1886) S. 477ff.; O. Benn-

dorf *Antike Gesichtshelme und Sepulkralmasken* Denkschr. Wien. Ak. 28 S. 301ff.; M. Hoernes *Natur- und Urgeschichte des Menschen* II [1909] S. 425ff.; G. Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 55ff. G. Wilke

Totenopfer. A. Europa.

§ 1. Die Sitte, dem Toten bestimmte Opfer darzubringen, wurzelt in der primitiven Vorstellung vom lebenden (s.d.) Leichnam und dem daraus entwickelten Totenrechte, nach dem der Tote nicht nur Anspruch auf sein bewegliches und lebendes Eigentum (Tiere, Sklaven, Frauen) hatte, sondern auch zur Weiterführung seines Lebens Speise und Trank verlangte. So bildeten sich allmählich ganz bestimmte Opferbräuche heraus, an denen man auch dann noch festhielt, als mit dem Verblassen der alten primitiven präanimistischen und dem Aufkommen neuer, entwickelterer animistischer Vorstellungen die alten T. ihren ursprünglichen Sinn verloren hatten und sie insbesondere nicht mehr ausschließlich dem Verstorbenen, sondern noch mehr der neugeschaffenen Totengottheit galten.

§ 2. Zahlreiche Spuren von T. liegen schon aus den Megalithgräbern des n. Mittel- sowie West- und Südwesteuropas und ebenso in den natürlichen und künstlichen Grabgrotten Frankreichs, Englands, der iberischen Halbinsel, Ungarns usw. vor, wo mehrfach übereinanderliegende Schichten verkohlten Holzes davon zeugen, daß hier wiederholt Feuer entzündet wurden, die wohl teilweise nur zur Erwärmung des frierenden Toten, vorwiegend aber zur Bereitung der Opferspeisen dienten. Und ebenso hat man auf den Grabhügeln vielfach Brandreste gefunden, die gewiß die gleiche Bedeutung haben. Die letzte Erinnerung an diese Brandopfer bilden die noch heute in katholischen Ländern am Allerseelentage, z. T. auch am Weihnachtsabend auf den Gräbern angezündeten Lichter. Noch bemerkenswerter ist ein bei den Huzulen übliches Brandopfer für den Hausgeist, der ja ursprünglich nichts anderes ist als der an seinem Herde bestattete Hausherr (s. Wohnungsbestattung). Dort gehen am Kardonnerstag die Kinder von Hütte zu Hütte und rufen: „Wärmt das Alterchen"; auf dem Herde wird ein Feuer angezündet und daneben ein Töpfchen mit Wasser und ein Laib Brot gestellt (MAGW 1896 S. 181 Kaindl).

§ 3. Unter den vegetabilischen Opfern stehen an erster Stelle die im Norden und in Westeuropa schon von der Litorina-Zeit ab kultivierten Getreidearten: Hirse (s.d.), Gerste (s.d.), und Weizen (s.d.). Die Körner wurden anfangs gedörrt geopfert, wie es noch im jüdischen und griech. Toten- und Opferkult, namentlich bei den Opfern an die chthonischen Gottheiten, der Fall war und auch in mitteleuropäischen Gräbern hin und wieder beobachtet wird. Doch wurden sie auch in Gestalt des noch heute in Schwaben und Südbayern am Allerseelentag üblichen Seelenmahls dargebracht (Zschr. österr. Volksk. 13 [1907] H. 3 S. 8 M. Höfler), das auch im ägyptischen Totenkult eine große Rolle spielte und dort in einem besonderen Seelenmahlnapf (*nripa ouîton*) den Toten dargereicht wurde. Ebenso kehrt bei den Griechen und Römern dieser Seelennapf (πίναξ; catullus ornatus) wieder (Höfler a. a. O.). Weit häufiger aber findet sich der Seelenbrei, meist ein Hirsebrei, der noch heute in vielen Teilen Europas an den Seelenkultfesten bereitet und den Toten aufs Grab gestellt wird (Höfler a. a. O.). Reste von solchen brei-artigen Speisen erscheinen auch hin und wieder in neol. Grabgefäßen, wenn auch die chemische und mikroskopische Untersuchung infolge ihrer allzuweit vorgeschrittenen Verkohlung noch keinen Aufschluß über ihre Zusammensetzung hat geben können. Aus jüngeren Per. ist er besonders aus Italien bekannt geworden, wo sich Schalen mit „*Puls*" oder „*Puls di farina*" mehrfach in Hausurnengräbern auf dem Forum in Rom (s. Forumgräber; v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 425) und in den Gräbern von Alfedena (s.d.; ebd. S. 564f.) und Paeligni (ebd. S. 572) fanden. Endlich sind wohl auch schon frühzeitig bestimmte Totenkultgebäcke üblich geworden, die noch heute inner- und außerhalb Europas weit verbreitet sind und in allen möglichen Formen erscheinen. Opferkuchen (πέμματα, πόπανα), die bald den Vollmond, bald wie unsere „Hörnchen" die Mondsichel nachbilden und ein Symbol der Mondgottheit in ihrer Eigenschaft als Totengottheit darstellen, finden wir sowohl im griech. wie nach altrabbinischen Überlieferungen im jüdischen Opfer- und Totenkult bezeugt

(E. Böklen *Die Entstehung der Sprache im Lichte des Mythos* 1922 S. 68f.), und auch unsere als Ersatz für ein altes Haaropfer dienenden Zopfgebäcke, die ursprünglich lediglich an Totenkultfeste gebunden waren, haben in der röm. *spira* und der griech. σπεῖρα τριχῶν schon ihre Vorgänger (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 229f.). Doch wurde außer diesen kultischen Gebäcken auch das gewöhnliche Alltagsbrot als T. verwendet. So fand der Bezirksarzt von Schröter bei einer amtlichen Leichenschau in der Rochlitzer Gegend die Leiche mit Brotschnitten bedeckt, und dieser Brauch soll, wie ihm auf Befragen geantwortet wurde, noch weit verbreitet sein (Mündliche Mitteilung). An vorgeschichtlichen Grabfunden von Broten fehlt es allerdings aus naheliegenden Gründen noch sehr. Als Beispiele von solchen seien ein wikingerzeitliches Männergrab von Ljunga bei Söderköping in Östergötland (Präh. Ztschr. 4 [1912] S. 166ff. Schnittger) und mehrere Gräber des gleichaltrigen Gräberfeldes von Björkö (Tidskrift för anthropol. och kulturhist. 1, 10 S. 7) angeführt, in denen sich eine Anzahl ovaler oder scheibenförmiger, z. T. auf einen Eisendraht aufgereihter Brote fanden. Bemerkenswert bei dem Brote von Ljunga ist noch der Zusatz von Baumrinde, der darauf hindeutet, daß es eigens zu kultischen Zwecken hergestellt wurde (s. Pia fraus). — Von sonstigen im Totenkult besonders hervortretenden vegetabilischen Opfern seien außer den namentlich der Hekate und andern chthonischen Gottheiten dargebrachten Zwiebelopfern nur das Mohnopfer hervorgehoben, das vorzüglich im griechischen Opferkult vielfach bezeugt ist, aber auch bei den andern europ. Völkern, wie der noch heute überall übliche Zusatz von Mohn zu den Totengebäcken lehrt, eine wichtige Rolle gespielt haben muß (Höfler *Organotherapie* 1908 S. 4 u. ö.).

§ 4. Unter den Tieropfern sind nach geschichtlichen und volkskundlichen Zeugnissen sowie auch nach zahllosen Grabfunden alle möglichen Haus- und jagdbaren Tiere vertreten. Besonders häufig erscheint, wenigstens in einzelnen Teilen Europas, der Hund (s. d. A), der schon für das Neol. (z. B. in der großen Steinkiste von Züschen [s. d.]) belegt ist und auch in bronze-, hallstatt- und latènezeitlichen Gräbern öfter vorkommt (Hoops *Reall.* IV 338 s. v. Totenopfer Seger). Am häufigsten aber findet er sich als T. in den jüngereisenzeitlichen Livengräbern, wo er namentlich in den Gräberfeldern von Allasch und Segewold vorkommt (Hausmann *Rigaer Katalog* S. XXXVI). Diese hervorragende Bedeutung des Hundes als T. wurzelt in der uralten Vorstellung von leichenfressenden Dämonen, infolge deren der Hund auch zum wichtigsten Attribut aller chthonischen Gottheiten, wie des ind. Yama, der griech. Hekate, der nord. Hel usw., geworden ist, und die auch in mancherlei aus dem Altertum überlieferten Totenbräuchen, wie dem im Vendidad geschilderten Sag-Did (Seligmann *Der böse Blick* I 245) und den Ἐνταφιασταί der Baktrier (Strabo XI 11, 12), zum Ausdruck kommt. Noch bis in die jüngste Zeit wurden in Litauen bei Todesfällen hundegestaltige Opferkuchen gebacken (Myth. Bibl. 8 H. 2 S. 50 C. Fries). Natürlich wurde der Hund, namentlich in den jüngeren Per., außerdem auch noch lediglich in seiner Eigenschaft als Freund und treuer Jagdgefährte des Verstorbenen dem Toten mit ins Grab gegeben, wie dies ja in der Völkerwanderungszeit auch mit dem Jagdfalken und andern Lieblingstieren, namentlich aber den Pferden, geschah. Die Mitgabe von Pferden, bisweilen gesattelt und aufgezäumt, ist übereinstimmend mit Tacitus Germ. 27 für das germanische Gebiet, namentlich aus der späteren Kaiser- und der Völkerwanderungszeit, vielfach belegt, und auch aus England, Frankreich u. a. Ländern liegen ähnliche Funde vor. Aber nirgends erreichen die Pferdeopfer eine solche Ausdehnung wie in den Skythengräbern Südrußlands (s. d. D, besonders § 38ff.), wo beispielsweise im Ul-Kurgan über 400 Pferdeskelette gefunden wurden (s. Ul; Band XIV Tf. 1; M. Ebert *Südrußland im Altertum* 1921 S. 159).

§ 5. Die Form, in der die Tieropfer dargebracht wurden, entspricht naturgemäß dem jeweilig herrschenden Bestattungsbrauch. Während in den steinzeitl. Skelettgräbern, wie beispielsweise dem großen Steinkistengrab von Züschen, und dann wieder in den kaiser- und völkerwanderungszeitlichen germ. Skelettgräbern und den großen skyth. Gräbern Südrußlands die Tiere,

namentlich soweit sie nicht zur Nahrung, sondern zum Gebrauch bestimmt waren, unverbrannt beigegeben werden, wurden sie zur Zeit der Brandbestattung folgerichtig mit dem Toten auf den Scheiterhaufen gebracht, wie wir es beispielsweise in nord. Hügel- und den latènezeitlichen Chattengräbern von Nauheim (s. d.) sehen (Quilling *Die Nauheimer Funde* 1903), und wie es auch Tacitus ausdrücklich berichtet (Germ. 27: sua cuique arma, quorundam igni et equus adiicitur).

§ 6. Außer den Tieren selbst hat man nach zahlreichen geschichtlichen Überlieferungen und allerhand noch heute üblichen volkstümlichen Bräuchen auch die aus ihnen gewonnenen Produkte vielfach zu T. verwendet, und namentlich wurden Honig-, Woll- und Käseopfer, von denen die beiden ersten auch im Opferkult der griechischen Totengottheiten eine große Rolle spielten, sehr häufig dargebracht. So pflegte man in Wales früher, wenn die Leiche aus dem Hause getragen wurde, auf den Sarg einen Käse und eine Anzahl weißer Brote zu legen, die später die Armen — statt des Toten, für den sie eigentlich bestimmt waren — erhielten (M. Höfler *Gebildbrote bei der Geburts-, Wochenbett- und Tauffeier* Ztschr. f. österreich. Volksk. 15 H. 3/4 S. 8), und bei einigen kaukas. Stämmen setzt man den am Sterbe- und Begräbnistage gebackenen Leichenbroten Käse zu. Auch die rumänische păpúşă de caş — ein menschengestaltiger Käse, der zu Ostern in der Kirche geweiht und dann am Balken der Stubendecke angenagelt wird (MAGW 1905 S. 141 Abb. 19) — war ursprünglich jedenfalls ein Käseopfer, das man dem Toten darbrachte. Über Käse in ital. Gräbern vgl. v. Duhn *Ital. Gräberk.* I 425, 618.

§ 7. Zahlreiche schriftliche Zeugnisse liegen schließlich auch noch über Menschenopfer, zu denen auch die Witwentötung (s. d. A) gehört, vor, wenn sie auch in Gräbern nur verhältnismäßig selten mit Sicherheit nachweisbar sind. Als Beispiele aus älteren Per. mögen die Funde von Leubingen (s. d.), Schwaan und Peccatel (s. d.), aus jüngerer Zeit der hallstattzeitliche Fund aus dem Bärenhügel bei Wohlsborn, Sachs.-Weimar (ZfEthn. Verh. 1893 S. 142 Götze), dienen, und ebenso sind sie in außerdeutschen Gebieten durch Grabfunde hinreichend bezeugt, am häufigsten wiederum in den Skythengräbern (Ebert a. a. O.; s. a. Südrußland D).

§ 8. An Stelle der blutigen Tier- und Menschenopfer traten jedenfalls schon sehr frühzeitig vielfach substituierende Gebildopfer aus Stein, Bernstein, Knochen und Ton, später auch aus dem kostbaren Metall, und viele der in Gräbern vorkommenden Tier- und Menschenfiguren, namentlich solche wie die oft reproduzierte Flötenspielerin und der Harfenspieler von Keros bei Amorgos (Band VI Tf. 4) und mehrere ähnliche Figuren von Kameiros auf Rhodos im Britischen Mus., sind gewiß nur in diesem Sinne aufzufassen. Ebenso dürfte die Verwendung menschen- oder tiergestaltiger Gebildbrote (s. d.), die Herodot auch aus dem alten Ägypten erwähnt, und die wir oben auch aus Griechenland und Rom kennengelernt hatten, schon in sehr frühe Zeiten zurückgehen, wenn sie sich auch arch. nicht nachweisen läßt.

§ 9. Einen anderen Ersatz für die blutigen Opfer bilden die Teilopfer, die Ohr-, Finger- und Haaropfer, die geschichtlich wiederholt bezeugt sind, und von denen das letztgenannte sowohl in Gräbern (Festschrift für Almgren 1919 S. 237ff. Hanna Rydh) wie auch in Depot- und Moorfunden (s. Depotfund A § 2) belegt ist. Auch diese Teilopfer wurden vielfach durch substituierende Nachbildungen ersetzt. Vom Haaropfer haben wir dies schon oben kennengelernt, und als substituierende Fingeropfer sind vielleicht die mehrfach in kaukas. Gräbern aufgefundenen Bronzehände mit nur vier Fingern aufzufassen (Chantre *Caucase* II Tf. 27, 10), die freilich in Anbetracht der öfter vorkommenden Sagen von einem abgebissenen Finger und der in Sagen wie gleichfalls in kaukas. Gräbern mehrfach auftretenden Verbindung von Hand und Hund auch eine andere Deutung zulassen. Endlich hat man in den spätneol. Megalith-Gräbern im Massiv des Aralar und in der Sierra Aizkorri in der baskischen Prov. Guipúzcoa auch noch mehrfach künstliche Zahnfeilung beobachtet, und da diese nach Uhle ursprünglich nur eine abgemilderte Form des Zahnausbrechens bildet, das Zahnausbrechen aber

bei den Guancavilka z. Z. des Inka-Reiches und auch bei verschiedenen Naturvölkern (z. B. von den Sandwichs-Insulanern; Geogr. Rundschau 17 [1894] S. 76) als Opfer ausdrücklich bezeugt ist, so wird man auch diese Form des T. wenigstens für einzelne Gebiete Alteuropas voraussetzen müssen (Wilke *Religion der Indogermanen* 1923 S. 229). Außer in Europa hat man vorgesch. Schädel mit künstlicher Zahndeformation und insbesondere gabelförmiger Bearbeitung der Schneidezähne auch noch in Yucatan (H. Marshall *Praecolumbian Decoration of the Teeth in Ecuador* Amer. Anthr. 15 [1913] Nr. 3) und namentlich in steinzeitl. Gräbern Japans festgestellt, wo außerdem auch noch zahlreiche Fälle von Zahnausbrechen beobachtet wurden (Mitt. aus der mediz. Fakult. der Kaiserl. Univers. zu Tokyo 28 [1922] S. 429ff. Koganei). Die letztgenannte Verstümmelung ist aus Europa bisher nur aus den Dog Holes und den Perthi Chwaren Caves in England bekannt geworden (J. Jackson *Dental Mutilations in Neolithic Human Remains* Journ. Anat. and Physiol. 49 [1915]).

G. Wilke

B. Vorderasien. Die Bestattung von gefallenen Kriegern und die Spende des T., Begießung eines Vasenständers (mit Palmzweigen und Dattelrispen), zeigt die „Geierstele" (um 3100) von Lagasch (s. d.), wo die Toten übereinandergeschichtet dargestellt sind und man Erde im Korbe herbeischafft (Band VII Tf. 138b [unten]). Der König (rechts) steht auf schräger Rampe, wodurch die Grube (links) angedeutet ist. T. heißt sumer. *Ki-seg*, akkad. *kispu* (s. a. Opfer B § 1, 4). Menschenopfer als T. sind in der Königsnekropole von Ur (s. d.) festgestellt worden, wo im Vestibül eines Grabes 59 Personen, Hofbeamte und das Gefolge des Königs, männlich und weiblich, dem Könige freiwillig in den Tod gefolgt sind (s. Südrußland D § 11 und Tf. 26Aa). Mit dem Könige, dessen Leichnam fehlte, der aber wohl symbolisch durch das Leopardenfell bestattet sein könnte (Band XIV Tf. 54Ac), ergibt sich die heilige Zahl von 60 Personen. Diese Sitte ist hier in der Blütezeit der altsumer. Kultur um 3300 v. C. vorderhand nur belegt und später nicht nachgewiesen, daher als Rest einer vorhergehenden Kultur anzusehen. Aus der 1. Hälfte des 3. Jht. stammen die Gräber von Hibba (s. d.) und Surgul (s. d.), wo Brandopfer den Toten dargebracht sind, die auch an Gräbern in Babylon (s. d.) nachgewiesen wurden (O. Reuther *Die Innenstadt von Babylon* Forschungen und Fortschritte 3 S. 114 E. Unger).

Eckhard Unger

Totenschuh. § 1. Sowohl im alten Ägypten wie bei verschiedenen idg. Völkern findet sich der Glaube, daß der das Totenreich von den Lebenden trennende Unterweltsfluß vom Toten nicht in einer Barke (s. Bootsgrab) oder auf einer Brücke, sondern zu Fuß durchquert wird, und daß sich der Tote hierzu besonderer Schuhe bedient, die nach nord. Erzählungen auf der vor dem Fluße sich hinziehenden, mit grünen Kräutern bewachsenen Unterweltswiese hängen (E. Mogk *Germ. Mythologie*[2] 1907 S. 152 [381]).

§ 2. In diesem Glauben wurzelt die weitverbreitete Sitte, den Toten neue und besonders feste Schuhe anzuziehen, die der Nordländer *helskór* nennt (Mogk a. a. O.). Arch. ist der Gebrauch von T. für Mitteleuropa besonders auf dem großen völkerwanderungszeitlichen Reihengräberfeld von Oberflacht in Württemberg bezeugt, in dem sich mehrfach mit Kerbschnitt-Ornamenten bedeckte Schuhe fanden, die nur eine funerale Bedeutung gehabt haben können. Ebenso dürften wohl auch die in etruskischen, römischen und hallstattzeitlichen Brandgräbern nicht selten vorkommenden Bronze-Anhänger in Schuhform (M. Much *Atlas* Tf. 65, 15; 66, 1, 4 u. v. a.), wenigstens zum guten Teil, auf demselben Gedanken beruhen. [S. a. Stiefelgefäß.]

§ 3. Besonders häufig aber findet sich der Brauch in Ägypten, hier sowohl in Gräbern byzantinischer und römischer Zeit wie auch schon in den Mumien-Gräbern des 16. Jh. v. C. (*Brit. Mus., A guide to the third and fourth Egypt. Rooms* 1904 S. 3ff.). Die dem Toten beigegebenen Sandalen oder Schuhe zeigen bald deutliche Gebrauchsspuren, bald sind sie allem Anschein nach eigens für die Bestattung hergestellt, dann oft zusammengebunden oder so klein, daß sie selbst ein Kind nicht zu tragen vermöchte. Auch bestehen sie oft nur aus einer

Kartonnagemasse oder werden durch einfache hölzerne Schuhleisten, ganz ähnlich unsern heutigen, ersetzt (s. a. Pia fraus).

§ 4. Den ältesten Ausdruck dieser Vorstellung bilden vielleicht die auf nord. wie frz. Megalithgräbern bisweilen dargestellten Fußsohlen (s. Fußsohlendarstellung), die, soweit die Zehen nicht angedeutet sind, wohl eher Sandalen als Fußabdrücke bedeuten sollen. So auf einer Dös von Slutarp in Schweden (Fornvännen 1911 S. 130ff. Lindquist), an einem Grabe von Largues, Dép. Var, von Roquebrune u. a. m. (Bull. de la Soc. préh. de France 10 [1913] 1 S. 44 M. Baudouin). Indessen kann es sich bei diesen Darstellungen, die sich in Frankreich auch in allen übrigen Perioden bis in die gallorömische Zeit finden (Bull. de la Soc. des Antiq. de France 1879 S. 128 Héron de Villefosse; CIL XII 137 Nr. 3; PCIL XII Nr. 1223 u. a.), auch um bloße, in emanistischem Sinne zum Schutze der Toten angebrachte Zauberbilder oder um Ex-votos (z. B. Ausführung einer gelobten Pilgerschaft) und ähnliches handeln. G. Wilke

Toter. Da bei allen Naturvölkern eine Einsicht in die psychologischen Funktionen des Menschenlebens fehlt, mangelt es auch an einer in unserem Sinne richtigen Unterscheidung zwischen Leben und Tod. Ohnmachten, schwere pathologische Schlafzustände, Krampfanfälle von Epileptikern u. dgl. können oft nicht von Tod unterschieden werden. Infolgedessen liegen hier tatsächlich Schwierigkeiten vor, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn etwa Leute, die nach Ohnmachten wieder zu sich kommen, als vom Tode erstanden betrachtet werden. Dazu kommen lebhafte Erinnerungs- oder Traumbilder und Halluzinationen, die den Toten lebendig erscheinen lassen.

Es wäre jedoch unrichtig anzunehmen, daß über diese relativen Feinheiten der Unterscheidung hinaus Naturvölker so dogmatisch wären, daß sie Alte, die gewissermaßen für die Gemeinde „nicht mehr existieren", tatsächlich nicht von Gestorbenen unterscheiden würden. Hier liegt vielmehr eine gewisse Unzulänglichkeit der Ausdrucksweise vor, worauf Rivers (*The Primitive Conception of Death* Hibbert Journal 10/1—2 [1912] S. 398ff.) bereits hinwies (s. a. Primitives Denken).

Der T. ist bei fast allen Naturvölkern, auch bei den niedrigsten unter ihnen, Gegenstand der Aufmerksamkeit und besonderen Behandlung, so verschieden auch die einzelnen Verfahren sein mögen, und so sonderbar sie uns oft auch erscheinen. Es sind aber nicht bloß zufällige Reaktionen, sondern stets gewisse traditionelle Gedanken über das Schicksal der Toten, welche das nach einer bestimmten Richtung sich auswirkende Verhalten einer Gemeinde veranlassen. — Ausführlicheres darüber s. Totenkultus A. Thurnwald

Tourasse (La), Tourassien s. Azilien § 2.

Tracht s. Kleidung, Schmuck.

Traisa s. Haus A 1 § 25.

Trana (Oberitalien). Ort am Südufer der Dora Riparia im Susa-Tal, sö. von Avigliana, oft genannt wegen einer Pfahlbau-Niederlassung in einem jetzt vermoorten Becken, wie sich andere in Piemont, wenn auch nur in Spuren, in den Moränen-Becken am Lago maggiore, bei Ivrea, auch am Ausgang des Tals von Susa bei Rivoli befunden haben müssen, nach sporadischen Entdeckungen kuprolith. Gegenstände. Denn erst mit der kuprolith. Per. scheint diese Art der Niederlassungen, wohl von dem Gebiet der großen Seen her, sich auch nach Piemont verbreitet zu haben. Wirklich erforscht ist in Piemont von allen diesen Anlagen nur die Torbiera von Mercurago s. des Lago maggiore durch Moro und Gastaldi, vor langen Jahren. Aus Stein Beile, Sägen, Messer, Keulenköpfe, Pfeilspitzen, vieles von diesen Stücken aus dem heimischen Jadeit (s. d. und Alba). Aber auch einige gute Steinformen für Bronzeguß, ein Schwert und eine Art Axtdolch (s. d.; Gastaldi *Iconogr. di alcuni ogg. di remota antichità rinv. in Italia* Mem. d. R. Acc. di Torino Ser. 2, 26 [1869] Tf. 8, 15; 11, 1) bezeugen die Kulturstufe. Mit dem Ende der BZ scheint hier wie überall in Piemont zunächst für lange Zeit eine Kulturunterbrechung einzutreten. Hat sich doch z. B. keine für die BZ typische Fibel mehr in ganz Piemont gefunden und aus der EZ 1 nur sehr

weniges, wie ein bekannter Bronzehelm unweit Asti im Tanaro (Montelius *Civ. prim.* I Tf. 47, 10, wozu Ann. Ist. 1883 S. 188—89 v. Duhn). Eine Ausnahme macht nur die am weitesten nach O vorgestreckte Lomellina (z. B. Bull. Paletn. Ital. 38 S. 84—91 Patroni). Fundstücke im Museum Turin.

Atti d. Soc. piem. di archeol. e belle Arti 9 (1918) S. 101—124 Barocelli. v. Duhn

Tranchet (Beiltypus) s. Campignien.

Translokation. T., d. h. Verpflanzung kriegsunterworfener Völkerschaften in heimatferne Gebiete, benutzten die Assyrer als eines der wesentlichen Mittel zur Befriedung unruhiger Landesteile. Die Maßregel wurde meist erst dann ergriffen, wenn die betr. Bevölkerung Aufstände gegen die assyr. Herrschaft unternommen hatte; in der Hauptsache wurden von ihr die Fürsten- und Adelsfamilien, die Krieger und Handwerker betroffen. Der akkad. Terminus technicus des Vorganges ist *nasâḫu*, eig. „herausreißen". Deutlich nachweisbar ist die T. bereits bei Tiglatpileser I. (um 1100 v. C.), in größestem Umfange bedienten sich ihrer Tiglatpileser III. (746—728) und seine Nachfolger, sowie der Babylonierkönig Nebukadnezar II. (605—562). Aus dem AT sind als Beispiele die T. bei Eroberung der Reiche Israel und Juda bekannt. Als symbolischer Akt wurden auch Götterbilder (s. d. A 1 § 1) „translociert"; die T. dürfte, da Wegführung von „Göttern" schon für recht alte Zeiten belegt ist, viel früher Mittel der Politik gewesen sein, als die zufällig überlieferten Mitteilungen erkennen lassen. † O. Schroeder

Transport und Transportmittel. S. a. Handel, Schiff, Verkehrsmittel, Wagen. — (Ägypten) § 1. Fernverkehr. Das natürliche Gelände Ä. bietet für die Überwindung großer Entfernungen drei Wege dar, auf die Handel und Verkehr eingestellt sind: den Nil (s. d.), die Wüste und das Meer. Der Nil ist der gegebene Weg, auf dem Waren und Personen von einer Stadt in die andere und von einem Gau in den anderen befördert wurden, selbst wenn der Ausgangs- und Endpunkt der Reise nicht unmittelbar am Flusse lagen. Die Beförderung zu Lande ist in jedem Fall schwierig gegenüber der zu Wasser, und deshalb sucht man es so einzurichten, daß der größte Teil jeder Reise auf dem Nil zurückgelegt werden kann. Bei der Fahrt nach N lieferte die Strömung des Flusses, bei der Fahrt nach S der in Ä. meist wehende Nordwind eine natürliche Kraft, deren man sich für die Beförderung bedienen konnte, ohne Menschen oder Tiere als Energie-Quelle in Anspruch zu nehmen. Schiffe und Schifffahrt auf dem Nil spielen deshalb in dem alten Ä. eine außerordentlich wichtige Rolle.

Ähnlich liegen die Dinge für die Beförderung auf dem Meere. Die Äg. haben Küstenschiffahrt selbstverständlich seit der Urzeit betrieben, sie aber bei den engen kulturellen Beziehungen zu Libyen und Syrien zweifellos schon in der Frühzeit ziemlich weit nach W und O vorgetragen. Byblos (s. d.) steht im AR in engsten Beziehungen zu Ä., die schon aus älterer Zeit stammen. Im AR sind auch schon Transporte nach und von dem Lande Punt (s. d.) über das Rote Meer hinweg zu machen, im MR rückt Nordsyrien (s. Palästina-Syrien) in die greifbare Nähe der Äg., und im NR herrscht ein reger Warenaustausch mit Kleinasien (s. d. B) und den Inseln des Mittelmeeres, deren Bewohner dann Ä. überfluten. Die äg. Schiffe (s. d. B) für die Seefahrt haben eine von den Nilschiffen abweichende Form und sind der Ausführung größter Transporte bei Reisen auf weite Entfernungen durchaus gewachsen gewesen (ÄZ 58 [1923] S. 125 Köster). — S. a. Band XI Tf. 65, 66.

Die Wüste legt durch die Eigenart ihres Bodens und durch den Mangel an Wasser auf den Wegen den Transportmitteln eine Beschränkung auf, die vom Altertum bis heute unverändert vorhanden ist. In der Urzeit sind Lasten gewiß, soweit es irgend möglich war, in echt afrik. Weise durch menschliche Träger befördert worden. Dem Esel (s. d. B), den wir in vorgesch. Zeit als äg. Haustier kennen, konnte man größere Lasten zumuten, auch bei starker Beschränkung des Trinkens. Durch Rinder (s. d. B) ließ man über den Wüstensand hinweg Schlitten mit Holzkufen ziehen, auf die man große Steinblöcke, Erze in Holzkisten und andere schwere Lasten legen konnte (Band XII Tf. 88[A]d).

§ 2. Nahverkehr. Solange das Nil-Tal überhaupt durch Bauern feldmäßig bestellt wurde, muß es auch von Verbindungswegen

durchzogen gewesen sein, einerseits für die Bestellung der Äcker, andererseits für die Transporte zwischen den Ortschaften und zum Fluß hin. Dabei sind Lasten entweder von Menschen oder von Eseln getragen worden, wenigstens in älterer Zeit. Einfache Leute sind zu Fuß gegangen. Vornehme setzten sich in eine Sänfte, die auf den Rücken zweier nebeneinander gehender Esel gebunden war. Wagen (s. d. A) sind erst zusammen mit dem Pferd (s. d. C) kurz vor dem NR aus Vorderasien nach Ä. eingeführt worden. Es gibt einen Lastwagen, den Rinder auch in der Wüste ziehen, und einen leichten zweirädrigen Wagen mit langer Deichsel, der für den Krieg (s. Heer A § 3 und Band V Tf. 81), für die Jagd (s. d. C § 5) und vom König und seinen Großen auch für die Ausfahrt benutzt wurde. Pferde sind in Ä. so gut wie ausschließlich als Zugtiere benutzt worden. Reiten auf dem Esel (s. d. B) ist wohl etwas Alltägliches gewesen, wenn auch vielleicht nicht so häufig wie heute. Aber Reiten auf dem Pferde wird bei Äg. nur in ganz vereinzelten Fällen (z. B. in der Schlacht) dargestellt, und die auf einem Pferde reitende syr. Kriegsgöttin Astarte zeigt, wo diese Sitte zu Hause ist. Das Kamel als Lasttier ist für die pharaonische Zeit nicht zu belegen, wenn es den Äg. auch durch die Wüstenfauna bekannt war; es ist erst seit der röm. Zeit in Ä. stärker benutzt worden.

Wiedemann *Äg.* 1920 S. 197—210; Erman-Ranke *Äg.*² S. 580—586. Roeder

Transvaal s. Südliches Afrika § 2.

Transvestition s. Fest A, Mummenschanz, Saturnalien, Schmuck A § 5, Zauber A.

Traumdeutung (Medizinische). Träume kommen nach altbabyl., auch sonst im Altertum weit verbreiteter Auffassung aus dem Blute, könnten danach als diagnostisches Mittel bei Erkrankungen des Blutes Verwendung finden. Direkt wird uns solches aus Babylonien nicht berichtet, wenn auch auf Tontafeln T. überliefert werden. Der Traumvision wird am Euphrat beträchtlicher Wert beigelegt; es erscheint sogar nicht ausgeschlossen, daß man durch narkotische Räucherungen (s. Narkotikum) den Traumschlaf vertiefte und in gewissem Grade beeinflußte. So erfahren wir denn auch von Tempelschlaf im Orakel-Gemach zu Babylon (s. d.) und Borsippa (s. d.). Daß man es dabei auch einmal auf die Gewißheit über die Heilung einer Krankheit abgesehen hatte, ist zu vermuten, wenigstens wird von Izdhubar solches erzählt. Daß für den auf den Tod darniederliegenden großen Alexander im Tempel zu Babylon ein Erkundungstraum, betreffend seine Genesung, abgehalten wurde, wird berichtet. Es soll sich aber um einen Serapis-Tempel gehandelt haben, also um einen babyl.-äg. Mischkult in einer für diesen zwar recht frühen Zeit, der jedoch Schlüsse auf Vorhellenisches nur unter großer Vorsicht zuläßt. Jedenfalls tritt uns in den paar bisher gedruckten Omina (s. Omen C) auf Grund von Träumen Sterben oder Wohlbefinden der Träumenden mit entgegen.

Für das vordere Asien und das Ostbecken des Mittelmeeres dürfte Babylonien das maßgebende, wenn nicht überhaupt das Mutterland solcher Traumbewertungsvorstellungen gewesen sein. Aber die Träume als inneres Erlebnis finden auch bei den Indogermanen der Frühzeit allenthalben Beachtung und weit über die Semiten- und Indogermanen-Welt hinaus überall in der gesamten Welt, auch das Traum-Orakel, das man als diagnostisches Hilfsmittel im Volksbrauche der Medizinmänner bei dunkeln Krankheitsfällen wohl verwendet findet, wie bei den Azteken im vorkolumbischen Mexiko, deren Ärzte in solchen Fällen die Kranken in einen Rauschtraum versetzten und aus deren Traumworten Anhaltspunkte über den Sitz des Leidens erwarteten (s. Traumheilung).

Erw. Rohde *Psyche*² I 184ff.; Wundt *Völkerpsychologie* II 1—3; W. Jastrow *Die Religion Babyloniens und Assyriens* II 954ff.; A. Boissier *Choix de textes rel. à la Divination Ass.-Bab.* II (1906); F. v. Oefele *Traumschau. Mat. z. Bearb. babyl Medizin* I MVAG 1902, 6 S. 35ff.; Artemidori Dald. Onirocriticon libr. V. rec. Rud. Hercher Lpg. 1864; dtsch. v. Friedr. S. Krauss 1881; Neuburger *Medizin der alten Mexikaner* 1905 S. 40. Sudhoff

Traumheilung. T. ist bisher in babyl. Überlieferung nicht nachweisbar als absichtlich herbeigeführter Tempeltraum mit dem Zwecke der Genesung oder erfolgversprechender Heilanweisung als Traum-Offenbarung (s. aber Traumdeutung), auch in Altägypten nicht (s. Heilstätte). Dieser Tempelschlaf in doppelter Gestalt ist

namentlich im Frühgriechentum zu Hause, besonders im Asklepios-Kult. Man schläft nach Waschungen, Einreibungen und andern (psychisch) vorbereitenden Riten auf geweihtem Boden oder auf einem Tierfell, um Heil-Offenbarungen zu erhalten oder die Heilung selber. Dabei glaubte man, von der Hand des Heilgottes selbst heilender Berührungen oder Handlungen teilhaftig zu werden oder durch die Hände seiner beauftragten Diener, die wohl auch (im Traume geschaute) kunstgerechte Heil-Operationen vollführten, deren Spuren beim Erwachen noch zu erkennen waren in vergossenem Blute, krankhaften Exkreten, entfernten Fremdkörpern usw.

Deubner *De incubatione cap. quattuor* 1900; ders. *Kosmas und Damian* 1907; O. Weinreich *Antike Heilungswunder* 1909 S. 76ff.; A. Lehmann *Aberglaube und Zauberei* 1898 S. 488ff.; Wundt *Völkerpsychologie* II 2 (1906) S. 109ff.

Sudhoff

Traunkirchen (Oberösterreich). Auf der sog. Klettenwiese wurden unter anderem eine Lanzenspitze aus Eisen, Bruchstücke einer Gürtelschließe, verschiedene Arm- und Fußringe, Brillenfibeln und nebst Tongefäßfragmenten und Knochen zwei kreisrunde, geschlossene Wulstringe von nahezu 13 cm innerer Lichte und 7 cm Dicke, mit konzentrischen Kreis-Ornamenten an der Oberfläche verziert, gefunden. Es handelt sich um ein, vielleicht auch zwei Gräber, die der Hallstattstufe C angehören. In der Nähe dieses FO fand man vor einigen Jahren die Hälfte eines dritten, sehr großen Wulstringes, der ebenfalls in die Hallstattstufe C zu setzen ist. S. a. Wulstring und Band XIV Tf. 62.

M. Much *Funde der Hallstattperiode aus Traunkirchen am Traunsee* Mitt. Zentr.-Kom. 1895 S. 162—164.

G. Kyrle

Traunsee (Oberösterreich) s. Pfahlbau B § 2.

Trebus s. Haus A 1 § 7, Nordischer Kreis A § 4e, § 6a.

Treenhøi s. Nordischer Kreis B § 3b 2.

Trefontane s. Sizilien B I § 3ff.

Treiben. A. Europa s. Bronzetechnik A § 3, 12; Drücken; Eisen A § 10; Töpferei A § 5, 14.

B. Ägypten. § 1. Gefäße. Als man in der äg. Frühzeit Gold (s. d. B), Silber (s. d. B) und Kupfer aus den gewonnenen Erzen ausgeschmolzen hatte, machte man bald die Beobachtung, daß Metallplatten, die man auf eine steinerne Unterlage legte und mit einem harten Stein behämmerte, sich dehnten (Reden der Arbeiter beim Hämmern von Goldblech: Abh. Preuß. Ak. 1918 Nr. 15 Erman, Nr. 27). Durch geschickte Handhabung über einer mit einem Steinkopf versehenen Stange konnte man der Platte eine Rundung geben oder sie an einer scharfen Kante der Unterlage sogar zu einem gut abgesetzten Umbiegen bringen. Der Schritt war nicht mehr weit zur Herstellung einer Schale in Form eines Kugelabschnittes bis zu einer Halbkugel. Derartige Stücke sind nicht über einem Kern getrieben, wie wir es heute zu tun pflegen, sondern frei gehämmert auf einer Unterlage von merkwürdiger Form. Man steckte eine Stütze in Form einer Schleife in den Boden und durch sie schräg einen Stock, dessen oberes Ende die Unterlage beim Treiben bildete. Der Arbeiter schlug mit einem Stein auf die zu treibende Schale los. Diese elastische Unterlage muß, obwohl man es ihr kaum zutraut, doch genügende Festigkeit gehabt haben.

Die Herstellung der Schalen war verhältnismäßig einfach und ist schon in frühdyn. Zeit geschickt gehandhabt worden, vgl. den Kupferkessel aus dem Grabe des Königs Perjebsen (Dyn. 2) von 53 cm Dm (Berlin, Ägypt. Museum).

Schwieriger wurde die Aufgabe, wenn das zu treibende Gefäß sich an der Mündung verengerte. Aber auch solche Stücke sind vermittelst der geschilderten Unterlage hergestellt worden. Das Bild der Bronzeschmiede im Grabe des Rechmire (Band IV Tf. 175a; Erman-Ranke *Äg.*² Tf. 37, 1) zeigt die Anfertigung von Bronze-Vasen mit gerundeter Wandung und einem scharfen, rechtwinkeligen Absatz zu dem engen Halse hin. Ein Gefäß wie das unten links in Arbeit befindliche ist im Original erhalten in Hildesheim Nr. 1642 mit Inschrift des Königs Schabataka (Dyn. 25).

§ 2. Relief. Sollte eine Metallplatte einen Reliefschmuck durch Ornamente, Bilder oder Inschriften erhalten, so legte man sie auf einen dicken Klumpen von Pech (s. d.) oder Harz (s. d. B) und brachte auf ihr eine Vorzeichnung mit Farbe an. Dann trieb man mit Punzen (s. d. B) die Silhouette der darzustellenden Figuren oder Schriftzeichen in die Tiefe. Nach Vollendung der Treibarbeit drehte man die Platte um und arbeitete nun

durch Verwendung feiner Punzen die Umrisse der Gegenstände scharf heraus. Gelegentlich wurde auch Gravierung (s. d. B) mit dem Grabstichel angebracht. Bei sorgfältiger Ausführung ist eine solche Treibarbeit, gleichviel ob es eine Platte, eine Schale, ein Schmuckstück oder etwas anderes gewesen ist, mehrmals umgewendet und immer wieder von neuem auf der Unterlage befestigt worden, die sich allen Ausbuchtungen des Metalls anschließen mußte, wenn dieses bei der Bearbeitung nicht eingedrückt werden sollte. Hob man die fertige Metallarbeit von der Unterlage ab, so bot diese wie ein Treibkern nahezu alle Feinheiten, die im Metall herausgearbeitet waren. In Amarna (s. d.) ist die Unterlage zu einem Metallrelief mit einem Bilde des Königs Echnaton und seiner Gattin gefunden worden (MDOG 55 [1914] S. 28 Tf. 47; Möller *Metallkunst* 1925 Tf. 47).

§ 3. Figuren. In der geschilderten Treibarbeit sind von den Äg. nicht nur Platten und Schalen ausgeführt worden, sondern verhältnismäßig früh auch schon rundplastische Gegenstände. Die Anfertigung einer ganzen Figur ist in dieser Technik unmöglich; man half sich, indem man sie aus einzelnen Teilen zusammensetzte. So ist es bei dem goldenen Falken geschehen, dessen Kopf wir aus Hierakonpolis (s. d.) besitzen (Band IV Tf. 177a). Ebenso besteht die Statuengruppe des Königs Pepi und seines Sohnes (Dyn. 6; Band VII Tf. 119b) aus einzelnen Kupferplatten, die getrieben sind und auf einem Holzkern festgenagelt waren. In Amarna (Dyn. 18) hat man den aus Harz bestehenden Treibkern eines Pavian-Kopfes gefunden, über dem das Metall bearbeitet worden ist (MDOG 55 [1914] S. 26 mit Abb. 7).

Blümner *Technol.* IV (1887) S. 229; Em. Vernier *Bijouterie et joaillerie* 1907 S. 75; Georg Möller *Metallkunst* 1925; Theobald *Die Herstellung des Blattmetalls* 1912. Roeder

Treibform s. Bronzetechnik A § 12.

Treibmuster. § 1. Für das Verhältnis zwischen T. und Gravierung s. a. Gravierung A. — Trotz des augenscheinlichen Zusammenhanges zwischen dem T. und der getriebenen Metallarbeit ist die eigenartige Rolle der getriebenen Metallverzierung in der alteurop. Ornamentik nicht von der technischen Seite allein zu verstehen. T. hat es diesseits der Alpen schon in der reinen BZ unabhängig von den eingeführten altital. Treibarbeiten gegeben. Die dünn gegossenen, später gehämmerten Bleche südd. Zierscheiben, Tutuli, Gürtelhaken, Knöchelbänder usw. werden durch von rückwärts eingeschlagene Punktreihen, Rippen, Bukkel verziert. Die manchmal beträchtlich großen Buckel an dünn gegossenen Bronzen der späteren nord. BZ beweisen, daß das T. sich sehr wohl mit dem bevorzugten einheimischen Bronzeguß vertrug (s. Buckelverzierung). Diese selbständige Aufnahme der getriebenen Metallverzierung beruht wohl auf der schon durch das flachste Relief erzeugten, optisch-malerischen Wirkung, die man gleichzeitig auch mit anderen Mitteln und in anderem Material anstrebte (nord. Kerbschnittbronzen, südd. Kerbschnitt-, Buckel-, kannelierte Gefäße). Der Übergang von den gravierten zu den mit getriebenen Buckeln geschmückten südd. Rudernadeln (s. d.) bietet hier eine Parallele zu dem allg. Gegensatz zwischen der flächenhaft-eingeritzten neol. und der malerisch-plastischen bronzezeitl. Verzierung der Tongefäße.

§ 2. Wenn trotzdem, und zwar auch nach dem Zuströmen altital. Metallarbeiten mit getriebenen Punktlinien, Kreismotiven, Bukkeln seit der IV. Per. Mont., das T. wenigstens in Norddeutschland-Skandinavien eine Ausnahme bleibt und fremde, getriebene Tiermotive in die Punztechnik übertragen werden, so beruht das in allererster Linie auf der eigentümlichen Beschränkung, welche diese Ziertechnik der ungehemmten Betätigung des Formsinns auflegte. Die primitive Treibverzierung verlangt die mechanische Wiederholung der gleichen einfachen, eingeschlagenen Motive. Was die BZ an fremden oder eigenen T. aufzuweisen hat, sind immer wieder Punktreihen, Buckel, Strichbänder, konzentrische Kreise, d. h. Formen, über die die Entwicklung der ornamentalen Form seit dem Spiralornament der II. Per. Mont. längst hinaus war (so die einfachen T. auf dem „goldenen Hut" von Schifferstadt, Rheinpfalz [Band XI Tf. 69], den goldenen Bechern von Unterglauheim, Bayern [Band VIII Tf. 77 c 1, 2], den Goldgefäßen von Boeslunde, Seeland [Band II Tf. 15a], und Eberswalde [Band III Tf. 4, 5], Villeneuve-St. Vistre, Marne [Band IV

Tf. 57 a, b] usw.). Nur die getriebene Punktlinie gestattete eine etwas freiere Formgestaltung, so bei der Gruppe der mit einer mittleren Scheibe verbundenen Vogelprotome an den weit verbreiteten ital. Bronze-Eimern der frühesten HZ bzw. IV. Per. Mont. der nord. BZ (vgl. z. B. Band V Tf. 15 d, VIII Tf. 77 c 3, IX Tf. 150 f, X Tf. 102 a). Aber auch diese Technik bot nicht entfernt die gleichen Ausdrucksmöglichkeiten wie die nord. eingepunzte, ununterbrochen fortlaufende Linie. Vollends für den äußerst bewegten und flüssigen Stil der späten nord. BZ war das T. unbrauchbar; in der Mischkunst der Villanova-Hallstattkultur, der es weniger auf die Sprache der Form als solcher denn auf die Belebung der Fläche mit altbekannten Motiven oder fremden Leitformen ankam, spielt dagegen die Reihung von getriebenen Buckeln, Kreisen, Tier- und Menschengestalten auf Gürtelblechen, Bronzegefäßen, Beinschienen, Eimerdeckeln usw. eine um so hervorragendere Rolle (s. Hallstattstil). Erst die hochentwickelte kelt. Toreutik der LTZ ist, wie im S schon die myk. und venetisch-etrusk., zu einer freien Gestaltung der getriebenen Zierform ohne Anwendung mechanischer Hilfsmittel fortgeschritten, indem sie die charakteristischen, organisch verwachsenen Blattmotive nicht nur in der Gravier- oder der Gußtechnik, sondern auch in getriebenem Relief ausführte (z. B. Bronzeblechplatten am Helm von Canosa; vgl. a. Band V Tf. 90 b; s. Latènestil).

Hoernes *Urgesch.*[2] S. 392ff.; Kossinna *Der german. Goldreichtum in der BZ* S. 47; Mannus 8 (1917) S. 18; Naue *Oberbayern* S. 230; v. Sacken *Hallstatt* S. 121f.

F. A. v. Scheltema

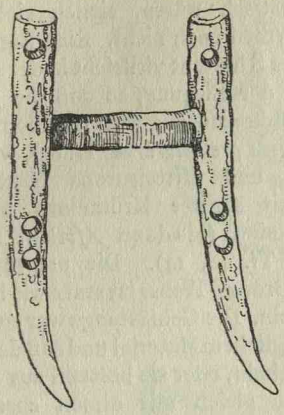
Tremenzano s. Sizilien B II § 14, 18.

Trense A. Europa (Tf. 61, 62).

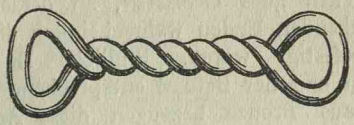
§ 1. Einleitung. — § 2—4. Die Knebeltrense (§ 2. Aus vergänglichem Material. — § 3. Aus Metall. — § 4. Die Knopftrense). — § 5. Die Ringtrense.

§ 1. Die Erfindung der T. fällt nicht unbedingt mit der Zähmung der großen Haustiere, Rind (s. d.) und Pferd (s. d.), zusammen. Noch in Hannibals Heer befand sich eine Reiter-Abteilung, die nur durch den Schenkeldruck ihre Pferde lenkte, und das Leiten von Zugtieren nur mit Hilfe eines Stockes hat sich in abgelegenen Gegenden bis in moderne Zeiten erhalten. Nimmt man jedoch als terminus post quem die Zähmung zum Haustier an, dann wäre als frühester Zeitraum das Mesol. gegeben, aber Funde besitzen wir erst aus der j. StZ, in der die Domestikation in größerem Umfange vorgenommen worden ist. Ein Bastseil, das dem Tiere durch das Maul gezogen wurde, kann die Vorstufe zur T. gebildet haben; ein rundes Holz, an das an jedem Ende ein Leitriemen befestigt wurde, mag das erste „Gebiß" gewesen sein (so Forrer). Im Pfahlbau von Robenhausen (s. d.) ist ein Holzstab von 14 cm L. gefunden worden, der an beiden Enden ringsum eingekerbt ist, so daß der Zwischenraum nur noch 11 cm beträgt. Forrer kannte auch eine entsprechende Knochenstange von 15 cm Gesamtlänge aus einer Pfahlbau-Siedlung des Neuenburger Sees. Diese primitiven Geräte dürften ein Bild der ältesten T. geben. Um ein Herausgleiten des „Gebisses" aus dem Maule des Tieres zu verhindern, brachte man beiderseits der Stange einen Knebel an. Die Knebeltrense bildet die älteste Form einer brauchbaren Trense. Sie war während der StZ ausschließlich im Gebrauch, sie beherrscht auch noch die BZ. In deren letzten Jahrhunderten wird sie durch die Ringtrense in der Entwicklung abgelöst. Ausgestorben ist sie eigentlich niemals, sie findet sich fast ständig noch neben der Ringtrense, aber zur Herrschaft gelangte sie nicht mehr, da ihre Entwicklungsmöglichkeit begrenzt ist und die Ringtrense im Rahmen des Gesamtzaumzeuges sich als bei weitem praktischer erwies.

§ 2. Das typol. und wohl auch zeitlich älteste Stück bildet die Knebeltrense vom Pfahlbau Corcelette (s. Schweiz C § 4) am Neuenburger See (Tf. 61 a). Das „Gebiß" besteht aus einem Röhrenknochen, der durch hineingestopfte Hirschhornpfropfen verstärkt ist. Es steckt in zwei Knebeln aus Hirschgeweih, von denen jeder außerdem drei Löcher aufweist: je zwei zur Aufnahme des Zaumzeuges, je eines für den Zügel. Diese vollständig erhaltene T. von Corcelette steht einzig da. Doch sind allein in der Schweiz etwa 20—30 Exemplare dieser Art gefunden worden. In der Regel sind nur die beiden Seitenstangen erhalten. Das Gebiß, meist wohl aus Holz, Leder oder einer Sehne, ist vergangen. Die größte Anzahl der gefundenen Knebel besitzt nur drei Löcher; die beiden äußeren zur Befestigung des Zaumzeuges, das mitt-



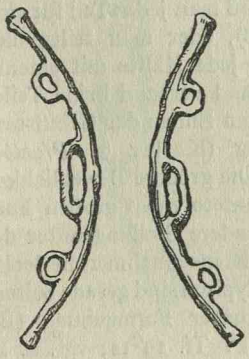
a



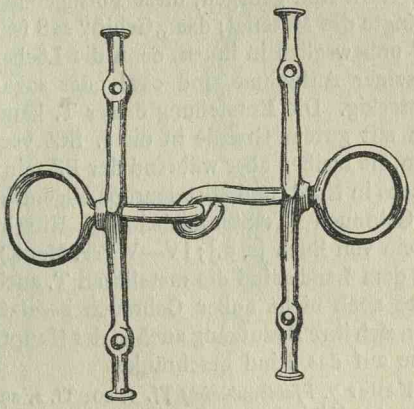
b



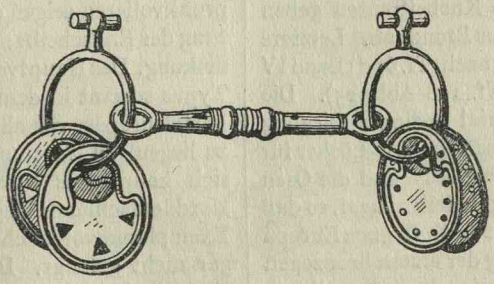
c



d



e



f

Trense A. Europa

a. Corcelette. — b. Auvernier. — c. Grebbin (Mecklenburg). — d. Bansin (Usedom). — e. Paradies-Festung (Kaukasus). — f. Dänemark.

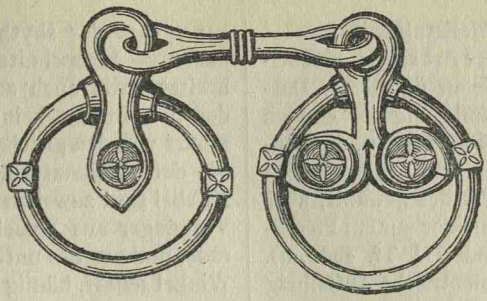
lere, das zu den andern senkrecht steht, zum Durchstecken „des Gebisses", an dessen hervorstehenden Enden wahrscheinlich die Zügel befestigt waren. Bildliche Darstellungen und der Befund entsprechender Knebel aus Bronze bezeugen diese Art (vgl. Band II Tf. 20a). Die Befestigung der Zügel wie bei der T. von Corcelette käme auch für die merkwürdigen Stangen aus dem Depotfund von Gallemose (Band IX Tf. 106 unten) in Frage, wenn es sich bei ihnen wirklich um Trensenstangen handeln sollte. Dafür spricht ihre Form und die ungefähre Gleichzeitigkeit mit dem Stück von Corcelette, dagegen ihre L. (31,5 cm).

Die Seitenstangen der T. aus Knochen und Horn sind gebogen, diese Formgebung bedingte das Material; das „Gebiß" saß fest und unbeweglich in ihnen, denn die Löcher zu seiner Aufnahme sind oval oder sogar rechteckig. Die Entstehung dieser T. kann man mit gutem Grunde in die j. StZ verlegen, sie bleiben aber während der BZ mindestens in Nord- und Mitteleuropa allgemein in Gebrauch (Trensenknebel aus Hirschgeweih von Buch [s. d.]; IV—V Per. Mont.). Auf dem Lande sind die metallosen T. auch heute noch nicht außer Gebrauch gesetzt, wenn sich ihre Benutzung auch in der Hauptsache auf das Rind beschränkt.

Keller 7. *Pfahlbaubericht* Tf. 1, 20; Tf. 2, 29. 29a. 35; Kiekebusch *Das bronzezeitliche Dorf Buch* 1923 S. 75 Abb. 20; Mortillet *Musée préhistorique*[2] Tf. 85; Madsen *Afbildn. Broncealderen* II Tf. 40, 15 (s. Text).

§ 3. Die beinernen Knebeltrensen gaben die Vorbilder für die aus Bronze ab. Letztere ahmen jene vollständig nach (Tf. 61 d; Band IV Tf. 54 Abb. 40; XI Tf. 128 Abb. 25). Die dort durch das Material bedingte Biegung wird traditionell beibehalten. Die Löcher für die Aufnahme des „Gebisses" und die Ösen zur Befestigung der Zügel bleiben oval, so daß ein starres Geschirr entsteht. In ganz Europa ist diese Formengebung der ersten bronzenen Knebeltrensen gleichartig, denn überall waren die Vorstufen dieselben. Die Art der Zügelbefestigung zeigen die bronzenen T. klarer als ihre Vorgänger. Entweder lief die Gebißstange beiderseits in einen Ring aus, oder es befand sich in der Mitte noch eine besondere Öse. Bildliche Darstellungen geben die Bestätigung. Zur Aussonderung einzelner Typen, die für bestimmte Gebiete charakteristisch wären, eignen sich diese Trensenformen noch nicht. Eine Eigentümlichkeit des S besteht vielleicht in der starken Betonung der Biegung, so daß die Seitenstange halbkreisförmig wird (Réallon; Mortillet *Musée préhistorique* Tf. 85), während in Nord- und Mitteleuropa bisher nur Stücke mit sanfter Krümmung bekannt geworden sind (Madsen *Afbildn. Broncealderen* II Tf. 40, 14). Die ursprüngliche Form der Bronze-Trense ist starr wie ihr Vorbild aus Bein. Die Gebißstange war entweder aus vergänglichem Material und saß dann fest in den Knebeln, oder sie bestand aus Bronze und wurde gleich mit diesen zusammen gegossen. Man ist aber schon bei den Formen mit gebogenen Seitenstangen zu einer Lockerung des Gebisses übergegangen. Entweder goß man jeden Teil für sich (Much *Atlas* Tf. 38), oder man teilte die Gebißstange, goß jede Hälfte mit einem Knebel zusammen und verband beide Teile, indem man die freien Enden der Gebißstange ringartig umbog (Keller 7. *Pfahlbaubericht* Tf. 16, 1). Die größere Beweglichkeit dieser Trense bedeutete einen großen Fortschritt.

Eine besondere Stellung unter den bronzenen Knebeltrensen nehmen die der Hallstattkultur ein. Typisch sind gerade Seitenstangen ganz bestimmter Formgebung (Band III Tf. 24 d, XIV Tf. 10C 15; vgl. a. Band IX Tf. 219 e), bei denen nur ein Ende umgebogen ist. Bei den einfachen Exemplaren bildet eine Art Knopf den Abschluß an beiden Seiten, die prunkvolleren zeigen eine reichere Ausgestaltung der Endscheibe oder kugelförmigen Verdickung. Das Hauptverbreitungsgebiet dieses Typus scheint in dem Hallstatt-Kulturkreis Mitteleuropas, vor allem in Süddeutschland, zu liegen. In West- und Osteuropa finden sie sich kaum, aus Nordeuropa einschließlich Norddeutschlands liegen sie nur in einigen Exemplaren vor, nach Südeuropa sind sie fast gar nicht gelangt. Diese typischen Seitenstangen sind wie so viele andere Formen der Hallstattkultur Vertreter der Übergangsperioden von der BZ zur EZ in Süddeutschland (Hallstatt B—C Reinecke). Bronzene Seitenstangen dieser Art treten mit eisernen Ringtrensen zusammen an einem Zaumzeug auf. Sie werden sogar noch aus Eisen hergestellt (Fürstengrab zu Gaisheim, Mus. Nürnberg).



a



b



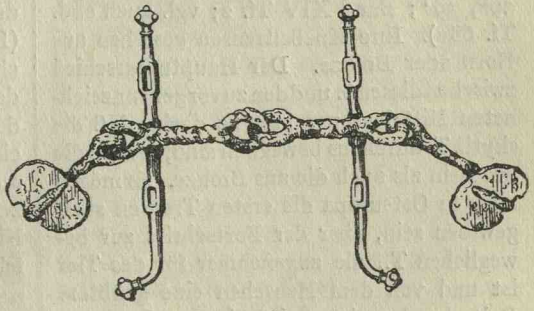
c



d



e



f

Trense A. Europa

a. Hull (Yorkshire). — b, c. Gouv. Kijev. — d. Dänemark. — e. Andria. — f. Wiesenacker (Oberpfalz).

Der Charakter der Hallstattkultur prägt sich aber noch in anderer Art an den Knebeltrensen aus. Die Freude an figürlichen Darstellungen führt zur Auflösung der einfach praktisch geformten Seitenstangen, die häufig Tiergestalten annehmen. Mit Vorliebe wird die Form eines Pferdes gewählt, aber auch Vogeldarstellungen oder nur ein Pferdehuf sind beliebt (Band VII Tf. 208c, d). Daneben findet sich geometrische Aufteilung eines durchbrochenen Rahmens.

Madsen *Afbildn. Broncealderen* II Tf. 40, 15; Sophus Müller *Ordning* I Tf. 11, 161; Undset *Eisen* Tf. 24, 5; Keller 7. *Pfahlbaubericht* Tf. 15, 6; Beltz *VAM* Tf. 43, 95; Montelius *Minnen* Abb. 1231; Chantre *Âge du bronze* S. 153 Abb. 99; Kiekebusch *Landeskunde* III Tf. 10, 1—10; Schles. Vorz. NF 4 (1906) S. 34ff, 37, Abb. 54—69 Seger; Mertins *Wegweiser* S. 88 Abb. 231—236; Splieth *Inventar* Tf. 7, 147; Wiener Präh. Z. 4 (1917) S. 40—41 Hoernes; Much *Kunsthist. Atlas* Tf. 67, 16—19; Gozzadini *De quelques mors italiques* Bologna 1875; Mortillet *Musée préhistorique* Tf. 85; Kunkel *Oberhessens vorgesch. Altertümer* s. v. Ockstadt (Kr. Friedberg); Führer Brit. Mus. Bronzezeit S. 203 Abb. 211; Nordiske Fortidsminder 1 S. 75 und Tf. 16; Bansin (Usedom; Tf. 61d) Staatsmuseum Berlin; Paradies-Festung (Kaukasus) ebd.; Hanshagen (Kolberg-Körlin), Mus. Stettin; Gaisheim bei Sulzbach, Mus. Nürnberg; Kreuz, Mus. Regensburg.

Eine eigene Gruppe der Knebeltrense bilden die osteuropäischen. Die großen Ebenen, vornehmlich Südrußlands, haben immer Viehzüchter und Reitervölker angezogen. Hier handelt es sich vornehmlich um die Hinterlassenschaft der Skythen (s. Südrußland D § 22; Tf. 28^B n. o, 37^D f, 39^A a—c, 39^B, 39^C, 39^I; Band XIV Tf. 2; vgl. auch ebd. Tf. 68e). Ihre Knebeltrensen bestehen aus Horn oder Bronze. Der Hauptunterschied zwischen diesen ö. und den zuvor gekennzeichneten Mitteleuropas besteht darin, daß die skyth. T. durchaus beweglich sind, sowohl die aus Bein als auch die aus Bronze. Es mögen auch in Osteuropa die ersten Trensen starr gewesen sein, aber der Fortschritt zur beweglichen T., die angenehmer für das Tier ist und von dem Menschen eine geübtere Reiterhand verlangt, ist hier wohl rascher vollzogen worden.

Bestehen die skyth. T. aus Knochen, so sind die Seitenstangen schwach gekrümmt, wie es das Material verlangt. Häufig sind die Knebel zur Ausschmückung durch Tierdarstellungen benutzt (Tf. 62 b, c). Die ganze Art der skyth. Tierornamentik, die in der Holzschnitzerei ihre Grundlage besitzt, tritt auch an diesen Erzeugnissen deutlich in Erscheinung und scheidet sie scharf von den gleichzeitigen Erscheinungen in der Hallstattkultur. Die bronzenen Knebel sind zuweilen flach gebogen wie ihre Vorgänger aus Knochen, meist jedoch gerade, und nur das untere Ende ist im rechten Winkel scharf, häufig blattartig, nach außen umgebogen. In diesen Punkten stimmen die skyth. mit den mitteleurop. Knebeltrensen im großen ganzen überein. Abweichend bildet jedoch bei den Skythen das Gebiß einen selbständigen Teil, der aus zwei Schenkeln besteht, die kettenartig miteinander verbunden sind. Ebenfalls war die Verbindung zwischen dem Gebiß und den Seitenstangen beweglich. Die praktische Bedeutung der Seitenstangen bestand scheinbar nur darin, ein Herausgleiten der T. aus dem Pferdemaul zu verhindern (vgl. Band II Tf. 155a, VI Tf. 55, XII Tf. 83c; *Collection Chanenko* z. B. II Tf. 14, 18, 19, 21, III Tf. 40, 50).

Forrer ist der Meinung, daß ein wesentliches Erkennungsmerkmal der mitteleurop. hallstattzeitl. T. das runde Loch in den Seitenstangen zur Aufnahme des Gebisses sei im Gegensatz zu der ovalen oder rechteckigen Öffnung derjenigen aus der BZ. Diese bedingten einen festen Verband, jene einen beweglichen. Forrers Kennzeichen trifft nicht auf alle Fälle zu, denn die ovale oder rechteckige Öffnung ist auch während der HZ noch nicht aufgegeben worden (Lengenfeld und Batzhausen; Mus. München-Akademie). Es ist zu erwägen, ob nicht das lebhaftere Tempo in der Entwicklung des Zaumzeuges, das zur HZ in Mitteleuropa einsetzt, letzten Endes auf die Anregungen aus dem SO Europas zurückgeht, die in einzelnen echt skyth. Funden ihren sichtbaren Niederschlag gefunden haben (z. B. Vetterfelde [s. d.]).

Eine Einzelerscheinung bildet immer noch die T. von Knauthain (Freistaat Sachsen), deren Knebel Kandarenform besitzen (Jacob *Zur Prähistorie Nordwestsachsens* Tf. 30 Abb. 226).

§ 4. Eine gewisse Verwandtschaft mit den Knebeltrensen zeigen die Knopftrensen. Ihr verhältnismäßig junges Alter bekunden

sie in der Ausbildung des Gebisses, das fast stets zweiteilig ist. Ihren Namen führen sie auf Grund einer bestimmten Vorrichtung. Sie besitzen, an den äußeren Ringen des Gebisses befestigt, zwei Anhänger, deren Enden umgebogen und zu Knöpfen ausgebildet sind (Tf. 62e). Diese entwickelte Form hat die Namengebung veranlaßt. An den ältesten Stücken befinden sich noch keine Knöpfe, sondern runde, ovale oder nierenförmige Scheiben (Band III Tf. 24a), bisweilen auch Pferdedarstellungen. Diese Form gehört der Hallstattstufe C an. Dem Charakter der Übergangszeit entspricht es auch, wenn Gebiß und Anhänger schon aus Eisen gefertigt sind, während man die Knebel noch aus Bronze herstellte (vgl. Tf. 62f). Die echten Knopftrensen, bei denen sich aus der Platte ein konischer Knopf entwickelt hat, sind nicht ebenso sicher zu datieren. Die analoge Ausbildung der Knöpfe an den Sporen der LTZ erlaubt es aber, auch die entsprechenden Knopftrensen in die Früh- bis Mittellatènezeit zu setzen. Die Knopftrensen mit kleinen und verkümmerten Knöpfen würden demgemäß der Spätlatènezeit angehören und bis in die RKZ hinein fortleben s. a. Sporn § 2).

Die Knopftrense besitzt ihr Hauptverbreitungsgebiet in Mitteleuropa, Ungarn, Böhmen, Süddeutschland, Norditalien und Frankreich. Im N und S Europas sowie im SO kommt sie dagegen nur vereinzelt vor. Sie bildet eine vorübergehende Erscheinung und ist auf die weitere Entwicklung ohne nennenswerten Einfluß geblieben.

Wagner *Fundstätten* II 52ff; ebd. S. 348ff. (Wiesenacker; Staatsmus.-Berlin); Månadblad 1887 S. 145—179 Montelius.

§ 5. Die zweite große Gruppe der T. bilden die Ringtrensen (s. a. Band VII Tf. 190b 4, XI Tf. 87y, XII Tf. 103d 12). Sie sind im allg. jünger als die Knebeltrensen. Genauer Zeitpunkt und Ort ihrer Entstehung sind ungewiß.

Das typol. älteste Stück ist aus Südosteuropa bekannt. Von der Paradies-Festung (Staatsmuseum Berlin) stammt eine zweiteilige Ringtrense, bei der je ein Ring mit je einer Gebißstange in einem Stück gegossen ist (Tf. 61e). Die Verbindung geschah durch einen Hakenverschluß. Von diesem Typus bis zur reinen Ringtrense war nur ein Schritt nötig: Schaffung einer beweglichen Verbindung zwischen Gebiß und Ringen.

Dieser fällt in die j. BZ des N oder die ält. HZ Mitteleuropas. Die Exemplare, bei denen Ringe und Gebiß aus Bronze bestehen, dürften die ältesten sein. Sobald man jedoch in dem neuen Metall des Eisens die Möglichkeit besaß, die schädliche Wirkung des Bronzegebisses auf das Pferdemaul zu beseitigen, sind die Gebißteile immer, häufig aber auch die Ringe aus Eisen hergestellt worden. Die eisernen Exemplare sind geschmiedet. Die Ringtrense wird während der HZ zusammen mit den Knebeln der Knebeltrense bei einem Pferde benutzt (Wiesenacker: Vorgesch. Staatssammlung Berlin; Fürstengrab von Gaisheim bei Sulzbach: Mus. Nürnberg), aber im Laufe der LTZ kommt sie fast allein zur Herrschaft.

Die älteren Ringtrensen (Tf. 61 b, c) zeigen häufig noch „gedrehte Gebißstangen" (echte Drehung scheint auf Südeuropa beschränkt zu sein), die jüngeren dagegen sind glatt. Man legt im Gegensatz zur HZ mehr Wert auf den praktischen Gebrauch als auf die prunkvolle Ausgestaltung. Während der Mittellatènezeit scheint eine Dreiteilung des Gebisses beliebt zu werden, indem die beiden Gebißstangen durch ein ∞-förmiges Zwischenglied verbunden werden. Die T. der Spätlatènezeit sind wiederum einfacher Art, nur scheinen die Ringe besonders groß gebildet zu werden.

Eine Vergrößerung der Ringe mußte sich immer als zweckmäßig erweisen, weil dadurch ein Verschieben und Durchziehen der T. durch das Pferdemaul gehemmt werden konnte. Ein weiteres Hilfsmittel bildete die Befestigung von Anhängern, die meist in Form von runden Blechscheiben gehalten sind (Tf. 61f). Eine besondere Ausbildung erfuhren diese bei den Kelten. Ihre Vorliebe für Schmuck zeigt sich in der Anwendung solcher Scheiben aus Bronze, ihrer übermäßigen Vergrößerung und Herstellung in durchbrochener Arbeit (s. a. Tf. 62a). Das Schmuckbedürfnis läßt den praktischen Zweck so weit vergessen, daß bei Zweigespannen nur noch die äußere sichtbare Scheibe angebracht wird. Andere kelt. T. zeigen den beliebten Korallenschmuck. Auch in diesem Falle wird meist der äußere Trensenring kostbarer geschmückt als der innere (s. a. Band IV Tf. 260a, c—e).

Eine Änderung erfährt das Gebiß während der Spätlatènezeit dadurch, daß man es wiederum stabförmig gestaltet und aus einem Stück herstellt. Schon aus der j. BZ

ist dieser Typus der Ringtrense mit stangenförmigem Gebiß bekannt (Müller *Ordning* I Tf. 26, 395). Es verliert sich aber während der vorrömischen EZ. Gegen C. Geb. tritt es erst wieder auf. Während die Entstehung des stabförmigen Gebißstückes in der BZ aber auf allg. Grundlage beruhte, geht seine Ausbildung während der Spätlatènezeit in Mittel- und Nordeuropa auf röm. Einflüsse zurück. Durch Vermittlung der Kelten übernahmen es die Germanen und bildeten es während der RKZ weiter aus, indem die Stange rechtwinklig nach Art einer Kandare geknickt wurde.

AuhV 2, X 3, 3; Beltz *VAM* Tf. 43, 96; Déchelette *Manuel* II 3 S. 1199 Abb. 511, 1 und 2; ebd. S. 1200 Abb. 512, 2; ebd. S. 1201 Abb. 513; Montelius *Vorklass. Chronol.* Tf. 30—32; Undset *Eisen* S. 82/83; *British Museum Guide Early Iron Age*[2] 1925 Tf. 8, 4; Gozzadini *De quelques mors italiques* Bologna 1875; Keller *3. Pfahlbaubericht* Tf. 7, 39; ders. *7. Pfahlbaubericht* Tf. 15, 3 und 4. — Wiesenacker, Staatsmuseum Berlin; Sibirien ebd.; Pullach, Fürstengräber, Mus. München.

Eine Abart der Ringtrense hatte meist ein Gebiß aus vergänglichem Material und Ringe mit einem festen, knebelartigen Fortsatz. Gebiß und Zügel wurden an den Ringen befestigt, während der Knebel die Verbindung mit dem Zaumzeug sicherte. In der Regel liefern die Funde nur die beiden mit den Knebeln versehenen Ringe. Daß es sich aber tatsächlich um Trensenteile handelt, lehrt ein Fund aus Dänemark. In einem Depot der IV. Per. nach S. Müller ist eine T. dieser Art mit einer geraden Gebißstange aus Bronze und je zwei Klapperblechen in den Knebelringen gefunden worden (Müller *Ordning* I Tf. 26, 395). Der behandelte Sondertypus scheint hauptsächlich Nordeuropa anzugehören, er ist aber auch in den Pfahlbauten der Schweiz gefunden worden. Sein Vorkommen beschränkt sich auf die j. BZ und frühe EZ des Nordens (Vietkow, Kr. Stolp; Mus. Stettin).

Literatur im besonderen über T. ist sehr spärlich. Zschille-Forrer *Die Pferdetrense in ihrer Formentwicklung* Berlin 1893; Gozzadini *De quelques mors de cheval italiques* Bologna 1875. Eine Übersicht von Gozzadini bereits in Compte rendu Stockholm 1874 S. 367ff.

Ernst Sprockhoff

B. Vorderasien. Ein Originalpferdegebiß von Bronze aus Mesopotamien befindet sich in Paris (Lefebvre des Noëttes *La force motrice* Tf. 18 Abb. 49; E. Pottier *Antiquités Assyr. Musée du Louvre* Nr. 165; Herkunft sonst unbekannt); eine zweite, sehr ähnliche T. ist in London (J. Hunger und H. Lamer *Altor. Kultur im Bilde*[2] Abb. 164); eine dritte T. stammt aus Tuschpa (s. d. und vgl. Wagen C § 6); die T. setzt sich zusammen aus zwei leicht gekrümmten, kurzen Stäben, die an der einen Spitze in einen konischen Zapfen, an der anderen in einen Pferdehuf endigen. In der Mitte, im inneren Winkel des gebogenen Stabes, ist außen eine Öse fest angelötet, innen eine Öse beweglich befestigt. Vor und hinter der Lötstelle ist der Stab durchbohrt. Die beiden inneren Ösen sind durch einen senkrecht zu ihnen gestellten Ring miteinander verbunden. Die inneren Ösen und der verbindende Ring sind mit kleinen Zäpfchen überall besetzt. Die äußeren Ösen dienten zur Befestigung der Zügel. — Interessant sind ferner zwei assyr. Fußangeln, in Dur-Sargon (s. d.) gefunden, die aus vier Spitzen bestehen, welche von einem Punkte auseinanderstreben (E. Pottier a. a. O. Nr. 174; Lefebvre des Noëttes a. a. O. Tf. 18 Abb. 49). Sie wurden in der Feldschlacht auf den Boden gestreut, so, daß drei Spitzen stets den Boden berührten.

Eckhard Unger

Trepanation (Band II Tf. 158b). § 1. Die bohrende und sägende oder meißelnde Eröffnung der Schädelkapsel ist heute noch über die „Natur"-Völker weithin verbreitet und selbst in der Volksmedizin Europas noch nicht völlig erloschen. Als Aussägung rundlicher Stücke des Schädeldaches zu offenbar ärztlich-kurativen Zwecken geht diese Maßnahme durch die Frühkulturen eines großen Teiles von West- und Nordwesteuropa, zweifellos durch viele Jahrtausende geübt. Am verbreitetsten war sie offenbar bei den vorkeltischen Neolithikern des zentralen Frankreich, in deren Bereich bisher über 200 trepanierte Schädel gefunden wurden (Band IV Tf. 12 a). Großenteils ist die Trepanation während des Lebens der Individuen ausgeführt worden, wenn auch an Leichen (von Feinden?) Schädelöffnungen gleichfalls vorgenommen wurden, offenbar zur Gewinnung von Schädelscheibchen, die als Anhänger zu aber-

gläubischen Zwecken Verwendung fanden (Band IV Tf. 12 b). Ist dies auch nur ein vereinzelt vorgekommen, verglichen mit der Schädel-Eröffnung bei Lebzeiten, so wird es an Seltenheit noch übertroffen durch trotzdem völlig zweifellos aufgefundenen Fälle posthumen Aussägens von Schädelscheibchen aus bei Lebzeiten trepanierten Schädeln, und zwar wurden diese Scheibchen sorgfältig aus der Umgebung der umheilten Trepanations-Öffnung ausgesägt unter Einbeziehung eines Segments der verheilten Schädelöffnung in das Scheibchen, so daß ein Stück des verheilten Randes an der Peripherie des posthum ausgesägten Schädelplättchens zu sehen ist.

§ 2. Der kurative Zweck, der natürlich nur vermutungsweise erschlossen werden kann, findet in der Herrichtung ausgesägter Schädelstückchen (intravitaler und posthumer) zu Anhängern, also zu Amuletten, eine eindringlich hinweisende Bestätigung. Die Vermutung liegt nahe, daß die Anfänge dieses Vorgehens in der Herausnahme niedergedrückter Schädelkapselstücke bei Schädelbrüchen zu suchen seien, bei denen sich schwere Zeichen von Hirndruck mit Bewußtseins-Störungen und Krampfzuständen eingestellt hatten, die mit sofortigem günstigen Erfolge nach dem Herausheben der Knochenstücke verbunden gewesen waren. Aber solche T. bei Schädelverletzungen bilden nur extreme Ausnahmen unter den gefundenen Fällen von T.; sie kommen jedoch tatsächlich vor, und das dürfte genügen. Andererseits kennen wir aber frühäg. Anweisungen zur Emporhebelung nach innen gedrückter Schädelkapselstückchen, ohne daß in Ägypten an mehreren zehntausend untersuchten Frühschädeln auch nur ein einziger trepanierter gefunden worden wäre, was um so mehr Beachtung verdient, da in Libyen und fast durch ganz Nordafrika und bis zu den Urbewohnern der Kanarischen Inseln die T. ethnologisch nachgewiesen ist.

Im alten Ägypten haben Rieti und Ruffer erst aus dem 2. Jh. nach C. einen trepanierten Schädel aufzufinden vermocht: Ruffer *Studies* 1921 S. 200 Anm.; vgl. a. ders. *Some Recent Researches on prehistoric trephining* Journal of Pathol. and Bacteriol. 22 (1918); ders. *Studies* S. 194ff.

Trotzdem liegt die Annahme nahe, daß das sofortige günstige Ergebnis der T. bei Schädelbrüchen mit nachfolgender Emporhebelung der Schädelfragmente, das Aufhören der schweren Bewußtseins-Störung und der nebenhergehenden Krampfanfälle, Veranlassung gab, den gleichen heroischen Eingriff auch bei Konvulsionen ohne Schädelbruch und Depression von Schädeldeckenstücken vorzunehmen und wohl auch bei heftig quälenden Kopfschmerzen ohne Krampfanfälle. Gelegentliche günstige Erfolge mögen in diesem operativen Vorgehen bestärkt haben.

In der gleichen Linie läge dann die Verwendung der Schädelscheibchen als Amulette, die man auf dem Wege des bräuchlichen Analogie-Schlusses prophylaktisch gegen Konvulsionen Kindern und Erwachsenen umgehängt haben wird und wohl auch gegen Kopfschmerzen. Man hat diese mit Lebensgefahr für den Operierten gewonnenen Schädelstückchen nicht nur als kostbares Andenken, sondern als Heilmittel aufbewahrt, um sie statt der T. selbst oder als deren Vorläufer oder ganz ohne Betrachtnahme auf solches einfach als Heil- und Verhütungsmittel gegen Kopfschmerz, Krämpfe, Bewußtseinsstörungen anzuwenden. Fast ganz ausschließlich auf das zentrale neol. Frankreich beschränkt, haben diese ausgesägten Schädelscheibchen, die sog. *rondelles*, mit Löchern oder andern Vorrichtungen zu ihrer Befestigung an Schnüre oder Kettchen versehen, in dieser ihrer Heimat eine anscheinend ebenso große Verbreitung gehabt wie die Schädel-Trepanation selbst.

§ 3. Hier sei auch auf das T sincipital hingewiesen, das an weiblichen neol. Schädeln in Dolmen des Dép. Seine-et-Oise als Heil- oder Strafmaßnahme angetroffen wird. Es zeigt sich als auffällige streifige Vertiefung der Schädeloberfläche, die längs der Pfeilnaht und quer über den Hinterhauptshöcker verläuft, und ist offenbar durch tiefe Schnitte mit nachfolgenden Schabungen oder tiefe Brennungen hervorgerufen, die zur Exfoliation der oberen Knochenschichten geführt haben, also offenbar bei Lebzeiten ausgeführt wurden (Manouvrier *Le T sincipital* Bull. Soc. d'Anthropol. de Paris 1895 S. 357; ebd. 1902 S. 601; ebd. 1903 S. 494; ebd. 1904 S. 67; La France méd. 1908 Nr. 12 Sudhoff). S. a. Säge E.

Internat. Anthrop.-Kongreß 1876 Broca; L'Anthrop. 1890 S. 443ff. ders.; Fletcher *On prehist. trephining and cran. amulets* 1882; Lucas-Championnière *Trépanation néolithique* 1912; Sudhoff *Medizin in der Steinzeit* Ztschr. f. ärztl. Fortbildung 1909 Nr. 6; Grön *Altnord. Heilkunde* Janus 1908—09; von Hovorka und Kronfeld *Vergleichende Volksmedizin* II (1909) S. 444—462; Déchelette *Manuel* I (1908) S. 474—481; Hansen *Om forhistorisk trepanation i Danmark* Aarb. 1889 S. 170—185; M. Fürst *Trepaneerde Kranier från äldre Tid* Lunds Univ. Årsskrift NF Afd. 2 Bd. 9 Nr. 4 (1913).

Sudhoff

Treppe. S. a. Baukunst, Bergwerk A, Festung, Grab, Leiter. — (Ägäischer Kreis) § 1. Das FM-Herrenhaus von Vasiliki (s. d.; Band VII Tf. 39b) war bereits, wenigstens teilweise, in zwei Stockwerken errichtet. Hölzerne Treppen sind hier vorauszusetzen. Der MM I (um 2000) erbaute Palast von Mallia zeigt schon die typisch min. monumentalen T. mit breiten, niedrigen Stufen und hölzernen Säulen, die hier ganz eigenartig aus zwei bis drei gekoppelten Stämmen bestanden. An der O-Front des Hauptflügels liegen zwei T. unmittelbar nebeneinander: die eine führt nur zu einem etwas erhöhten Teil des Erdgeschosses, die andere, mit jener durch einen Durchgang verbunden, zum ersten Stock hinauf. Die Weiträumigkeit und praktische Vielseitigkeit der min. Palasttreppen läßt sich also in ihren wesentlichen Zügen bereits in MM I nachweisen.

§ 2. In Knossos und Phaistos kennen wir infolge der Zerstörung der älteren Paläste nur die jüngeren Treppenanlagen genauer. In Phaistos (s. d.) wurde bei der Aufhöhung des W-Hofes die alte Schautreppe, eine Besonderheit kret. Baukunst (s. Theater), bis auf wenige Stufen verdeckt, dafür zwei neue T. erbaut; die eine führt nach O zu einem monumentalen Tor hinauf und bildet mit diesem die eindrucksvollste Schöpfung ihrer Art auf Kreta (Band VII Tf. 49a), die andere steigt neben ihr in rechtem Winkel nordwärts zur obersten Terrasse des Palastes empor. Von jenem Torbau aber gelangte man auf einer Rampentreppe zur Oberterrasse hinauf, über eine innere T. zum Mittelhof des Palastes hinab: eine ungemein klare, praktische und schöne Disposition. Im W-Flügel des Palastes von Knossos (s. d.) gab es zwei monumentale T. zum Oberstock, im S beim Ende des Korridors mit den Prozessionsfresken, im O s. vom Thronsaal (Band VII Tf. 46). Dazu kommt im NW dieses Flügels, außerhalb des Palastes, die sog. Theatertreppe (s. Theater), eine Art Hohe Pforte mit rechtwinklig sich treffenden Stufenreihen (Band VII Tf. 49b). Alles übertrifft aber die Anlage der 4—5 stöckigen Privatgemächer im O-Flügel des Palastes, mit ihrer in bequemen Absätzen aufsteigenden, säulengetragenen Prachttreppe und den kleineren Stiegen, welche jene entlasteten und durch alle Stockwerke Zimmergruppen miteinander verbanden (Band VII Tf. 39a, 61f.). Die Bequemlichkeit und Schönheit dieser Anlage (SM I; 16. Jh. v. C.) ist bis zum Ausgang der Renaissance nicht wieder erreicht worden. Sie wurde vorbildlich für vornehme Wohnhäuser von Knossos, die aber ihre T. je nach Bedarf individuell ausgestalteten (Kgl. Villa; SO- und S-Haus).

§ 3. Im Gegensatz zu Kreta sind die T. der festländ. Paläste meist reine Nutzbauten. Nur in Mykenai (s. d.) hat man offenbar unter min. Einfluß die Terrassen des Palastes durch monumentale T. verbunden, im allg. vermeidet man tunlich die Mehrstöckigkeit (s. Tiryns). Burgtreppen wie in Mykenai hinter dem Löwentor und in Tiryns hinter der W-Pforte (Band III Tf. 72) tragen auch rein praktischen Charakter, ebenso die T. zum Brunnenhaus in Mykenai. Die T. als künstlerisches Bauglied ist typisch min., nicht festländisch. — Von nachmyk. Treppenanlagen wissen wir so gut wie nichts. S. a. Kreta B, Mykenai, Palast B.

Vasiliki: Trans. Univ. Penns. 1 S. 207ff., ebd. 2 S. 118ff.; Boyd-Hawes *Gournia* S. 49f.— Mallia: Bull. corr. hell. 46 (1922) S. 522ff., ebd. 47 (1923) S. 532ff. — Phaistos: Mon. Lincei 12 S. 31ff., ebd. 14 S. 22ff; A. Maraghiannis *Ant. crét.* I Tf. 1ff.; H. Bossert *Altkreta*² Abb. 43ff.; Fr. Winter *Kunstg. i. Bild.* I 3 S. 75f.; F. Noack *Bauk. d. Alt.* Tf. 3, 5. — Knossos: BSA 7 S. 21ff., 102ff.; ebd. 9 S. 4f., 99ff., 133ff.; ebd. 11 S. 23ff.; A. Evans *Pal. Minos* I 325ff. Suppl.-Tf. 5ff.; Maraghiannis a. a. O. III Tf. 1, 4ff.; Bossert a. a. O. Abb. 35ff.; Winter a. a. O. S. 75ff. — Mykenai: BSA 25 S. 149ff.; Perrot-Chipiez *Hist. d. l'Art* VI 310ff. (Brunnenhaus). — Tiryns: C. Schuchhardt *Schliemanns Ausgrabungen* S. 129.

G. Karo

Treppengrab s. Grab D § 10.

Trevirer s. Germanen B § 5.

Triangulärer Dolch s. Dolch A, Schwert A § 9.

Tribocer s. Germanen B § 5.

Tribut. A. Allgemein. Unter T. kann man nur solche Abgaben verstehen, die entweder von einer untergeordneten an eine höhere Schicht geleistet werden (s. Adel, Höriger A, Lehen, Schichtung, Sklave A) oder aber an Häuptlingspersönlichkeiten (s. Häuptling), Fürsten, Könige u. dgl. (s. Staat § 9, Wirtschaft D). Oft werden mit dem T. auch andersartige Leistungen verwechselt, wie sie namentlich mit dem Geschenktausch (s. Handel F, Handwerk A, Heirat, Klan, Reichtum) zusammenhängen. Insbesondere darf man die Bittarbeit (s. Handwerk A) nicht mit dem T. verwechseln. Leistungen innerhalb der Sippe oder der Siedlungsgemeinschaft können daher, soweit sie auf Gegenleistungen berechnet sind, nicht als T. angesehen werden. — Unter diesen Umständen können z. B. die Hilfsgeschenke (*ndoša*) der Dschagga, die auf Wiedervergeltung (s. Vergeltung) aufgebaut sind, nicht als T. bezeichnet werden, wie das z. B. von Gutmann (S. 380) irrtümlicherweise geschieht. — Ferner muß man die in natura geleisteten „T.", also Abgaben an Vieh, Feldfrüchten, Handwerks-Erzeugnissen usw., von den in Geld gezahlten „Steuern" unterscheiden, die bei den Naturvölkern nur selten vorkommen.

Die Auffassung, wie wir sie z. B. bei den Polynesiern mit ihrer Adelsdespotie finden, wobei dem Häuptling zugestanden wurde, zu nehmen, was ihm beliebt, leitet von einer Seite her Tributleistungen ein. Allerdings war dieser Anspruch des Großhäuptlings dadurch bedingt, daß er an den Arbeiten seines Stammes teilnahm und diese leitete und organisierte. Einem indolenten Oberhäuptling wurde daher nur wenig an Nahrungsmitteln gebracht. Dazu kommt, daß ihm auch wieder die Aufgabe zufiel, die ihm zugebrachten Dinge zu verteilen. Dieser Gesichtspunkt, eine Monopolisierung der Verteilung durch den Großhäuptling oder sonst eine hervorragende Persönlichkeit, tritt bekanntlich besonders stark bei den nw.-amerikanischen *potlaches* in Erscheinung (s. Reichtum). — Die Abgaben an Nahrungsmitteln und anderen Gegenständen wurden der führenden Persönlichkeit, z. B. auf Samoa, dargebracht und durch den Sprecher (*tulafale*) beaufsichtigt (Williamson III 343ff.). Hier sind die Leistungen auf Gegenseitigkeit eingestellt.

Ziemlich ähnliche Zustände finden wir bei dem Hirtenvolk der Basoga in Ostafrika. Die Häuptlinge hatten dort keine Macht, Steuern oder Tribute für ihre eigenen Interessen aufzuerlegen, aber die Leute pflegten ihnen Gaben an Tieren und vegetabilischen Nahrungsmitteln gelegentlich aus freiem Antrieb zu bringen. Der König von Baganda legte jedoch regelmäßige Tribute auf und entsandte seine Boten zur Erhebung derselben. Diese begaben sich zu den verschiedenen Häuptlingen und machten ihnen die Höhe des Tributs bekannt. Die Leute hatten ihre Tributleistungen wieder beim Hause des Häuptlings abzugeben. Hier entspannen sich nun Verhandlungen und Bestechungen gegenüber den Steuereinnehmern. Die Tribute bestanden gewöhnlich in Sklaven, Rindvieh und Rindenstoffen, die in Bündeln zu je 50 Stück verpackt wurden (Roscoe 1924 S. 101f.). In diesem Fall, wie in ähnlichen des afrikanischen Hirtentums, macht sich vermöge der Überlagerung durch die Hirtenbevölkerung eine einseitige Herrschaftsgewalt geltend, die prinzipiell nicht mehr auf Entsprechung der Gegenleistung eingestellt ist, sondern aus ihrer ethnischen Überlegenheit die Konsequenzen zieht.

Unter den Batuse war es üblich, daß ein jeder Gauhäuptling 200 oder 300 große Töpfe Honig von ungefähr zwei Galonen Inhalt und eine gewisse Menge von Hirse, Bohnen und Erbsen jährlich dem König brachte. Diese Gaben erhielt der Gauhäuptling seinerseits durch die Leute seines Landes und behielt einen Teil für sich selbst, bevor er den T. an den König weiterleitete. Außerdem entrichtete ein jeder Großviehbesitzer zweimal im Jahre eine Kuh und ein Kalb an den König, um ihn mit Milch zu versorgen, und ein fettes Tier für Fleisch. Außerdem wurden täglich für den König und seinen Haushalt Milchrationen an den Hof geschickt (Roscoe 1924 S. 186).

Bei den Banyankole lagen die Dinge ähnlich. Hier pflegten die Königsboten gewöhnlich einer Herde von 50 Kühen eine

Kuh, von 100 Kühen zwei Kühe zu entnehmen. Herden unter 50 Kühen blieben steuerfrei. Jeder Gauhäuptling hatte zweimal im Monat Bier und Hirse an den Königskral für den Gebrauch des Hofhalts zu entrichten. Die Königsbauern dagegen mußten täglich Bier und Getreide liefern. Bei diesem Hirtenvolk hatte ein Bauer seinen Herrn überhaupt mit Getreide und Bier zu versorgen, doch waren irgendwelche festen Beträge nicht ausgemacht, und er konnte seine Abgaben einstellen, wenn er Mangel litt (Roscoe *The Banyankole* 1923 S. 20).

In ähnlicher Weise wie bei den Bagesu ging auch die Erhebung des T. bei den Bakitara vor sich, doch sandte hier der König, wenn er Hirse zum Bierbrauen benötigte, eine Gabe in Gestalt einer Kuh, einer Ziege oder eines Schafes an den Gauhäuptling, der diese Gaben wieder an die Unterhäuptlinge weiterleitete, welche die Hirse besorgten. In ähnlicher Weise pflegte der König auch Tiergeschenke zu schicken, wenn er Salz für seine Herden brauchte. Die Tiere wurden getötet, in kleine Stücke zerschnitten und unter die Arbeiter verteilt (s. a. Lohn), die das Salz gewannen (Roscoe *The Bakitara* 1923 S. 60).

Gutmann (S. 381ff.) unterscheidet verschiedene Steuerleistungen bei den Dschagga: solche an den Häuptling, wenn dieser Gäste zu bewirten hat; außergewöhnliche Steuern, die mit Zustimmung der Kriegerversammlung eingefordert wurden, wenn der Häuptling etwa einen Elefantenzahn erstehen wollte; besondere Landessteuern an Vieh bei Einsetzung eines neuen Häuptlings. Dazu kamen noch gewisse Gelegenheitsabgaben bei Festen, insbesondere bei Familienfesten der Häuptlinge. Außerdem war jeder Dschagga dem Häuptling zu Arbeitsleistungen verpflichtet, jeder Mann im Jahre durchschnittlich 10—20 Tage, eine Frau etwa 6—10 Tage. Jeder Mann, der drei Kinder hatte, war verpflichtet, auf Ersuchen des Häuptlings diesem eines für Hofdienste zu überlassen. Dieses siedelte ganz auf den Häuptlingshof über, bekam dort seinen Unterhalt und mußte für den Häuptling arbeiten. Jetzt ist diese Dienstpflicht für Knaben erloschen und bezieht sich einseitig auf die Mädchen. Die Verlobungsgaben empfängt für sie nicht der Vater des Mädchens, sondern der Häuptling. Der Häuptling von Moschi z. B. hatte über 70 solcher Mädchen, die sich auf die Höfe seiner Frauen und seiner Mutter verteilten.

Diese Art von Abgaben an Mädchen und Frauen, wie sie auch in Afrika in verschiedenen anderen Formen üblich sind, hängen mit der eigenartigen Verwirtschaftlichung der Frau und dem starken, über älteren Schichten lagernden Patriarchat zusammen, das offenbar auf die Überschichtung durch Hirtenstämme zurückzuführen ist, die sich über Stämme lagerten, in denen von Frauen die Feldarbeit geleistet wurde (s. Patriarchat A, Vaterrecht, Wirtschaft D). Solche Tributleistungen an Frauen und Kindern waren im ö. und w. Afrika außerdem noch durch die Sklaverei (s. Handel F, Sklave A) außerordentlich gefördert worden (vgl. z. B. Wissmann S. 158). — Über derartige Abgaben an Frauen vgl. a. Westermann S. 96ff., 115ff.

Über die Tributleistungen und gleichzeitig ihre wirtschaftliche Bedeutung im alten Mexiko vgl. Joyce S. 118, 147, 190, 278ff. — Vgl. Acosta *History of the Indies* II Hakluyt Society 61 (1880) S. 411 ff., 497 ff. und Minnaert *Les inst. et le droit de l'emp. des Incas* 1928 bez. der Inkas. — Für Ägypten vgl. Thurnwald S. 773.

Siam beanspruchte von den Fürstentümern auf der Malaiischen Halbinsel als Tribut die regelmäßige Sendung von *Bunga-Mas* (eigentlich Goldblume, die aus einem künstlichen Baum mit goldenen Blumen bestand). Je nach dem Ausgang des Krieges, den die tribut-heischenden Reiche miteinander führten, waren die Grenzvölker gezwungen, entweder an Siam oder an Birma Tribut zu zahlen. So war Luang Phra Bang, solange es noch nicht zum französischen Kolonialreich gehörte, sowohl China wie Birma und Siam gegenüber tributpflichtig (Frankfurter S. 76).

Für Japan vgl. Lange *Die Lehensfürsten nach der Schlacht von Sekigahara (1600)* Mitt. Sem. Or. Spr. 15 (1912) S. 184.

Über die Grundlagen für die staatlichen Abgaben der germanischen Frühzeit vgl. Mayer S. 65ff., 226. — S. a. Handel F, Handwerk A, Häuptling, Heirat, Hörige A, Kaste A, Klan, Lehen, Lohn, Reichtum, Schichtung, Sklave A, Staat, Vergeltung, Wirtschaft D.

Frankfurter *Beiträge zur Geschichte und Kultur Siams* Mitt. Sem. Orient. Spr. 23—25 (1922); Gutmann *Das Recht der Dschagga* 1926; Joyce *Mexican Archaeology* 1914; Ernst Mayer *Der germanische Uradel* Zeitschrift d. Savigny-Stfg. f. Rechtsgesch. (German. Abt.) 32 (1911); Reimers *Der Lehenstaat in Georgien* Beitr. z. Kultur- und Universalgeschichte Heft 31 (1914); Roscoe *The Banyankole* 1923; ders. *The Bakitara* 1923; ders. *The Bagesu* 1924; Thurnwald *Staat und Wirtschaft im alten Ägypten* Ztschrft. f. Socialwissenschaft 4 (1901); Westermann *Die Kpelle* 1921; Williamson *The Social and Political Systems of Central Polynesia* III (1924); Wissmann *Im Innern Afrikas* 1888. Thurnwald

B. Ägypten.

Unter T. sind zunächst Erzeugnisse eines Landes zu verstehen, die von ihren Bewohnern an den Pharao abgeliefert werden, wenn sie von diesem unterworfen oder irgendwie in Abhängigkeit gebracht worden sind. Eine solche Ablieferung durch Angehörige fremder Völker erscheint häufig auf den ägyptischen Denkmälern, und diese Bilder sind eine wichtige Quelle für unsere Kenntnis von den Völkern und Landeserzeugnissen des alten Orients. Derartige Darstellungen sind besonders aus dem NR bekannt, spärlich aus den übrigen Epochen; in den Jahrestafeln der Könige der 1. Dyn. sind zuweilen ausländische Gefangene als Tributträger abgebildet, z. B. Syrer (s. d.) und Libyer (s. d.). Verhältnismäßig selten kennen wir sie aus Tempeln, in denen der König die Vertreter unterworfener Völker den Göttern vorführt, wobei die dargebrachten Gaben aufgehäuft daliegen. Am zahlreichsten sind Tributträger in Privatgräbern der 18. Dyn. in Theben wiedergegeben, zuweilen in bemaltem Relief, meist aber in reiner Malerei auf Gipsgrund (Band VII Tf. 130).

In diesen Bildern bringen Nubier (s. d.) vorzugsweise dar: Elfenbein (s. d. C), Straußenfedern, ausgewaschenes Gold in Beuteln, Felle und lebende Tiere (Löwen, Leoparden, Affen usw.). Mit ähnlichen Gaben, die sie wie die Nubier vielleicht zum Teil erst auf dem Handelswege erworben haben, kommen die Bewohner von Punt (s. d.), die die Erzeugnisse des Sudans liefern. Die Libyer aus dem Randgebiet und den Oasen der Wüsten leisten einen T. an Straußenfedern, Fellen, Rindern usw. Die Syrer verraten in ihren Gaben, daß sie Handwerk betreiben; sie bringen nicht nur die Hölzer, Edelsteine und Metalle ihrer Heimat, sondern auch Webereien und Gefäße, die von ihnen selbst, zum größten Teil gewiß aus eigenen Rohstoffen, gearbeitet sind. S. a. Band VI Tf. 99—104, 105 c.

Nun erscheinen in den Darstellungen aber auch Bewohner von Kreta (s. d. B), Kypros (s. d.) und anderen Inseln des Mittelmeeres, von Kleinasien und sonstigen fernen Ländern, die sicher nicht tributpflichtig waren, sondern höchstens freiwillige Geschenke schickten, wie sie solche in gleicher Weise und meist wohl auch von gleichen Werten aus Ägypten erhalten haben werden. Hier liegt also ein Austausch von Waren, vielleicht auch von Menschen, vor, der durch die Landesregierungen vermittelt wird. Roeder

C. Vorderasien.

§ 1. Der T. ist im alten Mesopotamien eine seit alters übliche Erscheinung, so daß sich in der sumer. Keilschrift schon zwei Zeichen für den Begriff T. finden. Das Bildzeichen ist eine Vase mit hohem Halse und weit ausladendem Bauche, unten zugespitzt. Mitten durch den Bauch ist ein „Füllstrich" (s. Keilschrift § 10 D 4) gezogen. „Gefüllte Vase" ist somit die Bezeichnung für Tribut. Ein anderes, von diesem Zeichen abgeleitetes Bild (Jhb. Dtsch. Ver. f. Buch und Schrift 2 S. 34 Nr. 169, 170 E. Unger), das am meisten gebräuchliche Zeichen für T., hat dem oben beschriebenen Zeichen der gefüllten Vase noch einen „Weg" eingeschrieben, womit gesagt werden soll, daß der T. über den Weg, also von auswärts, geht. Dies Zeichen ist gleichzeitig auch der Ausdruck für eine sehr große Gewichtseinheit, das Talent (s. Gewicht E § 2), geworden. Die Form der Vase entspricht der Gestalt der Silbervase des Entemena von Lagaš (E. Unger *Sumer. u. Akkad. Kunst* Abb. 28). S. a. Vasenurkunde.

§ 2. Als T. erhalten die Könige Vorderasiens von andern kleineren Königen und Völkern diejenigen Erzeugnisse, die in den anderen Ländern üblich waren, oder insbesondere hervorgebracht wurden, mitunter aber auch Durchgangsware, z. B. Affen (Band IV Tf. 74b). Die Tributdarstellungen sind daher höchst wertvoll für die

Erkenntnis über die Kultur der verschiedenen Völker, die den T. darbringen.

§ 3. Die älteste Darstellung eines Tribut-Zuges findet sich auf dem bunten Mosaik von Ur (Band XIV Tf. 54[B]b), etwa um 3300 v. C., wo dem sumer. Könige von Ur Rind, Ziege, Schaf, Hölzer usw. gebracht werden, sowie zwei Viergespanne von abgerichteten, eingefahrenen Maultieren (= sumer. „eingespannter Esel" *anšu-bar-an*; Jhb. usw. 2 Nr. 64a, S. 26 Unger). Die Tribut-Bringer haben rasiertes Gesicht, schwarze, kurze Haare und kurze Federkronen auf dem Kopf; einige der Leute tragen auch einen schwarzen, langen Spitzbart. Ihr Name ist noch unbekannt, aber es werden Nomaden sein, Viehzüchter, denen Pferde, die in Mesopotamien damals noch nicht nachgewiesen sind, zur Verfügung standen, und denen auch die Züchtung des Maultieres zuzuschreiben sein wird. Diese Nomaden sind wahrscheinlich im O von Mesopotamien zu suchen. Über andere Tributzüge s. namentlich den Artikel Fremdvölker C. Eckhard Unger

Trichter(rand)becher s. Böhmen-Mähren B § 11, Holland A § 2, Megalithgrab C § 5, Nordischer Kreis A § 5b 2γ, 5b 5α. γ, Nosswitzer Typus, Ostpreussen A § 9, Polen B § 7.

Trilithen-Grab. § 1. Bei Odri im Kreise Konitz (Pommerellen, Westpreußen) befinden sich, auf engem Raum zusammenliegend, vorgesch. Steinsetzungen zweierlei Art: 1. Steinkreise und 2. Trilithen. Mit letztgenanntem Ausdruck hat Lissauer Gruppen von Steinblöcken bezeichnet, die aus je drei in einer Linie nebeneinander angeordneten Steinblöcken bestehen, von denen der mittelste der größte ist [für eine andere Bedeutung dieses Terminus s. Band IV Tf. 250]. Lissauer hat 1874 elf Gruppen von Trilithen bei Odri festgestellt, und auch v. Hirschfeld verzeichnet diese auf einer Karte der Steinsetzungen von Odri aus dem Jahre 1877; nach neueren Untersuchungen von Stephan (1915) scheinen jedoch die meisten davon jetzt verschwunden zu sein.

§ 2. Steinkreise, die Trilithen im Innern enthielten, sollen auch bei Seefeld, Kr. Karthaus (Pommerellen), bestanden haben. Ausgrabungen haben dort nicht stattgefunden, und die Steinsetzungen sind längst verschwunden. Ferner wurde bei Trzebcz, Kr. Kulm, eine Steinsetzung aus drei konzentrischen Kreisen gefunden, die in der Mitte drei in einer Reihe aufrecht stehende Blöcke, also einen Trilithen, enthielt; es handelt sich hier um ein Grab aus dem Kulturkreis der Megalithkeramik, wie aus den Beigaben (Urnen mit Tiefstichverzierung, Bernsteinröhrenperlen) deutlich hervorgeht.

§ 3. Hiernach ist das Alter des T.-G. von Trzebcz zweifellos steinzeitlich. Das der Trilithen von Seefeld ist nicht mehr zu ermitteln. Ob die von Odri wirklich, wie bisher durchweg angenommen wurde, auch steinzeitlich sind, dürfte zum mindesten zweifelhaft sein. Lissauer untersuchte 6 Trilithen-Gruppen genauer und fand in drei Fällen neben dem Mittelstein Urnen mit gebrannten Knochen, einmal Knochenreste ohne Urne und zweimal gar nichts; von Beigaben nur einen Feuerstein-Absplíß. Er selbst nahm danach das Alter der Trilithen (und auch der Steinkreise, in denen keinerlei zeitbestimmende Altertümer gefunden wurden) als steinzeitlich an, und diese Angabe ist in die ganze spätere Literatur übergegangen. Kossinna betrachtet sowohl die Steinkreise wie die Trilithen von Odri als besondere Formen der ö. Megalith-Gräber, wobei für ihn anscheinend das zweifellos steinzeitliche Grab von Trzebcz mit Steinkreisen um einen Trilithen herum maßgebend war. Bei Odri liegen die T. nicht in Kreisen, und außerdem bestehen die Kreise aus einfachen, nicht wie bei Trzebcz aus mehreren ineinanderliegenden Kreislinien. Die von Feussner bei Odri gesammelten sicher neol. Scherben (Lissauer *Präh. Denkmäler* S. 42) sind Streufunde, die wahrscheinlich mit den Steinsetzungen nichts zu tun haben (wie auch der von Lissauer erwähnte Steinhammer), und die von Lissauer neben einem T. ausgegrabenen Urnenscherben (Mus. Danzig) sind höchstwahrscheinlich kaiserzeitlich. Will man hiernach das Alter der T.-G nicht ohne weiteres als kaiserzeitlich annehmen, weil es sich möglicherweise um Nachbestattungen an älteren Gräbern oder Kultstätten handeln könnte, so ist es nicht möglich, das Alter der Steinkreise und Trilithen bei Odri näher zu bestimmen.

A. Lissauer *Die Cromlechs und Trilithen in der Kgl. Forst bei Odri am Schwarzwasser* Schr. Nat. Ges. Danzig 3 H. 3 (1874) S. 16—17 Tf. 5

und 6; ders. *Präh. Denkmäler* S. 31 Tf. 2 Abb. 2 und 13; S. 42 Tf. 2 Abb. 3; Zeitschr. Hist. Ver. Marienwerder H. 2 (1877) S. 66f. Tf. 8, S. 81 Tf. 10 und 11 G. v. Hirschfeld; Mannus 2 (1909) S. 66—67 Abb. 20 und S. 89—90 Kossinna; Mannus 7 (1915) S. 226 Tf. 35 Stephan; [J. Kostrzewski *Kurhany i kręgi kamienne w Odrach w. Pow. Chojnickim na Pomorzu* Posen 1928].

W. La Baume

Trinil-Fund s. Java.

Tripolitanien s. Nördliches Afrika A § 6, Tunis B.

Tripolje-Kultur s. Südrußland B.

Triquetrium, Triskele s. Hakenkreuz A.

Tristan-Insel (Frankreich). Kleine Insel, bei Ebbe Halbinsel, im Dép. Finistère. Gehört zur Stadt Douarnenez. Bei Ackerbauarbeiten kamen kleine, rechteckige Wohnstätten zutage, wie Felder eines Schachbrettes angeordnet. Sie ergaben Mahlsteine aus Granit und Bronzen (Dolch, Schwertbruchstücke, drei Lappenäxte, Messer u. a. m.) der jüngeren BZ. Gall. und röm. Münzen beweisen spätere Besiedlung. Ähnliche, aus kleinen Steinen aufgebaute Hausreste gibt es auch an anderen Stellen, so in Melrand (Morbihan), deren Zeitstellung durch Funde nicht gesichert ist.

Dictionnaire archéologique de la Gaule Paris 1875—78 (nicht vollständig) I 350; P. du Chatellier *Epoque préh. Finistère* S. 256; Déchelette *Manuel* II 1 S. 123.

E. Rademacher

Troas. Landschaft an der asiat. Küste des Hellespontos, von Troja (s. d.) beherrscht.

W. Dörpfeld *Troja u. Ilion* II 612ff.

G. Karo

Trochus-Zeit s. Asturias-Stufe § 3, Klima-Optimum § 3.

Troglodyten. S. u. a. Breonio, Haus A 1 § 1, C § 3ff., Höhle B, Höhlenwohnungen, Italien B § 2ff., Siedlung B, Sikuler A 1 II § 2. — (Vorderasien) § 1. Wollte man mit dem Ausdrucke T. eine körperlich wie geistig auf tiefer Stufe stehende, Höhlen bewohnende Urbevölkerung bezeichnen, so ließe sich in Vorderasien, von Palästina und dessen Nachbargebieten abgesehen, ein derartiges Bevölkerungselement gegenwärtig kaum nachweisen. Setzen wir aber die Bezeichnung T. gleich dem Begriffe des Höhlenbewohners im allg., so ergibt sich, daß die T.-Lebensweise im Altertum in Vorderasien weit verbreitet war, ja, daß sie auch jetzt noch nicht ganz ausgestorben ist.

Voraussetzung für Höhlenwohnungen sind Gebirgszüge aus geeignetem Gestein. Zur Bildung natürlicher Höhlen neigen besonders Kalkformationen und jung-eruptive Laven. Diese wie auch die meisten paläozoischen Gesteine eignen sich dank ihrer Weichheit, die sich mit relativ großer Bestandfestigkeit verbindet, zur Anlage von künstlichen oder zur Erweiterung bestehender Höhlen. Alle diese Gesteinsarten finden sich in reichstem Maße in den Vorderasien (s. d. A) durchstreichenden Teilen des eurasischen Faltensystemes. Daher sind auch Höhlensiedlungen in Kleinasien, Armenien und in den Randgebirgen des iranischen Hochlandes sehr häufig.

§ 2. Da Höhlenwohnungen in Vorderasien zu allen Zeiten angelegt und benutzt wurden, ist im Einzelfall die Frage nach der Datierung besonders wichtig, aber bisher kaum jemals in befriedigender Weise gelöst worden. Die Anlage des Grundrisses bietet kein Kriterium, von Funden berichten selbst die besten Kenner kleinasiatischer Höhlen nichts. Vielfach wurden die Höhlen bei Neubesiedlung wohl gründlich ausgeräumt; oftmals müßte erst mit Hilfe regelrechter Ausgrabungen das Schichtverhältnis des Bodenstratums klargelegt werden. Die Datierung von Fundgegenständen aus vorgriechischer Zeit würde aber auch noch auf eine weitere Schwierigkeit stoßen. Es lassen sich in den Höhlen wohl nur Kleinfunde aus dem Bestande des primitiven Haushaltungs-Inventares und Scherben von Tongefäßen erwarten. Gerade diese Materialien sind uns aber in ihrem Entwicklungsgang noch nicht hinreichend greifbar. In Kleinasien wissen wir zwar über die Keramik einigermaßen Bescheid (s. Vase F), doch wird hier die Datierung durch die alle Völkerverschiebungen überdauernde Beständigkeit der monochromen schwarzgrauen bzw. braunroten Ware erschwert. Für den W der Halbinsel ließe sich vielleicht mit Hilfe des Auftretens der bemalten Ware (geom. Muster, dunkel auf hellem Grunde), die im O schon in der ältesten Zeit (im Bereich der frühsemitischen Besiedlung von Kappadokien und des hettitischen Reiches; zugehörig zu der großen Gruppe bemalter

Keramik, die bis nach Babylonien und Elam reicht; vgl. die Vasen von Kül-tepe, Boghasköj und Ur bei E. Meyer *Staat und Kultur der Hethiter* Tf. 5, Chantre *Miss. en Cappadoce* Tf. 3 und The Antiquaries Journal 4 [1924] Tf. 47a), im W aber erst nach etwa 1200 v. C. feststellbar ist, ein Terminus post quem gewinnen. Eine Gruppierung der FO nach ihrer Zugehörigkeit zur BZ bzw. EZ ist wenigstens im O wegen des ausnahmsweise frühen Auftretens des Eisens im Gebiete von Kizzuwatna (s. Kiswadna) schwer tunlich. In Armenien wären die Datierungsmöglichkeiten wegen des auf das 9.—6. Jh. fest bestimmten Vergleichsmateriales aus Wan (s. Tuschpa) etwas günstiger. Völlig unbekannt ist schließlich — von einigen engbeschränkten Gebieten (Azerbeidschan und Elam) abgesehen — die vorpersische Vorgeschichte des Hochlandes von Iran [neustens Funde E. Herzfelds].

Daß eine Bevölkerung, die gewohnt war, in Höhlenwohnungen zu hausen, die Neigung hatte, ihre Toten ebenfalls in Felsräumen beizusetzen, liegt nahe; jedoch konnte in Vorderasien bisher noch nirgends die z. B. in den italischen Höhlen so häufige Beobachtung von Bestattungen in zu Wohnzwecken geeigneten Räumen gemacht werden. Hingegen dürften so manche der in Kleinasien vielfach häufigen Felsengräber von den Höhlenbewohnern ihrer Umgebung angelegt worden sein, ohne daß für uns aber derartige Zusammenhänge mit Sicherheit greifbar wären.

§ 3. In Kleinasien treten Felswohnungen in größerer Zahl auf in Phrygien und in Kappadokien. Die phrygische Gruppe wurde von E. Brandenburg auf mehreren Reisen genauer erforscht. Meist sind hier die Felswohnungen am Fuß von den aus fruchtbaren Talgründen senkrecht aufsteigenden Felswänden angelegt. Man findet sowohl primitive Anlagen, bei denen natürliche Höhlen durch Abarbeitung von störenden Vorsprüngen und Glättung der Wände für Wohnzwecke zugerichtet wurden, als auch künstlich angelegte, planmäßig ausgeführte Wohnungen von mehreren Räumen, welche teils durch gesonderte Eingänge, teils durch Türen von einem zum andern zugänglich sind. Die einzelnen Räume zeigen meist rechteckigen Grundriß; mitunter verengen sie sich gegen oben; die Decke wird in einzelnen Fällen durch stehen gelassene Felspfeiler gestützt. Die Wände sind sorgfältig geglättet und zeigen zahlreiche Einarbeitungen zu Gebrauchszwecken, so Fackelhalter, Bänke, Speicher, Zisternen, mitunter Wasserrinnen zur Gewinnung von Regenwasser, Kamine, in denen man sogar die Anzeichen einstiger Räuchervorrichtungen zu beobachten geglaubt hat, auch Reste einer Getreidehandmühle wurden gefunden. Manche Räume haben zweifellos als Viehställe gedient, wofür die Futterkrippen (um Gräber kann es sich, den Dimensionen der Aushöhlungen entsprechend, nicht handeln) mit Löchern für die Anbindevorrichtung zeugen. Es steht somit fest, daß die Bewohner dieser Höhlen Viehzüchter und Ackerbauer waren. Zur Erklärung vieler der genannten Vorrichtungen hat die von E. Brandenburg angestellte Vergleichung mit den Einrichtungen moderner Troglodyten-Wohnungen beigetragen. Immerhin bleibt aber noch so manches ungeklärt. Bearbeitung der Zimmerwände zur Erzielung bildlicher Darstellungen oder Ornamente wurde, wenn wir von den häufig eingemeißelten Kreuzen als christlichem Kultsymbol, einer Axt des üblichen kleinasiatischen Typus (ZfEthn. 1908 S. 384 Abb. 4) und den undeutlichen Resten des Reliefs einer Gottheit, mit Hammer(?) bewehrt (MVAG 1914, 2 S. 56 Abb. 20), absehen, nicht angetroffen. Von besonderer Wichtigkeit ist die Feststellung, daß die Wohngrotten öfter mit Vorbauten aus Holz versehen waren, die mitunter giebelförmige Dächer gehabt zu haben scheinen, was Abarbeitungen und Löcher in der Außenseite des Felsens nahelegen. Eine besondere Stellung nehmen die Kultgrotten mit ihren Kult- und Opfersteinen ein. Auch in christlicher Zeit gab es hier ja Felskirchen, die durch die eingearbeiteten Kreuze kenntlich sind. Felswohnungen in horizontalem Felsboden, durch schräg nach abwärts führenden Zugang betretbar, wurden in Phrygien nur in zwei Fällen festgestellt. Von den übrigen deutlich unterschieden sind Felswohnungen, die sich zu Verteidigungszwecken eignen. Auch sie sind in senkrechten Felswänden, aber hoch über deren Fuß, angelegt. Den Zugang vermitteln steil ansteigende, enge Gänge, die leicht zu ver-

schließen und zu verteidigen sind. Häufig findet sich diese Art von Felswohnungen in den ‚Kaleh' genannten isolierten Felshöhen. Sie sind dann vom oberen Teil des Berges leicht, vom Tal aus schwer zugänglich. Da sich oft Gruppen von gewöhnlichen Felswohnungen um solche Kalehs scharen, so dienten die letzteren zweifellos den Felsbewohnern der Umgebung als Fluchtburgen. Das Alter der phrygischen Felswohnungen ist auf Grund von Funden noch nicht exakt bestimmt worden. Es ist aber kein Zweifel, daß man mit ihrer Anlage zum mindesten nicht später begonnen hat, als mit der der Felsengräber und Felsfassaden (der Mehrzahl nach der 1. Hälfte des 1. Jht. v. C.), da diese ja bereits eine entsprechende Gewandtheit in der Bearbeitung des gewachsenen Felsens voraussetzen. Da der Gesteins-Charakter in Phrygien zur Anlage von Felswohnungen geradezu einladet, so ist es aber nicht ausgeschlossen, daß man schon in noch viel früherer Zeit damit begonnen hat. Einem bestimmten Volke wird man sie wohl kaum zuschreiben können, und die Zeit, da man Felswohnungen erbaute oder weiterbenutzte, umfaßt wohl das ganze Altertum. E. Brandenburg hat auf eine gewisse Verwandtschaft zwischen phrygischem und etruskischem Höhlenbau hingewiesen. Nun liegt ja in Italien (s. d. B § 2 ff.) die Anregung dazu wiederum im Gesteins-Charakter, und allerdings meist natürliche Höhlenwohnungen sind hier im Neol. sehr häufig, fehlen aber auch in den späteren metallzeitlichen Perioden nicht. Immerhin ist es nicht unwahrscheinlich, daß die ja aus Kleinasien stammenden Etrusker (s. d.) die dortigen, viel höher stehenden Methoden zur Anlage von Felswohnungen nach Italien mitgebracht haben. Gegenwärtig werden die phrygischen Höhlen nur gelegentlich von Bauern und Hirten benutzt.

Perrot-Chipiez V 76ff.; Abh. Bayer. Ak. 23 (1906) S. 651ff. Brandenburg; Memnon 1 (1906) S. 19ff. ders.; OLZ 1907 S. 316ff., ebd. 1908 S. 168f., ebd. 1909 S. 152 ders.; ZfEthn. 1908 S. 383ff. ders.; AO 9 Heft 2 S. 8 ders.; MVAG 19 (1914) Heft 2 ders.; R. Leonhard *Paphlagonia* S. 232.

Die kappadokische Gruppe findet sich in einem Gebiete, das noch gegenwärtig als „Troglodyten-Land" bezeichnet wird. Sie liegt w. von Kaisarije. Das anstehende Gestein ist vulkanischer Tuff. Es finden sich hier eine große Anzahl von größeren und kleineren T.-Siedlungen, deren wichtigste Ürgüb ist. Sie wurden von W. Belck besucht und eingehend beschrieben. Die modernen Wohnungen sind zu ihrem größeren Teil in den schräg ansteigenden Fels eingehauen, haben aber schmucke Fronten aus Hausteinen. In den Felsräumen Nischen und Bänke wie in Phrygien. Besonderer Wert wird auf die Konstruktion von sinnreichen Türverschlüssen gelegt. Auch moderne Felsstallungen kommen vor. Alle diese gegenwärtig noch in Verwendung stehenden Anlagen geben uns wichtige Fingerzeige für die Beurteilung des Wertes von Höhlenwohnungen überhaupt. Nach Aussagen der Bewohner von Ürgüb sind sie im Sommer angenehm kühl und im Winter so warm, daß sie keiner Beheizung bedürfen. Auch sind sie frei von Ungeziefer. Viel ältere, undatierte und gegenwärtig höchstens noch als Keller benutzte Anlagen befinden sich in ebenem Gebiete zu Inê-ê und Melekôb. Sie bestehen aus engen, für Vieh unzugänglichen Gängen, welche sich vielfach in gerader Richtung auf weite Strecken unter der Oberfläche hinziehen und zahlreiche rechteckige Zimmer (diese mit ebensolchen Nebenräumen) verbinden. Fenster und Luftschächte fehlen. In den Zimmern Nischen, aber keine Futtertröge; auch ein Brunnen wurde festgestellt, ebenso zahlreiche, nur von innen zu bedienende Türverschlüsse. Der Zweck der Anlagen läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Für Bestattungen scheinen sie aber im Hinblick auf die Türverschlüsse und den Brunnen kaum gedient zu haben.

ZfEthn. Verh. 1901 S. 505 ff. W. Belck.

§ 4. Im Bereiche Armeniens wurden des öfteren Höhlenwohnungen angetroffen. Besonders häufig sind sie im Gebiet des oberen Tigris von Hilar und Diarbekr bis Söort und werden vielfach auch gegenwärtig noch bewohnt. Ein besonders umfangreiches System von in mehreren Stockwerken angelegten, durch Treppen und Gänge miteinander verbundenen Felsräumen (deren u. a. einer als Küche, einige andere als Stallungen gedient haben dürften) hat Lehmann-Haupt in Hassan-Kef (assyr. *kipani*) festgestellt. Die Anlage ist, den skulp-

tierten Wanddekorationen entsprechend, nicht älter als hellenistisch. Im übrigen muß es in Armenien aber Felswohnungen zum mindesten seit dem Beginn des 1. Jht. v. C. gegeben haben, da wir ihr Bestehen für die von den chaldischen Königen im 9. und 8. Jh. im Wan-Felsen (s. Tuschpa), in der Kaleh von Melazgerd und anderwärts bereits sehr vollendet ausgeführten Felskammeranlagen voraussetzen müssen. Auf letztere näher einzugehen, verbietet sich, da sie nicht mehr im Sinne troglodytischer Lebensweise als Dauerwohnungen zu betrachten sind, sondern vermutlich teils zu Kultzwecken, teils als Baderäume, vielleicht auch als vorübergehende Sommerwohnungen zur Zeit größter Hitze gedient haben. Auch in Kaukasien gibt es verschiedentlich künstliche Felskammersysteme, so zu Uplistziche (späte RKZ?) und zu Wardzie. S. a. Paphlagonische Felsgräber.

Lehmann-Haupt *Armenien* I 90ff., 99ff., 332ff., 373ff., 387ff.

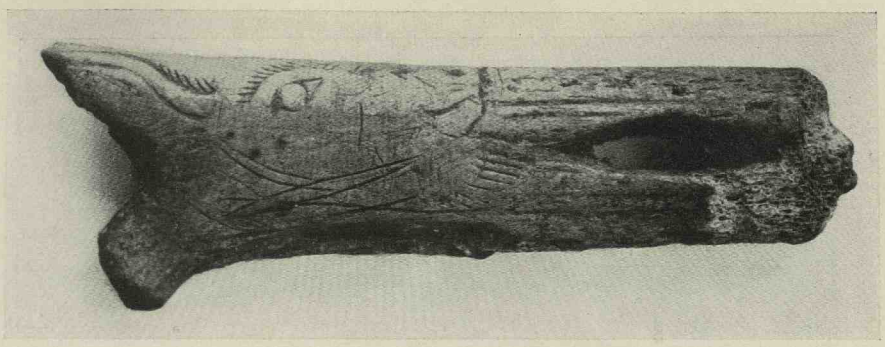
§ 5. Im Hochlande von Iran hat man verschiedentlich Höhlen, welche Anzeichen früherer Bewohnung oder Benutzung zu Kultzwecken aufwiesen, festgestellt, doch fehlen systematische Untersuchungen. Anhaltspunkte für die Datierung weisen bis in die hellenistische Zeit zurück, doch gab es sicher auch noch viel ältere Höhlenwohnungen. Besonders verdient hervorgehoben zu werden die Höhlenstadt bei Reneh im Elburs-Gebirge (Demawend), zahlreiche Höhlen ferner im Azerbeidschan, andere in den Grenzgebirgen gegen Mesopotamien, im eigentlichen Persien und in der Gegend von Isfahan. S. a. Medische Felsgräber.

Sarre und Herzfeld *Iranische Felsreliefs* S. 11; Journ. Asiat. Society 1906 S. 217ff. Crawshay-Williams; Z. Ges. f. Erdkunde Berlin 1883 S. 338 Houtum-Schindler; Journ. Roy. Geogr. Soc. 10 S. 45 R. Ker Porter; ebd. 9 S. 3 H. C. Rawlinson; de Morgan *Mission scientifique* IV 1 (1876) S. 138, 373; de Bode *Travels in Luristan and Arabistan* London 1845 I 214, II 30, 36; Chesney *The Exp. f. the Survey of the Rivers of Euphrates and Tigris* London 1850 II 608ff. F. Schachermeyr

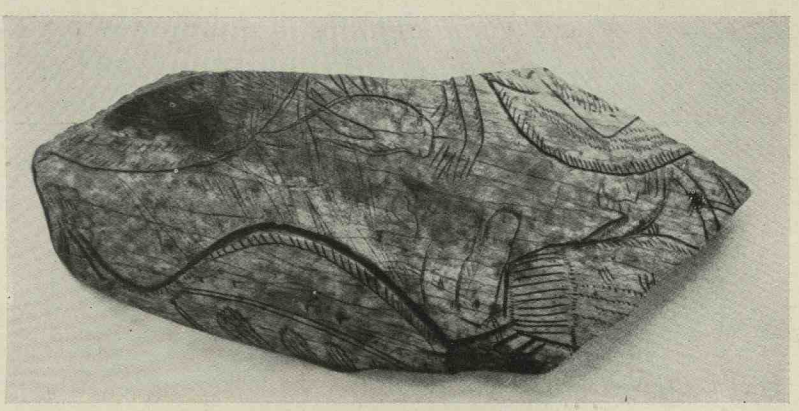
Trois-Frères-Höhle (Frankreich; Tf. 62[A]—62[D]). § 1. Diese Höhle wurde im Juli 1914 von meinen drei Söhnen (daher der Name) und mir entdeckt. Sie liegt in der Com. Montesquieu-Avantès (Dép. Ariège), in kurzer Entfernung von der Stelle, wo der Volp unter der Erde verschwindet, im selben Massiv (1 km entfernt) wie die Tuc d'Audoubert-Höhle (s. d.), mit der sie ohne Zweifel im Zusammenhang steht, ohne daß es allerdings bisher gelungen ist, den Punkt, wo sich beide vereinigen, zu finden. Sie liegt in einer H. von 490 m. Meine Söhne betraten sie zuerst durch einen Zugang von ca. 20 m T., der sich fast auf dem Gipfel, am Südabhang des Hügels, öffnete. Später entdeckten wir eine Verbindung der T.-F.-H. mit der benachbarten Enlène-Höhle, hergestellt durch einen schmalen und tiefen Gang, in dem man ca. 40 m nur kriechend vorwärts kommen kann. Dies ist der gegenwärtige Eingang. Der Besuch der Höhle ist schwierig, stellenweise sogar gefährlich.

§ 2. Die Höhle besteht im wesentlichen aus drei langen Galerien (jede mehrere 100 m l.), die sich zu einem saalartigen Raum mit schönen Stalaktiten vereinigen. Die erste, rechts, erhebt und erweitert sich, nach einem sehr niedrigen Durchgang in der Richtung auf die Nordseite des Hügels, an der sie durch einen kleinen Spalt, der, erweitert, leicht einen bequemeren Zugang als die anderen bilden würde, zutage tritt. Auf den Kalkwänden sieht man an verschiedenen Stellen negative Eindrücke von Händen, mit Rot eingefaßt. Sie sind im allg. paarweise. Im zweiten Gang, ebenfalls rechts, befindet sich eine lange Linie von schwarzen Punkten, mit einigen roten Punkten vermischt.

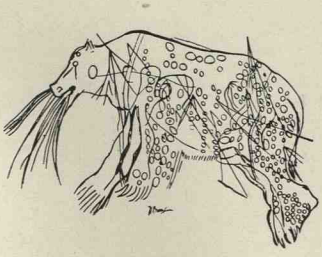
Die Hauptgalerie liegt links. Sie ist voller Krümmungen, breit, und durchquert einen großen, hoch gelegenen Saal, teilweise mit Tongeröll angefüllt. Der oberste Teil der Wölbung muß sich ehemals auf die Spitze des Hügels geöffnet haben, und zahlreiche Tiere sind hier hineingestürzt. Wir fanden in einem Erdhaufen ein fast vollständiges Bisonskelett, von dem alle Knochen der rechten Seite gebrochen waren, als wenn das Tier von oben auf diese Seite gefallen wäre. Wir haben hier zugleich Knochen vom Panther (darunter ein Kranium) einer neuen Art (Fraipont), Rentier, Pferd (wenig zahlreich), von der Schnee-Eule u. a. gehoben. Nach einem Durcheinander von herabgestürzten Felsen, das diesen Saal abschließt, teilt sich die



a



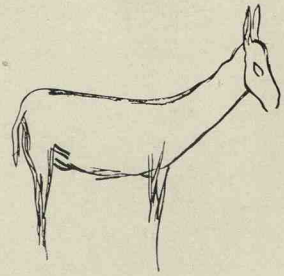
b



c



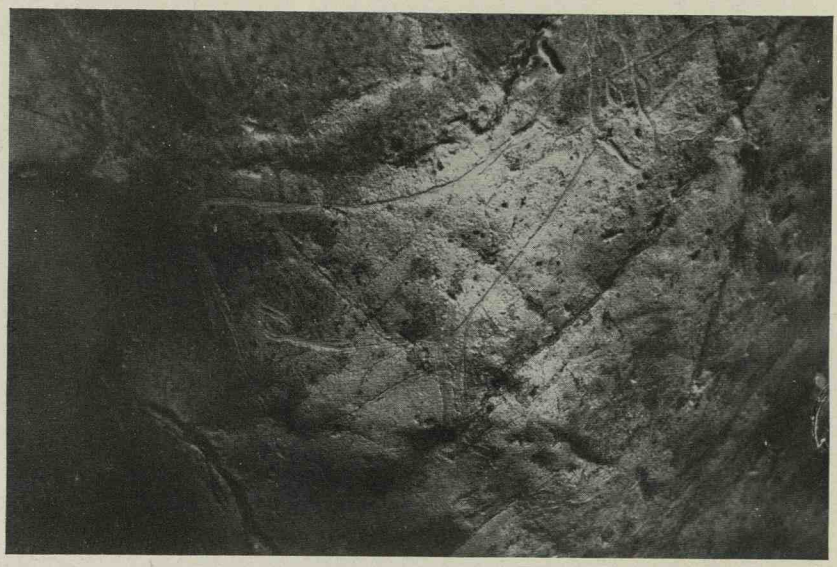
e



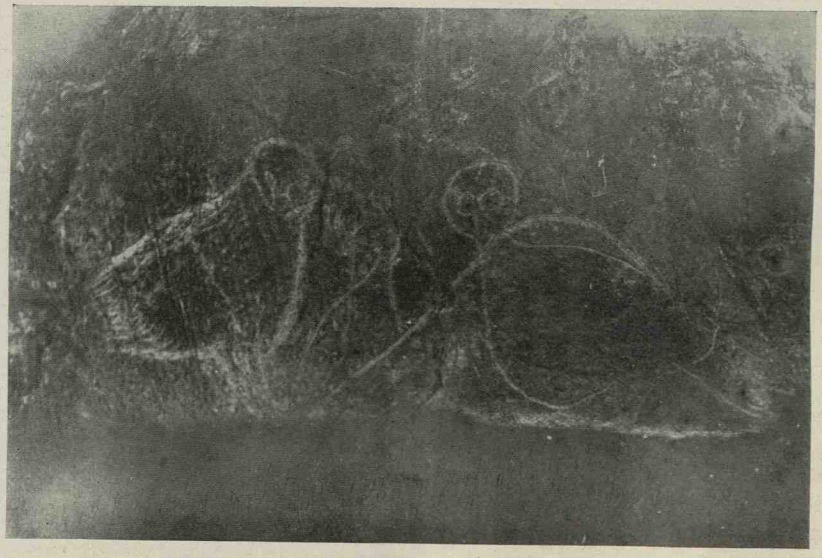
d

Trois-Frères-Höhle

a. „Propulseur" mit eingeritztem Bisonkopf. $^1/_1$ n. Gr. — b. Knochenfragment. Eingeritzt 4 Vogelkörper und eine Heuschrecke. — c. Gefleckter Bär (vgl. Tf. 62 D a). — d. Hemion (vgl. Tf. 62 B a). — c, d. Nach Zeichnungen von H. Breuil. — e. Kopf eines Steinbockes. — Nach Aufnahmen von Max Bégouen.



a

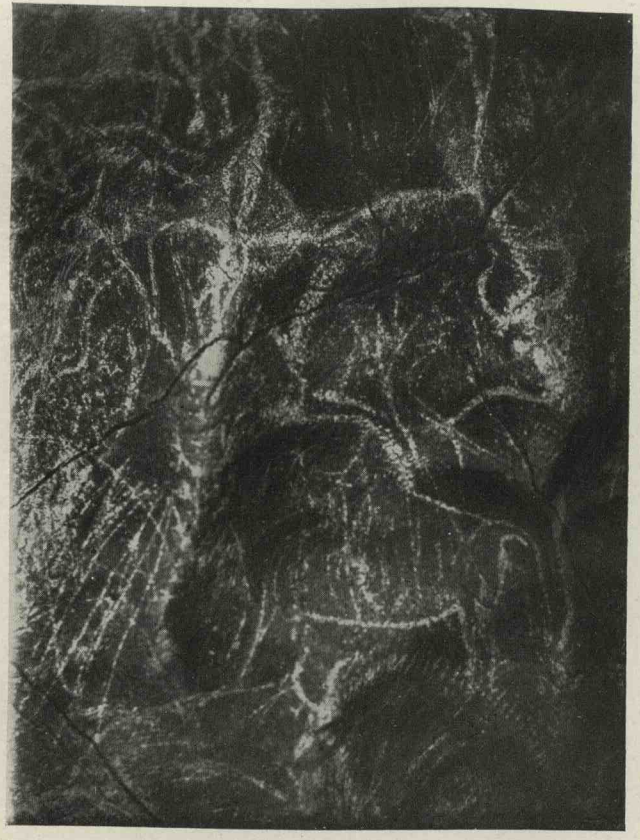


b

Trois-Frères-Höhle

a. Hemion. Obere Galerien. — b. Ein paar eingravierte Schnee-Eulen. Obere Galerien. — Nach Aufnahmen von Max Bégouen.

a





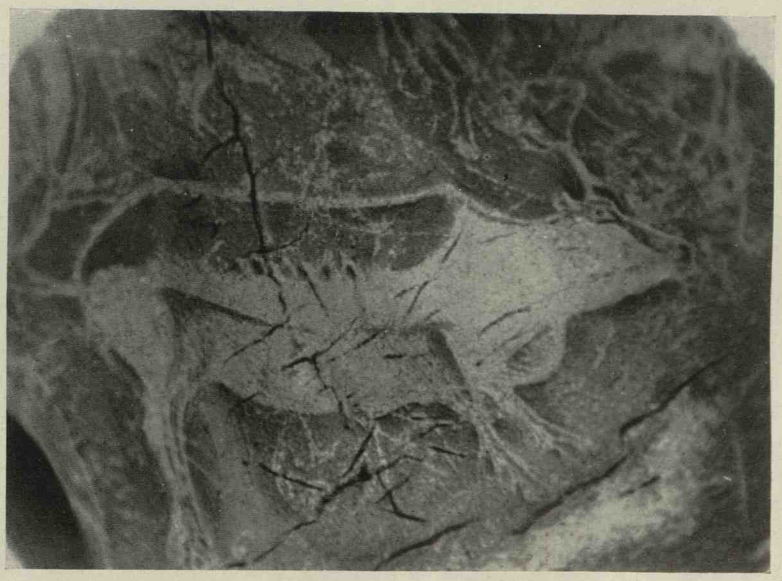
b

Trois-Frères-Höhle

a. Bisonten. Saal des „Sanktuarium". — b. Keulen-, schlüssel- oder P-förmiges Zeichen in roter Farbe (Felswand sorgfältig abgekratzt, wie zahlreiche Striche bezeugen). Obere Galerien. Ende der Grotte. — Nach Aufnahmen von Max Bégouen.



a



b

Trois-Frères-Höhle

a. Großes, eingraviertes Pferd und gefleckter, blutspeiender (?) Bär. Untere Galerie, linke Wand vor dem Eingang zum „Sanktuarium". — b. Eingraviertes Ren, das letzte des großen Rentierfrieses. Untere Galerie. Kleiner Seitengang, nahe dem „Sanktuarium" unter dem „Zauberer" (s. Band VII Tf. 108a). — Nach Aufnahmen von Max Bégouen.

Galerie in zwei Zweige. Der eine führt, rapid abfallend, zu einem kreisrunden Saal hinab, dessen sehr unebene Wände von Löchern und Schächten durchbohrt sind. Der andere steigt zuerst in steilen Böschungen hinauf und bildet dann eine obere Etage von mehreren Galerien.

§ 3. Herde. In dem kleinen Gang, der von der Enlène-Höhle zu dem Saal, von dem die drei oben beschriebenen Galerien ausgehen, führt, finden sich zwei z. T. von uns ausgegrabene Herde. Sie haben kleine Silexwerkzeuge (das Material ist schlecht und selten in diesen Gegenden) geliefert: besonders Stichel (der Flötenschnabel herrscht vor), Kratzer, Bohrer u. a. vom mittl. Magdalénien-Typus (= Magdalénien-Abschnitt 4 Breuils; s. Magdalénien § 1), was durch die Knochen-Industrie bestätigt wird. Keine Harpunen, aber feine Nadeln mit Öhr, durchbohrte Zähne, Seemuscheln, Lanzenspitzen, halbrunde Stäbe, die mehr oder weniger verziert sind, und anderes. Unter den wichtigeren Stücken seien hervorgehoben zwei gravierte Knochen, der eine mit Fischzeichnung. Das andere Stück ist absichtlich zerbrochen und besteht aus einem dicken Bisonknochen, auf dem man vier Vögel sieht (fragm.), in deren Mitte sich eine Heuschrecke befindet (Tf. 62^{A} b). Ferner seien genannt: eine Spitze von einer Speerschleuder (propulseur; s. Wurfstock), auf der einen Seite mit einem schönen gravierten Bisonkopf, auf der anderen drei Reihen von Sparrenmustern, die durch eine Linie verbunden sind (Tf. 62^{A} a); ein Haifischzahn mit zwei Löchern zum Anhängen; ein Anhänger (fragm.) vom Ende eines Bärenpenis, vollständig mit rotem Ocker bedeckt; ein kleiner skulptierter Capridenkopf, das Horn deutlich dornartig herausgearbeitet, das Auge aus einem eingesetzten runden, schwarzen Stein bestehend (Tf. 62^{A} e); zahlreiche, sehr fein gravierte Steine, allerdings sind die Zeichnungen größtenteils nicht mehr zu entwirren.

Es ist bemerkenswert, daß die Herde vom Hintergrund der Höhle, wo sich die Zeichnungen befinden, weit entfernt sind. Keinerlei Spuren längerer oder kürzerer Besiedlung sind bei ihnen bemerkt worden.

§ 4. Gravierungen auf den Wänden. Außer den rotumzogenen Handdarstellungen und der Punktreihe in den Galerien rechts, die dem Aurignacien angehören, findet sich eine große Zahl von Tierdarstellungen (mehr als 600) auf den Wänden im Hintergrund der Grotte. Einige, besonders in den oberen Galerien, scheinen aus dem Aurignacien zu stammen; die Hauptmasse aber gehört ins Magdalénien. Dargestellt sind: Mammut, Rhinozeros, Feliden, Bär (Tf. 62^{A} c, 62^{D} a), Wolf (?), Hyäne (?), Bison (Tf. 62^{C} a), Ren (Tf. 62^{D} b), Steinbock, Hirsch, Pferd (Tf. 62^{D} a), Hemion (Tf. 62^{A} d, 62^{B} a), Schnee-Eule (Tf. 62^{B} b) und endlich der Mensch. Von ihm erscheinen mehrere karikatur-artige Skizzen, besonders aber hervorgehoben sei die merkwürdige Figur des „Zauberers" (Band VII Tf. 108a), der den Endsaal der unteren Galerie beherrscht, wo die meisten Tiergravierungen vereinigt sind. Deswegen heißt dieser Saal das „Sanktuarium". Dieses menschliche Wesen, das einen Tanz auszuführen scheint, hat den Körper nach vorn gesenkt, die Arme hängen schlaff herab, und es ist maskiert. Die Arme endigen in Löwentatzen, es hat einen großen Bart, Eulenaugen, Wolfsohren, Hirschgeweih und Pferdeschwanz. Geweih, Kopf, Bart und ein Teil des Körpers sind fein graviert, während breite Bänder von schwarzer Farbe Körper, Beine und die stark nach hinten gedrängten Geschlechtsteile hervorheben. Diese Darstellung ist eine von den wenigen der Trois-Frères-Höhle, die durch farbige Mittel gesteigert ist. Daneben wäre auch noch ein sehr hübscher junger eingravierter Bisonkopf zu nennen, dessen Hörner, Augen und Schnauze schwarz gemalt sind. Er befindet sich in der oberen Galerie. Ebenfalls oben und ganz im Hintergrund der Grotte sieht man ein großes claviformes Zeichen (L. 42 cm), in lebhaftem Rot gemalt (Tf. 62^{C} b). Dieses P-förmige Zeichen begegnet auf mehreren Zeichnungen der Grotte, ebenso wie Pfeile, was die Ansicht bestätigt, daß diese Zeichen einen magischen Zweck haben, daß sie die dargestellten Tiere bezaubern sollen.

§ 5. In keiner anderen Grotte vielleicht kann man sich eindringlicher als in der Trois-Frères-Höhle davon überzeugen, daß für diese altsteinzeitlichen Zeichnungen die Theorie „Die Kunst um der Kunst willen" oder die der Ausschmückungsabsicht gilt. Die Mehrzahl dieser Gravierungen befindet sich an schwer zugänglichen Stellen; man

muß bisweilen kriechen, um sie zu sehen. Benutzung von Felsvorsprüngen ist häufig.

Die Technik der Zeichnungen ist sehr verschieden, aber immer sehr sorgfältig, und alle zeugen von einer bemerkenswerten realistischen Kunstübung. Gewisse Tierbilder sind klein, nicht größer als etwa 10 cm, und mit derselben Feinheit hier in den Stein wie sonst in den Knochen graviert; andere dagegen messen mehr als 150 cm.

Bei den einen sind die Striche tief eingeschnitten in den Felsen (z. B. bei dem ersten Feliden und dem Hemion der oberen Galerien), andere dagegen (wie das schöne Rentierbild, das sich in einer schrägen Spalte unter dem „Zauberer" befindet) sind dadurch hergestellt worden, daß man einfach die leichte Tonschicht, die die Wand bedeckte, abkratzte, um zuerst eine bestimmte Arbeitsfläche zu erhalten, und dann die gelbe Oberfläche des Felsens abschabte. Schließlich hat der Stichel, indem er tiefer in die veränderte Oberfläche eindrang, die Zeichnung mit einer bläulichen Kontur von der inneren Farbe des Kalksteins umgeben. — S. a. Kunst A II.

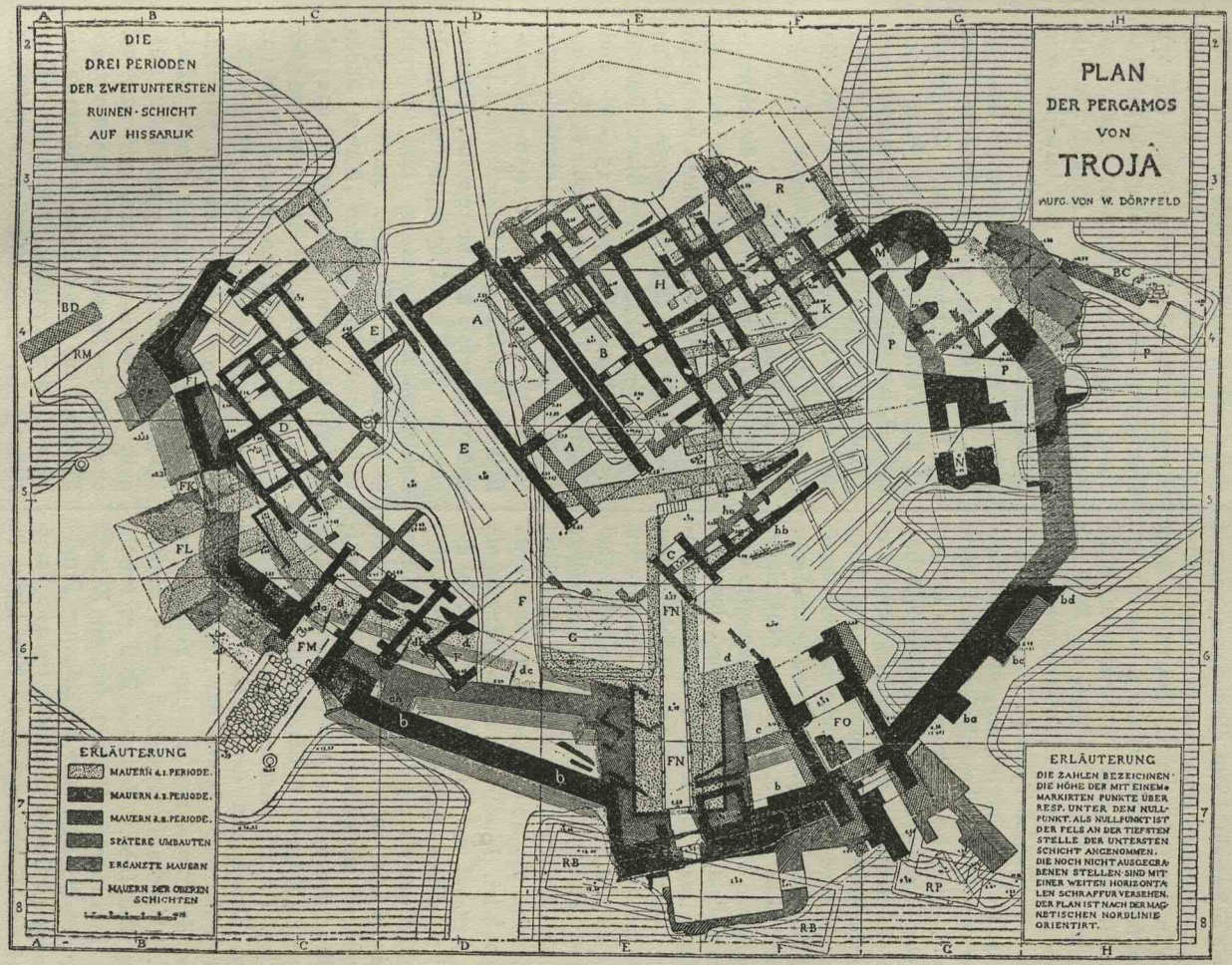
CR acad. inscr. 1914, 1918, 1920 Comte Bégouen (-H. Breuil); Festschrift für P. Schmidt 1928 Comte Bégouen.

Comte Bégouen

Troja (Tf. 63—74, 75h—p). Schutthügel, einst gegen 15 m h., am nw. Ende eines niedrigen Felsplateaus, nahe dem Zusammenfluß des Skamander und Simoeis (s. d.), etwa eine Wegstunde von der asiat. Küste des Hellespontes gelegen. Die Gleichsetzung mit dem homerischen T., zuerst von dem frz. Reisenden Lechevalier (Ende des 18. Jh.) vorgeschlagen, ist nach kleineren Ausgrabungen des Österreichers J. G. von Hahn (1864) durch die großen Arbeiten Schliemanns und Dörpfelds (1870—94) unwiderleglich bewiesen. 9 Hauptschichten wurden dabei festgestellt, davon I—VII vorgesch., VIII griech., IX römisch (Tf. 64).

§ 1. Von I ist nur ein kleines Stück in Schliemanns großem NS-Graben über dem gewachsenen Felsen freigelegt (Tf. 65). Nahe benachbarte, z. T. parallele, stets gerade Fundamentmauern aus kleinen Feldsteinen von verschiedener Stärke lassen auf rechteckige, recht große Wohnhäuser innerhalb einer ansehnlichen Befestigung schließen. Die spärlichen Einzelfunde bestehen fast nur aus handgemachter, monochromer, graugelber oder schwarzer Keramik gröberer oder feinerer Technik. Die Formen — Schale mit Schnuröse, Kugelgefäß, Stülpdeckel — berühren sich mit Urfirnisware und Frühminoischem, nicht mit Neolithischem, das in T. zu fehlen scheint. Engere Beziehungen führen zu den Funden aus dem sog. Tumulus des Protesilaos am europ. Ufer des Hellespontes und zu den makedonischen im W (s. Makedonische Tumuli), den kleinasiat. (Yortan [s. d.] unweit Pergamon u. a.) im SO. Sehr einfache, z. T. weißgefüllte Linearornamente (s. a. Vase F § 2). Die Steingeräte, Beile (z. T. mit Schaftloch), Hammer, Keulenköpfe bestätigen die Datierung der Keramik. Das Vorkommen von Nephrit und Obsidian bezeugt Handelsverkehr; weder Marmor-Idole noch Metallgeräte sind bisher in I einwandfrei nachgewiesen. Eine Schichtengrabung nach modernen Methoden wäre dringend erwünscht. Nach der hoch entwickelten Bronzekultur von II ist für I Kupfer ebenso vorauszusetzen wie nach den eben erwähnten festländisch griech. und kret. Parallelen.

§ 2. Die II. „Stadt" (oder vielmehr Burg; Tf. 63) ist die weitaus wichtigste. Ihr bei engem Umfang (Dm 40—45 m) gewaltiger Mauerring und die Schönheit der Bauten im Innern stellen sie, in Verbindung mit den Schatzfunden, in die erste Reihe zeitgenössischer ägäischer Anlagen. Drei Perioden lassen sich scheiden. Dabei hat sich der Zug der Befestigung mit ihrem riesigen geböschten Unterbau aus kleinen Feldsteinen, der einst eine Obermauer aus Lehmziegeln und Holzbalken trug, nicht unwesentlich verändert, ebenso Lage und Gestalt der sehr festen und monumentalen Torbauten (Band III Tf. 66—68). Diese haben in der 1. und 2. Per. weit nach außen vorspringende Zungenmauern, werden dann in der 3. Per. in die Ringmauer hineingezogen, mit nach innen vorspringendem Hof und Vorraum versehen. Breite, gepflasterte Rampen führen zu ihnen hinauf. Zwischen den merkwürdig zahlreichen und nahe benachbarten Toren ist die Burgmauer z. T. durch Vorsprünge und Türme gegliedert. Im W-Turm ist eine stark befestigte Ausfallpforte angelegt. Ferner gehören vielleicht zum Mauerring die


DIE
DREI PERIODEN
DER ZWEITUNTERSTEN
RUINEN-SCHICHT
AUF HISSARLIK
PLAN
DER PERGAMOS
VON
TROJA
AUFG. VON W. DÖRPFELD
ERLÄUTERUNG
MAUERN d. 1. PERIODE.
MAUERN d. 2. PERIODE.
MAUERN d. 3. PERIODE.
SPÄTERE UMBAUTEN
ERGÄNZTE MAUERN
MAUERN DER OBEREN SCHICHTEN
ERLÄUTERUNG
DIE ZAHLEN BEZEICHNEN DIE HÖHE DER MIT EINEM MARKIRTEN PUNKTE ÜBER RESP. UNTER DEM NULLPUNKT. ALS NULLPUNKT IST DER FELS AN DER TIEFSTEN STELLE DER UNTERSTEN SCHICHT ANGENOMMEN. DIE NOCH NICHT AUSGEGRABENEN STELLEN SIND MIT EINER WEITEN HORIZONTALEN SCHRAFFUR VERSEHEN. DER PLAN IST NACH DER MAGNETISCHEN NORDLINIE ORIENTIRT.

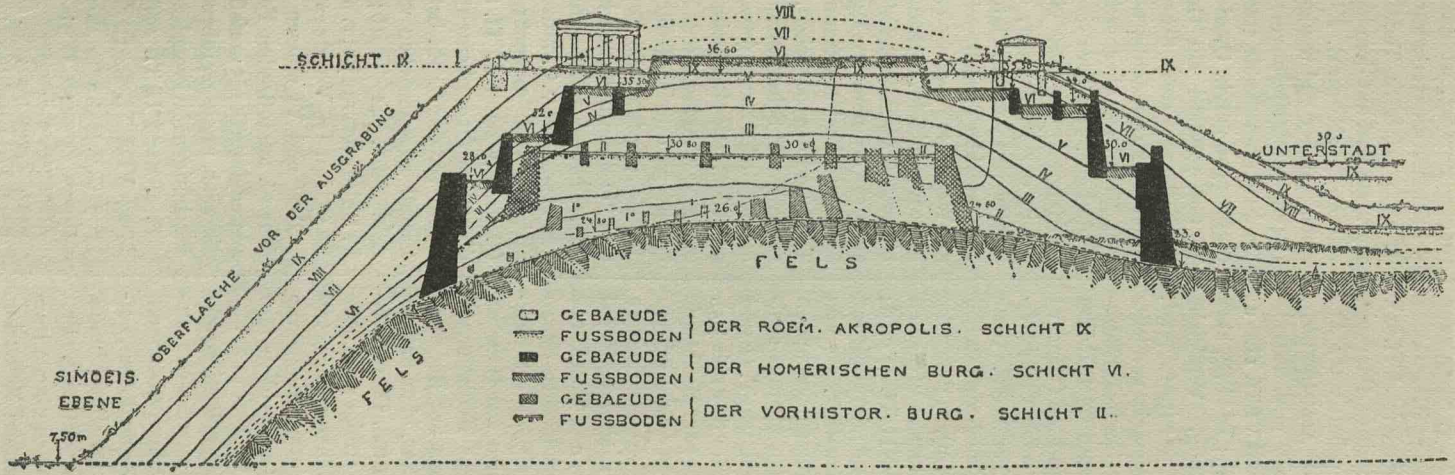
Troja

beiden großen Bauwerke II M und N, deren Mauern für Wohnhäuser zu dick sind; anderseits barg N einen Schatzfund, den man doch kaum in einem Teil der Befestigung aufbewahrt hätte, die übrigens dann mit der Außenmauer etwa 16 m br. gewesen wäre.

Von den Gebäuden im Innern der Burg sind fast nur Ruinen aus der 3. (letzten) Per. der II. Stadt erhalten. Bei weitem die wichtigsten sind drei in der Mitte der Burg eng nebeneinander gelegene, langgestreckte Häuser vom Megaron-Typus (s. Vorhalle), mit tiefer Vorhalle ohne Stützen, ein bis zwei Zimmern und kleiner, ebenfalls säulenloser Hinterhalle. Diese besten Prototypen des für den myk. Palast bestimmenden Grundrißtypus liegen innerhalb eines großen Hofes mit Zungenmauern und Propylon, das den Burgtoren dieser Periode gleicht und mit ihnen als Vorläufer des myk. Propylon gelten kann. Auch diese Bauten bestanden über einem steinernen Fundament aus Lehmziegeln und Holzbalken, die durch mächtige, bis über 1 kg schwere Kupfernägel zusammengehalten wurden. Die gewiß sattelförmigen Dächer scheinen, wie beim alten Rundbau von Tiryns (s. d.), mit Schieferplatten gedeckt gewesen zu sein. Merkwürdig ist das völlige Fehlen der Innenstützen, obwohl das größte, mittlere Megaron 10,20 m br. und etwa 20 m l. ist. Ein Herd von 4 m Dm nahm wie in Mykenai und Tiryns (Band V Tf. 59) die Mitte dieses Saales ein, der wesentlich größer war als die doch viel prunkvolleren Räume kret. Paläste. Die ganze Anlage ist durchaus unminoisch und entspricht auffallend den um wenigstens ein halbes Jahrtausend jüngeren festländischen Bauten.

§ 3. Diese Datierung ergibt sich klar aus den Kleinfunden der II. Stadt. In der Keramik treten Spuren der Töpferscheibe und des Brennofens erst im Verlaufe der II. Schicht auf, vermutlich durch Einfluß von den Inseln. Indessen fehlt es sowohl an importierten Gefäßen wie an Einwirkungen der min. oder kykladischen Firnismalerei, während vereinzelte troische Vasen auf den Inseln erscheinen. Man bleibt in Troja bei der einfachen monochromen Ware und bei wenigen, primitiven Linear-Ornamenten, die nur durch die Spirale bereichert werden. Dagegen treten wichtige neue Formen auf: profilierte Henkelschalen, Schnabelkannen, zweihenklige Becher, darunter ein ganz schlanker, steilwandiger mit weit ausladenden Henkeln (früher fälschlich mit dem homer. δέπας ἀμφικύπελλον [s. d.] identifiziert), bauchige Töpfe mit Schnurösen oder Spiralhenkeln, oft mit 3 Füßen und Stülpdeckeln mit Kronenhenkeln (Tf. 67). Häufig sind diese Töpfe anthropoid gestaltet durch Angabe von Brüsten, Nabel, Armstümpfen und vor allem Masken am Hals oder am Stülpdeckel, der bisweilen eine spitze Mütze trägt (Tf. 66). Plastischer Halsschmuck und eine Schärpe kommen auch vor (vgl. einigermaßen ähnliche Vasen von Vinča [s. d.] bei Belgrad). Zweifelhaft ist ein Vexiergefäß (s. d.) in Form einer becherhaltenden Frau. Vereinzelt sind Pyxiden und Kernoi (s. d.). Dagegen fanden sich mehr als 600 gewaltige Pithoi verschiedenen Alters, von unägäischer, schlauch- oder birnenähnlicher Form.

Besonders bezeichnend sind die Schatzfunde der II. Stadt, vor allem der sog. Schatz des Priamos, mit seinem herrlichen Goldschmuck (3 Diademe, gegen 60 Ohrgehänge, 8700 kleine Perlen, Ringe, Röhren u. a., 6 Armbänder, gegen 15 Gold- und Silbergefäße; Tf. 68—74). Unter den 15 anderen Schätzen sind einige ebenfalls sehr reich. Die Schmucksachen sind teils einfacheren Typen von den Kykladen (s. d.) verwandt (Nadeln), teils mitteleurop. (Spiralohrringe; z. B. aus Ungarn, Siebenbürgen); Anklänge an Minoisches sind dagegen ganz vereinzelt (Tf. 74h). Auch von den Gold- und Silbergefäßen führen Fäden viel eher nach den Kykladen (Tf. 69a) als nach Kreta. Besonders interessant sind aber Parallelen zu der lokalen Keramik (Tf. 68, 69; Kugelgefäße, Deckel-„Flasche", Becher). Ein merkwürdiges Bronzegefäß (Tf. 71b, vgl. Band II Tf. 81a) verbindet troische Spiralhenkel mit einem an FM gemahnenden Ausguß. Die Waffen, Dolche, geschwungene, einschneidige Messer und Rasiermesser sowie Flachäxte aus Bronze finden wiederum Parallelen auf den Kykladen. Einheimische Herstellung ist durch Gußformen gesichert. Dagegen sind, 4 wunderbare, riesige Axthämmer aus kostbarem, ausländischen Gestein (Lapislazuli, mattgrüner und dunkelgrüner Stein), die schönsten von allen troischen Funden (Band II Tf. 62), in der Ägäis



Troja

Schematischer Durchschnitt durch den Hügel Hissarlik, mit Angabe der neun verschiedenen Schichten. Nach Dörpfeld *Troja und Ilion* 1902 S. 32.

Tafel 64

völlig vereinzelt, während E. v. Stern ganz entsprechende, bei Borodino in Bessarabien gefundene veröffentlichen konnte (ebd. Tf. 61). Die brettförmigen Idole aus Stein und Marmor, ganz anikonisch oder mit primitivster Andeutung von Gesicht und Armstümpfen, zeigen zwar Verwandtschaft mit thessalischen und kykladischen (Band VI Tf. 1 b—e; s. Ägäische Kultur § 3, 13; Idol B), aber doch selbständige Gestaltung. Vergleiche mit Menhirs (s. d.) scheinen mir irreführend, die ägäischen Idole sind niemals von entsprechender Größe. Ein vereinzeltes Bronzefigürchen und das merkwürdige Blei-Idol einer langgelockten, nackten Frau (Band VI Tf. 1 a) weisen dagegen durch ihren völlig abweichenden Stil auf kleinas. Parallelen. Ganz isoliert stehen in T. ein paar Knochenplättchen mit Buckelverzierung (Tf. 75 m), zu denen die einzigen Analogien in Castelluccio auf Sizilien (s. d. B III § 3 und Band XII Tf. 37 c, d; I. sikulische Per.) gefunden sind; Herkunft und Verbindungswege bleiben unsicher. — Von Schrift noch keine Spur; die so gedeuteten Zeichen und Figuren auf den überaus zahlreichen tönernen Spinnwirteln von T. II sind rein ornamental (s. Kretische Schrift § 5). — Gräber fehlen, bis auf ein paar Kochtöpfe mit Kinderleichen, die, wie an so vielen Orten (s. Pithos-Bestattung), in den Häusern vergraben waren. Das benachbarte Hanai Tepe (s. Westkleinasiatische Fundorte § 2) bot eine Nekropole von Hockergräbern mit T. I verwandter Keramik. Die Schatzfunde der II. Stadt stammen aus Häusern, nicht aus Gräbern oder gar Heiligtümern. Eine furchtbare Feuersbrunst hat Burg und Bewohner plötzlich vernichtet, ohne daß die Schätze gerettet werden konnten. Diese Katastrophe muß früh im 2. Jht. erfolgt sein, denn die jüngsten Funde von T. II entsprechen etwa dem MM I; setzt man für die drei Perioden von T. II ein halbes Jahrtausend an, so bliebe für I die erste Hälfte des 3. Jht.

§ 4. Nachdem die Burg jenes mächtigen und reichen Fürstengeschlechts zerstört war, siedelten sich ärmliche Nachfahren über ihren Trümmern an. Für diese kümmerlichen, aufeinanderfolgenden Dörfer ist die Bezeichnung III.—V. „Stadt" vollends irreführend. Erst im Laufe des 15. Jh. ersteht eine neue Burg mit sehr viel weiter gezogenem Mauerring. Auf der Hügelkuppe durch griech.-röm. Planierungen zerstört, ist diese „VI. Stadt" von Schliemann nicht erkannt, erst nach seinem im J. 1890 erfolgten Tode von Dörpfeld ausgegraben und mit dem homer. T. identifiziert worden (s. a. Homer). Es ist eine typisch myk. Anlage, daher viel weniger interessant als die II.; eigenartig sind nur die auf alteinheimischer Tradition beruhende starke Böschung der im übrigen ganz myk. Quadermauern (Band III Tf. 69, 70) und ein Gebäude mit kleiner Vorhalle und einer Stützenreihe im Innern, Vorstufe des benachbarten altgriech. Tempels von Neandria, aber selbst gewiß bloß ein Wohnhaus. Die Tore sind im Verhältnis zur Ausdehnung der Burg viel weniger zahlreich als in der II. Schicht, entbehren auch der kunstvollen Anlage. Dafür sind drei durch je einen starken Turm bewehrt. Bei zweien führt der Weg schräg zwischen zwei Parallelmauern in die Burg hinein. — Brunnenanlagen sind tief bis zum gewachsenen Felsen hinabgetrieben; auch sie erinnern an Mykenai (s. d.).

Die starke Verwitterung der Ruinen von T. VI und die spärlichen, aber charakteristischen myk. Scherbenfunde lassen auf eine beträchtliche Dauer (etwa 1500—1200 v. C.) schließen. Die alteinheimische troische Keramik lebt während dieser Zeit fort, bereichert besonders durch Henkel mit Tierköpfen. Ja, sie überlebt die Zerstörung der Burg und die darauffolgende lange, ärmliche Per. VII, die durch Scherbenfunde etwa in die Zeit von 1200—700 v. C. datiert wird. Ganz eigenartig ist eine monochrome Buckelkeramik (s. d. und Band II Tf. 85 e, f), die nur in dieser Schicht erscheint und von Hub. Schmidt einem für das 8. Jh. bezeugten Kimmerier-Einfall zugeschrieben wird (vgl. jetzt aber Ath. Mitt. 41 [1916; erschienen 1928] F. Schachermeyr; s. a. Kimmerier und Skythen in Vorderasien).

T. II und VI müssen außer der Burg auf dem sö. anstoßenden Felsplateau noch eine ausgedehnte Stadt umfaßt haben (s. Tiryns), die noch unausgegraben ist, ebenso wie die zugehörigen Nekropolen.

S. a. Band II Tf. 49 d, 72 b. c. f, 74 a. b. d—g; VIII Tf. 109 f; XI Tf. 42 b. e.

J. G. v. Hahn *Die Ausgrabungen auf der homerischen Pergamos* 1864; H. Schliemann *Atlas Trojanischer Altertümer* 1874; ders. *Ilios* 1881; ders. *Troja* 1882; W. Dörpfeld *Troja* 1893; ders. *Troja und Ilion* 1902 (darin H. Schmidt Keramik, A. Götze vorgesch. Kleinfunde);



Troja

Die Mauern der I. Schicht. Nach Dörpfeld. *Troja und Ilion* 1902 S. 32 Beilage 5.



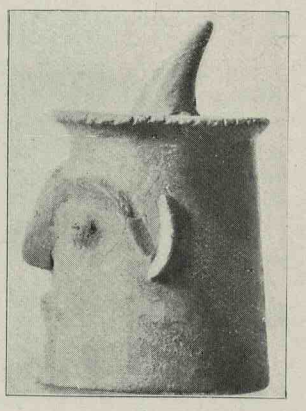
a



b



c_1



c_2



d



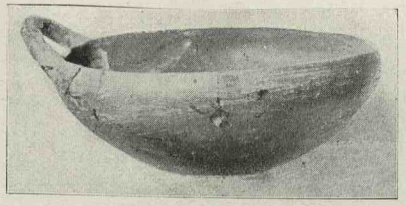
e

Troja

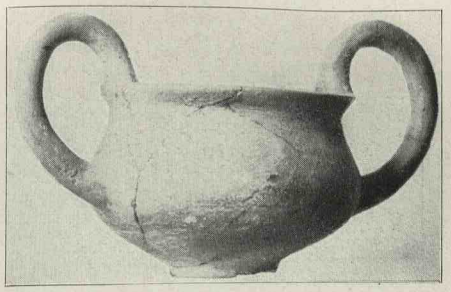
a. Halsstück einer Gesichtsvase. H. 4,06 cm. — b. Gesichtsvase. H. ca. 14 cm. — c. Stülpdeckel einer Gesichtsvase in zwei Ansichten. H. 11,5 cm. — d. Schnurösengefäß. H. 20,7 cm. — e. Desgl. H. 12,5 cm. — Sämtlich aus der II.—V. Ansiedlung. — Nach Dörpfeld *Troja und Ilion* 1902 Beilage 33 und 38.



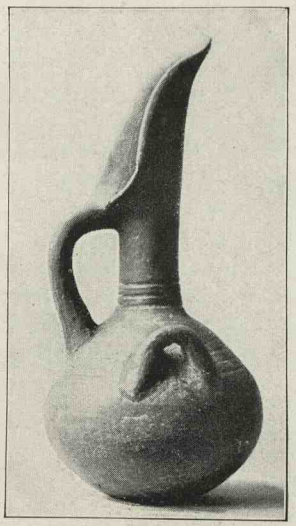
a



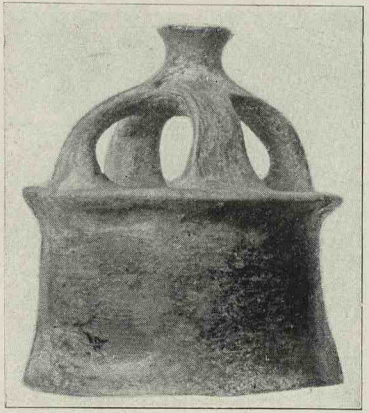
b



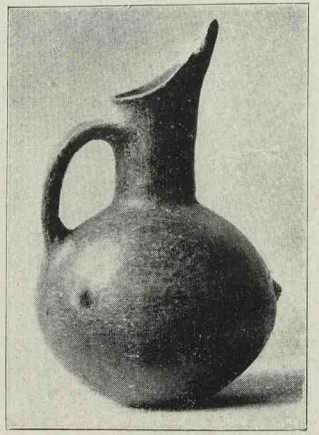
c



d



e



f

Troja

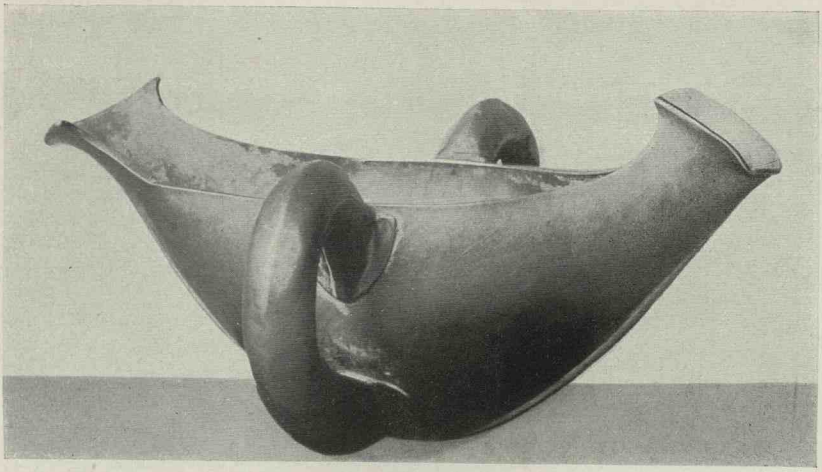
a. Becher (δέπας ἀμφικύπελλον; s. d.). H. 12 cm. — b. Schale. H. 9 cm. — c. Zweihenkliger Becher. H. 8,5 cm. — d. Schnabelkanne. H. 28 cm. — e. Stülpdeckel für eine Amphora. H. 11,5 cm. — f. Schnabelkanne. H. 23 cm. — Sämtlich aus der II.—V. Ansiedlung. — Nach Dörpfeld *Troja und Ilion* 1902 S. 265, 268 und Beilage 35.



a c b

Troja

Gold- bzw. Elektrongefäße aus dem Schatzfund A. II. Ansiedlung:
a. (Nr. 5864) Becher. H. 7,2 cm. — b. (Nr. 5865) Becher. H. 8,9 cm. — c. (Nr. 5862) Kugelflasche. H. 14 cm.



a



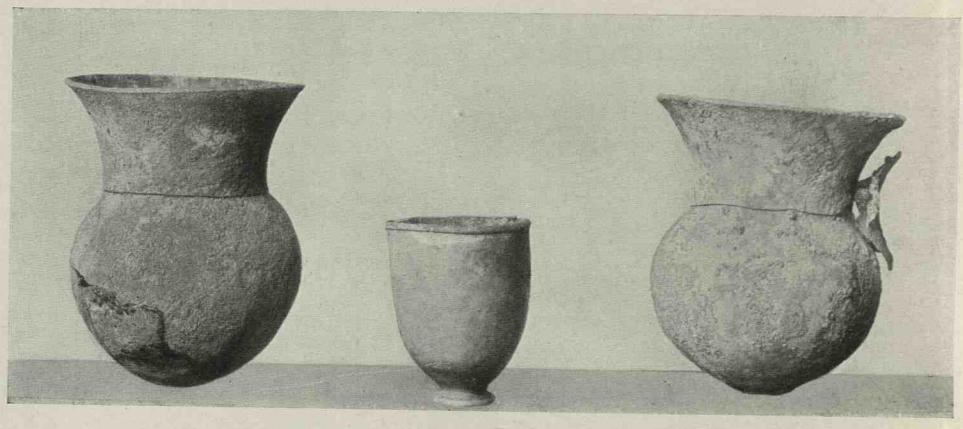
b



c

Troja

a. (Nr. 5863) Bootförmiger Goldbecher. H. 7,5 cm. — b. (Nr. 5859) Silberne Schnurösenflasche. H. 16 cm. — c. (Nr. 5860) Desgl. H. 19 cm. — Sämtlich aus dem Großen Schatz A. — (Zu a. vgl. die Einzelheiten Tf. 71 a).



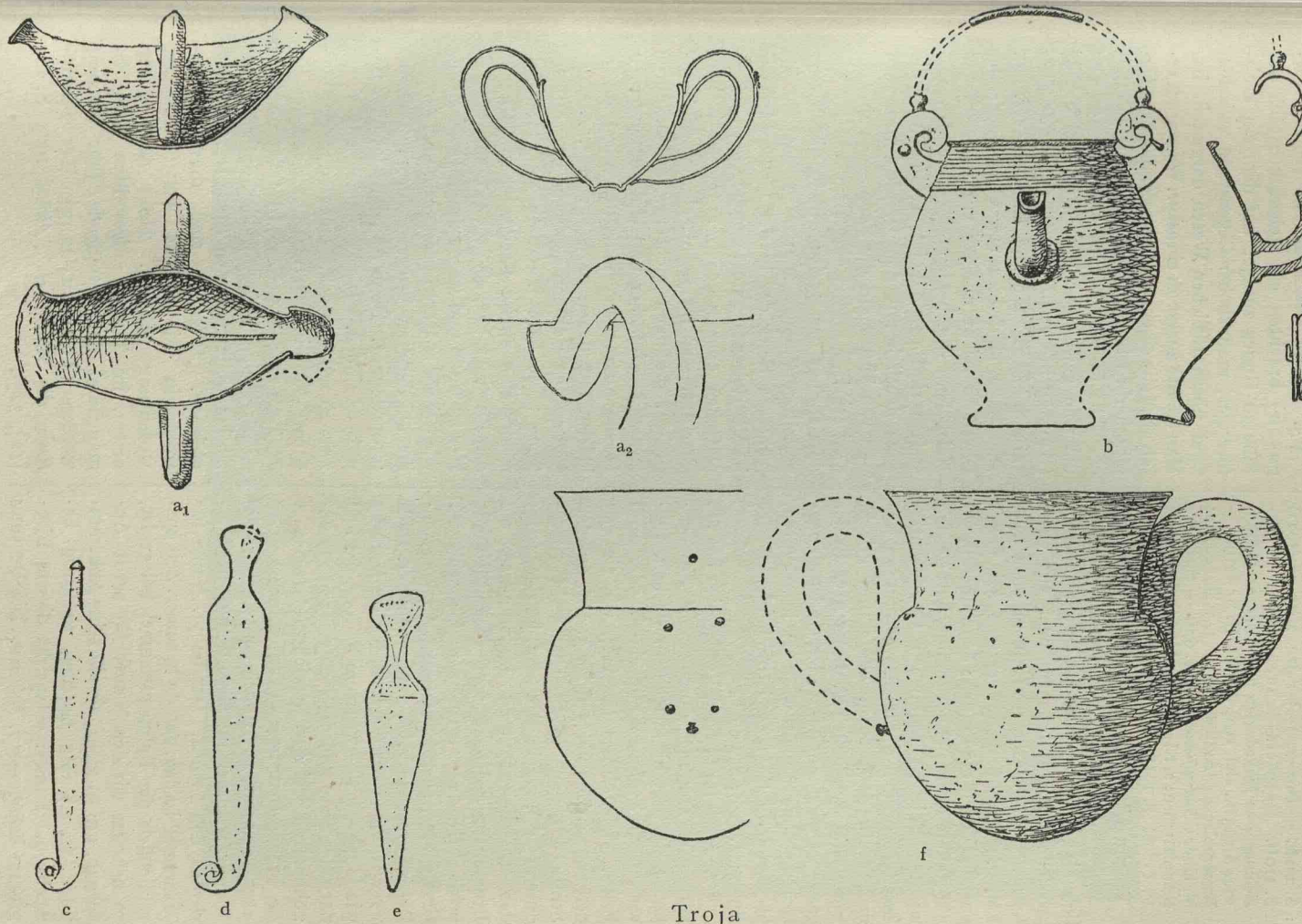
a b c



d

Troja

a—c. Silberne Becher: a. (Nr. 5871). H. 17 cm. Schatzfund A. — c. (Nr. 5973). H. 18,1 cm. — b. (Nr. 5974). H. 10,7 cm. — b, c aus Schatz B. II.—III. Ansiedlung. — d. Kupferkessel (mit angefritteten Dolchklingen). H. 18,5 cm. Schatz A. — Nach Photographien.



Troja

a. (Nr. 5863) Bootförmiger Goldbecher. H. 7,5 cm. Schatz A. II. Ansiedlung. — b. Bronzegefäß (Wiederherstellung nach A. Götze). H. 20 cm. Schatz S. II.—III. Ansiedlung. — c—e. Messer aus Bronze. L. ca. 10—17 cm. — f. (Nr. 5873) Glockenförmiger, doppelhenkliger Silberbecher. H. 21 cm. Schatz A. — Nach Dörpfeld *Troja und Ilion* 1902 S. 230, 232, 247.

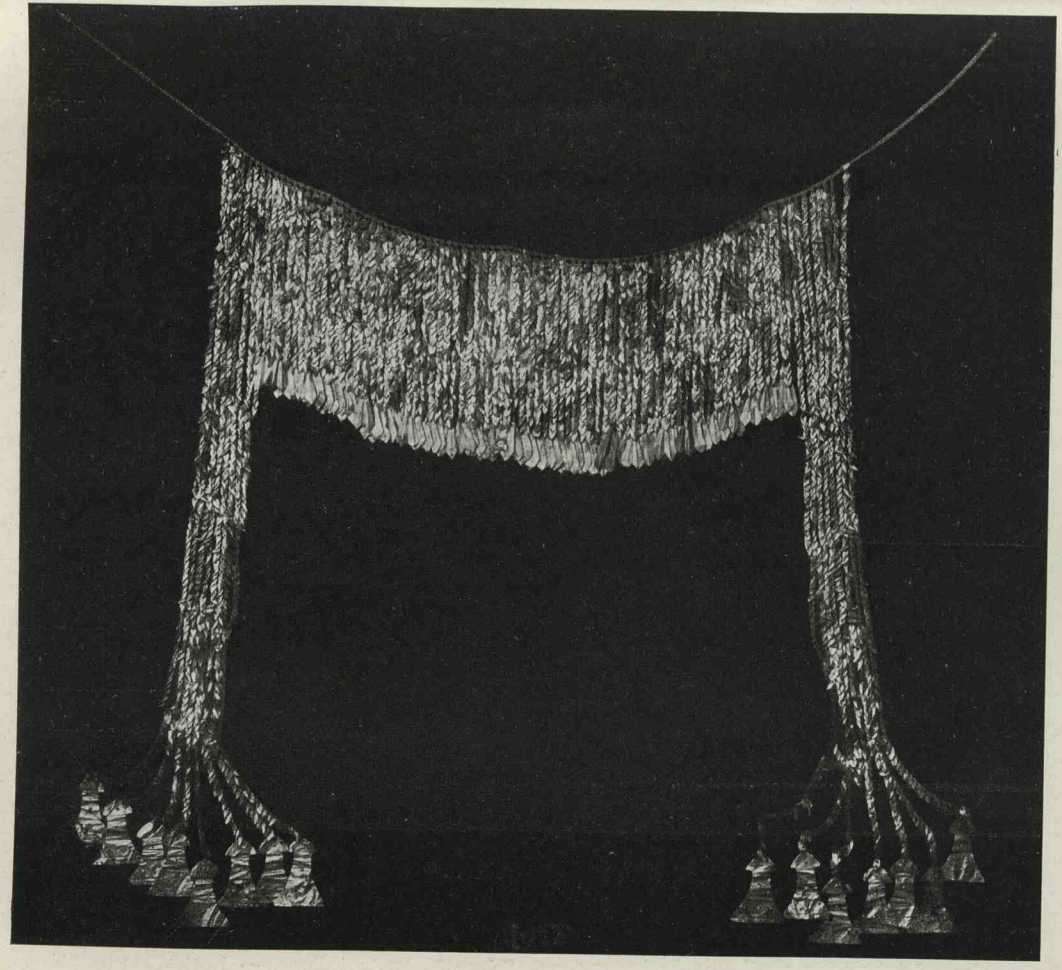
H. Schmidt *H. Schliemanns Samml. trojan. Altert.* 1902; C. Schuchhardt *Schliemanns Ausgrab.*[2] 1891 S. 27ff.; ders. *Alteuropa*[2] 1926 S. 201ff. — Homer. Troja: Ath. Mitt. 47 (1922) S. 110ff. Dörpfeld-Schuchhardt. — Beziehungen zu Makedonien und Ungarn: ZfEthn. 1904 S. 615ff., ebd. 1905 S. 96ff. H. Schmidt.— Bessarabische Axthämmer: s. Borodino; M. Ebert *Südrußland* 1921 S. 67f. — Sizilische Beinplättchen: s. Sizilien B III § 3; Röm. Mitt. 13 (1898) S. 164f. E. Petersen. G.Karo

Trommel. A. Europa s. Musik A § 2.

B. Naher Orient. § 1. Der meist fälschlich als ‚Pauke' übersetzte *tof* der Bibel ist zweifellos eine Rahmentrommel aus einer schmalen Holzzarge und einem oder zwei Fellen. Darauf deutet erstens seine Benutzung durch die Frauen; denn überall, wo die Rahmentrommel vorkommt, hält sie sich zu den Spielern weiblichen Geschlechtes. Zweitens decken die nächstverwandten Namen arab. *daff*, span. *adufe* und griech. τύπανον ausschließlich T. dieser Art. In der ganzen Umgebung der Juden sind Rahmentrommeln gebraucht worden: in Ägypten, in Syrien und im Zweistromlande. Erster Beleg: I. Mos. 15, 20.

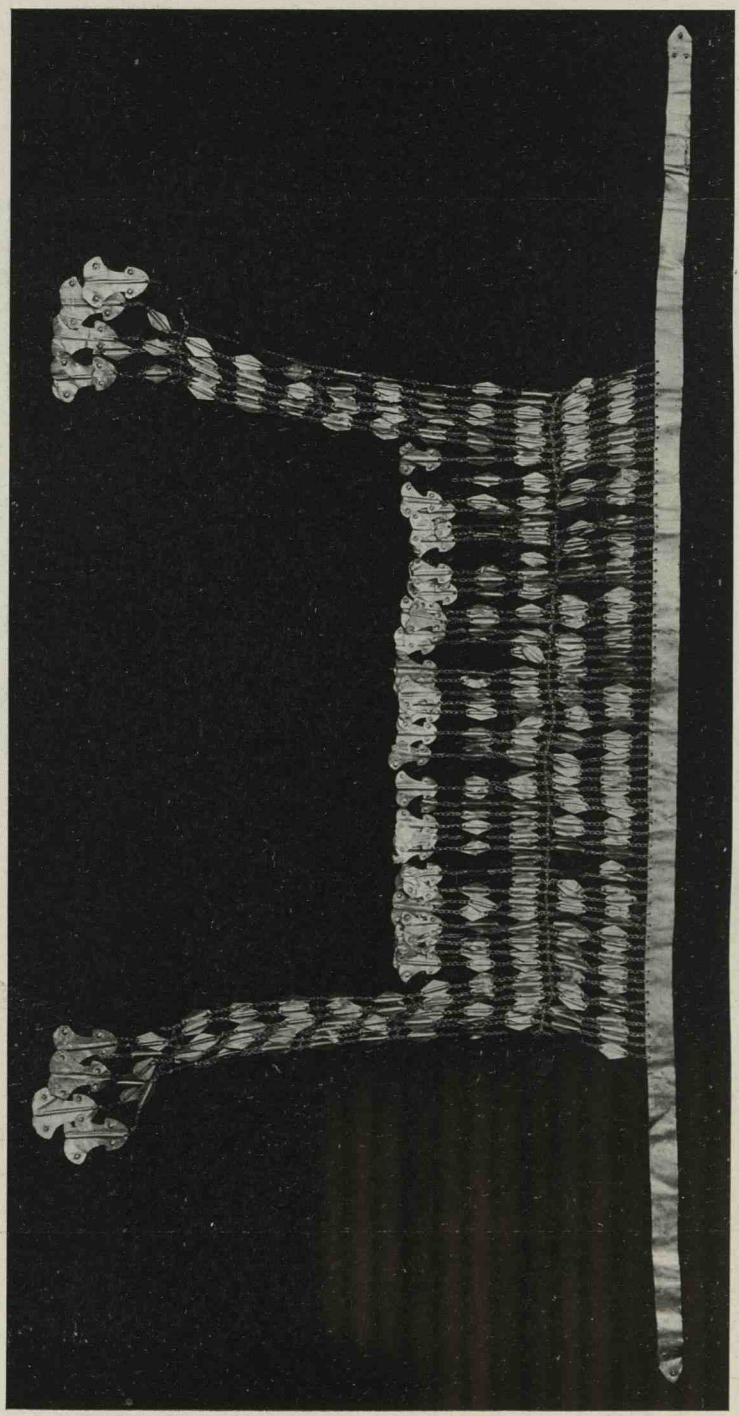
§ 2. Auch im übrigen Vorderasien hat die vorgesch. Trommel durchgängig Rahmenform; sie besteht aus einem flachen, fußweiten Kreisrahmen mit einem oder zwei Fellen. Die älteste Haltung, wie sie von den sumer. Tonbildnern im 3. Jht. auf den Statuetten nackter Frauen, wohl Hierodulen (s. d.), geschildert wird, ist eigenartig: das Instrument wird platt gegen die Brustmitte gedrückt und vermutlich mit beiden Händen gegriffen und geschlagen. Erst später, zuerst auf hettit. Orthostaten-Reliefs um 1000 v. C., dann auf assyr. Bildwerken, sehen wir die freie, leichte Haltung wie in Ägypten — weg vom Körper, das Fell nach der Seite und die rechte Hand als unabhängigen Schläger. Bezeichnenderweise ist sie Frauen-Instrument (Tonfiguren: Louvre 202—204, Kat. 355): noch heute gehört die Rahmentrommel im Orient und in Südeuropa den Frauen. Der babyl. Name für ‚Trommel' ist *dub*, und da in sumer. Zeit ausschließlich die Rahmentrommel belegt ist, so nehmen wir den Namen für sie in Anspruch, um so mehr, als alle seine Abkömmlinge (s. o.) die Gattung eindeutig bezeichnen. Sumer. entspricht diesem Ideogramm *balag*, assyr. *balangu*. Die Deutung des Wortes als Namen der Leier (s. d.) läßt sich nicht verteidigen.

§ 3. Neuere Grabungen in Tello (s. Lagasch) brachten ein Stelenbruchstück des Fürsten Gudea zutage, auf dem ein kreisförmiger, mannshoher Gegenstand zwischen zwei übernatürlichen Wesen dargestellt ist. Man dachte zuerst an ein assyr. Wagenrad, ersah aber aus einem ähnlich geschmückten Gefäßscherben babyl. Herkunft, der bald darauf ebenfalls in den Louvre kam, daß es sich um eine gewaltige Rahmentrommel handle (Heuzey in Cros *Nouvelles fouilles de Tello* 1910 S. 286ff. Tf. 9 und Rev. d'Assyr. 10). Die Maße sind hier etwas geringer; der Oberrand reicht nur bis zur menschlichen Halshöhe. Die beiden einrahmenden Gestalten sind diesmal junge Menschen, die ganz deutlich mit den Händen von vorn und von hinten auf die Felle — es müssen zwei sein! — kräftig einschlagen. Hier wie dort springt der Kreisumriß in vielen enggestellten Zähnen aus; man hat sie als frühesten Beleg der in der Gegenwart wie im Mittelalter fast stets zugehörigen Klingelplättchen oder Schellen auffassen wollen; aber darf man im 3. Jht. eine Vorrichtung suchen, die dann mehrere Jht. hindurch ausfällt? Einfacher und einleuchtender ist es, die Auszackungen als die Nägel zu erklären, mit denen nach vorderas. Art das Fell an den Rahmen gepflöckt ist. Auf der Stele läuft hart innerhalb des Trommelrandes eine zweite Kreislinie, so daß man den Eindruck hat, als sei das gespannte Fell hier zu Ende und werde durch einen Reifen wie bei der späteren pers.-arab. und der von ihr abgeleiteten heutigen europ. Trommel festgeklemmt. Diese Annahme ist aber unwahrscheinlich. Die Trommel auf einem zweiten Belegstück, einer dunkelgrünen Steatit-Vase im Louvre (Cros *Nouv. Fouilles de Tello* 1910—14 S. 287f.) trägt oben im Scheitel eine kleine, widderköpfige Figur; zu ihr wolle man den Artikel Leier vergleichen. Offenbar sind diese Riesentrommeln Einzelstücke von besonderer Bedeutung gewesen. Denn nach einem neuen, im Tempel aufgestellten *balag* ist manchmal das betreffende Jahr benannt worden (Thureau-Dangin *Les inscriptions de Sumer et d'Akkad* 1905 S. 123 [12], 325).



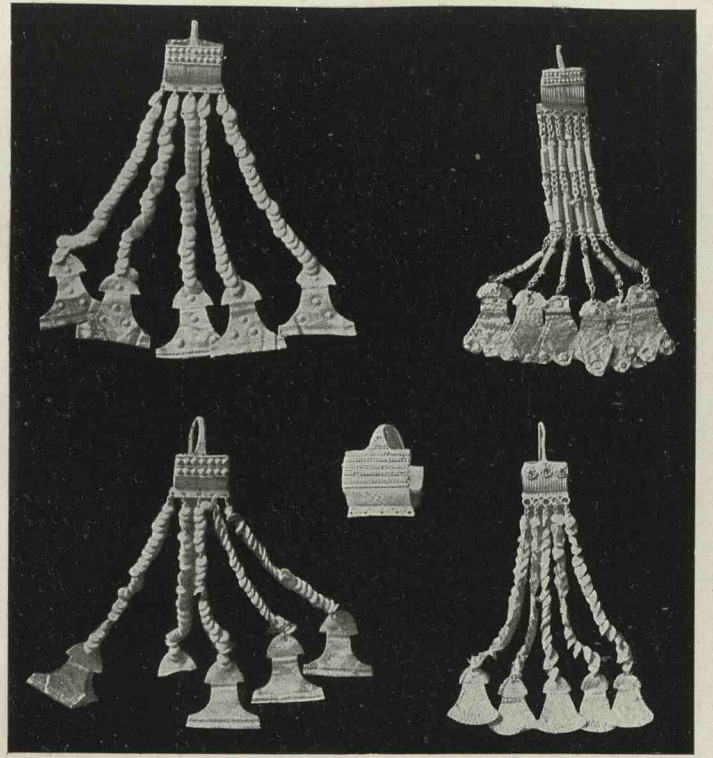
Troja

Goldenes Diadem (Nr. 5875). Gr. Breite 0,30 cm. Schatz A. II. Ansiedlung. — Nach Photographie.



Troja

Goldenes Diadem (Nr. 5876). Gr. Breite 27,5 cm. Schatz A. II. Ansiedlung. — Nach Photographie.



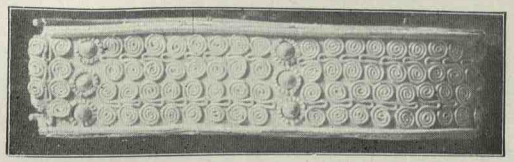
a

b

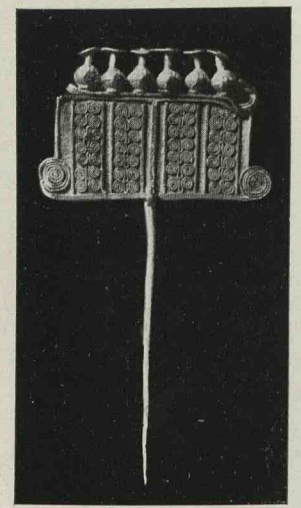
c

d

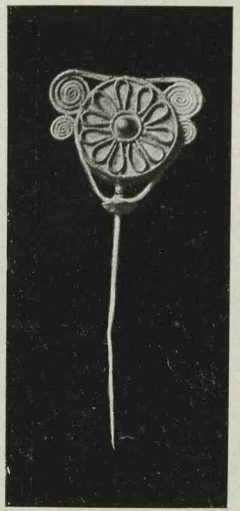
e



f



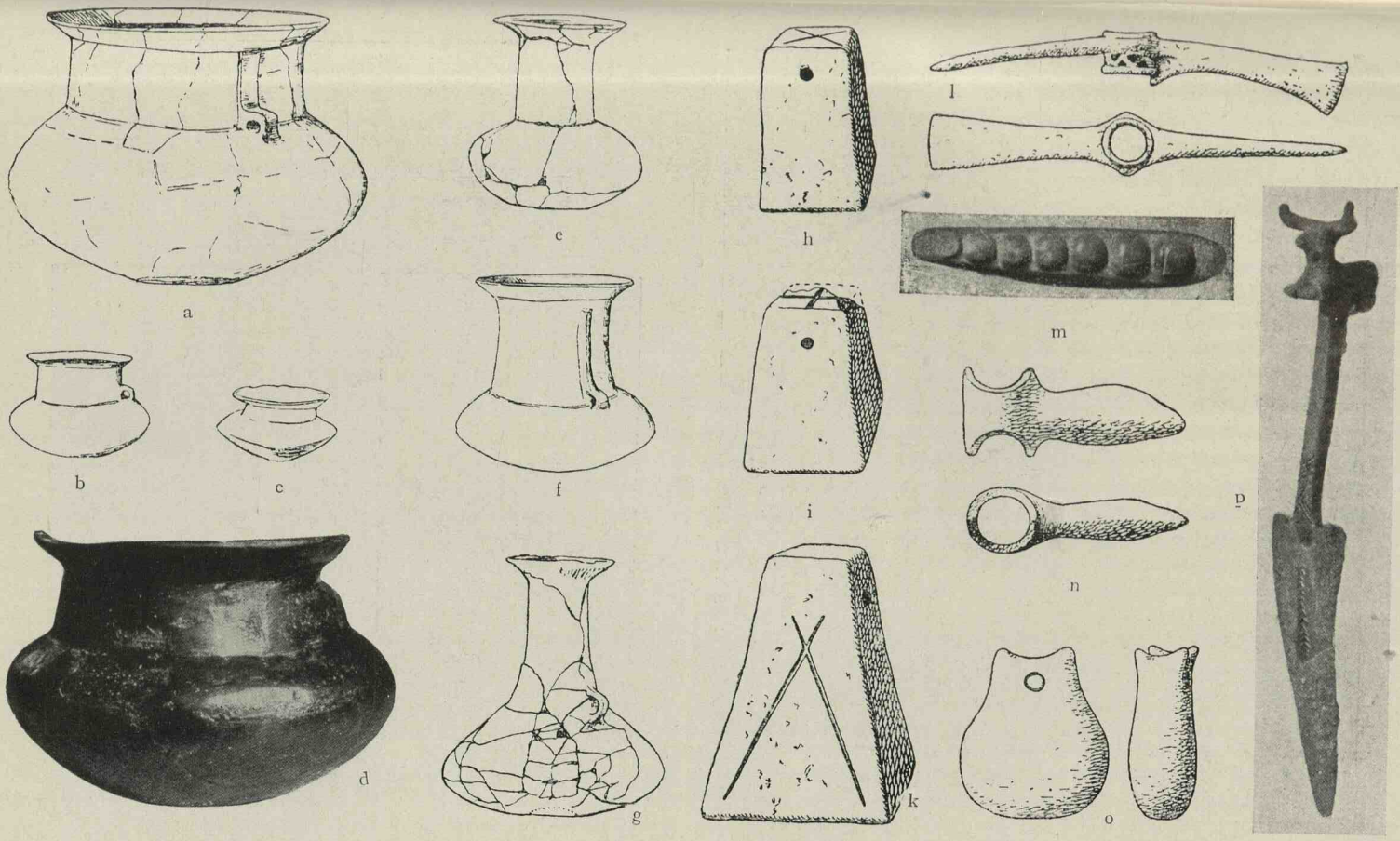
g



h

Troja

a—d. Ohrgehänge: a. (Nr. 5878) gr. L. 9 cm. — b. (Nr. 5879) gr. L. 8,3 cm. — c. (Nr. 5880) gr. L. 8,7 cm. — d. (Nr. 6036) gr. L. 8,9 cm. — e. (Nr. 5004) Korbförmiger Ohrring. — f. (Nr. 6003) Armband. L. 9,2 cm. — g. (Nr. 6133) Nadel. L. 7,2 cm. — h. (Nr. 6134) Desgl. L. 6,2 cm. — a—c Schatz A. — e, f Schatz F. — g, h Schatz O. II.—III. Ansiedlung. — Nach Dörpfeld *Troja und Ilion* 1902 Beilage 11 zu Seite 234.



Tafel 75

Todendorfer Typus

a—g. Gefäße des Todendorfer Typus. Nach Beltz und Knorr.

Troja

h—k, o. Webstuhlgewichte. — l. Doppelaxt. Bronze. Troja VII. — m. Beschlagleiste. Knochen (vgl. Band XII Tf. 37 c, d). Wohl Troja II. — n. Hammer. Bronze. Troja VII. — p. Dolch. Bronze. Troja II—V. – Nach H. Schmidt.

§ 4. Eine viereckige Abart der Rahmentrommel mit leicht eingezogenen Flanken dürfte der Gegenstand sein, den auf der mehrfach abgebildeten vorbabyl. Lapislazuli-Vase von Bismaja (s. Adab und Mummenschanz § 3) der dritte Mann unter dem linken Arm hält und mit der rechten Faust schlägt. Eine entsprechende Form kennt das Ägypten des NR und das heutige arab. Nordafrika. Sachs

Trompete. S. a. Musik A. — A. Irland. Aus Bronze gegossene Blashörner gehören zu den charakteristischsten Erzeugnissen der vorgesch. irischen Metall-Industrie. Sie begegnen dort so häufig, daß an ihrer Fabrikation in Irland selbst nicht zu zweifeln ist. Sie sind oft in größerer Zahl zusammen gefunden. Die wichtigsten solcher Depotfunde sind einer von 13 oder 14 Trompeten, der im J. 1750 bei Cork gemacht wurde, einer von Dungannon, Co. Tyrone, mit 8 Exemplaren (1713), der Dowris-Fund (s. Dowris) und der von Chute Hall (s. d.). Vier Trompeten wurden zusammen bei Drumabest, Co. Antrim (Wilde *Catal. Mus. Dublin* S. 626), und am Lough-na-shade bei Armagh (s. u.), je 3 bei Moyarta, Co. Clare, und Carraconway, Co. Cavan (Wilde a. a. O), und je 2 bei Macroom, Co. Cork, bei Carrick O'Gunnell, Co. Limerick (Transactions R. Ir. Ac. 1788 R. Ousley), und bei Killarney (Londesborough Coll.) gefunden. Demgegenüber sind solche Trompeten in England bei Battle, Sussex, in Schottland bei Caprington, Ayrshire, gefunden. Eine oft zitierte Trompete von Tattershall (Burneys *A general history of Mus.* I 497 Tf. 4) ist ein römischer Lituus, dessen einzelne Teile zusammengelötet sind. Die ir. Trompeten haben anscheinend eine längere, selbständige Entwicklung durchgemacht. Sie zerfallen nach Coffey in 3 Gruppen: a) Aus einem Stück gegossene, kleinere, hornförmige Blasinstrumente mit einem kurzen, angesetzten Mundstück am Schmalende. b) Gleiche Hörner mit geschlossenem Schmalende und ovalem Mundstück seitlich im Rohr in der Nähe dieses Endes (vgl. Band IV Tf. 254 a). c) Hornförmige Trompeten, an deren Schmalende eine längere, annähernd gerade Blasröhre angesetzt ist, die mit einem besonderen, mit 4 Nieten angebrachten Mundstück abschließt. Die letztere Form zeigt enge Verwandtschaft mit dem röm. *Lituus* und der kelt. *Carnyx*, die sich von ihr nur durch die Gestaltung des Schalltrichters als Tierkopf unterscheidet (s. Musik A § 9 und Band VIII Tf. 116 b, d). Da schon der Typus C in der Per. V Mont. voll ausgebildet war, wie der Dowris-Fund beweist, der Typus A also dieser Zeit teilweise noch voraufgehen wird, kann man nicht ohne weiteres schließen, wie F. Behn es tat, daß die Kelten das Instrument vom S übernommen haben. Wenn auch in Frankreich noch Funde vorgesch. Trompeten aus der BZ fehlen, so ist doch die irische Entwicklungsreihe so vollständig, daß man an eine selbständige Entstehung denken muß. Da die Römer nach der Überlieferung (Daremberg-Saglio s. v. Lituus) den Lituus von den Etruskern übernommen haben und auch noch in hist. Zeit die verwandte *Carnyx* nach den Denkmälern und der Überlieferung eine große Rolle bei den Galliern spielt, wird der Weg, den das Instrument genommen hat, von N nach S führen. Sicherlich stehen die ir. Trompeten auch in direktem Zusammenhang mit den Luren (s. Musik A § 3—5) der germ. BZ, mit denen sie auch die gleicheTechnik des Gusses verbindet. Die ir. Trompeten der Spätlatènezeit zeigen andere Form als die der BZ. Eine solche Trompete von Lough-na-shade (Wilde 8) im Mus. Dublin zeigt ein glattes, halbkreisförmiges Rohr, das mittels eines kapselartigen Ringes aus 2 Teilen zusammengesetzt ist, einem zylindrischen und einem sich sanft nach der Mündung erweiternden (Band VIII Tf. 115[A] e, f). Das Mundstück fehlt. Wenn auch das flache Schallblech, das, in reicher, getriebener Latène-Ornamentik verziert, rechtwinklig an der Mündung befestigt ist, mit H. Schmidt als sekundäre Zutat anzusehen ist, so zeigt es doch, daß diese veränderte Form in der Spätlatènezeit in Irland verwendet wurde. Ein Fragment einer gleichen T. stammt von Roscrea, eine in der Technik verwandte, sich nach der Mündung langsam erweiternde, ungewöhnlich große T. von Ardbrin, Down (W. 9). Ob die ähnlich zusammengesetzten hölzernen Blasrohre von Killyfaddy, Clogher, Tyrone (W. 145), das Holzhorn von Killashandra, Cavan, und die lange, bronzeblechbeschlagene T. von Becan, Costello, Mayo (W. 144),

in dieselbe Zeit gehören, muß fraglich erscheinen. S. a. Chute Hall, Dowris.

Kemble *Horae ferales* Tf. 13; J. Evans *Bronze Implements* S. 357ff.; Wilde *Catal. Mus. Dublin* S. 623ff.; Aarb. 1872 S. 378 Worsaae; G. Coffey *The Bronze Age in Ireland* S. 88ff.; Mainz. Z. 7 (1912) S. 40f. F. Behn; Präh. Z. 7 (1915) S. 136ff. H. Schmidt; Read *Guide to the Antiquities of the Bronze Age Brit. Mus.* S. 30. Über den Dowris-Fund vgl. jetzt Proceedings R. Ir. Ac. 36 (1922) Sect. C S. 134ff. Armstrong.

† W. Bremer

B. Naher Orient. Allgemein. T. kommen innerhalb der Grenzen, die sich diese Enzyklopädie gesetzt hat, nur bei den Juden vor. Erster Beleg 4. Mos. 10, 2—10; Beschreibung Josephus Ant. III 11; Bild am Titusbogen (die ‚Posaunen' der Münzen sind Oboen). Diesen Quellen läßt sich entnehmen: der Herstellungsstoff war Metall — nach den Einsetzungsworten Silber —, die Mensur schlank, die Form gerade mit einem ausladenden Schallstück und die Länge annähernd eine Elle. Bei dieser Länge muß der Grundton am Anfang der eingestrichenen Oktave gelegen, also dem unserer heutigen, wegen ihrer allzu großen Kleinheit nicht benutzten Oktavkornette entsprochen haben. Die wenigen Töne, deren das Instrument fähig war, lagen äußerst hoch und hatten nichts von der Posaunenart, die ihnen im Anschluß an die Namensübersetzung gewöhnlich zugeschrieben worden ist. Der hebr. Name ist *ḥaṣoṣerah*, den Greßmann wohl mit Recht zu arab. *ḥṣr* ‚eng' zieht. Über den Gebrauch des Instrumentes erfahren wir: es gab zwei Blasweisen, *utka tem truah* und *titk u tari u*, die mit ‚lang ausgehalten' und ‚schmetternd' übersetzt werden und vermutlich ihre Entsprechung in den noch heute in den Synagogen üblichen Blasweisen des Schofar haben. Bemerkenswert ist, daß die Einsetzung von zwei T. redet; die Paarigkeit der T. findet sich bei vielen Völkern. Im großen und ganzen scheinen die Bläser Priester gewesen zu sein. Das Instrument mag apotropäische Zwecke gehabt haben; daneben wird aber ausdrücklich hervorgehoben, daß ihr Ton Gott an den Menschen erinnern solle. Eine entsprechende Auffassung dürfte äg. Darstellungen des Trompeteblasens zugrunde liegen, wie denn auch die äußere Form des äg. Instruments die gleiche ist. Da aber um d. J. 1000 schon hettit. Belege da sind, kann die Abhängigkeit von Ägypten nicht ohne weiteres angenommen werden.

H. Greßmann *Musik und Musikgeräte im AT* Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 2, 1 (1903); J. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907 S. 241f.

Sachs

C. Palästina-Syrien.

Bei den Israeliten werden zwei Musikinstrumente unterschieden, die als T. bezeichnet werden können. Der *šōfâr* dient in älterer Zeit nur kriegerischen Zwecken. Mit ihm gibt man das Zeichen für das Herannahen des Feindes und den Beginn des Krieges (Amos 3, 6; Hosea 5, 8; Jes. 18, 3; Jerem. 4, 5. 19; 6, 17; Zeph. 1, 10), zum Angriff (Richt. 3, 27; 7, 16ff.; 1. Sam. 13, 3; Jos. 6, 4ff.) oder zum Halt bei der Verfolgung (2. Sam. 2, 28). Erst nach der Rückkehr aus der Verbannung wird er für den Gottesdienst verwendet (Psalm 81, 4; 98, 6). Ein anderer Name ist *qeren*, das Widderhorn (Jos. 6, 5; 1. Chron. 25, 5), woraus Form und Stoff zu erkennen sind. Die gerade T. hingegen heißt hebr. *ḥᵃṣōṣᵉrâ*, die man im Kriege (Hos. 5, 8; Num. 31, 6) oder als Zeichen für das Kommen des Königs (2. Kön. 11, 14) bläst. Später erscheint sie nur als kultisches Gerät in der Hand der Priester. Gewöhnlich war sie aus Metall (Num. 10, 1ff.) und glich wohl den äg. T. (vgl. die Darstellung auf dem Titusbogen).

H. Greßmann *Musik und Musikgeräte im AT* Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten 2, 1 (1903); I. Benzinger *Hebräische Archäologie*[2] 1907 S. 241f.

Peter Thomsen

Tronoën (Dép. Finistère). Ein reiches Fundmaterial lieferte eine Frühlatène-Ansiedlung bei T., Gemeinde Saint-Jean-Trolimon. Sie liegt an der Bai von Penmarc'h, 600 m entfernt von dem Friedhof von Kerviltré. Die Ansiedlung umfaßt 25 Hektar. Zahlreiche Hüttenböden liegen verstreut; sie sind rechteckig, und ihre Seiten messen im Mittel 5—6 m. Sie haben Trockenmauerwerk mit aufgesetzter Wand aus Flechtwerk nebst Lehmbewurf. Einige da von lagen auch außerhalb des Umgebungswalles. In einer fand sich ein Helm vom ital. Typus aus Eisen mit Bronzebelag und korallengeschmücktem Knopf, dabei weitere Waffenreste. In der Nähe lag

ein Skelett mit Schwert, gall. Münzen und Tongefäßen, so daß Déchelette einen Teil dieser Hüttenböden für Gräber ansehen möchte. Die Ansiedlung ist für die frühe LTZ wichtig. Der Friedhof von Kerviltré hat viele latènezeitl. Stücke geliefert, darunter Scherben mit Reihen eingestempelter Vögel.

Déchelette *Manuel* II 3 S. 945 f., 1164.

E. Rademacher

Trophäensammlung (Vorderasien). Im Bereich der vorderasiat. Kultur sind T. seit dem 12. Jh. v. C. festgestellt durch die in Susa (s. d.) ausgegrabenen Beutestücke der Elamiten von ihrem Raubzuge um 1176 nach Babylonien. Spätere T. sind gefunden im *Tabira*-Tor in Aššûr (s. d.): 19 Keulenköpfe, zwei mit Inschriften (Band VII Tf. 169 g, i; E. Unger *Assyr. u. babylon. Kunst* Abb. 98), im Zentralpalast Nebukadnezars II. in Babylon (s. d.), wo planmäßig Bau-Urkunden und eigene Monumente der babylon. Könige und eine Bibliothek (s. d.) hinzukamen. Weiteres vgl. E. Unger a. a. O. S. 62—68 (Kap. Antike Museen) Abb. 94, 98—102.

Eckhard Unger

Truchère, La. Der Schädel von L. T. wurde im Sande der Saône gefunden. Sein geol. Alter ist ganz unsicher, seine Gestalt ist kurz und breit; er ist wohl eine Mischform und gehört in die Nähe von *Homo brachycephalus* (s. d.). Er zeigt übrigens pathologische Formveränderungen (Wasserkopf? Kapazität 1925 ccm!), die seinen anthropol. Wert stark beeinträchtigen. Seine wichtigsten Maße sind (nach de Quatrefages und Hamy): gr. L. 185 mm, gr. Br. 156 mm, Basion-Bregma-H. 149 mm, gr. Stirnbreite 144 mm, kleinste Stirnbreite 106 mm, Jochbogen-Br. 134 mm, Horizontal-Umfang 546 mm, Längen-Breiten-Index 84,32, Orbital-Index 84, Gesichts-Index 76,15, Nasen-Index 42,5.

de Quatrefages und Hamy *Les crânes des races humaines* Paris 1882 S. 125ff., 145; E. Fischer *Spez. Anthropologie oder Rassenlehre* in *Anthropologie* 1923 S. 158; de Lapouge *Die Rassengesch. d. franz. Nation* Pol. Anthr. Rev. 4 (1905) S. 19.

Reche

Truhe. A. Europa. Zur Aufbewahrung von Schmucksachen, Gewändern und festen Gegenständen wurden in der Vorzeit Holzkisten, meist von länglich viereckiger Form, verwendet, welche man zum Schutz gegen Feuchtigkeit und Nagetiere auf Beine zu stellen pflegte. Diese T. waren außen gewöhnlich mit Metall, Bronze oder Eisen beschlagen und mit einem Verschluß versehen. Derartige Truhen finden sich auf griech. Vasen abgebildet und sind zu Pompeji auch in Originalen gefunden worden (Forrer *Reall.* S. 153 Tf. 40 Abb. 1). Auf germ. Boden vermögen wir die Existenz derartiger Truhen von der LTZ an durch die Holzkistenbeschläge nachzuweisen (Blume *Die germanischen Stämme* I 111ff.). Über die aus dem Sprachlichen zu gewinnenden Aufschlüsse vgl. Heyne *Deutsche Hausaltertümer* I 57, 114ff.; Hoops *Reall.* IV 365ff. Falk. S. a. Schloß und Schlüssel § 4.

Hugo Mötefindt

B. Ägypten. Kasten als Beigaben sind in vorgesch. Gräbern ganz selten. In einem Hockergrabe bei Naqada (s. Negade; Petrie-Quibell S. 25, 333) fand Petrie einen mit weißem Stuck bestrichenen und schwarz und rot bemalten Holzkasten („*box*"), offenbar leer, mit „Gazellen"-Knochen darauf (keine Angabe über die Größe). Ein anderer Kasten aus gebranntem Ton, 9 × 6 Zoll messend, fand sich in einem Frauengrabe der frühen vorgesch. Zeit bei El Amrah (s. Amrah [El]; Maciver S. 16a, 41 und S. 42), mit einer kleinen, einen Mann darstellenden Tonfigur zusammen. Seine 4 Wände sind außen mit ganz primitiven Kohlezeichnungen (Nilpferd, Krokodil, Schiff usw.) geschmückt (Maciver *Amrah* Tf. 12, 10—13).

In den Privatgräbern der 1. Dyn. bei Tarkhan (s. d.; Petrie *Tarkhan* I 12, 23 und S. 10) werden zweimal hölzerne „Kleiderkasten" — ohne nähere Beschreibung — erwähnt; der erste enthielt eine Schminkpalette und einen hölzernen Behälter eigentümlicher Form, der zweite war als Sarg benutzt, in den die Leiche eines Erwachsenen hineingezwängt war. — S. a. Tf. 101.

Ranke

C. Palästina-Syrien und Vorderasien s. Hausgerät C, D.

Trump(i)lini s. Räter.

Trundholm (Dänemark; Tf. 76). § 1. Im T.-Moor, bei Nykjøbing auf Seeland, wurden im September 1902 beim Pflügen eine Anzahl zusammengehöriger Stücke aus Bronze, nämlich ein Pferdchen, eine runde, auf einer Seite mit Gold belegte Scheibe und Teile eines Wagenuntergestells, unter ihnen ein voll-

ständiges Rad, aufgedeckt. Das Ganze ließ sich leicht rekonstruieren: unten drei Räderpaare, die zwei vorderen nahe aneinander, und alle drei durch eine Mittelstange verbunden. Jedes Rad hatte 4 Speichen. Über den vorderen Räderpaaren stand das Pferd, dessen Gewicht 2,04 kg betrug, und über das Ganze war die 1,55 kg wiegende Bronzescheibe plaziert. Ein Zaum lief vom Pferdehals zur vorderen Kante der Scheibe.

§ 2. Nach der Dekoration gehört der Fund in die II. Periode der BZ. Auf beiden Seiten der Scheibe waren Ornamente eingepunzt, Spiralen und konzentrische Kreise, in drei verschiedenen, von breiten Zickzack- und Perlbändern getrennten Feldern (Tf. 76). Die dünne Goldscheibe gibt die Ornamentik genau wieder. Nachdem das Gold über die Bronze gepreßt war, ist das Muster in dem Blech durch eine spitze Nadel herausgearbeitet. Das Pferd trägt an Kopf, Hals und Brust ähnliche Ornamente wie die Scheibe. Die Stange zwischen dem hinteren Räderpaar und die hinterste Radachse sind ebenfalls dekoriert. Sowohl das Pferd wie die Scheibe sind hohl; die letztere ist in zwei Teilen gegossen, die durch einen um die Kanten laufenden Ring zusammengehalten werden.

§ 3. Ohne Zweifel hat das Sonnenbild von T. einen magischen oder religiösen Inhalt. Man hat an eine Darstellung der sich am Himmelsgewölbe bewegenden Sonne gedacht, die, als unpersönlich vorgestellt, ein Vorstadium der Helios-Darstellungen späterer Zeit ist (Müller). Von anderer Seite ist geltend gemacht worden, daß die Sonnenscheibe eine primitive Wiedergabe einer persönlich gedachten Gottheit sei, die in ihrem Wagen am Himmel entlang führe (Olrik). Wahrscheinlich trifft die Auffassung Edv. Lehmanns das Richtige, daß das Stück nicht für einen Sonnenkult im eigentlichen Sinne in Anspruch genommen werden könne, sondern eine Votivgabe und ein Ausdruck für Sonnenmagie sei. Der Grund hierfür wäre das Miniaturformat und die Tatsache, daß man das Stück ohne Frage absichtlich zerbrochen und so für menschlichen Gebrauch unverwendbar gemacht habe. Durch eine Votivgabe wollte man einerseits den Sinn der Gottheit milde stimmen und sich Gegengaben sichern, andererseits auch seinen Wünschen einen anschaulichen Ausdruck geben, also: eine Sonne, die geopfert wird, um Sonne zu schaffen. Dabei sind Pferd und Scheibe zusammen der Ausdruck für den Begriff der Sonne und deren Bewegung am Himmelsgewölbe. Dies stellte man auf Räder, um es leichter den überirdischen Mächten, mit denen man in Verbindung treten wollte, nahezubringen.

§ 4. Der T.-Fund ist im N nicht ganz vereinzelt, da man Teile eines ähnlichen Gerätes aus Schweden kennt. Bei Tågaborgshöjden, nahe Hälsingborg, Schonen, sind nämlich zwei Bronzepferdchen ähnlicher Art zutage getreten, die zusammen mit „Teilen eines kleineren Wagens und einer Scheibe von Spatenblattgröße" (Montelius *Minnen* I Abb. 980) gefunden sein sollen. S. a. Nordischer Kreis B § 14c.

Nord. Fortidsm. 1 S. 303ff. S. Müller; Danske Studier 1904 S. 65ff. Olrik und Edv. Lehmann.

Bertil Berthelsson

Tsangli (Karabaïram). Sehr großer Wohnhügel (Magula) in Thessalien, ö. von Pharsalos (Band I Tf. 6). 8 Schichten, die untersten neol. auch die reichsten. Aus dem Ende der 1. neol. Per. stammen rechteckige Häuser mit Strebepfeilern im Innern, z. T. haben sie Pfosten für die Dachbalken. In der obersten Schicht Kistengräber mittelhellad. Zeit. S. a. Ägäische Kultur § 2ff.

Chr. Tsuntas Διμήνιον καὶ Σέσκλον S. 9, 131; Wace-Thompson *Thessaly* S. 86ff., 121.

G. Karo

Tsani. Hohe thessal. Magula, w. von Pharsalos (Band I Tf. 6), mit 8 durch Brandstraten geschiedenen Ansiedlungsschichten, vom Neol. bis zur mittleren BZ. S. a. Ägäische Kultur § 2ff.

Liverpool Annals 1909 S. 152ff. Wace-Thompson; dies. *Thessaly* S. 135ff.

G. Karo

Tschakra (Čakra) s. Wurfring.

Tschammer-Ellguth s. Adamowitz § 2.

Tschecho-Slowakei s. Böhmen-Mähren.

Tscherberg (Kärnten). Nahe der Bahnlinie wurden 1876 drei Hügelgräber und 1885 am Katharinenberg ebensolche geöffnet. Neben Bruchteilen von Gefäßen aus Bronze traf man Beinperlen, ein Stück Golddraht und verschiedene Tongefäße, teils graphi-



Trundholm

Der Sonnenwagen von Trundholm. 1/3 n. Gr. Nach S. Müller.

tiert, teils polychrom bemalt, an. Es handelt sich um eine Hügelgräbergruppe der jüngeren HZ.

Kunsttopographie von Kärnten 1889 S. 349.

G. Kyrle

Tschudenschürfe s. Čudenschürfe.

Tuberkulose. T. ist in der Vor- und Frühzeit an Knochenfunden sicher nachgewiesen. Denn, wenn auch die bei Heidelberg in einem Grabe aus der jüngeren StZ aufgefundene zusammengesunkene Wirbelsäule nach der Ansicht mancher nicht völlig einwandfrei auf eine tuberkulöse Zerstörung einiger Wirbel zurückzuführen sein sollte, so gilt dies doch mit aller Bestimmtheit für die Wirbelsäule einer äg. Mumie aus der 21. Dynastie, also aus der Übergangszeit vom 2. zum letzten vorchristl. Jht. Und aus noch weit älterer Zeit sind bei der Aufarbeitung der gewaltigen Skelettmassen Oberägyptens und Nubiens, wie sie die großzügige engl. Erforschung des durch die Nilstauungen künftig zu bedeckenden Landes zutage gefördert hat, in Nubien kariös, also tuberkulös zerstörte Knochen festgestellt worden, die stellenweise sogar im gleichen Grabe gehäuft beisammen gefunden wurden, so daß man an familiare Disposition und Infektion denken muß. Die Untersuchung der Weichteile von Mumien hat auch in aufgequelltem Zustande bisher tuberkulöse Zerstörungen nicht dargewiesen, weder an Lungen noch Nieren usw., mit Ausnahme eines großen Senkungsabszesses bei dem eben erwähnten Fall von Pottscher Wirbeltuberkulose aus der Zeit der 21. Dynastie.

P. Bartels *Tuberkulose* (*Wirbelkaries in der jüngeren Steinzeit*) Archiv f. Anthr. NF 6 S. 243—255; Sudhoff *Pathologisches aus der Frühzeit* Münch. med. Wochenschr. 1911 Nr. 10; Grafton Elliot Smith und Marc. Armand Ruffer *Pottsche Krankheit an einer äg. Mumie aus der 21. Dynastie* Gießen 1910; (Stud. in the Palaeopathology of Egypt. Chicago 1921 S. 3—10 Tf. 1 und 2); G. E. Smith und F. Wood Jones *Report of the human remains on The arch. Survey of Nubia* 2 (1910); G. E. Smith und D. E. Derry *Anatomical Report* The Arch. Surv. of Nubia Bulletin Nr. 6 Cairo 1910.

Sudhoff

Tuc d'Audoubert-Höhle (Com. Montesquieu-Avantès, Dép. Ariège; Tf. 76A—76D). § 1. Im selben Hügelmassiv gelegen wie die Grotte von Enlène und die Trois-Frères-Höhle (s. d.). Sie öffnet sich, malerisch gelegen, in einem kleinen Tal unterhalb eines Felsenkammes (*Tuc* dialekt. = Felsenkamm) und dient dem Volp-Flüßchen, das sich 1 km davon unter der Erde verliert, als Ausflußpunkt. Der Volp fließt mit vollen Ufern bis zu ihren Seitenwänden und muß in einer Barke überquert werden, weshalb die Höhle, die von mir und meinen Söhnen im Juli 1912 entdeckt wurde, den Landleuten dort unbekannt geblieben war. Doch fanden wir in den unteren Galerien Inschriften, datiert aus den J. 1689—1700 mit Eigennamen, darunter den eines gewissen Arasse, den ich als Pfarrer des Ksp. am Ende des 17. Jh. feststellen konnte.

§ 2. Die Höhle ist geräumig und sehr lang gestreckt. Nicht nur archäologisch, sondern auch höhlenkundlich ist sie von großem Interesse. Sie besteht aus drei Etagen. Die untere Galerie ist im allg. breit, ansteigend und mehrfach gekrümmt. Sie dient dem unterirdischen Fluß als Bett, jedoch füllt der Volp hinter seiner Einschnürung am Höhlenausgang keineswegs die ganze Breite der Galerie. Wir haben sie mehrere 100 m trockenen Fußes durchschritten bis zu einem durch ein feuchtes Gewölbe abgeschlossenen See.

§ 3. Man gelangt zu einem zweiten Stockwerk, indem man, ungefähr 80 m vom Eingang, eine Wand von 2 m Höhe ersteigt, über der sich ein schmaler, in einen großen Raum mündender Gang öffnet. Wir haben diesen Raum wegen der blendenden Weiße seiner Wände und der Tausende von seiner Decke herabhängender Stalaktiten den „Hochzeitssaal" genannt (Tf. 76A b). In einer schmalen Nische zur Linken sind die Wände hinten rechts mit etwa 20 sehr schönen Gravüren geschmückt. Vom „Hochzeitssaal" aus erreicht man den unterirdischen Lauf des Volp durch zwei Gänge, von denen der eine Herde enthält. Ein schraubenartig gewundener Schacht von etwa 12 m H. führt zur oberen Etage, die zunächst aus einem ziemlich schmalen und unebenen Gang besteht, in dem sich einige eingravierte Tierbilder befinden. Nach einer Verengerung („Schleichweg"; Tf. 76A a), die man auf dem Bauche kriechend passieren muß, und die vollständig von Stalaktiten (durch meine Söhne im Oktober 1912 beiseite geräumt) versperrt war, verbreitert sich

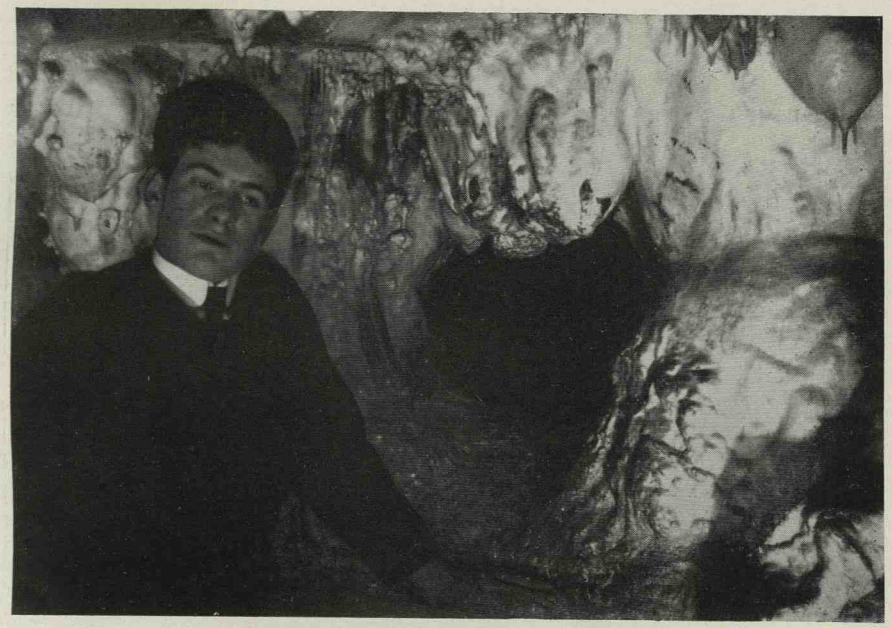
die Galerie. Man trifft auf Nebenräume und große Säle.

§ 4. Einige davon (Saal Cartailhac) sind mit sehr schönen Stalaktiten geschmückt. Andere dagegen waren nur teilweise und in geringem Maße den Einwirkungen des mit Kalk gesättigten Wassers ausgesetzt. Der Boden besteht aus einer z. T. sehr dicken Tonschicht, deren Oberfläche deutliche Spuren des darüber geschrittenen Bären und Menschen bewahrt hat. Man sieht darunter zahlreiche Eindrücke, die mit einer bisweilen sehr dünnen Kalkkruste überzogen sind, von Bärentatzen mit den Krallen. Rundliche Vertiefungen zeigen die Stelle an, wo sich die Tiere gelagert haben (Fell-Abdrücke). Aber am packendsten sind die zahlreichen Eindrücke menschlicher Füße und Finger. Mehr als 100 solcher Fußabdrücke von Menschen aller Größen und Lebensalter, darunter auch von Kindern, haben wir festgestellt (Tf. 76^{B} b). An gewissen Stellen, besonders neben den Bärenknochen, die in dieser Abteilung der Höhle zahlreich sind, vermischen sich diese Spuren und gehen ineinander über. Es geht daraus hervor, daß man hier mit den Füßen auf dem Boden herumgestampft hat. Diese Bärenknochen scheinen absichtlich herumgestreut zu sein. Alle Eckzähne sind aus den Kiefern herausgerissen. In einem niedrigen Saal im Hintergrund der Grotte unterscheidet man deutlich 5 Fährten einheitlich gebildeter Eindrücke von kleinen Hacken, von Kindern von etwa 12 Jahren. Man möchte an einen rituellen Tanz bei den Initiations-Zeremonien denken (s. Jünglingsweihe, Mädchenweihe, Mannbarkeit), um so mehr, als in einer Ecke dieses Saales 5 Tonwülste, die Phallus zu sein scheinen, gefunden wurden. Endlich traf man, ungefähr 700 m vom Eingang, ganz im Hintergrund der oberen Galerie, auf die berühmte Gruppe von Bisonten aus Ton (Tf. 76^{B} a; Band VII Tf. 101 a).

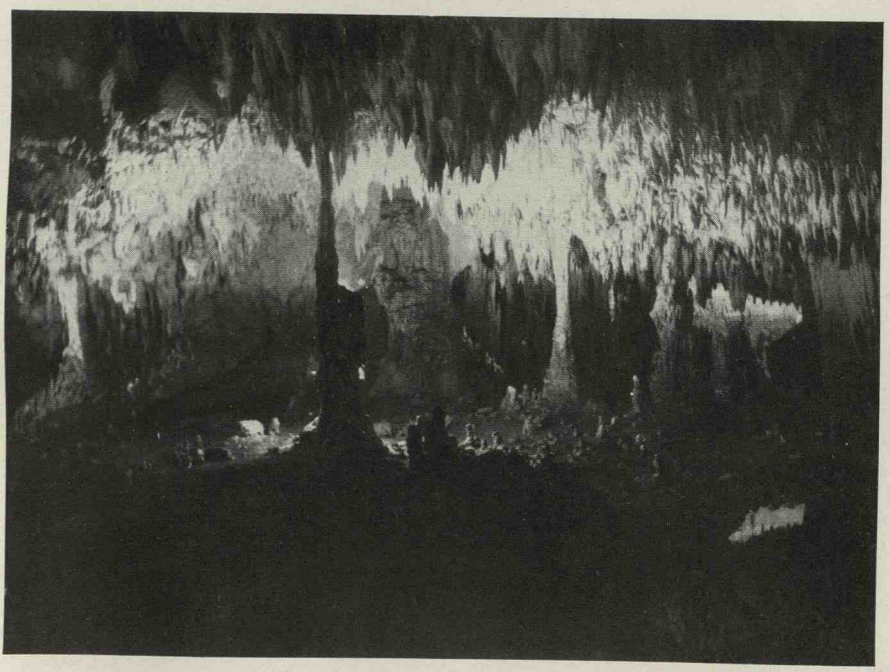
§ 5. Wir haben bisher noch keine Wohnplatzspur in den oberen Galerien gefunden, aber in einem der Gänge der ersten Etage, der zum Fluß hingeht, zwei kleine Herde, die dem mittl. Magdalénien angehören, untersucht. Die Schichten sind nicht stark (8—10 cm) und z. T. durcheinandergeworfen.

Die Fauna bietet nichts Besonderes (Bison, Pferd, Rentier usw.). Die Silexwerkzeuge (Kratzer, Stichel, Bohrer) sind im allg. klein und bestehen aus einem minderwertigen Feuerstein. Die Knochen-Industrie ist bemerkenswerter: zahlreiche Speerspitzen, bisweilen dick und grob, bisweilen feiner und kleiner; halbrunde Stäbchen, einige künstlerisch verziert; Kommandostäbe (s. d.); durchbohrte Zähne; Seemuscheln; verschiedene Anhänger (einer scheint eine Vulva darzustellen); Scheiben mit Loch in der Mitte; drei herausgeschnittene Umrißzeichnungen (Pferde- und Hirschkuhkopf); ein Knochenstäbchen (wahrscheinlich vom Mammut), 34 cm l., dessen Spitze schräg abgeschnitten und hohl herausgearbeitet ist zur Aufnahme einer Spitze mit gespaltener Basis, die daneben gefunden wurde; zahlreiche Knochen, gravierte Steine und anderes.

§ 6. Auf den Wänden von verschiedenen Teilen der Grotte finden sich, wie schon gesagt, zahlreiche Gravüren, sehr deutlich und künstlerisch ausgeführt, von Tieren, die von Pfeilen durchbohrt oder von P-förmigen Zeichen umgeben sind (Bisonten [Tf. 76^{C} b, 76^{D} a], Pferde [Tf. 76^{C} a, 76^{D} b], sehr schöner Rentierkopf, Hirschkuh und unbestimmte oder maskierte Lebewesen). Felsvorsprünge sind bisweilen benutzt, um durch Verwendung von Farbe oder durch Einritzungen Tierfiguren zu bilden. Die Bisonten aus Ton messen jeder 65 cm in der Länge. Ausgeführt in Hochrelief, sind sie angelehnt gegen einen von der Decke gestürzten Felsen in der Mitte des Endsaales, der z. T. absichtlich mit Ton bedeckt wurde. Der weibliche Bison befindet sich vorn, der Hals ist vorgereckt, der Schwanz (abgebrochen) emporgestreckt, die schwellende Vulva stark hervorgehoben. Das Tier ist besonders wohlgelungen, mit einem sehr bemerkenswerten Ausdruck von brutaler und sinnlicher Kraft. Der männliche Bison folgt ein wenig seitlich, leicht aufgerichtet. Er ist nicht mit der gleichen Sorgfalt hergestellt. Das Auge erscheint starr, es ist nur eine Kugel, ohne das kleine Loch, das bei dem weiblichen Tier die Illusion des Blickes gibt. Da der Felsen nicht groß genug war, um den ganzen Stier zu stützen, wurden diesem Steine und Erdklöße untergelegt. Die Statuen sind



a



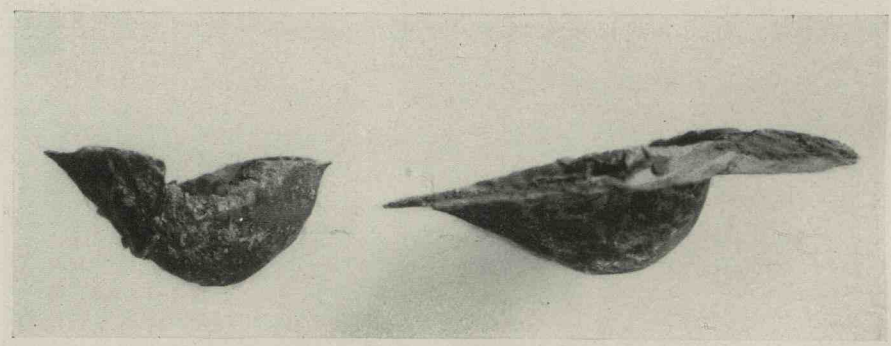
b

Tuc d'Audoubert-Höhle

a. Der „Schleichweg". — b. Der „Hochzeitssaal". — Nach Aufnahmen von Max Bégouen.



a

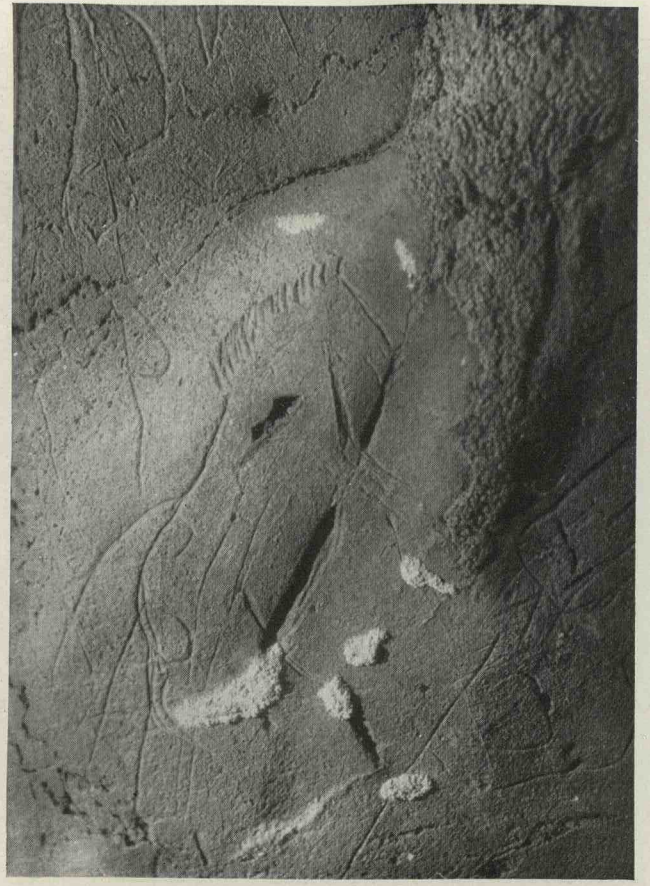


b

Tuc d'Audoubert-Höhle

a. Aus Ton geformte Bisonten. Das weibliche Tier von vorn gesehen (vgl. Band VII Tf. 101 a). — b. Stalagmiten mit Eindrücken von menschlichen Hacken. Originale im Museum Toulouse. Nach Aufnahmen von Max Bégouen.

a





b

Tafel 76 c

Tuc d'Audoubert-Höhle

Untere Galerien: a. Kleines eingraviertes Pferd, umgeben von claviformen Zeichen. — b. Eingravierter Bison-Kopf, daneben Pfeildarstellungen.
Nach Aufnahmen von Lasalle.



a



b

Tuc d'Audoubert-Höhle

Untere Galerien: a. Eingravierter Bison. — b. Eingraviertes Pferd mit Pfeilspitzen am Bauche.
Nach Aufnahmen von Lasalle.

nur ein wenig ausgetrocknet, und der Ton, obwohl weich und sehr plastisch geblieben, hat Risse bekommen, ohne daß die Zuverlässigkeit und Festigkeit des Ganzen dadurch in Frage gestellt ist.

Neben dem Felsen befand sich ein kleines Bisonmodell aus Ton ziemlich grober Arbeit, 13 cm l., aber eine wirklich bewegliche Statuette, jetzt im Museum von St.-Germain. Vor der Gruppe ist ein Bison ziemlich tief in den Boden eingezeichnet.

Ich sehe in der Gruppe dieses Bisonpaares ein Werk magischen Fruchtbarkeitszaubers zum Zweck reichlicherer Vermehrung dieses Wildbrets. Diese Magie der bildlichen Wiedererzeugung, obgleich aus demselben Ideenkomplex entsprungen, unterscheidet sich grundsätzlich von der Magie der Vernichtung (Jagdmagie; s. Jagd A § 6), angedeutet durch die Pfeil- und Waffendarstellungen, die sich auf einer großen Zahl von Wandbildern finden, oder durch die Löcher (Wunden), die man auf den Tonmodellen (Bären und Feliden) in der Montespan-Höhle (s. d.; Dép. Haute-Garonne) sieht.

Comte Bégouen *Une nouvelle grotte à gravures dans l'Ariège* Congr. Intern. d'Anthrop. et d'Archéol. préh. Genève 1912; ders. *Les statues d'argile préhistoriques de la Caverne du Tuc d'Audoubert* CR acad. inscr. 1912; ders. *Les statues d'argile de la caverne du Tuc d'Audoubert* L'Anthrop. 1912; ders. *Nouvelles découvertes dans les cavernes de Montesquieu-Avantès en 1920* ebd. 1921 und Bulletin de la Société ariègeoise. Foix 1920 und 1921; ders. *L'ébauche de bison en argile de la caverne du Tuc d'Audoubert* Revue anthropologique 1921; ders. *Quelques nouvelles figurations humaines préhistoriques dans les grottes de l'Ariège* ebd. 1926; ders. *L'art mobilier dans la caverne du Tuc d'Audoubert* IPEK 1927; ders. und H. Vallois *Les empreintes humaines préhistoriques* Inst. intern. d'anthrop. 3. Session Amsterdam-Paris 1928; Max Bégouen *Les bisons d'argile* I Paris 1926. Comte Bégouen

Tuegrav s. Nordischer Kreis C 1 § 7.

Tüllenaxt s. Axt A § 3.

Tüllenkopfnadel (Band X Tf. 77 a). § 1. Als T. werden bronzene Gewandnadeln bezeichnet, die einen mehr oder weniger tüllenförmigen, innen hohlen Kopf haben. Diese Nadeln zeichnen sich gewöhnlich durch ihre Länge aus. Die meisten Exemplare sind 20—30 cm l., doch kommen vereinzelte Stücke vor, die eine L. von 40, ja sogar 50 cm erreichen. Die Nadeln sind fast durchweg aus zwei Teilen zusammengesetzt, die für sich gegossen wurden, und zwar so, daß zuerst der Stiel hergestellt und dann der Kopf in Überfangguß an denselben angegossen wurde. Die Außenseite des Kopfstücks und z. T. auch der Oberteil des Stiels sind bei diesen Nadeln abwechselnd mit Bändern von kurzen vertikalen Strichen und mehreren spiralig ringsumlaufenden Horizontallinien verziert.

§ 2. Neben Nadeln mit einem schlanken, mehr zylindrischen, nur im Unterteil doppelkonisch erweiterten Kopf (Typus A) kommen auch Stücke mit breiterem, kurzen, mehr kelchförmigen Kopf vor, dessen Rand ziemlich stark nach außen umgebogen ist (Typus B). Sie sind im übrigen ähnlich gebildet und verziert.

§ 3. Die T. sind eine auf Schlesien und Posen beschränkte Lokalform. Ein Ex. ist auch aus Wyszogród, Kr. Płock, bekannt. Zeitlich gehören sie anscheinend der III. Per. der BZ (Mont.) an. Obwohl sie nur äußerst selten in geschlossenen Funden auftreten, ergibt sich diese Zeitstellung schon aus ihrer nahen Verwandtschaft mit den Nadeln mit hochumrandetem Scheibenkopf (Band X Tf. 73 d), die meist ähnlich verziert sind, eine ebensolche Länge besitzen, und deren Kopf ebenfalls oft durch Überfangguß an den Schaft angegossen ist. Diese Nadeln mit hochumrandetem Scheibenkopf sind aber mehrfach in Skelettgräbern der II. Per. Mont. zutage getreten (z. B. in Balczewo und Wojdal, Kr. Inowrazlaw, Posen), während die T. auf Lausitzer Friedhöfen vorkommen (z. B. in Kowalewko, Kr. Obornik). In Schlesien werden sowohl diese Nadeln als die T. irrtümlich der ältesten EZ zugewiesen.

Mertins *Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens*[2] 1906 S. 82; Kostrzewski *Wielkopolska*[2] 1923 S. 62ff., 254f. J. Kostrzewski

Tulliasses s. Räter.

Tulpenbecher s. Michelsberger Typus.

Tumiac (Frankreich). Megalith-Grab bei Arzon (Morbihan), im J. 1853 ausgegraben. Mit einem Hügel von 100 m L., 60 m Br. und 10 m H. bedeckt, gehört es zu den größten der Bretagne. Die Funde sind wohl in eine fortgeschrittene Per. der Bretagne-Kultur zu setzen, Glockenbecherkeramik

wie Keramik überhaupt fehlt ganz, polierte Beile verschiedener Größe und Callais-Perlen (3 Halsbänder mit mehr als 100 Perlen und Anhängseln) sind aber zahlreich. Die Steinplatte der n. Seite der Kammer zeigt zwei eingravierte stilisierte Bootdarstellungen. Das Grab ist danach der Mané-er-Hroék-Gruppe, also dem Anfang der BZ, zuzuweisen. S. a. Frankreich B III.

Bull. Societé Polymatique 1857 S. 47 ff.; ebd. 1862 S. 1 ff. J. de C. Serra-Ràfols

Tundra-Völker (Europäische) s. Finno-Ugrier A § 6 ff.

Tundrenfauna s. Diluvialfauna § 2.

Tundrenflora s. Diluvialflora § 1.

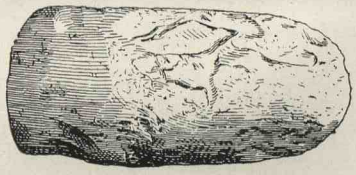
Tunis (mit Algier und Marokko) A. Paläolithikum s. Nördliches Afrika A. B. Neolithikum (Tf. 77—91).

§ 1. Einleitung. — § 2. Geographische Gliederung. — § 3. Die älteren Höhlenfunde. — § 4. Die jüngeren Höhlenfunde. — § 5. Die Freilandfunde. — § 6. Megalithgräber. — § 7. Der Packbau. — § 8. Der Dolmen. — § 9. Die Bassina. — § 10. Grabhöhlen. — § 11. Grotten, Befestigungen, Mauern. — § 12. Funde aus Megalithbauten. — § 13. Chronologie. — § 14. Bevölkerung.

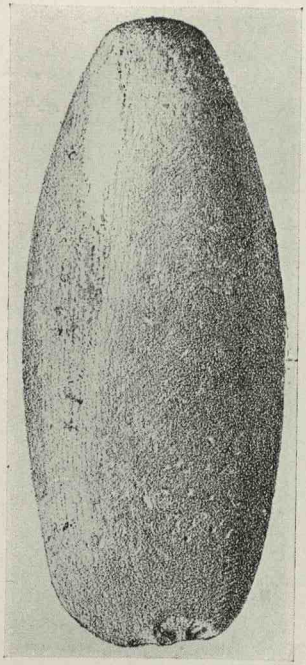
§ 1. Die neol. Kultur von T. ist untrennbar von der der angrenzenden Gebiete, Algier und Marokko im W, Tripolis mit der Cyrenaika im O und der Sahara im Süden. Ja selbst die vorgesch. Kultur Ägyptens zeigt in den Formen der gebräuchlichen Steingeräte enge Zusammenhänge mit diesen weiten Gebieten an der Südküste des Mittelmeeres. T. und Algier werden aber deshalb in den Mittelpunkt einer Betrachtung der j. StZ Nordafrikas zu stellen sein, weil wir nur hier über Material verfügen, das wissenschaftlich einigermaßen einwandfrei genannt werden kann. Nur hier haben frz. Gelehrte und Beamte der frz. Kolonialverwaltung, die Interesse für die Vorgeschichte hatten, eine ganze Reihe von Untersuchungen und Ausgrabungen ausgeführt. Allerdings galten ihre Forschungen meist dem Paläolithikum. Das Neol. und namentlich die großen Dolmen-Nekropolen, überhaupt die ganze megal. Baukunst, blieben ein Stiefkind der Untersuchungen.

§ 2. Das weite Landgebiet Nordafrikas von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Ägypten kann man geogr. in zweifacher Hinsicht (Tf. 91) gliedern. Der 13. Längengrad etwa, der ein wenig w. an Tripolis und an Murzuk im Fezzan vorbeigeht, scheidet das Land in eine w. und eine ö. Hälfte. Die w., besser bekannte, umfaßt die fruchtbareren Kolonien T., Algier und Marokko, ö. in Tripolis dehnt sich die Sahara, nur von Oasenstreifen unterbrochen, bis an die Küste des Mittelmeeres. Dieses große Gebiet des ö. Libyens ist mit wenigen Ausnahmen unerforscht; auch die Cyrenaika, die den fruchtbarsten Teil des Landes darstellt, ist, einige kleinere Städte ausgenommen, wenig bekannt. Hinter den sandigen Dünenstreifen der Küste liegt eine Reihe von kulturfähigen Oasen. Hier entlang führt — auch im Altertum wie noch heute — die wichtigste Karawanenstraße, Darb-el-Haǧǧ genannt, die Tripolis und die Länder w. davon mit Ägypten und dem ferneren O verbindet. Eine zweite Verbindungsroute liegt weiter s. und leitet von Tripolis über Sohnah, Abu Naym, Waǧilah und Siwah nach Ägypten. In ns. Richtung geht von Tripolis jene wichtige Straße aus, die die Küste des Mittelmeeres mit dem Sudan verbindet. Sie führt von einer kleinen Oase zur anderen bis zum Tschadsee. Murzuk im Fezzan ist ihre wichtigste Zwischenstation.

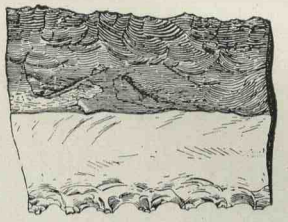
Die zweite Scheidung in einen n. und einen s. Teil hat ihre Bedeutung wesentlich im w. Nordafrika. Hier sind die fruchtbaren Gebiete der Küste mit ihren Städten und Ackerbaukulturen zu trennen von den Wüsten des S, die nur Nomaden ein kärgliches Dasein gewähren können oder auch ganz unbewohnbar sind. Nun haben allerdings die Verhältnisse im Altertum nicht ganz so gelegen wie heute. Die Hauptfunde neol. Stationen, die zweifellos einst Wohnplätzen entsprachen, liegen im S in einer Gegend, die heute schon völlig Wüste ist, ja, es hat der völlige Wassermangel jener Striche dazu geführt, daß nicht einmal Nachgrabungen an den Stätten der reichen Funde von Silex-Geräten gemacht werden konnten, weil es unmöglich war, an den Orten länger zu verweilen. Diese Änderung der Bodenverhältnisse scheint auf zwei Ursachen zu beruhen. Einmal muß die natürliche Bewässerung eine reichere gewesen sein, und dann hat eine planvolle Wasserwirtschaft bestanden, die das Wasser auch an Plätze brachte, die keine eigene Quelle



a



e



f

b

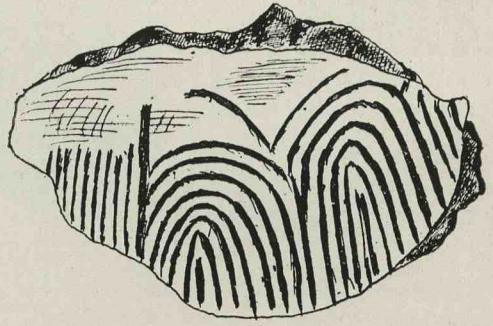


c



d

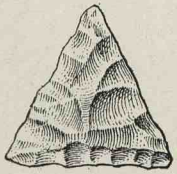




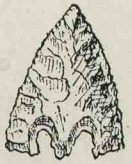
g



h



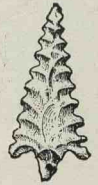
i



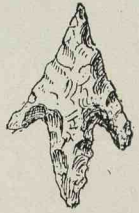
k



l



m



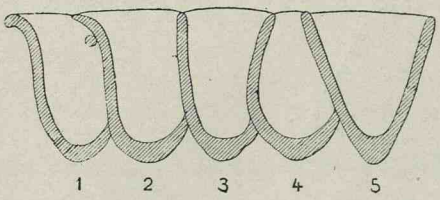
n



o

Tunis B. Neolithikum

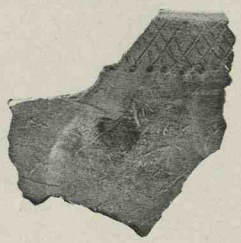
a. Beil mit zwei Schneiden. $^1/_2$ n. Gr. Nach Foureau. — b—d. Klingen mit Nutzkerben. $^1/_2$ n. Gr. Nach Foureau. — e. Walzenbeil. Prov. Oran. Nach Pallary. — f. Sichelstein. $^1/_1$ n. Gr. Nach Foureau. — g. Gefäßscherbe mit eingeritzter Verzierung. Grotte Ali Bacha. Nach Pallary. — h—o. Pfeilspitzen. Djeneien (Tunis). $^2/_3$ n. Gr. Nach Doigneau.



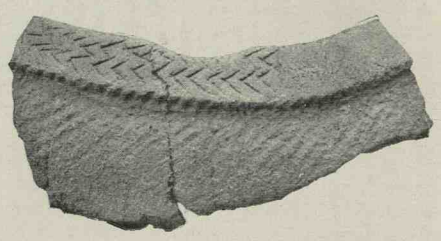
a



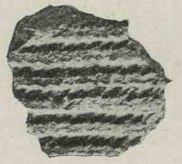
b



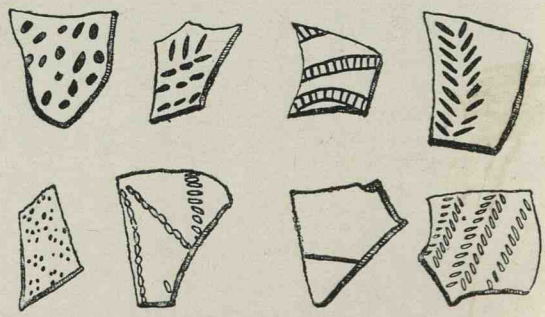
c



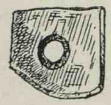
d

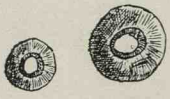


e

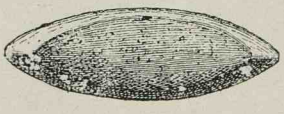


h





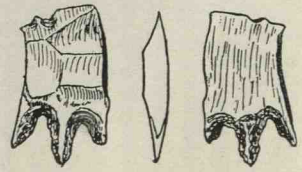
f—g



i



k



l

Tunis B. Neolithikum

a. Gefäßformen aus den Grotten im Oran. Nach Pallary. — b—e. Scherben aus der Nord-Sahara (b und d mit Mattenabdrücken, e mit Schnurabdrücken). $^1/_2$ n. Gr. Nach Foureau. — f—g. Perlen aus Straußeneierschalen. $^4/_5$ n. Gr. — h. Gravierte Scherben von Straußeneierschalen. $^4/_5$ n. Gr. Nach Debruge. — i. Schminkpalette. $^1/_6$ n. Gr. Nach Gautier. — k. Durchbohrte Muschel. $^3/_4$ n. Gr. — l. Querschneidige Pfeilspitze, gestielt und geflügelt. $^3/_4$ n. G. Nach Lenez.

besaßen. Diese kunstvollen Bewässerungsanlagen müssen schon in sehr frühen Zeiten existiert haben. In den Gräbern der 1. äg. Dyn. (zweite Hälfte des 4. Jht. v. C.) finden sich als Beigaben Krüge, die laut der Inschrift auf ihren Deckeln Wein aus Libyen enthalten haben. Aus der gleichen Zeit stammen Elfenbeintäfelchen, die verschiedene Sorten Öl aus Libyen aufzählen. Beide Angaben sprechen für eine entwickelte Gartenbaukultur, jedenfalls in den Ä. benachbarten Landstrichen. Später, zur Römerzeit, wurde die Wasserversorgung aufs sorgfältigste ausgebaut, gehörten doch die nordafrik. Kolonien zu den wichtigsten Getreidelieferanten Roms. Sie wurden erst vernichtet durch die Einfälle der moslemitischen Araber im christlichen Mittelalter. Der Unterschied in der Kultur des S und N ist auch kein prinzipieller, nur scheinen einerseits die Funde im N älter zu sein, hier schließen sie sich direkt an die paläol. Fundschichten an, andererseits nahm wohl die Küste neue Kulturgüter leichter auf und verwendete sie im reicheren Maße als der Süden. Der wichtigste Unterschied ist der gleiche, wie er überall zwischen einer seßhaften und einer nomadischen Bevölkerung besteht.

§ 3. Die ältesten neol. Funde bieten uns die Grotten des Oran, im W Algiers, und einige Oberflächenfunde. Wenig jünger sind die der ö. in der Nähe von Bougie, Constantine und in T. gelegenen Höhlen. Die wichtigsten Höhlen der Provinz Oran sind die Troglodyten-Grotte, die Polygone-Grotte, die große Höhle von Noiseux, die Oberlichtgrotte („Grotte du ciel ouvert") und die von La Tranchée. Zum Teil sind diese Höhlen schon im Paläol. bewohnt gewesen, und in einigen glücklichen Fällen ungestörter Ablagerung der verschiedenen Kulturschichten schließen sich die neol. ohne Bruch in stetiger Folge an die der älteren Epochen an. Dem entspricht die Entwicklung der Feuersteinindustrie. Wie im End-Capsien (s. Capsien und Band II Tf. 129 a) herrscht eine ausgesprochene Vorliebe für mikrolithische Typen in geometrischen Formen. Daneben kommen Schaber und Kratzer, rohe und feine Klingen vor, auch solche mit Kerben. Das Steingerät, das für ganz Nordafrika typisch ist, ist die Pfeilspitze. Unter ihren verschiedenen Formen heben sich zwei besonders heraus. Einmal die geflügelte Pfeilspitze in der Gestalt eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Basis halbkreisförmig ausgeschnitten ist (Tf. 77 h), und dann die gestielte Pfeilspitze, die meist wie die erste zwei Flügelchen hat, zwischen denen ein kleiner Stiel sich befindet (Tf. 77 k—n). Beide Arten gibt es an den neol. Fundstellen oft in großen Mengen, häufiger als jedes andere Feuersteingerät. Andere Formen, so die querschneidige Pfeilspitze, spielen daneben eine geringere Rolle. Gerade diese letzte Form ist aber in ganz Nordafrika einschließlich Ä. sehr langlebig. In ältester Zeit zeigt sie wie in Europa trapezförmige Gestalt. Sie ist aus einem Feuersteinspan herausgeschlagen und nur an den Seiten nachretuschiert. Nach und nach gerät diese gute, alte Technik in Verfall. Die jüngeren Stücke sind aus einem möglichst scharfen Feuersteinsplitter zugerichtet. Sie sehen etwa wie ein gleichschenkliges Dreieck aus, dessen Basis nach vorn liegt (Tf. 77 i). Eine interessante Zwischenform zeigt ein Stück aus T. (Tf. 78 l); es ist eine gestielte und geflügelte Pfeilspitze mit einer queren Schneide. In Ägypten liegen die Dinge in der frühen Vorgeschichte ähnlich, sowohl die geflügelte wie auch die gestielte Pfeilspitze sind in frühvorgesch. Zeit vorhanden, daneben auch vereinzelt die querschneidige. Zuerst kommt in Ägypten die geflügelte Spitze außer Gebrauch, dann die gestielte. Zu Beginn des AR hat die querschneidige Spitze die Alleinherrschaft errungen und bleibt auch bis ins MR (2000—1800) hinein neben den hölzernen Spitzen im Gebrauch. Schon zu der Zeit, in der sich die Hieroglyphen (s. Schrift D § 1) bildeten, also wohl in der späten Vorgeschichte, muß die querschneidige Spitze in Ägypten vorherrschend gewesen sein, denn das Zeichen „Pfeil" hat eine breite Spitze. Dabei ist zu bemerken, daß in Ägypten neol. Funde, die sich an das Paläol. direkt anschließen und mit den frühen nordafrik. Grotten gleichzeitig sein könnten, bisher fehlen.

Steinbeile kommen häufiger nur im W vor, im O sind sie seltener. Die verbreitetste Form ist das „Walzenbeil" (*en boudin*) mit rundem oder ovalem Querschnitt (Tf. 77 e), der Schneide gegenüber leicht zugespitzt oder gerundet. Daneben gibt es ganz flache Typen,

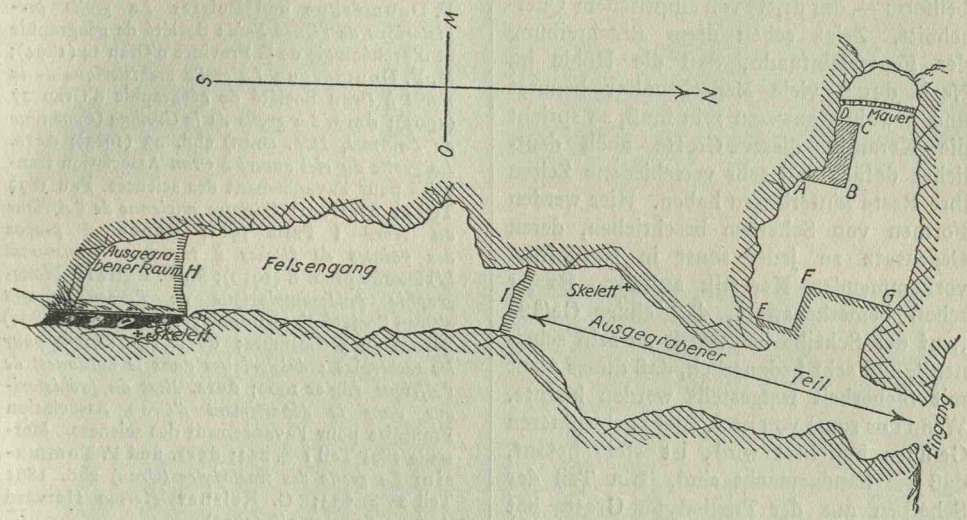
breit und rundnackig (Tf. 77 a). Beide Arten sind klein, meist nicht über 9 cm, es finden sich aber auch nur 2—4 cm lange Stücke. Sie bestehen meist aus Ophit, der in Nordafrika häufig ist, Diorit oder auch aus Sandstein. Feuersteinbeile kommen nur im S in der Sahara vor.

Die Keramik der Grotten ist sehr roh, aus schlecht gebranntem, manchmal nur an der Sonne getrocknetem Ton, der viele Unreinlichkeiten enthält. Die Töpfe haben runde Böden und sind von langgezogener, beutelartiger Form, zum Teil mit ausladender Lippe (Tf. 78 a 1—5). Sie sind meist verziert mit Nageleindrücken oder primitiv eingeritzten geometrischen Ornamenten. Bemalte Keramik kommt nicht vor, höchstens außen oder innen ein roter Farbüberzug.

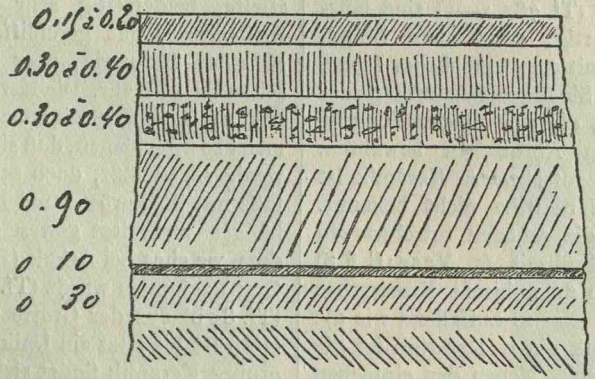
Schmuck stellten sich die Höhlenbewohner aus Schildkrötenschalen her, oder sie machten sich Muschelketten. Auch färbten sie ihren Körper, wie Funde von Ocker und Hämatit beweisen. Zum Verreiben dieser Schminke benutzten sie Paletten (Tf. 78 i) und Reibkiesel. Die Paletten (*molette*) sind in ältester Zeit von unregelmäßiger Form, in der Grotte von Oued Saida fanden sich 6, davon eine mit „parallelen Rändern", daneben Reibsteine mit Spuren von Rötel. Die Sitte, Farbe auf Paletten zu reiben, die meist aus Kalkstein waren, ist im neol. Nordafrika weit verbreitet gewesen. Sie ist auch charakteristisch für die äg. Vorgeschichte. Flinders Petrie hat in *Prehistoric Egypt* London 1920 die in Ä. gebräuchlichen Formen der Schminkpalette (s. d.) zusammengestellt. Die ältesten sind etwa rhombisch und haben in der Mitte kleine, rundliche Aushöhlungen. Wenig später sind solche in Tiergestalt, auch Paletten mit Menschenköpfen kommen vor. In Ä. benutzte man zu ihrer Herstellung ausschließlich Schiefer, in Nubien dagegen auch andere Steinarten. Gegen Ende der vorgesch. Epoche erleben die Schminkpaletten in Ä. eine bedeutende Entwicklung. Als Weihgeschenk in einen Tempel wurden sie mit künstlerischen Darstellungen geschmückt. Die berühmteste und späteste stammt aus Hierakonpolis (s. d.). Sie ist aus der Zeit des Narmer (um 3500 v. C.) und ist ein Siegesdenkmal dieses Königs (Band I Tf. 16).

Zwischen den Küchenabfällen und Tierskeletten enthielten die Höhlen auch Reste von Menschenknochen, so daß sie also zeitweilig auch als Begräbnisplatz benutzt worden sind.

Die Troglodyten-Grotte, unweit der Straße von Oran nach Tlemcen, in der Nähe von Eckmühl gelegen, ist in der 20. Session der Association Française pour l'avancement des sciences, Marseille 1891, ausführlich veröffentlicht, allerdings mit völlig unzureichenden Abbildungen. Ihre Größe ist 8,40 m × 3 m bei etwa 3 m Höhe. Auf einer untersten, weißlich gefärbten, sehr harten Schicht von etwa 85 cm Dicke liegt eine zweite Schicht aus schwarzer Erde von durchschnittlich 2 m Mächtigkeit, die von Aschenstreifen durchzogen wird. Aus der horizontalen Lagerung dieser Aschenschichten haben die Ausgräber — Pallary und Tommasini — auf den ungestörten und ursprünglichen Zustand des Fundortes geschlossen. Da eine dieser zweiten Ablagerung an Zusammensetzung und Funden gleiche Erdschicht sich auf den Hügelabhängen vor der Grotte befand, so nehmen Pallary und Tommasini an, die Höhlenbewohner hätten, um die Grotte zu reinigen und ein ihnen unbequemes Anwachsen des Erdbodens zu vermeiden, Erde, Knochen und Abfälle aus der Höhle heraus und den Abhang hinuntergeworfen. Als dritte Schicht endlich lagert auf der Oberfläche die jüngste, heutige. Die am tiefsten liegende weißliche Schicht ist die paläol., die mächtige schwarze darüber stammt aus dem Neolithikum. Hier ist eine große Reihe von Funden an Geräten aus Feuerstein und Knochen, Schmucksachen und Topfscherben gemacht worden. Metall war nicht darunter. Neben den üblichen Schabern und Kratzern waren eine ganze Reihe von Klingen und Spitzen kleinsten Formats und Mikrolithen in Trapezform sehr fein bearbeitet, letztere sind z. T. wohl als querschneidige Pfeilspitzen aufzufassen. Unter den übrigen Pfeilspitzen werden drei gestielte besonders hervorgehoben, die eine ist grob, die zweite soll an Formen aus dem Solutréen (s. d.) erinnern. Nur auf einer Seite bearbeitet und mit einer nur einseitigen Einkerbung versehen, scheint sie allerdings der alten Kerbspitze zu gleichen. Leider fehlt eine Abbildung. Die dritte endlich ist sehr zart und beiderseitig aufs feinste zurechtgeschlagen. Drei geschliffene Beile,



a



b

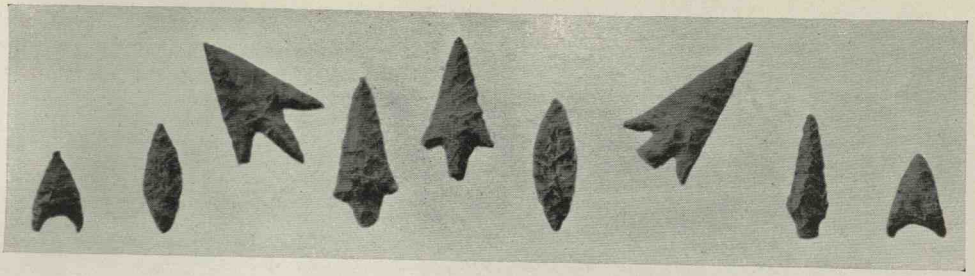
Tunis B. Neolithikum

Bären-Grotte bei Constantine: a. Grundriß. — b. Profil der Fundschichten.

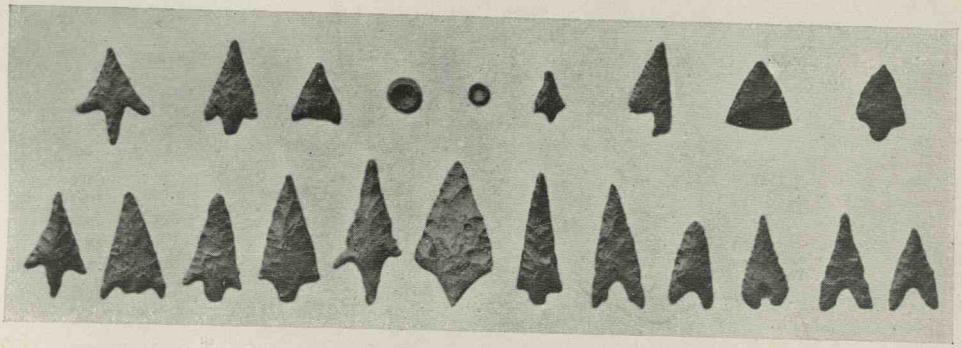
alle aus Serpentin, sind gefunden worden; zwei davon waren zylindrisch — in Walzenbeilform —, das dritte von elliptischem Querschnitt. Zeigt schon diese Beschreibung der Feuersteinfunde, daß die Höhle im Neol. durch viele Menschenalter benutzt und bewohnt gewesen sein muß, so spricht die Keramik dieser Grotte noch deutlicher dafür, daß sehr verschiedene Zeiten ihre Reste hinterlassen haben. Hier werden Formen von Scherben beschrieben, deren Gegensatz zu jeder sonst in Nordafrika vorkommenden Keramik auffällt. Es ist schon bemerkenswert, daß einige Gefäße „auf der Scheibe hergestellt zu sein scheinen", und sehr bedauerlich, daß dieses nicht mit Sicherheit festgestellt werden konnte. Wenn uns sonst von neol. oder auch späteren Gefäßen berichtet wird, ist stets betont, daß sie handgemacht sind. Ein Teil der Scherben aus der Troglodyten-Grotte hat einen stark glänzenden („vernissé") Überzug, der vom Brand herstammen soll, andere sind aus rotem Ton mit starkem Glimmerzusatz, innen schön rot gestrichen. Die Gefäßwände sind 6—10 mm dick, doch kommen sehr viel feinere Stücke vor. Die Formen (Tf. 78a 1—5) sind langgezogen, beutelartig, stets ohne Standfläche, zum Teil mit ausgesprochener Lippe, „Tulpenbecher". Sie haben Schnurösen oder auch nur Wülste, die eine umgeschlungene Schnur vor dem Abrutschen bewahren. Auch eine solche rotschwarze Keramik ist mir sonst aus Nordafrika nicht bekannt. Sie erinnert an die schönen rotschwarzen äg. Vasen der Frühzeit (s. Vase C § 8) oder stärker noch an nubische Erzeugnisse (s. Vase D § 3). Ebenso auffallend wie die Herstellungstechnik dieser Keramik ist die Art ihrer Verzierung. Neben den einfachen Ritzmustern und Ornamenten durch Nageleindrücke kommt eine andere Art vor, die die Ausgräber *sculpté* nennen. Sie besteht aus horizontalen oder vertikalen Wülsten, die dem Gefäß aufgelegt sind, so daß eine Riefelung entsteht. Wieder wird man stark an nubische Keramik erinnert, an die glänzend polierten geriefelten Vasen von Kerma aus der Zeit des MR (Tf. 89e). Auch diese sind im Gegensatz zur übrigen nubischen handgemachten Keramik Scheibenarbeit.

Dr. Bleicher *Recherches d'archéologie préhistorique dans la Province d'Oran et dans la partie occidentale du Maroc* Matériaux 10 (1875); F. Doumergue und Poirier *La grotte préhistorique de l'Oued Saida* Société de géographie et d'archéologie de la Province d'Oran 14 (1894); M. F. Doumergue *La grotte préhistorique de la Forêt à Oran* Société de géographie d'Oran 27 (1907); ders. *La grotte de la Guethna (Commune de Lourmel, Dép. Oran)* ebd. 43 (1923); ders. *La grotte du ciel ouvert à Oran* Association française pour l'avancement des sciences. Pau 1892 Teil 1; St. Gsell *Histoire ancienne de l'Afrique du Nord* I Paris 1913; Lenez *A propos des pointes de flèches à tranchant transversal* L'Homme préh. 8 (1910); M. P. Pallary *Monographie paléoethnologique de l'arrondissement d'Oran* Société d'anthropologie de Lyon 11 (1892) Séance du 3 décembre; ders. *Instructions pour les recherches préhistoriques dans le nordouest de l'Afrique* Algier 1909; ders. *Etat du préhistorique dans le département d'Oran* Association Française pour l'avancement des sciences. Marseille 1891 Teil 1 S. 254; ders. und P. Tommasini *La grotte des troglodytes (Oran)* ebd. 1891 Teil 2 S. 633; G. Reisner *Kerma* Harvard African Studies 5/6 (1923).

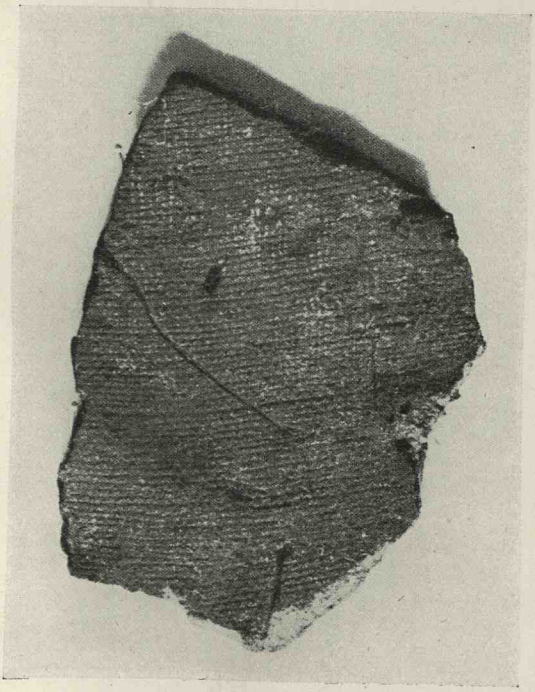
§ 4. Die jüngeren Wohnhöhlen: die Grotte von Rio Salado, von Ali Bacha, die Bären-Grotte bei Constantine, die Schneckenhaufen-Grotte bei Belezma, die Grotte von La Forêt u. a. enthalten geflügelte und gestielte, beiderseitig sehr fein bearbeitete Pfeilspitzen, gut geschliffene Beile, reiche Knochen-Industrie, aber keine mikrolithischen Silexe mehr. Die Keramik (Tf. 77g, 81) hat noch immer Ritzverzierungen, sie ist meist so zerschlagen, daß sich über ihre Form wenig sagen läßt, doch scheinen große Gefäße mit Schnurösen und Henkeln zum Aufhängen verbreitet gewesen zu sein, ähnlich dem, welches bei Arkole (Batterie espagnole, Oran) gefunden wurde (Tf. 87i). Eine Tasse (Tf. 89b) aus der Grotte von La Forêt bei Oran ist bis jetzt ein Unikum. Neben dieser groben Keramik findet sich eine feinere, die mit einem roten Farbüberzug versehen ist. Endlich gab es in der Bären-Grotte Gefäßscherben (Tf. 80c) einer Art, wie sie in den s. Gegenden der Sahara häufig ist, und die man in Europa als Matten- oder Binsenkeramik (s. Rhinluch) bezeichnet. Sie wird hergestellt, indem der weiche Ton in einen Korb aus Flechtwerk gedrückt wird, dessen Muster sich dann fest auf der Oberfläche des entstehenden Gefäßes abdrückt. In den Küstengebieten scheint sie sonst nicht heimisch gewesen zu sein, wenigstens



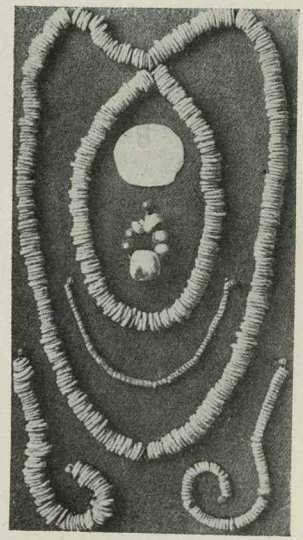
a



b



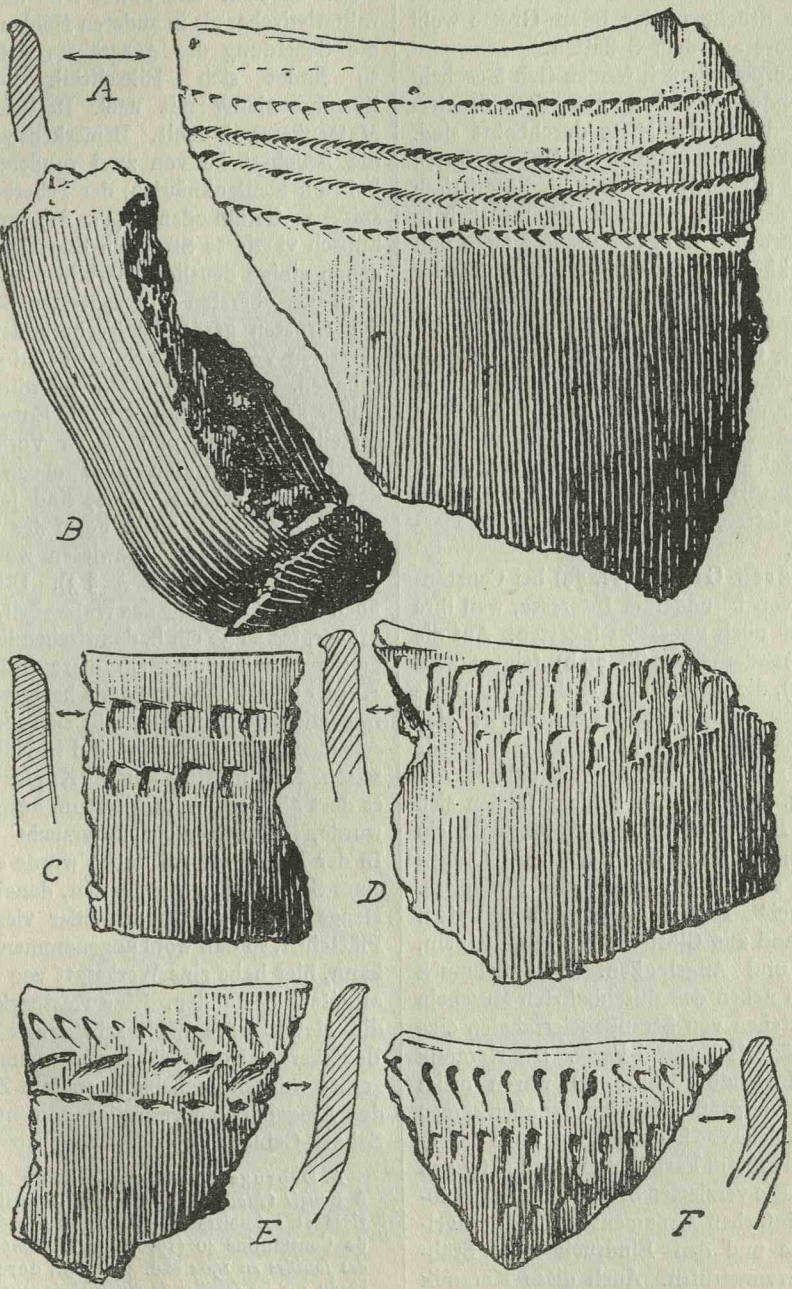
c



d

Tunis B. Neolithikum

a, b. Pfeilspitzen aus der Nord-Sahara. $^1/_2$ n. Gr. Nach Foureau. — c. Topfscherbe mit Mattenabdruck aus der Bären-Grotte bei Constantine. — d. Ketten aus Straußeneierschalen. — Nach Gautier.



Tunis B. Neolithikum

Neolithische Scherben von Redeyef.

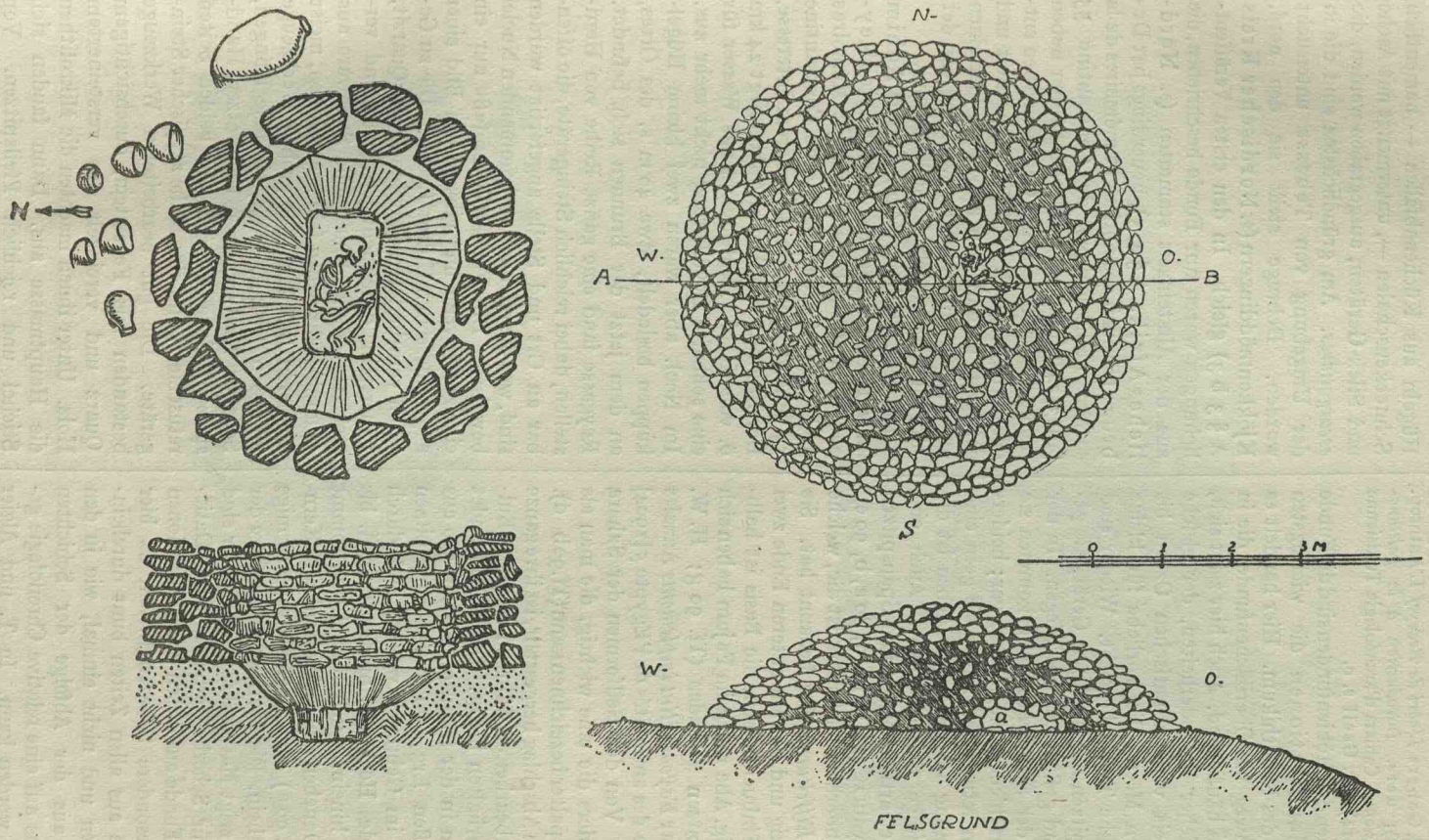
ist mir bisher kein anderer Fund solcher Keramik von dorther bekannt. So kann man die Stücke in der Bären-Grotte wohl für Import aus dem S halten.

Als Körperschmuck fanden sich Muscheln und runde Plättchen aus Straußeneierschalen, die in der Mitte durchbohrt sind. Diese Plättchen wurden zu langen Ketten vereinigt (Tf. 80d). Sie sind charakteristisch für Funde in T., Algier und namentlich in der Sahara, im W in der Provinz Oran und in Marokko sind sie seltener. Straußeneier haben in dem Inventar des Neolithikers überhaupt eine große Rolle gespielt. Sie haben als Gefäße gedient, in denen gekocht wurde, wie die stark durch Feuer kalzinierten Stücke in den Grottenfunden beweisen. Wie die primitive Keramik hat man auch sie mit einfachen Strichmustern verziert. Auch in den jüngeren Grotten finden sich menschliche Skelettreste unter der Menge der Tierknochen.

Die Bären-Grotte (Tf. 79) bei Constantine ist von besonderem Interesse, weil ihre Schichten noch ungestört lagerten. Auf die oberste moderne (1; Tf. 79b) folgten zwei (2 und 3), die neol. Funde enthielten. Beide zusammen waren 60—80 cm stark; eine 90 cm mächtige Schicht ohne arch. Funde trennte sie von der unteren paläol. Ablagerung. In der neol. Schicht fanden sich polierte Beile, zwei davon Walzenbeile, ein anderes ganz flach, dann Kratzer, Klingen und nur eine sehr rohe gestielte Pfeilspitze. Die Knochen-Industrie war reich vertreten. Sie bestand aus Glättern, Spitzen, Meißeln, Nadeln und Angelhaken. Von Schmuck fand sich neben den durchbohrten Muscheln und Plättchen von Straußeneierschalen eine schön geäderte Karneol-Perle. Die Keramik zeigte Mattenabdrücke. Es waren meist Scherben von großen Gefäßen, daneben kamen seltener solche von kugeligen vor, auch Vasenstücke mit rotem Farbüberzug sind gefunden worden. Die verzierten Stücke zeigten die üblichen einfachen Ornamente, durch Nageleindrücke und den Eindruck eines Stäbchens hervorgerufen. Auch diese Keramik war handgemacht und schlecht gebrannt. — Erwähnt seien noch die Funde aus dem Abri von Redeyef in Tunis, unweit von Gafsa, weil nach ihnen zuweilen die neol. Kultur Nordafrikas Redeyef-Kultur genannt wird. Dies scheint mir kein glücklicher Name zu sein. Die Funde sind nicht charakteristischer als in anderen Höhlen. Wenn die Scheidung des Ausgräbers richtig ist, so findet sich Mikrolithik nicht im Zusammenhang mit neol. Resten. Auch Mattenkeramik fehlt. Bemerkenswert sind die Bruchstücke von zwei runden, durchbohrten Keulenknäufen, der Scherben eines spitzen Gefäßbodens (Tf. 81) und sehr hübsch verzierte Straußen-Eierschalen, von denen einige deutlich Tierbilder tragen.

In den obersten und spätesten Schichten der Grotten gerät die Technik der Steingeräte in Verfall. Die Spitzen sind grob zugehauen. Die plumpsten allerdings, die früher an das Ende der neol. Entwicklung gestellt wurden, und deren Vorkommen durch das Auftreten einer neuen Rasse, der Berber, erklärt wurde, sind jetzt von M. Reygasse einer afrik. Form des Moustérien, dem Atérien, zugewiesen worden (s. Nördliches Afrika A § 3). Die Beile, noch immer meistens das Walzenbeil, werden größer, bis zu 30 cm l., dazwischen liegen die ersten Metallfunde. Ob diese Stücke aus Kupfer und Bronze im Lande hergestellt oder importiert worden sind, läßt sich nicht entscheiden. Kupferminen sind in Nordafrika selten. Nur im Atlas kommt Kupfer vor, ob es dort aber schon im Altertum ausgebeutet wurde, ist noch nicht untersucht worden. In der Höhle von Ali Bacha wurde der Rest eines Schmelztiegels gefunden, daneben eine Menge Kupfer in runden oder viereckigen Plättchen, so daß wohl angenommen werden kann, hier habe eine Werkstatt von Kupferarbeitern bestanden. Eine Kostbarkeit sind die Metallgeräte noch sehr lange für die Bevölkerung Nordafrikas gewesen, und Steingeräte wurden noch bis in spätere Zeit von den Eingeborenen verfertigt, namentlich im Sahara-Gebiet.

A. Debruge *La station quaternaire Ali Bacha à Bougie (Moustérien en place)* Recueil des notices et mémoires de la Société Archéologique de Constantine 40 (1906); ders. *Compte rendu des fouilles en 1904* ebd. 39 (1905); ders. *Compte rendu sur les fouilles de divers abris sous roche des Aiguades, Bougie* ebd. 37 (1903); ders. *La Grotte des ours* ebd. 42 (1908); *La préhistoire dans la commune mixte de Belezma* ebd. 55 (1923); Doumergue *Le cimetière des Escargots. Foyer littoral préhistorique de Coralès* Soc. de géogr. d'Oran 41 (1921); ders. *Nouvelles contributions préhistori*



a b

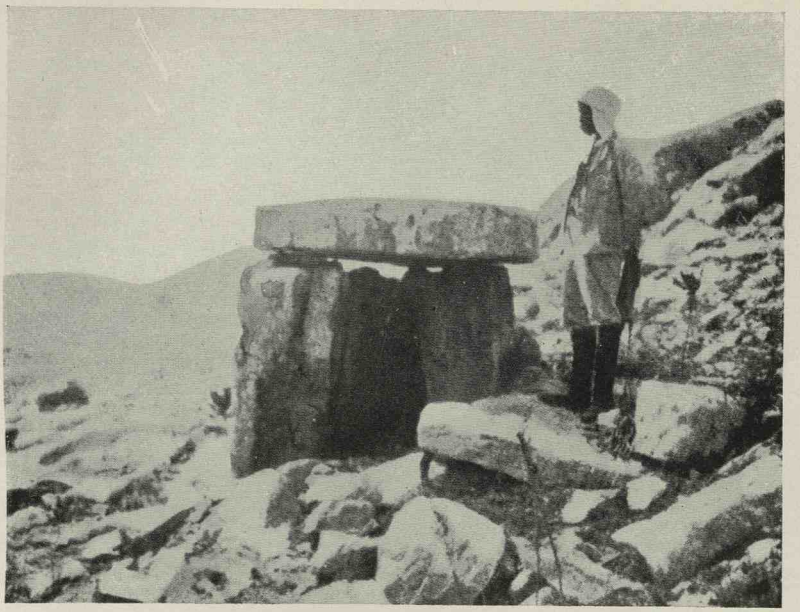
Tunis B. Neolithikum

a. Grab der nubischen C-Gruppe. Nach Junker. — b. Kleinafrikanischer Packbau. Nach Frobenius.

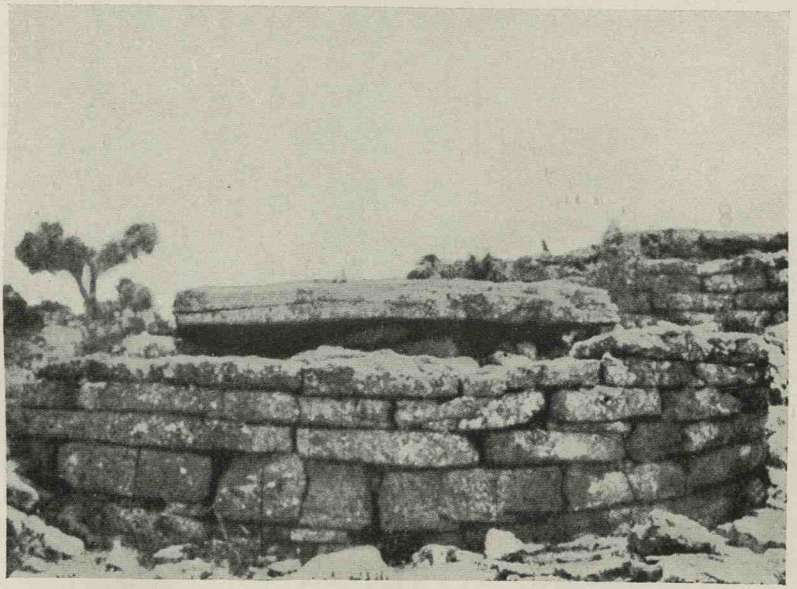
ques de la Province d'Oran ebd. 25 (1905), 39 (1919); E. Gobert *L'abri de Redeyef* L'Anthrop. 23 (1912); ders. *Introduction à la palethnologie tunisienne* Cahiers d'archéologie Tunisienne NS 2 (1914); St. Gsell s. o.

§ 5. Neben den Höhlenfunden sind die Funde der Freilandstationen die wichtigsten Überreste des Neolithikum. Hier handelt es sich durchweg um Oberflächenfunde, die in Nordafrika häufig sind. Auch hier zeigt sich, trotz örtlicher Besonderheiten, der gleiche Formenkreis vom Atlantischen Ozean bis zum Roten Meer. Die Vorliebe für kleine und zierliche Typen herrscht. Wieder sind die Pfeilspitzen das häufigste Gerät, die gestielten und geflügelten überwiegen. In der Blütezeit der Steinbearbeitung kommen sie in den verschiedensten Abarten vor; beiderseits schön retuschiert, zeigen sie gern eine feine Zahnung am Rande. Daneben ist die querschneidige Spitze beliebt. Auch einfache lanzettartige Formen und Spanspitzen wurden benutzt (Tf. 77 h—o, 80 a, b, 90 e). Eine Besonderheit der Sahara ist die, welche Flamand *Eiffelturmspitze* benannt hat. Sie ist dreieckig und hat am unteren Ende zwei kräftige Einbuchtungen, die Basis ist halbkreisförmig. Abe rauch im Fajum haben sich solche Spitzen gefunden (Tf. 90 g; H. W. Seton Kar *Fayoom flint implements* Annales du service des antiquités de l'Egypte 5 [1904] Tf. 17, 3). Von den Beilformen der Sahara ist besonders die eine wichtig, die man als Scheibenspalter bezeichnen kann (Tf. 90 b—d). Aus einem Abschlag hergestellt, ist ihre ganze Oberseite bearbeitet, während die glatte Bulbusseite erhalten bleibt. Dieses Beil findet sich schon in der frühneol. Station 350 aus dem Großen Erg, wo noch Handspitzen (Tf. 90 f) im Gebrauch waren, und durch die Zeit des Hochneol. hindurch, in Ä. bis ins Äneol. hinein. Auch in Palästina kommt sie vor. Daneben gibt es Walzenbeile, Kernbeile (Tf. 90 a) und flache, trapezförmige aus Grünshein. Die überwiegende Menge der Keramik zeigt Mattenabdrücke. Leider sind überall nur Scherben erhalten. Die Datierung der Funde aus diesen Freilandstationen macht besondere Schwierigkeiten, da hier die Reste aus allen Zeiten bunt durcheinanderliegen und nicht einmal, wie in den Höhlen, aus der Abfolge der Schichten wenigstens auf eine relative Chronologie geschlossen werden kann. In T. und Algier sind besonders von Debruge eine Reihe von Hügeln aus Küchenabfällen — namentlich Schneckenschalen —, untermengt mit Asche und Silex-Geräten, ausgegraben worden, die *escargotières*. Am gründlichsten sind die in der Umgebung von Tebessa untersucht worden. Debruge stellt sie den nord. Kjökkenmöddingern (s. Nordischer Kreis A § 3 b 3) gleich. In den ersten Veröffentlichungen waren nur Funde beschrieben, die aus der Altsteinzeit stammten (s. Nördliches Afrika A § 4, 5), neuerdings hat Debruge (Recueil des notices et mémoires de la société archéologique de Constantine 55 [1923/24]) in einem Schneckenhaufen neben schönen Mikrolithen auch Gefäßscherben entdeckt, ferner neol. Pfeilspitzen, gestielt und geflügelt, so daß man also auch hier einen ungestörten Ablauf der Entwicklung von der Alt- zur Neusteinzeit feststellen kann.

Die neol. Freilandstation Abd el Adhim im w. Teil des Großen Erg, die Maurice Reygasse im Recueil des Notices et Mémoires de la Société archéologique de Constantine 55 behandelt, ist von besonderem Interesse. Der Brunnen von Abd el Adhim liegt 24 km ö. von Ksabi. Heute reicht das Wasser für eine seßhafte Bevölkerung nicht mehr aus. Im Neol. aber waren zwei kleine Hügelkuppen besiedelt, etwa 40 m s. des Ortes, an dem jetzt der Brunnen sich befindet. Reygasse fand eine ganze Reihe von Herdstellen, dabei reichlich Steingeräte, die offenbar an Ort und Stelle angefertigt worden sind, was die reichlich vorkommenden Nuclei beweisen. Die Fundstelle umfaßt nur ein einziges Niveau und gibt so das Bild einer abgeschlossenen Kultur-Epoche. Die zu Geräten verarbeiteten Gesteine waren Quarzit, Feuerstein, durchsichtiger Quarz und versteinertes Holz. Eine grobe Steinware aus Quarzit steht neben fein bearbeiteten, meist kleineren Stücken. Die groben Werkzeuge umfassen Diskus, große, einfache Klingen, Schaber, Kratzer, einen Kielkratzer, Handspitzen, dicke Klingen, auf beiden Seiten retuschiert, und eine Reihe atypischer Steingeräte. Die gut bearbeiteten Werkzeuge bestanden aus Feuerstein, durchsichtigem Quarz und vereinzelt aus versteinertem Holz. Unter ihnen machten die Mikrolithen die Hauptmasse aus. Dann fanden sich Stichel und reichlich Pfeilspitzen. Von



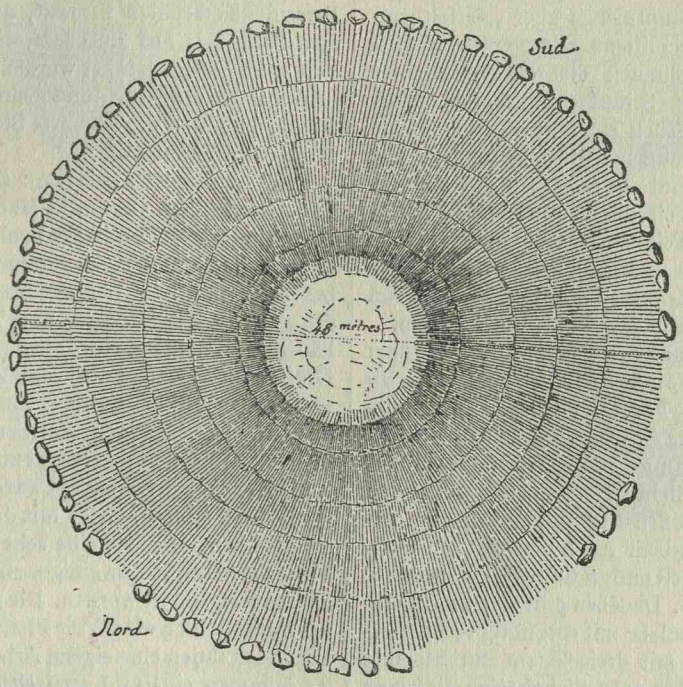
a



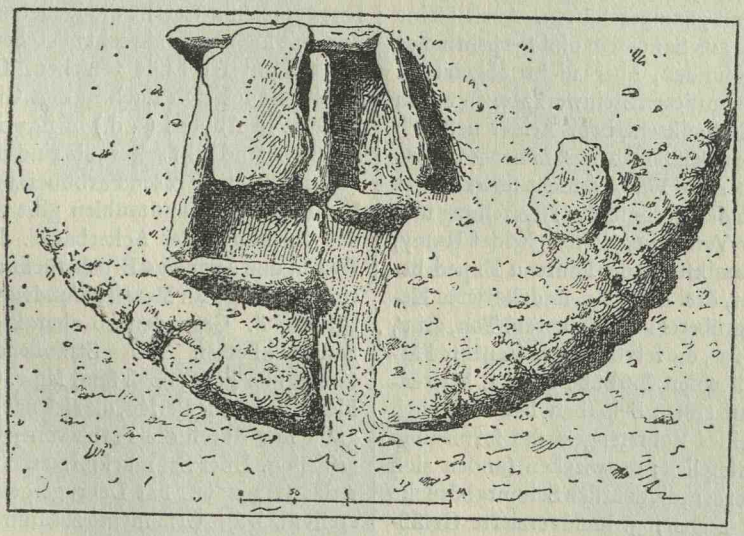
b

Tunis B. Neolithikum

a. Kleinafrikanischer Dolmen. — b. Kleinafrikanische Bassina. — Nach Frobenius.



a



b

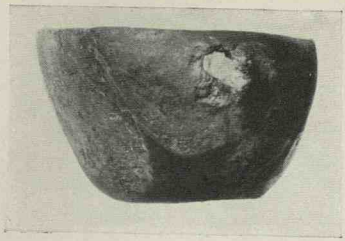
Tunis B. Neolithikum

a. Tumulus von Mzora (Marokko). Nach Bleicher. — b. Doppeldolmen von Enfida. Nach Hamy.

diesen war nur die eine gestielt, einige geflügelt, die Hauptmenge aber „Eiffelturmspitzen". Geschliffene Steingeräte fehlten ganz. Als Schmuck dienten durchbohrte Plättchen aus Straußeneierschalen. Auch ein größeres Stück einer gravierten Schale von einem Straußenei wurde gefunden. Die Keramik bestand aus Scherben mit Mattenabdrücken. Weil die beschriebenen Steingeräte zum Teil noch sehr altertümliche Formen zeigen und geschliffene Steine ganz fehlen, setzt Reygasse die neol. Station von Abd el Adhim in das frühe Neolithikum.

Die Funde aus den Freilandstationen der nördlichen Sahara (Tf. 77a—d. f, 78b—e, 80a. b), die Foureau auf seiner Durchquerung der Sahara entdeckt hat, liegen in großen „Ateliers" zusammen. Es sind die letzten Überreste steinzeitlicher Dörfer, die einst in den Tälern des Großen Erg und auch noch s. davon gelegen haben. Auch hier machen Pfeilspitzen, geflügelt und gestielt, die Hauptmasse der Funde aus. Daneben gibt es Klingen einfachster Art, solche mit sorgfältig retuschierten Rändern, mit dreieckigem Durchschnitt und mit Einkerbungen, Sichelsteine mit feinen Zähnen, die z.T. die Spuren langen Gebrauches zeigen, Schaber, Lanzenspitzen und Beile, letztere halb und ganz geschliffen. Auch kleine Steingefäße aus Sandstein und Serpentin hat Foureau gefunden, aber nicht abgebildet. Zwischen allen diesen Steinwerkzeugen waren reichlich Keramikscherben. Leider ließ sich kein einziges Gefäß mehr zusammensetzen, so daß wir über die Formen nicht unterrichtet sind. Nach der Technik der Herstellung und der Art der Verzierung unterscheidet Hamy, der die Keramikfunde der Foureau-Exped. bearbeitet hat, drei Arten: 1. undekorierte Keramik aus gröberem und feinerem Ton, grau, braun und rot, die letzteren erhalten ihre Färbung durch einen Farbüberzug; 2. Mattenkeramik, an einem Scherben ließ sich noch der Rest eines Rohrstengels des formenden Korbes feststellen; dazwischen fanden sich einige Scherben, die deutlich Schnurabdrücke (Tf. 78e) zeigen; 3. handverzierte Gefäßscherben mit geometrischen Mustern einfachster Art, Nageleindrücken, Grübchen. Solche Verzierungen finden sich auch zuweilen auf den Rändern der Mattenkeramik. Also auch hier die gleichen Arten, wie wir sie schon aus den Grotten kennen. Als Schmuck wurden wieder kleinere oder größere Scheibchen aus Straußeneierschalen benutzt, daneben fand sich Schmuck aus Muscheln, die manchmal von weit her eingeführt wurden; so hat man in der Sahara auch Nilmuscheln festgestellt. Ferner kommen durchbohrte Steine und einzelne Glasperlen vor.

Die Halbinsel Cap Blanc an der Küste des Atlantischen Ozeans in Marokko ist eine besonders reiche Fundstelle neol. Altertümer. Eine große Sammlung davon hat Mme. Crova beschrieben. Die Typen der Steingeräte sind die gleichen wie in Algier und T., Beile sind häufiger als sonst in Nordafrika. Ihre geringe Größe fällt auch hier auf. Das Walzenbeil ist vorherrschend, es kommen auch jene ganz kleinen, trapezartigen Formen vor — das kleinste Beil von Cap Blanc ist nur 2,2 cm l. —, wie sie bis nach Ä. hin beliebt waren. Reich vertreten sind auch Paletten mit dazugehörigen Reibsteinen. Hier ist eine sehr grobe, runde Form die häufigste, an einigen sind noch Farbspuren festgestellt worden. Die größte Menge der Funde bilden wieder die Pfeilspitzen. Mme. Crova hat ihnen eine eigene Arbeit gewidmet. Es kommen ein- und zweiseitig bearbeitete Stücke vor, querschneidig, gestielt und geflügelt, am Rande oft leicht gezahnt. Eine besondere Abart stellt die Hellebardenspitze dar, mit kleinen, senkrecht abstehenden Spitzen am unteren Ende versehen. Der gleiche Typus findet sich auch in den Gräbern der 1. Dyn. in Abydos (s. d.) in Ägypten. Topfscherben sind sehr selten, sie sind schmucklos und zeigen einen roten Farbüberzug. Das Vorkommen von Handmühlen gibt den Beweis der Ausübung des Ackerbaues. Ein kleiner Haken und 4 winzige Bruchstücke aus Kupfer sind alles, was an Metall gefunden wurde. Die für die ö. Gegenden so charakteristischen Schmuckketten aus Straußeneierschalen fehlen hier ganz, doch fand Mme. Crova drei kleine steinerne Perlen, die sich nach ihrer Angabe nur durch die Farbe von jenen unterschieden. Über Schmuckformen, auch in den Atlas-Gegenden, hat Debruge gearbeitet, er stellt auch alle Ornamente zusammen, die auf Straußeneierschalen vorkommen (Tf. 78h). Leider geht er auf die figürlichen Darstellungen nicht ein, die ähnlich, wie auch im vorgesch. Ägypten, auf Eierschalen eingeritzt wurden, weil diese größeren Scherben nicht zum Schmuck gehören. Inwieweit



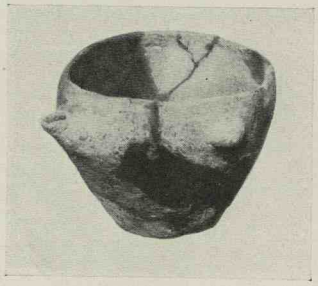
a



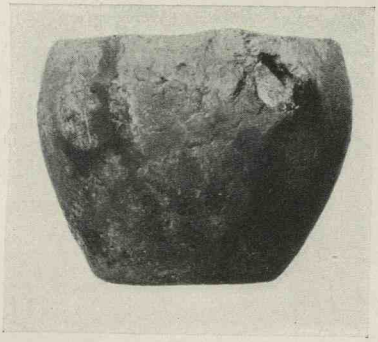
b



c



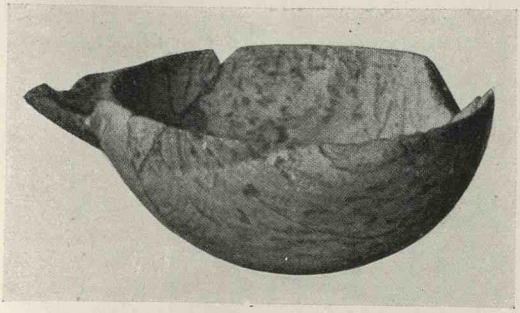
d



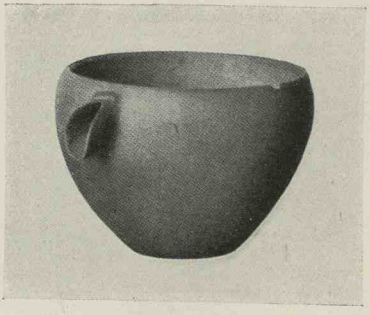
e



f



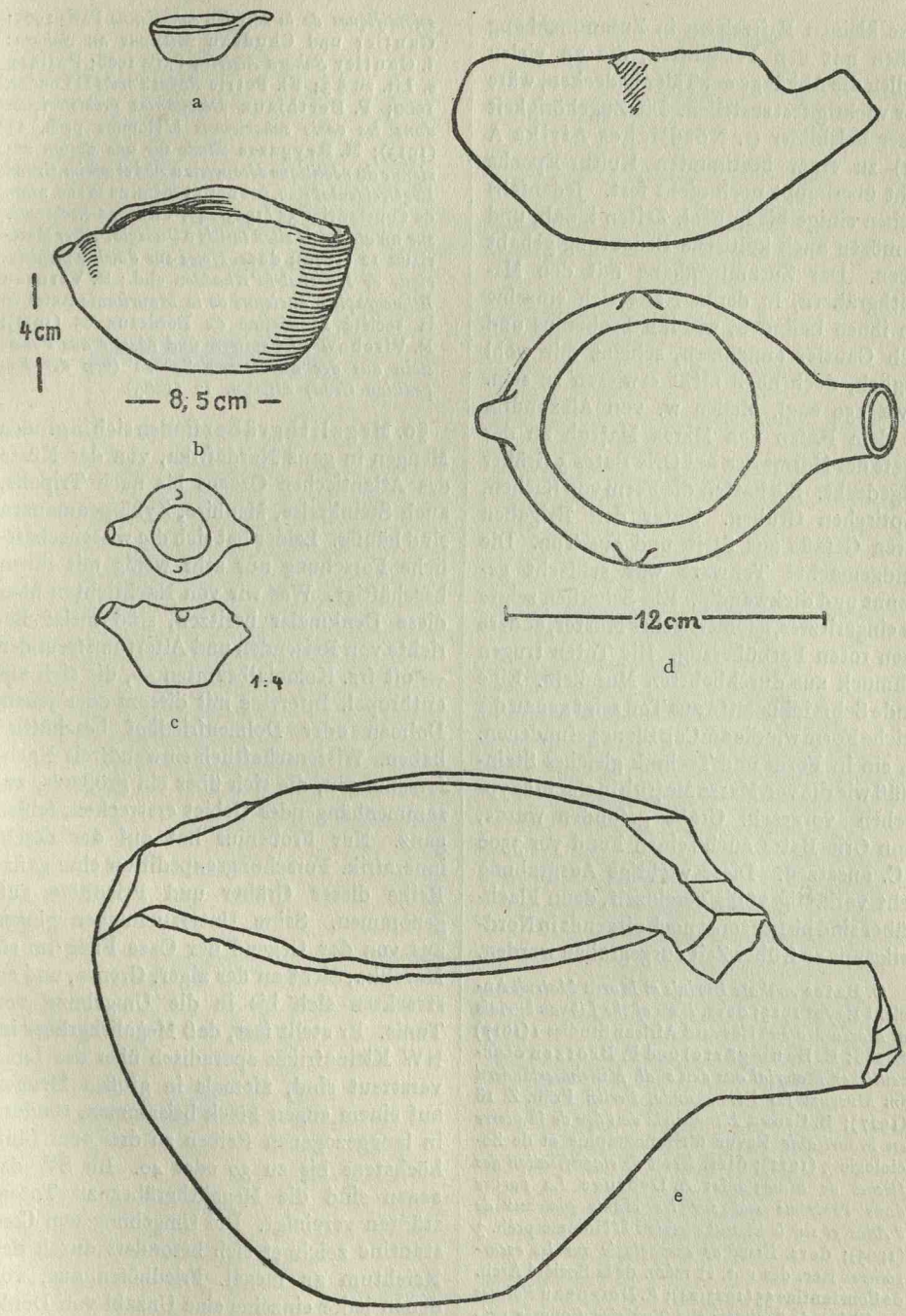
g



h

Tunis B. Neolithikum

a—f. Tönerne Schnabelnäpfe. Ain Riram. — g, h. Steinerne Schnabelnäpfe. Ägypten. Etwa $^1/_3$ n. Gr.



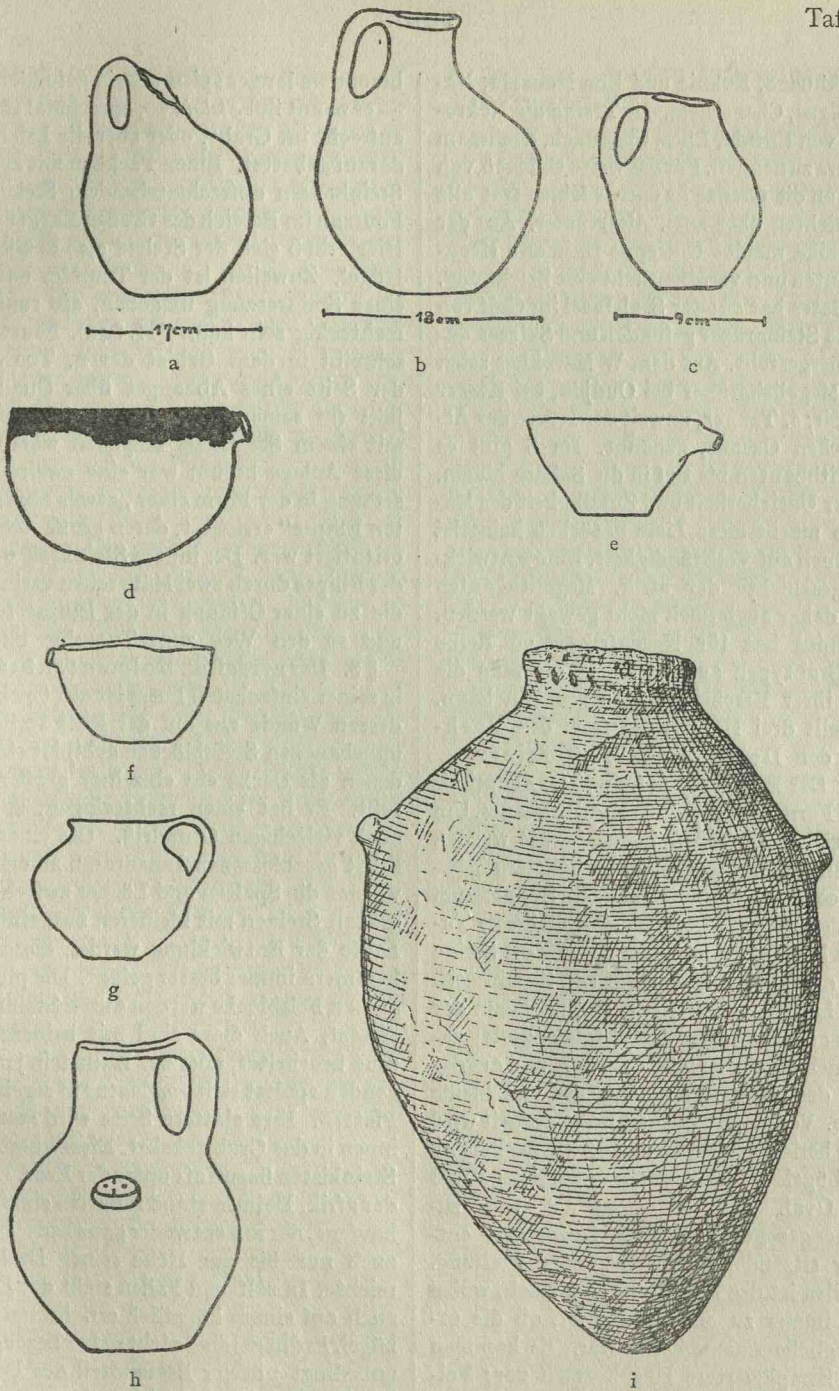
Tunis B. Neolithikum

Tönerne Schnabelnäpfe aus Megalithgräbern: a. Roknia. Nach Faidherbe. — b. Enfida. Nach Rouire. — c. Dougga. Nach Cartailhac. — d. Roknia. Nach Bourguignat. — e. Guyotville. Nach Bonstetten.

diese kleinen Kritzeleien in Zusammenhang stehen mit den Felsbildern, die an vielen Stellen die Abhänge der Täler bedecken, wäre sehr wichtig festzustellen. Die Zugehörigkeit dieser Felsbilder (s. Nördliches Afrika A § 7) zu einer bestimmten Kultur-Epoche steht überhaupt noch nicht fest. Jedenfalls reichen einige bis in neol. Zeiten hinab, und sie mögen auch kultische Bedeutung gehabt haben. Der Zusammenhang mit den Megalithgräbern, in deren Nähe sich einzelne von ihnen befinden, wie ihn Frobenius und auch Gautier annehmen, scheint mir wohl möglich, doch noch nicht erwiesen zu sein. Etwa 150 engl. Meilen w. von Alexandria bei dem Hafen von Marsa Maṭruḥ an der Küste der Marmarica hat Oric Bates 5 Gräber aufgedeckt. Sie hatten die Form von flachen, elliptischen Gruben. Unter den Beigaben waren Gefäße aus Stein und aus Ton. Die handgemachte Tonware war schlecht gebrannt und dickwandig. Ein Scherben zeigte ein eingeritztes, geometrisches Muster, andere einen roten Farbüberzug. Die Toten trugen Schmuck aus durchbohrten Muscheln. Eine runde Schminkpalette aus Ton zeigt genau die gleiche Form wie die am Cap Blanc gefundenen. Da ein in Form und Technik gleiches Steingefäß wie die von Marsa Maṭruḥ in einem ägyptischen vorgesch. Grabe gefunden wurde, kann Oric Bates auch seinen Fund vor 3500 v. C. ansetzen. Diese wichtige Ausgrabung steht vorläufig völlig vereinzelt, denn Flachgräber sind bisher sonst noch nirgends in Nordafrika aus so früher Zeit ausgegraben worden.

O. Bates *Archaïc Burials at Marsa Maṭruḥ* Ancient Egypt 1915; ders. *Date of the Libyan burials at Marsa Maṭruḥ* Harvard African Studies 1 (1917) S. 288; E. Baumgärtel und F. Brotzen *Steinzeitliches Material aus den südl. Mittelmeerländern im Museum für Völkerkunde, Berlin* Präh. Z. 18 (1927); B. Crova *L'industrie de l'âge de la pierre en Mauritanie* Revue d'Ethnographie et de Sociologie 3 (1912); dies. *Essai de classification des flèches de Mauritanie*; A. Debruge *La parure dans l'extrême sud sur les Hauts plateaux de l'Atlas et sur le littoral algérien* L'Homme préh. 3 (1905); ders. *Essai de chronologie sur les escargotières* Rec. des not. et mém. de la Société Arch. de Constantine 55 (1923/24); A. Doigneau *Pointes de flèches de l'extrême sud Tunisien* Congrès préhistorique Autun 3 (1907); G. B. M. Flamand *Pointes de flèches néolithiques en forme de „Tour Eiffel" de l'Aoulef (Sahara)* Bulletin de la société préhistorique de France 1909; ders. *Nouvelles recherches sur le préhistorique dans le Sahara et dans le Haut-Pays Oranais*; Foureau *Documents scientifiques de la Mission saharienne* Paris 1905; Gautier und Chudeau *Missions au Sahara*: I. Gautier *Sahara Algérien* Paris 1908; Pallary s. Lit. zu § 3; Fl. Petrie *Royal Tombs* II London 1900; P. Berthiaux *Découvertes préhistoriques dans les oasis sahariennes* L'Homme préh. 11 (1913); M. Reygasse *Etude sur une station ancienne du néolitique découverte à Abd el adhim, Grand Erg Occidental* Rec. des not. et mém. de la soc. arch. de Constantine 55 (1923/24); Thomas *Recherches sur un atelier de silex taillés à Ouargla. Alger* Matériaux 12 (1876); ders. *Notes sur l'atelier préhistorique de Hassi-el-M'Khadden* ebd.; R. Verneau *Ethnographie ancienne de la Mauritanie* Actes de la société Linnéenne de Bordeaux 65 (1911); R. Virchow *Pfeilspitzen und Messer aus Feuerstein aus der algerischen Sahara (von der Expedition Grad)* ZfEthn. 17 (1885).

§ 6. Megalithgräber finden sich in großen Mengen in ganz Nordafrika, von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Tripolis, auch Steinkreise, Menhire, Zyklopenmauern sind häufig. Leider hat sich die wissenschaftliche Forschung nur sehr wenig mit ihnen beschäftigt. Was wir von Nachrichten über diese Denkmäler besitzen, sind meist Berichte von Reisenden und Altertumsfreunden — oft frz. Kolonialbeamten —, die sich aus anthropol. Interesse mit diesem oder jenem Dolmen oder Dolmenfriedhof beschäftigt haben. Wissenschaftlich einwandfreie Nachforschungen, die sich über ein größeres, zusammenhängendes Gebiet erstrecken, fehlen ganz. Nur Frobenius hat auf der dtsch. innerafrik. Forschungsexpedition eine ganze Reihe dieser Gräber und Friedhöfe aufgenommen. Seine Untersuchungen gingen aus von der Gegend der Oase Figig im sö. Marokko, dicht an der alger. Grenze, und erstreckten sich bis in die Umgebung von Tunis. Er stellt fest, daß Megalithgräber im NW Kleinafrikas sporadisch über das Land verstreut sind, niemals in großen Mengen auf einem engen Fleck beisammen, sondern in langgezogenen Reihen zu drei oder fünf, höchstens bis zu 30 oder 40. Im SW dagegen sind die Megalithgräber zu Totenstädten vereinigt. Die Umgebung von Constantine zeichnet sich besonders durch den Reichtum an megal. Friedhöfen aus, von denen jeder einzelne eine Unzahl von Denkmälern (bis weit über 1000) enthält. Über diese Totenstädte sind wir auch aus den frz. Arbeiten verhältnismäßig am besten unterrichtet. Die wichtigsten liegen bei Ain Riram (von Frobenius untersucht), Bou Merzouk,



Tunis B. Neolithikum

a—c. Henkelkannen. Dolmen von Roknia. Nach Bourguignat. — d—f. Tönerne Schnabelnäpfe. Ägypten (d. von der schwarzgebänderten Sorte). $^1/_6$ n. Gr. — g. Henkelkanne. Megalithgrab bei Dougga. $^1/_4$ n. Gr. Nach Cartailhac. — h. Henkelkanne. Dolmen von Roknia. Nach Faidherbe. — i. Großes Gefäß mit spitzem Boden, Arcole (Batterie espagnole), Prov. Oran. $^1/_4$ n. Gr. Nach Doumergue.

Ischukhuane, Roknia und Bou Nouarra, Nador, Sigus, Chenschela. In T. sind die Nekropolen von Enfida, Elles, Chaouach, Hammam el Sukra zu nennen. Für das weite Gebiet ö. von T. bis an die Grenze Ägyptens fehlen fast alle Nachrichten über neol. Altertümer. Aus der Cyrenaika meldet Guiseppe Haimann Megalithbauten und veröffentlicht eine Zeichnung. Oric Bates hat auf der Seal-Insel im Golf von Bomba Steingräber gefunden und Skizzen danach hergestellt. Aus dem W Marokkos seien noch Megalithgräber bei Oudjda, bei Kasser el Kebir, s. Tanger, unweit der Küste des Atlantischen Ozeans, genannt. Im S gibt es Megalithbauten bis tief in die Sahara hinein. Bei der Unsicherheit und Zufälligkeit des Materials macht diese Liste natürlich keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Eine Entwicklungsgeschichte der afrik. Megalithbauten kann daher auch noch nicht gewagt werden. Frobenius hat für Nordafrika eine Reihe von Grabtypen aufgestellt, in die man die Fülle ihrer Erscheinungen einordnen kann. Er stellt drei Hauptarten fest: den Packbau, den Dolmen und die Bassina.

§ 7. Der Packbau (Tf. 82 b) ist die primitivste Form des nordafrik. Megalithbaues. Um die Leiche des Verstorbenen herum wurden sorgfältig Steine gelegt, die sie vollständig bedeckten. Dann wurde darüber ein Steinhaufen aufgeschüttet. Wesentlich ist, daß dieser Tumulus keine Innenstruktur hat. Da die Steine über der Leiche keinen eigenen Zusammenhang hatten, stürzten sie ein, nachdem der Körper sich aufgelöst hatte. Infolgedessen gaben auch die übrigen Steine nach, und auf der Höhe des Steinhaufens entstand eine kleine Mulde. Von dieser kleinen Besonderheit wird öfters berichtet. Der Grundriß des deckenden Steinhügels ist zumeist ein ungefähres Rund oder Oval. Die Leiche ist als stark zusammengezogener Hocker beigesetzt, entweder sitzend oder in liegender Stellung. Zuweilen ist der Hügel nur sehr flach, wobei nicht immer zu entscheiden ist, ob die ursprüngliche Anlage höher war. Es kommen auch kompliziertere Hügelformen vor; Voinot beschreibt Tumuli aus der Umgebung von Oudjda, die rechteckig und halbkreisförmig sind, oder solche, von deren Mittelpunkt zwei Arme ausgehen, so daß eine V-förmige Figur entsteht. Frobenius gibt an, daß sich in manchen Fällen bei dem Skelett ein besonders langer spitzer Stein gefunden habe — er nennt ihn *Steloid* —, manchmal stand er aufrecht im Grabe, oder aber die Leiche war darauf gebettet. Einen Packbau mit auf dem Steinhaufen aufrechtstehendem Steloid hat Foureau im Bereich des Großen Erg gefunden. Hier erhob sich der Steloid 2,20 m über dem Hügel. Zuweilen ist der Tumulus noch von einer Steinsetzung umgeben, die rund oder rechteckig sein kann (Tf. 84a). Foureau beschreibt in dem Gebiet der n. Tuareg auf der Seite eines Abhanges über Quad Audjidit (in seiner Zone 10) Packbauten, die mit einem Steinkreis umgeben waren. Um diese Anlage herum war eine zweite Steinsetzung in der Form einer „etwas abgerundeten Ellipse" errichtet, deren große Achse ow. orientiert war. Der innere Steinkreis war mit der Ellipse durch zwei Mäuerchen verbunden, die zu einer Öffnung in der Ellipse führten und so den Weg zum Tumulus bildeten.

§ 8. Der nordafrik. Dolmen (Tf. 83a, 84b) in seiner einfachsten Form ist ein Grabraum, dessen Wände aus auf der Erde stehenden, unbehauenen Steinblöcken gebildet sind, auf denen als Decke ein einzelner großer Stein ruht. Er hat einen rechteckigen, zuweilen auch vieleckigen Grundriß. Um einen möglichst geschlossenen Innenraum zu erhalten, wurden die Spalten und Löcher zwischen den großen Steinen mit kleineren ausgefüllt. Im Laufe der Entwicklung werden diese Grabkammern immer besser gefügt. Die plumpen, groben Felsblöcke werden durch Steinplatten ersetzt. Auch diese sind mit keinem Werkzeug bearbeitet, aber der Kalkstein jener Gegenden spaltet sich von Natur in regelmäßige Platten. Ihre glattere Seite wird stets nach innen in das Grab gekehrt. Diese gutgefügten Steinkisten liegen oft unter der Erde. Ein Teil der afrik. Dolmen stand inmitten eines Steinhaufens, der ihn entweder ganz bedeckte oder auch nur bis zur Höhe seiner Deckplatte reichte. In seltenen Fällen steht der Dolmen auch auf einem künstlich errichteten Steinhügel. Erdhügel sind nicht sicher bezeugt. Ein unbedingt nötiger Bestandteil des Dolmens ist der Steinhaufen nicht. Der nordafrik. Dolmen ist im allg. klein, Frobenius gibt als Mittelmaß des Innenraumes gegen 1 m H., 1,20 m Br. und 1,75 m L. an, doch kommen auch bedeutend größere Exemplare vor. So erwähnt Feraud einen Dolmen bei Bou

Merzouk, dessen Deckstein 3,75 m l., 2,25 m br. und 0,45 m dick ist. Kobelt, der 1885 in Algier und Tunis reiste, beschreibt einen Dolmen bei Tiaret, dessen Deckplatte aus einem Stück sogar 19,5 m l. und 5,8 m br. gewesen sei. Seine Seitenplatten waren 2,85 m hoch. Neben den einfachen Dolmen kommen auch doppelte und dreifache vor. Es sind Grabbauten, die aus mehreren Kammern bestehen, welche entweder eine Langseite oder eine Langseite und eine Schmalseite gemeinsam haben. Carton beschreibt einen Doppeldolmen von Chaouach in Tunis. An eine lange, aufrechtstehende Platte sind drei andere im rechten Winkel zu ihr gestellt, die gleichen Abstand voneinander haben. Die mittelste dieser drei Platten bildet die gemeinsame Längswand beider Grabräume. Hamy hat bei Enfida in T. zwei dreifache und sogar einen sechsfachen Dolmen gefunden (vgl. Tf. 84 b). Diese Bauten haben aber nicht die gemeinsame Querwand, wie der Doppeldolmen aus Chaouach. Sie lagen unter einem Hügel, und ein Zugang aus unbehauenen, aufrechten Steinen führte an das Ende einer Langseite. Einen Dolmen mit Zuweg hat auch Frobenius in Bou Nouarra gefunden. Außer diesen Ganggräbern hat die Totenstadt von Enfida auch noch merkwürdige unterirdische Grabanlagen. Die in das Erdreich gegrabene Kammer ist mit Steinplatten ausgelegt. Zu ihr hinab führt ein Zuweg, der mit Stufen ausgestattet ist. Er trifft die Grabkammer an einer Seite der Längswand, die sich hier zur Grabkammer öffnet. Nach der Benutzung wurde die Kammerwand durch einen Aufbau aus kleineren Steinen geschlossen. Fast alle diese Gräber, auch solche, die nur Raum für eine Hockerleiche boten, enthielten Überreste von mehreren Leichen, sind also nacheinander zu verschiedenen Bestattungen benutzt worden. Einige Autoren berichten, daß sie Reste von Knochen und Beigaben gefunden haben, die, in einem Winkel zusammengeschoben, offenbar einem neuen Begräbnis hatten Platz machen müssen. Ein Versuch, die älteste Bestattung oder überhaupt die Lagerung der Schichten festzustellen, ist aber niemals gemacht worden. Die Mehrzahl der Dolmen ist von einer Steinsetzung umgeben, die meist rund ist. Daneben kommen rechteckige oder kompliziertere Figuren vor. Auch in Dolmen haben sich Steloide gefunden.

§ 9. Die Bassina (Tf. 83 b; hierzu gehören oder hiermit decken sich die in der frz. Fachliteratur unter dem Namen *chouchet* eingeführten Formen) erhält durch die bauliche Verbindung der steinernen Grabkammer mit der sie umgebenden Steinaufschichtung die charakteristische Form. Sie ist ohne den Steinhaufen nicht zu denken. Man kann sie als eine Abart des Dolmens in einem Tumulus betrachten, wenn man dabei an die Form denkt, bei der der Hügel nur bis zur Deckplatte reicht. Dieser Hügel erhält eine sorgfältige Ausgestaltung und Gliederung. Steine werden zu konzentrischen Mauern aufeinandergepackt, meistens steht eine innere dicht um die Grabkammer herum, dann eine oder mehrere äußere in einiger Entfernung davon. Der Zwischenraum zwischen ihnen wird mit Steinen und Geröll ausgefüllt. Diese sorgfältigen Stützmauern des Baues sind aus unbehauenen Steinen und ohne Verwendung von Mörtel hergestellt. Die Bassina hat meist runden Grundriß, es kommen aber auch solche mit quadratischem vor. Ihre Form ist also ein kurzer Zylinder oder Würfel, sie werden daher zuweilen auch als Grabtürme beschrieben. Auch der Dolmen, der ursprünglich noch in dieser Anlage steckt, erfährt eine Entwicklung. Zuerst die Schmalseiten, später auch die Breitseiten werden durch Packungen übereinandergelegter Steine an Stelle der einzelnen Blöcke gebildet. Es ist das gleiche Verfahren wie bei den Stützmauern der Außenkonstruktion. Frobenius nennt das „Schichtbau" und stellt es im Gegensatz zum „Standbau", dem Bau aus einzelnen, großen, aufrechten Steinplatten. Endlich fällt die Trennung von Außenbau und Grabkammer ganz fort Der freie Raum innerhalb der inneren Stützmauer selber wird als Grabkammer benutzt und mit großen Steinplatten überdacht. Man findet auch Bauten, die durch ein falsches Gewölbe geschlossen sind. Eine ganz eindeutige Scheidung von Dolmen unter Steinhaufen und Bassina läßt sich nicht immer ausführen. Es kommen Zwischenformen vor. So gibt es Typen, bei denen der Dolmen von einer Stützmauer umgeben ist, aber der Hügel ihn doch ganz deckt. Nach Frobenius hat die Bassina ihre größte Verbreitung im SO Nordafrikas. Sie

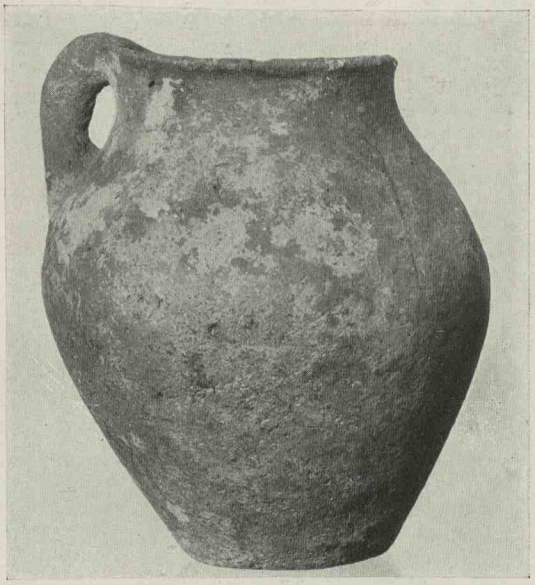
ist die für dies Land besonders typische Ausgestaltung der Megalith-Baukunst. Namentlich die Wandbildung aus sorgsam geschichteten Mauern mit einer Zwischenschicht geschotterter, kleinerer Steine ist eine für diese Gegenden charakteristische Bauweise. In der Bassina-Form und in der Schichtbauweise sind die großartigsten Denkmäler Nordafrikas entstanden. Ein Teil dieser Bauten, z. B. die, welche Frobenius auf dem Friedhof von Ain Riram gefunden hat, zeichnet sich aus durch Sorgsamkeit und Schönheit der Ausführung und ist von stattlichem Ausmaß. Um ein mehrmaliges Bestatten zu ermöglichen, ohne jedesmal die schweren Deckplatten abheben zu müssen, fügte man einen der kleineren seitlichen Steine nur lose ein. Unter ihm liegt eine Treppe, die zum Boden der Grabkammer führt. Im ö., manchmal auch im s. Teil der Bassina-Wand findet sich häufig eine Nische, die mit dem Innern in keinem Zusammenhang steht. In Ain Riram ist sogar in einigen Fällen vor dieser Nische noch ein kleiner Vorhof, der von einem Mäuerchen umhegt wird. Diese Nische hatte zweifellos ihre Bedeutung in dem Totenkult der in dem Grabmal Bestatteten. Sie finden sich auch an Gräbern in anderen Gegenden Nordafrikas. Auch bei der Bassina werden Steloide erwähnt. — Zum Schluß seien noch die schon stark unter klassischem Einfluß stehenden Gräber genannt, die aber in ihrer Anlage doch vollständig innerhalb der einheimischen Tradition stehen. Es sind dies der Medracen, der Kbur Rumia (*Tombeau de la Chrétienne*) und die Djeddar. Man hält sie für die Denkmäler einheimischer Könige und möchte den Medracen dem Masinissa, den Kbur Rumia dem Juba zuteilen. Beweisen läßt sich das nicht, aber diese Annahmen mögen der Wahrheit nahekommen. In der Nähe von Constantine inmitten eines Friedhofes von Megalithgräbern liegt der Medracen. Seine H. beträgt 18,3 m, der Dm an der Basis 48,8 m, 60 dorische Halbsäulen schmücken den aus schön behauenen Quadern über kreisrundem Grundriß aufgeführten Unterbau. Von dem Grunde des ihm aufgesetzten Kegels führt ein verschlossener Gang bis in die Mitte des vollständig massiven Baues und endigt in einem kleinen Raum. Kurz vor der Mitte und dem Eingang in diese kleine Halle war eine Zisterne. Frobenius nimmt an, daß die eigentliche Krypta auf dem Boden dieser Zisterne gelegen habe. Vor der ö. Seite ist ein ummauerter Vorplatz. N. von Constantine an der Küste des Mittelmeers liegt der Kbur Rumia. Über einem kurzen, mit Halbsäulen geschmückten Zylinder, der auf einem quadratischen Unterbau ruht, erhebt sich der mächtige Helm bis zur H. von 33 m. Genau in den 4 Himmelsrichtungen sind 4 steinerne Türen angebracht, aber nur der ö. entspricht ein Eingang in das Gebäude. Die steinernen Türen sind hölzernen nachgebildet, und die sich kreuzenden Türbalken sollen die Ursache sein für den Namen *Tombeau de la Chrétienne*. Der Eingang führt in einen Korridor, der unter der Basis hinweg in einer weiten Schlangenlinie innen im Gebäude herum bis zum Mittelpunkt des massiven Grabmals zu zwei hintereinanderliegenden Kammern geht. Während Frobenius die technische Vollendung des Baues rühmt, spricht Gsell von einem Haufen kaum bearbeiteter Steine. Die Djeddar endlich liegen auf einem Hügel in der Nähe von Tiaret. Frobenius gibt ihre Zahl auf ungefähr 11 an. Einen davon hat er genauer untersucht. Über einem quadratischen Grundriß von etwa 35 m Seitenlänge erhebt sich das mächtige Bauwerk. Von der Mitte der Ostseite in der Höhe der Helmkante führt ein Zugang ins Innere und trifft in einem rechten Winkel auf einen andern Gang, der die Form eines auf einer Seite offenen Rechteckes hat. Von den 4 Ecken des Rechtecks führen Türen in je zwei Kammern, die untereinander keine Verbindung haben und im rechten Winkel zueinander liegen. Der Zugang zu dem Gebäude ist durch einen Rollstein und einen Schiebestein geschlossen. Der Schiebestein läuft nach oben, der Rollstein von l. nach r. in Nuten. Vor dem Eingang im O war eine mächtige Plattform. — Während die zuletzt beschriebenen Grabbauten aus schön geschnittenen Quadern in der Technik ihrer Ausführung nur noch wenig mit den neol. Bauten Nordafrikas zu tun haben, sind die merkwürdigen Gebäude von Hammam el Sukra im zentralen Tunis noch durchaus aus unbehauenen Steinen. Die rechteckige Grabkammer ist



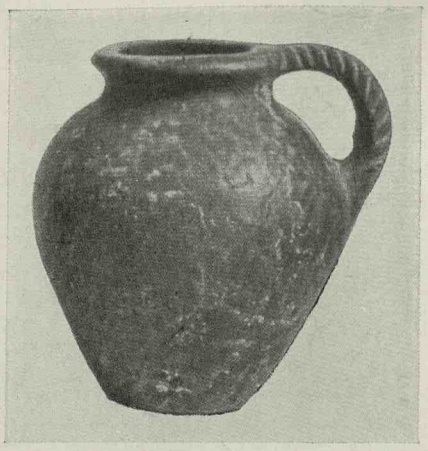
a



b



c



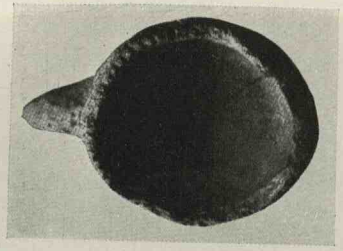
d

Tunis B. Neolithikum

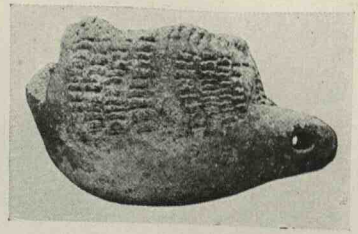
a—c. Tongefäße. Nekropole von Ain Riram. Etwa $^5/_9$ n. Gr. — d. Steinernes Henkelkännchen. Abusir el-Meleq. Nach Georg Möller.



a



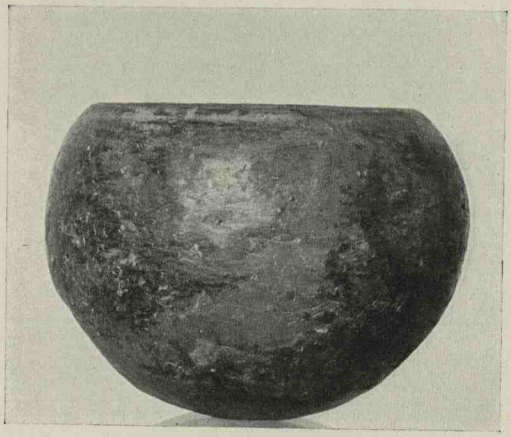
b_1



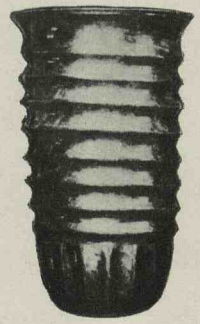
b_2



c



d



e



f

Tunis B. Neolithikum

a, c, e. Glockenbecher (a) und andere Gefäße (c, e) der nubischen C-Gruppe. Kerma. Etwa $^1/_6$ n. Gr. Nach Reisner. — b. Tasse aus der Grotte de la Forêt. $^1/_2$ n. Gr. Nach Doumergue. — d. Gefäß von der Expedition Frobenius. Fundort unbekannt. Etwa $^1/_2$ n. Gr. — f. Gefäß aus Ain Riram. Etwa $^5/_9$ n. Gr.

im falschen Gewölbebau errichtet. Im S ist sie durch eine Steinplatte geschlossen, die am Grunde eine halbkreisförmige Öffnung aufweist, groß genug, um einem kriechenden Menschen Einlaß zu gewähren. Am oberen Rande der Steinplatte ist eine ganz kleine Lücke eingearbeitet. Der Grabraum ist von einem Mauerviereck umgeben, das nur im S eine kleine Vorhalle freiläßt. Sonst ist der Raum zwischen der Außenwand und der Grabkammer mit Geröll zugeschottert. Im S ist dem Ganzen ein Anbau vorgelagert (Frobenius nennt ihn Veranda), der aus einzelnen senkrecht stehenden Steinplatten errichtet ist. Von diesen Gräbern zählte Frobenius noch mindestens 50. — Unweit Hammam el Sukra liegt Elles, dessen Megalithbauten in der frz. Literatur als *Allées couvertes* bezeichnet werden. Frobenius, der sie genau beschreibt, hat noch etwa 30 dieser Bauwerke gesehen. An einem von N nach S verlaufenden Mittelgange liegen nach O und W je drei oder vier rechteckige Kammern, etwa 2,5 × 2 m groß. Am Ende des Mittelganges und über die andern Kammern hinausragend liegt noch ein kleinerer Raum. W. davon, aber vom Gange aus nicht zugänglich, ist eine kleine Kammer, die keinerlei Eingang hat. Die andern Räume haben zum Gange Türöffnungen, in die den Gang bildenden Platten eingearbeitet, stets so, daß noch eine Schwelle übrigbleibt. Die Gebäude liegen am Bergabhang und sind mit ihren Westkammern in den Berg hineingebaut. Vor der Ostseite verläuft ein laubenartiger Gang. Die ganze Anlage ist aus riesigen, aufrechtstehenden Steinplatten erbaut, und auch das Dach ist aus ihnen gebildet. Die falschen Gewölbebauten von Hammam el Sukra und die Bauwerke von Elles sind vor Frobenius von Girard de Rialle 1884 veröffentlicht worden. Seine Beschreibung stimmt im wesentlichen mit der von Frobenius überein. Nur der ö. Laubengang in Elles zieht sich auf seinem Plan auf der einen Schmalseite in einem Halbrund um das Gebäude. Leider gibt er auf seinen Plänen keine Himmelsrichtungen und Maßstäbe. Er scheint einen andern Bau aufgenommen zu haben als Frobenius. Er zählt etwa 15 Monumente. Der wesentliche Unterschied liegt aber in der Erklärung der Bauten. Während Girard sie für Gräber hält, möchte Frobenius Wohnhäuser in ihnen erkennen, letzte Reste einer alten Stadt, zu der die Gräber von Hammam el Sukra als Nekropole gehört hätten. Nur durch diese Hypothese glaubt Frobenius den Unterschied und doch auch wieder die Verwandtschaft der Bauweise in den benachbarten Orten erklären zu können. Die Bauten von Hammam el Sukra sind sicher Gräber. In ihnen sind Skelettreste gefunden worden. In Elles dagegen haben sich nur in der ganz verschlossenen Südwestkammer Knochen gefunden, von denen nicht einmal mit Sicherheit feststeht, ob es Menschenknochen waren. In den offenen Kammern war nichts mehr vorhanden. Hierbei muß man aber bedenken, daß die Gebäude vollständig offen stehen und jedenfalls in neuerer Zeit von den Eingeborenen bewohnt worden sind.

§ 10. Neben diesen verschiedenen Typen von Megalithgräbern, zum Teil mit ihnen zusammen auf den gleichen Friedhöfen, kommen Gräber in natürlichen oder künstlichen Höhlen vor. In Roknia gibt es ungefähr 200. Durch eine kleine Eingangsöffnung von durchschnittlich 50—60 cm Br. am oberen Teil der Vorderseite gelangt man in einen Raum von 1,50—2 m L. bei 1—1,30 m Breite. Der Zugang war von außen durch einen Stein geschlossen. Ähnliche Grotten — auch hier in einem Dolmenfriedhof — befinden sich bei Gastal, n. Tebessa. Mit einer Ausnahme waren sie alle rechteckig. Frobenius beschreibt aus Ain Riram eine beutelförmige Höhle mit vorgelagertem Steinkreis. In T., besonders n. von Mdjerda, sind Felsengräber häufig. Nach Angaben von Gsell unterscheiden sich alle diese Grabhöhlen deutlich von punischen Grabgrotten. Eine besondere Art von Felsengräbern gibt es bei Kissa, n. von Tebessa. Hier sind große Felsstücke ausgehöhlt. In jedem befindet sich ein Raum von durchschnittlich 2 × 1,70 m Grundfläche. Zu ihm führt ein enger Eingang, der durch einen einzelnen Stein verschlossen war.

§ 11. Außer diesen Grotten, die wohl sicher zu Bestattungszwecken benutzt wurden, gibt es in Marokko, Algier und T. noch eine Reihe von Felskammern, deren ursprüngliche Bedeutung unerforscht ist. Pallary berichtet, daß sie im mittleren Atlas

zwischen Fas und Chasbah bei Beni Mellal in großer Zahl vorkommen, ebenso im SW Algiers. Sie sind meist an sehr unzugänglichen Stellen angelegt, manchmal in zwei oder drei regelmäßigen Reihen übereinander. Vielleicht haben diese Grotten als Wohnungen gedient oder als Zufluchtsorte in der Gefahr. Über ein Felsplateau, das mit Mauern aus rohen Steinen befestigt ist, berichtet Joseph Campardon aus der Gegend von Taza in Marokko; ähnliche Anlagen, wohl Fliehburgen, die unter Ausnutzung des Terrains mit Zyklopenmauern befestigt waren, hat Flamand an den w. Abhängen des Erg gesehen. Pallary beschreibt noch lange Mauern, die er Berbermauern nennt, und deren Ruinen sich kilometerweit hinziehen sollen, so bei Saffi. Sie bestehen aus zwei Reihen senkrecht in die Erde gesteckter großer Steinplatten, die sich in einem Abstand von 0,50, 0,80, ja selbst 1 m gegenüberstehen. Über diesen Platten liegen zuweilen noch ein paar Reihen kleinerer Steine trocken übereinandergeschichtet. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Steinreihen ist mit Geröll ausgefüllt. Es ist das gleiche Prinzip wie bei den Bassin-Bauten.

§ 12. Leider sind die Funde, die wir aus nordafrik. Megalithbauten haben, spärlich, und diese wenigen Funde sind noch meist schlecht publiziert. Ein zusammenhängendes Gebiet hat wieder nur Frobenius behandelt. Ein Teil der von ihm gefundenen Keramik aus Ain Riram befindet sich in der Vorgesch. Abteilung der Berliner Staatsmuseen (Tf. 85 a—f). Es scheint aber ein großer Teil der Megalithgräber von ihren Erbauern nur sehr ärmlich mit Beigaben versehen worden zu sein. Frobenius gibt an, daß in den Packbau-Tumuli Beigaben überhaupt nicht gefunden worden seien. Zwei Pfeilspitzen aus Feuerstein aus einem Packbau von El Begri lagen in so unmittelbarer Nähe der Wirbelsäule des Skeletts, daß Frobenius annimmt, der Bestattete sei durch sie im Kampfe erschossen und mit ihnen begraben worden. Die eine der beiden Pfeilspitzen ist gestielt, die andere von einfach länglicher Form. Feuersteingeräte aus den Dolmen von Guyotville in Algier bildet Bonstetten in seinem *Essai sur les Dolmens* ab. Es sind zwei Pfeilspitzen vom gleichen Typus wie die bei Frobenius veröffentlichten; ein spanförmiges Messerchen und eine wohl geschliffene Beilklinge gehörten dazu. Chabassière hat in den Dolmen von Fortas sö. von Constantine in der Nähe von Roknia einen Keulenknauf aus Feuerstein gefunden. Er ist von der Größe einer „sehr großen Apfelsine", von oben nach unten sind ihm raupenförmige Verzierungen aufgesetzt. Leider ist die Abbildung bei Chabassière, wie auch alle anderen, die er gibt, so klein, daß sie unbrauchbar ist. Einen reichen Fund von Bronzeschmuck hat Bourguignat in Roknia gemacht. Bourguignat hat Roknia Mitte der 60er Jahre des 19. Jh. etwa zu gleicher Zeit wie Faidherbe besucht. Er zählt 1000—1500 kleine Dolmen. In den zwei Tagen seines Aufenthaltes „leerte er" 28 Dolmen. Bourguignat fand in einem Dolmen mit Skelettresten — angeblich von zwei Frauen — eine Reihe von Arm- und Fingerringen aus Bronze und zwei verbogene Stückchen Silberdraht. Die Bronzeringe haben teils Spiralform, teils sind es einfache Reifen aus einem Stück Draht und offen. Ein Fingerring besteht aus Bronzeblech, das aber auch nur zusammengebogen ist. Zu dem Funde gehört noch eine kleine Spirale, die vielleicht an einem Faden um den Hals getragen wurde. Einfache Bronzeringe und Spiralen aus zusammengebogenem Draht fanden sich auch in einem Dolmen von Guyotville (veröffentlicht bei Frobenius). Die beiden Bruchstücke von Bronzefibeln auch aus den Dolmen von Guyotville, die zusammen mit einem Armreifen und einem Nagel bei Bonstetten abgebildet sind, sind wohl ihrer Form nach als römisch anzusprechen. Frobenius hat nur in einem Dolmen einen Metallfund gemacht, nämlich bei El Korema. Es ist eine röhrenförmige Kupferperle. Sie war zusammen mit dem üblichen Schmuck aus Plättchen von Straußeneierschalen. Zwei Gräber des Tessafina-Tales bei Defilia — sie waren in Schichtbau mit falschem Gewölbe errichtet — ergaben neben Ringen und einem Plättchen in einem „kupferartigen" Metall den Rest eines kleinen Eisenringes. In Ain Riram endlich wurden ähnliche Kupferringe und -plättchen gefunden und auch ein Siegelring mit einer Taube aus Bronze, wie sie häufig in Karthago ausgegraben wurden. Wichtig ist der Rest einer bronzenen Hufeisenfibel, die

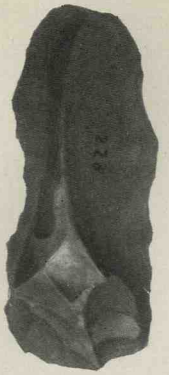
Frobenius veröffentlicht. Sie stammt auch aus den Kösterschen Funden in den Dolmen von Guyotville, jetzt im Museum zu Algier. Sie besteht aus einem offenen Bronzering, an dem eine bewegliche Nadel hängt. Ist die Nadel durch den Stoff gestoßen, so wird ihre Spitze durch den offenen Teil des Ringes geführt. Eine Drehung des Ringes hält die Nadel in der gewünschten Lage fest. Eine gleichartige Fibel ist noch heute bei den nordafrik. Beduinenfrauen im Gebrauch (Stuhlmann *Ein kulturgeschichtlicher Ausflug in den Aures* Hamburg 1912). An Eisengerät wurden ein Armring, ein Bruchstück, ein Ring mit dreikantigem Durchschnitt und drei Messer geborgen. Schmuck waren außer den Plättchen aus der Schale des Straußeneies noch eine Perle aus rötlichem Chalzedon, eine erhaltene und eine zerbrochene Glasperle aus grünblauer, stark verwitterter Masse. Leider ist bei keinen der bisher aufgeführten Funde aus den Megalithgräbern von Ain Riram angegeben, in welcher Schicht sie gehoben wurden, obgleich Frobenius schildert, daß die verschiedenen Schichten der Bestattungen noch gut zu erkennen waren. Bei den in den Gräbern gefundenen Münzen dagegen (7 hat er selber ausgegraben, 3 weitere brachten ihm seine Araber) gibt Frobenius an, daß sie stets unter der obersten Deckschicht bei den ersten Skeletten gefunden wurden, und zwar in jedem Grabe nur je eine. Frobenius will hieraus schließen, daß die Münzen als „Gesamtablöhnung" immer erst dann eingelegt wurden, wenn das Grab nicht mehr weiterbenutzt wurde. Von den Münzen waren 7 numidische des Königs Micipsa (148—118 v. C.) und seiner Brüder, eine karthag. und zwei röm., eine davon so schlecht erhalten, daß sie unbestimmbar schien, die andere vom Kaiser Gallienus (253—268 n. C.). In der benachbarten Nekropole von Bou Merzouk fand Feraud in dem einzigen Dolmen, der Geräte aus Eisen enthielt, eine Münze der Kaiserin Faustina.

Bei den Keramikfunden ist man fast nur auf unzureichende Zeichnungen von Gefäßen angewiesen. Trotz des unsicheren Materials heben sich zwei Formen deutlich als charakteristisch heraus. Es sind dies der Schnabelnapf und die Henkelkanne. Der Schnabelnapf ist ein niedriger Topf mit weiter Öffnung, manchmal fast eine flache Schale, dicht am Rande sitzt ein kurzer, meist röhrenförmiger Ausguß. Der Schnabelnapf ist stets mehr breit als hoch (Tf. 86). Frobenius hält seine sehr späten Stücke aus Ain Riram für Ölnäpfe (Tf. 85a—f). Andere halten diese Form für eine Öllampe, es kann auch eine Tasse gewesen sein. Jedenfalls kam der Schnabelnapf überall dort vor, wo ich Keramik aus Megalithgräbern veröffentlicht gefunden habe. Er muß ein beliebtes und vielgebrauchtes Gerät gewesen sein. Der Henkelkrug ist derb und breit, er hat einen kurzen, hochsitzenden Henkel und einen stark geschweiften Bauch (Tf. 87a—c, g, h). Einen Schnabelnapf aus den Dolmen von Guyotville veröffentlicht Bonstetten, leider nur in Umrißzeichnung und ohne Angabe der Größe (Tf. 86e). Aus Roknia hat Faidherbe einen Schnabelnapf und einen Henkelkrug und Bourguignat einen Schnabelnapf und drei Henkelkrüge bekanntgegeben (Tf. 86a. d, 87a—c. h). Cartailhac bildet in *Dolmens de la Tunisie* einen Schnabelnapf (Tf. 86c) und einen Henkelkrug (Tf. 87g) aus einem großen Dolmen in der Gegend von Dougga ab; ein sehr rohes Stück, auch einen Schnabelnapf (Tf. 86b), hat Dr. Rouire in den Dolmen von Enfida gefunden. Frobenius hat in Ain Riram 6 noch gut erhaltene Schnabelnäpfe und die Scherben von zwei weiteren, sowie zwei Henkelkrüge ausgegraben (Tf. 85a—f, 88c). Die Scherben eines Henkelkrugs und ein zweites Gefäß, das vielleicht ein Schnabelnapf ist, veröffentlicht Debruge aus einem Tumulus von Ksar Gourai. Leider ist das letztere auf der Photographie nicht mit der nötigen Deutlichkeit zu erkennen. Außer diesen durch ihre Form besonders ausgezeichneten Gefäßen kommt noch ein henkelloser Topf vor mit scharfem Schulterknick (Tf. 89f). In der Frobenius-Sammlung fallen zwei kugelige, rotgestrichene Näpfe (Tf. 89d) auf, die eine eingegrabene Linie etwa 1 cm unterhalb des Randes ziert. Diese Kugelform ist in der nubischen Keramik häufig. Sonst ist die gesamte Keramik schmucklos. Daneben gibt es kleine Väschen, plumper in der Form oder auch gefälliger geschweift (Tf. 88a, b). Es kommt eine grobe und eine feine Ware vor. Die gesamte Töpferware ist handgearbeitet, und ohne Benutzung der Töpferscheibe sind

selbst die späten Stücke der Frobeniusschen Ausgrabungen hergestellt. Eine Ausnahme bildet nur solche Keramik, die offenbar römischen Ursprungs ist. Der Ton ist meist schlecht geschlämmt und schlecht gebrannt, so daß der Bruch schwarz ist und die Gefäße dickwandig sind. Die feinere Ware mit dünnen Wänden ist gelblich bis rot. Das rote Aussehen erhält sie durch einen Farbüberzug.

Oric Bates *The Eastern Libyans* London 1914; E. Baumgärtel *Dolmen und Mastaba* Beihefte zum AO 6 Leipzig 1926; A. Berbrugger *Explorations du Tombeau de la Chrétienne* Revue africaine 1856; Bernard *Dolmen de Tiaret* ebd.; Bertholon und Chantre *Recherches anthropologiques dans la Berbérie orientale* Lyon 1913; Bonstetten *Essai sur les Dolmens* Genf 1865; Bourjot *Fouilles des dolmens de Beni-Messous* Bulletin de la Société de Climatologie d'Alger 1868; Boysson *Les tombeaux mégalithiques des Madids* Recueil des notices et mémoires de la Société Archéologique de Constantine 13 (1869); J. Campardon *Notes archéologiques sur la région de Taza (Maroc)* Société de géographie d'Oran 40 (1920); E. Cartailhac *Dolmens de la Tunisie* L'Anthrop. 1913; Carton *Les Mégalithes de Bulla Regia, les Alignements de la pleine de la Medjerdah et les sépultures du Djebel Herrech (Airch)* 1891; ders. *Les Nécropoles primitives de Chaouach (Tunisie)* ebd. 1903; J. Chabassière *Ruines et dolmens du Djebel Fortas* Recueil des notices et mémoires de la Société Archéologique de Constantine 24 (1886/87); Deyrolle *Sanctuaires à poteries pseudo-néolithiques et dolmens modernes en Tunisie* L'Anthrop. 1904; L. Faidherbe *Recherches anthropologiques sur les tombeaux mégalithiques de Roknia* Bulletin de l'Académie Hippone 1868; ders. *Nécropole mégalithique de Mazela* Matériaux 1869; ders. *Les Dolmens de l'Algérie* ebd. 1872; ders. *Les dolmens de l'Afrique* Allgemeiner Bericht für den Anthropologentag in Brüssel 1872; Faure *Sur les berbers blonds* Association française pour l'avancement des sciences, 10. session, Alger 1881; L. Faurot *Notes sur les Tumuli du Territoire d'Obock* Revue d'Ethnographie. Paris 1886; Feraud *Monuments dits celtiques dans la province de Constantine* Recueil des notices et mémoires de la Société Archéologique de Constantine 1863; Foureau *Documents scientifiques de la Mission saharienne* 1905; Leo Frobenius *Der kleinafrikanische Grabbau* Präh. Z. 8 (1916); E. F. Gautier *Sahara algérien* Paris 1908; St. Gsell s. o.; Arcangelo Ghisleri *Tripolitania e Cirenaica dal Mediterraneo al Sahara, Monografia storico geografica* Mailand-Bergamo 1912; Girard de Rialle *Monuments mégalithiques de Tunisie* Bulletin des antiquités africaines 2 (1884); Guiseppe Haimann *Cirenaica (Tripolitania)* Mailand 1886; Hamy *La Tunisie au début du XX. siècle* Paris 1904; Hartmann *Notice sur le cercle de Djelfa* Revue africaine 29 (1855); Joly *Répartition et caractère des vestiges anciens dans l'Atlas Tellien, Ouest oranais et dans les steppes oranaises et algézaires* ebd. 53 (1909/10); Julien *Découvertes en Algérie de silex taillés et de dolmens* Matériaux 1877; Karutz *Tunisische Dolmen* Globus 1907; Kobelt *Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis* 1885; Letourneux *Sur les monuments funéraires de l'Algérie orientale* Archiv f. Anthr. 2; A. Lissauer *Archäologische und anthropologische Studien über die Kabylen* ZfEthn. 1908; Henri Martin *Les monuments mégalithiques de l'Algérie*; E. Masqueray *Voyage dans l'Aouras* Bulletin de la Société Géographique, Paris, Ser. VII Band 12 (1876); H. de Monteil *Note sur la station mégalithique de Djelfa* L'Homme préh. 1 (1903); E. Pélagaud *La préhistoire en Algérie* Lyon 1879; M. Petit *Notes sur les tumuli d'Ain Sefra* Société de géographie d'Oran 25 (1905); D. Randall-Maciver und A. Wilkin *Libyan Notes* London 1901; *Recherche des Antiquités dans le Nord de l'Afrique (Instructions adressées aux correspondents du ministère de l'Instruction publique)* Paris 1890; Rouire *Note sur les dolmens de l'Enfida* Revue d'Ethnologie 5 (1886); C. Tissot *Sur les monuments mégalithiques et les populations blondes du Maroc* Rev. d'Anthropol. 5 (1876); Vercoutre *Notes sur la préhistoire à Khenchela* Recueil des notices et mémoires de la Société Archéologique de Constantine 48 (1914); Camille Viré *Archéologie du canton de Bordj-Menaïel* ebd. 1898; Voinot *Les tumuli d'Oudjda* Société de géographie d'Oran 30 (1910); ders. *Notes pour servir à l'étude de l'ethnographie ancienne du Sahara central* ebd. 28 (1908); ders. *Notes sur les tumuli et quelques vestiges d'anciennes agglomérations de la région d'Oudjda* ebd. 33 (1913); ders. *Note sur les tumuli et quelques ruines d'El Aioun Sidi Mellouk.*

§ 13. Die Frage der Datierung der nordafrik. Megalithgräber und ihres Zusammenhanges mit dem Neol. der Höhlen ist äußerst schwierig und bei den wenigen und meist unsystematischen Ausgrabungen und schlechten Publikationen auch noch gar nicht zu lösen. Daß der Megalithbau Nordafrikas mit dem Spaniens und Portugals in irgendeiner Verbindung steht, ist wohl niemals bezweifelt worden. Frobenius hält die im NW Nordafrikas vorkommenden polygonalen Dolmen für die älteste Form des nordafrik. Megalithgrabes und weist auf die Verwandtschaft mit den ältesten Typen Portugals hin. Als Anfangsdatum für den nordafrik. Megalithbau würde man also wohl das Ende der j. StZ ansetzen können, während die Höhlenkultur, die auf den altsteinzeitlichen Schichten der Grotten lagert, in den Anfang der j. StZ zu setzen wäre. Hierzu würde passen, was ein Vergleich der



a



b



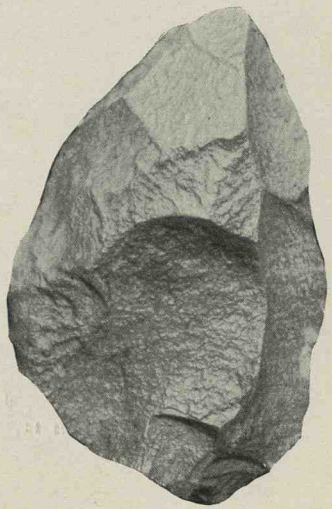
c



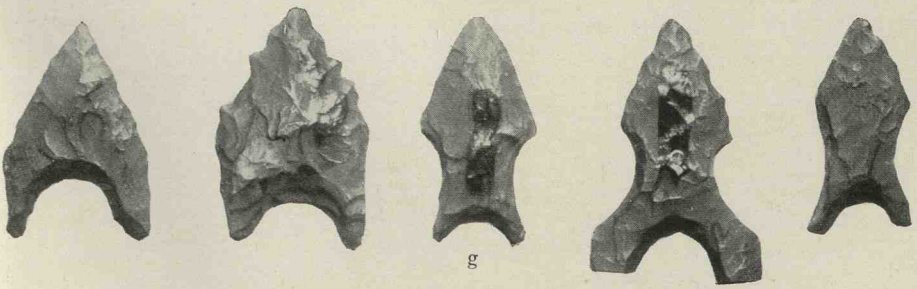
d



e



f



g

Tunis B. Neolithikum

a—c. Beile. Ghesi Ben Abou (Algerische Sahara): a. etwa $^1/_2$, b. c. etwa $^5/_8$ n. Gr. — d. Beil. Station 350 (Algerische Sahara). Ca. $^5/_8$ n. Gr. — e. Pfeilspitze. Ghesi Ben Abou. $^1/_1$ n. Gr. — f. Handspitze. Station 350. $^1/_1$ n. Gr. — g. Pfeilspitzen. Fajum. $^1/_1$ n. Gr. — Nach Photographien.

in den Megalithgräbern gefundenen Keramik mit der vor- und frühgeschichtlichen Keramik Ägyptens ergibt. Der Schnabelnapf nämlich und auch der Henkelkrug kommen als auffallende, mit der typisch-ägyptischen Keramik in Widerspruch stehende Stücke in der vorgesch. ägyptischen Keramik vor. Der Schnabelnapf, der sich in Ägypten stärker eingebürgert hat als der Henkelkrug, muß zeitweilig sehr beliebt gewesen sein, auch noch im AR. Die frühe äg. Keramik ist henkellos und glatt. Bei den wenigen mit einem Henkel ausgezeichneten Stücken kann man daher fremden Ursprung vermuten (s. Vase C § 4). Ein kleiner steinerner Henkelkrug (Tf. 88 d) findet sich unter den Funden aus dem vorgesch. Friedhof von Abusir el-Meleq (s. d. und Steingefäß C). Ein Schnabelnapf, aus der schönen rotpolierten und schwarzgebänderten äg. Ware, ist in El Amrah (s. Amrah [El]) gefunden (Tf. 87 d). Er ist ohne Standfläche. Gleichfalls der vorgesch. Zeit gehören zwei Schnabelnäpfe aus Nagada (s. Negade) und Ballas (s. d.; Tf. 87 e, f) an, beide mit Standfläche. Von den drei hübschen, steinernen Exemplaren des Berliner Ägyptischen Museums entstammt eines aus rosa Stein dem vorgesch. Friedhof (Tf. 85 g) von Abusir el-Meleq, die beiden anderen, aus grünem Schiefer gearbeiteten mögen frühdynastisch sein (Tf. 85 h). Aus der Zeit des AR sind noch eine ganze Reihe tönerner Schnabelnäpfe erhalten, auch in Stein und Kupfer kommen sie dort vor. Mit dem Ende des AR aber, also um die Mitte des 3. vorchristl. Jht., kommt diese Form außer Gebrauch. Ein späteres Stück hat sich bisher nicht nachweisen lassen. Wenn also diese charakteristischen Gefäßformen, die aus der nordafrik. Megalithkultur stammen, in Ägypten in der Frühzeit vorkommen, so kann man daraus schließen, daß die afrik. Megalithkultur zu dieser Zeit schon bestanden haben muß. Damit soll nicht gesagt sein, daß ein bestimmter Dolmen Nordafrikas oder eine Nekropole bisher mit Sicherheit in diese frühe Zeit datiert werden könnte. Die höchst unsystematischen Ausgrabungen und Fundberichte aus Nordafrika lassen keine sicheren Feststellungen zu, aber Dolmen und diese Keramikformen als Typen muß es in dieser frühen Zeit schon gegeben haben, erst dann konnten die Ägypter sie von ihren w. Nachbarn übernehmen. Zur Stützung dieser Annahme können noch verschiedene Tatsachen dienen. Das in Ägypten in der Vorzeit übliche Grab ist das „Sandgrab": eine flache Grube im Wüstensande, in die der Tote in Hockerstellung gebettet wurde. Dann wurde das Grab, das keinen bestimmten Grundriß hatte und rund, oval oder rechteckig sein konnte, mit Sand oder Nilschlamm zugeschüttet, einen Hügel erhielt es nicht. Solche Gräber sind zu Hunderten in den sog. „prähistorischen Nekropolen" vereinigt in Ägypten ausgegraben worden. Auf einem dieser Friedhöfe, in Hierakonpolis (s. d.), habe ich nun ein Grab nachgewiesen (*Dolmen und Mastaba* Beihefte zum AO 6 [1926] S. 28), das sich in allem von den übrigen vorgeschichtlichen Gräbern Ägyptens grundsätzlich unterscheidet. Es besteht aus vier aufrechtstehenden, unbehauenen Steinplatten, die ein Rechteck bilden, und ist mit einer einzigen Steinplatte gedeckt. Kurz, es ist ein Dolmen, und zwar der einzige, der sich bisher in Ägypten hat nachweisen lassen. Hierakonpolis liegt in einer Gegend Oberägyptens, die heute und auch früher in besonders enger Beziehung zu den Oasen der Libyschen Wüste gestanden hat. Das Vorkommen eines Dolmens gerade an dieser Stelle kann nur auf libyschen Einfluß zurückgeführt werden. Daß der Dolmen von Hierakonpolis nicht der einzige seiner Art in Ägypten gewesen ist, kann man bis jetzt nur annehmen. Während der Drucklegung dieses Aufsatzes macht mich Herr Dr. Scharff, Berlin, darauf aufmerksam, daß in der *Rivista Geografica Italiana* 1925 S. 111/112 ein Bericht über den Geographen-Kongreß in Kairo 1925 enthalten ist. Dort wird unter dem Stichwort „eine neue, neolithische Station im Norden von Heluan" das Vorkommen von Dolmen und Steinkreisen gemeldet. Einen ausführlichen Bericht hierüber habe ich noch nicht erreichen können. Die gewaltigen Formen des nordafrik. Megalithbaues müssen auch sonst einen tiefgehenden Eindruck auf die beginnende äg. Baukunst gemacht haben, wenigstens scheint mir die plötzliche vollkommene Umgestaltung des äg. Grabbaues zu Beginn der dyn. Zeit, also nach Eduard Meyer im letzten Viertel des 4. vorchr. Jht., das Aufkommen des äg. Steingrabes — der

Mastaba —, ohne ihn nicht denkbar. Grabbauten aus unbehauenen Steinen finden wir dann noch einmal in der Frühzeit Ägyptens auf dem Friedhof von Naga-ed-Dêr (s. d.) in Oberägypten. Die Gräber stammen aus der Zeit der 2. und 3. Dyn. (Reisner und Mace *The early dynastic cemeteries of Naga-ed-Dêr*). Eine Steinkiste, zum Teil im Schichtbau errichtet, ist in die Erde gesenkt, in ihr ruht die Hockerleiche. Als Dach dienen eine oder mehrere große Steinplatten, darüber ist ein Haufen roher Steine geschichtet.

Auch Funde, die in Kreta gemacht worden sind, weisen darauf hin, daß der Megalithbau in Nordafrika schon zu einer Zeit geübt wurde, die man auch für Ägypten vorgesch. nennt. Im S Kretas, in der Landschaft Messarà (s. d.), hat Stephanos Xanthudides eine Reihe von megal. Kuppelgräbern aufgedeckt (s. Kreta B § 4: Band VII Tf. 37, 38). Ihr Vorkommen nur an dieser Stelle hat man schon immer auf libyschen Einfluß zurückgeführt. Oric Bates weist darauf hin, daß die Cyrenaika in nur einem Tage Segelfahrt von Kreta aus zu erreichen ist, und er nimmt sogar an, daß ein Verkehr zwischen Ägypten und Kreta über die Häfen der Cyrenaika oder der Marmarica, also den Golf von Bomba oder Solum, gegangen sei. Unter dem keramischen Inhalt der Kuppelgräber der Messarà ist der Schnabelnapf häufig. Seine Form, namentlich der röhrenförmige Ausguß, scheidet ihn deutlich von der einheimisch-kretischen Töpferei (Stephanos Xanthudides *The vaulted Tombs of Mesara* London 1924). — Einen weiteren zeitlich festliegenden Punkt für die Zeit und Dauer der nordafrik. Megalithkultur bietet die nubische „C-Gruppe". Die Kultur des oberen Nil-Tals im S Ägyptens von der Vorzeit bis zum Ende des MR in Ägypten (2000—1800 v. C.) hat man in drei Gruppen zerlegt, die man mit A, B und C bezeichnet (H. Junker *Bericht über die Grabungen auf den Friedhöfen von El Kubanieh Nord und Süd* Wien 1919, 1920; s. a. Vase D). Die früheste Epoche — die A-Gruppe — ist gleichzeitig mit Ägyptens vorgesch. Per., reicht aber noch über sie hinaus, ungefähr bis zur 2. Dynastie. Wie die vorgesch. Epoche in Ägypten, so wird auch die nubische A-Gruppe untergeteilt in eine früh-, mittel- und spätvorgesch. Periode. In der frühvorgesch. Epoche ist die Kultur Nubiens und die Ägyptens im wesentlichen noch die gleiche, sie wird auch als zeitlich zusammenfallend angenommen. Gräber aus dieser Zeit sind in Nubien auf dem Friedhof 17 von Khor Bahan aufgedeckt worden (George A. Reisner *Survey 1907/08* S. 114ff.), in Ägypten u. a. in El Amrah und Ballas. Die Gräber sind flach und von unbestimmtem Grundriß (s. a. Grab D, E). Die Leichen wurden als lose zusammengezogene Hocker bestattet. Die Keramik ist aus rötlichbraunem Ton, poliert, meist mit schwarzem Band am Rande, das durch eine besondere Art des Brennens erzeugt wurde, henkellos, zuweilen mit weiß aufgemalten Mustern verziert. Daneben kommt eine schwarze Ware vor mit eingeritzten, weiß ausgestrichenen Ornamenten. Dem Ton ist ein Zusatz von Nilschlamm beigemengt. Für die Steingefäße sind besonders charakteristisch solche von hoher Form mit einem scharf absetzenden kleinen Fuß. Die Schminkpaletten haben meist Tierform. Kupfer ist noch sehr selten. Nadeln mit einem Öhr, das durch die Umbiegung des oberen Drahtendes gewonnen ist, kommen vor. Dann gibt es aus Elfenbein Figürchen, Kämme, Haarnadeln, Armringe und anderes. In der spätvorgesch. Zeit Nubiens tritt zu dem alten Grabtypus ein neuer hinzu, die Grube zeigt einen anschließenden Raum an einer Seite, der zur Aufnahme von Beigaben dient. Auch besteht die Neigung, die Gräber in der NS-Richtung anzulegen. Bei der Töpferei kann man einen Rückgang des Formenreichtums feststellen, dagegen ist das Material der rotschwarzen Ware verbessert. Es kommen auch Steingefäße vor. Kupfer wird nun schon zu Handwerkszeug, wie Äxten, Klingen, Meißeln und Harpunen, verarbeitet. Die vielen Übergangsformen zwischen der früh- und der spätvorgesch. Epoche hat man mit einem besonderen Namen belegt und nennt sie mittelprähistorisch. Von der mittelpräh. Per. an beginnt die Entwicklung Nubiens hinter der Ägyptens zurückzubleiben. Formen, die in Ägypten aussterben, halten sich in Nubien noch lange, und so nimmt man an, die A-Gruppe Nubiens reiche bis in Ägyptens frühdyn. Zeit, die B-Gruppe umfasse die Zeit des äg. AR und der Zwischenzeit bis zum Beginn des MR. Die B-Gruppe ist eine

Zeit des Verfalls, es gibt wenig Friedhöfe, die Grabbeigaben sind ärmlich. Die Gräber sind noch immer Gruben im Sande, in denen der Hocker ruht. Eine bestimmte Orientierung ist nicht zu erkennen. Wenige Gefäße nur konnte man den Verstorbenen mitgeben. Die Keramik, noch immer rotschwarz, besteht meist aus Näpfen. Steingefäße kommen nicht vor, Kupfer ist selten. Haarnadeln und Kämme aus Elfenbein sind gefunden worden, auch noch Schminkpaletten. Schwarzrot gebänderte Keramik und Schminkpaletten sind in Ägypten in histor. Zeit ausgestorben. Mit dem Beginn des MR in Ägypten nimmt die Kultur in Nubien einen neuen Aufschwung. Ein neuer hamitischer Volksstamm ist eingewandert und bringt es wieder zum Blühen. Seine Keramik ist rot und schwarz gebändert, am ähnlichsten im Material und Brand der frühesten, der A-Gruppe, doch bevorzugt sie als Form halbkugelige Näpfe. Einen Napf mit „Ausguß", also wohl einen Schnabelnapf, erwähnt Junker (*Kubanieh-Nord* S. 64), einen aus Kerma bildet Reisner ab (Tf. 89c). Daneben finden sich rotpolierte Gefäße, z. T. mit geometrischen Mustern verziert. Endlich ist für die nubische C-Gruppe noch eine schwarze Keramik charakteristisch, in die die Verzierungen eingekratzt und dann weiß ausgerieben sind. In Kerma kommt etwa gleichzeitig mit der C-Gruppe eine Art der Keramik vor, die der C-Gruppe ähnlich, aber mit ihr nicht vollständig übereinstimmend ist. Besonders auffallend ist hier ein geschweifter Becher mit Verzierung, die in übereinanderliegenden Zonen sich über die ganze Oberfläche verteilt, und der lebhaft an einen Glockenbecher erinnert (Tf. 89a). Eine schlanke, beutelartige Form, die Oberfläche glänzend poliert, ist schon bei der Beschreibung von Gefäßscherben in der Troglodytengrotte (§ 3) erwähnt worden (Tf. 89e). Diese nubische Keramik aus Kerma ist zum großen Teil auf der Töpferscheibe gedreht, während die übliche nubische Keramik bis in späte Zeit hinein handgemacht ist. Das für uns Wichtigste aber an diesen Nubiern der C-Gruppe ist, daß sie ihre Toten in Megalithgräbern beisetzen (Tf. 82a). Die Steinkiste, in die der Hocker gebettet wird, ist unterirdisch angelegt. Sie ist von einem Haufen unbehauener Steine überdeckt. Es handelt sich also hier schon um eine entwickelte, späte Form des Megalithgrabes, die wir sicher in die Zeit des ersten Viertels des 2. vorchristl. Jht. datieren können. Daneben kommen auch Bassina-Formen vor, selbst die rohen Steloide fehlen nicht. — Die letzte Möglichkeit einer Datierung der nordafrik. Megalithbauten geben uns die Münzen aus den Nekropolen von Ain Riram und Bou Merzouk, die einen Zeitpunkt um die Wende unserer Ära (etwa 250 v. bis 250 n. C.) festlegen. Dürfen wir wirklich annehmen, daß die großen Mausoleen des Medracen, der in einem Friedhof von Megalithbauten steht, und des Kbur Rumia die Grabstätten der numidischen, einheimischen Könige gewesen sind, so ergibt sich uns ein stattliches Bild bodenständiger Kultur. Unter den Königen Masinissa und Jugurtha hat in Nordafrika ein mächtiges Reich bestanden. Bei dem heutigen Constantine hat seine Hauptstadt gelegen. Ein Teil der großen Nekropolen, die sich in der Umgebung von Constantine befinden, stammt wahrscheinlich aus dieser Zeit. Leider sind auch hier die meisten Untersuchungen so ungenau, daß man noch keinen sicheren Ausgangspunkt gewinnen kann. Auch noch unter Roms Herrschaft ist die einheimische Art und Begräbnisweise nicht untergegangen, wie die Münzfunde in den Megalithgräbern beweisen. Eine grundlegende Änderung hat erst der Islam hervorgerufen. Durch ihn ist die einheimische Kultur zerstört worden. Wirft man ihm ja doch auch vor, daß seine wilden Scharen die berberischen Bewässerungsanlagen zerstört und so den Nordrand der Sahara erst wirklich zur Wüste gemacht haben. Ein so langes und zähes Festhalten an einer Grabform braucht gerade in Nordafrika nicht Anstoß zu erregen. Die große Abgeschlossenheit des Landes, die sich ja auch darin zeigt, daß weite Strecken Nordafrikas noch heute mit zu den unbekanntesten der Erde zählen, dann die scharf begrenzten Eigenheiten des Landes und seines Klimas lassen Sitten und Gebräuche sich nur langsam verändern. So ist es vorläufig auch unmöglich, die großen Epochen der europ. Vorgeschichte, Jung-Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit, voneinander abzugrenzen. Schon die Dauer des Neol. fest-

zustellen, gibt es bisher kein Mittel. Kupferminen finden sich in Nordafrika nur sehr wenig, das Metall muß von auswärts eingeführt werden. Da wir nun gesehen haben, daß ein Verkehr mit Ägypten schon in sehr früher Zeit stattgefunden hat, Ägypten aber die Bearbeitung des Kupfers damals schon kannte, so muß wohl angenommen werden, daß zum mindesten der angrenzende N Afrikas von Ägypten her Kupfer oder Kupfergeräte erhielt. Wieweit der Einfluß Ägyptens auf den N Afrikas gewirkt hat, zeigt die Felszeichnung des Widders mit Sonnenscheibe und Uräus-Schlangen (s. Uräus) aus der Provinz Oran (vgl. Band IX Tf. 171, 172). Denn selbst wenn man den widdergestaltigen Gott für ursprünglich libysch hält, so scheint mir doch die Verbindung von Sonnenscheibe mit Uräen nur durch äg. Einfluß erklärlich. Die Funde an Gelbmetall aus Nordafrika selbst sind äußerst selten. Es handelt sich meist um Schmucksachen einfachster Form und die Hufeisenfibel, die Frobenius (s. § 12) beschreibt. Gsell kennt aus ganz Nordafrika drei oder vier bronzene Axtklingen (*Histoire ancienne de l'Afrique du Nord* 1913 S. 212 Anm. 3). Nur eine davon aus St. Eugène bei Algier kann er beschreiben. Sie ist „en talon", also wohl eine Absatzaxt. Ein Bronzeschwert, im Hafen von Larache gefunden, das die Vorgeschichtliche Abt. der Berliner Staatsmuseen besitzt, ist wohl span. Ursprungs. Ebensowenig läßt sich sagen, ob die eisernen Gegenstände, die auch nur in geringer Zahl in den Megalithbauten gefunden wurden, im Lande selbst hergestellt sind. Es ist wohl anzunehmen, daß zum mindesten an den Küsten, die dem Verkehr näher lagen, auch eine einheimische Metall-Industrie bestanden hat, namentlich die charakteristische Form der Hufeisenfibel spricht dafür. Der Rest eines Schmelztiegels und einige runde Kupferplättchen in der Höhle von Ali Bacha (§ 4) sind aber vorläufig der einzige Beweis.

§ 14. Es bleibt nun die Frage nach dem Volke zu erörtern, das der Träger der vorgesch. nordafrik. Kultur gewesen ist. Ebenso wie heute dürfen wir für die Vorzeit eine im wesentlichen gleichartige Bevölkerung voraussetzen, die dieses ausgedehnte Gebiet bewohnte. Ebenso wie heute schieden sich die Bewohner Nordafrikas in die seßhaften Bewohner des Fruchtlandes und die umherschweifenden Nomaden. Die Landstrecken, die von den wandernden Scharen durchzogen wurden, umfaßten sicherlich das ganze Gebiet der n. Sahara, denn wie die Funde gezeigt haben, hat eine gleichartige Kultur von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Ägypten bestanden. Aus äg. Quellen ist man in der glücklichen Lage, feststellen zu können, daß schon in der 2. Hälfte des 4. vorchristl. Jht. eine seßhafte Bevölkerung wenigstens in den Ägypten benachbarten Teilen den Boden Nordafrikas kultivierte. Die großen Weinkrüge, die den Königen der 1. äg. Dyn. mit ins Grab gegeben wurden, tragen Inschriften, die das Ursprungsland des Gewächses angeben. Libyscher Wein muß sich einer besonderen Schätzung erfreut haben, denn er war in mehreren Krügen enthalten (Quibell und Green *Hierakonpolis* I Tf. 15). Auf einigen Elfenbeintäfelchen, die der gleichen Zeit angehören, werden verschiedene Ölsorten angeführt, die aus Libyen gekommen sind (Flinders Petrie *Royal Tombs* I Tf. 11 Nr. 12 und 14). Beide Angaben lassen den Schluß auf eine geordnete Land- und Gartenwirtschaft zu. Da die neol. Schichten der Höhlen sich in regelmäßiger, ungestörter Folge an die jungpaläol. anschließen, ist kein Grund vorhanden, hier einen Bevölkerungswechsel anzunehmen. Schwieriger liegt die Frage nach dem Zusammenhang dieser Urbevölkerung mit den Trägern der Megalithkultur. Die Formen der Steingeräte, namentlich die typischen Pfeilspitzen, sind die gleichen in den Höhlen und in den Megalithgräbern. Auch die Degeneration der Steintechnik in den obersten Höhlenschichten braucht nicht notwendig mit dem Aufkommen einer neuen Rasse zusammenzuhängen. Hier ist sicher auch die Einführung des Kupfers von Bedeutung gewesen. Grundsätzlich verschieden ist auch die Keramik nicht. Über die Formen der Höhlenkeramik kann man allerdings wenig sagen, da fast nur Scherben vorhanden sind. Das gleiche gilt von den Oberflächenfunden in der Sahara. Der langgezogene Becher ohne Standfläche, z. T. mit ausladender Lippe (Tf. 78a), kommt in der Dolmen-Keramik nicht vor, dagegen finden



Tunis B. Neolithikum

Karte wichtiger Fundorte.

sich die kugeligen Näpfe (Tf. 89d), wie sie Frobenius in Kleinafrika ausgegraben hat, und die auch die nubische Keramik liebt, schon in der Bären-Grotte bei Constantine (§ 4). Der Hauptunterschied besteht in der Verzierung. Neben der einfachen, glatten Keramik, die z. T. mit einem roten Farbüberzug versehen war, gibt es in den Höhlen Gefäße mit in den Ton eingeritzten Mustern von einfachen Formen oder mit einer Oberfläche, die den Abdruck der Körbe trägt, in denen sie hergestellt wurden. Aus den Megalithbauten sind Gefäße mit eingeritzten oder anderen Verzierungen, auch solche mit Mattenabdrücken, bisher nicht geborgen worden. Die Keramik ist gelblich, rötlich oder grau, auch hier sind rote Farbüberzüge beliebt. Bemalte Keramik, die auf einen Zusammenhang mit der ägyptischen weißfigurigen Ware oder der modernen Kabylenkeramik deutet, hat sich bisher nicht gefunden. Die so charakteristischen Schmuckketten aus Plättchen von Straußeneierschalen waren bei den Bewohnern der Höhlen und den Erbauern der Megalithgräber gleichermaßen beliebt. — Die frz. Gelehrten nehmen im allgemeinen einen Bevölkerungswechsel in Nordafrika an und bringen den Verfall der Steinbearbeitung mit dem Einbruch der hamitischen Berber in Verbindung. Ein Beweis läßt sich natürlich nicht erbringen. Der Ursprung der hamitischen Rasse ist unbekannt, und selbst wenn man über arch. reicheres und einwandfreieres Material verfügte, so ist es doch zweifelhaft, ob von arch. Seite allein diese Frage gelöst werden kann. Für die früheste Zeit fehlen auch Parallelen aus Ägypten, die vielleicht zur Klärung des Problems beitragen könnten, denn Funde, die man den Höhlenfunden Nordafrikas gleichsetzen könnte, gibt es ja in Ägypten bisher nicht. Die Frühprähistorie, die wir aus den Ausgrabungen kennen, und die schon das Kupfer verarbeitet, ist das älteste uns bisher bekannte Glied der fortlaufenden Kette der äg. Entwicklung. Funde, die ein reines, frühes Neol. darstellen, sind aus Ägypten bisher noch nicht bekannt, so daß bis zu dem Paläol. eine Lücke klafft, die im übrigen Nordafrika nicht besteht. Die frühesten Zeugnisse, die Ägypten von seinem w. Nachbar überliefert hat, stammen allerdings auch noch aus Ägyptens vorgesch. Zeit. Auf dem Bruchstück einer Schiefertafel, die der Zeit kurz vor Menes angehört (um 3500 v. C.) und mit Reliefs geschmückt ist, ist unter einer Darstellung von Vieh und Bäumen ein Zeichen eingemeißelt  , das den Namen *Tehenw* bedeutet, mit dem die Ägypter in ältester Zeit die Libyer (s. d.) bezeichnen (ÄZ 52 [1915] K. Sethe). Die Inschriften aus den Königsgräbern der 1. Dyn. wurden schon erwähnt. Aus der Zeit des AR besitzen wir dann eine ganze Reihe von Darstellungen, die libysche Männer, Frauen und Kinder abbilden (z. B. Borchardt *Der Totentempel des Sahurê*). Sie gleichen in ihrem Aussehen den Ägyptern. Ihre Hautfarbe ist rotbraun, Haar und Augen schwarz; bekleidet sind sie mit einem Gurt, an dem vorn die Phallus-Tasche befestigt ist, und an dem hinten ein Tierschwanz hängt. Über der Brust haben sie gekreuzte Bänder, um den Hals Ketten. Die Haare sind über der Stirn zu einer Locke emporgedreht. Auf die Ähnlichkeit dieser Tracht mit dem äg. Königsornat (s. Königstracht) ist schon oft hingewiesen worden. Die Phallustasche, die zur Königstracht nicht gehört, wird auch auf vorgesch. Denkmälern und ausnahmsweise auch noch später von den Ägyptern getragen. Aber die äg. Denkmäler geben uns über die Bewohner der w. Wüste auch noch weitere Aufschlüsse. Gegen Ende der 6. Dyn., kurz vor der Auflösung des AR, hören wir zum ersten Male in einer Grabinschrift von einem neuen Libyerstamme, dem der *Temehw*, der in den Gesichtskreis der Ägypter getreten ist. Im Bilde lernen wir diese Leute erst aus den Darstellungen in einem Grabe des MR in Beni Hassan (12. Dyn.; 2000 v. C.) kennen. Sie unterscheiden sich wesentlich von den alten *Tehenw*-Libyern. Die *Temehw* sind von heller Hautfarbe, blauäugig und haben rotblondes Haar. Sie gehen nicht nackt, sondern tragen einen bis zu den Knien reichenden Rock. Auf dem Kopf haben sie lange Federn. Die späteren Darstellungen der Ägypter schildern meist den hellen Typ der Libyer, und in der Tat lebt auch noch heute unter den dunklen Bewohnern Nordafrikas ein Menschenschlag, der sich durch hellere Hautfarbe, blaue Augen und blonde Haare auszeichnet. Wie

groß der Anteil dieser Hellen an der Gesamtbevölkerung ist, darüber gehen die Meinungen stark auseinander, ebenso über die Herkunft dieser Leute. Am weitesten verbreitet ist wohl heute die Meinung, daß es sich hier um Volksteile nordeurop. Rasse handelt. Diese *Temeḥw* hat man nun oft für die Erfinder der megal. Bauten Nordafrikas angesprochen, weil man von der Voraussetzung ausging, Dolmen- und Megalithbau sei eine nordeuropäische Besonderheit, und er müßte also von dorther nach Nordafrika importiert worden sein. Da wir aber durch die Auffindung des Dolmens von Hierakonpolis und die Megalithgräber der 2. und 3. Dyn. in Naga-ed-Dêr zeigen konnten, daß die Bauweise aus unbehauenen Steinen schon lange vor der ersten Erwähnung der hellhäutigen Libyer in Ägypten und Nordafrika bekannt war, so muß diese Hypothese fallen.

Oric Bates *The eastern Libyans* London 1914; T. Ll. Griffith *Oxford excavation in Nubia from the annals of Archaeology and Anthropology* 8, 3—4; Herm. Junker *Bericht über die Grabungen der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien auf dem Friedhof in Turah* 1909/10; G. Möller *Die Ägypter und ihre libyschen Nachbarn* ZDMG NF 3 (1924) S. 36—60; Fl. Petrie *Royal Tombs* 1900; Quibell und Green *Hierakonpolis* 1900—1902; Reisner *Kerma* 1923; Reisner und Mace *The early dynastic cemeteries of Naga-ed-Dêr*; K. Sethe *Beiträge zur ältesten Geschichte Ägyptens. Untersuchungen* III Leipzig 1905.

Elise Baumgärtel

Tür. A. Europa. § 1. Für den Typus des Hauses kann Form und Lage der T. eine Bedeutung gewinnen, die über das Interesse an der technischen Einzelheit weit hinausgreift. Die Naturwohnungen der ä. StZ bilden nur den Auftakt zu der Urgeschichte des Hauses, der Höhleneingang ist so wenig wie die Höhle selbst von Menschenhand geformt oder umgestaltet. Dagegen finden sich unter den eingeritzten Zeltbildern vom Ausgang dieser Periode auch solche mit Angabe eines Türloches in der Zeltwand beiderseits neben dem Mittelpfosten (Band VII Tf. 107n). Dem Reichtum an Hausformen in der j. StZ entspricht nur bis zu einem gewissen Grade ein solcher an Türformen.

§ 2. In den stets viereckigen Pfahlbauhäusern liegt der Eingang durchweg an der schmalen Seite (vgl. Band V Tf. 36; das weitverbreitete Modell von Messikomer hat ihn fälschlich an der Langseite), nur ein Haus der Moorsiedlung vom Aichbühl im Schussenried (s. d.; Kultbau?) hat seitlichen Eingang. Auch die zweiräumigen Häuser haben nur einen einzigen Zugang. Im Pfahlbau von Robenhausen (s. d.) wurde eine hölzerne Tür mit Drehzapfen gefunden, sie hat eine H. von 1,45 m und eine Br. von 0,55 m. Die Bauten der Megalithkultur (s. Megalith-Grab), die sich in den großen Steingräbern des N widerspiegeln, lassen den Türeingang oft von Seitenwänden flankieren, die in der einfachsten Form aus einem Paar rechtwinklig an die Wand angesetzter Steine bestehen, bei den entwickeltsten Anlagen zu einem langen Gange ausgezogen sind (s. z. B. Band IX Tf. 60; vgl. Band I Tf. 34b). Die Türbildung aus Seitenpfosten und wagerechtem Sturz, wie sie die Grabbauten haben, ist als die naturgegebene Lösung auch auf das Haus zu übertragen. Baugeschichtlich wichtig ist die Türbildung des Grabhauses von Haldorf in Niederhessen (Band V Tf. 38a; Germania 1923 S. 110ff. W. Bremer). Die Längswände sind über die Türwand vorgezogen und enden vorn in dicke Rundpfosten. Der Bau, der nur das verkleinerte Modell eines wirklichen Hauses für den Grabgebrauch sein kann, entspricht mit seiner Grundrißbildung also völlig dem griech. Antentempel. Auch das steinzeitl. Moordorf Aichbühl hat an zwei Häusern Ansätze zur Antenbildung. Die Kultur der Dolmen scheint keinen festen Haustypus besessen und ihre Wohnbauten jeweils den Anforderungen des Geländes und dem verfügbaren Baumaterial angepaßt zu haben. Die bei Carnac in der Bretagne aufgefundenen Häuser (Germania 1923 S. 105ff. F. Oelmann) sind im Grundriß langrechteckig und haben, wo das noch erkennbar war, die Tür in einer der Ecken. In der Höhenfeste von Oltingen in Elsaß (Präh. Z. 5 [1913] S. 158ff. K. Gutmann) überwiegen die runden und ovalen Bauten mit Eingang an der Langseite (Band V Tf. 40b). Wo der Innenraum durch eine Scheidewand halbiert ist, liegt die Tür so, daß sie beiden Räumen gemeinsam ist. Das reichste Material bietet die Kultur der Bandkeramik. Die Häuser von Lissdorf (s. d.; Band V Tf. 41, 42), Pfostenhäuser annähernd rechteckiger Form, hatten am Ein-

gang einen versenkten, vierkantigen Schwellbalken. Bei dem Hause von Sarmsheim (s. d.) a. d. Nahe (Band V Tf. 45; BJ 124 [1918] S. 109ff. H. Lehner) ist das Gräbchen, in dem die Flechtwand stand, an der Stelle des Einganges unterbrochen. Bei dem Hause von Wachenheim in Rheinhessen, einem Zeltbau mit schrägen Wänden, stehen die Seitenpfosten der Tür senkrecht, dieser kurze Wandteil muß also senkrecht aufgegangen sein. Häufig in allen Stufen der neol. Kultur sind rampenartig geneigte Zugänge ins Innere, da der untere Teil der neol. Häuser in der Regel als Wohngrube in den Boden eingetieft war. Ebenso oft liegt die Tür nicht in der Mittelachse des Hauses, sondern exzentrisch, so daß entweder ein Eckpfosten des Hauses oder der mittlere Firstträger zugleich als Türpfosten dienen konnte. Das Gesamtbild der Tür jungsteinzeitlicher Häuser könnten allein die Hausurnen der Bandkeramik geben, doch ist leider auf die Einzelausführung der Tür in keinem Falle besonderes Gewicht gelegt. Die Türöffnungen nehmen in den meisten Fällen die ganze Vorderseite des Hausmodelles ein, an einigen Stücken (Tordos [s. d.; Band V Tf. 72 a], Kodža-Dermen [s. d.; ebd. Tf. 72 f]) ist die Tür dagegen nur durch ein kleines, rundes Loch angedeutet.

§ 3. Auch die Dachhäuser der frühesten BZ in Thüringen (Präh. Z. 11—12 [1919—20] S. 74ff. F. Behn) haben keine Türen im eigentlichen Sinne, sondern volle Öffnung der einen Schmalseite (Band V Tf. 47). Die viereckigen Blockhäuser der spätbronzezeitlichen Siedlung von Buch (s. d. und Band II Tf. 83, V Tf. 49—51) bei Berlin haben die Tür stets in der Mitte der Schmalwand, auch der Schwellbalken war mehrfach erkennbar. Nur zwei Häuser weichen ab: eines hatte auch von dem großen Herdraum aus eine Hintertür ins Freie, und bei einem anderen war die ursprünglich vollbreite Vorhalle bei einem späteren Umbau auf die halbe Breite verringert, wobei die Tür an die Seite derselben verlegt wurde, so daß der Eingang nunmehr im rechten Winkel umbog wie am altnord. Bauernhaus (Präh. Z. 1 [1909] S. 233 C. Schuchhardt; ebd. 11—12 [1919—1920] S. 71ff. F. Behn). Die eingehendsten Angaben über den Hausbau dieser Zeit verdanken wir auch für die Türfrage den Hausurnen (s. d.), die uns eine Fülle technischer Einzelheiten des Türverschlusses bezeugen. Die häufigste Form ist die Vorsatzplatte, die mit einem durch Ösen auf der Platte selbst und am Rande des Türloches fahrenden „Lochstab" festgehalten wird (vgl. z. B. Band V Tf. 66 b, 77 a, 78 a). Dieser primitive Riegelbalkenverschluß, der sich noch heute an Ställen und Schuppen findet, ist jedenfalls ohne weiteres auf die Häuser der späteren nordischen BZ zu übertragen. Schwieriger ist es, sich die Befestigung mit Schnur- oder Stiftlöchern an 2 resp. 4 Ecken der Türplatte und den entsprechenden Stellen der Hauswand an der Tür eines wirklichen Hauses vorzustellen, wie sie z. B. die Hausurnen von Wilsleben (Band V Tf. 66 e) und Woedtke (Band V Tf. 67 d) haben. Wichtig für die Türbildung ist die Hausurne von Polleben (ebd. Tf. 65 c). Die (verlorene) Vorsatzplatte wurde in der üblichen Art durch vertikal stehende Ösen zur Aufnahme des Riegels gehalten. An der linken unteren Ecke des Türloches sitzt nun noch eine weitere Öse mit wagerechter Bohrung, und an der rechten Unterecke saß eine gleiche, abgebrochene. Bei wörtlicher Übertragung dieser Einrichtung auf das wirkliche Haus erhielten wir eine Tür, die um die untere Schwellenkante schwingt, eine technische Unmöglichkeit. Vielmehr müssen wir hier eine Konzession des Urnentöpfers an den besonderen Gebrauchszweck des Gefäßes annehmen und die Drehkante der Tür an deren oberen Rand verlegen. Solche Klapptüren sind bezeichnenderweise noch heute im Harzlande in Gebrauch (Präh. Z. 11—12 S. 73ff. Behn). Eine Türvorrichtung, die an der Urne keinen Sinn hätte und somit ganz zweifellos dem wirklichen Hause entnommen ist, enthält eine der Hoymer Hausurnen (Ztschr. des Harzvereins 33 [1900] Tf. 1, 1. 2): an der Innenseite des Türrandes sitzt beiderseits eine Zahnleiste, die nur zur Aufnahme der beweglichen Türplatte gedient haben kann, wie sie an ländlichen Bauten Norddeutschlands noch heute zuweilen anzutreffen ist. An der Hausurne von Obliwitz in Pommerellen (Band V Tf. 67 c; F. Behn *Hausurnen* S. 31ff.) lag die (nicht erhaltene) Türplatte in einem Falz; wieweit hier Nachbildung wirklichen Gebrauches, etwa einer Schiebetür, vorliegt, ist nicht klar zu erkennen. Eine noch un-

veröffentlichte Tür-Urne in Form einer Deckelbüchse aus Seedorf in Schleswig-Holstein hat eine eingeritzte hohe Tür, die oben und unten mit mehreren Querstrichen verziert ist. Von den Hausurnen skandinavischen Fundorts bildet die von Smidstrup auf Seeland besonderes Interesse (Band V Tf. 70c; F. Behn *Hausurnen* Tf. 21e S. 50; W. Schulz-Minden *Das german. Haus* 1913 S. 71 Abb. 28). Da die Urne einen abnehmbaren Deckel hatte, wurde die Tür nur als Scheintür angedeutet. Die Seitenpfosten sind nach oben verlängert, der Sturz hängt zwischen ihnen etwas herab, eine seltene, wenn auch nicht ganz analogielose Form (Schulz a. a. O. S. 71).

Daß bei den german. Hausurnen ovaler und rechteckiger Form die Tür ohne Ausnahme an der Langseite liegt, ist deshalb von großer Bedeutung, weil die annähernd gleichzeitigen Hausbauten von Buch (s. d.) sie ebenso regelmäßig an der Schmalseite haben, wie auch das aus dem nord. Hause entstandene niedersächsische Bauernhaus. Das Rätsel ist mit unserem bisherigen Material noch nicht zu lösen, doch ist bereits klar, daß die Lage der Tür allein kein völkisches Unterscheidungsmerkmal sein kann. In Italien herrscht dagegen Übereinstimmung zwischen dem Befunde ausgegrabener Grundrisse und den Hausurnen (s. d. B), die bei ovaler Grundrißbildung stets von der Kurzseite aus zugänglich sind. Der Eingang ist dort oft von einem kleinen, säulengetragenen Vordach überbaut (vgl. Band V Tf. 78a). Über der Tür ist die Dachhaut durch ein aufgebundenes Stangengefüge gesichert, um Sperrung des einzigen Ausganges durch das brennende Dachstroh zu verhindern; auch neuzeitliche Strohdächer weisen an dieser Stelle meist eine Sicherung auf.

§ 4. Die Hallstattzeit bedeutet, wie in der Geschichte des ganzen Hauses, so auch in der Entwicklung der Tür keinen nennenswerten Fortschritt. Das Normalhaus dieser Stufe hat gern einen kleinen, rechteckigen Anbau, der im unteren Neckarlande den Herd aufnimmt, in der großen Siedlung von Neuhäusel (s. d.; Band VIII Tf. 151) im Westerwalde dagegen das Vordach über dem Eingange bildete (Nass. Ann. 32 [1901] S. 145ff. W. Soldau; ebd. 33 [1903—04] S. 35ff. ders.). Die hausförmigen Grabeinbauten von Ihringen bei Freiburg i. B. haben Zungenmauern neben dem Eingang (Alemannia NF 8 [1907] S. 9ff. E. Fischer).

§ 5. Umfangreicher wird das Material zur Türfrage erst wieder in der Latènezeit, zumal in deren Ausgangsstufe. Insbesondere geben die keltischen Hüttengrabsteine eine Fülle von Einzelheiten (Präh. Z. 11—12 [1919—20] S. 94ff. F. Behn). Die Türen sind so niedrig, daß sich der Eindruck aufdrängt, sie führten in einen halb in die Erde eingeschnittenen Raum. Die Umrißformen sind sehr verschieden, es überwiegt der einfache Halbbogen, doch kommen auch Spitzbogen, Dreieck- Viereck- und Trapezformen vor; eine Tür hat einen doppelten Spitzbogen, eine andere einen Rundbogen aus Keilsteinen in rechteckigem Rahmen mit aufgesetztem Halbbogen. In Gebäuden der keltischen Gutshöfe aus der Umgegend von Zabern sind Schiebetüren mit Riegelbalkenverschluß festgestellt (A. Fuchs *Kultur der kelt. Vogesensiedl.* 1914 S. 18, 23, 32), erst in den jüngeren Anlagen finden sich Drehtüren. Einige der Häuser in den „Heidenlöchern" bei Deidesheim (s. d. und Band II Tf. 178, 179, 180a; F. Sprater *Führer* S. 8; K. Schumacher *Rheinld.* I 133 Abb. 45) haben nach außen gehende Zungenmauern vor dem Eingange. Im Ringwall „Altenburg" (s. d.) bei Niedenstein in Niederhessen, dem Mattium der Chatten, sind zwei hölzerne Türflügel eines Hauses gefunden (Ztschr. f. hess. Gesch. und Landeskunde 43 [1909] Tf. 3). Ein oft behandeltes Louvre-Relief zeigt im Hintergrunde des Kampfes zwischen einem röm. Legionär und einem „Barbaren" (Kelten?) eine Rundhütte; die Tür ist hier aus demselben Material wie die Wand der Hütte, aus schmalen, senkrechten Brettern, ebenso wie die Türen der Markomannenhütten auf der Markussäule (Germania 3 [1919] S. 52ff., 83ff. Behn; ebd. 2 [1918] S. 114ff., ebd. 3 [1919] S. 55f. Drexel). Unter dem Einfluß der röm. Baukultur werden auch die Türen vervollkommnet, an Stelle der alten Balkenriegel treten kunstvolle Schlösser (Wasserwald bei Zabern, Karlstein, Bibracte [s. d.]), wie überhaupt in dieser Zeit einheimisches und röm. Kulturgut vielfach ineinander verschmelzen. — S. a. Haus A, Tor, Vorhalle.

F. Behn

B. Ägypten und Palästina-Syrien s. Haus B, C.

C. Vorderasien. Das sumer. Schriftzeichen für T. (*GAL*, akkad. *daltu*; Band VI Tf. 80 Nr. 23) zeigt das Bild einer vollständigen T. mit langem Pfosten, unten den bronzenen Stehzapfen, durch zwei schräge Striche angedeutet, oben das Angelband und endlich den am Pfosten befestigten Türflügel, aus Horizontalbrettern gefügt, die durch zwei diagonal gekreuzte Bänder untereinander befestigt sind. Fast sämtliche 16 Bronzebeschläge der assyr. Doppeltür Salmanassars III. (848) von Imgur-Enlil (s. d.) sind erhalten, und ich konnte die T. in ihrem Aussehen und ihrer ungefähren Größe von $7^1/_4$ m H. und 3,70 m Br. wiederherstellen (Band VI Tf. 9). Weitere Literatur vgl. E. Unger *Die Wiederherstellung des Bronzetores von Balawat* Ath. Mitt. 45 (1920) S. 1ff. und Imgur-Enlil. Eckhard Unger

Turah. Ort in Ägypten, nicht weit s. von Kairo gelegen, bekannt durch die Steinbrüche, die den feinen, weißen Kalkstein zu den Grabbauten von Memphis (s. d.) im AR und zu vielen Statuen lieferten. Bei T. legte Junker 1909—10 eine ausgedehnte Nekropole der Frühzeit frei, die sich durch den Fund eines Tongefäßes mit einem der ältesten Königsnamen in Tintenaufschrift als spätvorgesch. bis frühdyn. mit Sicherheit datieren läßt. In den drei deutlich zu scheidenden Teilen des Friedhofes im S, N und O läßt sich die Entwicklung des Grabbaues vom Sandgrab über das Ziegelgrab zum Schachtgrab gut verfolgen (s. Grab D § 2, 6, 7 und 10). Die Keramik zeigt die üblichen Formen der späten vorgesch. Zeit und ersten Dyn.; auch einige Kupfergeräte (Tf. 47 der Publ.) wurden gefunden.

Hermann Junker *Bericht über die Grabungen auf dem Friedhof in Turah* Denkschr. d. Wiener Akademie Bd. 56 (1912). Scharff

Turiner Königspapyrus s. Königspapyrus von Turin.

Turji. (Gouv. Kijev, Südrußland). Dorf im Bez. Čigirin, zur Žurovkaer (s. d.) Gruppe gehörig, mit für diese typischem Grabbau und Inventar. Besonders wichtig zwei Hügel der ältesten (6/5. Jh.) Stufe.

Izvěstija Arch. Kom. 20 S. 6ff.; ebd. 40 S. 48ff. M. Ebert

Turkestan. A. Paläolithikum. Diese Stufe ist bislang unbelegt. H. Obermaier

B. Neolithikum. Sichere Funde bisher nicht bekannt.

C. Bronzezeit (Tf. 92^A, 92^B). § 1. Die BZ von T. ist vorläufig sehr ungenügend bekannt, obwohl sie, nach den Erscheinungen in Ostrußland und Sibirien zu urteilen, eine große Rolle gespielt haben dürfte. Arch. ist Turkestan noch nicht durchforscht. Die Funde sind mit wenigen Ausnahmen Einzelfunde. Aus der Kupferzeit dürften die südturkestanischen Tellohs stammen. Man hat in zwei solchen Tellohs in Anau (s. d.) kupferzeitl. bemalte Keramik (Tf. 92^B f, g), lorbeerblattförmige Kupferdolchklingen und andere Kupfersachen gefunden. Andere kupferzeitliche Funde sind Hammeräxte mit vierkantigem Hammerteil (aus Isyk-Kul'), Flachäxte mit gewölbten Seiten (ebd.), Meißel mit verjüngtem Bahnende und knieförmig gebogenem Rücken (ebd.), Schaftlochäxte mit abgerundetem hohen Bahnende (Vernyi, Prov. Semirečensk; Tf. 92^A b,; vgl. auch ebd. c links), alles aus Kupfer, die letztgenannten in mehreren Exemplaren bekannt. Sie sind westwärts bis Orenburg verbreitet, ostwärts mindestens bis Barnaul am Ob (1 Exemplar ist noch im Kr. Minusinsk gefunden; s. a. Sibirien C § 2). Zu weiteren kupferzeitl. Funden gehören keilförmige kupferne Hammeräxte mit leicht gewölbtem Oberteil und Hohlmeißel aus Kupfer mit rundem Stiel. Vielleicht sind auch die spitzendigen, etwa kufenförmigen, zum Bergbau verwendeten Geräte (Tf. 92^Aa links) kupferzeitlich. Sie kommen sowohl in Semipalatinsk wie in Semirečensk vor. Mir sind 7 davon bekannt. Diese Funde befinden sich im Historischen und Anthropol. Museum zu Moskau, in den Museen von Tomsk, Barnaul und Taškent.

Archeol. izvěstija i zamětki 1896 S. 216ff.; Katalog d. Mosk. Hist. Mus. 1893 S. 348ff.

§ 2. In den letzten Jahren ist eine neue Gruppe turkestanischer frühmetallzeitlicher Altertümer bekannt geworden: die Steppengräber vom sog. Andronova-Typus. Die Toten liegen einzeln — Kollektivgräber sind jedenfalls bis jetzt unbekannt — in Hockerlage in Schachtgräbern, die bisweilen Steinkisten oder Holzbauten enthalten. Über die Gräber sind oft niedrige

Hügel aufgeschüttet, die von einem Kreis von kurzen, stehenden Steinen umgeben sein können. Das Inventar ist dürftig: kleine Ohrgehänge aus Gold oder vergoldetem Kupfer, kleine Kupferringe, -plättchen und -spiralen, kleine Perlen, Feuersteinpfeilspitzen, Reste von wollenen Geweben und Tongefäße. Die Gefäße sind charakteristisch für diese Kultur. Sie sind krugförmig, mit flachem Boden und bisweilen mit schwach gewölbten Wänden, reich ornamentiert (Tf. 92 B a—e). Die Ornamente sind in Stich-, Kamm- oder Strichtechnik ausgeführt. Sie bilden gewöhnlich geometrische Figuren: gefüllte Rhomben oder Dreiecke, einfache oder doppelte Mäander, Hakenkreuze und von ihnen hergeleitete Motive. Seltener sind parallele Winkel- oder Zickzacklinien. Der flache Boden ist oft von einem Strahlen- oder Figurenkranz umgeben. Die Gefäße machen einen eleganten Eindruck.

Gräberfelder mit Andronova-Keramik sind in Turkestan in dem Gebiete Semipalatinsk, Ust-Kamenogorsk, Sergiopol angetroffen worden, an dem Kysyl-Su, in Kara-Usok, Kokpekty, Karadžal, Eigenbulyk und in der Gegend vom Marka-Kul. Wahrscheinlich gehören auch die Gräber mit rundem Steinkreis auf der Oberfläche der Steppe, die im Altai am oberen Irtyš und zwischen Sergiopol und Semipalatinsk allgemein vorkommen, z. T. zu derselben Gruppe. Diese Kultur scheint eine überaus große Verbreitung auf den westasiatischen Steppen, von Uralsk und Tobolsk im W bis nach den Minusinsker Steppen im O zu haben. Ihr Verhältnis zu den Kupfer- und Bronzesachen, die in § 1 beschrieben worden sind, kann noch nicht festgestellt werden. Wahrscheinlich sind sie z. T. gleichzeitig, denn die Zeitstellung der betr. Gräber ist klar: sie gehören in die Zeit um das J. 1000 und an das Ende des 2. vorchristl. Jht. Die Andronova-Gruppe steht mit der Seima- (s. d.) Gruppe O-Rußlands und den jüngeren Ockergräbern der Pontischen Steppen in Verbindung.

Mat. po etnogr. 3, 2 (1927) S. 77 Teplouchov.

§ 3. Rein bronzezeitliche Funde sind Sicheln (sowohl Hakensicheln wie solche mit halb offener Tülle), Tüllenäxte mit einer Öse oder ohne Öse, mit sog. ungar. Ornamenten (gefüllten Dreiecken in Hochrelief), Tüllenmeißel, Bronzemesser mit aufrechtgebogener Spitze und geradem Griff (z. B. aus Isyk-Kul'), vierkantige Pfriemen, sog. Bronzespiegel mit einer Öse auf der Rückseite usw. Grabfunde kenne ich nicht.

Ch. Ujfalvy *Expéd. scientif. Française en Russie* 1880; Zapiski Russ. Arch. Ges., russ.-slav. Abt. 11 (1916) S. 225ff.; Slg. Romančenko in der Ermitage, Leningrad.

§ 4. Die jüngste turkestan. BZ enthält Funde sog. skyth. Charakters. Unter anderem sind Pferdetrensen und Riemenbeschläge bekannt, dreikantige Pfeilspitzen, skyth. Kessel, Kriegsäxte (sog. *Sekiren*), eine Lanzenspitze mit zwei Ausschnitten im Blatt vom Ananino-Charakter (Band I Tf. 36, 7), Beschläge mit phantastischen Tierdarstellungen. Solche Goldbeschläge hat Adrianov im Kr. Ust-Kamenogorsk und Zajcan gefunden, z. B. in einem Grabe, welches ein Bronzegebiß enthielt (Solonečnyj-Kurgan). Die sibir. Goldplatten dürften dieser Kultur angehören. Über den Oxus-Schatz s. d..

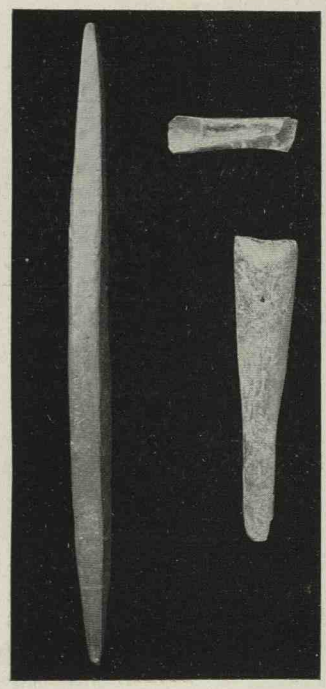
Ch. Ujfalvy a. a. O.; Izvěstija Arch. Kom. Petersb. 62 (1916) A. Adrianov; Kondakof-Tolstoi-Reinach *Antiq. Russie mér.* 1891 S. 353ff.; Man 1914 Nr. 11; Tallgren *Collection Tovostine* 1917 Register. — Turkestanische Funde und Bodendenkmäler: vgl. a. Izvěstija Arch. Kom. 2 S. 103; ebd. 11 S. 65, 76; ebd. 16 S. 27; ebd. 29 S. 65.

A. M. Tallgren

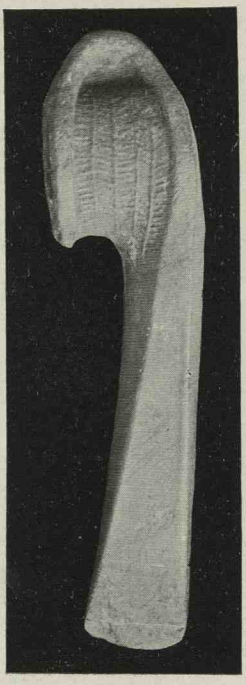
Türkis s. Edelstein, Stein.

Turm s. Broch, Festung, Nurage, Talayot, Tempelturm.

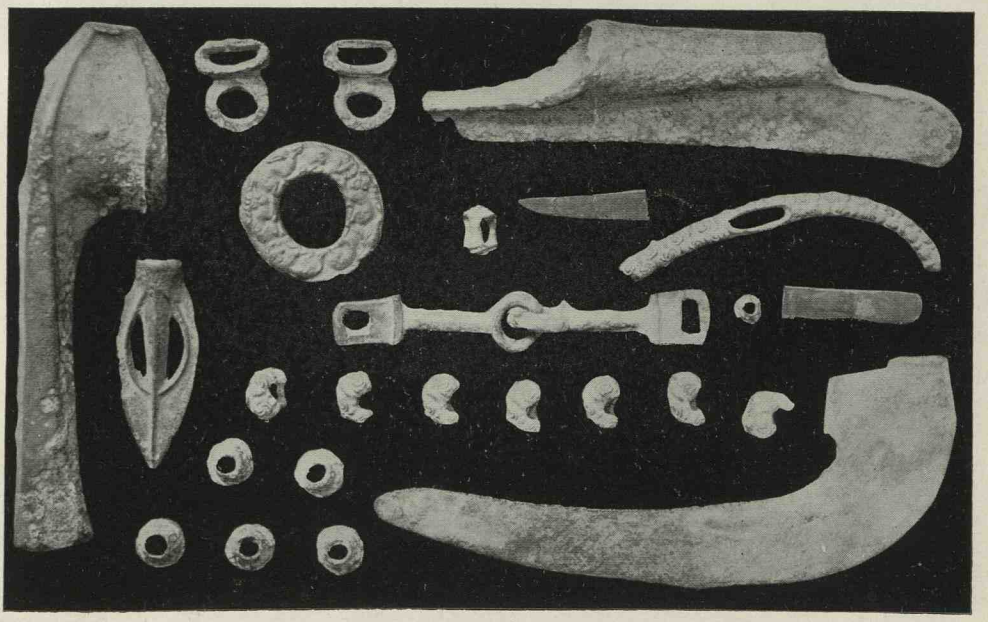
Turnu-Severin (Rumänien). Die nächste Umgebung von T.-S. ist ungemein reich an vor- und frühgesch. Funden. Zahlreiche steinzeitl. keramische Reste und Geräte, die denen von Zlokućan u. a. serb. Stationen nahe verwandt sind, fanden sich auf den Donau-Inseln Ada Kaleh, Banul, Şimian und namentlich Corbul, das auch eine größere Reihe von tönernen Idolen, ähnlich denen von Ghirla (s. d.; Band IV Tf. 133, 134), geliefert hat. Auch ist hier die pannonische (s. d.) Keramik durch einige hervorragend schöne Gefäße mit typischer, reicher Verzierung gut vertreten, und ebenso hat die Insel schöne frühhallstattzeitliche Gefäße geliefert (Balta-Verde im O und Vânjuletz



a



b



c

Turkestan

Bronzen aus Turkestan: a, b. Oberer Irtysch. c. Gegend von Semipalatinsk. — Nach Photographien.



a b c d e f g

Turkestan

a—e. Tongefäße vom Andronova-Typus aus Sibirien, Gegend von Chakak (Orak). Nach Photographien.
f, g. Bemalte Keramik von Anau. Nord-Kurgan, Kultur I. Nach H. Schmidt.

im SO der Insel). Von Metallgeräten ist außer einer Kreuzschneidenaxt und einer ungar. Tüllenaxt mit verlängerter randständiger Tülle (ähnlich der von Cucuteni) besonders bemerkenswert der reiche Depotfund von Bălvănesti, bestehend aus zahlreichen Ösenhalsringen mit imitierter Torsion, einer Anzahl von Armringen mit halbkreisförmigem Querschnitt und verdickten Enden und zwei Brillenspiralen mit Achterschleife, die Bărcăcilă jedoch nicht als Fibeln, sondern wohl irrtümlich als Besatzstücke der Kleidung auffaßt. Aus Eisen sind zwei zweischneidige Doppeläxte (Metallbarren?) aus einem Depot von Bălivanesti. Endlich seien noch erwähnt ein Frühlatène-Schwert von Gârla Mică, ein Mittellatène-Schwert von der Insel Șimian und ein Spätlatène-Schwert vom Castellum Romanum in Turnu-Severin.

Al. Bărcăcilă *Antiquités pré- et proto-historiques des environs de Turnu-Severin* Dacia 1 (1924) S. 280—296.

G. Wilke

Turoe (bei Loughrea, Co. Galway; Tf. 103 c). Der von G. Coffey entdeckte Turoe-Stone hat die Form eines Omphalos, 1,20 m H., ist von ovalem Querschnitt und aus einem erratischen Granitblock gefertigt. Der ganze obere Teil ist mit einem in kräftigem Relief gearbeiteten, in sich zusammenhängenden blasigen Spiralornament des Frühlatènestils bedeckt, das unten durch eine umlaufende Zone mit einfachem Treppenornament abgeschlossen ist. Die Ornamentik zeigt enge Beziehungen sowohl zur Ornamentik der Holzgefäße von Glastonbury (Band IV Tf. 142 b) wie zu der der Marne-Kultur (s. d.). Coffeys Datierung in das Ende von LTZ 1 oder den Beginn von LTZ 2 dürfte das Richtige treffen, doch wäre wegen der Verwandtschaft mit Glastonbury auch etwas spätere Datierung möglich. Ganz nahe dem Turoe-Stone steht ein kleinerer, im Castle Strange bei Roscommon aufbewahrter Stein (Tf. 103 c), dessen komplizierte Spiralornamentik eingeritzt ist, aber ähnlich wirkt. Ein Fragment eines dritten Steines ist von Templeport, Co. Cavan, bekannt geworden.

Offenbar handelt es sich bei diesen ir. Omphalos-Steinen um Grabsteine, deren Form letzten Endes aus dem neol. Menhir (s. d.) hervorgegangen ist. Sie haben sich mit der Latènekultur über einen größeren Teil Europas verbreitet. In denselben Kreis werden auch der Stein von Kermaria (Finistère), von St. Goar am Rhein (s. Sankt Goarstein und Band XI Tf. 48) und ähnliche anthropomorphisierte Stelen gehören. Die Heimat der kugeligen Grabsteine ist in Etrurien zu suchen; von dort oder den oberital. Ausläufern dieser Grabsteine müssen sie die Kelten übernommen haben.

Templeport: Journal R. Soc. Ant. Irl. 52 (1922) S. 113ff. Macalister. — Kermaria: Bull. Archéol. 22 (1898) S. 401 P. du Chatellier. — St. Goar: BJ 106 (1901) S. 78ff. C. Koenen; *AuhV* 5 S. 310ff. Schumacher; gegen dessen Datierung in karoling. Zeit besonders H. Lehner *Führer Prov. Mus. Bonn* I (1915) S. 27ff. — Waldenbuch: Germania 5 (1921) S. 11ff. R. Knorr, F. Drexel; Mon. Lincei 20 (1912) S. 361ff. P. Ducati.

Der Turoe-Stone und der Castle Strange-Stone sind die ältesten einer langen Reihe von Monumenten in Irland und Schottland, die bis weit in die christliche Zeit hineinreichen und zeigen, wie sich die Ornamente der *Late Celtic Art* (s. Latènestil) bis in das beginnende Mittelalter, wo sie dann sich auch in der ir. Buchornamentik zeigen, in diesen beiden Ländern halten, und von da aus, sicherlich durch die Tätigkeit der irischen Mission, weiter verbreitet, werden sie auch zum Teil in die romanische Ornamentik eingedrungen sein, soweit diese nicht auf dem Stil der germ. Völkerwanderungszeit fußt.

Proceedings R. Irish Academy 24 (1902—04) S. 257ff. G. Coffey (der dort außerdem behandelte Mullaghmast-Stone gehört der Zeit des ausgehenden Heidentums an); Déchelette *Manuel* II 3 S. 1522ff.; G. Coffey *Guide to the Celtic Antiquities of the Christian Period in the Nat. Mus. Dublin*[2] 1910 S. 84ff.; R. Comm. on the Ancient Monuments of Scotland 3. Report of Mon. in Caithness. London 1911 S. XLVIf.

† W. Bremer

Türurne s. Hausurne A § 15, Tür A § 3.

Tuschpa (Tf. 93—100).

§ 1. Name. — § 2. Topographie. — § 3. Geschichte. — § 4. Götter. — § 5. Wissenschaftliche Erforschung. — § 6. Denkmäler und Funde. — § 7. Kunst und Gewerbe bei den Chaldern. — § 8. Chaldische Metallurgie. — § 9. Die Weltstellung der chaldischen Kunst.

Hauptstadt von Urartu (s. d.), dem vorarmenischen Reiche der Chalder (s. Chaldi; s. a. Band IV Tf. 88, X Tf. 20).

§ 1. Name. In den chaldischen Inschriften meist *Ṭu-uš-pa(-a-e) ALU*; ALU

ist das assyr. Ideogramm für ‚Stadt', also *Ṭušpa-Stadt*. Mitunter treten für *ALU* die phonetischen Entsprechungen ein, entweder *Ṭu-uš-pa(-a-e) pa-(a-)ta-ri(-e)* oder *Ṭu-uš-pa-na-ú-e* (o. ä.). Im ersteren Falle liegt in *patari* ein kleinasiatischer (chald. sonst gewöhnlich *šuḫi*) Ausdruck für ‚Stadt' vor (beachte die weite Verbreitung dieses Wortes: Pteria = Ḫatti [s. Hatti], Boghasköj; Ähnliches bis Lykien und Kreta), in letzterem, häufigeren Falle das weit über Kleinasien verbreitete Suffix *-na*, welches zur Bildung von Länder- und Städtenamen Verwendung findet (vgl. Ḫatti-na, Commage-ne u. a. m.). Der Name T. hat mit dem Gotte Teschup (s. d.; chald. Teišbaš) nichts zu tun; beachte dagegen die chald. Gottheit *Ṭu-uš-pu-e-a* (CIC 18, 21 [69] = Inschr. v. Meherkapusy, Sayce 5). — Assyr. *Ṭu-ru-uš-pa(-a)*, gesprochen wohl Ṭrušpa, was interessante Rückschlüsse auf die Aussprache des chaldischen *ṭ* gestattet; — griech. ἡ Θωσπία (Landschaft Θωσπῖτις); — arm. Wantosp oder Tosp.

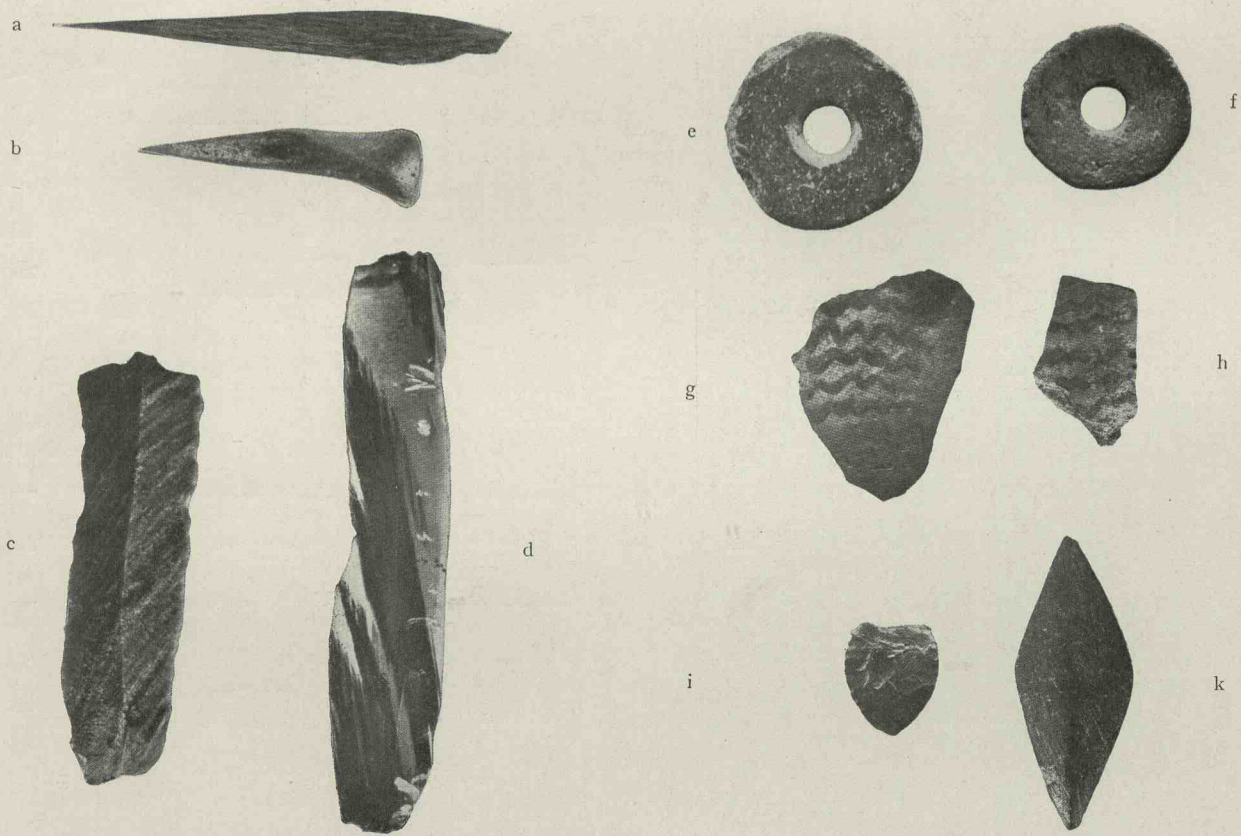
Lehmann-Haupt *Materialien zur älteren Geschichte Armeniens und Mesopotamiens* Abh. Gött. Ges. 9, 3 (1907) S. 123 (von nun an immer abgek. *Mat.*); Hübschmann *Die altarmenischen Ortsnamen* 1904 S. 340.

§ 2. Topographie. An der Stelle des einstigen T. liegt gegenwärtig die Stadt Wan. Deren älterer, befestigter Teil, die ‚Zitadellenstadt', wird im N von dem nach allen Seiten steil abfallenden, ostwestlich streichenden Felsenkamm Wankalah begrenzt. Auf diesem die türkische Festung. Im S und O der Zitadellenstadt dehnt sich weithin die ‚Gartenstadt' von Wan aus. Im NO erhebt sich der Kalksteinfels Toprakkaleh als äußerster Ausläufer des Zimzim-dagh. Der Umkreis von Wan wird von zwei Wasserläufen durchflossen, dem Schamiram-su und dem Engusnertschai. Beide münden in den Wan-See, dessen Ufer der Zitadellenstadt benachbart sind. Sein Wasser ist brackig und gewährt nur einer einzigen Fischart ihr Fortkommen. Seine Uferlinien sind infolge wechselnden Wasserstandes nicht konstant.

T. bzw. Wan eignet sich in seiner zentralen Lage vorzüglich als politischer Mittelpunkt des armenischen Hochlandes. Verkehrswege bieten sich nach W über Musch nach Malatia (s. Melidia) und Syrien; nach O über Baschkalah zum Urmia-See; nach N über Bajazid ins Araxes-Tal. Gegen Angriffe von S ist die Stadt durch Gebirgsketten wohlgeschützt.

Lynch *Armenia* S. 38ff.; Lehmann-Haupt *Armenien einst und jetzt* (abgek. *Armenien*) II 1 S. 16ff. (für die Erlaubnis, den Band schon vor seiner Ausgabe benutzen zu dürfen, sei dem Verf. bestens gedankt).

§ 3. Geschichte. Die Besiedelung des Gebietes von T. reicht weit in die neol. Zeit zurück. Vgl. den von Belck ausgegrabenen steinzeitl. Friedhof (?) von Schamiram-alty und die Funde von Stein- und Knochen-Artefakten auf Toprakkaleh (s. § 6). In der 2. Hälfte des 3. Jht. und im 2. Jht. war das Gebiet von T. möglicherweise ohne größere Siedlung; auf jeden Fall haben wir weder Denkmäler noch in den Texten von Kül-tepe und Boghasköj Angaben, welche sich darauf bezögen. In das Licht der Geschichte tritt die Stadt erst in der ersten Hälfte des 1. Jht. Der älteste Herrscher, von dem wir wissen, daß er in T. gebaut hat, ist Sardur I., der Sohn des Lutipris, ein Großkönig von Naïri. Ihm verdankt das Sardur-Kastell (s. § 6) seine Entstehung. Wieweit wir ihn bereits als chaldischen Herrscher anzusprechen haben, muß dahingestellt bleiben, doch sind die Namen Sardur und Lutipris später auch bei den Chaldern üblich (zu letzterem vgl. den chald. PN [U]edipris). Die Zeit des Herrschers ist uns nicht genau bekannt, dürfte aber wohl in die Mitte des 9. Jh. fallen, etwa der des assyr. Königs Assurnassirpal (884—859) entsprechend. — Ein Reich Urarṭu (dessen Identität mit dem Ur[u]atru der assyr. Inschr. des 2. Jht. ist allerdings nicht unwahrscheinlich) ist erst seit diesem assyr. Herrscher und seinem Sohne Salmanassar III. bezeugt (Nimrud-Obelisk 44; Mon. II 48), doch war seine Hauptstadt damals noch Arzaškun. Als Könige treten uns entgegen erst Aram, dann Sardur, beide als Gegner Salmanassars (Obel. 44 und 144), der Urarṭu auf das schwerste bedrängte. (Über die Probleme dieser älteren Zeit chald. Geschichte vgl. ZfAssyr. 33 [1920] S. 28f. Lehmann-Haupt; ders. *Armenien* II 1 S. 18ff.) Mit dem letzterwähnten Sardur beginnt für uns die geschlossene Reihe chaldischer Herrscher. Wohl unter seinem Sohne Ispuinis wurde der Sitz der Regierung nach T. verlegt. Als Akropole

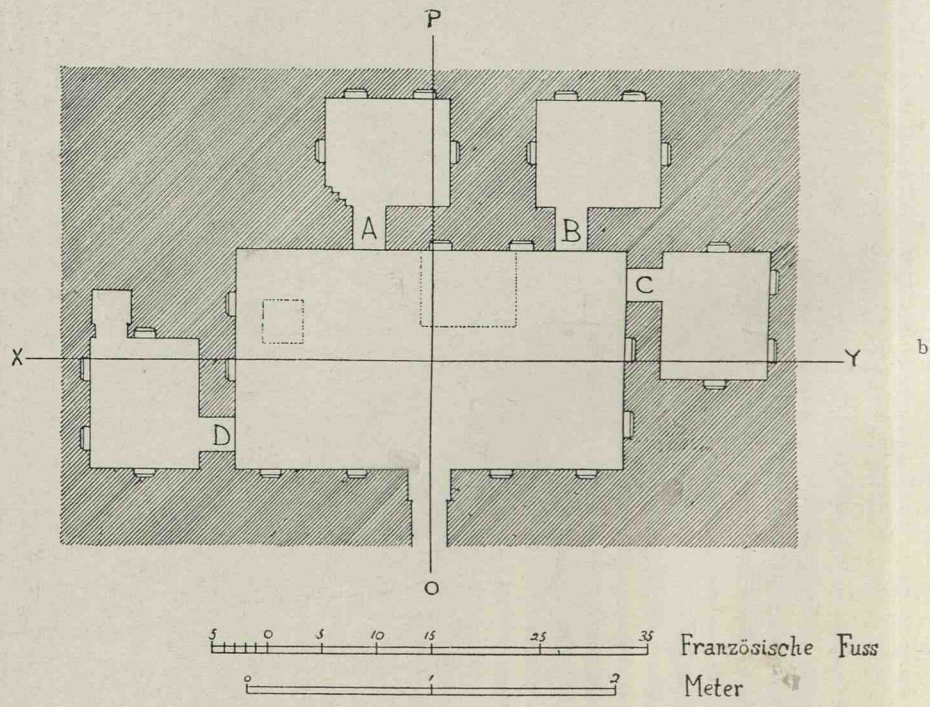


Tuschpa

a—k. Funde von Schamiram-alty. —
Nach Proceedings of the Society of Biblical Archaeology 34 (1912) Tf. 23 und 24.



a



b

Tuschpa

a. Quaderbau am Chaldis-Tempel von Toprakkaleh. Nach Proceedings of the Society of Biblical Archaeology 34 (1912). — b. Die Argistis-Kammern. Grundriß. Nach Lehmann-Haupt *Armenien einst und jetzt* II 125.

diente der Felsenberg Wankalah. Ispuinis war der Gegner des assyr. Herrschers Šamši-Adad V. und wird von diesem für ein Jahr vor 817 v. C. als Uspina bezeugt (II 26 [IR 30]). Den Ausgang seiner Regierung teilte er mit seinem Sohne Menuas. Unter diesem erlangte Urartu das erstemal die Bedeutung einer Großmacht. Kluge Politik sicherte ein auskömmliches Verhältnis zu Assyrien (ZfAssyr. 33 S. 33 Lehmann-Haupt). Inzwischen breitete sich die chaldische Einflußsphäre immer weiter nach W (Malatia), N (Araxes-Tal) und O (Aserbeidschan) aus. Menuas ermöglichte eine dichtere, städtische Besiedelung im S von Wankalah durch Erbauung eines großartigen Aquäduktes, Menuas-Kanal genannt (jetzt Schamiram-su), der sogar noch heute treffliches Quellwasser aus den Bergen s. der Ebene von Haiothsdzor nach T. bringt (*Armenien* I 9; II 1 S. 95ff.; vgl. die Inschr. CIC 34—46). In T. selbst erscheint Menuas ebenfalls als Bauherr; auf den beschrifteten Säulentrommeln CIC 72, 76, 77 berichtet er vom Bau eines *bîtu* (Hauses); nicht minder am Wan-Felsen, wo zahlreiche Inschriften in seinem Namen in den Fels gehauen sind und der ‚Menuassaal' (vgl. Inschr. CIC 53) ihm seine Entstehung verdankt. Sicherlich hat Menuas auch auf der Höhe von Wankalah gebaut, doch waren Ausgrabungen dort selbst bisher noch nicht möglich. — Auf Menuas folgte sein Sohn Argistis I. Von ihm stammen die berühmten Felskammern in der Südwand von Wankalah und die in Verbindung damit stehende Gruppe von Fels-Inschriften, die Argistis-Annalen (CIC 111). Im Umkreis von Toprakkaleh scheint Argistis ein Heiligtum angelegt zu haben (CIC 114; falls der Stein nicht aus der Zitadellenstadt verschleppt). — Unter seinem Sohn und Nachfolger Sardur III. (Inschr. am Wan-Felsen CIC 132 und 132 A. B.) hatte das chald. Reich eine derartige Machtstellung gewonnen, daß es sogar Nordsyrien anfangs erfolgreich in den Bereich seines Einflusses ziehen konnte und so die assyr. Vorherrschaft in Vorderasien ernstlich bedrohte. Der assyr. Herrscher Tiglatpileser III. (746—728) nahm den Entscheidungskampf auf, und es gelang ihm, die Chalder aus Syrien und den Ländern w. von Armenien zu verdrängen. Er rückte schließlich bis nach T. vor, ohne freilich den dortigen Festungsanlagen gefährlich werden zu können.

Nach diesem Rückschlage beginnt eine neue Epoche in der chald. Geschichte. Noch ist die Kraft Urartus nicht gebrochen, doch verzichtet es auf Ausdehnungsbestrebungen im W, um im SO mit um so größerer Zähigkeit den Assyrern entgegenzuwirken. Die nun folgenden Herrscher (ungewiß, ob von der gleichen Dyn.; drei von ihnen heißen Rusas, doch bereitet die Reihung Schwierigkeiten; vgl. ZfAssyr. 33 S. 34ff. Lehmann-Haupt) geben die alte Siedlung um den Wan-Felsen auf zugunsten einer Neugründung (nach dem Gründer Rusas I. zeitweilig Rusas-Stadt *Rusahina* genannt) am Fuße des Toprakkaleh-Felsens, der nun als Akropole an die Stelle von Wankalah tritt. Der Gründer der neuen Stadt sorgte in großzügiger Weise für die nötige Wasserzuführung durch Anlage eines Stausees (Kešiš-Göl; vgl. CIC 145 und *Armenien* II 1 S. 40ff.) und Kanales. Auf Toprakkaleh entstand unter dem ersten oder zweiten Rusas neben anderen Bauten der Tempel des Nationalgottes Chaldis.

Seit den letzten Jahrzehnten des 8. Jh. stand Urartu im Abwehrkampfe gegen die Kimmerier, dann gegen die Skythen und fiel schließlich, wohl anfangs des 6. Jh., dem idg. Völkersturme zum Opfer (s. Kimmerier und Skythen in Vorderasien). Das Land kam unter medische Herrschaft. Die Bauten auf Toprakkaleh und gleichzeitig wohl die ganze Stadt T. wurden geplündert und zerstört, die idg. Armenier wanderten ein und gelangten zur Herrschaft. Auch für sie scheint T. ein politischer Mittelpunkt gewesen zu sein, doch blieb Toprakkaleh unbebaut. Zur Zeit der Perserherrschaft ließ Xerxes an den Wänden von Wankalah eine Inschrift anbringen (s. Perser A § 5).

Lehmann-Haupt *Armenien* I; II 1 und 2 (ab S. 451); ders. *Geschichte des Alten Orients*[2] 1925 in L. M. Hartmann *Weltgesch.* S. 147ff.; ZfAssyr. 34 (1920) S. 27ff. ders.; ders. *Materialien* S. 120ff.; die chaldischen Inschriften bisher am vollständigsten bei Sayce in Journ. Asiat. Society 1882, 1888, 1893, 1894, 1901 und 1906; neue Textausgabe im Erscheinen: *Corpus Inscriptionum Chaldicarum* (abg. CIC) herausg. von Lehmann-Haupt (1. Lief. 1928).

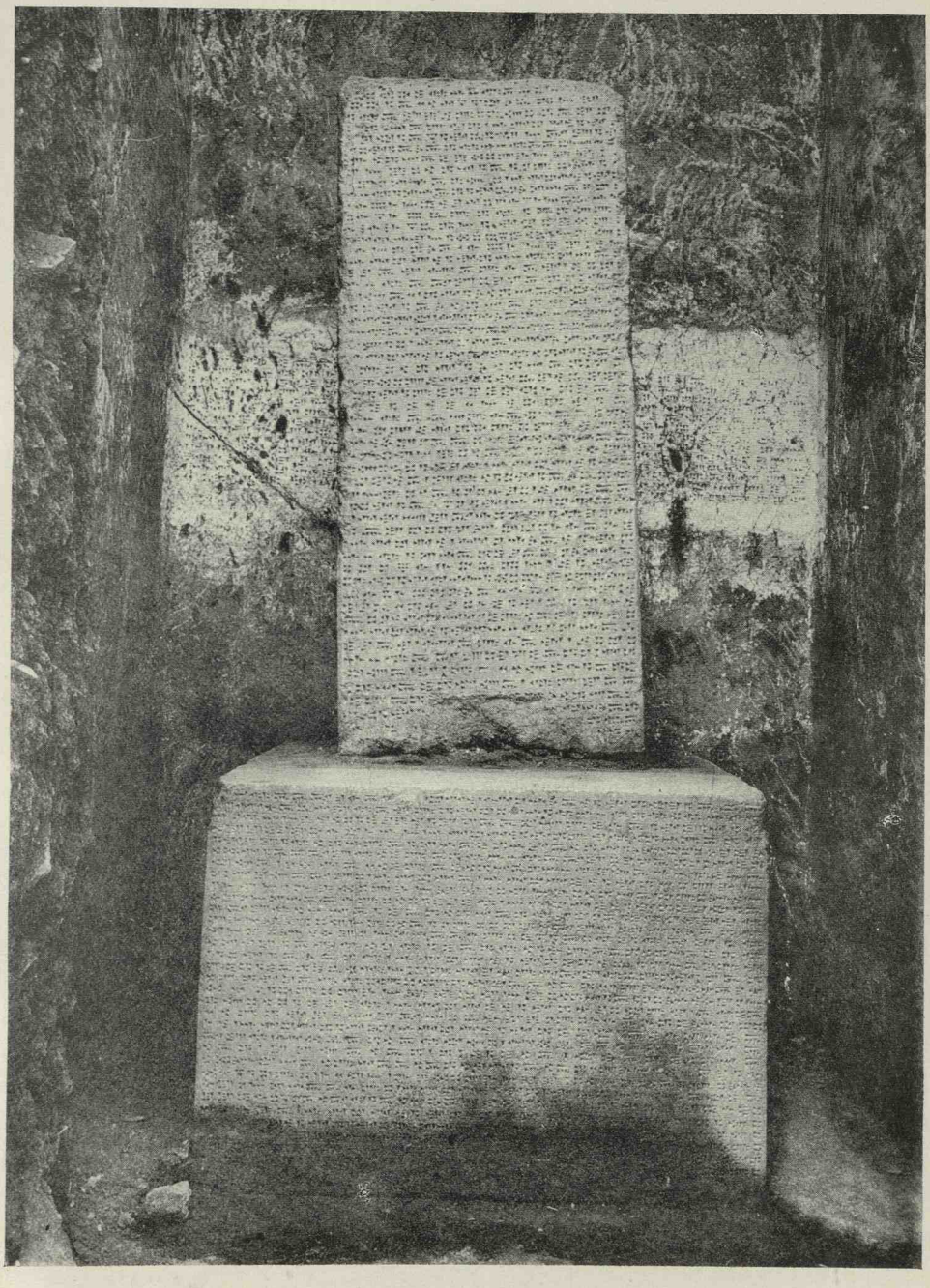
§ 4. Götter. Der Hauptgott der Stadt war Chaldis, dessen Tempel auf Toprak-

kaleh bereits erwähnt wurde (Tempel des gleichen Gottes auch in anderen chaldischen Städten, zu Muṣaṣir [s. d.], Riar, Arbu; vgl. Thureau-Dangin *Une relation de la huitième campagne de Sargon* Paris 1912 S. 44f., 52f.). Daneben wurden zu T. zweifellos auch die beiden anderen Nationalgottheiten der Chalder, Teišbaš (= Teschup; s. d.) als Gewittergott und die Sonnengottheit Ardinis, verehrt. Durch CIC 84 haben wir Kunde von dem Heiligtum eines Gottes Chutuinis (wohl im Bereich der Zitadellenstadt gelegen). Daß auch der gelegentlich (CIC 18, 21) erwähnte Gott *Ṭu-uš-pu-e-a* gerade zu T. verehrt wurde, ergibt sich aus seinem Namen.

§ 5. Wissenschaftliche Erforschung. Als erster machte sich bereits im J. 1828 der deutsche Gelehrte F. E. Schulz um die Erforschung der Altertümer von Wan verdient. Bedauerlicherweise wurde er schon im Jahre darauf von den Kurden ermordet, doch fanden sich in seinem Nachlaß verläßliche Abschriften von Keilinschriften und Pläne chaldischer Felsdenkmäler (Journal Asiatique 3. Serie 1840). Im J. 1839 besuchte Texier auf seiner großen Reise durch Vorderasien Wan (*Description de l'Arménie, la Perse etc.*). Im Jahre 1845 kam A. H. Layard (*Nineveh and Babylon* 1853 S. 389ff.) in die Stadt und entdeckte bzw. kopierte hier eine Reihe von Keilinschriften. Im J. 1879 stellten der englische Captain Cleyton und Dr. Reynolds im Chaldis-Tempel auf Toprakkaleh Ausgrabungen an, die H. Rassam 1880 fortsetzte (Ausgrabungsberichte sind, abgesehen von den kurzen Angaben bei H. Rassam *Asshur and the land of Nimrud* New York 1897 S. 377f., nicht erschienen). Seit dieser Zeit andauernd Raubschürfungen der Bevölkerung, die auch den größten Teil der Quadern des Chaldis-Tempels zu Tal geschafft und für Bauzwecke verwendet hat. Eine gründliche Erforschung der chaldischen Altertümer erfolgte erst in den J. 1889—90 durch die deutsche Expedition von C. F. Lehmann-Haupt und W. Belck. Die Zahl der bekannten Inschr. wurde verdoppelt, die Felsdenkmäler eingehend untersucht, zu Toprakkaleh und Schamiram-alty Ausgrabungen angestellt. Abschließende Grabungsberichte für Šamiram-alty stehen noch aus. Im übrigen wurde das gesammelte Material von Lehmann-Haupt veröffentlicht, bzw. steht dessen Veröffentlichung unmittelbar bevor (vgl. die Lit. zu § 3). Im J. 1903 besuchte King Wan und konnte die immer weiterschreitende Zerstörung der chald. Baureste durch die einheimische Bevölkerung feststellen (PSBA 1912 S. 204). Seit dem J. 1911 begannen die russischen Archäologen, Wan in den Bereich ihrer Tätigkeit zu ziehen. Noch in diesem Jahre besuchte N. Marr die Stadt (Zapiski vostočn. otděl. 21 S. 78). Im J. 1912 veranstaltete die Russische Akademie der Wissenschaften unter Orbeli auf Toprakkaleh Ausgrabungen (Zapiski 20 S. 29 [Orbeli]; Materialien zur Archäologie Rußlands 34 S. 15ff. Farmakovski). Im J. 1916 gruben im Auftrage der Russischen Archäologischen Gesellschaft N. Marr auf Toprakkaleh, J. Orbeli am Wan-Felsen (*Die archäologische Expedition von 1916 nach Wan*, der 1. Band von Marr und Orbeli 1922 zu Leningrad erschienen; dort auch S. 1ff. eine Übersicht über die bisherige Tätigkeit der Russen).

§ 6. Denkmäler und Funde. Die Inschriften werden nach dem im Erscheinen begriffenen *Corpus Inscriptionum Chaldicarum* (CIC) zitiert, dazu, sofern sie schon vor der deutschen Expedition bekannt waren, auch nach ihrer geläufigsten Publikation (aus praktischen Gründen meist die durchschnittlich allerdings etwas nachlässige Ausgabe von Sayce; s. Lit. zu § 3), sofern von Lehmann-Haupt und Belck gefunden und meist unpubliziert, mit (L-B) bezeichnet.

I. Schamiram-alty. Etwa 6—7 m h. Hügel nahe dem Wan-See, in dessen Inneren W. Belck ein im wesentlichen steinzeitl. Stratum von großer Mächtigkeit fand, das er noch 6—7 m unter das Niveau der Ebene verfolgte, ohne auf gewachsenen Boden zu treffen. Zahlreiche Skelette ohne erkennbaren Leichenschutz in verschiedenen Höhen. Reste von Totenmahlzeiten (? Holzkohle, Tierknochen). Zahlreiche Stein-Artefakte bis in die obersten Schichten, Obsidian-Messer und Schaber, Steinhämmer, eine schön geschliffene Steinaxt in Knochenfassung. Werkzeuge aus Knochen, Pfrieme, Spinnwirtel aus Ton u. a. (vgl. Tf. 93). Die Keramik weist in den unteren Schichten nur handgemachte, rohe Ware auf, im übrigen sind bemalte Gefäße gewöhnlich (solche mit senkrechten Streifen werden von Belck erwähnt; Scherben eines



Tuschpa

Chaldische Stelen-Inschrift Sardurs III. in einer Nische am Nordhange des Wan-Felsens.
Nach Marr und Orbeli.



Tuschpa

Bronze-Statuette von Toprakkaleh. Ursprünglich mit Gold überzogen. Gesicht aus weißem Gestein. Augen und Halsschmuck einst in edlerem Gestein eingesetzt. Nach Photographie.

handgemachten Gefäßes mit parallelen Wellenlinien in Rot auf hellem Überzuge bei King; vgl. hier Tf. 93 g, h). Nach Belck setzen die Scherben der oberen Schichten meist die Verwendung der Töpferscheibe voraus. Nur in der obersten Schicht finden sich unbedeutende Bronze-Reste, die möglicherweise aber rezent sind. Bei der von Lehmann-Haupt (*Armenien* II 194) erwähnten spätmykenischen Scherbe wird es sich in Anbetracht der Zeitstellung von Schamiram-alty wohl um bemalte asiatische Ware (solche schon seit dem 3. Jht.) handeln, die in Technik und Dekor ja auch sonst mitunter an Mykenisches erinnert. — In Anbetracht der Wichtigkeit des Fundes ist der Mangel einer hinreichenden Publikation sehr empfindlich. Gegenwärtig läßt sich weder über die Zeitdauer des Stratums noch über Entstehung des Hügels Abschließendes feststellen, wenn man, den Funden entsprechend, auch schon jetzt ebensogut an Siedlungsreste mit Skelettbestattung im Wohnbezirk wie an einen „Friedhof" (so Belck) denken kann. Einige Fundobjekte, die Mansell am Schamiram-alty gesammelt (jetzt Brit. Mus.), hat King veröffentlicht (Tf. 93). Die Belckschen Funde befinden sich in der Vorgesch. Staatsslg. in Berlin.

ZfEthn. Verh. 1899 S. 580ff.; ebd. 1900 S. 54f.; ebd. 1902 S. 125f. W. Belck; PSBA 34 (1912) S. 198ff. L.W. King; Lehmann-Haupt *Armenien* II 194.

II. Wankalah. In der Zitadelle: Torso einer lebensgroßen männlichen Statue aus grauem Gestein (*Mat.* S. 76 Nr. 6); Inschr. des Menuas (CIC 54, Duplikat zu CIC 53; L-B). In den Felswänden zahlreiche Felsbearbeitungen und Inschr.; in der Südwand (von O nach W) finden sich folgende Felskammeranlagen: die Ostkammern, Itschkaleh, die Neftkuju-Kammern und die Argistis-Kammern. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie immer nur durch eine viereckige Felstür zugänglich sind, die in einen rechteckigen, großen Zentralraum führt, von dem nach den drei felswärts gerichteten Seiten Eingänge in kleinere, ebenfalls rechteckige Nebenräume weisen. Die Wände sind in den Argistis- und besonders in den Ostkammern sorgfältigst geglättet. In manchen Nebenkammern finden sich Felsbänke, nur in einer einzigen läßt sich eine etwa zu Bestattungszwecken geeignete Aushebung im Boden erkennen (*Armenien* II 145). Aus den Argistis-Kammern (Tf. 94 b) führt ein Schacht im Felsen in die Tiefe. Die Felskammern waren durch jetzt teils zerstörte Felstreppen von oben her zugänglich. Über den Zweck ihrer Anlage sind wir nicht unterrichtet; zu Bestattungszwecken scheinen sie im allgemeinen aber nicht errichtet worden zu sein. Die Anlage der Kammern durch die Chalder ist durch die Inschr. bei den Argistis-Kammern (CIC 111) und durch die Inschr. CIC 53 am Menuas-Saal (s. u.) beglaubigt. (Vgl. die eingehende Beschreibung der Anlagen *Armenien* II 120ff., 143ff.; dort auch alle Pläne; über die mögliche Zuweisung der Kammern, die in keiner Verbindung mit Inschr. stehen, an chaldische Herrscher a. a. O. S. 152f.) In der Südwand finden sich weiter zahlreiche Nischen und kleinere Felszimmer, auch gewaltige Felstreppen, welche meist von der Bergeshöhe abwärts führen, ohne aber die Ebene zu erreichen (*Armenien* II 163f.). An Inschr. fanden sich hier die Annalen Argistis I. (CIC 111; Sayce Nr. 37ff.) bei den Argistis-Kammern in zahlreichen Kolumnen, durch Kanonenschüsse stark beschädigt; an Stelle der ersten Kolumne nur Felsglättung, an der sie einstmals in einer Platte aus anderem Material angebracht war; ferner die trilingue Inschr. des Xerxes (Weißbach *Achämenideninschr.* S. 116—119; s. Perser A § 5), schließlich eine Nische mit größtenteils ausgetilgter assyr. Inschr. (CIC 164; L-B), vielleicht von Sardur I. (vgl. *Mat.* S. 63).

In der Nordwand finden sich: gegen O Felsterrasse mit zwei ungewöhnlich hohen, oben bogenförmig gewölbten Nischen (N. Marr und J. Orbeli *Die archäologische Expedition von 1916 nach Wan* I Leningrad 1922). In der östlichen stand einst eine in einem Sockel verzapfte Stele. Der Sockel befindet sich gegenwärtig verschleppt in der Kirche Surb Sahak; er ist unbeschriftet. Möglicherweise sind auch die in der gleichen Kirche angetroffenen Teile einer Stele Argistis I. die Reste der in dieser Nische errichteten Stele (a. a. O. S. 20f.). Diesenfalls wäre dann auch die Anlage der Nische ein Werk dieses Herrschers. Die zweite noch höhere und sicher nach

der ersten angelegte Nische enthält Sockel und Stele, beide durch Sardur III. beschriftet, noch in situ (Tf. 95); auch um die Nischenwand zieht sich ein Band mit Inschr. dieses Herrschers (CIC 132 A. B). Im obersten Teil der Nischenwand befindet sich eine weitere Inschr. Sardurs III. (CIC 132; Sayce 49). Die Erforschung der Nischen und die Entdeckung der Inschr. mit Ausnahme der letzten, schon von früher bekannten verdanken wir der Tätigkeit Orbelis (*Arch. Exp.* I). Die Inschr. sind insgesamt Kriegsberichte. — Im Nordhang weiter drei tafelförmige Felsinschr. des Menuas (CIC 87; Sayce 20); ein größeres Felszimmer, der „Menuas-Saal" mit Bauinschr. des Menuas (CIC 53; Sayce 21); ferner Felstreppen und Abflußkanäle (zu letzteren Marr und Orbeli a. a. O. S. 11f. und Tf. 5).

Am westl. Ende des Wan-Felsens befindet sich das Kastell Sardurs I., aus gewaltigen Quadern errichtet (*Mat.* S. 61ff.; *Armenien* II 18ff.). Dort die noch assyr. abgefaßten Inschr. dieses Herrschers (CIC 1—3).

III. In der Zitadellenstadt fanden sich folgende (verbaute) Inschriften: In der Kirche Surb Pogos Stele mit Kriegsbericht des Ispuinis und Menuas (CIC 13; Rücks. Sayce 31, Vs. L-B), ferner Opferstein des Menuas (CIC 19; Vs. Sayce 32, Obers. L-B) und Stele Sardurs III. mit Kriegsbericht (CIC 129; eine Seite Sayce 48, das übrige L-B). In der Kirche Surb Sahak zwei Teile von Stelen mit Kriegsber. Argistis I. (CIC 112; Sayce 45 und 46). In der Kirche Surb Wartan Frgm. einer Stele des Menuas (CIC 89; L-B). In der Kurschun-Moschee zwei Weih-Inschr. des Menuas (CIC 83 = ZfAssyr. 7 [1892] S. 255ff.; CIC 84 = L-B). Beim Täbriskapusy Inschr. des Ispuinis (CIC 11; L-B). In den Häusern der Zitadellenstadt Inschr. des Menuas (CIC 96; Sayce 27, Anm. 1; aus dem Basar), Fragment (CIC 110; L-B aus dem Basar?).

IV. In der Gartenstadt fanden sich folgende verbaute Inschriften: In der Kirche zu Engusner Steinplatte mit Bau-Inschr. Argistis I. (CIC 114; L-B). Aus Privathäusern: Fragment einer Stele Rusas I. (CIC 144, L-B), Inschr. Argistis II. (CIC 150; Sayce 87, aus Haykawank).

V. Aus Privathäusern von Wan ohne Angabe, ob aus Zitadellen- oder Gartenstadt: Säulentrommeln mit Bau-Inschr. des Menuas (CIC 72, L-B; CIC 76, Sayce 15; CIC 77, L-B). Fragmente eines Kriegsberichtes unsicherer Zuweisung (CIC 113, L-B). Möglicherweise sind auch von den russischen Forschern irgendwelche Inschriften gefunden worden.

VI. Toprakkaleh. Der Felsrücken verläuft in nordsüdlicher Richtung; auf ihm liegt eine Reihe von chaldischen Bauwerken, die zumeist durch die deutsche Expedition aufgedeckt wurden:

A. Tempel, dem Gotte Chaldis geheiligt, im Norden (Tf. 94a). Der Grundriß zeigt rechteckige Form, 21 × 13,5 m. Orthogonale Quadern helleren und dunkleren Gesteins, ganz oder überwiegend ohne Mörtel gefügt, teils mit glatter Außenfläche, teils in Rustika gearbeitet. Keine Säulentrommeln gefunden. Im Inneren quadratische Aushebung im Boden. Vor dem Tempel aufgeschüttete Plattform, dortselbst Opfertrog. Mosaik-Pflaster über größere Teile des Innenraumes (*Armenien* II 459, 551 ff.).

Funde: Bronzeschilde, dem Gotte Chaldis geweiht, z. T. mit Keilschrift-Legenden, eine von Rusas II., dem Sohne des Argistis (CIC 154), mehrere von Rusas III., dem Sohne des Erimenas (CIC 157—62), stammend. Bronze-Fries mit Inschr. Rusas III. (CIC 163), jetzt im Brit. Museum. Nägel und Pfeilspitzen aus Eisen. Vgl. ZfEthn. Verh. 1898 S. 582f.; ebd. 1900 S. 59 W. Belck; Lehmann-Haupt *Armenien* II 454ff.

B. „Totenhaus", langgestreckte Terrasse an der Westwand des Felsens; die östl. ansteigende Wand durch „Mauerwerk aus schönen Hausteinen" verblendet (abgeb. *Armenien* II 469), wohl zu Opferzwecken. Auf der Plattform zahlreiche Tierknochen und Reste menschl. Skelette (diese fast immer ohne Schädel) in mehreren Lagen. Scherben von großen Gefäßen mit plastisch aufgesetztem Schnur- oder Bandornament und keilinschr. Maßbezeichnung, oder Randstücke mit plastisch aufgesetzten Löwenprotomen oder Tierüberfallungen (keine Bodenstücke); Scherben kleinerer Gefäße, ausschließlich mit Maßbezeichnung, oder Bodenstücke mit Fabrikmarken (keine ganzen Gefäße). Tontafelfragment, Siegelabdrücke; Stücke des Mosaikpflasters. Vgl.



Tuschpa

Chaldische Bronze-Plastik. H. 15 cm. Nach L. Heuzey *Les origines orientales* Tf. 9.



a b c d

Tuschpa

a. Anthropomorphe Attasche eines großen Kessels. — b. Greif von einem Thronsessel. — c. Säulchen von einem Thronsessel. — d. Bronzeschale. — Sämtlich von Wan. Nach Photographie.

ZfEthn. Verh. 1898 S. 587 Belck; Lehmann-Haupt *Materialien* S. 69, 111; *Armenien* II 468ff., 559ff. (mit den entsprechenden Abb.).

C. „Magazin", Luftziegelbau. 20—25 große Pithoi, je 5—600 Liter fassend, teilweise mit hieroglyphischer Maßbezeichnung, modernen Analogien entsprechend urspr. wohl Weinbehälter. Auf dem Grunde zweier dieser Gefäße gefunden: Zylindrische Silberkapsel feinster Arbeit (*Mat.* S. 89ff., *Arm.* II 480ff.), zwei Silbertiegel (*Arm.* II 542), Bronze-Stift mit Goldspitze, Goldscheibe an Anhängering mit bildlicher Darstellung in Treibarbeit (*Armenien* II 502ff.). Vgl. ZfEthn. Verh. 1898 S. 586 Belck; *Armenien* II 466ff.

D. Gebäude s. des Magazins, Luftziegelbau. Bronze-Kandelaber und Bronze-Lampe (abg. *Mat.* Abb. 63; *Armenien* II 562). Vgl. ZfEthn. Verh. 1898 S. 588 Belck.

E. Gebäude n. hinter dem Chaldis-Tempel, Luftziegelbau. Einige eiserne Pfeilspitzen, Stücke vom Mosaik-Pflaster. Vgl. ZfEthn. Verh. 1898 S. 585 Belck.

F. Unterirdische Felsanlage im Südwesten. Eine gewundene Felstreppe mit mehreren Lichtlöchern führt zu einem Felszimmer, dessen Anlage vielleicht durch das vorherige Bestehen einer natürlichen Höhle erleichtert wurde. In der Mitte des Raumes bassin-artige Vertiefung. An anderer Stelle nach abwärts führender Schacht. Wohl Badeanlage, da sich auch Spuren einer dem Zimmer Wasser zuführenden Leitung gefunden zu haben scheinen. Keine Funde. Vgl. ZfEthn. Verh. 1898 S. 583; *Armenien* II 464ff.

G. Felsenhöhle in der Nordostecke, verschüttet. Vgl. *Armenien* II 465.

H. Zahlreiche Abarbeitung des Felsens und Felstreppen.

Sonstige Funde von Toprakkaleh, z. T. in Streulage, z. T. aus den genannten Gebäuden, besonders aus dem Chaldis-Tempel, ohne daß — da vielfach von Raubgrabungen stammend — die Fundstelle genau fixiert wäre. (Auch bei lediglich „aus Wan" lautenden Fundangaben kann als Ort der Herkunft nur Toprakkaleh in Frage kommen.):

Vorgeschichtliches. Aus Obsidian: Messer und Scherben (*Mat.* S. 101); aus Knochen: Pfeilspitzen (*Mat.* S. 101).

Aus der chaldischen Zeit:

A. Aus Bronze. a) Plastiken: Standbild einer bartlosen männlichen Figur mit Lockenfrisur, urspr. wohl mit Gold überzogen, Gesicht aus weißem Gestein, Einlagen (Tf. 96; *Mat.* Nr. 25). — Gott, stehend auf ruhendem Löwen mit Stierkopf (vgl. dieses Motiv schon zu Jasylykaja [s. Hatti § 4]), z. B. O. Weber *Die Kunst der Hethiter* Tf. 13); das Stück soll aus Erzerum stammen, ist zweifellos chaldische Arbeit und möglicherweise aus Toprakkaleh verschleppt (Tf. 97 nach L. Heuzey *Origines Orientales de l'Art* Paris 1891 Tf. 9). — Bärtiger Gott mit Helm, nach Haltung der Arme ursprünglich wohl auf Rennwagen, die Zügel führend (*Br. M. Guide*[3] S. 171; Br. M. 91147). — Zwei Modelle festungsartiger Bauten mit Fenstern in mehreren Stockwerken; handelt es sich um sicher chaldische Arbeit? (Br. M. 91177 und 91250; eines abg. bei Lynch *Armenia* II 63 Abb. 125). — Prunkaxt mit Tierplastik (Rostovtzeff *Iranians and Greeks* 1922 Tf. 11 C); von Toprakkaleh?

b) Möbelbestandteile u. dgl., meist von Thronsesseln; das einzige, dem genauen FO nach bekannte Stück (*Mat.* Nr. 21) wurde n. vom Tempel gefunden. — Thronfuß, oberer Teil mit Ansatzteil der Sitzplatte (*Mat.* Nr. 21 und besonders *Armenien* II 485ff.). — Thronfuß gleicher Art wie der vorherige, aber mit Aufsatz eines ruhenden, geflügelten Löwen (Sammlung de Vogué; Perrot-Chipiez II 725 Abb. 383). — Thronfuß, getragen von einem Greif (Tf. 98 b; VA 775; *Mat.* Nr. 22). — Thronfuß, getragen von geflügeltem Stier mit menschlichem Oberkörper (Gesichtspartie, urspr. aus anderem Material, ausgefallen; Br. M. 91247; Lynch *Armenia* II 63 Abb. 126; Maße *Mat.* S. 97 Anm. 1). — Thronfuß, getragen von ruhendem Stier (Br. M. 91248). — Möbelfuß, mittlerer Teil (Tf. 98 c; VA 776; *Mat.* Nr. 23). — Teil eines Thrones (Br. M. 22491), fast ganz dem des Bar-Rekub von Sendschirli (s. Sam'al; Band II Tf. 201 c) entsprechend; aus Wan? (O. Weber *Die Kunst der Hethiter* Tf. 24). — Teil eines Fußschemels (Br. M.). — Möbel-(Thron?) Bestandteile im Br. M. und Louvre (Perrot-Chipiez II 726 Abb. 385—86). — Blattornament eines Möbelfußes (*Mat.* Nr. 24). — Möbelteil (von der Sitzplatte eines Thrones?;

Sammlung de Vogué; Perrot-Chipiez II 725 Abb. 384). — Kandelaber (*Mat.* Nr. 20; *Armenien* II 520ff.; dort auch über den wahrscheinlich ebenfalls chaldischen Dreifuß von Erlangen; Tf. 99 e). — Miniaturwagen (Kultgerät) in der frz. Dominikanermission zu Wan (*Mat.* S. 93 Anm. 3; s. a. Wagen C § 8).

c) Gefäße: Getriebene Schale mit Riefen; einige Schriftzeichen nach Art „hettitischer" Hieroglyphen (Tf. 98d; VA 796; *Mat.* Nr. 28). — Henkelkanne (*Mat.* Nr. 33). — Lampe (*Mat.* Nr. 35). — Kessel-Attaschen in Form von Flügelwesen (Sirenen); nach dem Kataloge von G. Ipsen *Armenien* II Anmerk. stammen sicher aus Wan zwei Exemplare, jetzt im Museum zu Konstantinopel, je eines im Berl. Mus. (Tf. 98a; VA 2988) und in der Sammlung de Vogué. Einige weitere Stücke (Samml. Golenischeff, armen. Patriarchat zu Jerusalem, Mus. von Konstantinopel, russisches arch. Institut zu Konstantinopel) sind unsicherer Herkunft, dürften aber wahrscheinlich ebenfalls auf Toprakkaleh gefunden worden sein (s. a. Mischwesen § 19). — Gefäße und Gefäßhenkel im Br. M. unpubliziert (*Br. M. Guide*[3] S. 213). — Vgl. *Arm.* II 488ff.

d) Befestigungsringe (z. T. Bronze mit Eisen kombiniert; *Mat.* Nr. 30, 32). — Pfeilspitzen in geringer Zahl (*Mat.* Nr. 29). — Verschiedene Gebrauchsgegenstände im Br. M. (*Guide* a. a. O.). — Vgl. *Arm.* II 544.

B. Aus Eisen sind die Mehrzahl der groben Gebrauchsgegenstände hergestellt, so Hämmer, Beile, Befestigungsringe (auch Bronze und Eisen kombiniert; *Mat.* Nr. 30, 31), an Waffen Pfeile und Pfeilspitzen in großer Zahl, Lanzenspitzen; Dreizack oder Gabel (Kultgerät?). Vgl. *Mat.* Nr. 29; *Armenien* II 506ff., 544ff.

C. Aus Stein: Relief mit Metalleinlagen (Tf. 99b; *Mat.* Nr. 11; *Arm.* II 546ff.). — Steingewicht mit Kultszene in Relief (Tf. 99c; *Mat.* Nr. 12; *Arm.* II 548f.). — Gefäß aus porphyr-artigem Gestein mit Riefen und plastisch aufgesetztem ruhenden Löwen (*Mat.* Nr. 7). — Basaltplatte mit Blitzsymbol in Relief (*Mat.* Nr. 8). — Miniaturhände als Weihegaben (*Mat.* Nr. 9, 10).

D. Aus Bein ein beschrifteter Armring (*Mat.* Nr. 13; CIC 190).

E. Keramik: Grauschwarze, mehr oder weniger polierte Ware, besonders Henkelkannen mit Kleeblattmündung, am Halsansatz plastische Horizontalrille; Spitzbecher zum Aufhängen; Näpfe, Tiegel (*Mat.* S. 109ff.; *Arm.* II 564 ff.). — Rote Glanzware, mitunter mit Ritzdekoration; Schalen und Näpfe mit und ohne Henkel (*Mat.* S. 116ff.), Kanne (Tf. 100b nach *Mat.* Tf. 8). — Bemalte Ware, nur eine Vase, dunkelrotbraun auf hellem Grunde (Tf. 100a nach *Mat.* Tf. 8; vgl. ebd. S. 116). — Vgl. auch *Armenien* II 466ff. und 559ff.

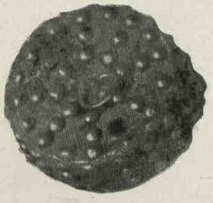
F. Beschriftete Tontafeln: Brief des Sagastaras an Rusas II. (*Mat.* Nr. 36; CIC 155); Bruchstücke von Tafeln mit Keilschriftlisten (*Mat.* Nr. 37ff.; CIC 177—180). Abrollungen von z. T. beschrifteten (CIC 181—186) Siegelzylindern (*Armenien* I 115, 165, 180, 199, 222, 241, 261, 306, 323, 358, 380, 500; II 34, 54, 94, 109, 166, 198, 222, 288, 450, 580, 582f.). Von Tontafelstücken und Siegelabrollungen einige (welche, wird nicht erwähnt) auf der Totenterrasse gefunden.

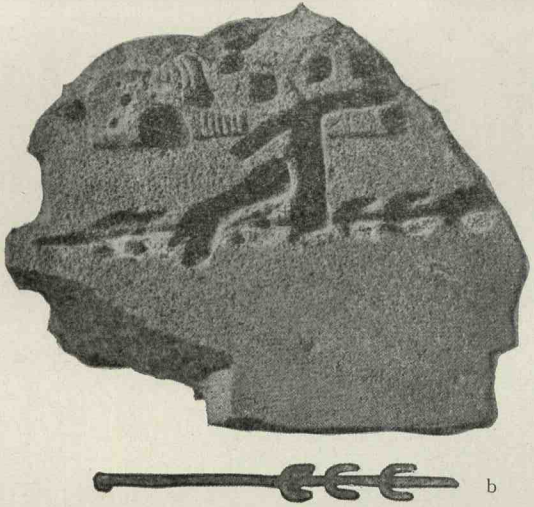
VII. In der Nähe des Felsens von Toprakkaleh, nördlich der Gartenstadt, befindet sich im Abfalle des Zimzim-dagh die durch Ispuinis und Menuas angelegte große Felsinschrift von Meherkapusy (Sayce Nr. 5; CIC 18). In der w. und s. Nachbarschaft von Wan liegt eine Reihe von Dörfern, in denen man chaldische Inschriften entdeckt hat; besonders die Ortschaft Sirkeh war reich an solchen.

§ 7. Kunst und Gewerbe bei den Chaldern. Die Grabungen zu Wan haben uns erst gelehrt, die bedeutende Rolle, welche das chaldische Kunstschaffen im vorderasiatischen Kulturleben eingenommen hat, richtig zu erkennen; stammen doch die bisher hierzu bekannt gewordenen Fundgegenstände nahezu ausnahmslos aus Toprakkaleh. Zuerst wurde die Bedeutung des chald. Kunsthandwerkes erkannt von Lehmann-Haupt *Materialien* passim, diese Erkenntnis weiter ausgebaut von Herzfeld (Festschr. f. Lehmann-Haupt [= Janus 1] S. 145ff.; Der Islam 11 [1921] S. 129f.) und Karo (Ath. Mitt. 45 [1920] S. 140, 143f.), zusammenfassend Lehmann-Haupt *Armenien* II 453ff. Daß gerade im Bereiche von Armenien bemerkenswerte, z. T. für die Nachbarländer maßgebende Erfolge in Baukunst und Metallbearbeitung erzielt worden sind, verdankt es wohl nicht zum mindesten dem reichen Vor-

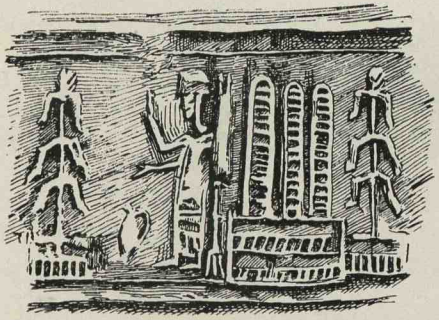


a





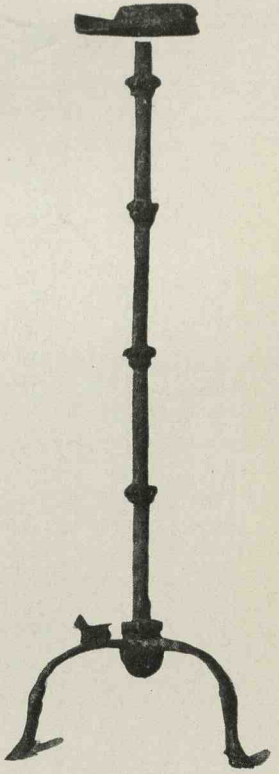
b



c



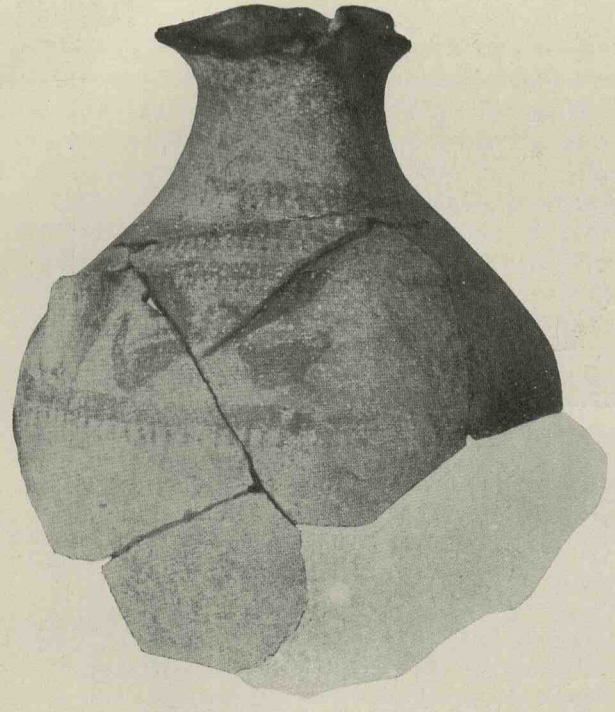
d



e

Tuschpa

a. Silbergefäß. — b. Steinskulptur mit Metalleinlagen. — c. Steingewicht mit Kultszene. — d. Goldmedaille. — e. Bronzener Kandelaber. — Nach Lehmann-Haupt *Materialien.*



a



b

Tuschpa

Keramik: a. Bemalte Ware. — b. Ware mit rotglänzendem Überzug und eingeritzter Dekoration. — Nach Lehmann-Haupt *Materialien* Tf. 8.

kommen des hierzu nötigen Rohmaterials: Kupfer und Eisen in den Randgebirgen Armeniens (s. Vorderasien A § 3), Qualitätsbausteine auch in seinem Inneren (auch gegenwärtig noch vielfach abgebaut und ausgeführt).

Baukunst. Gebäudebau. Der einzige einigermaßen bekannt gewordene Grundriß ist der des Chaldis-Tempels zu Toprakkaleh (s. o. § 6 VI A; Tf. 94a); der einzige sichere, bildlich überlieferte Aufriß ist der des Chaldis-Tempels von Muṣaṣir (Botta-Flandin *Monuments de Ninive* II Tf. 141). Mit Recht nimmt Lehmann-Haupt (*Armenien* II 558f.) an, daß sich beide Anlagen in wesentlichen Momenten entsprochen haben dürften. Der Grundriß zu Toprakkaleh zeigt rechteckige, oblonge Form und setzt den Eingang an der Schmalseite voraus, also durchaus dem Schema des Megarons von Troja (s. d.) II und Mykenai (s. d.), bzw. dem des griech. Tempels entsprechend. Der gleiche Grundriß läßt sich nach der Abbildung auch für den Tempel zu Muṣaṣir (s. d. und Band IV Tf. 76b, VIII Tf. 113d) vermuten, nur daß hier die Eingangsschmalseite noch eine von 6 (oder 4, falls die beiden äußersten etwa als Anten zu deuten wären) Pfeilern oder Säulen getragene Vorhalle aufweist (auch hierfür wieder die Analogien im Bereiche Griechenlands). Das Dach zu Muṣaṣir hat Giebelform. Pfeiler- oder Säulenreste sind nun m. W. am Tempel von Toprakkaleh nicht gefunden worden, doch war die Säule den chald. Prachtbauten durchaus geläufig, wie uns die anderwärts gefundenen beschrifteten Säulentrommeln des Ispuinis und Menuas (CIC 4, 10, 72, 76—78) erweisen. Türen waren im allgemeinen rechteckig (in Muṣaṣir mit triangulärem Türsturz; vgl. auch die Felstüren der Felskammern), doch scheinen auch Rundbogen dem chald. Stile nicht fremd gewesen zu sein, wie uns die Nischen des Menuas und Argistis (?) am Wan-Felsen, der Eingang zur Felsfestung zu Melaskert, besonders ferner die Lynch *Armenia* II 63 Abb. 125 (Br. M.) abgebildete, sehr interessante kleine Plastik aus Bronze erweisen. — Der Tempel zu Toprakkaleh ist der einzige uns bekannte chald. Hausbau aus Steinmaterial; doch müssen wir nach der hier auftretenden vollendeten Quadertechnik (orthogonale Quadern, Rustika, Kombination hellen und dunklen Gesteins) annehmen, daß auch andere bedeutendere Bauten der Chalder aus diesem Material ausgeführt zu werden pflegten. Im übrigen scheint aber der Luftziegelbau (wohl mit flachen Dächern) allgemein gewesen zu sein, was uns die übrigen auf Toprakkaleh aufgedeckten Gebäude nahelegen. Ein mehrstöckiges Bauwerk zeigt das erwähnte Bronze-Relief des Br. M.; dazu würde die Analogie der Häuser von Muṣaṣir wohl passen. Auf dem Bronzetor von Balawat (s. Imgur-Enlil) finden sich die Abbildungen der chald. Städte Sugunia und Arzaškun (s. Fremdvölker C § 16). Doch bleibt fraglich, wieweit der assyr. Meister dabei typisch chaldische Züge zur Darstellung gebracht hat.

Befestigungsanlagen. Aus T. nur das Sardur-Kastell (orthogonale Quadern) bekannt. Zahlreiche Burgen mit zyklopischen Mauerzügen im übrigen Armenien, besonders Haikapert und Anzaff; es scheinen von den Chaldern ja ganze Ketten solcher Sperrforts angelegt worden zu sein (Lehmann-Haupt *Armenien* I 472; II 38f., 60ff.).

Felsbauten. Felskammern besonders zu Wan (s. o. § 6 II) und Melaskert; Felstreppen und Schachtanlagen (Lehmann-Haupt *Materialien* S. 70ff.; *Armenien* I 468ff.; II 603ff.; Arch. Anz. 1905 S. 112ff.).

Bewässerungsanlagen. Aquädukte, Stau-Seen, Grundwasserleitungen (Lehmann-Haupt *Armenien* II 43ff., 95ff., 110ff.).

Plastik. Charakteristisch ist die Vorliebe für Einlagen und Polychromie.

Vollskulpturen. Als Denkmäler erhalten solche aus Bronze (mit Goldüberzug) oder Stein, in bildlicher Darstellung auf dem Muṣaṣir-Relief Standbilder von Torhüterfiguren, die Gruppe einer Kuh mit saugendem Kalbe (Band IV Tf. 76b; Weihegeschenke chald. Könige im Tempel von Muṣaṣir; vgl. den Bericht Sargons Zl. 350—407 bei Thureau-Dangin *Relation de la huitième campagne de Sargon* 1912); in Sargons Bericht weiter erwähnt (es kann sich möglicherweise auch um Reliefs handeln) Sitzbilder zweier chald. Fürsten, eine Gruppe: Rusas auf Streitwagen.

Reliefs in Stein (Stierfries aus rotem Marmor) und Bronze (in Treibarbeit; Stierfries auf Bronzeblech; Weihschilde, diese auch auf dem Muṣaṣir-Relief abgebildet, sie hingen in der Vorhalle des Tempels).

Kunstgewerbe. Kult- und Gebrauchsgeräte aus Bronze zahlreich gefunden. Kandelaber auf dem reliefierten Steingewicht Tf. 99c; kuhfüßige Untersätze auf dem Muṣaṣir-Relief; erwähnt aus Bronze und Silber im Berichte Sargons. Auf besonderer Höhe stand die chald. Möbelindustrie in ihren Kombinationen von Holz, Metall und bunten Steinen. Neben den Funden noch abgebildet Thron und Schemel auf der Goldmedaille Tf. 99d; Thron mit Tierfüßen auf der Siegelabrollung *Armenien* I 180 (vgl. die Löwendarstellung *Armenien* I 199).

Keramik. Das Moment der Flächendekoration durch Bemalung oder Ritzmuster tritt gegenüber dem der plastischen Ausschmückung des Gefäßrandes (s. o.) zurück, zweifellos unter Einwirkung der Metallvorbilder. Auch trachtet man nach Möglichkeit, die Gefäßoberfläche nach Art von Metall glänzend herzustellen. — Über die Herstellungstechnik vgl. *Armenien* II 577ff. An chaldischen Tongefäßen finden sich abgebildet eine Henkelkanne auf dem reliefierten Steingewicht (Tf. 99c), Pithoi auf dem Muṣaṣir-Relief und dem Bronzetor von Balawat.

§ 8. Chaldische Metallurgie. Aus dem in § 6 und 7 Gesagten ergibt sich schon, daß im Kunstschaffen der Chalder das überlegene metallurgische Können eine besondere Rolle gespielt hat. E. Herzfeld (Festschrift für Lehmann-Haupt S. 150), dem das Verdienst gebührt, hierauf besonders hingewiesen zu haben, zählt folgende, den Chaldern geläufige Werk-Arten auf: Hohlguß, Vollguß, Treibarbeit, Füllung von Pasten, Arbeiten mit Eisenkern, Ziselierung, Gravierung, Behämmerung mit Goldblech, Einlage von Stein und Edelstein, Filigran-Arbeit, Tula-Technik, Überzug von Zellenschmelz. Als besondere Leistungen der chaldischen Metallurgie sind die Goldmedaille (Tf. 99d) mit der Kultszene und das silberne Doppelgefäß mit seinen von Silberfäden übersponnenen, mit Silbernägeln benieteten Außenwänden (Tf. 99a) — beide aus dem „Magazin" von Toprakkaleh (s. § 6 VI C) — zu nennen. Arbeiten in Tula-Technik haben sich wohl nicht erhalten, doch läßt ein in dem erwähnten Silbergefäß gefundenes chemisches Präparat mit Sicherheit darauf schließen (*Mat.* S. 91). Über den Einfluß der chaldischen Metallurgie auf die Nachbarländer s. § 9.

§ 9. Die Weltstellung der chaldischen Kunst. Die chaldische Kunstübung liegt uns in Toprakkaleh in ihrer jüngsten und reifsten Stufe vor. Ein jahrhundertelanger Entwicklungsgang muß dahin geführt haben, der sich nicht nur auf die ältere Blütezeit von T. beschränkt haben kann, sondern noch über die Zeit, da die Chalder bereits in T. herrschten, da wir überhaupt chaldische Geschichte kennen, weit zurückgereicht haben muß. Es ist wahrscheinlich, daß die Chalder nur der für uns greifbarste Exponent einer ostkleinasiatisch-armenischen Kulturgemeinschaft sind, die ihre Erstreckung u. a. bis Tabal (Kappadokien, dort wieder berühmte Silberarbeiten, die bis nach Muṣaṣir exportiert worden sind) gefunden hat. Die Dauer dieser Kultur, die im wesentlichen wohl unindogerm., autochthonen Charakter trug, ist etwa vom 9. Jh. an (Beruhigung nach den Stürmen der ägäischen Wanderung) bis zum 6. Jh. anzusetzen.

Das Eigenste dieser ostkleinasiatisch-chaldischen Kultur ist die Entwicklung einer bis dahin unerreichten Metallindustrie, die hier zweifellos an die Traditionen der Hettiter (s. d.) und des Mitanni (s. d.)-Volkes (von dessen Kunstfertigkeit uns die El Amarna-Tafeln 22 und 25 beredtes Zeugnis geben) anknüpft. Sie beeinflußte durch ihren Export den N (Maikop [s. d.] und Kelermes [s. d.]; vgl. *Armenien* II 539ff.) wie Syrien (Sam'al; s. d.) und Mesopotamien (Karkamisch [s. d.], Assyrien), wohl auch Medien, das ganze Iran (Festschrift für Lehmann-Haupt S. 154ff. Herzfeld) und zweifellos in weitem Maße auch den W Kleinasiens (vgl. R. Zahns Angabe bei Herzfeld a. a. O. S. 156 Anm. 2 über das Innere Kleinasiens) bis an das Ägäische Meer.

Bronzen von typisch chaldischem Gepräge finden sich dann weiter nicht gerade in Griechenland (dort haben sich eigentlich nur die Mischkessel mit Henkelattaschen richtig eingebürgert), wohl aber in großer Zahl in Etrurien. Es entsprechen sich hier und dort: Kandelaber mit zoomorpher Junktur (über diese: Münchener Jahrbücher für bildende Kunst 1913 L. Curtius; vgl. *Armenien* II 521); — Dreifüße mit Rinderhufen

als Untersätze für Mischkrüge; — Kesselattaschen mit Flügelwesen (Sirenen), ursprünglich an Mischkrügen befestigt; — Tierkopf-Protomen am Rande großer Gefäße; — Tierplastiken, gleichsam an der Gefäßwand emporkletternd; — zoomorphe Möbelbeschläge; — Gefäße mit plastischer Riefenverzierung (letztere schon altkleinasiatisch in Troja); — Filigran-Technik; — Rundschilde als Wanddekoration. Herzfeld nimmt (Festschrift für Lehmann-Haupt S. 152 ff.) die entsprechenden Stücke aus Etrurien als unmittelbar chaldische Arbeit in Anspruch, ohne eine Erklärung für ihr Vorkommen zu geben; Karo (Ath. Mitt. 1920 S. 144 f.) schreibt die vermittelnde Rolle dem Handelsverkehr zu, Lehmann-Haupt (*Armenien* II 536) dagegen chaldischen Werkmeistern, die über Sinope und Lydien nach Westen gekommen wären. Doch möchte ich gern noch eingehender, als bisher geschehen, begründen, warum gerade die Etrusker aller griech. Handelskonkurrenz zum Trotz eine solche Vorliebe für die weit abgelegene chaldische Kunst und ihre Erzeugnisse bewiesen haben. Ich würde daher die Erklärung der chaldisch-etruskischen Beziehungen noch in einer anderen Richtung suchen. Die Etrusker waren, wie jetzt immer mehr anerkannt wird, ein ursprünglich kleinasiatisches Volk. Sie haben vielerlei asiatisches Erbgut, das zum Teil von den Hettitern und Babyloniern stammt, nach Etrurien mitgebracht, und die Frage liegt nahe, ob sie nicht schon in ihrer früheren kleinas. Heimat mit dem uns durch die chaldischen Arbeiten bekannt gewordenen Metallstil vertraut gewesen sind und ihn bei ihrer Einwanderung nach Italien bereits mitgeführt haben. Die Beantwortung hängt von unserer Stellungnahme zur Chronologie der Etrusker-Einwanderung ab. Nehmen wir an, daß das ganze Volk mit der ägäischen Wanderung (12.—11. Jh.) nach Italien gekommen, so können sie nur durch spätere Handelsbeziehungen mit dem kleinas. Mutterlande die Erzeugnisse des auch bei den Chaldern des 8. Jh. üblichen Metallstiles kennengelernt haben, da er im 12. Jh. unmöglich schon bis zu dem Grade ausgebildet gewesen sein kann, wie wir ihn bei den Etruskern und Chaldern des 8.—7. Jh. vorfinden. (Er fehlt natürlich auch in den aus dem 12.—9. Jh. stammenden Gräbern Etruriens.) Nehmen wir dagegen an — und dafür sprechen meiner Ansicht nach eine Fülle von arch. Belegen —, daß die Einwanderung der Etrusker erst im 8. Jh. ihren Abschluß fand, so ergibt sich ohne weiteres die Möglichkeit, daß sie den zu dieser Zeit in Ostkleinasien und Armenien sicher schon hinlänglich ausgebildeten Metallstil bereits in ihrer Heimat kennengelernt und nach Italien mitgebracht haben. S. a. Etrusker B § 2.

Der chaldische Felsbau geht bis in die ältesten Zeiten zurück und ist seither ganz Armenien, Kleinasien und auch Griechenland eigen (Lehmann-Haupt *Armenien* II 603 ff.; OLZ 1909 S. 148 Brandenburg; ZfEthn. 1912 S. 28 f.). — Die Quadertechnik ist entweder spezifisch chaldisch oder gehört dem erwähnten, vom 9. bis zum 6. Jh. blühenden Kulturkreise an. Ausstrahlungen nach Lydien wie Etrurien und wohl auch über Armenien nach Persien (dort allerdings nur Mauerwerk ohne Mörtel, was für die Chalderbauten nicht mit solcher Sicherheit belegt; s. o. § 6). — Die chaldische Plastik, besonders die Vollskulpturen, steht unter assyr. Einfluß; vielleicht kann man daher annehmen, daß diese Kunstübung bei den Chaldern jüngeren Datums und erst unter assyr. Einfluß entwickelt worden sei. — Auf Anregung aus Mesopotamien geht zweifellos auch die Herstellung von Siegelzylindern zurück, wenn auch die Chalder in der Auswahl des Darstellungsmaterials höchst selbständig vorgegangen sind. — Die Keramik zeigt durchaus kleinas. Gepräge, wie sie hier bereits seit dem 3. Jht. ausgebildet worden ist (s. Vase F) und alle Völkerstürme überdauert hat. Das gilt sowohl von der monochromen roten bzw. schwarzen Ware, die sich von primitiveren Anfängen (z. B. Troja; vgl. Journ. anthr. inst. 33 [1903] S. 368 ff.; BSA 16 S. 89 ff. Myres; ebd. 18 S. 80 ff.) in Gordion (s. Westkleinasiatische Fundorte § 15; vgl. Band XIV Tf. 61[BB]; Ergänzungsheft V zum Arch. Jahrb.) wie Toprakkaleh zu vollendeten Fabrikaten durchgerungen hat, als auch von der bemalten Ware (schwarz oder schwarz und rot auf hellem Grunde), die im ö. Kleinasien und Armenien (Boghasköj, Kül-tepe, Schamiram-alty, auch noch weiter ö. in Gök-tepe) seit den frühesten Zeiten heimisch war und bei im allg. ganz verschiedenem Dekorations-Stile in wohl un-

abhängiger Weise eine Anzahl von Ornamenten entwickelt hat, die wir auf spätmyk. Vasen (SH III) wiederfinden. Zur Blütezeit von T. scheint aber die bemalte Ware gegenüber der monochromen stark in den Hintergrund getreten zu sein (eine Folge des Überwiegens der Ziergefäße aus Metall), denn zu Toprakkaleh hat sich nur ein einziges Exemplar (Tf. 100a) davon gefunden.

F. Schachermeyr

Tut-anch-Amon (Tf. 101, 102; Band I Tf. 103; III Tf. 1; IV Tf. 229a; XII Tf. 101A).

§ 1. Unsere bisherige Kenntnis. Unsere Kenntnis von T. beschränkte sich vor Auffindung seines Grabes auf eine verhältnismäßig geringe Zahl von Tatsachen, von denen ich die folgenden als wesentlich heraushebe. Er war, selbst von unbekannter Herkunft, einer der Schwiegersöhne des Königs Amenôphis IV. (nach seinem Sonnengott Atôn in der späteren Zeit seiner Regierung Achnatôn genannt), der nach 17jähriger Herrschaft um 1358 v. C. starb. Dem Religionsstifter folgte zunächst sein Schwiegersohn Sakerê, der schnell verschwindet, ohne nennenswerte Spuren zu hinterlassen. Nach ihm wurde, vielleicht noch in jugendlichem Alter, *Tut-anch-Atôn*, wie sein Schwiegervater nach dem neuen Sonnengott genannt, auf den Thron gehoben. Er residierte zunächst noch in Amarna (s. Amarna [E1]), dem von Achnatôn angelegten Königssitz mit dem Haupttempel des Atôn, und blieb in den Bahnen seiner Vorgänger. Nach einiger Zeit ist er aber von seiner Umgebung genötigt worden, nach Theben überzusiedeln, dort zur alten Landeskirche zurückzukehren, den Amon von Theben wie früher als Reichsgott zu betrachten und demgemäß seinen Namen in *Tut-anch-Amon* zu ändern. Jetzt trat also der umgekehrte Vorgang ein wie während der Regierung von Amenôphis IV.: damals legte der König seinen mit Amon (Amenôphis = Amon-hôtep „Amon ist gnädig") zusammengesetzten Namen ab, weil er diesen und die anderen alten Götter verließ, — und jetzt war die Annahme des mit Amon verbundenen Namens der Ausdruck für die Rückkehr zur alten Religion. Der junge König T. hat damals, vermutlich als feierliche Bestätigung für seinen Übertritt, an der großen Prozession des Amon von seinen Tempeln auf der Ostseite (Karnak und Luksor) über den Nil und durch die Tempel auf dem Westufer teilgenommen. Zur Erinnerung an diese Feier, die für Ä. von weittragender geschichtlicher Bedeutung war, ließ die Priesterschaft des Amon im Tempel von Luksor eine Wand mit Reliefs bedecken, auf denen diese Prozession unter Teilnahme des T. in allen ihren Einzelheiten dargestellt ist. Außer dieser wichtigen Bilderfolge in Luksor besitzen wir noch einen Denkstein aus dem Tempel von Karnak, auf dem T. seine Wiederherstellungsarbeiten in diesem rühmt. Ferner eine schöne, fast lebensgroße Granitstatue im Museum von Kairo, die uns früher das einzige zuverlässige Bildnis des Königs, ein zartes jugendliches Gesicht, bot. Aus der auf 6 Jahre belegten Regierung des Königs sind in vielen Museen einzelne Denkmäler vorhanden, denen sich manche wertvolle Einzelheit entnehmen läßt. Nach dem frühen Tode des T. folgte ihm ein Mann namens Eje auf dem Thron, der den Priestertitel „Gottesvater" noch in seiner Königs-Titulatur während einer kurzen Regierung weiterführt. In den auf seinen Tod folgenden Monaten mag es noch andere Bewerber um die Krone gegeben haben, die sich mit mehr oder weniger Recht den Königstitel beilegten. Eine bedeutende Macht hat nicht hinter ihnen gestanden, und sie erlagen schnell dem überragenden Einfluß des Generals Haremhêb, den wir schon als Offizier unter Achnatôn kennen. Dieser Haremhêb, der vielleicht schon während des ganzen Jahrzehnts als treibende Kraft hinter den Ereignissen gestanden hat und an dem plötzlichen Verschwinden von 4 oder mehr Königen vielleicht nicht ganz unschuldig ist, bestieg den Thron um 1350 v. C. Er war eine ungewöhnlich energische und fähige Persönlichkeit, die das Land mit aller Kraft neu ordnete und damit so große Erfolge erzielte, daß wir Haremhêb als denjenigen König anzusehen pflegen, der der 19. Dyn. den Grund für den neuen Aufstieg legte.

§ 2. Das Grab. Das Grab des T. liegt auf der Sohle des „Tales der Königsgräber" (*Bibân el-Mulûk*), dicht unterhalb des Grabes Ramses VI.; die bei der Anfertigung des letzteren herausgeworfenen Stein- und Schuttmassen haben das ältere Grab zugeschüttet und bis jetzt verdeckt, um so mehr, als ein seit dem



Tut-anch-Amon

Truhe (Nr. 21) aus seinem Grabe, mit verkleinerter Wiedergabe eines Monumentalgemäldes: König mit Gefolge auf der Löwenjagd.
Nach Photographie.



Tut-anch-Amon

Einzelheit von der Innenverzierung eines im Eingangszimmer des Grabes gefundenen Streitwagens: Geschlagene Feinde Ägyptens. Reliefarbeit in vergoldetem Leder. Oben links der nördliche Gegner (Syrer), rechts der südliche (Neger), beide mit den Wappenpflanzen von Unterägypten (Papyrus) bzw. Oberägypten (Lilie) gefesselt. Unten links sichtbar: Libyer (Haar mit Schläfenzopf und Straußenfedern, Phallustasche), Neger und Syrer; rechts: Neger, Syrer, Neger. Nach Photographie

Altertum begangener Pfad gerade über die Ruhestätte des T. hinweg zu der von Ramses VI. hinaufführte. Nachdem der amer. Maecen Theodore M. Davis, der früher die Ausgrabungen im Tal der Königsgräber unternommen hatte, gestorben war, schloß der engl. Earl of Carnarvon 1915 einen Vertrag mit der äg. Regierung, der ihn zur Durchforschung des Tales ermächtigte, aber zur restlosen Ablieferung der Fundstücke verpflichtete für den Fall, daß er ein unberührtes oder nahezu unberührtes Königsgrab entdecken sollte. Nach 6jähriger vergeblicher Suche fand sein Beauftragter Howard Carter im November 1922 den Eingang zum Grabe des T., der sofort als solcher erkannt werden konnte, da er Siegelstempel mit dem Namen des T. auf dem erhaltenen Mauerverschluß trug; ein nachträglich verschlossenes und unter Haremhêb wiederum versiegeltes Loch zeigte, daß ein Dieb eingedrungen war, der aber nur kleine Gegenstände entfernt haben konnte.

Das Grab besteht aus 4 Räumen, von denen das Vorzimmer und das Sargzimmer größer, die Seitenkammer und die Schatzkammer kleiner sind (vgl. den Grundriß Band IV Tf. 229 a); die Grabanlage ist also winzig im Verhältnis zu den langen Gängen der berühmten Königsgräber, die an den Seiten Kammern haben und in Säle endigen. Bisher sind nur die beiden größeren Zimmer ausgeräumt; im Herbst 1926 hat man mit der Schatzkammer begonnen, während im Nebenraum am Vorzimmer noch alle Beigaben unangetastet liegen. Der Bericht der Entdecker (Howard Carter und A. C. Mace *The tomb of Tut-ankh-Amen* London 1923, dtsch.: *Tut-ench-Amun. Ein ägyptisches Königsgrab* 1924; Bd. II engl. und dtsch. 1927) gibt nur die Erzählung der Auffindung und eine Auswahl der Fundstücke aus dem Vorzimmer. Für den Rest derselben und für den Inhalt des Sargzimmers sind wir immer noch auf Berichte und Abbildungen in Tageszeitungen angewiesen. Ein Teil ist jetzt im Museum von Kairo ausgestellt (Roeder *Führer Museum Kairo* 1926 S. 49—56), darf aber nicht gezeichnet oder photographiert werden. Die bis zum 1. Dez. 1926 ausgestellten Stücke sind beschrieben in: *Notice sommaire sur les objets provenants de la tombe de Toutankhamon, actuellement exposés au Musée du Caire par l'administration du Musée* Kairo 1926.

§ 3. Vorzimmer. Im Vorzimmer stand eine Fülle von Beigaben, die fast den ganzen Raum einnahmen und hoch übereinander aufgetürmt waren. Auf den drei großen Bahren lagen und unter ihnen standen, z. T. gewaltsam in Lücken hineingestopft, Betten, Stühle, Hocker, Truhen, Kästen und Behälter aller Art. An der rechten Schmalwand hoben sich die beiden Statuen heraus, die dort den vermauerten Eingang zum Sargzimmer bewachten. Links vom Eingang standen 5 Wagen, aber in ihre einzelnen Teile zerlegt, sodaß die Kasten, Räder, Deichseln usw. lose und eng gedrängt gegen die Mauer gelehnt waren. Im übrigen sah es recht wüst im Vorzimmer aus, und die Anordnung zeigte deutlich, daß die Beisetzung des T. auf zu kleinem Raume, in Eile und in unwürdiger Form geschehen war; die Erklärung fand man bald in den oben geschilderten politischen Verhältnissen (§ 1), die eine überstürzte Beisetzung unter dem Druck des Haremhêb gefordert haben mochten.

Aus den Beigaben nenne ich im folgenden einige, die in geschichtlicher, arch. oder religionsgeschichtlicher Hinsicht besonderes Interesse beanspruchen dürfen. Von den drei großen Bahren besteht die erste aus zwei Löwen, die zweite aus zwei Kühen mit Sonne zwischen den Hörnern (a. a. O. Tf. 13; hier wie im folgenden zitiere ich die Tafeln von Carter-Mace, deutsche Übersetzung, 1924), die dritte aus zwei Nilpferden mit herausgestreckter Zunge (a. a. O. Tf. 28); auf dem Rücken der Tiere ruht die Liegefläche, auf der die Mumie des T. bei der Vollziehung des Rituals aufgebahrt war. Die Löwen und Nilpferde sind Dämonen der Unterwelt, die Kühe die heiligen Tiere der Himmelsgöttin. Der Wegzehrung im Jenseits dienen die weißen Holzkästen in Sackform mit Lebensmitteln: gebratenen Gänsen und Enten, Wildkeulen usw. (a. a. O. Tf. 13).

Eine Reihe von Gegenständen aus dem Grabe sind so klein gearbeitet, daß sie nur von einem Kinde benutzt werden können, nicht von einem Erwachsenen. So die berühmten Handschuhe (a. a. O. Tf. 36), die ersten ihrer Art, die wir aus Ä. kennen lernten; ebenso ein Kopftuch, auf

das goldene Scheiben genäht sind (a. a. O. Tf. 62). Ferner der Thron (a. a. O. Tf. 50) und zwei andere reich geschmückte Sessel (a. a. O. Tf. 48—49), zu denen sämtlich niedrige Fußbänke gehören, und auch einige Hocker von schöner Arbeit. Diese Stücke sind bei dem Tode des Königs, der damals schon voll ausgewachsen war, dem Schatzhause entnommen und ihm in das Grab mitgegeben worden.

An einigen anderen Gegenständen können wir die religiöse Entwicklung während der Regierung des T. verfolgen. Auf dem Thron (a. a. O. Tf. 50) heißt der König noch Tut-anch-Atôn (vgl. oben § 1), und über ihm schwebt die Sonne mit Strahlen, die in Händen endigen, d. h. der Atôn in der ihm von Amenôphis IV. gegebenen Form (Tf.-Titelbild); der Thron muß also aus dem Anfang der Regierung des T. stammen, und gewiß ist er für die feierliche Thronbesteigung angefertigt worden, worauf auch das zwischen den Beinen angebrachte Ornament der „Vereinigung der beiden Länder", einer Zeremonie der Thronbesteigung, deutet. Das Bild an der Rückenlehne ist im Stil von Amarna gearbeitet, offenbar von denselben Künstlern, die für Achnatôn tätig gewesen sind. Das gleiche ungewöhnliche Motiv des Königs mit dem auf die Rückenlehne des Sessels gelegten Arm in lässiger Haltung, während seine Gattin ihn schmückt, tritt dort auf wie in den Bildern eines Schreines für eine Statue (a. a. O. Tf. 54). Beide Stücke entstammen zweifellos dem Amarna-Kreise, wenn der Königsname auf dem Schrein auch schon Tut-anch-Amon (nicht Tut-anch-Atôn) lautet. Den Übergang zur alten Religion zeigt das Bild auf einem Skarabäus, in dem Atum und Harachte, die Götter von Heliopolis (s. d.), den T. zwischen sich führen; sie sind Sonnengötter wie Atôn. Die Rückkehr zu Amon muß aber schon vollständig vollzogen gewesen sein, als der Schuppenpanzer (a. a. O. Tf. 21) gearbeitet wurde, auf dessen Brusttafel zwischen Mieder und Halskragen (a. a. O. Tf. 52 A) T. von Atum von Heliopolis und seiner göttlichen Gemahlin zu Amon geführt wird — ein symbolisches Bild von geschichtlicher Bedeutung, das den wirklichen Vorgang und die beteiligten Tempel deutlich durchblicken läßt!

Von arch. Interesse sind drei Klappstühle, von denen der eine mit der Nachahmung eines Pantherfells als Decke besonders prunkvoll gearbeitet ist (a. a. O. Tf. 59 B). Diese Stuhlform ist in Ä. einheimisch und auch sonst gut bekannt; wenn sie in mehreren Beispielen aus Norddeutschland und Skandinavien belegt ist (s. Stuhl A; Band IX Tf. 116 d), so handelt es sich um Entlehnungen aus Ägypten. Eines der ersten Bildnisse des T., das aus dem Grabe kam, war der „Mannequin" (a. a. O. Tf. 17), der freilich als Anprobefigur weder für Kleider noch für Kronen brauchbar ist, wie man ihn heute noch deutet; die Erklärung dafür, daß ihm Arme und Beine fehlen, muß wohl auf religiösem Gebiete gesucht werden, und dem liegt vielleicht der Gedanke zugrunde, daß lebende Wesen, die man in einem Grabe darstellt, unschädlich gemacht werden müssen, damit sie nicht als Geister wiederkommen und gefährlich werden. Zu den bisher völlig unbekannten Gegenständen gehören die Öllampen mit langen, hochgestellten Dochten (a. a. O. Tf. 60) und ein Sieb aus Alabaster zum Durchseihen, vielleicht von Wein. An zwei Blumensträußen (a. a. O. Tf. 12, 14, 16) waren die Pflanzen und Blüten so gut erhalten, daß ihre botanische Bestimmung keine Schwierigkeit fand.

§ 4. Sargzimmer. Am Ende des ersten Grabungswinters, im Februar 1923, fand die Durchschlagung der Wand vom Vorzimmer zum Sargzimmer statt; die beiden vor dem vermauerten Zugang als „Wächter" stehenden Statuen des T. (a. a. O. Tf. 31) wiesen auf die Bedeutsamkeit des folgenden Raumes hin. Der Durchbruch (a. a. O. Tf. 34) ließ einen das Zimmer nahezu ausfüllenden Schrein von der Form sehen, die als Naos für Götterbilder bekannt ist. An den Wänden waren Bilder aufgemalt, die u. a. ein Totenopfer vor T. durch König Eje zeigten, der hiermit als Erbauer des Grabes und fürsorglicher Freund des jugendlich Verstorbenen gesichert ist. Der Schrein war aus Holz mit aufgelegter Vergoldung gearbeitet, geschmückt mit den Symbolen des Ded-Pfeilers („ewige Dauer") und des Isis-Blutes („Zauberschutz"), die durch Einlagen von blauer Fayence herausgehoben wurden. Unter diesem stand ein zweiter, und darunter ein dritter Schrein von gleicher Form

und Herstellung; die Verschlüsse der Türen waren noch mit den alten Siegeln versehen und niemals geöffnet worden. Unter dem dritten vergoldeten Holzschrein stand der Granit-Sarkophag, wie die anderen gleichzeitigen Königssärge mit geflügelten Göttinnen an den Ecken ausgeführt, bedeckt mit einer (aus zwei Stücken zusammengesetzten) Sandsteinplatte. Im Sarkophag lag ein mumienförmiger Holzsarg mit Vergoldung und farbigen Einlagen; über dem porträthaften Gesicht des Königs ragte wie gewöhnlich die Uräus-Schlange (s. Uräus) heraus, neben ihr aber noch ein Geierkopf, der auch an den übrigen Särgen, der Totenfigur und dem Diadem des T. vorhanden ist. Schlange und Geier können nicht nur als Vertreterinnen der Landesgöttinen von Ober- und Unterägypten zu verstehen sein; der Geierkopf pflegt sonst fast nur bei Königinnen vorzukommen, und zwar zu der den ganzen Kopf bedeckenden Geierhaube gehörend (s. a. Königstracht). Der mittlere Sarg, wie der äußerste gestaltet, war wiederum aus vergoldetem Holz. Der innerste aus reinem Golde, über 4 Zentner schwer, 3 mm dick und sorgfältig ziseliert, gibt uns zum ersten Mal in edlem Stoff und in sauberster Arbeit den Typus, der uns als billige Nachahmung in vergoldetem Holz aus Privatgräbern geläufig war. Im Goldsarge lag die Mumie, in Leinenbinden gewickelt und mit Goldbändern umschnürt, über dem Gesicht eine Maske mit dem königlichen Kopftuch (Gold mit Einlagen von Lapislazuli, Türkis und Karneol). Hier wie an den Särgen waren die Hände angedeutet mit Krummstab und Peitsche, den Herrschaftssymbolen des Pharao; Blumen waren in Kränzen oder Gewinden niedergelegt, in einem Falle mit blauen Fayence-Gliedern zu einem Halskragen zusammengestellt. Auf den Kopf der Leiche war ein vermutlich auch zu Lebzeiten getragenes Diadem geschoben: Reif mit Bändern, vorn Schlange und Geier, wieder aus Gold mit bunten Steinen und Glasstücken. Von der Leiche ist nur das Gesicht veröffentlicht, das die gleichen Züge wie die vielen guten Bildnisse zeigt, die wir aus dem Grabe erhalten haben, von den Statuen bis zu den Särgen und der Maske. Der Körper, der einem etwa 18jährigen Jüngling gehören soll, ist in schlechtem Zustande und hat nicht einmal die Feststellung der Todesursache erlaubt; der naheliegende Verdacht der gewaltsamen Beseitigung des T. kann also von dieser Seite aus nicht entschieden werden.

§ 5. Mittelmeer-Einflüsse. In Übereinstimmung mit den auch sonst in Ä. üblichen Typen sind Bilder von Ausländern an zahlreichen Gegenständen aus dem Grabe angebracht, die offenbar sämtlich bei dem Tode des T. vorhanden waren und ihm aus dem königlichen Schatz heraus in das Grab mitgegeben wurden, vielleicht, weil sie ihm besonders lieb gewesen waren, vielleicht auch nur als ständige Beigaben für den Pharao, wie wir solche von anderer Art regelmäßig bei Privatleuten finden. Vergoldete Stöcke aus Holz sind vorhanden, in deren Krümmung die Figur eines Negers oder eines syr. Semiten eingeschmiegt ist (Band III Tf. 1; Carter-Mace, dtsch., Tf. 55—56). An den Wagenkasten sind Neger (s. d.), Syrer (s. d.) und Libyer (s. d.) als gefesselte Gegner des Pharao dargestellt (Tf. 102). Die gewölbte Truhe mit den bunten Bildern zeigt einen Kampf des Pharao gegen Neger, einen anderen gegen Syrer (a. a. O. Tf. 41—44; s. a. hier Tf. 101).

Außerdem finden sich aber Motive und Darstellungsformen im Grabe, die ohne einen bestimmten Einfluß vom Mittelmeer her nicht verständlich sind. Darauf weist schon die Bedeckung der Fläche auf dem Wagenkasten aus vergoldetem Leder mit Spiralen; diese sind allerdings schon im MR in Ä. vorhanden, nachdem sie vorher unbekannt gewesen waren. An einigen Stöcken und Bogen (a. a. O. Tf. 58—61) sind Spiralen mit Rosetten sowie Netz- und Flechtmustern zu ornamentalen Bändern zusammengestellt, die deutlich ihre Herkunft aus dem Mittelmeergebiet verraten. Dabei tritt oft für die goldenen Beschläge Granulation hinzu, die aus der gleichen Gegend nach Ä. gelangt ist. Das Einlegen von farbigen Baumrinden in Stöcke (a. a. O. Tf. 57; Band I Tf. 103) ist nach Material und Muster aus Syrien oder vom Mittelmeer gekommen, wo genug geeignete Bäume vorhanden waren, die in Ä. fehlten. Ein schöner goldener Dolch, der im Gürtel der Leiche steckte, hat an dem Griff Ornamente in Granulation, die man schon um ihrer selbst

willen aus dem Mittelmeer-Gebiet ableiten würde; wer die zugehörige Scheide betrachtet, wird durch die Reliefbilder von Rindern, Antilopen und Hunden an kret.-myk. Jagd- und Tierbilder erinnert werden (vgl. Band IV Tf. 168, 169). Die gleiche Quelle liegt unverkennbar noch in folgenden Stücken vor: Kinderstuhl mit Reliefs in Goldblatt an den Seitenlehnen (a. a. O. Tf. 48 B); Armband aus Goldblatt mit zwei Rindern, von einem Löwen überfallen (a. a. O. Tf. 53 B); Löwenjagd des Königs, auf der die Tiere durcheinander liegen, fallen und hocken, dazwischen Kräuter (a. a. O. Tf. 41; vgl. hier Tf. 101), Alabastervase mit Rind und Antilope, von Hunden überfallen (auf dem Deckel liegt ein Löwe mit herausgestreckter Zunge, während an den Seiten Papyrus-Stengel auf den Köpfen von Ausländern stehen). Die Darstellung der Löwen in der eben erwähnten Löwenjagd des Königs zeigt insofern eine Abweichung von der früher üblichen Darstellungsweise, als die Tiere zu einer dichten Masse geballt wiedergegeben sind, nicht nebeneinander auf einer Standlinie. In der gleichen ungewöhnlichen Anordnung sind die Neger und die Syrer auf derselben Truhe in den Schlachtenbildern dargestellt. Alle diese Fälle sind Belege für einen Einfluß der Zeichenart der kret.-myk. Kunst auf die ägyptische. Wir wußten, daß dieser Einfluß zur Zeit Amenôphis IV. stark gewesen ist, wie ja eine ungewöhnliche Heranziehung der früher im äg. Dogma verachteten Ausländer ganz im Sinne seiner neuen Religion liegt. Jetzt sehen wir die Fortwirkung dieses Einflusses auch unter T. andauern, und hiermit haben wir eine für die Geschichte der äg. Kunst wichtige Tatsache gewonnen. Roeder

Tutulusförmige Fibel s. Fibel A § 18, Nordischer Kreis C 1 § 4.

Tylissos. Kret. Ortschaft w. von Candia, 6 km vom Meere auf einem flachen Hügelrücken (Band VII Tf. 29). J. Hazzidakis hat drei vornehme Häuser freigelegt, die aus SM I stammen und u. a. Freskenreste, eine sehr große männliche Bronzefigur, riesige Bronzekessel sowie ein prachtvolles Rhyton aus Obsidian (s. d. E; Band XII Tf. 97[A] a) enthielten. Unter diesen Herrenhäusern einiges FM und MM, über ihnen eine SM III-Schicht, zu der auch ein rundes Felskammergrab w. der Siedlung gehört.

'Εφ. ἀρχ. 1912 S. 197ff.; Ausonia 8 (1913) S. 76ff. J. Hazzidakis; ders. *Tylissos minoenne* 1921. Grab: Ath. Mitt. 38 (1913) S. 45ff.

G. Karo

Ty Mawr (Holyhead, Wales; Tf. 103 a, b). § 1. Als *Cyttiau'r Gwyddelod* (Irenhütten) sind eine große Anzahl von Hügelgruppen auf Anglesey, besonders an der Westküste der Insel, bekannt, die die Überreste vorgesch. Hütten darstellen. Die Hütten liegen meist in kleinen Gruppen von 5 und mehr zusammen, immer in unbebauten, rauhen Gebieten, wo sie durch höhere Felsen vor dem NW-Wind geschützt sind. Sie sind meist durch ihre Lage oder rohe Trockenmauern zu leichter Verteidigung eingerichtet. Die Überreste der Hütten bestehen aus einer runden Steinmauer von etwa 5—7 m lichtem Dm (Tf. 103 a, b). Der Eingang liegt immer im SO und ist von zwei hohen, aufrechten Steinen flankiert. Über den Aufbau ist nichts bekannt. Er kann ebensowohl aus Steinen im falschen Gewölbe errichtet gewesen sein, wie bei den in Irland häufigen *bee-hive huts*, als auch aus Torf mit horizontalen Balkenlagen dazwischen oder ähnlich. Die Funde, die in diesen Hütten gemacht wurden, namentlich bei den Untersuchungen durch W. O. Stanley, zeigen, daß sie teilweise der BZ angehören und bis in die röm. Zeit hineinreichen. Auch in ähnlichen Hütten von Treceiri, Carnarvonshire, sind Spätlatènefunde gemacht worden, während die Funde von Pen-y-Bonc (s. d.) der RKZ angehören. Wieweit ein Teil dieser Hütten, in denen Metallfunde fehlen, noch aus der StZ stammt, wie man meist vermutet, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden.

§ 2. Die wichtigste Gruppe dieser „Irenhütten" ist die von Stanley untersuchte von Ty Mawr auf Holyhead, die aus über 50 Hütten (Tf. 103 a, b) besteht. Die Hütten zerfallen in zwei Gruppen: Wohnhütten und Werkstätten. Bei den Wohnhütten ist der freie Raum im Innern durch kleine Wände aus senkrechten Platten in mehrere Abteilungen geteilt, ganz wie bei den schottischen Brochs (s. d.). Aus ähnlichen senkrechten Platten sind auch kleine Herde an die Wände angebaut worden. Überreste der Nahrung, bei der der Schellfisch eine besondere Rolle zu spielen scheint, Mühlsteine länglicher Form, Kochsteine und flache Steinplatten,

die vielleicht zum Backen gedient haben, bilden den Hauptinhalt dieser Wohnhütten. Die Hütten der anderen Gruppe scheinen der Metallgießerei und -bearbeitung gedient zu haben, die auch durch eine Gußform für Speerspitzen und Beile für diese Inseln gesichert ist. Hier sind die Herde aus Steinen frei in der Mitte der Hütten errichtet, daneben aber sind kleinere Feuerstellen auch in die Seitenwände der Häuser eingebaut. Das Erz (Kupfer und Eisen) scheint auf großen, flachen, harten Steinen, die fest in den Boden gesetzt sind, mit Steinklopfern (darunter solche mit umlaufender Schäftungsrille) bearbeitet worden und dann in den Hütten selbst ausgeschmolzen zu sein. Darauf deuten die regelmäßig gefundenen Schlagstücke von Quarz aus den Kupferadern der Umgegend und Schlacke hin. Auch die Umfassung der Feuerstellen mit Ton wird hierdurch zu erklären sein. Die angetroffenen Bronzegeräte gehören der BZ an und reichen bis Per. V herunter.

Archaeol. Journal 24 S. 229ff., ebd. 26 S. 301ff., ebd. 27 S. 147ff. W. O. Stanley; J. Evans *Stone impl.*; ders. *Bronze impl.*; Read *Guide to the Antiquities of the Bronze Age Brit. Mus.* S. 32ff. † W. Bremer

Typenkarte (Deutschland).

§ 1. Grundlage und Ziele. — § 2. Kommission für prähistorische Typenkarten. — § 3. Berichte dieser Kommission. — § 4. Fortführung. — § 5. Einfluß der Typenkarten auf die Forschung. — § 6. Auswertung in den neueren Arbeiten.

§ 1. Grundlage und Voraussetzung für die Herstellung wirklich wertvoller T. war die durch Montelius erfolgte Begründung und Ausgestaltung der typol. (s. d.). Methode. Über ältere Gedanken, Anregungen (Worsaae, Rougemont) und Versuche (Bonstettens Karte über die Verbreitung der Riesensteingräber 1865) hat Jacob-Friesen (1928) neuerdings gehandelt in dem Kapitel über die „chorologische" Methode (abgeleitet von ἡ χῶρα = der Raum). Daß Oscar Montelius sehr bald dazu überging, die Verbreitung der von ihm herausgearbeiteten Typen kartographisch festzulegen, lag nahe. Ihm folgten Mortillet und v. Tröltsch. Während Schumacher (Präh. Z. 1 [1909] S. 257) die Versuche des letzteren, trotz der für ihre Zeit zweifellos verdienstvollen Bemühungen, nicht ganz mit Unrecht als „etwas verfrüht" bezeichnet, betrachtet Jacob-Friesen (*Grundfragen der Urgeschichtsforschung* 1928 S. 171) Bertrands Verbreitungskarte der bronzezeitl. Rasiermesser 1889 (wiedergegeben bei Jacob-Friesen a. a. O. S. 172) mit vollem Recht als einen außerordentlichen Fortschritt, da sich das „nordische Fundgebiet ganz deutlich von dem übrigen Fundgebiete" abhebt. Damit aber stehen wir vor den letzten Zwecken und Zielen der T., die allerdings auch bis heute nicht erreicht sind. Durch scharfe Abgrenzung der einzelnen Kulturgebiete müßten uns bei lückenloser Kenntnis des gesamten in der Erde ruhenden Materials die T. eine sichere Grundlage werden zur Lösung der siedlungsarch.-ethnol. Fragen. Ganz werden wir zur Lückenlosigkeit nie gelangen, aber je mehr wir uns dem Ziele nähern, um so sicherer werden die Ergebnisse der siedlungsarch.-ethnol. Forschung (s. a. Siedlungsarchäologie).

K. H. Jacob-Friesen *Grundfragen der Urgeschichtsforschung. Rassen, Völker und Kulturen* 1928 S. 170ff.; J. J. A. Worsaae *Zur Altertumskunde des Nordens* Leipzig 1847; Rougemont *Die Bronzezeit oder die Semiten im Occident* 1869; v. Tröltsch *Fundstatistik der vorröm. Metallzeit im Rheingebiete* 1884.

§ 2. Alle diese Versuche wirkten auch ein auf die Arbeiten der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin. Besonders Lissauer und Voß nahmen die Anregungen auf, sahen aber bald ein, daß die Kraft des einzelnen Forschers derartigen Aufgaben nicht gewachsen war. Auf der allg. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Dortmund (1902) kam A. Voß, damals Direktor der vorgesch. Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin, auf seinen früheren Antrag (Halle 1900, Metz 1901) zurück und forderte eine Kartographie der Typen. Er hielt sie für notwendig, um „einen Überblick zu gewinnen über die Verbreitung der Typen, über die wahrscheinlichen Quellen verschiedener Typen und über die Abgrenzung gewisser archäologischer Provinzen und vielleicht von Völkerstämmen". Der Antragsteller wies auf die Arbeits- und Kraftvergeudung hin, wenn jeder Forscher für sich das Material erst sammeln müsse. In die Kommission zur Vorbereitung der Arbeiten wurden Voß-Berlin, Lissauer-Berlin,

Ranke-München und Schumacher-Mainz gewählt.

Als Vorstufe für die Bearbeitung der T. kann der von Voß vorgelegte „Fragebogen zur Ermittlung und Beschreibung der noch im Gebrauch befindlichen oder ehemals gebräuchlichen Schiffsfahrzeuge einfachster Bauart und Einrichtung" (Anthr. Korr.-Bl. 1901 S. 139) angesehen werden. Im J. 1903 veröffentlichte Lissauer die „Legende zur Typenkarte für die Radnadeln", soweit er selber das Material gesammelt hatte. In seinem Bericht auf der Anthropologen-Versammlung in Worms (1903; Anthr. Korr.-Bl. 1903 S. 123ff.) betont auch er, daß die Arbeit des Einzelnen lückenhaft bleiben müsse, und daß wir hier besser zu einer Sammelforschung greifen sollten. Als Grundlage für die Kartierung der Typen wählte man die Karten von Deutschland und Europa aus dem großen Handatlas von H. Kiepert, in denen alle die heutige Geographie betreffenden Eintragungen so schwach ausgedruckt wurden, daß die vorgesch. FO deutlich hervortraten. In der Legende mußten bei jedem Funde die Fundgeschichte, die Begleitfunde, das Museum und die Literatur angeführt werden. In die Zentralkommission, welche die T. zu bearbeiten hatte, wurden Beltz, Ranke, Schumacher, Sixt-Stuttgart, Voß und Lissauer gewählt. Letzterer übernahm den Vorsitz. Die weitere Kommission bestand aus den Museumsvorständen und anderen für die Vorgeschichte interessierten Persönlichkeiten.

§ 3. Der 1. Bericht erschien zur 35. Versammlung in Greifswald 1904 (ZfEthn. 36 S. 537) und behandelt die Flach- und Randäxte. 58 Mitarbeiter hatten Beiträge eingesandt. Die Nachbarländer sollten möglichst berücksichtigt werden. Die Bezeichnungen *Celt* und *Palstab* wurden ausdrücklich abgelehnt und sind seitdem endgültig aus der wissenschaftlichen Literatur verschwunden. Bei den Randäxten hat man 7 Typen scharf unterschieden. Die Zahlen der im Bericht angegebenen Funde (Typus 1 = 48; 2 = 88; 3 = 19; 4 = 46; 5 = 23; 6 = 41; 7 = 16) bewiesen, daß durch gemeinsame Arbeit aller Forscher das Bild, wenn auch nicht lückenlos und vollständig, so doch einigermaßen klar und sicher erscheint (Nachträge zum 1. Bericht ZfEthn. 1905 S. 842ff.).

Angeschlossen wurden dem 1. Bericht die Rudernadeln (s. d.; mit 26 Exemplaren), die Scheibennadeln (mit 46 Exemplaren) und die Radnadeln (s. d.). Naturgemäß sind die Schlüsse aus weniger umfangreichem Material von geringerer Sicherheit. Der 2. Bericht über die Absatzäxte erschien (ZfEthn. 37 S. 793ff.) zur Tagung in Salzburg 1905. Vom Typus 2 konnten hier schon 175, vom Typus 4 sogar 285 Exemplare aufgezählt werden. Schon im nächsten Jahre (1906) wurde der 3. Bericht über die Lappenäxte veröffentlicht (ZfEthn. 38 [1906] S. 817ff.).

Lissauer betonte, daß weder die vollständige Inventarisierung der Typen noch absolute chronol. Bestimmung der Hauptzweck wäre; vielmehr käme es darauf an, darzutun „welche Verbindungen die Bewohner Deutschlands damals mit dem Auslande und untereinander unterhalten haben, und welche Grenzen dem Verkehr damals gesteckt waren —, ob und wo die prähistorischen Bewohner unseres Vaterlandes eine eigene Industrie erzeugt haben". Lehrreich ist der Vergleich der beiden Karten, der der Absatz- und der Lappenäxte. Ein Blick zeigt, daß es sich da um zwei verschiedene Kulturgebiete handelt (s. a. Axt A).

Der 4. Bericht bringt (ZfEthn. 39 S. 785) Gewand- und Schmucknadeln. Beide werden scharf, vielleicht zu scharf, unterschieden. Erstere haben am Kopf oder Hals eine Vorrichtung (Loch, Öse), um eine Schnur hindurchzuziehen, die um die Schaftspitze gewickelt wird. Die Bezeichnung „Säbelnadel" lehnt Lissauer mit vollem Recht ab, weil sie vielfach Verwirrung angerichtet hat; dagegen behält er für die betreffenden Varianten die Bezeichnung „mit säbelartiger Krümmung" oder „mit säbelartiger Schaftkrümmung" bei (s. a. Nadel A 1).

Die Nadeln mit durchlochtem und geschwollenem Halse führen zu dem Problem der Entstehung und Ableitung der nord. Fibel. Lissauer war der Ansicht, daß die nord. Bevölkerung den Schnurbügel der (importierten) halsdurchlochten Gewandnadel mit dem Drahtbügel vertauschte. Daß der Drahtbügel in südlicheren Strichen nicht gefunden wurde [s. aber Fibel A § 3], ist allerdings merkwürdig. Deshalb mit

Lissauer anzunehmen, daß zwischen N und S kein „nennenswerter" Verkehr bestand, wäre wohl abwegig, weil es sonstigen Beobachtungen widerspricht.

Entwicklungsgeschichtlich schließt sich an diesen 4. Bericht der 6. über „die bronze- und hallstattzeitlichen Fibeln" an (ZfEthn. 45 [1913] S. 659ff. Beltz). Beltz setzt auseinander, daß diese T. mit den dazugehörigen Legenden „Statistiken" sind, „die keinen anderen Anspruch erheben, als dem Prähistoriker das werden zu können, was dem Historiker und Philologen sein Corpus inscriptionum oder Urkundenbuch ist". Im Gegensatz zu Montelius (zuletzt 1911; Präh. Z. 2 [1910] S. 268 und Hoops *Reallexikon* 1910 II 34 Schnittger) scheidet Beltz scharf die zweigliedrige („skandinavisch-norddeutsche") von der eingliedrigen (süddeutsch-alpinen) Form. S. a. Fibel A.

Ungemein übersichtlich und lehrreich ist die Karte. Die nord. Fibeln sind blau, die Hallstattfibeln rot eingetragen. So hebt sich das nord. von dem Hallstattgebiet scharf und klar ab. Südschweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Osthannover, der nö. Teil der Provinz Sachsen, Brandenburg, Mecklenburg und Pommern sind rein nordisch. Nur Brillen- und Scheibenfibeln (s. Fibel A § 18), die Bogenfibel, Paukenfibel (ebd. § 22, 5) sowie die Nebenformen vom Tindsdahler (s. d.) und Heitbracker (s. d.) Typus an der Unterelbe unterbrechen mit ihrem Rot die Einheitlichkeit des Bildes, während umgekehrt von N her fast ausschließlich die Fibel mit welligem Bügel in doch verhältnismäßig geringer Zahl sich über das südd. Gebiet zerstreut und schon durch ihre Verbreitung ihre nichtnordische Abstammung verrät. Sie ist zwar auch zweigliedrig, aber nicht nord., also eigentlich überhaupt keine blaue Form. Würde man sie außer acht lassen oder ihre FO rot darstellen, so wäre das rote Gebiet so einheitlich, daß man die blauen Fundstellen an den Fingern herzählen könnte. Erwägt man weiter, daß die Hallstattformen sich über Böhmen, Schlesien und Posen erstrecken, daß Nordwestdeutschland fast ganz frei bleibt, so wird bei verständnisvollem Beschauen einer solchen Karte auch dem Fernerstehenden klar werden, daß diese scharfen Abgrenzungen nicht auf Zufall beruhen können, und daß wir durch derartige Verarbeitung ausgedehnten Materials der Lösung schwierigster Aufgaben der Siedlungsarchäologie wenigstens näherkommen.

Der 5. Bericht behandelte die Latènefibeln (ZfEthn. 1911 S. 664—943 Beltz). Ist dieser Bericht zufällig auch vor dem über die Bronzezeitfibeln usw. erschienen, so schließen sich die Ergebnisse doch so unmittelbar an die des 6. Berichtes an, daß er hier unmöglich vor ihm behandelt werden konnte. Die Vorbereitungen zu dieser Veröffentlichung hatte noch Lissauer getroffen. Die Hauptarbeit mußte nach seinem Tode Beltz leisten. Im großen und ganzen wandeln alle Bearbeiter der Latènefibeln immer noch in den Spuren Otto Tischlers (Beiträge z. Anthr. u. Urg. Bayerns 4 [1881], Beitrag in A. Meyer *Gurina* 1885; Anthr. Korr.-Bl. 1885). Die wertvollsten Ergänzungen und Berichtigungen hat Reinecke geliefert (Mainzer Festschr. 1902; Anthr. Korr.-Bl. 1903; *AuhV* 5).

Die T. der Latènefibeln ist nicht weniger lehrreich als die der Bronze- und Hallstatt-Fibeln, wenn sie auch bei weitem nicht so übersichtlich ist wie diese und darum dem Nichtfachmann größere Schwierigkeiten bereiten muß. Dem aufmerksamen Beobachter kann aber die geringe Zahl der frühesten und frühen Latènefibeln in Norddeutschland nicht entgehen. An Maskenfibeln (s. Fibel A § 30) ist Beltz für ganz Norddeutschland nur eine einzige gemeldet worden, allerdings auch das interessanteste Stück mit voller Menschengestalt (Niederschönhausen bei Berlin). Auch Tierkopffibeln (ebd. § 31) sind ganz selten. Die Frühlatènefibel mit freiem Schlußstück tritt im sw. Brandenburg und im ö. Sachsen schon häufiger auf, ganz vereinzelt dringt sie bis nach Holstein vor. Ein flüchtiger Blick auf die Karte zeigt, daß das Ursprungsgebiet dieser frühen Formen weitab im S liegen muß; augenscheinlich ist die Frühlatènefibel in Oberitalien entstanden und hat sich in erster Linie aus der Certosafibel entwickelt, wenn auch andere Formen gewiß ebenfalls von Einfluß gewesen sind. Die Entstehung der Latène-Kultur, namentlich aber die Entstehung der Latènefibel, steht in engstem Zusammenhang mit dem Einbruch

der Kelten in Oberitalien (496 v. C.; s. a. Kelten A 2 § 1 f.).

§ 4. Diese Ausblicke allein zeigen wohl schon, wie notwendig es war, T. zu schaffen. Sie zeigen aber zugleich, wie unumgänglich notwendig es ist, die Arbeiten fortzuführen. Auf dem Anthropologenkongreß in Weimar (1912) hat Beltz mitgeteilt, daß die Kommission in Aussicht genommen habe, an die Bearbeitung der bisher arg vernachlässigten slavischen Typen (s. Slaven A) zu gehen. Diese Aufgabe durchzuführen, ist Ehrensache der Deutschen Anthropol. Gesellschaft. Sie muß dabei wirksam unterstützt werden von den einzelnen Forschern, aber auch von allen Stellen, denen die Förderung der deutschen Altertumskunde am Herzen liegt, also auch von den Behörden und allen, die in der Lage sind, die nötigen Mittel bereitzustellen.

Einen Teil dieser Aufgabe hat ja nun die „Arbeitsgemeinschaft zur Erforschung ost- und norddeutscher vor- und frühgeschichtlicher Wall- und Wehranlagen" (gegründet in Kiel am 12. 4. 1927 mit Unterstützung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft) übernommen. Im Verlauf der beiden ersten Jahre soll ein Verzeichnis sämtlicher Wehranlagen zwischen Elbe und Memel hergestellt werden. In der Folgezeit müssen die einzelnen Typen durch Untersuchung einer ganzen Reihe dieser Anlagen herausgearbeitet werden. Dann haben wir die Grundlage für eine T. der Wehranlagen.

Die Schwierigkeiten für die Fortführung der T. wird schwerlich jemand verkennen. In einer Zeit, wo in einzelnen Ländern und Provinzen bereits an die Durchführung der vorgesch. Landesaufnahme gegangen ist, muß damit gerechnet werden, daß ein ungleiches Bild entsteht, da die gründlich bearbeiteten Landschaften naturgemäß mehr Material zur Verfügung stellen. Dieser Mangel haftete jedoch auch den bisherigen T. an, ohne sonderlich zu stören.

Mit Lissauer und Beltz standen auch die rechten Männer am rechten Platze. Pflicht aller Sammlungen und Museen und der an ihnen arbeitenden Forscher ist es, den Bearbeitern der T. die mühe- und teilweise auch entsagungsvolle Arbeit zu erleichtern. Jeder benutzt sie gern und oft. Findet er Lücken und Irrtümer, oder kann er Ergänzungen bringen, so hat er die Pflicht, es bekanntzugeben, ohne dabei den Ton des Vorwurfes gegen den Bearbeiter anzuschlagen. Es ist wirklich nicht schwer, wenn man die etwa 3000 FO oder Fundstücke einer T. weidlich ausgenutzt hat, zwei, drei oder auch zehn Exemplare aufzutreiben, die dem Bearbeiter entweder nicht gemeldet wurden, oder die er noch gar nicht berücksichtigen konnte.

Beltz ist übrigens auch im Recht, wenn er meint, daß Almgrens *Studien über nordeuropäische Fibelformen der Kaiserzeit* (2. Aufl. 1923) noch für lange Zeit ausreichen werden, so daß es nicht nötig ist, an die Bearbeitung dieser Typen zu gehen. Weit über den engen Rahmen der RKZ hinaus hat Oscar Almgren mit seinem Buche der Vorgeschichtsforschung neue Wege gewiesen und die ganze jüngere Generation in so fruchtbarer Weise beeinflußt, wie es vor ihm nur Oskar Montelius und Sophus Müller möglich gewesen ist. Almgren hat seinem Werke keine T. beigegeben [wenige in der 2. Aufl.], dennoch enthält es das ganze Material für eine solche und ist so das Muster geworden für eine Reihe von Arbeiten, wie sie namentlich von der Kossinnaschen Schule veröffentlicht sind.

§ 5. Die größte Bedeutung und das Hauptverdienst der T. der Anthrop. Gesellschaft besteht wohl darin, daß sie auf die Gestaltung der wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich derjenigen auf siedlungsarch.-ethn. Gebiete, tiefgehenden Einfluß ausgeübt haben. Es muß dankbar anerkannt werden, daß Voß schon 1902 (s. § 1) die Entwicklung vorausgesehen und beabsichtigt hat. Heute erscheint kaum noch eine Arbeit, die sich mit der Verbreitung gewisser Typen beschäftigt, ohne daß eine übersichtliche Karte beigegeben würde. Eine Durchsicht der Bände des Mannus und der Mannusbibliothek allein beweist schon, wie stark diese Arbeitsweise in Aufnahme gekommen ist. Daß dabei auch für die von der Anthrop. Gesellschaft bearbeiteten Typen zahlreiche Ergänzungen gegeben werden konnten, ist recht wertvoll, kann hier aber leider im einzelnen nicht verzeichnet werden.

§ 6. Am ausgiebigsten hat wohl unter

den neueren Forschern Nils Åberg von den T. Gebrauch gemacht. Zur Veranschaulichung seiner Arbeitsweise seien hier nur drei seiner Abhandlungen herangezogen, von denen die erste sich mit einem engbegrenzten Bezirk, die zweite in ihrer Kartenübersicht mit Frankreich und England und die dritte mit dem ganzen nordischen Kulturkreis in Mitteleuropa befaßt.

1. *Kalmar Läns Stenålder* Kalmar 1913. Diesem Werke, das 56 Seiten Text umfaßt, sind nicht weniger als 9 Karten beigegeben. Bei der großen Zahl der Karten ist es dem Verf. möglich, für verschiedene Typen dasselbe Zeichen zu benutzen und so mit verhältnismäßig wenig Zeichen auszukommen. Am häufigsten wendet er rote Kügelchen (gefüllte Kreise) an, die sich in der Tat auch von der Karte (mit schwarzen Umrissen) am besten abheben (bestes Beispiel Tf. 9: *simpel skafthålsyxa*). Recht übersichtlich bleibt die Karte auch, wo neben den roten die schwarzen Kügelchen verwendet werden (Tf. 5 *Tunnackig yxa i flinta* [rot], *i sten* [schwarz]; Tf. 6 *Tjocknackig yxa i flinta* [rot], *i sten* [schwarz]). Für das Auge ist es leicht, sich nur auf die roten oder nur auf die schwarzen Zeichen einzustellen. Die Angabe beider auf einer Karte hat aber den Vorzug, daß man das Verhältnis beider mit einem Blick übersehen kann. Die Verwendung dieser beiden Farben (rot und schwarz) dürfte sich zur Veranschaulichung der Verbreitung zweier Typen auf einer Karte am meisten empfehlen. Schon nicht ganz so übersichtlich ist der Gebrauch roter Kügelchen (*ovaleggad trindyxa*), roter Kreise (*Lihultyxa*) und roter Kreuze (*Limhamnsyxa*) auf Tf. 2 oder die Verwendung von einfachen und durchstrichenen roten Kügelchen (*megalit-eggad trindyxa*; IIIa) und dgl. (*påverkad af den tunnackiga typen*; IIIb) auf Tf. 4. Immerhin läßt sich gegen den Gebrauch dieser Zeichen nichts einwenden, und auch die schon verwickeltere Veranschaulichung durch 5 Zeichen auf Tf. 8 (roter senkrechter Strich: *Båtyxa*; rotes Quadrat: *mångkantig yxa*; rotes gefülltes Dreieck: *facetterad yxa*; rotes liegendes Kreuz: *dubbeleggad yxa*; ebensolches mit Abschlußstrich oben und unten: *yxa af Fredgårdstyp*) ist berechtigt, wenn die Zahl der einzelnen Stücke einigermaßen eng begrenzt ist und keine Verwirrung entsteht, was auf Karte 8 nicht der Fall ist.

2. Schwieriger wird die Veranschaulichung der Typen eines großen Gebietes, wie in dem Buche *Studier öfver den yngre stenåldern i Norden och Västeuropa* Norrköpping 1912. Leicht ist bei der geringen Zahl die Darstellung der Bernsteinfunde in England (nach Abercromby) mit einfachen Zeichen (rot und schwarz). Aber auch bei der Angabe sieben verschiedener Typen und ihrer Verbreitung über ganz England und Frankreich kommt die Verwendung der beiden Farben sehr zustatten, und gerade durch sie wird die Zahl der Zeichen auf 5 beschränkt (neben Kügelchen und Kreisen ein rotes Kreuz, ein mit dem Scheitelpunkt nach oben gerichteter Winkel und ein rotes, durchstrichenes Kügelchen), so daß die Übersichtlichkeit der beiden Karten eine ganz erstaunliche Wirkung ausübt.

3. *Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit* Upsala und Leipzig 1918. Die ersten 7 Karten sind einfach schwarz gehalten. Soweit sie T. sind, beschäftigen sie sich mit Formen, die nicht allzu häufig vorkommen. So bleibt selbst Karte 1 mit ihren zahlreichen Gruppen der doppelschneidigen Streitaxt trotz der aus begreiflichen Gründen gewählten komplizierten Zeichen noch einigermaßen übersichtlich. Die Heranziehung der Schraffierung für Gebiete, in denen gewisse Formen ziemlich häufig, und der Doppelschraffierung für solche, in denen sie selten zahlreich vorkommen, ist gewiß ein gutes Mittel zur Veranschaulichung, das besser wirkt als die allzu große Häufung der Zeichen.

Die Karten 3—11 (Tf. 9 = Band IX Tf. 93) wählen wieder die Darstellung in zwei Farben mit möglichst einfachen Zeichen. Bei 8 ist zur Kennzeichnung der Gebiete, in denen dünnackige Feuersteinbeile von westeurop. und nord. Typus und wo dicknackige Feuersteinbeile vorkommen, die breite (rote oder schwarze) Schraffierung verwendet. Als Nachteil der Åbergschen Karten muß festgestellt werden, daß es zumeist nicht leicht ist, einen bestimmten FO fest anzugeben, was sowohl zur Orientierung wie zur Nachprüfung sehr

wünschenswert wäre. Die einzelnen Zeichen sind nicht, wie bei den Karten der Anthropologischen Gesellschaft, mit Ziffern versehen, was der Übersichtlichkeit zugute kommt. Vielleicht ist da doch die Benutzung von Auflageblättern der einzige, wenn auch etwas umständliche Ausweg. Der unbestrittene Vorzug der Åbergschen Karten besteht in der Verwendung verschiedener Farben und möglichst einfacher Zeichen.

Über die Auswertung der T. hat neuerdings Jacob-Friesen gearbeitet (s. § 1). Um der weiteren Ziele willen bezeichnet Jacob-Friesen die Arbeitsweise nicht mehr als kartographische, sondern als chorologische. Er unterscheidet mit Recht „regionale Typen" („die nur dem Geschmack eines engen Gebietes entsprechen") von „interregionalen" („weitverbreitete Formen, die dem Zeitgeschmack vieler aneinandergereihter Gebiete entsprechen"). Unter Berücksichtigung der Fundkarten auch von Tallgren, Déchelette, Kossinna, Píč, vor allem aber unter besonderer Würdigung der namentlich mit Hilfe der T. der Anthropologischen Gesellschaft herausgearbeiteten Fundkarten Wilkes behandelt Jacob-Friesen die Bedeutung der T. für unsere Anschauungen bezüglich des Handels (s. d. A), der Ideenausbreitung („Kulturwellen"), der Völkerausbreitung und der Chronologie. „Die Form mit dem kleinsten Verbreitungsgebiet wird in den meisten Fällen die älteste, die mit dem größten in der Regel die jüngste sein" (a. a. O. S. 186).

Wenn die Vorgeschichtswissenschaft dereinst auf Grund der überall durchgeführten vorgesch. Landesaufnahme über eine große Menge guter T. verfügen wird, dann werden sich aus „gleichzeitigen Formenkreisen" die „Kulturkreise" (s. d.) mit immer größerer Deutlichkeit zusammenschließen, und wir werden der Lösung ethnologischer Probleme natürlich ganz anders gegenüberstehen als heute. Albert Kiekebusch

Typologie (Typologische Methode) § 1. Die typol. Methode hat mit dazu beigetragen, die vorgesch. Archäologie zu einer Wissenschaft zu machen. Vorher hatte man die vorgesch. Altertümer ungefähr ebenso angesehen wie ein Sammler die Briefmarken seines Albums. Die neue Methode lehrte, in ihnen die Schrift zu lesen, die von dem Leben der Vorzeit, von den verschiedenen Völkern und ihren wechselseitigen Beziehungen, von ihren Siedlungsgebieten, ihren Wanderungen und Kriegszügen, ihrem friedlichen Verkehr und von der Entwicklung ihrer materiellen und geistigen Kultur erzählte. Die Altertümer sind Produkte menschlicher Arbeit und sind von einem lebendigen Willen gestaltet worden. Typologie bedeutet, das Leben wieder zu erwecken, das in ihnen erstarrt ist.

§ 2. Die ersten tastenden Versuche der typol. Methode fallen in die sechziger Jahre des 19. Jh., wo zwei engl. Forscher diese Methode bei der Ordnung gewisser Altertümer anwendeten. Ihre Arbeiten blieben indessen isolierte Erscheinungen, in der wissenschaftlichen Welt unbekannt und ohne Bedeutung für die Zukunft. Zielbewußt angewendet treffen wir die Typologie erst um das J. 1870 bei Oscar Montelius und Hans Hildebrand wieder, die, wie es scheint, unabhängig voneinander, aber beide unter dem Einfluß der zu jener Zeit viel diskutierten Entwicklungslehre stehend, das reiche vorgesch. Material Skandinaviens zu ordnen und die Typenserien verschiedener Gebiete in ihrem Verhältnis zueinander zu betrachten begannen. Ihre Ergebnisse wurden ein wichtiger Grundstein der modernen Forschung. Während aber Hildebrands Leistung auf dem Gebiete der vorgesch. Typologie stärkere Nachwirkung versagt blieb, da sein Interesse sich bald der mittelalterlichen Geschichtsschreibung zuwandte, verfolgte Montelius zielbewußt die Ideen und Eingebungen seiner Jugend weiter und wurde so der Begründer der modernen vorgesch. Forschung.

§ 3. Die Typologie ist die Anwendung des Darwinismus auf die Produkte der menschlichen Arbeit. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß der menschliche Wille an gewisse Gesetze gebunden sei, ähnlich denen, die für die Entwicklung in der organischen Welt Geltung haben. Die Altertümer entwickeln sich, als ob sie lebende Organismen wären, die einzelnen Gegenstände sind Individuen, eine Typenserie stellt die Entwicklung einer Art dar und eine Gruppe von Typenserien wiederum eine Entwicklung, die sich in verschiedene Arten verzweigt und eine Familie bildet.

Das ist, schematisch ausgedrückt, der Gedankengang, der in der Typologie zur Anwendung kommt.

§ 4. Von ihm ging Montelius aus, als er die Durcharbeitung des Materials der verschiedenen vorgesch. Per. begann. Die ersten und zugleich für den Außenstehenden am leichtesten zugänglichen Resultate erreichte die typol. Methode an dem Material der skand. BZ. Es zeigte sich, daß die große Masse der Äxte eine zusammenhängende Entwicklungsreihe bildete, die mit den Flachäxten aus Kupfer beginnt und von hier zur Rand-, Absatz- und Schaftlochaxt weitergeht (s. Axt A.) Eine ähnliche Aufteilung nahm man auch mit den Fibeln der nord. BZ vor, deren Entwicklung von den ältesten Typen, die noch keine oder nur kleine Spiralen an den Enden zeigen, zu solchen mit großen und gehämmerten Spiralen und schließlich zu den gewölbten, brillenähnlichen Fibeln der IV. und V. Per. Mont. führte (s. Fibel A).

§ 5. Indem auf diese Weise die T. auf immer größere Gebiete ausgedehnt und immer zahlreichere Gruppen von Altertümern in sie einbezogen wurden, bekamen die bis dahin toten Altertümer sozusagen Leben und wurden eine „Fauna" lebendiger Typen, die verschiedene Seiten des Lebens der Vorzeit abspiegelten und es so der Forschung ermöglichten, in dasselbe einzudringen. Je wechselnder und nuancierter ein Typus war, und je größere Entwicklungskraft er besaß, um so größer mußte seine Bedeutung für die Forschung werden. Bei gewissen Typen, die ausschließlich praktischen Charakter hatten, stockte die typol. Entwicklung, wenn die zweckmäßigste Form erreicht war; bei anderen dagegen, bei denen das künstlerische Moment die Hauptrolle spielte, konnte die Entwicklung mit großer Intensität während eines langen Zeitraumes dauern. Man kann an dem arch. Material oft beobachten, daß die typol. Entwicklungskraft in den verschiedenen Epochen zu- oder abnimmt. Mitunter geht die Entwicklung längere Zeit gleichförmig vor sich, mitunter erreicht sie während einer bestimmten Periode eine gesteigerte Intensität, und manchmal kann sie sich auf eine so kurze Zeit konzentrieren, daß sie einen sprunghaften Charakter annimmt und in gewissem Sinne den Mutationen der Biologie vergleichbar wird. Das letztere tritt vor allem ein, wenn ein Typus in ein neues Milieu versetzt wird, oder wenn die Entwicklung eine Renaissance erlebt. Beispiele für eine langsame und kontinuierliche Entwicklung sind der Übergang der Fibeln mit umgeschlagenem Fuß in die Armbrustfibeln des 5. Jh. n. C. oder der Übergang der Silberblechfibeln in die gegossenen Typen des 6. Jh. n. C. Typische Beispiele für arch. Mutationen sind der Übergang der C-Brakteaten in die Brakteaten der Wendelzeit oder der Übergang der Fibeln mit nach unten beißenden Tierköpfen in die Fibeln mit Bügelknopf. Die Mutation ist in diesem Fall verursacht durch die Einführung der Typen in ein neues Milieu, nämlich die Wendelkultur.

§ 6. Gleich den Arten und Familien der Biologie besitzen auch die arch. Typen oder Gruppen eine sehr wechselnde Lebensdauer: manche entstehen und verschwinden in derselben Per., andere leben fort und entwickeln sich während einer Folge von Jahrhunderten weiter. Ein charakteristisches Beispiel für eine Gruppe langlebiger Typen bilden die Fibeln. Die skand. Prachtfibeln der Wikingerzeit haben sich aus den Bügelknopffibeln des 7. Jh. n. C. entwickelt, diese sind ihrerseits aus den Fibeln des 6. Jh. n. C. entstanden, die die nach unten beißenden Tierköpfe zwischen Bügel und Fuß haben. Diese letztgenannten sind gleichzeitig mit den kreuzförmigen Fibeln, den Fibeln mit schmalem Tierkopffuß und Kopfplatte, denen mit schmalem Tierkopffuß und Armbrustkonstruktion, denen mit gleichmäßig breitem Fuß und Kopfplatte und anderen mehr. Alle diese sind insofern mit einander verwandt, als alle aus den gotischen Fibeln mit umgeschlagenem Fuß hergeleitet werden können. Diese letzteren lassen sich ihrerseits wahrscheinlich auf die in Südrußland fortlebenden Latènefibeln zurückführen (s. a. Südrußland D § 93). Die Latènefibeln gehen auf Typen der ältesten EZ zurück, diese wieder auf Typen der jüngeren BZ, und endlich diese auf Typen der älteren BZ. Das in Frage kommende arch. Material wird in einen einzigen großen Stammbaum eingeordnet. Wie die Stammbäume der Biologie auf die Ur-Organismen hinführen, so vermögen wir auch die Typen

und Gruppen der Vorgeschichte nach ihrem natürlichen Ursprung hin bis zum spontanen Schaffen zu verfolgen.

§ 7. Die Vergleiche zwischen den typol. und biologischen Gesetzen können noch weiter ausgedehnt werden und gelten dann auch noch für andere Verhältnisse als die eben berührten. Wie weit der Vergleich in den verschiedenen Fällen getrieben werden darf, ist meistens leicht einzusehen, und wir können uns deshalb auf kurze schematische Andeutungen beschränken, ohne auf die Frage der Grenzen dieser Vergleichungen einzugehen, und ohne eine Menge von Ausnahmen heranzuziehen, deren jede ihre eigene Erklärung fordert.

§ 8. In der Biologie gilt das Gesetz, daß ein Körperteil, ein Organ oder eine Eigenschaft, die während des Ganges der Entwicklung außer Funktion gesetzt wird, allmählich verkümmert und rudimentär wird, um schließlich ganz zu verschwinden. Entsprechungen zu diesem Gesetz sind unter den Typenserien des vorgesch. Materials so außerordentlich häufig und so wohlbekannt, daß wir sie hier nur mit ein paar Beispielen zu beleuchten brauchen. Als die Lappenäxte der BZ in die Tüllenäxte übergingen, verschwanden die Schaftlappen nicht spurlos, sondern behaupteten sich einige Zeit rudimentär in der Ornamentik weiter (vgl. Band IX Tf. 118 g). Als die Dolchklinge, die man in einen mit Riemen umwundenen Holzschaft gesteckt hatte, durch den Bronzedolch ersetzt wurde, bei dem Klinge und Schaft aus einem Stück gegossen waren, hielt man zunächst noch an der ursprünglichen Form fest und gab die Riemen in Bronze ornamental wieder (vgl. Band XI Tf. 137 d—f).

§ 9. Die Altertümer zeigen weiter, wie die lebendigen Organismen, oft die Tendenz, im Laufe der Entwicklung an Größe zuzunehmen. Wie in der Natur ist Vergrößerung meistens von der Zweckmäßigkeit bedingt, tritt also am seltensten bei den für praktischen Gebrauch bestimmten Gegenständen hervor, ist dagegen bei Schmucksachen weniger beschränkt. Eine Axt, eine Speerspitze oder ein Schwert machte man nicht größer, als die Zweckmäßigkeit verlangte, dagegen konnten Fibeln, Nadeln, Halsringe oder gewisse andere Schmuckgegenstände ganz unabhängig von praktischer Zweckdienlichkeit an Größe zunehmen, bis der Geschmack der massigen und monströsen Formen schließlich überdrüssig wurde. In den verschiedenen Zeitstufen — von der BZ bis zur Wikingerzeit — wiederholt sich einmal nach dem andern dieselbe Erscheinung: Die Typen nehmen im Laufe der Entwicklung an Größe zu, wobei der Gipfel der Entwicklung und die beginnende Degeneration von den größten Formen repräsentiert werden. Auch diese monströsen Gebilde sind ein Ausdruck für den unbegrenzten Trieb alles Lebendigen nach Expansion und den Riesentieren der geol. Per. vergleichbar.

§ 10. Die Analogien zwischen den Typenserien des vorgesch. Materials und der Entwicklung der lebenden Organismen haben zwar nur theoretisches Interesse, beleuchten aber doch den Charakter der Typologie. Die T. ist demnach nicht ein mechanisches Aufteilen und Etikettieren des Materials, sondern das Feststellen einer lebendigen Entwicklung. Sie ist nicht Ziel der Forschung, wohl aber ein Mittel, gewisse Seiten des Lebens vergangener Zeiten zu beleuchten. Je mehr die T. vom Leben, von der Eigenart eines Volkes oder Kulturkreises zu fassen vermag, um so wertvoller werden die Schlußfolgerungen. Die Entwicklung eines Typus kann in gewissen Fällen durch so einfache und natürliche Voraussetzungen bedingt sein, daß sie spontan auf verschiedenen Gebieten vor sich gehen kann. Wenn dagegen die Entwicklung ein komplizierteres Bild zeigt und mehrere voneinander verschiedene Momente dabei mitgespielt haben, wenn nicht allein die reine Zweckmäßigkeit, sondern auch der künstlerische Geschmack bestimmend war und Einflüsse aus verschiedenen Richtungen her sich geltend machten, wächst die Wahrscheinlichkeit, daß die betreffende Entwicklung nicht auf verschiedenen Gebieten oder zu verschiedenen Zeiten vor sich ging, sondern daß sie an ein bestimmtes Milieu gebunden und also für ein bestimmtes Kulturgebiet charakteristisch ist.

§ 11. Nicht alle typol. Analysen haben also gleichen Wert. Gewisse Entwicklungen sind, wie gesagt, so natürlich und einfach, daß sie auf verschiedenen Gebieten spontan vor sich gingen und sich zu verschiedenen Zeiten wiederholten. Die einen erstrecken sich auf große Kulturgebiete, z. B. auf das

germ. oder kelt., andere sind auf Skandinavien, das mittlere Schweden, Gotland, eine kleine Zahl von Gemeinden oder die Produktion eines einzigen Künstlers oder Handwerkers beschränkt. Die Schlüsse, die aus dem arch. Material gezogen werden können, haben also eine sehr wechselnde Tragweite und Bedeutung. Mitunter findet man Erscheinungen von anscheinend recht kompliziertem Charakter auf verschiedenen Kulturgebieten wieder, mitunter ist ein kleines Detail der Dekoration hinreichend, zwei Kulturen zu unterscheiden.

§ 12. Ein bestimmter vorgesch. Typus braucht also nicht immer für das Gebiet charakteristisch zu sein, auf dem er sich entwickelt. Ist dies aber der Fall, und je zahlreicher die vorgesch. Typen sind, deren Entwicklung auf diese Weise in einem bestimmten Gebiet lokalisiert werden können, um so deutlicher tritt dieses letztere hervor, und um so deutlicher werden uns das Leben und die Eigenart der betreffenden Kultur lebendig. Indem wir zugleich die aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadien der verschiedenen Typen vergleichen, indem wir bestimmen, was älter und was jünger ist, können wir nun die betreffende Kultur innerhalb des Ablaufes der aufeinanderfolgenden Zeitperioden festlegen. Die eigentliche Aufgabe der T. ist also, die Altertümer nach Zeit und Raum zu bestimmen. Die unmittelbaren Resultate einer typol. Analyse sind freilich an und für sich recht uninteressant; ob eine Formveränderung in der oder jener Richtung vor sich geht, ob eine Linie sich nach dieser oder jener Seite krümmt, hat an sich wenig Interesse. Wenn aber derartige Veränderungen des vorgesch. Materiales in bestimmten Gebieten lokalisiert und zeitlich fixiert werden können, haben wir es nicht mehr mit toten Überresten zu tun, sondern mit lebendigen Kulturen, deren Entwicklung in der Zeit verfolgt und deren gegenseitige Beziehungen überblickt werden können. Es läßt sich nun beobachten, wie eine Kultur sich ausbreitet oder zurückgedrängt wird, unter welchen Verhältnissen sie sich entwickelt, was ihre eigenen Schöpfungen, was entlehnt, was kriegerischen Unternehmungen oder Handelsverbindungen und friedlicher Kulturbeeinflussung zuzuschreiben ist. Die Methode der T. ist analytisch, ihr Ziel synthetisch.

§ 13. Die Frage nach dem Wesen der T. ist damit beantwortet. Wir wollen sie aber auch von einer anderen Seite zu beleuchten versuchen. Während des heroischen Zeitalters der vorgesch. Forschung, als die ersten Grundlagen geschaffen wurden, stellte man lange Typenserien auf, deren Entwicklung sich über Jahrhunderte erstreckte. Diese Zeit liegt hinter uns, zum mindesten für jene Gebiete, auf die sich die Tätigkeit von Montelius erstreckte. Die T. hat mehr und mehr die großen Serien-Untersuchungen aufgegeben und ist auf Details ausgegangen. Für einen Außenstehenden ist allerdings die T. noch immer ein Bilden von Serien, also von A zu B — C — D — E — F usw. Aber auch eine Entwicklung, die nur ein Glied durchläuft (A — B) gehört zur T., und die Entwicklung braucht nicht ausschließlich eine Veränderung der Form des Gegenstandes in sich zu schließen, sondern kann sich auch auf eine solche in der Ornamentik beziehen, und sie braucht nicht nur spontan zu sein, also aus eigener Kraft vor sich zu gehen, sondern sie kann auch die Folge von außerhalb liegenden Einflüssen sein. Also: eine jede gesetzmäßige Veränderung, sie sei auch noch so klein, die in der Formengebung oder Ornamentik eines vorgesch. Typus stattfindet, gehört unter den Begriff Typologie.

§ 14. Diese gesetzmäßigen Veränderungen, die die T. zu fixieren sucht, was bedeuten sie? Ein vorgesch. Fundstück ist ein toter Gegenstand und entwickelt sich nicht; was sich verändert und entwickelt, ist der Wille des Erzeugers. T. bedeutet also, die gesetzmäßige Entwicklung dieses Willens, der in den gradweisen Veränderungen des vorgesch. Materials hervortritt, zu erforschen. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß T. nicht das tote Material ist, sondern der lebendige Wille. Aber eine derartige Methode, die von der Wirkung auf die Ursache zurückgreift, die einen Willen in den Produkten seiner Arbeit studiert, ist nicht speziell für die vorgesch. T. charakteristisch, sondern hat auf verschiedenen Gebieten menschlicher Denktätigkeit ihre Parallelen. Ein Historiker z. B., der auf Grund einer Menge von Fakten, einer Folge von einzelnen

Geschehnissen, von Jahreszahlen, Schlachten, Traktaten, auf Grund eines Wirrwarrs von Kräften, die nach verschiedenen Richtungen strebten, sich zu dem Gesetzmäßigen in der Entwicklung hindurcharbeitet, also zu dem Willen — er sei nun der eines Volkes oder eines einzelnen Mannes —, der in dem Wirrwarr vorwärtsgeht, — er ist auf seinem Gebiete das, was man in der Archäologie einen Typologen nennt. Ein Psychologe, der die Phantasien der Geisteskranken oder die flatternden und fessellosen Bilder der Träume studiert, er weiß, daß nichts ohne Ursache entsteht, und sucht eine Ursachenkette für das anscheinend Sinnlose, d. h. er versucht den Willen zu erkennen, der, krank oder gesund, verworren oder klar, sich auf die betreffende Weise manifestiert. Er ist also auch auf seinem Gebiete ein Typolog, denn er studiert einen lebendigen Willen in den Produkten seiner Tätigkeit. Ähnliches gilt natürlich auch von dem Forscher, der die Naturkräfte erkennt, indem er ihre verschiedenen Äußerungen studiert.

Es gibt also keine chinesische Mauer, die die vorgesch. T. von anderen Arten der Denktätigkeit trennt, denn alle Forschung ist auf dem Gesetz von Ursache und Wirkung aufgebaut. Aber wenn wir auch auf diese Weise den Begriff T. erweitern und seinen Rahmen sprengen, so daß er in das Unendliche verfließt, so ist damit nicht die Berechtigung gegeben, die sehr individuellen Besonderheiten der vorgesch. T. zu leugnen und sie nur als eine leere, nichtssagende Benennung zu betrachten.

§ 15. Die typol. Methode hat während ihrer Entwicklung sich viele Anhänger und viele Widersacher erworben. Durch die Popularisierung der vorgesch. Archäologie sind viele Laien interessierte Archäologen geworden, haben Ausgrabungen und Untersuchungen vorgenommen und sich mit T. zu schaffen gemacht. Da vieles von dem, was als T. ausgegeben wurde, diesen Namen nicht verdient, ist dadurch in dem bunten Durcheinander von Fachleuten und Laien, die sich um den gedeckten Tisch der jungen Wissenschaft drängten, oft eine nicht geringe Verwirrung entstanden, und mancher hat sich gegen eine Methode, die zu so vielen Mißgriffen Anlaß gab, recht skeptisch gestellt.

Einer der gewöhnlichsten Fehler, die gegen den Sinn der T. gemacht werden, besteht darin, aus äußerer Gleichheit auf typol. Zusammenhang zu schließen. Die Beispiele dafür sind unzählbar und beschränken sich nicht nur auf den Kreis der Laien, denn selbst die geschicktesten Forscher haben Fehlschlüssen dieser Art nicht immer entgehen können.

Man fragt sich da, wie ein Außenstehender es lernen könne, zwischen falscher und echter T. zu unterscheiden. Hierauf muß geantwortet werden, daß in der Regel dies für ihn unmöglich ist. Die typol. Methode ist nämlich, strenggenommen, gar keine Methode und kann nicht wie eine Schulaufgabe erlernt werden, sondern ist vielmehr mit einem künstlerischen Einfühlen zu vergleichen. Der Typolog arbeitet nicht so sehr mit seiner Intelligenz wie mit seinem Instinkt. Er genießt das Rhythmische einer Entwicklung wie ein Musiker Musik genießt, und er reagiert auf falsche T. wie der letztere auf einen falschen Ton. Das ist keine wissenschaftliche Methode und kann nicht gelehrt werden. Aber dasselbe gilt auch von anderen Wissenschaften. Alle wissenschaftliche Denktätigkeit höherer Art, die von der Analyse zur Synthese fortschreitet, ist nicht Wissenschaft, sondern Kunst. Eine komplizierte typol. Analyse kann in der Zeit, da sie entsteht, nicht bewiesen, nur gefühlt werden. Erst wenn das Material sich häuft und es sich zeigt, daß es sich sozusagen von selbst gruppiert, so daß die Details auf ihre bestimmten Plätze kommen, erst dann beginnen die Beweise nach und nach hervorzutreten. Daher muß der Außenstehende, in Anbetracht der zahlreichen Mißgriffe, sich gegenüber der Arbeit der T. abwartend verhalten, bis das Material sich schließlich soweit angehäuft hat, daß es beweist oder widerlegt.

Wenn es also nicht möglich ist, von einer so unklaren und fließenden Methode eine klare Beschreibung zu geben, so können wir trotzdem mit einigen Beispielen andeuten, wie der Typologe arbeitet. In gewissen Fällen könnte vielleicht eine typol. Analyse durch eine rein gedankliche Konstruktion gemacht werden, ohne daß man sich direkt auf das ganze in Betracht kommende Material stützt. Der Forscher kann sich

ausdenken, was das Einfachste und Natürlichste sei, und was das Komplizierteste, und zwischen diesen beiden entgegengesetzten Punkten kann er dann eine typol. Brücke schlagen. Aber ob eine derart geschaffene Typenserie richtig ist, hängt nicht von der Methode ab, sondern von der eigenen Fähigkeit des betreffenden Forschers.

§ 16. Von komplizierterer Natur ist das folgende Beispiel, das vielleicht nicht so sehr für die heutige Archäologen-Generation gilt, sondern — möchte ich vermuten — mehr für die Zeit der großen Bahnbrecher. Der Forscher hat ein reiches Material vor sich, das eine Menge einzelner Altertümer und geschlossener Funde umfaßt. Es bildet noch ein Chaos, und der Forscher weiß nicht viel mehr, als daß es der BZ angehört. Doch mit diesem Material hat er sich jahrelang beschäftigt: er hat gesehen, wie es sich allmählich im Museum anhäufte, er hat es katalogisiert und abgebildet und ist vertraut mit den kleinsten Details. Er bemerkt, daß gewisse Kombinationen in den Funden beständig wiederkehren, aber noch hat er keine klare Vorstellung davon, was dies bedeutet, denn das Ganze ist, wie gesagt, noch ein Chaos. Aber auf diese Weise sammeln sich allmählich Beobachtungen in seiner Erinnerung an, und hier beginnt nun ein unbewußter Organisations-Prozeß, den man gewöhnlich als ein Verschmelzen der Materials charakterisiert. Und wenn dieser Prozeß seine Vollendung erreicht hat, kann die Organisation mit einem Schlage im Bewußtsein aufsteigen, und das, was zuerst sichtbar wird, wie Felsenspitzen, die aus dem Nebel hervortreten, sind die mehr oder minder fragmentarischen Glieder von typol. Serien. Es kann eine Nebensächlichkeit sein, die den zündenden Funken bringt, den Tropfen, der den Becher überfließen macht: ein neu eingelieferter Fund oder ein anderer Zufall, der hier nun in gewissem Sinne die Rolle von Newtons bekanntem Apfel übernimmt. Aber eine Idee, die auf diese Weise aufgetaucht ist, ist nicht eine zufällige Grille, sondern das Ergebnis langer und emsiger Arbeit, sie ist nicht das Resultat einzelner Detailbeobachtungen, sondern eine Konzentration aller Details, der ganzen Beweiskraft des Materials. Der Forscher sieht dabei vielleicht unmittelbar ein, daß seine Idee richtig ist; die Details beginnen sich von selbst zu ordnen, ohne daß er sie anzurühren braucht, die Idee breitet sich wie ein Lauffeuer über immer größere Gebiete aus, und er hat ihr nur nachzufolgen und achtzugeben, wie die Organisation durchs Chaos weiterschreitet. Aber beweisen, so, daß andere es verstehen, das kann er nicht, denn das Ganze ist noch zu konzentriert. Er muß daher von neuem zum Material zurückkehren und bewußt das noch einmal tun, was er vorher intuitiv getan hat. Das kann ihn jahrelange Arbeit kosten, vielleicht geht sein ganzes noch übriges Leben darin auf, um bindend zu beweisen, was er selbst im Laufe einiger Sekunden erfahren hat.

Die gewöhnlichste Form der typol. Arbeit geht jedoch nicht, wie das eben genannte Beispiel, von einem chaotischen Material aus, sondern hat schon eine feste Grundlage — Perioden und Typenserien —, auf der sie weiterbauen kann. Und wenn ein Forscher unter solchen Umständen ein bestimmtes Material zu gestalten hat, kann er sich in vielen Fällen methodisch weiterarbeiten, Zoll für Zoll. Der Umfang des Materials erlaubt ihm, ohne größere Kraftanstrengung das Ganze zu überblicken. Er vergleicht geschlossene Fundkombinationen und einzelne Typen, dreht und wendet, probiert und paßt an, bis er allmählich die verschiedenen Details auf ihre richtigen Plätze bekommt. Die Resultate seiner Arbeit sind oft sicher und leicht zu überblicken und zu kontrollieren. Aber diese Methode kann nicht bei einem großen Material in chaotischem Zustand angewandt werden, sondern ist mehr einer Wiederherstellungs- und Planierungsarbeit auf einem schon gebahnten Wege zu vergleichen.

§ 17. Gegen die Anwendbarkeit der typol. Methode wird oft der Einwand erhoben, daß die Methode wohl bei vorgesch. Kulturen, und hier besonders bei den germ., anwendbar sei und gute Resultate geben könne, daß sie aber für die klassischen Kulturen oder die aus neuerer Zeit keine Geltung habe. Der Einwand ist aus gewissen Gesichtspunkten heraus berechtigt und verdient eine genauere Prüfung.

In der Kultur neuerer Zeit zeigen sich gewisse Ansätze zur Entwicklung von

Typenserien. So hat Montelius beispielsweise auf den typol. Zusammenhang der Eisenbahnwaggons mit den Postkutschen hingewiesen. Die ältesten Eisenbahnwagen erhielten die halbrunde Form der letzteren, und die halbrunde Form wurde dann als eine leere Dekoration beibehalten, ein typol. Rudiment rings um die Fenster der Abteile erster Klasse. Dazu kann eine Menge anderer Beispiele angeführt werden: Stearinkerzen werden zu elektrischen Lampen mit weißen Porzellanmanschetten, Knopflöcher, die nicht gebraucht werden, verkümmern zu einem zwecklosen Knopf und einer kleinen Seidenstickerei, dort angebracht, wo früher der Schlitz war, Sporen verwandeln sich im Salon zu einem schmalen Silberreifen um den Stiefelabsatz, mit oder ohne Spitze in der Mitte usw. Derartige Entwicklungen sind also moderne Entsprechungen zu den arch. Typenserien, aber sie entbehren der alten Kraft, sind nur schattenhafte Reste dessen, was einst war. Die rastlos wirkende Kraft, die von Veränderung zu neuer Veränderung führte, die langen Typenserien, die sich durch Jahrhunderte erstreckten, diese verschwinden in einer höheren Kultur. Das ist auch natürlich. Ein primitiver Wille hat ein begrenztes Wirkungsfeld und kann zäh an seinen Kleinigkeiten festhalten, aber je komplizierter das Leben wird, auf um so größere Gebiete greift der Wille aus, um so mehr zersplittert er sich, und um so geringeres Interesse schenkt man jedem einzelnen Detail. Es wäre auch ein grotesker Gedanke, daß unsere schillernde und gehetzte Kultur imstande sein sollte, ihr Interesse auf lange Typenserien zu konzentrieren, die denen der BZ entsprechen könnten. Dazu hat man nicht Zeit, und man kann es sich nicht leisten, so viel Willen an einem Punkte zu opfern. Daß die langen Typenserien verschwinden, ist also eine natürliche Sache.

§ 18. Aber die Eigenart der typol. Methode bestand, wie oben ausgeführt wurde, nicht darin, lange Typenserien aufzustellen, sondern das Leben in den Produkten seiner Arbeit zu studieren, und die Methode ist also auch auf höhere Kulturen anwendbar. Ein einfacher und primitiver Wille kann sich in langen Typenserien zum Ausdruck bringen, aber ein vielseitig wechselnder und komplizierter schafft sich in den Produkten seiner Arbeit einen ebenso komplizierten Ausdruck [s. aber zu dieser Auffassung z. B. den Artikel „Primitives Denken"]. Was vorher eine einfache Typenserie war, zerfließt nun in ein Wirrwarr von Details. Diese Details zu sammeln, so daß sie ein Bild des Willens, der in ihnen gewirkt, geben, das ist „moderne" Typologie. Moderne T. im Gegensatz zu vorgesch. oder primitiver besteht also nicht darin, gleich der letztgenannten Typenserien aufzustellen, sondern anstatt dessen etwa die Entwicklung vom romanischen Stil zum frühgotischen und zum „flamboyant" zu verfolgen, von Michelangelo zum Barock und von diesem zum Rokoko usw. Die Methode ist dieselbe wie früher, aber das Material ist unendlich komplizierter geworden. Es ist nicht mehr die Veränderung eines einzelnen Ornamentes oder eines anderen Details, die die Entwicklung charakterisiert, sondern es ist die Summierung oder, wenn man es so ausdrücken will, die mittlere Proportionale der Veränderungen einer Menge von verschiedenen Details. Und der Forscher, der der Entwicklung nachgeht, kann also diese nicht in Typenserien demonstrieren, kann sie nicht einmal immer mit seinem gewöhnlichen Wortschatz beschreiben, sondern muß oft zu den blumenreichen Bildern der künstlerischen Sprache greifen. Ein Kunsthistoriker z. B., der die Entwicklung von einer Schule zur andern schildern soll, vermag diese nicht in ein paar Kurven oder Skizzen auf einem Blatt Papier wiederzugeben, ja, vermag nicht einmal seine Beschreibung in klarer und trockener Prosa zu halten, sondern das Ganze wird oft eine Art Lyrik. Die Entwicklung ist zu schillernd und wechselnd, um in gewöhnliche Worte eingefangen zu werden, und kann nur in die leichten und luftigen Schleier der poetischen Sprache gehüllt werden. Das ist moderne Typologie. Dieselbe dehnbare und vage Methode wie früher, aber ein unendlich komplizierteres Material, mit dem man zu arbeiten hat. Wie bekannt, kann auch in der Kunstgeschichte unter den Blumen sich viel Humbug bergen, und der Außenstehende steht vor der Lyrik des Kunsthistorikers oft ebenso verwirrt wie vor der augenscheinlich etwas nüchteren Arbeit des Typologen. Er begehrt Beweise, trockene, sachliche Be-

weise, die er mit den Händen greifen kann. Die Beweise können indessen nur darin bestehen, daß man das Material so gruppiert und beschreibt, daß es dem Außenstehenden leichter gemacht wird, sich in dasselbe einzuleben, und er selbst zu fühlen bekommt, wie der Puls der lebendigen Entwicklung schlägt. Erst dann ist er zu den Beweisen vorgedrungen.

§ 19. Wenn also die stark begrenzte Anwendbarkeit der „vorgesch. T." auf höhere Kulturen erklärlich ist, so bleibt doch noch übrig, etwas genauer darzulegen, warum ihre Anwendbarkeit auf verschiedene primitive Kulturen, die im großen ganzen sich auf demselben Entwicklungsstadium befinden, so außerordentlich wechselt. Hier tritt uns ein anderes Phänomen entgegen, das oft mit dem Volkscharakter zusammenhängt. So hat Montelius andeutungsweise betont, daß die Verschiedenheit der typol. Entwicklungskraft in Europa und im Orient Verschiedenheiten der europäischen und orientalischen Psyche abspiegelt. Aber auch in Europa selbst treten ähnliche Erscheinungen auf. Vorgesch. Typen, deren Entwicklung in Mitteleuropa und Skandinavien mit großer Intensität vor sich geht, erstarren gleichsam, wenn sie in ostbaltisches Gebiet eingeführt werden, und leben da jahrhundertelang ohne größere Veränderungen weiter. Auch diese Erscheinungen haben wahrscheinlich ihre Wurzel im Volkscharakter.

Es ist indessen eine äußerst heikle Sache, aus den Nuancierungen des vorgesch. Materiales Verschiedenheiten des allgemeinen Charakters der einzelnen Völker und Kulturen herauslesen zu wollen, denn dabei spielen eine Menge anderer Momente mit. So beobachten wir innerhalb ein und derselben Völker- oder Kulturgruppe, beispielsweise innerhalb der germ., wie der Brennpunkt der typol. Entwicklung in verschiedenen Zeiten sich auf verschiedene Gebiete verschieben kann. Darin spiegeln sich keine Änderungen des Volkscharakters, sondern die Ursachen sind deutlich anderer Art. Sie hängen vielleicht mit der Verlegung von Handelsstraßen, mit Krieg und Eroberung, mit einem Wechsel der benachbarten Kulturen und anderen mehr oder minder materiellen Beziehungen zusammen. Die T. steht also hier vor Aufgaben, die große Bedeutung haben können, die aber dabei von sehr komplizierter und schwer bestimmbarer Natur sind.

Wie aus den obigen Ausführungen hervorgeht, verlangen die langen Typenserien eine primitive Kultur. Sie verlangen indessen auch einen lebenskräftigen und tatenfrohen Willen, der nach Veränderung und Expansion drängt, der dabei aber konsequent und von einer gewissen Massivität und Trägheit ist, die aufhaltend wirkt und nur zögernd, Zoll für Zoll, den Kontakt nach rückwärts preisgibt. Also: ein starker, tatkräftiger und expansionslüsterner Wille im Verein mit einem gewissen Konservativismus, einer gewissen Trägheit und Hartnäckigkeit geben zusammen ein gutes Material für den Typologen ab. Derartige Eigenschaften zeichnen stärker die germ. Völker als die Südländer mit ihrem wechselnden, leichten und spielenden Temperament aus, und deshalb ist die T. mehr in dem primitiven Germanien zu Hause als in dem primitiven Süden.

§ 20. Ein typischer Ausdruck für die Germanen der Völkerwanderungszeit ist die Tierornamentik. An den Gegenständen, die sie verziert, breitet sie sich aus wie die Wasserpest in einem Teiche. Sie bildet gleichsam eine gärende Masse, die in einer langsamen, aber ununterbrochenen Veränderung begriffen ist, nie Gleichgewicht und Ruhe erreicht und nur in ständiger Veränderung Befriedigung findet. Diese Tierornamentik ist ein Ausdruck für den Willen des primitiven Germaniens, für das unbändige Wikinger-Naturell, das viel kann, aber noch mehr will. Und dieser Wille verhält sich zu dem Klassischen wie die Dionysios-Orgien zu Apollo (dieser Vergleich enthält keine Bewertung). Das Klassische ist eine gesättigte Kultur, die vom Leben gelernt hat, wieviel es zu geben imstande ist, und daher nicht zuviel verlangt. Das rastlose Suchen, der verzehrende Hunger nach Mehr hat einer gewissen Zurückhaltung, einer erhabenen Ruhe, einem Gleichgewicht der Seele Platz gemacht. Eine solche seelische Stimmung spiegelt die klassische Ornamentik wieder, mit ihren ewigen Motiven, die entstehen, sich eine Zeitlang entwickeln, verschwinden und wieder in der ursprünglichen Form auftauchen. Es ist eine beständige Wiederholung, ein beständiges Wiederkommen, ein

rhythmischer Wogengang, der von Gleichgewicht und Ruhe zeugt [s. aber Primitive Kultur § 3]. Aber ein derartiger Wille gibt ein schlechtes Material für die Typologen ab. Vor dem Klassischen fühlt sich die „vorgesch. T." unsicher und schwankend.

John Evans *The coins of the ancient Britons* 1864; Lane Fox *Primitive warfare* The Journal of the R. United Service Institution 1867—69; Hans Hildebrand *Bidrag till spännets historia* Ant. Tidskr. 4 (1872—80); ders. *De förhistoriska folken i Europa* 1873—80; Oscar Montelius *Sur les époques de l'âge du bronze en Suède* Congr. intern. préh. à Bologne 1871 (1873); *Om den nordiska bronsåldern ornamentik och dess betydelse för frågan om periodens indelning* Månadsblad 1881; ders. *Spännen från bronsåldern och ur dem närmast utvecklade former. Typologisk studie* Ant. Tidskr. 6 (1882); ders. *Den förhistoriska fornforskarens metod och material* ebd. 8 (1884); ders. *Om tidsbestämning inom bronsåldern med särskildt afseende på Skandinavien* K. Vitt. Akad. Handlingar 30 (1885); ders. *Öfversigt öfver den nordiska forntidens perioder, intill kristendomens införande* Sv. Fornm. Tidskr. 8 (1892); ders. *De förhistoriska perioderna i Skandinavien* Månadsblad 22 (1893); ders. *Typologien eller utvecklingsläran, tillämpad på det menskliga arbetet* Sv. Fornm. Tidskr. 10 (1899); ders. *Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. I. Die Methode* 1903. Nils Åberg

Tyrannis. T. ist ein den alt-griechischen Staatswesen entlehnter Begriff, wobei es sich um Diktatoren handelt, die sich nicht auf die Aristokratie stützen, sondern auf andere Volksteile. Dadurch unterscheidet sich die T. von der Despotie (s. d.). Letztere gründet sich auf die Adelsherrschaft, aus der sie im Wettstreit unter den aristokratischen Familien hervorgegangen zu sein pflegt.

Auch bei Naturvölkern finden wir, namentlich in Ost- und Westafrika, wo es dank der Überlagerung durch verschiedene Völkerschaften und dem starken Hervortreten bald wirtschaftlicher, bald kriegerischer Faktoren öfter zu erheblichen Staatsgründungen gekommen ist, Persönlichkeiten, die, ohne den legitimen adligen Schichten anzugehören, zu ausgedehnter politischer Gewalt gelangt sind. Ausführlicheres s. unter Auszeichnung, Eigentum A, Politische Entwicklung, Soziale Entwicklung, Staat.

Thurnwald

Tyras s. Südrußland D § 5.

Tyrrhener s. Etrusker.

Tyrrhenische Stufe s. Diluvialgeologie § 9.

Tyrus (Tf. 104b).

§ 1. Sagenhafte Überlieferungen. — § 2—5. Geschichtliche Nachrichten (§ 2. Amarna-Briefe. — § 3. Äg. Denkmäler. — § 4—5. Assyr.-babyl. Berichte; das AT). — § 6. Der Ort *ušu* auf dem Festlande. — § 7. Der heutige Ort; arch. Forschungen.

§ 1. Von jeher hat T. als eine der ältesten Städte gegolten und deshalb Sidon (s. d.) den Vorrang streitig gemacht. Herodot, der sie um 450 v. C. besuchte, erfuhr dort von den Priestern des Herakles- (= Melqart-) Tempels, daß Stadt und Tempel im Jahre 2750 v. C. gegründet worden seien (II 44). Nach Sanchuniathon (bei Eusebius, praep. evang. I 9f.) soll Οὐσῶος zuerst auf einem Baumstamm über das Meer zur Insel von T. gefahren sein, sein Bruder Σαμημρούμος in T. Hütten aus Rohr erbaut haben (vgl. dazu F. Hommel *Ethnologie und Geographie des alten Orients* 1926 S. 166). Hier war die Göttin Astarte geboren (Cicero, de nat. deorum III 23), Melqart, der Erbauer der Stadt, gestorben und begraben (Clement. Recogn. X 24). Hier hatte sich Isis auf der Flucht zehn Jahre lang aufgehalten (Epiphanius Ancor. 104, 11). Agenor, der Vater des Kadmus und der Europa, soll T. gegründet haben (Herodot II 49; IV 45 u. a.). Nach anderen Nachrichten wurde T. ein Jahr vor der Eroberung Trojas (Justinus XVIII 3, 2) oder 240 J. vor dem Tempel in Jerusalem gegründet (Josephus antt. VIII 3). Als Gründer wird von Philistos (bei Eusebius, chron. II 50 ed. Schoene) Azoros oder Zoros genannt. Über die Herkunft der Siedler war man auch verschiedener Meinung (s. Phönikien § 3). In diesen Legenden, die z. T. aus T. selbst herrühren können, mag einiges Richtige überliefert worden sein, vor allem die Tatsache, daß T. nicht erst von Sidon aus besiedelt worden ist. Geschichtlich zuverlässige Nachrichten bieten aber erst die Amarna-Briefe, die äg. und assyr.-babyl. Inschriften und das AT.

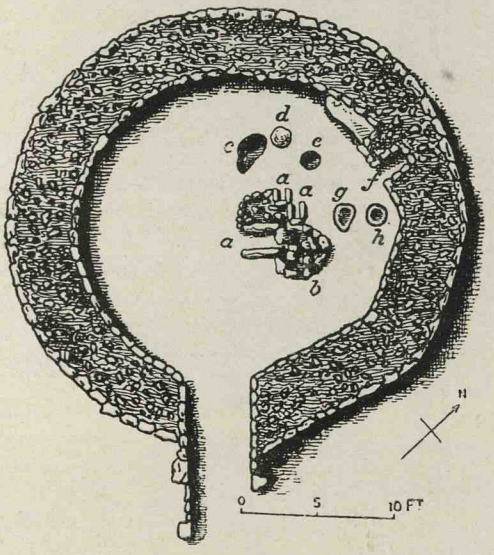
F. C. Movers *Die Phönizier* II 1 (1849) S. 118ff.

§ 2. Thutmosis III. erwähnt in seinen Annalen T. nicht, obwohl er wiederholt von den phön. Küstenstädten spricht. Die Stadt hat sich ihm also wohl freiwillig unterworfen. Denn zur Zeit der Amarna-Briefe herrscht hier ein äg. Regent (*ḫazanu* Knudtzon 89, 49; 139, 37) mit Namen

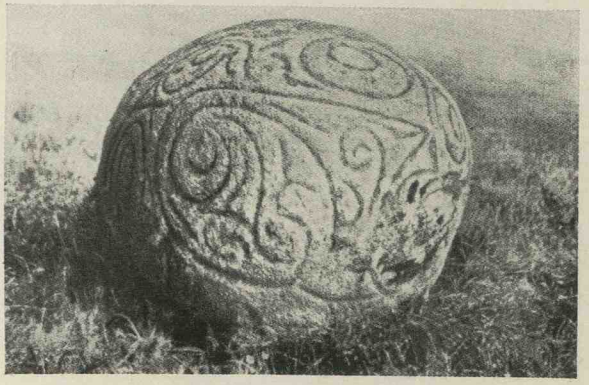
a



b



c



Turoe

c. Omphalos-Stein von Castle Strange bei Roscommon. Nach W. Bremer.

Ty Mawr

a. Steinsockel einer Rundhütte. — b. Grundriß einer Werkstätte. — Nach *Guide Bronze Age Brit. Museum.*



a



b

Tarragona

a. Sog. „Zyklopische Mauer" aus Tarragona mit Tor und Turm. Darüber römische und mittelalterl. Bauten. Nach Photographie.

Tyrus

b. Fliegeraufnahme. Bild der Stadt mit ihren Häfen. Im Vordergrunde Reste des von Alexander erbauten Belagerungsdammes. Nach Photographie des Bayerischen Kriegsarchivs, München.

Abimilki, der mit dem Adel der Stadt dem Pharao treu ergeben ist. In seinen Briefen (Nr. 146—155), die zum größten Teile an Amenḥotep III., zum kleineren an Amenḥotep IV. gerichtet (W. Riedel *Untersuchungen zu den Tell-el-Amarna-Briefen* 1920 S. 20ff.) und sehr geschickt geschrieben sind, berichtet er, dem Auftrage des Pharao (Nr. 149, 54ff.; 151, 49ff.) gemäß, über die Vorgänge in Phönikien. Dort sieht es trübe aus. Zimrida, der König von Sidon (s. d.), der mit dem Frevler Aziru und den Städten Arwad und Simyra in Verbindung steht (Nr. 149, 57ff.), bedrängt T. (*alu ṣurri*) hart (Nr. 146, 14ff.; 147, 66ff.; 148, 24ff.; 151, 10f.; 152, 7ff.). Schon ist es den Feinden gelungen, *uzu* (s. u. § 6) zu besetzen und damit die Inselstadt T. von aller Zufuhr abzuschneiden (Nr. 148, 11. 30; 149, 49; 150, 18). Es fehlt an Wasser und Holz, nicht einmal die Toten können begraben werden (Nr. 149, 50ff.; 151, 43f.; 154, 13ff.; 155, 18ff.). Deshalb ist Hilfe dringend nötig, die dann wohl auch eingetroffen ist. Anders erscheint T. in sonstigen Briefen. Zwar wird die Stadt als verbündet mit Byblos (s. d.) bezeichnet (Nr. 77, 14; 89, 22ff.; 92, 34), aber es scheint ein Umschwung eingetreten zu sein. Der Regent ist getötet worden (Nr. 89, 207), die Ägypten feindliche Partei hat gesiegt. Über die angeblichen Anspielungen in den Briefen des Abimilki auf die Religionsreform Amenḥoteps IV. und die Göttin *šalmajâti* vgl. W. Riedel *Untersuchungen* 1920 S. 20ff.

§ 3. Erst Sethos I. hat T. (äg. *ḏr*) wiedererobert (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* III 114). Der Pap. Anastasi I (unter Sethos II.) beschreibt T. als eine Stadt im Meere, reicher an Fischen als an Sand, zu der Wasser in Booten geschafft wird (A. H. Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911] S. 22; Atti del IV° congresso internazionale degli orientalisti I [1880] S. 15ff. J. Lieblein). Unter Merneptaḥ wird als Fürst von T. ein gewisser Ba'alat-remeg genannt und von Hoch-T. (=Zitadelle?) gesprochen (Pap. Anastasi III; H. Greßmann *Altorientalische Texte zum AT* 1926 S. 96). Ramses III. verzeichnet auch T. in seiner Siegesliste (W. M. Müller *Egyptological Researches* II [1910] Tf. 71, 121), und Wenamon hat es auf seiner Reise besucht (Greßmann *Texte* S. 72).

§ 4. Von hier an klafft eine Lücke in den geschichtlichen Nachrichten. Wahrscheinlich hat nun T. eine größere Bedeutung erlangt, da die minoische Seeherrschaft zusammenbrach. Die assyr. Feldzüge nach der Küste des mittelländischen Meeres haben die Stadt zunächst nicht berührt. So konnte der König Ḥirom (vgl. CIS I 5 *ḥrm*, hebr. *ḥîrôm* 1. Kön. 5, 24ff.; Josephus Εἴρωμος; assyr. *ḥirummu*; wohl eine Kurzform von *'aḥîrâm*) I. von T. (969—936 v. C.), Sohn des Abiba'al, nicht nur den Vorrang vor Sidon (s. d.) erlangen, den dieses bisher innegehabt hatte (vgl. die Bezeichnung Sidonier für alle Phöniker), sondern auch sein Herrschaftsgebiet erweitern (1. Kön. 9, 11ff.), Handelsfahrten unternehmen (1. Kön. 9, 26ff.; 10, 11ff.) und in T. große Bauten ausführen. Er erneuerte den Tempel des Melqart (*melek qart* = König der Stadt), der Astarte und des *ba'al-šamêm*, des Himmelsgottes. Die Insel, auf der dieser Tempel lag, vereinigte er mit der Stadt durch Dämme und Aufschüttung. Nach O hin wurde die Stadt ebenfalls ausgedehnt und der weite Platz (εὐρύχωρος) geschaffen (Josephus contra Apionem I 17f.). Auf Zypern (s. Kypros) wurde Kition als phön. Handelsniederlassung gegründet. Salomo erhielt von Ḥirom sachkundige Hilfe für den Bau des Tempels und des Palastes in Jerusalem (s. d.).

§ 5. Unter den folgenden Königen von T. (s. die Liste des Menander bei Josephus c. Ap. I 18; antt. VIII 5, 3) streckte Assyrien seine Hand nach den phön. Küstenstädten aus. Zwar hatte König Ithoba'al (hebr. *'etba'al* 1. Kön. 16, 31) die Machtstellung von T. noch steigern können (er heißt König der Sidonier, ebenso Ḥirom II., CIS I 5) und weitere Kolonien (Botrys an der syr. Küste, Auza in Afrika) gegründet, auch mit Israel sich verbündet, was durch die Heirat seiner Tochter Isebel mit Ahab sichergestellt wurde. Aber schon Assurnaṣirpal II. (884—859 v. C.) erhielt von T., das an erster Stelle unter den phön. Städten genannt wird, Tribut (KB I 109). Auch Salmanassar III. (859—824 v. C.) rühmt sich dessen zweimal (KB I 141ff.; s. a. Fremdvölker C § 14). Auf den Bronzetoren von *balawât* (s. Imgur-Enlil) ist dieser Vorgang abgebildet (Band III Tf. 97b, IV Tf. 73b;

Beiträge zur Assyriologie 6, 1 [1908] S. 16ff. Tf. 2 A. Billerbeck und Friedr. Delitzsch), wobei T. als eine durch einen schmalen Meeresarm vom Festland getrennte Festung dargestellt wird. Unter Pygmalion von T. soll 814 Karthago gegründet worden sein (Josephus c. Ap. I 18). Das soll wohl heißen, daß die längst bestehende Stadt mit T. in enge Verbindung tritt, die sich auf die Dauer erhielt. Aber Adadnirâri III. (812—782) spricht nicht nur von Tribut, sondern schon von Unterwerfung (KB I 191), und Tiglatpileser III. (746—727) bildete aus den Städten des n. Phönikiens eine assyr. Provinz und zwang T. aufs neue zum Tribut (II R. 67, 66f.). Trotzdem erhob T. wieder sein Haupt, und die fünfjährige Belagerung durch Sanherib (701—696 v. C.) endete mit dem Abzuge der Assyrer von der uneroberten Festung (Josephus antt. IX 14, 2). Da König Baʿlu von T. sich mit Ägypten verbunden hatte, begann Asarhaddon 673 v. C. wieder die Belagerung von Tyrus. Ein Versuch des Baʿlu, durch Unterwerfung sich sein Land zu retten, mißlang, und nach neuer Belagerung mußte er sich 668 Assurbanipal ergeben (KB II 149, 169, 239). Eine neue assyr. Provinz wurde geschaffen, zunächst *Ušu* (s. u. § 6), dann aber T. selbst zum Sitze des assyr. Statthalters bestimmt (E. Forrer *Die Provinzeinteilung des assyr. Reiches* 1921 S. 66f.). Da der Handel ungestört blieb, konnte T. zufrieden sein. Als aber die Kolonien, insbesondere Zypern, sich von der Mutterstadt lösten und Nebukadnezar T. ganz in seine Gewalt bringen wollte, leistete die Stadt erbittert Widerstand und hielt selbst eine dreizehnjährige Belagerung (585—573 v. C.) aus (Josephus c. Ap. I 21; antt. X 11, 1 vgl. Ezech. 26ff.; Theol. Lit.-Ztg. 50 [1925] S. 485f. E. Unger; Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 3 [1926] S. 314ff. ders. [5 babyl. Tontäfelchen mit der Erwähnung des *šandabakku* = Oberkommissars in T.]). Erst Alexander d. Gr. gelang es 332 v. C., durch Anlage eines großen Dammes vom Festlande nach der Insel hinüber die Stadt zu erobern.

R. Pietschmann *Geschichte der Phönizier* 1889 S. 61ff.; F. Jeremias *Tyrus bis zur Zeit Nebukadnezars* 1891; H. Guthe *Kurzes Bibelwörterbuch* 1903 S. 687ff.; *Realencyklopädie für prot. Theol. und Kirche* XVIII³ (1906) S. 284ff. ders.; W. B. Fleming *The History of Tyre* 1915.

§ 6. Gegenüber der Inselstadt lag auf dem Festland ein anderer Ort, der mit T. eng verknüpft war. Bereits auf äg. Scherben des MR wird er als *ỉwꜣṯỉ* erwähnt (Abh. Preuß. Akad. 1926, 5 S. 56 K. Sethe). Sethos I. führt ihn in seiner Siegesliste auf (J. H. Breasted *Ancient Records of Egypt* III 114; W. M. Müller *Egyptological Researches* I [1906] S. 44; ders. *Asien und Eur.* S. 194). Der Pap. Anastasi I nennt ihn unmittelbar vor T. (Gardiner *Egyptian Hieratic Texts* I 1 [1911] S. 22*). Auch die Amarna-Briefe bestätigen die Verbindung mit T., wenn Abimilki den Pharao bittet, ihm ^{alu}*úzu*^{ki} wieder zu verschaffen, damit er Holz und Wasser bekomme und seine Toten bestatten könne (Knudtzon 148, 11. 30; 149, 49; 150, 18). Sanherib nennt es zwischen *ṣariptu* (Zarpat), *maḫalliba* (heute *maḥālîb* n. von T.) und *akzibi* (KB II 91). Assurbanipal mußte einen Aufstand in *ušu* und Akko niederschlagen (KB II 229). Mit diesem Orte ist wohl der in § 1 genannte Οὐσῶος verknüpft. Josephus gibt dem Ort den Namen Παλαίτυρος (antt. IX 14, 2; vgl. Strabo XVI 2, 24), was insofern richtig ist, als die Insel sicher vom Festland aus besiedelt wurde, falsch deshalb, weil der Name T. nur der Inselstadt zukommt. Die Lage von *ušu* bezeichnet heute wohl der *tell rāšidîje* bei *rās elʿain* (Annual of the American Schools of Oriental Research 6 [1926] S. 20 W. F. Albright).

§ 7. Die eigentliche Stadt T. lag also auf einer Insel nahe dem Festlande. Der griech. Name Τύρος ist die spätere (kleinasiatische?) Aussprache des sem. *ṣor*, was die Ägypter mit *ḏr*, die Amarna-Briefe und die Assyrer mit *ṣurri* wiedergeben. Der heutige Ort *ṣūr*, der den alten Namen bewahrt hat, liegt am n. Ende einer Halbinsel (vgl. H. Guthe *Bibelatlas*² 1926 Karte 5, 3), die wohl durch die Bauten des Ḥirom (s. o. § 4) aus zwei Inseln entstand und erst durch den Damm Alexanders und spätere Anschwemmungen mit dem Festland verbunden wurde. Vielleicht ist die Südlinie der alten Stadt im Laufe der Jahrhunderte durch das Meer oder Erdbeben beschädigt worden. Im Altertum hatte der Ort zwei Häfen, den sidonischen im N, der heute stark versandet ist, den äg. im S, der

K.W.H. 40/61. 25.VII.1929

jetzt verschwunden ist. Die ersten arch. Untersuchungen wurden 1838 von J. de Bertou (*Essai sur la topographie de Tyr* 1843) und Poulain de Bossay (*Recherches sur Tyr et Palaetyr* 1864; vgl. Bulletin de la société de géographie 9 [1838] S. 47f. ders.; ebd. 11 [1839] S. 150ff. J. de Bertou) ausgeführt, ergaben jedoch die falsche Annahme, daß die s. Insel, auf der einst der Tempel des Melqart gestanden hat, weggespült sei (C. Ritter *Die Erdkunde* XVII² [1854] 1 S. 320ff.). Erst die frz. Expedition hat 1860 den wirklichen Tatbestand aufgeklärt (E. Renan *Mission de Phénicie* 1864 S. 569ff.). Von Resten der alten Zeit ist wenig erhalten. Auch die neuesten Grabungen (seit 1921) haben nicht viel wirklich Altes zutage gefördert. Die Untersuchung der auf dem Festland liegenden Begräbnisplätze, die schon Renan begonnen hatte, wurde fortgesetzt, ergab aber durchweg nur Funde aus der Zeit seit dem 4. Jh. v. C. (Syria 3 [1922] S. 1ff., 116ff. D. de Lasseur). Dasselbe gilt von den Arbeiten bei *maʿšûq* und am *tell rāšidîje*, wo die Quellen von *rās el-ʿain* wohl schon sehr früh gefaßt und für die Wasserversorgung von T. nutzbar gemacht worden sind. Wahrscheinlich sind die Überbleibsel der älteren Schichten wie in Sidon unter meterhohem Schutt begraben, so daß es sehr schwer sein wird, sie wiederzufinden.

Peter Thomsen

CAROLI
FUNDATIONEA UNIVERSITAS

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Reallexikon der Vorgeschichte

unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter

herausgegeben von

MAX EBERT

o. Professor an der Universität Berlin

15 Bände in Lexikon-Oktav-Format

I. Aal—Beschneidung. Mit 135 Tafeln. 446 Seiten. 1924.
34.—, in Halbleder geb. 42.—

II. Beschwörung—Dynastie. Mit 229 Tafeln. 476 Seiten. 1925.
51,50, in Halbleder geb. 65,50

III. Ebenalphöhle—Franken. Mit 154 Tafeln. 408 Seiten. 1925.
36.—, in Halbleder geb. 44.—

IV. 1. Hälfte: Frankreich—Gezer. Mit 132 Tafeln. 330 Seiten. 1926.
32.50, in Halbleder geb. 41,50

2. Hälfte: Ghirla—Gynokratie. Mit 141 Tafeln. 251 Seiten. 1926.
33.60, in Halbleder geb. 42.50

V. Haag—Hyksos. Mit 136 Tafeln. 416 Seiten. 1926.
38.—, in Halbleder geb. 47.—

VI. Iberer—Kleidung. Mit 106 Tafeln. 394 Seiten. 1926.
36.—, in Halbleder geb. 45.—

VII. Kleinasien—Malta. Mit 234 Tafeln. 370 Seiten. 1926.
50.50, in Halbleder geb. 60.50

VIII. Maltaja—Noppenring. Mit 195 Tafeln. 548 Seiten. 1927.
54.—, in Halbleder geb. 64.—

IX. Norddeutschland—Oxusschatz. Mit 251 Tafeln. 322 Seiten. 1927.
50.—, in Halbleder geb. 59.—

X. Pacht—Pyrenäenhalbinsel. Mit 172 Tafeln. 391 Seiten. 1928.
43.50, in Halbleder geb. 52.50

XI. Quadesch—Seddin. Mit 160 Tafeln. 445 Seiten. 1928.
41.—, in Halbleder geb. 50.—

XII. Seedorfer Typus—Südliches Afrika. Mit 113 Tafeln. IV, 466 Seiten. 1928 . . . . . 49.80, in Halbleder geb. 58.80

XIII. 1. Lieferung: Südostbaltikum—Südrußland. 1928. . . . . 7.20

2. u. 3. Lieferung: Südrußland—Szalacska. Mit 77 Tafeln. 1929. 16.80

4. u. 5. Lieferung: Szamos-Ujvàr—Totenkultus. Mit 21 Tafeln. 1929 . . . . . 17.10

XIV. 1. Lieferung: Uckermark—Vase. 1928 . . . . . 12.—

2. Lieferung: Vase—Verwandtschaft. 1928 . . . . . 8.40

3. u. 4. Lieferung: Verwandtschaft—Wirtschaft. 1928 . . . . 25.20

XV. Registerband . . . . . Im Druck.

Die Bände sind auch einzeln zu beziehen

„Das Reallexikon der Vorgeschichte wird zweifellos auf lange Zeit hinaus das grundlegende Nachschlagewerk für alle Arbeiten auf dem Gebiete der Vorgeschichte werden. Kein wissenschaftlich arbeitender Prähistoriker wird dieses Werk entbehren können. Schließlich wird jeder Gebildete gerne zu diesem wertvollen Werke greifen, das ihm Anregung und Belehrung in weitem Maße geben kann." Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Vorgeschichtliche Forschungen

In Verbindung mit O. Almgren, G. Karo, B. Meissner, H. Obermaier und H. Ranke herausgegeben von M. Ebert. Lexikon-Oktav.

Band I, Heft 1: *Hausurnen.* Von Friedrich Behn. Mit 39 Tafeln. 120 Seiten. 1924. 16.—

„Behns Arbeit gibt mehr, als der Titel besagt, wenn man unter Hausurnen als Haus charakteristische Gefäße versteht, die für die Aufnahme des Leichenbrandes bestimmt sind, denn Behn schließt auch tönerne Hausmodelle mit ein, die aus Siedlungen stammen, deren Bestimmung nicht sicher ist. Er verfolgt das Vorkommen von Hausurnen und Hausmodellen von Nordeuropa bis nach Vorderasien und Nordafrika."
Mannus.

Heft 2: *Die Wandalen in Niederschlesien.* Von Kurt Tackenberg. Mit 32 Tafeln. 133 Seiten. 1925 . . . . . 16.—

„In einer umfangreichen Arbeit beschreibt der Verfasser die Überreste der wandalischen Kultur, soweit sie im Boden erhalten geblieben sind: Gefäße, Waffen, Hausgrundriß. Das Buch stellt eine in ihrer Art vorbildliche monographische Bearbeitung einer geschlossenen Kulturgruppe dar, durch welche die germanische Vorgeschichte eine sehr wesentliche und wertvolle Förderung erfahren hat."
Blätter für deutsche Vorgeschichte.

Heft 3: *Die ältere Bronzezeit in Schlesien.* Von Bolko Frhr. von Richthofen. Mit 34 Tafeln und 3 Karten. 164 Seiten. 1926 . . . . . 22.50

Diese Untersuchung über die Entstehung des Lausitzer Stiles in Ostdeutschland, besonders in Schlesien, ist ein Grundpfeiler für die Erforschung der ostdeutschen Bronzezeitkultur.

Heft 4: *Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg.* Von Ernst Sprockhoff. Mit 58 Tafeln. 138 Seiten. 1926 . . . . . 36.—

„Mit diesem Buch ist endlich eine große Lücke in der Literatur über die jüngere Steinzeit ausgefüllt. Was bisher in gänzlich veralteter Darstellung nur sehr dürftig der Öffentlichkeit vorlag, ist nun in mustergültiger und umfassender Weise bearbeitet worden. Gerade heute, wo den Fragen der Jungsteinzeit innerhalb der Vorgeschichtsforschung allenthalben ganz besonderes Interesse zugewandt wird, muß ein derartiges Werk doppelt willkommen sein."
Nachrichten der Deutschen Anthropol. Gesellschaft, Wien.

Band II, Heft 1: *Das Schwert der Skythen und Sarmaten in Südrußland.* Von Waldemar Ginters. Mit 43 Tafeln. Groß-Oktav. VI, 94 Seiten. 1928 . . . . . 22.—

Diese diffizile Studie geht den Schwertformen der Skythen und Sarmaten in Südrußland nach und bearbeitet so ein Gebiet, das in seinem ganzen Umfange noch nicht systematisch erforscht worden ist. Die systematische Ordnung und Gruppierung dieses weitläufig verstreuten Materials ist eine besondere Tat des Verfassers.

Heft 2: *Frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen.* Von Ernst Petersen.

Vorgeschichtliches Jahrbuch

Für die Gesellschaft für vorgeschichtliche Forschung herausgegeben von Max Ebert. Groß-Oktav.

Band I: *Bibliographie des Jahres 1924.* Mit einem Bildnis Luigi Pigoronios und 5 Tafeln. IV, 160 Seiten. 1926 . . . . . 15.—, geb. 17.—

Band II: *Bibliographie des Jahres 1925.* Mit 6 Tafeln und einer Abbildung im Text. IV, 344 Seiten. 1926 . . . . . 25.—, geb. 28.—

Band III: *Bibliographie des Jahres 1926.* IV, 406 Seiten. 1928 . . . . . 36.—, geb. 38.—

Jeder Band wird durch einen Aufsatz, der eine Frage von allgemeiner Bedeutung, eine wichtige Entdeckung oder größere Grabung behandelt, eröffnet, wissenschaftliche und persönliche Nachrichten beschließen ihn.

Alteuropa

Eine Vorgeschichte unseres Erdteils. Von Carl Schuchhardt. Mit 42 Tafeln und 164 Textabbildungen. Zweite Auflage. Groß-Oktav. XIV, 308 Seiten. 1926. 20.—, geb. 22.50

„Bei der ungemeinen Anteilnahme, der diese kulturgeschichtlichen Fragen begegnen, wird kaum ein Gebildeter an diesem umfassenden Buche vorübergehen. Wer sich ein bestimmtes Bild des geschichtlichen Verlaufes überhaupt machen will, kann diese Darlegung der Grundlagen nicht außer acht lassen."
Neue Preußische Lehrerzeitung.

Kunst und Kultur der Vorzeit Europas

Von Dr. phil. Herbert Kühn, Privatdozent an der Universität Köln.

Band I: *Das Paläolithikum.* Mit 169 Abbildungen im Text, 120 Tafeln in Schwarzdruck, 6 Tafeln in Buntdruck, 8 Karten und Namen-, geographischem und Sachverzeichnis. Lexikon-Oktav. II, 529 Seiten. 1929 . . . . . 40.—, geb. 42.—

Die erste größere zusammenfassende Darstellung der Kunst und Kultur der Eiszeit. Das Werk, in dem eine Fülle bisher unbekannten Materials verwertet wird, ist für Vor- und Kunstgeschichte, für Philosophie, Religions- und Kulturgeschichte von höchster Bedeutung, weil es die Wurzeln für alle Erscheinungsformen des späteren geistigen Lebens des Menschen aufdeckt.

Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens

Von Josef Schranil. Mit einem Einleitungskapitel über die ältere Steinzeit von Hugo Obermaier. Mit 74 Tafeln und 32 Textabbildungen. Groß-Oktav. VIII, 375 Seiten. 1928/29. 43.—, geb. 45.—

(*Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte*, herausgegeben von Reinhold Trautmann und Max Vasmer. 4. Band.)

Die Verfasser führen den großen Reichtum an vorzeitlichem Material, das die Funde in den böhmischen Ländern bieten, in typischen Proben vor. Für die Anlage des Buches wurde eine Methode angewandt, die die Ergebnisse der Forschung nicht nur in synthetischer Form darbietet, sondern auch in einem analytischen Verfahren den Reichtum an Formen vor den Augen des Lesers entfaltet und die einzelnen Kulturgruppen in den Hauptzügen charakterisiert.

Prähistorische Flachgräber bei Gemeinlebarn in Niederösterreich

Von Josef Szombathy. Mit 43 Abbildungen im Text und 26 Tafeln. Quart. III, 78 Seiten. 1929 . . . . . 18.—

(Römisch-germanische Forschungen, herausgegeben von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts zu Frankfurt a. M., Band 3.)

Die vorliegende Publikation stellt eine für die prähistorische Forschung äußerst wertvolle Materialsammlung dar. Der Verfasser gibt erschöpfend Auskunft über die prähistorischen Fundstellen bei Gemeinlebarn, über Fundgeschichte, Grabungstechnik, Anordnung der Gräber und Beraubungen. Die Untersuchung ergibt, daß die Skelettgräber größtenteils in die erste Stufe der Bronzezeit und nur wenige von ihnen in die folgenden Stufen fallen. Die Brandgräber gehören der letzten Stufe der Bronzezeit und den älteren bis mittleren Stufen der Hallstattperiode an.

Ausgrabungen auf dem Burgwalle von Garz (Rügen)

Von C. Schuchhardt, O. Stiehl und W. Petzsch. Mit 1 Tafel und zahlreichen Textabbildungen. 36 Seiten. (S.-A. aus den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse. XXVII. 1928) 2.50

Urgeschichte der Menschheit

Von Professor Dr. Moritz Hoernes. Neubearbeitet von Professor Dr. Friedrich Behn. Mit 100 Figuren. (Sammlung Göschen Bd. 42) . . . . . Geb. 1.50

„Wer jemals selbst versucht hat, einen umfangreichen Stoff — hier die ganze europäische Vorgeschichte — auf äußerst geringem Raum zu behandeln, der muß zugeben, daß es Behn vortrefflich verstanden hat, seine Aufgabe zu meistern." *Blätter für deutsche Vorgeschichte.*

Kultur der Urzeit

Von Professor Dr. Moritz Hoernes. Neubearbeitet von Professor Dr. Friedrich Behn.

I. Steinzeit. Mit 50 Abbildungen . . (Sammlung Göschen Bd. 564.) . . . .
II. Bronzezeit. Mit 50 Abbildungen. (Sammlung Göschen Bd. 565.) . . . . } Geb. je 1.50
III. Eisenzeit. Mit 50 Abbildungen. (Sammlung Göschen Bd. 566.) . . . .

Die Bände geben einen erschöpfenden Überblick über die prähistorische Zeit, die Abbildungen enthalten vorzügliches Anschauungsmaterial.

Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde

Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas. Von Dr. jur. h. c. O. Schrader, weiland o. Professor an der Universität Breslau. Zweite, vermehrte und umgearbeitete Auflage, herausgegeben von A. Nehring. Lexikon-Oktav.

Erster Band: A—K. Mit 59 Tafeln und 61 Abbildungen im Text. X, 672 Seiten. 1917—1923. 33.80, geb. 36.80

Zweiter Band: L—Z, Wortverzeichnis und Literaturverzeichnis. Mit 54 Tafeln und 31 Abbildungen im Text. VI, 862 Seiten. 1923—1928 . . . . . 56.10, geb. 59.10

Das vorliegende Werk führt uns die ältesten inneren und äußeren Umstände der indogermanischen Völker vor Augen und von da zurückschließend auch die ihres Stammvolkes, und zwar an Hand der geschichtlichen Nachrichten, der ausgegrabenen Altertümer und der Sprache. Die neue Auflage ist um zahlreiche ethnographische Aufsätze und archäologisch-kulturgeschichtliches Abbildungsmaterial vermehrt worden.

Reallexikon der germanischen Altertumskunde

Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrter herausgegeben von Johannes Hoops. Vier Bände. Lexikon-Oktav. 1911—1919. . . . 80.—, geb. 90.—, in Halbleder 100.—

Das große Werk spiegelt nicht nur den heutigen Stand der Wissenschaft wider: indem es die besten Kräfte des In- und Auslandes in den Dienst des germanischen Altertums gestellt hat, treten vielfach auch neue Ergebnisse der Mitarbeiter hervor. Quellenangaben und Literaturnachweise bieten Lehrenden und Lernenden Stoff zur Nachprüfung und Anregung zur weiteren Arbeit, zahlreiche Abbildungen erhöhen den Reiz des Werkes durch Veranschaulichung.

Die Germanen

Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Von Torsten Evert Karsten. Mit 4 Tafeln und 8 Textabbildungen. Groß-Oktav. X, 241 Seiten. 1928. 13.—, geb. 15.—

Dieses Werk ist eine Übersetzung und Bearbeitung seiner schwedischen Originalausgabe, die bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte. Es stellt den ersten Versuch von nichtdeutscher Seite in Deutschland dar, Sprache und Kultur der gesamten germanischen Rasse darzustellen unter Einschluß auch ihrer numerisch kleinsten und zivilisatorisch vielleicht rückständigsten Splitter, wie die der finnländischen und ostbaltischen Schweden und ihrer Vorfahren, die es als gleichberechtigte Teile der großen germanischen Sprach- und Kulturwelt einbezieht.

Altgermanische Kulturprobleme

Von Franz Rolf Schröder, o. ö. Professor an der Universität Würzburg. Oktav. VI, 151 Seiten. 1929. (Trübners Philologische Bibliothek, 11. Band) . . . . 6.—, geb. 7.—

Auf die Entlehnungstheorie gestützt, weist der Verfasser nach, daß schon die altgermanische Zeit auf den verschiedensten Gebieten des kulturellen und geistigen Lebens entscheidende Einwirkungen vom Orient und von der Antike empfangen hat.

Nordische Altertumskunde

Nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig gemeinfaßlich dargestellt von Sophus Müller. Deutsche Ausgabe unter Mitwirkung des Verfassers versorgt von O. L. Jiriczek. Zwei Bände . . . . . Geb. 25.—

Band I: *Steinzeit—Bronzezeit.* Mit 253 Abb. im Text, 2 Taf. und 1 Karte. Oktav. XII, 472 S. 1897

Band II: *Eisenzeit.* Mit 189 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Oktav. VI, 324 Seiten. 1898.

Germanische Heldensage

Von Professor Dr. Hermann Schneider.

Band I: Einleitung: Ursprung und Wesen der Heldensage. 1. Buch: Deutsche Heldensage. X, 443 Seiten. 1928 . . . . . 15.—, geb. 17.—

(Grundriß der germanischen Philologie Band X.)

Dieses Buch macht zum erstenmal den Versuch einer zusammenfassenden Behandlung der germanischen Heldensage unter Berücksichtigung aller Sagenkreise von den ältesten verlorenen Liedern der Völkerwanderungszeit bis zu den hauptsächlich erhaltenen Denkmälern des späteren Mittelalters.

Die Konservierung von Altertumsfunden

Mit Berücksichtigung ethnographischer und kunstgewerblicher Sammlungsgegenstände. Von Professor Dr. Friedrich Rathgen.

I. *Stein und steinartige Stoffe.* Mit 98 Abbildungen. Dritte, umgearbeitete Auflage. Oktav. VIII, 170 Seiten. 1926 . . . . . 6.50, geb. 7.50

II. und III. Mit 65 Abbildungen. Zweite Auflage. Oktav. X, 174 Seiten. 1924. 6.50, geb. 7.50

I. bis III. in einem Bande 12.50, geb. 14.—

(Handbücher der Staatlichen Museen zu Berlin, Band VII.)

Deutscher Kulturatlas

Herausgegeben von Gerhard Lüdtke und Lutz Mackensen. Quer-Folio. Etwa 500 Karten. Die Ausgabe erfolgt außerhalb der Reihenfolge in Lieferungen von je 8 Karten. Jeden Monat eine Lieferung. Subskriptionspreis der Lieferung bei Bezug des ganzen Atlasses 1.60. Die Karten können auch einzeln, und zwar von 8 Exemplaren an, bezogen werden. Jede Karte —.25. Sammeldecke in Leinen, Format 17×37 cm, 3.—

Die Karten umfassen folgende Gebiete: *Vorgeschichte, Geschichte, Siedlung, Wirtschaft* und *Verkehr, Religionsgeschichte, Recht, Sprache, Literaturgeschichte, Bildungsgeschichte, Philosophie, Kunstgeschichte, Musik.*

Bisher erschienen u. a. folgende Karten:

1. Die ältere Steinzeit I / 2. Die ältere Steinzeit II / 3. Kunst der Eiszeit / Die mittlere Steinzeit / 7. Vollneolithikum / 7a. Jüngere Steinzeit: Tonwaren / 8. Jüngere Steinzeit: Hausbau / 10. Bergbau der Metallzeit / 11. Ältere Bronzezeit: Kulturkreise / 13. Tracht der Bronzezeit / 36. Slaven auf germanischem Boden im frühen Mittelalter / 37. Die Nordmark im frühen Mittelalter / 44. Besiedlung zur Karolingerzeit / 47. Handelsstraßen und -städte des frühen Mittelalters / 49. Mission der Merowingerzeit (bis 687) / 53. Bischofssitze und Sprengel der Karolingerzeit / 73. Karolingische Baukunst / 76. Malerei und Plastik der Karolingerzeit (Historische Übersicht) / 85. Verbreitung des Gregorianischen Gesanges / 96. Der Deutsche Ritterorden bis 1525 / 98. Jahresanfänge im Mittelalter / 142. Verbreitung der Rolandbildsäulen / 144. Die deutschen Druckorte des 15. Jahrhunderts (Verbreitung der Buchdruckerkunst).

Auf Wunsch kostenlose Zusendung unseres Sonderverzeichnisses VORGESCHICHTE und unseres Fachkataloges VORGESCHICHTE, ARCHÄOLOGIE und ALTERTUMSKUNDE

WALTER DE GRUYTER & CO, BERLIN W 10, GENTHINER STR. 38

VERIFICAT 2017
VERIFICAT 1937
VERIFICAT 2007
BIBLIOTECA